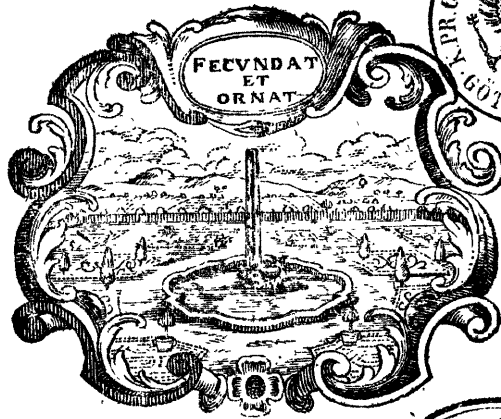


Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1813.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich



Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1813

by unknown author

Göttingen; 1813

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



1

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1813.

Paris und Strasburg.

Chez Treutell et Würtz : Voyage pittoresque de l'Oberland, ou description de vues prises dans l'Oberland, district du Canton de Berne. Accompagnée de notices historiques et topographiques, avec quinze planches coloriées, et une carte itinéraire. 90 Seiten in gr. Quart.

Die Schweiz ist ein classischer Boden für Vaterlands- und Freyheitsliebe. Manche der Tugenden, die sowohl dem Einzelnen, als dem Mitgliede gesellschaftlicher Vereine gehören, Religiosität, Frömmigkeit, Sitteneinfalt, Mäßigkeit, scheinen auf diesen hohen Alpen, so nahe am Himmel, und vom Gerümmel der Erde so fern, ihren Sitz und Zufluchtsort auf immer gewählt zu haben. Jedem Gebildeten in Europa zwingt dieses merkwürdige Land die aufrichtigste Huldigung ab. Die Bewunderung selbst, die von dem Anblicke des an pittoresken Schönheiten so reichen Bodens erregt wird, scheint das Interesse an dem inwohnenden biederen Volke zu verdoppeln. In der That, übertrifft die Schweizer-Alpenkette Alle übrigen auf der Erde an Pracht, Größe, Mannigfaltigkeit, Reiz, Anmuth und glücklicher Zeichnung der Umrisse. (Dies wird auf Seite

H

3 und 4 der *Remarques préliminaires* einleuchtend dargethan.) Daher ist es nicht befremdend, daß so viele Beschreibungen, Ausichten des Schweizerlandes (deren weiträufige Literatur in Ebel's Anleitung die Schweiz zu bereisen. Bd. I. Absch. 16. u. 17 S. 144-208, zu finden ist) auch existiren mögen, jedes Buch darüber, jedes darstellende Blatt, das neu erscheint, und ein gewisses Gepräge der Gediegenheit an sich trägt, willkommen und mit einer Art von andächtiger Neugier empfangen wird. Der Leser, oder der Zuschauer wird, beim bloßen Namen dieser heiligen Stätte Europäischer Menschheit, dieses Pracht-Schauplatzes erhabener Naturscenen, moralisch, artistisch, und tief angeregt.

Diese Wirkung wird gegenwärtiges Werk nicht verfehlen. Hier bekommen wir, begleitet von einem erklärenden bedeutungsvollen Texte, vierzehn neue Blätter, von der Hand eines trefflichen Schweizer-Künstlers, Hrn. Weibel, geätzt und gemahlt. (Das auf dem Titel angegebene funfzehnte ist nur ein, freylich sehr schönes Titelblatt des bekannten Dunfer.) Sie stellen vierzehn ausgesuchte Landschaften vor, die insgesammt dem Berner-Oberland gehören, d. h. den unter den Alpenthälern mit Recht so berühmten Thälern von Hasli, Grindelwald und Lauterbrunnen. Sie sind in folgender Ordnung gereiht. I. *Vue de la ville de Thoun*. (Anmuthig und lächelnd.) II. *Vue des environs de Thoun*. (Majestätisch und voll ruhiger Würde.) III. *Vue du château d'Oberhofen*. (Leppig und glänzend.) IV. *Vue du château de Spiez*. (Mild und duftig.) V. *Vue de la ville d'Unterseen*. (Ruhig, labend.) VI. *Vue d'Interlaken*. (Ein ausgezeichnetes Blatt! prächtige Bergnatur!) VII. *Ruine d'Unspunnen*. (Schöne Wald- und Bergpartie; etwas grell an Colorit.) VIII. *La cime de la Jungfrau*. (Wieder ein herrliches Blatt! groß und erhaben!) IX. *Vue des glaciers du Grindelwald*. (Düster, Schauder erregend.)

X. *Vue des glaciers de Roselani.* (Ein höchst gefälliges warmes Gemählde, besonders durch seinen schön gehaltenen Ton bemerkenswerth.) XI. *Vue de Meyringen, dans la vallée d'Oberhasli.* (Eine reiche, durch Mannigfaltigkeit angenehme Gegend.) XII. *Vue du pont de Wyler et de la chute de l'Olt-schenbach.* (Lieblich im Vordergrund, im Hintergrund imponirend.) XIII. *Vue du village de Brienz.* (Wasser und Berge; schöne, duftige Haltung.) XIV. *Vue du château de Ringenberg.* (Stille, sehr ansprechende Landschaft; erinnert an die besten in England.) Die topographische Charte, die voran steht, und die der Verständigung der dargestellten Gegenden sehr zu Statten kommt, ist nach der großen des Hrn. Ingenieur-Hauptmann Weiß, reducirt.

Es ließe sich noch Vieles sagen zum verdienten Lobe der vierzehn oben benannten Blätter. Bemerkenswerth ist schon, daß sie nicht mit Farben gedruckt, sondern daß die Farben erst nach dem Druck der Umriffe, mit dem Pinsel aufgetragen sind; vor allem aber, die genaue Kenntniß des Locals, die den Künstler beständig leitete, die topographische Einsicht, die er in seinen Zeichnungen so anschaulich zu machen gewußt, die strenge Treue und Wahrheit, die er beobachtet hat, ohne dem mahlrischen Effect im geringsten zu schaden. "*L'ignorance en topographie* (heißt es in den *Remarques préliminaires*) nuit à l'impression générale du tableau. Elle rapetisse le cadre; elle nous fait perdre une foule de beautés de détail, et mal juger les effets des ombres et de la lumière. Celui qui, dans deux contours superposés, ne croit voir que deux étages de la même montagne, n'apprécie pas les distances et la grandeur des objets aussi-bien que celui qui fait qu'une vallée considérable se prolonge entre ces deux courbes, ou qu'un vaste réservoir sépare et baigne leurs bases." — Endlich müssen wir noch an unserm Künst-

ler das tiefe und zarte Gefühl der Alpen-Natur, der Licht- und Luftschattirungen in diesen hohen, den Wolken benachbarten Gegenden, rühmen. (Lauter Eigenschaften, die dem inländischen Künstler besonders zukommen, und dem Fremden gar leicht abgehen.) Was sein Zweck war, geben übrigens folgende Worte an: "*De faire connaître ce qui caractérise particulièrement les beautés pittoresques des hautes Alpes, de préparer les voyageurs à la jouissance raisonnée des scènes majestueuses qui l'attendent, et de faire éprouver à ceux qui ne peuvent y voyager, quelque chose d'analogue aux effets magiques que produit leur vue sur l'ame du spectateur.*" Ein, wir müssen es gestehen, vollkommen errungener Zweck!

Was aber ein Hauptvorthail für die Arbeit des Künstlers, als Werk betrachtet, war, ist das Glück, einen Erklärer gefunden zu haben, der, bey Gelegenheit dieser Aussichten seines theuern Vaterlandes, alle reiche Schätze seines Gemüthes und seines Geistes zu entwickeln sich bewogen fand; und indem er hier der zufälligen Ordnung der Bilder folgte, eine Masse von topographischen, geologischen, historischen, politischen, artistischen Ansichten gibt, welche das Werk zur classischen Würde in diesem Fache erhebt.

Der Verfasser dieser Erklärungen, oder (und eigentlicher) des *Voyage pittoresque*, hatte sich vorgenommen, anonym zu bleiben. Da aber sein in der Schweiz hochgeachteter Name, dort errathen, und kein Geheimniß geblieben ist, so glauben wir auch hier ihn entschleiern zu dürfen. Es ist Herr Phil. Alb. Stapfer, Mitglied des großen Rathes des Cantons Argau, ehedem unser gelehrter Mitbürger, und vor Kurzem zum ordentl. Mitgliede unserer Königl. Societät erwählt. (S. hierüber St. 196. Seite 1955 des Jahrgangs 1812, wo seine Vornahmen wie oben zu berichtigen sind.) Vor der

Schweizerischen Revolution, 1798, war Herr Stapfer, obgleich damals sehr jung, Professor der Theologie und Philosophie auf der hohen Schule zu Bern; nachher Minister der Künste und Wissenschaften, und bald darauf bevollmächtigter Gesandter der Helvetischen Republik bey der Consular-Regierung in Paris. Hr. Stapfer ist durch mehrere vorzügliche Schriften bekannt, deren wir nur eine hier anführen wollen: *De natura, conditore et incrementis Reipublicae ethicae Bernae. 1797. 107 S. 8.* Er hat es übernommen, die Deutschen Biographien in der jetzt vorrückenden *Biographie universelle* der Gebrüder Michaud in Paris, wovon sechs Bände schon erschienen sind, zu liefern. Von ihm haben wir noch vorzüglich zu ermarteten eine geschichtliche Entwicklung des ersten Jahrhunderts der Christlichen Kirche, die nicht anders als lichtvoll und herzerhebend ausfallen kann.

Was die hier angezeigte Schrift selbst betrifft, so ist sie, ihrer fragmentarischen nothwendigen Form wegen, eines regelmäßigen Auszugs nicht fähig. Wir müssen uns damit begnügen zu sagen, daß sie uns ganz einheimisch in dem herrlichsten und besuchtesten Theile des Schweizer Hochlandes macht; daß man bey jedem Schritte die lebendigste, sowohl topographische als ästhetische Anschauung aller bemerkenswerthen Gegenstände erhält; daß die zahlreich eingestreuten historischen Notizen die tiefste Kenntnisse der vaterländischen Geschichte verrathen; und daß insbesondere die Auseinandersetzung des Ursprungs und der Befestigung der Regierungsform des Cantons Bern, viel treffende und neue Winke darbietet. Bescheiden, aber frey, hat der Verfasser sich über die Politik seiner Vaterstadt geäußert, wie es einem Mann, wie es einem Schweizer geziemt. Ein Beyspiel mag hier hinreichen. Es ist die Rede von den Eigenheiten des Regierungsrechts einer

erblich privilegirten Caste über eine ganze Nation: "*Les aristocraties* (wird gesagt, S. 79 und 80) *sont d'excellentes formes de gouvernement pour assurer le bien-être physique de l'homme. Ces gouvernemens sont doux et paternels; ils donnent à leurs sujets tous les soins que l'économe prudent et humain a pour son troupeau: les impôts y sont nuls ou modérés, et la sûreté des personnes et des propriétés y est moins fréquemment violée que sous tout autre régime. Mais si le matériel de l'homme se trouve bien de cette forme de gouvernement, il n'en est pas de même de son moral. Il s'y sent perpétuellement humilié; les âmes fières sont blessées, les âmes vulgaires se dégradent. Pour ennoblir l'homme, il faut le relever à ses propres yeux; mieux vaut qu'il paye de fortes impositions, que d'être avili. Dans les monarchies, la splendeur du trône n'humilie personne; la faveur pouvant élever le sujet le plus obscur aux plus hautes dignités maintient une espèce d'égalité au milieu des distinctions sociales. Dans les aristocraties, la démarcation entre la caste régnante et la caste sujette est funeste à toutes les deux; elle détend les ressorts moraux: d'un côté, on est sûr de parvenir sans s'en être rendu digne; de l'autre, on n'a aucun intérêt à se distinguer sans utilité: qui ferait des efforts à pure perte? Le système exclusif paralyse les facultés des deux classes également.*"

Wie gern, wenn der Raum es erlaubte, würden wir unsern Lesern treffende Bemerkungen jeder Art mittheilen; dann auch einige beschreibende Stellen, worin die Eindrücke so treu und so lebendig wieder gegeben werden, die den Zuschauer ergreifen bey der wirklichen Ansicht der Alpen! Stellen, worin die warme Betrachtung so vieler Wunder der Natur, die Seele andächtig und unvermerkt bis zu

dem göttlichen Urheber dieser Wunder hinauf führt! Der beredte Verf. schreibt das Französische mit einer seltenen Reinheit, Kraft und Eleganz. Fremde überhaupt, die sich einmahl der Französischen Sprache völlig bemächtigt haben, da sie eine ganz andere Welt in sich tragen, als gewöhnliche Französische Schriftsteller es wohl thun, schreiben viel pikanter und kräftiger als diese; zumahl wenn der Fremde, der sich der Französischen Sprache bedient, einen tiefen und vielseitigen Geist besitzt. Das kann man an Leibniz, an Hemsterhuis, an Friederich II., an dem Weltweisen Jacobi und an unserm Verf. bewährt finden; so gut als an einigen Französischen Denkern, die als wahre Fremdlinge zu dem gemeinen Schlandrian einer fixirten Sprache zu betrachten sind, wie Montaigne, Pascal, Rousseau, St. Martin, die wirklich ihrem widerstrebenden Idiom neue Seiten abgewinnen wußten. *Sed apparent rari!* —

Voran ein herzliches Wort der Zueignung vom würdigen Hrn. Verfasser an seinen vieljährigen Freund, unsern Hrn. Prof. v. Villers.

Marburg.

In der neuen academ. Buchhandlung: Uebersicht der neuesten Französischen Litteratur nach der *Bibliographie de l'Empire Français*, herausgegeben von D. Ludw. Wachler. Erstes Heft. Vom Nov. 1811 bis Junius 1812. 120 Seiten. Octav.

Was schon die Deutsche Industrie seit 1564 zum Besten des Buchhandels und der Wissenschaften durch einen allgemeinen Messcatalog begonnen hat, — eine jährliche Uebersicht der literarischen Erzeugnisse in Deutschland: das verordnete die Franzöf. Regierung im J. 1811, um das Franzöf. Bücherwesen unter genauere Aufsicht zu bringen, — ein vollständ. Verzeichniß alles dessen was in Frankreich gedruckt wird,

in einem eigenen wöchentlich erscheinenden Blatte. Es gibt zwar einige Punkte mehr an, als unser Leipziger Messcatalog, wie Stärke der Auflage, Bogenzahl, Verkaufspreis, und neben den Namen der Verleger auch die der Drucker, welches alles aus bekannten Ursachen aus letzterem wegbleiben muß; dagegen hat letzterer durch die alphab. Stellung der Schriften d. Vorzug einer Ordnung: denn in wöchentlich erscheinenden Blättern lassen sich die Titel weder nach dem Alphabet noch nach den Fächern stellen, sondern müssen in der Ordnung auf einander folgen, wie sie in dem Bureau eingehen. Willkommen muß daher dem ganzen Publicum, das sich um die neueste Literatur bekümmert, die Umarbeitung der Französ. Bibliographie seyn, welche der um die Literaturgeschichte sehr verdiente W. in der oben angezeigten Schrift angefangen hat, und sie jährlich in einem ähnlichen Hefte fortzusetzen gedenkt. Das Franz. Journal ist darin theils ins Kurze gezogen, theils in Fächer geordnet, theils mit Urtheilen und Betrachtungen begleitet. Den letztern muß man immer der Erklärung eingedenk seyn, welche der W. in der Vorrede niedergelegt hat: „sein Ton be-
 „dürfe bey denen, welche das Zeitalter begreifen, —
 „und es wisse sich begreiflich zu machen — keiner
 „Rechtfertigung, sondern werde sich selbst commenti-
 „ren.“ Dieses Hefte umfaßt zwar noch kein volles Jahr; so weit sich aber daraus schon der jährliche Ertrag aller literär. Erzeugnisse in Frankreich berechnen läßt, ist er doch bisher in Deutschland um ein Drittel stärker gewesen, obgleich dem Französ. Bücherwesen das übrige Europa weit mehr steuert, als dem Deutschen. Eben so auffallend ist das Verhältniß in einzelnen Fächern, worauf der W. schon hier und da aufmerksam gemacht hat. Mehrere Jahrgänge werden darüber noch festere Resultate geben.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 2. Januar 1813.

Hannover.

Bei Hahn: Ueber die Wahl zwischen Naturalismus, Atheismus und Christenthum. Von Daniel Alexander Eichhorn, Pastor zu Landringshausen. 1812. 306 Seiten in Octav.

„Religion ist von jeher fast allgemein unter den Völkern der Erde gewesen, und es läßt sich auch erklären, woher diese Allgemeinheit kommt. Es ist gar nicht zu beforgen, daß der Atheismus je sich allgemein verbreiten werde, immer wird der Glauben über ihn siegen. Allein damit sind wir noch keineswegs berechtigt, diesen Sieg als einen der Vernunft eigenthümlichen Sieg zu betrachten, indem der Aberglauben sich wohl eben so weit verbreitet hat. Für den Glauben an Gott als bloßen Welterschöpfer mag es hinreichende Vernunftbeweise geben, allein dieser Glauben ist zur Erweckung echter Religiosität noch nicht hinreichend. Zu dieser gehört nothwendig auch der Glauben an einen weisen und gütigen, heiligen und gerechten Weltregenten, und dafür gibt es keinen Beweis, eben so wenig, als für die Unsterblichkeit, die künftige Vergeltung und Seligkeit. Der Atheismus kann selbst die reine Moralität und die Gemüths-

B

ruhe mehr befördern, als der Naturalismus. Am meisten aber wird beides durch einen blinden Glauben an das Christenthum und durch einen blinden Gehorsam gegen seine Gebote befördert. Man sieht also von selbst ein, was man für eine Wahl zu treffen hat.“ Dieß ist der kurze Inhalt dieser Schrift, wobey wir aber sogleich bemerken müssen, daß das, was für den Atheismus gesagt wird, von S. 33 bis 275 geht, folglich fast das ganze Buch einnimmt.

Wir ehren die Ueberzeugung eines bejahrten Predigers, so wie die offene Darlegung derselben; wir schätzen die Kenntnisse, die sich in dieser Schrift offenbaren: allein wir müssen es eben so offen sagen, daß der Verf. der Lösung der wichtigen Aufgabe, die er sich machte, nicht gewachsen war, oder doch nicht die Anstrengung, den Fleiß und das Nachdenken darauf verwandte, welche hier erfordert wurden. Es ist hier weit mehr zu bedenken, zu untersuchen, zu unterscheiden, zu berücksichtigen, als von ihm geschehen ist, besonders nachdem in unsern Zeiten diese Gegenstände aufs neue so vielfach besprochen worden sind, und so viele Streitigkeiten erregt haben. Fragen dieser Art lassen sich nicht so kurz und so oberflächlich abthun, als hier meistens Theils geschieht. Die Natur und das Wesen der Religion und ihrer verschiedenen Formen, des Glaubens, der Beweise in Religionsfachen, des Naturalismus, des reinen Theismus, des Atheismus, seiner Quellen und verschiedenen Gattungen, der reinen Moral, des Christenthums, mußten tiefer und gründlicher erforscht werden. Und warum ist denn nicht auch die Frage aufgeworfen: Ob nicht eine Vereinigung des Theismus mit dem Christenthum die glücklichste Wahl seyn möchte? Der Verf. spricht doch selbst der Vernunft nicht alle Kraft in Religionsfachen

ab, und ist nicht im Abrede, daß in der heil. Schrift selbst eine Erkenntniß Gottes aus der Natur gelehrt werde. Er hätte daher die Frage nicht umgehen sollen, ob nicht eine Verbindung des Theismus mit dem, was das Christenthum noch zu demselben hinzusetzt, am sichersten zum Ziele leite?

Doch wir wollen nun tiefer in den Inhalt der Schrift selbst eingehen, und genauer untersuchen, wie der Verf. seine oben angeführten Behauptungen zu erweisen strebt, und ob er sie in eine consequente Verbindung bringt. Daß die Vernunft zum Glauben an einen Welterschöpfer, und nur zu diesem, nicht auch zum Glauben an einen moralischen Weltregenten, leite; daß sie nichts über die Ursachen und Zwecke der Uebel in der Welt, über Unsterblichkeit und Vergeltung, bestimme; daß nur das Christenthum über dieß Alles Gewißheit gebe, das wird S. 30 bis 83 theils nur schlecht hin ohne allen Beweis gesagt, theils mit folgenden Gründen unterstützt: "Der ontologische Beweis ist eine bloße Spielerey mit Worten; der kosmologische, vorausgesetzt, daß sich keine begründete Einwendungen dagegen machen lassen, beweiset weiter nichts, als die Existenz eines Welterschöpfers; der moralische ist zu poetisch, als daß man ihn für einen Beweis könnte gelten lassen, ob man gleich gestehen muß, daß er durch Beyhülfe des moralischen Gefühls zur Ueberredung tauglich ist; der physische ist mit zu vielen Zweifeln verknüpft; die Weltbegebenheiten stellen uns zu viele Greuel dar, als daß wir daraus auf eine moralische Weltregierung schließen könnten; die allmähliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist ungewiß, und wenn sie auch wirklich Statt fände, so würde sie sich ohne Voraussetzung eines Gottes erklären lassen. Philosophen haben zwar durch den Gebrauch metaphysischer

Zaubervörter, durch Verwechslung der eigentlichen Bedeutung der Wörter mit der uneigentlichen, und durch Voraussetzung unerwiesener Behauptungen Systeme der natürlichen Theologie errichtet, allein sie sind baufällig, und die Erbauer selbst gestehen, daß, ungeachtet aller ihrer Demonstrationen, doch unauslöbliche Zweifel und unerklärliche Dunkelheiten übrig bleiben, oder daß ihre Systeme unhaltbar seyen. Die Metaphysik hat es mit lauter bestimmten und größten Theils abstracten Begriffen zu thun, wie die reine Mathematik; so wie diese keine halbe, sondern ganze, keine wahrscheinliche, sondern zuverlässige Beweise liefert, so die Metaphysik ebenfalls; sie beweiset entweder völlig und einleuchtend, oder gar nichts; sie befindet sich freulich in einem dürftigen Zustande: allein die wenigen Sätze, deren Subjecte und Prädicate sie bis zu den ersten Grund-Ideen entwickeln kann, ist sie auch hinreichend zu beweisen im Stande. Allein die Lehren vom Ursprunge und Zwecke der Uebel, von der Unsterblichkeit, Vergeltung und Seligkeit sind nicht von dieser Art.“ Dieß also ist Alles, was wider die Vernunft- und Natur-Theologie vorgebracht wird. War es nicht gerecht, daß die Sache tiefer erschöpft, von mehreren Seiten betrachtet, und nachgeforscht wurde, ob der Theiste nicht mehr für sich sagen, und sich gegen solche Angriffe vertheidigen könne? Dieß war um desto mehr zu erwarten, da nachher dem Atheisten ein so weites Feld, ja das Wort fast allein gelassen wird.

Der Atheiste, welcher hier redet, oder vielmehr an einen Freund schreibt, ist, wie man bald sieht, kein dogmatischer, sondern ein' skeptischer. Auf diese Unterscheidung ist aber in dem Buche weiter keine Rücksicht genommen, da sie doch offenbar einen Unterschied bey der Frage macht, in welches

Beziehung der Atheismus zur Sittlichkeit und Gemüthsruhe des Menschen stehe? Wir wollen in möglichster Kürze zusammenfassen, was der Atheiste vorbringt. "Das Daseyn Gottes ist zwar nicht unmöglich, aber es gibt keine hinreichende Gründe, welche den Menschen verpflichteten, es anzunehmen. Da nun die Hauptgründe für künftige Unsterblichkeit und Vergeltung auf Gottes Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte beruhen, so kann der Atheiste auch jene nicht annehmen. Es gibt für ihn keine Pflichten gegen Gott, keine Frömmigkeit, keine Sünde, keine göttliche Belohnungen und Bestrafungen. Dessen ungeachtet aber erkennt er, daß Tugend und Laster verschieden, ja gerade entgegen gesetzt sind, und daß jene belohnenswerth, dieses strafwürdig mache. Er kann also tugendhaft denken und leben. Es gibt freylich Menschen, die aus Lasterhaftigkeit Atheisten sind; es gibt aber auch solche, die es bloß aus Nachdenken und Grundsätzen sind, oder reine Atheisten. Die Moral des reinen Atheismus stimmt in gewissen Puncten mit der Christlichen überein, in mehreren weicht sie von ihr ab. Sie hat das höchste Princip: Folge der Leitung deiner durch Erfahrung und Nachdenken belehrten Selbstliebe. Für den großen Haufen ist dieß Princip freylich nicht passend: aber auch der reine Atheismus ist es nicht; allein in den cultivirten Ständen gibt es Manche, welche sich dieses Princip der rein Christlichen Moral bedienen, und sich sicher dabei wohl befinden können, übrigens wird es eben so wenig, als irgend ein anderes Princip, den Menschen zu einer absoluten, sondern jeden nur zu einer relativen Tugend, d. h. zu einem niedrigeren oder höhern Grade der Tugend, leiten. Der Unterschied zwischen der atheistischen und Christlichen Moral zeigt sich vornehmlich in

den Lehren von der Geduld und dem Selbstmorde, der Keuschheit, der Verfohnlichkeit, den Pflichten gegen Staat und Regenten, dem Werthe und Gebrauche der Glücksgüter, von den menschlichen Leiden. In Ansehung der Beweggründe des Handelns hat die Tugend des reinen Atheisten den Vorzug vor der des Naturalisten und des Christen, denn die Tugend ist überhaupt desto vollkommener und ehrwürdiger, je mehr sie eine Frucht der Vernunft, und je weniger Fremdartiges ihr beigemischt ist, je mehr sie ihre Beweggründe bloß aus der Betrachtung der menschlichen Verhältnisse hernimmt: dieß ist aber nur bey der Tugend des Atheisten der Fall, indem die Tugend des Naturalisten und des Christen ihre Beweggründe aus der Betrachtung der Verhältnisse hernimmt, worin die Menschen zu Gott stehen, wodurch leicht die richtige Beurtheilung der menschlichen Verhältnisse gestört wird. Endlich hat auch die Tugend des Atheisten dadurch den Vorzug vor der Christlichen, daß sie das Resultat harmonischer Naturkräfte und wahres, sicheres Eigenthum ist, indem die Tugend des Christen eine übernatürliche Wirkung des heil. Geistes ist. Uebrigens ist durchaus nicht zu wünschen, daß der Atheismus allgemeiner Volksglauben werden möge, denn da würde dem Volke Vieles geraubt, wofür ihm der reine Atheismus keinen Ersatz geben kann, weil es dessen nicht empfänglich ist. Eben so wenig ist zu wünschen, daß der Naturalismus unter dem Volke herrschen möge, denn auch dieser könnte ihm keinen Ersatz für den Verlust des Christenthums verschaffen, welches allein alle die Eigenschaften besitzt, die ein Volksglauben haben muß, der ihm Muth und Entschlossenheit zur Ausübung seiner Pflichten, und Trost unter Leiden einflößen soll. Kinder und das weibliche Geschlecht sind aufs sorgfältigste vor dem

Atheismus zu verwahren. Allein der Philosoph kann bey dem Systeme des reinen Atheismus sehr zufriedenerleben und sterben; er ist selbst von manchen beunruhigenden, ängstigenden u. niederschlagenden Gefühlen, welchen der Christ ausgesetzt ist, frey."

So weit der Atheiste. Sein Schreiben ist wirklich interessant und lesenswerth, und wir halten es nicht für bloße Dichtung, daß dieser Brief wirklich von einem verstorbenen Atheisten zur Rechtfertigung an einen Freund geschrieben ist. Er ist voll individueller Züge und Umstände, und verräth eine originelle, sehr selten vorkommende Richtung des Geistes und Characters. Zu wie vielen, tiefen und trefflichen Forschungen und Reflexionen konnte es nicht Veranlassung geben!

Der Verf. fährt, nachdem er den Brief hat abdrucken lassen, fort: "Jetzt mögen es meine Leser beurtheilen, ob dem Naturalismus oder Atheismus der Vorzug gebühre, wenn die Frage, welcher von Beiden am meisten Gemüthsruhe und reine Moralität befördern könne, entschieden werden soll. Ich dagegen will mich damit begnügen, ihnen so deutlich als möglich zu zeigen, daß das Christenthum sowohl das Eine als das Andere aufs vollkommenste zu befördern vermöge." Allein es geht weder aus dem Briefe das Resultat hervor, daß der Atheismus in Ansehung seines Einflusses auf Gemüthsruhe und reine Moralität den Vorzug vor dem Naturalismus verdiene; noch hat auch der Verf. gezeigt, daß dem Christenthum in diesen Rücksichten vor beiden der Vorzug gebühre. Die Moral des Atheismus wird von dem Atheisten kaum berührt, und gar nicht gehörig dargestellt und gewürdiget. Die Moral des Atheisten selbst ist die der Selbstliebe, welche, wie in unsern Zeiten besonders so evident gezeigt und fast allgemein angenommen ist, sich eben nicht eignet, das Gemüth zu erheben, zu be-

ruhigen und zu reinigen. Auch die theoretische Lehre des Atheisten ist erniedrigend, niederschlagend, austrocknend, schwächend, indem, wie selbst manche Atheisten gestanden haben, das Erhebende, das Große, das Belebende, das Stärkende im Theismus liegt. Was aber nun den Beweis unsers Verf. selbst betrifft, daß das Christenthum mehr als Atheismus und Theismus, ja allein vollkommen Gemüthsruhe und Sittlichkeit befördere, so hätte man hier vor allen Dingen erwarten sollen, daß er die Gründe, mit welchen der Atheiste den Vorzug seiner Moral vertheidiget, bestritten und widerlegt, dann auch die Schwächen des Theismus in beiden Rücksichten aufgedeckt, und endlich mit Ordnung und Klarheit die über Alles beruhigende und bessernde Kraft des Christenthums ins Licht gesetzt hätte. Statt dessen findet man ein unordentliches und verworrenes Untereinanderreden und Predigen, wodurch nichts von dem Angeführten geleistet wird. Wir wollen uns die in der That nicht geringe Mühe nehmen, die Hauptsätze, wie sie hier auf einander folgen, doch mit Weglassung des gar nicht zur Sache Gehörigen, zusammen zu lesen: Der Christ, als solcher, kann keine andere, als die höchste Autorität Gottes anerkennen. Die Vernunft kann hier kein anderes Geschäft haben, als, zu untersuchen, ob die Lehren und Gebote göttlichen Ursprungs seyen, und was sie für einen Sinn haben, und so bald dieß ausgemacht ist, so bleibt ihm nichts anders als Unterwerfung übrig. Wenn wir nun bloß um der göttlichen Autorität willen den Lehren des Christenthums Glauben, und seinen Geboten Gehorsam widmen, so wird dieser Glauben und Gehorsam mit Recht blind genannt, wiewohl er allerdings in so fern vernünftig ist, als er auf der Ueberzeugung von ihrem göttlichen Ursprunge und der Auffassung ihres wahren Sinnes beruht. Die Leh-

ren des Christenthums können von der menschlichen Vernunft theils nicht erfunden, theils nicht begriffen werden. Sie sind nicht alle von gleichem Einflusse auf die Vesserung und Beglückung des Menschen: allein sie sollen doch alle mit gleichem Glauben von uns angenommen werden, weil sie alle auf gleicher Autorität beruhen. Eben so ist es mit den Geboten desselben. Dieser blinde Glaube und Gehorsam befördert die Gemüthsruhe und Tugend des Christen mehr, als alle Philosophie. Diese kann die Fragen über den Ursprung der physischen und moralischen Uebel, die Fürsorge Gottes für alle seine Geschöpfe, die Unsterblichkeit, die Vergeltung und die Bedingungen der Seligkeit des sündigen Menschen nicht befriedigend beantworten, das Christenthum aber beantwortet sie so deutlich und bestimmt, daß wir uns dabey völlig befriedigen können. Es ermuntert uns auch dadurch, daß es den durch die Liebe thätigen Glauben an Jesum für die einzige Bedingung unserer Vergnadigung und Beglückung ausgibt, aufs kräftigste zum blinden Gehorsam gegen seine Vorschriften; es setzt noch die Verheißung ewiger Belohnungen hinzu. Es hat nie einen Atheisten oder Naturalisten gegeben, der in der Erfüllung seiner Pflichten so eifrig und beharrlich war, als es die Apostel und viele tausend Christen sind. Hier zeigt sich der Triumph des heiligen Enthusiasmus, welchen das Christenthum seinen Bekennern einflößen kann. Und dieser Triumph ist nicht die Wirkung des Irrthums, sondern der Wahrheit. Folgendes ist ein Beweis von der Existenz Gottes und der Götlichkeit des Christenthums zugleich: Der Zweck der Christlichen Kirche ist die Veredlung und Beglückung des menschlichen Geschlechts durch die Christliche Religion. Dieser Zweck ist zwar nur zum Theil erreicht worden: allein es gibt doch unstreitig

außer ihr keine Anstalt, und hat nie eine gegeben, welche zur Erreichung jenes Zweckes so viel beygetragen hätte oder beytragen könnte. Wenn wir nach dem Ursprunge dieser Anstalt fragen, so gibt uns das N. Z. den Bescheid, daß Jesus, der Stifter der Christl. Religion und Kirche, nachdem er am Kreuze gestorben, wieder lebendig geworden sey. Diese Begebenheit kann schlechterdings aus den Kräften der Natur nicht erklärt werden. Wir müssen also ein mit übernatürlichen Kräften begabtes Wesen annehmen, welches sie bewirkt hat. Dieses Wesen hat nicht absichtlos gewirkt: dieß würde den ausdrücklichen Erklärungen Jesu und der Apostel, so wie dem Zusammenhange, worin die Auferstehung Jesu mit der Stiftung der Christlichen Kirche steht, widersprechen. Wir müssen also annehmen, daß es ein vernünftiges und sittliches Wesen sey. Hierzu sehen wir uns auch durch die Begebenheit am Pfingstfeste und ihren Zusammenhang mit der Gründung und Ausbreitung der Christl. Kirche genöthigt. Eben dieses Wesen wird uns nun von Jesu und dessen Aposteln als der Schöpfer, Erhalter und Regente der Welt vorgestellt. An der Wahrheit dieser Vorstellung dürfen wir nicht zweifeln, weil der moralische Character dessen, der Jesum von den Todten auferweckte und die Apostel mit übernatürlichen Gaben ausrüstete, uns Bürge dafür ist, daß er keinen solchen Irrthum würde zugelassen haben, und weil übrigens das Verhältniß, worin unser Planet mit dem ganzen übrigen Weltgebäude steht, uns berechtigt, eben das Wesen, von dem unser Planet abhängig ist, auch für den Schöpfer, Erhalter und Regierer der ganzen Welt zu erkennen. Sind daher die Auferstehung Jesu und die Ausgießung des heil. Geistes über die Apostel wahre Begebenheiten, welche zur Gründung der edelsten moralischen Anstalt dienen sollten, so gibt es auch

ein allmächtiges, höchst weises, heiliges und gerechtes Wesen, das wir Gott nennen.

Der Rec. ist, wie der Verf., von dem göttlichen Ursprunge, Sinne und Zwecke des Christenthums überzeugt; er kann aber den Weg, welchen er genommen hat, um seine Leser davon zu überzeugen und ihre Wahl für das Christenthum zu entscheiden, nicht billigen; er findet eine große Inconsequenz in dem ganzen Verfahren dieses Schriftstellers; er fürchtet selbst, daß diese Schrift der Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums eher schädlich, als beförderlich werden könne. Was muß es für einen Eindruck machen, wenn, nachdem der Atheismus so ausführlich, und nicht ohne Geist und Beredsamkeit, vertheidigt worden ist, eine so kurz abgebrochene, nachlässige und übel geordnete Apologie des Christenthums nachfolgt? Der Vernunft schreibt der Verf. das Recht zu, die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums zu prüfen und zu erweisen, so wie den wahren Sinn seiner Lehren zu bestimmen. Er läßt sie aus ein paar Wundern, welche im N. T. erzählt werden, einen Beweis hernehmen, daß ein Gott sey, und zugleich, daß das Christenthum göttlich sey; das letztere läßt er sie aber auch daraus erweisen, weil das Christenthum allein die wichtigsten Religionsfragen deutlich und befriedigend beantwortete, und Gemüthsruhe und Sittlichkeit bey den Menschen allein wahrhaft befördere. Man wird also in so weit auch Vernunftgründe wider ihn gebrauchen dürfen, wenn man auch zugibt, daß, sobald der Beweis geführt ist, nur blinder Glaube und Gehorsam Pflicht sey.

Sind wahre eigentliche Wunder geschehen, so beweisen sie allerdings, daß ein über die Natur in diesen Fällen gebietendes Wesen existire, keinesweges aber, daß eben dieses Wesen über die ganze Natur allmächtig gebiete. Wunder, als endliche

und beschränkte Wirkungen, können auch durch ein beschränktes und endliches Wesen bewirkt seyn. Sind die Wunder gut und weise, so mögen wir schließen, daß ihr Urheber ein moralisches Wesen sey, es folgt aber nicht, daß er heilig, daß er moralisch vollkommen sey. Um nun weiter zu erweisen, daß eben dieses Wesen auch der Schöpfer, Erhalter und Regente der Welt sey, beruft sich der Verf. darauf, daß Jesus und die Apostel es versichert haben, und daß der moralische Character des Wesens, welches jene Wunder verrichtete, uns Bürge dafür sey, daß es keinen solchen Irrthum würde zugelassen haben. Allein es war ja noch nicht erwiesen, daß Alles, was Jesus und die Apostel versicherten, untrüglich, und daß das moralische Wesen, welches jene Wunder bewirkte, von unendlicher Heiligkeit sey. Wie daraus, daß man aus ein paar Wundern des Christenthums einen Beweis für das Daseyn Gottes hernehmen könne, folge, daß das Christenthum selbst wahr und göttlich sey, ist auch nicht gezeigt worden. Der Gedanke überhaupt, daß nur aus ein paar wunderbaren Begebenheiten das Daseyn Gottes erweislich sey, dünkt uns ungereimt und empörend: indem auf diese Weise das Daseyn nur von verhältnißmäßig wenigen Menschen erkannt werden könnte, und ein Gott, der sich nur so offenbart, kein wahrer Gott seyn könnte. Man kann in der That wider diesen Beweis mehr anführen, als der Verf. selbst wider die philosophische Beweise für das Daseyn Gottes angeführt hat. Was die Frage über den Ursprung der physischen und moralischen Nebel in der Welt, die specielle Vorsehung Gottes, die Unsterblichkeit, Vergeltung u. die Bedingung, unter welcher sündige Menschen beglückt werden können, betrifft, so sagt zwar der Verf., daß und wie sie das Christenthum beantworte, zeigt aber keineswegs, daß nur das Christenthum, und zwar mit

untriaglicher Gewißheit, dieselbe beantworte. Eben so ist es nicht in das erwünschte Licht gesetzt und wider die zum Theil in dem Buche selbst vorkommende Irrthümer vertheidigt, daß das Christenthum allein reine Moralität und Gemüthsruhe bey den Menschen wahrhaft befördern könne. Ja man findet nicht einmahl eine Bestimmung darüber, was denn reine Moralität und echte Gemüthsruhe sey. Rec. kann sich durchaus nicht überzeugen, daß man dem Christenthum einen Dienst erweise, wenn man vor der Vernunft den Theismus herabwürdigt, und den Atheismus erhebt.

Das Buch ist den theologischen Facultäten zu Göttingen, Halle und Marburg gewidmet, mit der Bitte, es einer strengen und öffentlichen Critik zu unterwerfen, und zwar so, daß der Verfasser wissen könne, es seyen wirklich Urtheile dieser Facultäten. Der Recensent hat hier nicht im Rahmen einer solchen Facultät gesprochen, doch ist er Mitglied einer von denselben.

München.

Die physicalische Classe der Königl. Baierschen Academie daselbst hat für die Jahre 1813 u. 1814 folgende Preisfragen am 18. Oct. 1812 aufgestellt.

I. "Was gehet aus Dalton's bekannten Untersuchungen über die Verdunstung der Flüssigkeiten, den Zustand gemischter Gasarten u. s. w. als bewährte Thatsache hervor? Welcher Gewinn überhaupt für die Physik und Chemie ergiebt sich aus ihnen? Was für Aussichten bieten sie für die weitem Fortschritte dieser Wissenschaften dar?" —

Die Acad. d. Wissensch. wünscht nicht nur, daß bey Lösung dieser Aufgabe entwickelt werde, was durch Dalton's eigene Versuche, dann durch die gleichzeitigen ähnlichen anderer Naturforscher, wie Schmidt's, Gay-Lussac's, und durch die frühern verwandten, zum

Theil aus andern Gesichtspuncten angestellten, *Fauve's, deLuc's*, u. a. sicher dargethan ist, — daß diese Versuche, wo sie noch zweifelhaft sind, durch neue geprüft, und wo die Natur der Sache es zuläßt, weiter fortgeführt werden: sondern sie wünscht auch durch eindringende Critik ausgeführt zu sehen, ob und in wie fern die theoretischen Ansichten, welche Dalton in Folge seiner Untersuchungen aufgestellt hat, in diesen wirklich begründet und mit älteren erwiesenen Thatsachen und daraus abgezogenen Grundsätzen in Uebereinstimmung zu bringen sind; oder, wenn dieses nicht der Fall wäre, welche Berichtigungen und Erweiterungen unsere bisherigen Ansichten dadurch erhalten? Da die bisherigen Verhandlungen über diesen Gegenstand noch nicht sehr zahlreich und daher leicht zu übersehen sind, auch die experimentale Untersuchung nicht gar zu schwierig und ausgedehnt ist, so wird zum Schluß der Einsendungszeit preiswerbender Schriften der 12. October 1813 bestimmt, worauf bey der Feier des Stiftungstages der Academie am 28. März 1814 der Ausspruch erfolgen soll. Der Preis besteht in Hundert Ducaten.

II. "Welches ist die Natur und Erzeugungsweise des Stickgases?"

Die Acad. erwartet bey Beantwortung dieser Frage a) eine so viel möglich vollständige, mit Anführung der Quellen belegte Geschichte und Würdigung der bisherigen Beobachtungen, Versuche und Betrachtungen über das Stickgas. Die Vergleichung derselben unter sich und mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft muß nothwendig schon zu merkwürdigen u. wichtigen Resultaten führen; — b) Neue Versuche, durch welche man zur Lösung jener Aufgabe gelangen könnte. Die für die erste Abtheilung geführte Untersuchung wird dazu reichen Stoff darbieten, und die Academie will daher der Eigenthümlichkeit jegliches Preisbewerbers darin nicht vorgreifen. Nur muß sie wünschen, daß bey dieser Gelegenheit so manche umlaufende

zweifelhafte oder nicht von allen Seiten betrachtete Versuche, die auf den Gegenstand der Frage Bezug haben, nach ihrem wahren Werthe bestimmt und völlig durchgeführt werden.

Die Academie erkennt sehr wohl, wie die Wichtigkeit der Aufgabe, so die Größe der Arbeit, welche ihre Lösung erfordert. Sie bestimmt daher den Zeitraum von zwey Jahren für die Einsendung der preiswerbenden Schriften, nämlich bis zum 12. October 1814, u. setzt den doppelten Preis von zweyhundert Ducaten. Der Ausspruch über die eingekommenen Preisschriften wird bey der Feier des Stiftungstages, den 28. März 1815 geschehen.

Da der eigentliche Zweck der Aufgabe ist: die Natur und Erzeugungswaise des Stickgases kennen zu lernen, die wirkliche und völlige Lösung dieser Aufgabe aber keine andere als eine durchaus gute und befriedigende seyn kann, so wird demjenigen Naturforscher, welchem diese Lösung wirklich gelingt, jener volle doppelte Preis zuerkannt werden, auch wenn er den Theil der Aufgabe, der das Geschichtliche des Gegenstandes betrifft, nicht erfüllt hätte, und die Zuerkennung soll nach erfolgter Prüfung und Bewährung der Angaben bey der dann nächsten feierlichen Veranlassung geschehen, wenn die Lösung beträchtlich vor dem angelegten Zeitraum erfolgt wäre, um bey der Wichtigkeit des Gegenstandes für die ganze Naturforschung das Bekanntwerden der Entdeckung nicht aufzuhalten und auch dem Verfasser die Ehre der Entdeckung zu sichern. Im Fall aber eine solche völlige Lösung nicht erfolgte, wird die Acad. v. Wiss. nach Ablauf des bestimmten Zeitpunctes dennoch für diejenige von den eingegangenen Schriften, welche den Forderungen der Aufgabe am besten nachkommt und über den Gegenstand das meiste Licht verbreitet, eine dem Werthe der Schrift und der Beschaffenheit der angestellten Versuche entsprechende angemessene Belohnung in Antrag bringen.

So eine gänzliche Freyheit jedem Preiswerber in seinen Ansichten und in der Behandlung des Stoffes bey obigen Preisfragen gelassen ist, so bedingt die Academie doch ausdrücklich Folgendes: 1) daß in den zu erwartenden Preischriften die Darstellung einfach und deutlich sey, und wie sie für eine Untersuchung geeignet ist, die überhaupt wissenschaftlich, nicht in irgend einer besondern Form, geführt wird; 2) die Versuche müssen so weit geführt seyn, daß sie unter den bestimmten Bedingungen in der Wiederholung gelingen, weshalb alle bey Anstellung derselben beobachteten Momente anzugeben sind, theils um den Grad der Vorsicht, die dabey Statt fand, und des Zutrauens, das sie verdienen, beurtheilen zu können, theils weil zur Beurtheilung der Preiswürdigkeit die Wiederholung wenigstens der Hauptversuche nöthig ist.

Die preiswerbenden Schriften, lesbar und von einer andern als des Verfassers Hand geschrieben, werden mit einem Wahlspruch bezeichnet, welcher auf das versiegelte, den Nahmen des Verfassers enthaltende Blatt zu setzen ist. Sie werden vor Ablauf der oben bestimmten Zeiträume an den Secretair der physikalischen Classe (Hrn. geh. A. Sommering) eingesandt.

Die mit dem Preise gekrönten sind Eigenthum der Academie; das Original wird in ihr Archiv niedergelegt. Sie werden einem Verleger übergeben, und im Formate der academ. Denkschriften gedruckt. Das Honorar, welches der Verleger dafür bezahlt, wird dem Verfasser neben dem Preise (oder der im angeführten Falle zu ertheilenden Belohnung) ebenfalls zukommen.

Auch alle übrigen nicht gekrönten Schriften werden in das Archiv der Acad. gelegt, nachdem die verschlossenen Zettel, welche die Nahmen der Verfasser enthalten, in einer Versammlung uneröffnet vernichtet seyn werden. In dem Falle, daß ein Verf. keine Abschrift zurück behalten hätte u. eine solche zu erhalten wünschte, wird sie ihm auf sein Anmelden zugefertigt werden.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

—

3. Stück.

Den 4. Januar 1813.

Paris.

Bei Lemarchand: *Détails historiques de la première expédition des Chrétiens dans la Palestine sous l'Empereur Zimiscès; tirés d'un Manuscrit Arménien inédit de la Bibliothèque Impériale, composé dans le douzième siècle par Matthieu d'Edesse; traduits en Français par F. Martin; collationnés sur le Texte original et accompagné de Notes par M. Chahan de Cirbied, Professeur de la langue Arménienne. Pour servir de Supplément à l'Histoire du Bas Empire. 1811. 71 Seiten. Octav.*

Matthäus Krez von Edessa schrieb eine Geschichte von Armenien, welche die Begebenheiten von 954 - 1128 umfaßt. Mehr als dieses Wenige wird von Hrn. Martin über den Schriftsteller, aus dem er ein Stück ins Französische übersetzt liefert, nicht gesagt; man weiß daher nicht, ob er sein Zeitalter im zwölften Jahrhundert aus andern glaubwürdigen Nachrichten genommen, oder bloß aus dem Umstand bestimmt hat, daß sein Geschichtswerk gleich nach dem ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts aufhört.

Nach dem hier in einer Uebersetzung gelieferten Fragment hatte der Griechische Feldherr, Zemelicus Melehi, in dem letzten Regierungsjahr des Kaisers Nicephorus nach mehrmahligen Siegen über die Türken, endlich eine gänzliche Niederlage erlitten, und war dabey selbst mit mehreren seiner Waffenbrüder in Gefangenschaft gerathen. Sie wurden in ihrem Vaterlande vergessen; und da nichts für ihre Erlösung geschah, so wurden sie endlich von den Türken an den Chalifen zu Bagdad abgegeben. Von hieraus beschwerte sich Zemelicus Melehi über das unwürdige Benehmen seines Vaterlandes gegen ihn und seine Mitgefangene in einem Brief, der dem neuen Kaiser Zimisces überreicht wurde. Unverweilt rüstet sich dieser zu einem neuen Kampf mit den Türken, und dringt mit Heeresmacht über Armenien, um sich voraus der Treue seiner Fürsten in diesem Kriege durch Bündnisse zu versichern, bis an den Tigris, schlägt den Emir Ali Momen (d. i. Emir al Mumenin) und seine Mofrs. Araber; dringt in ihr Land, nimmt manche Provinzen, und bezieht darauf Winterquartiere. Seit dem April des folgenden Jahrs unterwirft er sich ganz Syrien, Phönicien und Palästina; Jerusalem ergiebt sich freywillig, und das heilige Grab wird gegen die Türken durch eine Besatzung gesichert.

Der Uebersetzer scheint zu glauben, daß die Feldzüge des Zimisces, die sein Armenischer Autor beschreibt, bisher der Geschichte unbekannt gewesen wären. Und in sofern er durch den Griechischen Kaiser das heilige Grab den Türken entreißen und Jerusalem durch eine Besatzung gegen sie beschützen läßt, und er dem Zug des Kaisers die Wendung eines Kreuzzugs gibt, ist es wahr: unrichtig aber wäre es, wenn man sich vorstellen wollte, daß diese Feldzüge überhaupt von den Byzantini-

schen Geschichtschreibern mit Stillschweigen übergangen worden wären. Sie sind unstreitig einerley mit dem Krieg, den Leo Diaconus in den Jahren 974 und 975 von dem Kaiser in Asien führen läßt. Nach Beiden hat der Krieg zwey Jahre gedauert, nach Beiden hat er in jedem Jahr seinen eigenen, aber nach Beiden im Ganzen denselben Schauplay. Im ersten Jahr, im Frühling des Jahrs 974, zieht Zimisces nach Leo Diaconus in die Morgenländer, und nachdem er den Saracenen mehrere Städte abgenommen hat, geht er über den Euphrat, nimmt Mesibis, und kehrt von da mit unsäglicher Beute nach Constantinopel zurück; und auch nach Matthäus von Edessa entreißt Zimisces im ersten Jahr unter andern den Türken zu Mesibis die Reliquien ihres Heiligen, des Jacob von Mesibis. Im zweyten Jahr 975, nimmt Zimisces nach Leo Diaconus mehrere Städte in Syrien weg, und an der See küste alle Städte und Flecken, worauf er über Sicilien zurückkehrt; nach Matthäus von Edessa dringt er im April des zweyten Jahrs in Syrien ein, und das Resultat des (Theilweis beschriebenen) Feldzugs ist, daß Syrien, Phönicien und Palästina Theile seines Reichs geworden, oder, wie es an einem andern Orte ausgedrückt wird, daß vom Meer bis Babylon Alles sein Unterthan ist. Nach Leo Diaconus mißlingt im zweyten Jahr der Angriff von Tripolis; auch im Matthäus von Edessa schimmert dieses durch die Worte des Kaisers in seinem Brief an Achod, König von Armenien, durch, ob es gleich nicht geradezu eingestanden, sondern das Schicksal von Tripolis im Dunkeln gelassen wird: "Avant d'arriver à la ville de Tripoly, nous avons envoyé un corps de cavallerie — pour s'emparer du défilé — Nous ne saurions dissimuler, que nous avons presque entièrement détruit les en-

virons de Tripoly, tué les bestiaux, devasté les vignes, et coupé les arbres." Nur in den Jahren des geführten Kriegs scheint der Armenier mit dem Griechen nicht überein zu stimmen, da jener seine Erzählung mit dem Jahr 972 anfängt. Aber es scheint nur so. Die Veranlassung zum Krieg, die Niederlage des Griechischen Feldherrn Temellicus Melehi, fällt nur in das Jahr 972; bis er nach Bagdad geschleppt ist, und Gelegenheit gefunden hat, den neuen Kaiser Zimisces zu seiner und seiner Mitgefangenen Befreyung aufzufordern, und dieser gerüstet auftreten kann, mögen immer zwey Jahre verfloßen seyn. Spätere Jahre als dieß von Mathäus von Edessa vorangestellte Jahr verlangen auch einzelne von ihm selbst angegebene Umstände. In dem zweyten Feldzug, während Zimisces auf der Phöniciſchen Küste eine Stadt nach der andern sich huldigen läßt, stellt sich ihm ein Heer von Africanern entgegen, unter denen er eine schreckliche Niederlage anrichtet: "Ils ne furent pas plus épargnés que Mousni Emir Ali Mourni." Dieß kann Niemand anders als Moez der erste Fatimide in Aegypten seyn, dessen Name in Mousni corrumpt ist. Da Moez erst 972 über Sardinien, das damahls zu seinen Staaten gehörte, nach Alexandrien zog, so paßt sich, selbst nach dem Armenier, dessen Widerstand erst in ein späteres Jahr. Ueberhaupt darf man auf die Zeitrechnung des letzten wenig bauen; denn er läßt erst im J. 972, nach Temellicus Melehi Niederlage, die Nachricht von Nicephorus Tod an die Griechischen und Türkischen Heere nach Asien kommen, obgleich der Kaiser nach der gut bewährten Geschichte schon 969 gestorben war.

Die Summe der Begebenheiten, die wir aus dem Armenier kennen lernen, wäre also nicht neu; nur aber einiges Detail, besonders der Gesichtspunct

eines Kreuzzugs, aus dem er die Feldzüge des Zimisces in Asien betrachtet, und den ihnen der Kaiser selbst in seinem Schreiben an Achod, den König von Armenien, (nach S. 46 u. 52) beylegt. Allein dieser ist wahrscheinlich erst eine Erfindung des guten Matthäus von Edessa, und gehört dem Kaiser Zimisces nicht zu. Seinen historischen Stoff von den beiden Feldzügen hat der Armenier zwischen eine Darstellung mit seinen eigenen Worten, und einen Brief, den Zimisces an den Armenischen König Achod geschrieben haben soll, vertheilt: in letzterem steht der Gesichtspunct eines Kreuzzugs. Nun ist der Brief schwerlich als ein Actenstück von der Hand des Kaisers Zimisces zu betrachten, sondern wohl ein Nachwerk des Matthäus von Edessa, zur schönerten Einleitung der Geschichte verfertigt. Schon die künstliche Vertheilung des historischen Stoffes muß darauf führen. Hätte Zimisces wirklich in einem eigenen Briefe dem Armenischen König Achod einen Bericht über seine Siege mitgetheilt, so würde er ihm denselben von dem einen Feldzug so gut, wie von dem andern umständlich gegeben haben; nun aber ist er nur beym zweyten ausführlich und beym ersten äußerst kurz: dagegen ist die Relation des Matthäus von Edessa mit seinen eigenen Worten beym ersten Feldzug umständlich, und den zweyten berührt sie kaum: beide Berichte passen sich so gut aneinander, als wären sie für einander abgefaßt, um ein Ganzes in verschiedenen Einleitungen zu bilden: verräth dieses nicht Kunst? sollte nicht Matthäus von Edessa beide, den Brief sowohl als die Relation mit seinen eigenen Worten, abgefaßt haben, um Mannichfaltigkeit des Vortrags in seine Darstellung zu bringen? Und führte Zimisces selbst den Griffel in dem Brief, würde er wohl mit den Worten (S. 42) "nous avons pénétré dans leurs pays — après quoi nous som-

mes entrés en quartiers d'hiver" die Nachricht von dem ersten Feldzug beschlossen haben, ohne zu erwähnen, daß er mit reicher Beute (wie wir aus Leo Diaconus wissen) nach Constantinopel gegangen sey? Ueberhaupt ist es auffallend, daß die Saracenen, die der Krieg gilt, sowohl in der Relation des Matthäus von Edessa als in dem vorgeblichen Brief des Kaisers Zimisces Türken genannt werden. Es läßt sich wohl denken, daß der Chalife, der sein schwaches Ansehen damals von Türkischen Niethruppen unter einem Emir Alomra verteidigen ließ, und der erste Fatimide Noez in Aegypten, der die Jachschidier (einen Türkischen Stamm) eben in Aegypten und Syrien gestützt hatte, Türken dem Zimisces entgegenstellten; aber auch das Haus Hamaban (aus dem Arabischen Stamm Laaleb), welches von 892 - 1001 über Mesopotamien, Mosul und Aleppo herrschte? wo ist eine Spur, daß auch diese sich Türkischer Niethsoldaten bedient hätten? Zur Zeit des Armeniers, Matthäus von Edessa, hatten Türken auch diese Gegenden überschwemmt, und wenn er nach ihrem Zustand zu seiner Zeit die Ausdrücke brauchte, so konnte er die Völker, welche von den Byzantinern Araber und Saracenen genannt werden, gar wohl mit dem Namen der Türken belegen: würde es aber wohl auch Zimisces in einem eigenhändigen Schreiben gethan haben? Hätten Zimisces Feldzüge das heilige Grab betroffen, wodurch sie den Kreuzzügen könnten bezehlet werden, so würde er auch nach der Uebergabe Jerusalems sein Erstes habe seyn lassen, das heilige Grab zu besuchen, welches er aber unterläßt. Matthäus von Edessa fühlte, daß dieser Umstand der Wendung eines Kreuzzugs, die er des Zimisces Feldzügen zu geben versucht hat, entgegen sey, und sucht dieser Einwendung dadurch zu begegnen, daß er den Kaiser selbst die Unterlassung seiner Andacht

dasselbst (S. 47) entschuldigen läßt. Es ließe sich der von uns geäußerte Verdacht, daß die Briefe, mit welchen Matthäus von Edeffa seine Erzählung unterbricht, keine Actenstücke, sondern die Arbeit des Geschichtschreibers zur Verschönerung seiner Darstellung sind, noch aus Zimisces Brief an Leo Ananid, und die darauf sich beziehende Nachricht von dessen Aufenthalt bey den Siegesfesten zu Constantinopel (S. 53-55) bestätigen, reichten die beygebrachten Gründe nicht schon hin. Das ganze Armenische Fragment würde nach seinem innern Werth noch leichter zu beurtheilen seyn, besäßen wir den ganzen Leo Diaconus, dessen vortreffliche Geschichte einst Combefis ediren wollte, die wir aber bis jetzt nur aus Pagi's Critik des Baronius im Auszuge kennen (B. IV. S. 34). Da gegenwärtig unsere jüngern Humanisten die Werke späterer Griechen (der Grammatiker, Lexicographen, Scholiasten u. s. w.) so emsig aussuchen, um sie ans Licht zu fördern, so möchten wir sie auf den noch ungedruckten Leo Diaconus, einen der vorzüglichsten Byzantinischen Geschichtschreiber, aufmerksam machen.

Noch ein Fragment aus der Armenischen, 1730 zu Constantinopel gedruckten, Geschichte des Puzant Posdus, dessen Inhalt in die Regierung des Kaisers Valens, noch vor dem Jahr 372, zu setzen wäre, wird S. 58-71 in einer Französischen Uebersetzung mitgetheilt: eine ähnliche Würdigung desselben wie des vorigen würde in diesen Blättern zu viel Raum fordern.

Statt seine Bruchstücke mit solchen Untersuchungen, die vor ihrem Gebrauch in der Geschichte hergehen müssen, zu begleiten, hat sich Herr Martin hochfahrenden Vorstellungen von den Vereicherungen, welche sich die Litteratur von dem zu Paris begonnenen Studium der Armenischen Sprache zu versprechen habe, überlassen. Er häuft Alles zusam-

men, was Armenien zum wichtigsten Litteraturland könnte gemacht haben, oben vom Paradies an bis zu Tamas Kulichan, bis zu den Armenischen Kaufleuten herab, die heut zu Tag, durch ganz Asien zerstreut, ihr Wesen treiben. Zur Zeit des Heidenthums wären die Armenischen Tempel Niederlage mannichfaltiger Geisteswerke gewesen, die Mager ihre Erhalter (woher sich dieses möchte erweisen lassen?); zur Zeit des Christenthums hätten die Armenischen Mönche in ihren Klöstern geistliche und weltliche Werke, wie im Occident, abgeschrieben; und darum könnte man hoffen, die Werke des Griechischen und Römischen Alterthums, welche die Zeit verstümmelt habe, aus Armenien wieder zu ergänzen. Um die Hoffnungen recht hoch zu spannen, werden die defecten Werke des Alterthums der Reihe nach aufgezählt, die von daher ihr Heil sollen zu erwarten haben, woferne man nur den Armenischen Klöstern ihre Schätze entreiße, so lange noch Zeit zur Rettung sey. Und diese erwartet der Verf. von dem Helden des Jahrhunderts u. s. w. In so fern zu allem, was gedeihen soll, Enthusiasmus gehört, muß man solche hochgespannte Erwartungen mit Freundlichkeit übersehen. So wenig wir nun auch uns dem Verf. auf den Flügeln seiner Einbildungskraft nachschwingen können, so sind wir deßhalb doch nicht ohne alle Erwartungen von einer sorgfältigen Cultur der noch vorhandenen Armenischen Litteratur. Doch gehen sie nicht über das fünfte Jahrhundert nach Christus hinauf; von da an bis zum funfzehnten Jahrhundert mögen die Armen. Klöster denkwürdige Schriften enthalten, da die Armenier neben den Syrern die einzigen allgemeinen Geschichtschreiber von Asien vor den Arabern waren, und es auch neben Letztern durch die folgenden Jahrhunderte scheinen geblieben zu seyn.

Ebttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1813.

Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: Eplistolae Parisienses, in quibus de rebus variis, quae ad studium antiquitatis pertinent, agitur, editae a G. G. Bredow, 1812. 266 S. in Octav.

Ein Denkmahl, das fünf gelehrte Freunde, die Herren Hase, Bäst, Koes, Bröndstedt und Bredow, ihrem freundschaftlichen Umgange zu Paris im Jahre 1807, und ihren gemeinschaftlichen Studien auf der dasigen kaiserl. Bibliothek haben setzen wollen, und dessen Ausführung der zuletzt genannte Gelehrte übernommen hat. Zwey davon, Bäst und Koes, haben sie nicht erlebt; der dritte Freund, der nun die Errichtung mit ihrem Todtenopfer verbinden mußte, konnte es nur mit der zitternden Hand eines kaum Genesenen. Was der erste für die gesammte Griechische Litteratur, und der zweyte für die Odyssee und den Pausanias hoffen ließ, ist durch ihren frühen Tod, wo nicht ganz, doch großen Theils vereitelt: möge es den Uebergebliebenen durch ein desto längeres Leben vergönnt seyn, alle ihre gelehrte Plane zur Reife und Ausführung zu bringen!

D

Die meisten Briefe rühren von Hrn. Bredow her, und sind an lauter Deutsche Gelehrte (Schneider, Wos, Wolf und Pfaff) gerichtet. Die an den Hrn. Prof. Schneider zu Breslau, und Hrn. Hofr. Wos zu Heidelberg, betreffen die von Hrn. Bredow versprochene neue Sammlung von kleinen Geographen aus dem Griechischen und Römischen Alterthum, und deren Bearbeitung. Man lernt daraus den ganzen Apparat kennen, der bis zum J. 1812 von ihm zusammengebracht worden: welcher Notiz eine Geschichte von den Bemühungen früherer und späterer Gelehrten um die kleinen geographischen Aufsätze, und ihre sie betreffenden Pläne, die ausgeführten und gescheiterten, vorausgehen. Unter letzteren war der von Holstenius der merkwürdigste, wie sich aus dem endlich wieder aufgefundenen, und hier vollständig mitgetheilten, Briefe desselben an Peirest abnehmen läßt. Paris hat nur einige ungedruckte Stücke, aber desto mehrere Varianten, zu den bereits einzeln und in Sammlungen gedruckten geographischen Aufsätzen geliefert. Ein eigener Band wird Lateinischen Geographen, bis zum neunten Jahrhundert herab, gewidmet werden; wozu bereits ein kleiner Vorrath vorhanden ist, zu dessen Vermehrung, wie auch zu der der Griechischen Abtheilung, Hr. Bredow noch eine Reise an die wichtigsten, an Handschriften reichen, Bibliotheken von Italien zu machen wünscht. Möge ihm auch dort die zuvorkommende Unterstützung seiner Zwecke widerfahren, wie er sie zu Paris gefunden hat! Der ehrwürdige Greis, Sainte Croix, der ehemals selbst zu einer Ausgabe kleiner Geographen gesammelt hatte, übergab ihm alle seine Papiere, welche sie betrafen, zum beliebigen Gebrauch; Bast lehrte ihn Griechische, Hase Lateinische, Handschriften lesen; Millin räumte ihm ein eigenes Zimmer in seiner zum Gebäude der kaiserl.

Bibliothek gehörigen Wohnung ein, damit er in dem Bibliotheksgebäude, aus dem an Fremde keine Handschriften verliehen werden dürfen, den ganzen Tag über die ihn interessirenden Manuscripte möchte lesen, austragen und abschreiben können, und er nicht bloß auf die vier öffentlichen Stunden der geöffneten Bibliothek möchte eingeschränkt seyn. Um sein Glück auf dieser Reise voll zu machen, wirkte ihm Se. Excellenz der Hr. Minister Graf von Wolfradt, nach dem edeln Eifer, der ihn von jeher belebt hat, den Wissenschaften, wo sie es bedürfen, fortzuhelfen, eine öffentliche Unterstützung aus, durch die es ihm möglich wurde, seinen auf drey Monate bestimmten Aufenthalt in einen fünfmonathlichen zu verlängern. In dieser ihm gewordenen günstigen Lage konnte Hr. Bredow in seinen Forschungen auch über seine Geographos minores hinausgehen. So hat er seine Manuscripten-Vergleichungen auch auf Georg Gemisthus oder Pletho's Excerpte aus Strabo ausgedehnt, aus welchen sich für die neueste Ausgabe des Geographen noch viele Verbesserungen nehmen lassen, wie die S. 69 eingerückte *varietas lectionis ex Plethonis excerptis* beweiset. In einem Briefe an den Hrn. geh. Rath Wolf zu Berlin sind Proben von Verbesserungen zu Georg Syncellus Chronographie aus Pariser Handschriften gegeben, die sich schon von der Hand eines ungenannten Gelehrten bey einer Ausgabe des Syncellus auf der kaiserl. Bibliothek bengetragen finden. An den Hrn. Prof. Pfaff zu Halle ist die Vergleichung eines Codex von dem Fragmente aus dem zweyten Buche des Pappus, welches Wallis Griechisch hat abdrucken lassen, gerichtet; und am Ende des Briefs ein bisher noch unedirtes Fragment des Pappus über die Verdoppelung des Würfels aus einem Wolfenbütteler Manuscripte

nach der Abschrift des Hrn. Hofr. Langer und der Bearbeitung des Hrn. Prof. Nickel am Elisabethenheim zu Breslau, mitgetheilt.

Zu diesem Denkmahl gemeinschaftlicher Studien haben nun auch noch die übrigen oben genannten Gelehrten gesteuert: **Bast** erklärt in einem Französischen Schreiben an Bredow einige, meistens falsch aufgefaßte, Abbreviaturen in Griechischen Handschriften, wovon doch die Hauptsache schon in der *epistola critica* Baskii enthalten war; **Koes** bessert in einer ähnlichen Epistel Stellen des *commentarius obsidionalis* des Aeneas Tacticus aus drey Pariser Handschriften; **Bröndstedt** gibt in einem Schreiben an seinen Lehrer Worm Verbesserungen des von Ruhnken herausgegebenen Scho-liasten des Plato aus Handschriften, und thut Vorschläge, wie die beiden Scholiensammlungen von Ruhnken und Siebenkees verbunden und vermehrt werden könnten, mit beygefügtten Proben. **Saxe** endlich (dessen Lateinischer Styl auch der gebildetste ist) hat einen doppelten Beytrag geliefert: in einem Dialog zwischen den vier humanistischen Freunden eine Nachricht von Vitruvius Rufus und Epaphroditus (wahrscheinlich eines Freygelassenen im Zeitalter Trajans) mathematischen Excerpten, mit beygefügtten Proben. Am Ende des Dialogs tritt zufällig der Grieche Gregorius aus Theffalonich in den Kreis der sich gelehrt unterredenden Freunde, und übernimmt auch eine Rolle, aber von völlig anderem Inhalte; er erklärt eine Stelle aus einem kürzlich aufgefundenen *Itinerarium graeco-latinum*, voll unbekannter Wörter. **Saxens** zweyter Aufsatz bessert mehrere Stellen der Homerischen Allegorien des Heraklides Ponticus aus einer zwar defecten Handschrift, die aber doch einen bisher ganz unbekanntten Schluß des Werkes hat, der an einem andern Orte mitgetheilt werden soll.

Zürich.

Bei Orell, Füßli und Compagnie: **Vittorino von Feltre, oder: Die Annäherung zur idealen Pädagogik im funfzehnten Jahrhundert. Nebst Nachrichten über die Methoden Guarino's und Filelfo's.** Bearbeitet nach de' Rosmini von Johann Kaspar von Orelli. Octav S. XVI und 98. 1812.

Dies dem würdigen Gelehrten Zürichs, Hrn. Canonicus Nüscheler, zugeeignete Werkchen ist ein sehr schätzbarer Beitrag zu der ungemein merkwürdigen Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften durch Neubelebung der alten Griechischen und Röm. Litteratur, von einem jungen gelehrten Schweizer in Bergamo, wo er, wenn wir nicht irren, eine geistliche Stelle bekleidet. So vortrefflich die Werke von Zeno, Mehus, Tiraboschi u. A. über diese Periode in Hinsicht der äußern Schicksale, der Geschichte der Streitigkeiten u. dgl. von den wichtigen Gelehrten des funfzehnten Jahrh. in Italien sind, so kann man doch nicht läugnen, daß diese Sammlungen nur Materialien, obgleich sehr herrliche, darbieten, um echt-historische und psychologische Resultate daraus zu ziehen. Unter den Italiänern ist der Ritter Carlo de' Rosmini einer der ersten oder doch vorzüglichsten, der dieß Geschäft ruhmvoll übernommen, und sich durch Abfassung des Lebens von Vittorino da Feltre (1801. 8. Vassano), des Guarino von Verona (1805, 1806. 3 Bände in 4. Brescia), und des Franz Filelfo aus Tolentino (1808. 3 Bände in 8. Mailand), sehr verdient gemacht hat. Er theilt außerordentlich viel aus Handschriften mit, berichtigt viele Irrthümer, und schreibt gut. Sehr zweckmäßig und nützlich hat der Verfasser vorliegender Schrift die pädagogische Wirksamkeit des Vittorino, Guarino und Filelfo darzustellen versucht, und einen

recht guten Beitrag zur Geschichte des Erziehungs-
wesens, wenigstens in Italien, geliefert, wofür wir
ihm danken. Am längsten hält er sich beyh Vittori-
no auf, welchen er mit Vorliebe bekannter zu ma-
chen und zu schildern bemüht ist. Eine schöne Wi-
gnette, der Pelican, seine Jungen mit eigenem Blute
nährend, mit der Umschrift: Opus Pilani Pictoris.
Mathematis et omnis humanitatis pater, ziert
diese Schilderung der Wirksamkeit des Vittorino,
welche S. 1 bis 62 einnimmt. Er ward von dürfti-
gen Eltern zu Felre im J. 1378 geboren, und starb
1446. Ein Schüler des Johann von Ravenna,
Schülers von Franz Petrarca; dann unterrichtet von
Guarino im Griechischen, und trefflicher Autodidact
in der Mathematik, gelangte er bald zu einem so
großen Ansehen, daß ihm der Herr von Mantua, Gian
Francesco Gonzaga, im J. 1425 die Erziehung sei-
ner Kinder anvertrauete, für 20 Zechinen monatlich,
freye Wohnung und Kost: ansehnlich genug für jene
Zeit! Mit Klugheit begann er das Werk. Erst
lernte er die Prinzen und ihre Umgebung kennen, ge-
wann ihr Vertrauen, säuberte die Gesellschaft und
Dienerschaft, gab Gesetze, und hielt unwandelbar über
denselben. Zum Verwundern Aller machte er aus
dem übermäßig fetten und eßgierigen ältesten Prin-
zen bald einen sehr enthaltsamen, und so verfuhr er
weiter mit den übrigen. Allen pflanzte er Liebe zur
Religion und zu den Wissenschaften ein, vorzüglich
zur alten Litteratur; denn die Muttersprache ward
in seinem Institute nicht angebauet. Wie Vittori-
no's Pädagogik Körper u. Geist in Anspruch genom-
men, wie er ein Institut, zwey Lyceen, angelegt habe
u. s. w. hat der Verf. sehr gut und deutlich aus ein-
ander gesetzt, woraus wir seine eigenen sehr richtigen
Einsichten in dem Erziehungsfache mit Vergnügen
wahrgenommen haben. Auch die Nachrichten von
Guarino, geb. 1370, † 1460, und von Filelfo,

geb. 1398, † 1481, sind sehr schätzbar. Der letztere ist als gelehrter Klopffechter bekannt, ob er gleich ein vortrefflicher Humanist und ausgezeichnet guter Kopf war: woraus auf die Humaniora begreiflicher Weise kein Tadel fällt. Der Verstand wird nur in diesem Falle aufgeklärt, der Wille geht leer aus. Wir finden in diesem recht gut geschriebenen Aufsätze so viele Anlagen des Verf. zum Geschichtschreiber des Schul- und Erziehungswesens in Italien, und muntern ihn recht gern auf, für sein jetziges Vaterland in dieser Hinsicht das zu werden, was der Director Kuhkopf zu Bielefeld im J. 1794 durch seine Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland für sein Vaterland geworden ist.

Berlin.

Altrussische Geschichte, nach Nestor. Mit Rücksicht auf Schlözer's Russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. Von Joseph Müller, Prof. in Braunsberg. 1812. Octav 224 S.

Dies kleine Buch enthält mehr, als sein Titel angibt; außer der Chronik nämlich noch eine Abhandlung vom Abbé Dobrowsky über die Frage: "Wie soll Nestor's Chronik aus so mancherley Recensionen des Textes, die in Handschriften zu finden sind, rein hergestellt werden?" — Hrn. D's. Abhandlung (S. 1-47) beginnt mit Bemerkungen über Schlözer's Bemühungen und Vorschläge; über die Verschiedenheit der Recensionen, der ältern, wie der jüngern; und über die Unbrauchbarkeit der Weisrussischen. Dann werden die Fragen beantwortet: "Welche Handschriften sollen verglichen werden?" und "Ist Nestor's Text unverändert zu uns gekommen?" Darauf folgen drei Proben eines gereinigten Textes, und eine Beurtheilung der Varianten aus mehreren Recensionen; und endlich macht ein Wunsch und Rath den Beschluß. — Von besonderem Interesse ist ge-

wiß Hr. D.'s. Abhandlung. Der von ihm vorgeschlagene Plan zur Bearbeitung des Textes weicht sehr von dem ab, nach welchem Schlözer arbeitete. Unverkennbar wäre viel Raum erspart, hätte Schlözer nach jenem Plan den Text bearbeitet. Auch hätte dann ein von Interpolationen gereinigter Text erhalten werden können. Was Schlözer nicht that, mögen nun Andere thun. Diese macht Hr. D. recht aufmerksam auf die ältern Sprachformen. Mit Recht sagt er: "wir wollen nicht nur wissen, was Nestor erzählt, sondern auch, wie er es niederschrieb." Aber ein bloßes Verzeichniß ganz veralteter Wörter und Phrasen, mit beygefügtten Erklärungen, kann doch auf keine Weise hinreichen, den Russen ihre alte Chronik verständlich zu machen.

Was Hr. Prof. Müller selbst geliefert hat, gibt des Buchs Titel sehr bestimmt an. Schlözer's Bearbeitung des Nestors, eine Arbeit seines Alters, ist hier nicht nur zu einem leichter zu übersehenden und richtiger, sondern auch zu einem vollständigeren Ganzen umgebildet, da die altruss. Chronik bis auf die Taufe Vladimirs und — wie Hr. M. sich ausdrückt — Rußlands fortgeführt ist. — Unbegreiflich ist es uns, wie Hr. M. meinen kann, daß Rußland bis zu der eben genannten Periode für den philosoph. Menschenbeobachter am interessantesten sey: "da sich nach der Einführung des Christenthums Staaten u. Menschen ziemlich ähnlich würden, und der Character der Staatsbildung selbst viel von dem der Religion annehme, oder wenigstens Manches von seiner frühern Originalität sich vermische." Hr. M. steht da, was nirgends zu sehen war und zu sehen ist; er übersieht zugleich gar Vieles, was kaum das stumpfeste Auge übersehen kann, u. endlich erwartet er auch von der Taufe, worauf selbst jene Missionäre nicht einmahl hofften, welche die Feuer- sprige zu Hülfe nahmen.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

—

5. Stück.

Den 9. Januar 1813.

Paris.

Gedruckt bey Charles, und zu finden bey Treutel und Würz: *Nouvelles Recherches sur l'origine et la destination des Pyramides d'Egypte: ouvrage dans lequel on s'applique à démontrer que ces Merveilles renferment les principes élémentaires des Sciences abstraites et occultes, ainsi que ceux des Arts utiles à la Société: suivi d'une dissertation sur la fin du globe terrestre. Par A. P. J. de V. . . . 1812. Octav 151 Seiten.*

Durch den Verf. haben wir endlich die Erde als ein bezaubertes Schloß kennen gelernt, in welchem böse Geister ihr Wesen und Unwesen treiben. Die rebellischen Engel wurden nach ihrem Fall auf die Erde (noch vor Adam) verwiesen. Sie hätten durch ihren Fall zwar ihre Würde, aber nicht ihr Wesen und ihre Macht, verloren, und sind nun Ursache von allen den Wundern auf der Erde geworden, welche bis jetzt noch Niemand hat erklären können. Bey der Bemohnbarmachung

E

der Erde für Menschen und ihre übrigen, bis jetzt darauf vorhandenen, Geschöpfe, oder wenigstens noch vor der Sündfluth, haben sie auf der Erde, was über menschliche Kräfte geht, hervor gehoben, die Pyramiden, das Labyrinth, den See Möris, den Tempel von Diospolis: diese und die übrigen Wunderwerke in dem Wunderlande Aegypten, sind das Werk der Nephilim, der Riesen von geistiger Substanz. Ihre größte Macht dauerte bis auf die Sündfluth; seit Menschen auf der Erde waren, vermischten sich die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen, und führten die Menschen zu Lastern, doch darneben auch zu den Künsten an, die das Menschengeschlecht besitzt. In dieser Zeit haben die Mächte vom zweyten Range, Riesen von materieller Substanz, dem Thurm zu Babel, dem Colossus auf Rhodus, der Menge von Obelisten, welche Aegypten und Libyen bedecken, allen prächtigen Tempeln und Städten, welche die Zeit zerstört hat, ihren Ursprung gegeben. Die Schriften, in welchen das Unwesen, welches diese bösen Wesen vom ersten und zweyten Range trieben, beschrieben waren (le livre de Jaschar, les guerres de Jéhova, le livre des Justes, et les Enoncés prophétiques qui sont tous cités par Moïse et Josué), sind untergegangen; doch glücklicher Weise nicht ganz — quelques fragmens épars dans les livres saints nous attestent seulement qu'ils ont existé, et nous devons croire, qu'ils ont été conservés dans l'arche, puisque Moïse en a eu conaissance, et qu'un homme digne de la plus grande confiance, Swedenborg, assure, qu'ils existent même encore aujourd'hui parmi les peuples de la Tartarie indépendante dans le Boutan — Un

Anglais cependant paroît avoir été inspiré pour décrire la guerre des enfers, c'est Milton. — Das Menschengeschlecht ward endlich durch die bösen Geister so verschlimmert, daß es durch die Sündfluth mußte vertilget werden. Nach der Sündfluth haben jene Riesen geistlicher Substanz die Welt durch allerley Wunder zur Abgötterey verführt, und die Freyheit gehabt, dieß bis auf die Bestrafung Pharaos zu Moses Zeit fortzusetzen. Seitdem ist die Zeit ihrer Wunder vorüber; sie haben bloß Gewalt über die Seelen der Menschen, und arbeiten noch unaufhörlich fort, Haß unter Völkern zu erregen, Reiche umzustürzen, alle Arten von Unglück über die Einwohner der Erde zu verbreiten: sie sind die Urheber der physischen und moralischen Umkehrungen, deren Opfer wir sind. Der ganze Erdball ist von guten und bösen Geistern umgeben, die, gleich nach dem Tode eines jeden Menschen, in die Reihe, in welche sie gehören, eintreten. Dieß alles wird, in bunten Reihen, aus dem alten und neuen Testamente, dem Buche Henoch, aus Ovid, aus Milton, versteht sich, unumstößlich bewiesen. Welch ein Kleinod doch Philosophie und Critik sind!

Und nun der Zweck der Pyramiden? — Chaque Pyramide peut être considérée comme un lycée isolé pour l'étude et la conservation d'une science particulière. Die ganze innere und äußere Einrichtung derselben streite dagegen, daß sie zu Grabstätten Aegyptischer Fürsten bestimmt gewesen seyen, wie man gewöhnlich glaube. Die vielen, bald auf= bald niederwärts steigenden, durch regelmäßig auf einander folgende brunnenähnliche Vertiefungen und Absätze unterbrochenen, Gänge und Umwege, durch die oft kaum ein

Mensch hindurch kriechen könne, und die ungeheure Größe und Menge dieser sowohl in Aegypten, als auch in den Wästen von Libyen und andern Africanischen Gegenden, zerstreuten Monumente, zu deren Bau nur allein in Aegypten ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten erforderlich gewesen seyn würde. — Sodann ferner die Unwahrscheinlichkeit, daß irgend ein Souverän sie zu einer Grabstätte für seine Nachkommenschaft habe bestimmen können, da es gar nicht in der Natur des Menschen, und noch weniger eines Souveräns, liege, *de prévoir d'aussi loin* (der Verf. berechnet, daß wenigstens ein Zeitraum von 5100 Jahren erforderlich gewesen seyn würde, um die 150 Pyramiden in Aegypten mit fürstlichen Leichnamen zu erfüllen) *le luxe de sépulture pour la postérité*, noch weniger sonst ein Gouvernement den Gedanken gehabt haben könne, *de poursuivre aussi longtems un système de construction si dispendieux et inutile à l'humanité* — diese und mehrere andere Betrachtungen zeigten wohl unwidersprechlich, daß dem Baue dieser Wunderwerke ein weit höherer Zweck habe zum Grunde liegen müssen, und der sey wohl kein anderer gewesen, als, unter hieroglyphischen Deutungen alle die Kenntnisse aufzubewahren, welche die Priester von obgedachten *êtres spirituels dégradés*, qui ont construit les pyramides, erhalten hatten, welches nun der Verfasser sehr umständlich aus der innern Einrichtung der Pyramiden selbst zu deduciren sucht. In der angehängten Dissertation *sur la fin du globe terrestre* beweiset der Verfasser, daß es nun bald mit uns aus ist, und das Jahr 1999 dasjenige seyn werde, *ou finira cette génération, et éponvera une nouvelle revolu-*

tion, pour être réparé. Car il est aisé de s'apercevoir, que la terre est déjà condamnée, et qu'elle est en état de proscription, wie ja alle Zeichen der Zeit jetzt deutlich genug auswiefen. —

Paris.

Bey Garnery: Corps de droit français, civil, commercial et criminel, contenant 1) les Codes Napoléon, de procédure civile, de commerce, d'instruction criminelle, et pénal, et les tarifs des frais et dépens en matière judiciaire; 2) les exposés des motifs de chacun de titres de cinq codes, présentés au corps législatif par les orateurs du conseil d'état; 3) les sénatus-consultes, les lois, les décrets, les avis du conseil d'état, les décisions circulaires ministérielles qui ont expliqué, changé ou modifié les dispositions des différents codes, et les arrêts de la cour de cassation, qui ont fixé la jurisprudence sur les dispositions les plus controversés de ces mêmes codes. Par L. Rondonneau. Drey Theile in Quart, deren Inhalt nach den genannten drey Haupt-Rubriken abgefondert ist. Tome premier. 1810. 486 Seiten u. 165 S. Register. Tome second. 1811. 558 Seiten, deren letzte 6 ein alphabetisches Register. Tome troisième. 1811. XXVII Seiten, enthaltend eine table chronologique des sénatus-consultes etc. — sodann 613 Seiten, deren letzte 23 ein alphabetisches Register. — Die Einrichtung des vorliegenden Werkes wird meistens schon durch den Titel, welchen Rec. um desswillen absichtlich fast ganz abgeschrieben hat, angegeben. Es ist zur Beschreibung derselben indeß noch Einiges hinzu zu fügen. — Der erste

Band gibt, neben den einzelnen Artikeln der genannten Gesetzbücher, kurze Noten, durch welche hin und wieder die Verbindung der verschiedenen Stellen in ihnen selbst angedeutet, insbesondere aber fortlaufend auf den Inhalt des dritten Theils verwiesen wird. In der letzteren Zugabe besteht eigentlich der Nutzen des ersten Theils: ein Nutzen, welcher sich freylich nur bey dem Code Napoléon und bey dem Code de procédure civile als ein bedeutender zeigt. Daß man aber, wenn man schon mit andern Ausgaben jener fünf Gesetzbücher versehen ist, jenen Nutzen durch Anschaffung dieses ersten Theils ziemlich theuer bezahlt, dieß ist eine Unbequemlichkeit, welche hier doch weniger genannt zu werden braucht, als bey dem zweyten Theile, dessen bedeutendster Inhalt wenigstens so weit verbreitet ist, daß wohl dem größten Theil derer, welche sich das gegenwärtige Werk anschaffen und auch mit dem dritten Theile recht zufrieden seyn werden, — den zweyten mitlaufen zu müssen, nicht sonderlich angenehm seyn möchte. — Der dritte Theil ist es, welcher unserm Werke ein eigentliches Interesse gibt. Sein Inhalt ist aus dem obigen Titel zu ersehen, und nur das noch bey der Einrichtung zu bemerken, daß das Ganze in zwey Unterabtheilungen zerfällt, deren zweyte die *Jurisprudence* (in der bekannten Französischen Bedeutung), die erste aber alles übrige oben Angegebene in sich faßt; — beide in sich nach chronologischer Ordnung durchgeführt. In allen solchen Fällen, wo bey einer Sammlung von Supplementen, wie sie dieser dritte Theil enthält, eine Auswahl des unmittelbar Wichtigsten getroffen werden soll, ist es schwer, einem Je-

den die Sache recht zu machen; doch kann Rec. mit gutem Gewissen sagen, daß man in der Regel mit der hier getroffenen Wahl wohl zufrieden zu seyn Ursache hat, und daß dieser dritte Theil ein recht empfehlenswerthes Werk ist. Es war aber freylich auch sehr viel leichter, dasjenige, was in die Jahre 1803 und folgende fällt, in paßlicher Auswahl zusammen zu stellen, als wenn der Plan auch darauf gegangen wäre, aus irgend einer gewissen Zeit vor jenen fünf Gesetzbüchern (etwa aus dem Zeitraume der Revolution) dasjenige zu liefern, was noch jetzt als gültiges und wichtiges Supplement neben jenen Gesetzbüchern anzusehen ist.

Eben daselbst.

Von dem Verfasser, gedruckt bey Mame: *Tarif chronologique des Douanes de l'Empire françois, avec des explications, des observations et la description des Marchandises etc. le Tarif des droits de Navigation et un tableau analytique des Contraventions aux Lois des Douanes, désignant les peines et amendes qu'elles déterminent; le tout précédé d'une instruction sommaire sur les Formalités de Douanes, l'Acquittement des Droits, les Entrepôts, le Cabotage, le Transit, le Commerce par Licences etc. par Dujardin-Sailly. Septième Edition. 1812. S. 241 in Quart.*

Der Titel dieses Werks, das mit dem Code des douanes desselben Verfassers ein Ganzes ausmacht, gibt schon größtentheils an, was man in demselben zu erwarten habe, und die bekannte Genauigkeit des Verf., die sich auch schon in dessen Code de Douanes so rühmlich bewährt hat, bürgt

im voraus, daß man nichts von dem, was der Titel angibt, vergeblich suchen werde; Rec. glaubt daher dieses Buch nach näherer Ansicht mit der größten Zuversicht dem mit Frankreich handelnden Publicum als ein sehr nütliches, und wohl möchte er nicht zu viel sagen, als ein unentbehrliches Werk empfehlen zu können. Folgende verschiedene Stücke sind der Reihe nach in demselben enthalten: 1) Instructionen über die Formalitäten, welche im See- und Landhandel bey der Bezahlung der Zölle, den Niederlagen, dem Küsten- und Transito-Handel und dem Handel mit Licenzen zu beobachten sind; 2) von den Französischen Inseln in Europa, die eine besondere Zollordnung haben; 3) General-Tarif der Einfuhr, wobey die verschiedenen Waren nicht nur genannt, sondern auch mit passenden kurzen Erklärungen begleitet, zugleich aber auch die Gesetze angeführt sind, worauf sich die angegebenen Zölle gründen; 4) besondere Tarifs, nämlich der Tarif der Waren, die directe aus Französischen Colonien eingeführt werden, der Tarif der Waren, die aus Prisen herkommen, der Tarif der Waren von Corsica, der Tarif der Waren aus den Illyrischen Provinzen, und der Tarif der rohen und verarbeiteten Waren des Königreichs Italien; 5) Zoll-Tarif der Ausfuhr; 6) Tarif der Gebühren der Schifffahrt, und endlich 7) ein analytisches Verzeichniß der Contraventionen gegen die Zollgesetze, mit Anführung der Strafen und Geldbußen. Einen Auszug leidet das Werk nicht, auch bedarf es weiter keines Lobes, da es sich selbst hinlänglich empfiehlt.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 9. Januar 1813.

Moskau.

In der Universitäts-Buchdruckerey: *Synopsis praxis medico-obstetriciae, quam per hos viginti annos Mosquae exercuit Guilielmus Michael Richter, Consiliarius status, Ordinis S. Annae secundae Classis eques, Medicinae Doctor, et artis obstetriciae in Universitate Caesarea-Mosquensi Professor p. o. 1810. XVIII u. 424 S. in Quart, mit 9 Kupfern und einer Titel-Wignette.*

Der durch mehrere Schriften berühmte Verfasser theilt dem Publicum die Summe seiner zwanzigjährigen Erfahrung in der Medicin, und vorzüglich in der Entbindungskunst, mit, welche er in einem so großen Wirkungskreise, den die ungeheure Stadt und die Entbindungs-Hospitäler daselbst, welchen er vorsteht, darbieten, zu machen Gelegenheit hatte. Voran geht eine interessante Geschichte des Entbindungswesens in Rußland, von seinem ersten Anfange bis auf die neueste Zeit, woraus wir einen umständlichen Auszug um so mehr mittheilen

wollen, als das Werk unter den jetzigen Umständen wohl sehr selten geworden, und in Deutschland wenig anzutreffen seyn mag. Unter der Regierung der Kaiserinn Elisabeth im Jahre 1754 erging in Rußland die erste Verordnung wegen Hebammen. Alle damahls in Moskau und St. Petersburg befindlichen Hebammen wurden examinirt, und davon sollten funfzehn der besten in Moskau, und zehn in Petersburg, die Erlaubniß zu practiciren erhalten. Allein es waren nicht fünf und zwanzig Frauen aufzutreiben, die als verständige Hebammen angesehen werden konnten. „Quod utique mirum videtur,” schreibt der Verf. — Unserm Bedünken nach ist es eben kein Wunder; denn woher sollten denn die Frauen nützliche Kenntnisse bekommen, da damahls in ganz Rußland noch keine Anstalt zum Unterricht für Hebammen und Geburtshelfer existirte? — Man mußte daher den unwissendsten Weibern fortan erlauben, das Geschäft der Geburtshülfe nach Gutdünken auszuüben. Aber dadurch lernte man zum Glück einsehen, wie nothwendig es sey, Lehranstalten zum Unterricht in der Hebammenkunst zu stiften. Es wurden also zu Moskau und St. Petersburg Hebammenschulen eröffnet, eine Hebammenordnung verfaßt, und zum Besten der Armen besondere Hebammen und Geburtshelfer auf Kosten des Staats angestellt. Vom Jahre 1757 an, innerhalb fünf und zwanzig Jahren, wurden jedoch nur fünf und dreyßig Frauen von der medicinischen Canzley als Hebammen examinirt und angestellt, wovon uoch dazu zwanzig Deutsche Namen führten, und also wahrscheinlich keine Russinnen waren. Der erste Lehrer bey der Hebammenanstalt in

Moskau war der Professor Joh. Friedr. Erasmus an der dortigen Universität, der 1777 starb. Im Anfange las er über des Thebesius Handbuch, dann über ein eigenes. Im Jahre 1764 wurde ihm aufgetragen, nach des Schweden von Horn Siphra und Qua, das sein Gehülfe, der Chirurg Pagenkampfs, ins Russische übersetzte, Unterricht in der Geburtshülfe zu ertheilen, und sechs Zöglinge sollte er nach unsers sel. Röderer's *Elementa artis obstetriciae* in der Entbindungskunst unterrichten. Aber noch in demselben Jahre 1763, unter Katharina II. Regierung, wurde das letztere, man weiß nicht, aus welchem Grunde, von dem zu der Zeit errichteten Collegio medico verboten. Im Jahre 1777 folgte dem Prof. Erasmus ein Doctor Mart. Mahs im Amte nach. Von dieser Zeit fing man an, auch bey natürlichen Geburten Geburtshelfer zu gebrauchen. Mahs starb 1782, und auf ihn folgte Dr. Ruzkon, und auf diesen bald Dr. Zimtschenski und Ober-Chirurg Bergmann, und auf diesen ein Wundarzt Kreusel und Prof. Schumlianski. Die Hebammen, welche in Moskau angestellt wurden, und in diesem Werke genannt sind, hatten fast lauter Deutsche Mahmen. Im Jahre 1795 wurde der Verfasser des gegenwärtigen Werks als Lehrer der Hebammen erwählt, und unterrichtete in elf Jahren zwanzig Schülerinnen an dieser Anstalt, und zwanzig andere in der mit dem großen Findelhause verbundenen Anstalt, wovon die meisten auch Deutsche Frauen sind. In einem halben Jahrhundert wurden in allem nur vier und neunzig Frauen für das ungeheure Russische Reich in der Hebammenkunst unterrichtet, und zwar anfangs nur mit Hülfe

eines Beckens, in den letzten Jahren aber an einem Fantome: aber dem Lehrer war nicht erlaubt, mit den Schülerinnen ins Gebärhäus zu gehen, und am Geburtsbette Unterricht zu geben. Erst die Kaiserinn Mutter Maria verschaffte dem Reiche die Wohlthat, daß nun Frauenspersonen, sowohl zu Moskau als Petersburg, in Gebärhäusern selbst unterrichtet wurden. Im Jahre 1806 bat der Verf. um seine Entlassung von der Hebammen-Lehranstalt, und sein Amt wurde dem Professor Popow übertragen. Unter Kaiser Pauls Regierung im Jahre 1797 wurden in allen 34 großen Provinzial-Städten Hebammen angestellt, jede mit 120 Rubel Gehalt, in den kleineren Städten mit 80 Rubel, und in jeder Provinzial-Stadt ein Geburtshelfer mit 600 Rubel, so daß jetzt jährlich 52,800 Rubel auf die Unterhaltung der zweckdienlichen Hülfe für Gebärende in Rußland verwendet wird. 2. Kap. Von der Hebammen-Lehr- und Gebäranstalt in dem großen Findelhaufe zu Moskau, mit einer Tabelle von den Geburten und ihrem Ausgange in sechs Jahren. Das Moskauer Findel- und Waisenhaus gehörte zu den größten in der Welt. (Man s. darüber vorzüglich Will. Coxe Account of the prisons and hospitals in Russia, Götting. gel. Anz. 1781 S. 1247, und Prof. Ostander's Beobachtungen und Abhandl. 1787 S. 271, über sein trauriges Schicksal aber die Leipziger Litteratur-Zeitung 1812 Nr. 309 S. 2466). Bald nach seiner Errichtung im Jahre 1764 war damit eine Gebäranstalt für 20 Betten verbunden, welche aber erst die Kaiserinn Maria in eine Lehranstalt für Hebammen-Schülerinnen verwandelte. In dieser An-

stalt konnten arme Frauenspersonen Wochenbett halten, und ihre Kinder dem Hause zur Erziehung überlassen. Von den weiblichen Zöglingen des Hauses wurden nun beständig mehrere in der Hebammenkunst unterrichtet. Eine zweite, von dem Findelhause abgesonderte, Gebäranstalt für verheirathete arme Frauen zu 20 Betten hat eben die für die leidende Menschheit so großmüthig besorgte Kaiserinn Maria im Jahre 1806 zu Moskau gestiftet. Im Jahre 1800 erhielt Hr. Richter die Direction und das Lehramt an der Anstalt des Findelhauses, mit einer besondern Instruction und dem Auftrage, alles, was zum Unterrichte an Büchern, Instrumenten und anatomischen Präparaten nothwendig wäre, anzuschaffen. Im Jahre 1801 wurde die Anstalt durch eine feierliche Rede des Hrn. R's. von dem Ursprunge, Fortgange und Nutzen der Entbindungskunst, in Russischer Sprache (gedruckt zu Moskau 1801 in Quart), eingeweiht. Die Anstalt hat einen Director, Professor und Repetitor, der auch die Deutsche Sprache lehrt, zehn Schülerinnen auf einmahl, und eine Aufseherinn. Die Schülerinnen bleiben drey Jahre in der Anstalt, und wenn sie dann noch nicht gut bestehen, noch länger. — Wir glauben aber, daß die, welche in drey Jahren nichts lernt, auch in mehreren nichts lernen wird; und solche entlasse man lieber, und wiese ihr einen andern Erwerb an. — Diese Schülerinnen sind, — was den meisten Deutschen Frauen ganz sonderbar vorkommen wird, welche meist recht alte Weiber zu Hebammen-Schülerinnen wählen, — Jungfern von 16 bis 26 Jahren, "quarum selectio e reliquis alumnis orphano-

trophei scrupulose instituitur," und die, wenn sie was gelernt haben, und nun als Hebammen mit 80 bis 120 Rubel Gehalt angestellt sind, gemeinlich gleich einen Mann finden; "plerumque statim matrimonium ineunt, et munere suo optimo cum successu funguntur." — So ist es auch in Frankreich, wo in der Ecole de la Maternité keine alte Matronen zu Schülerinnen aufgenommen werden, sondern gebildete Frauenzimmer von 18 bis 30 Jahren. — Mit Recht schreibt der Verf.: "Experientia evidentior demonstravit, praëcepta cujusvis artis facilius instillari posse junioribus, quam mulieribus decrepitis, superstitiosis ac stupidis, qua de causa Augustissima Imperatrix hunc recipiendi ordinem constituit." Das Institut hat eine obsekretische Bibliothek, eine Sammlung anatomischer Präparate, ein Fantome und eine doppelte Gebäranstalt: die längst bestehende, in welcher jährlich gegen 400 Geburten vorkommen, und die neuere für verheirathete Frauen. Nach dem ersten halben Jahre werden die Schülerinnen erst zu Geburten zugelassen, und kommen je zwey und zwey wöchentlich in die Anstalt. Die Schülerinnen könnten gewiß früher ihren Cursus beendigen: aber da sie zugleich, wenigstens Eine, ihnen fremde Sprache lernen (sie werden nämlich zugleich im Russischen und im Deutschen unterrichtet), so erfordert dieß schon eine längere Zeit. Zwey Mal wöchentlich lehrt der Director, zwey Mal der Professor, und die übrigen Tage der Repetitor: alle nach dem im J. 1801 von Hrn. R. Russisch herausgegebenen Lehrbuche: ПЯКОБОДСТВО etc.

d. i. Anleitung zur Hebammenkunst, auf die neuesten Erfahrungen gegründet. Moskau. Octav 314 S. und 7 Kupfer. — Jedes halbe Jahr endigt ein Lehr-Cursus, so daß die Schülerinnen solchen in drey Jahren sechs Mahl besuchen, und über 1000 Geburten beywohnen. Dann werden sie in Gegenwart des Collegii medici examinirt, und wenn sie bestehen, in die verschiedenen Provinzen des Reichs vertheilt. In neueren Zeiten werden sie auch im Einimpfen der Schutzpocken unterrichtet. Nach einer Tabelle sind in den sechs Jahren von 1801 bis 1806 2571 Geburten im Entbindungshospitale vorgefallen; darunter waren 2374 natürliche Geburten; unter den widernatürlichen 25 Wendungen auf die Füße, 15 Anwendungen der Zange, und drey Gehirnanbohrungen; 161 Kinder und 18 Wöchnerinnen machten die Zahl der Todten. Die meisten Geburten fielen in den Januar, die wenigsten in den Julius. — Was die Ursache der erstern betrifft, so muß man sich dabey der frohesten Jahreszeit der Russen, des Osterfestes, erinnern. — Das fruchtbarste Alter aber ist bey den Russinnen, nach dieser Tabelle, zwischen den zwanziger und dreyßiger Jahren. Es kamen aber doch auch noch fruchtbare Mütterchen von 46 bis 48, und eine sogar von 54 Jahren, vor. Die meisten waren Erstgebärende; doch waren darunter auch viele von der zweyten bis dreyzehnten Niederkunft. Unter 22 Geburten war eine widernatürliche, weil manche Gebärende, welche, in der Stadt Moskau wohnend, fühlte, daß sie Hilfe nöthig habe, sich bey einer schweren Geburt in das Entbindungshaus bringen ließ. In den Jahren 1802 und 1805 starb keine Wöchnerin.

ein, aber in den Jahren 1803 und 4 starben dreizehn, weil besonders im Februar 1804 ein Kindbetterinnen-Hospitalfieber herrschte. 3. Kap. Von der Entbindungsanstalt der kaiserl. Universität zu Moskau, und was von den Jahren 1806 bis 1809 darin beobachtet worden ist, mit einer synoptischen Tafel über das Gewicht und die Länge der neugeborenen Kinder, der Nachgeburten und Nabelschnüre. Diese Anstalt wurde 1806 vom Kaiser Alexander gestiftet, einzig zum Unterricht der Studirenden in der Entbindungskunst. Sie hat nur 4 Betten für Schwangere, aber einen so kostbaren Instrumenten- und anatomischen Präparaten-Apparat, und Büchervorrath, "ut pro Universitatis nostrae non tantum utilissimo praesidio, sed revera pro maximo ornamento haberi queat et debeat." Im ersten Jahre kamen 44 Personen in der Anstalt nieder; davon starb eine Wöchnerinn. Unter den neugeborenen Kindern kommen sehr viele von zehn und elf Pfunden vor, und wir können dies leicht begreifen, wenn mit dem Steinschen Baromacrometer gewogen wurde, dessen Genauigkeit auf der sehr wandelbaren, und mit der Zeit immer abnehmenden, Elasticität einer Stahlfeder beruht. Gerade so ging es in den ersten Jahren bey der hiesigen Anstalt, bis Professor Oslander die sehr genaue unveränderliche Zahnsche Schnellwage zu einer Wage für die hiesige Anstalt zureichten ließ; alle neugeborene Kinder wogen auf der Steinschen Wage schwerer, als sie wirklich waren. — Eben so beruht das in der Tabelle angegebene Gewicht der Nachgeburten von zwey und drittel Pfunden gewiß einzig und allein auf der Unrichtigkeit dieser Wage.

Der Irrthum ist um so gewisser, als die angegebene Größe des Kopfes und der Schultern der neugeborenen Kinder nicht mit dieser Schwere übereinstimmt. Die zweite Tafel zeigt die in demselben Institute innerhalb 4 Jahren vorgefallenen Geburten. Vom Jahre 1806 bis 1809 war die Zahl 255, wovon eine einzige mit der Länge, und dreizehn mit verkehrt kommendem Leibe geendigt wurden. — In dem vierten und den folgenden Kapiteln folgen Erzählungen von merkwürdigen Schwangerschafts-, Geburts- und Krankheitsfällen. Zuerst eine Zwillingsgeburt, wovon der eine durch ein Kupfer abgebildete viermonatliche Embryo sammt der Nachgeburt, todt war, und so lange in der Mutter blieb, bis der vollkommene und lebende zur Welt kam. Ein Fall, der so gar selten nicht ist. Daß beide Früchte ihr Entstehen zu gleicher Zeit gehabt haben, zeigen die beiden vereinigten Mutterkuchen. Der Verfasser hat sich weitläufig auf die Beweise eingelassen, daß überhaupt keine Ueberfruchtung Statt haben könne, besonders aber in gegenwärtigem Falle nicht Statt gehabt habe. 5. Von der Umbeugung einer schwangern Gebärmutter, und einem von ihm erfundenen Instrumente zum Aufheben der umgebogenen Gebärmutter, welches er Mutterhebel, Hysteromochlion, nennt. Das Werkzeug besteht aus einem umgebogenen eisernen Stiel auf einem hölzernen Handgriff, an der Spitze mit einem aufgeschrobenen Korbstöpsel versehen, der mit Leder überzogen ist. Damit stieß der Verf. in dem erzählten Falle den umgebogenen Grund der Gebärmutter über den hervorragenden Wirbel des Heiligbeins zurück, weil er solches mit den Fin-

gern nicht vermochte. Das Instrument ist abgebildet. — 6. Kap. Eine Frau, die lange einen gänzlichen Muttervorfall hatte, ward schwanger; in der Schwangerschaft ging die Gebärmutter, wie gewöhnlich, zurück, wollte aber bey der Geburt wieder vortreten, und wurde mit den Fingern glücklich zurückgehalten. 7. 8. 9. Kap. Verschiedene Muttervorfälle nach der Geburt. Zum Zurückbringen schlägt der Verf. seinen Mutterhebel vor, und ein Russisches Hausmittel, einen umgestürzten Topf auf den Bauch. Die Russinnen nehmen bey verschiedenen morbis uteri organicis einen Topf, treiben die Luft durch angezündetes Berg heraus, und stürzen ihn dann schnell, wie einen Schröpfkopf, auf den Bauch der Kranken. Dadurch zieht sich der ganze Bauch in den Topf hinein, "*abdominis contenta mollia cum integumentis externis in cavum ollae intrant, et haec his ita impletur, ut in subjectis macilentis vix aliud quid, nisi compages ossae extusupereffe videatur.*" Dieses Mittel schlug schon der Prof. Hildebrandt in Moskau in *f. Observ. med. chir. Petrop. 1805. p. 179 de novo ad hernias incarceratas remedio topico, caeteris longe praestantiore*, als erprobt gegen eingeklemmte Brüche vor, und Hr. Richter nun gegen den Vorfall der Gebärmutter. 10. Kap. Aus den Geburtstheilen einer bereits funfzig Jahr alten Jungfer, welche die größten Beschwerden vom Harn- und Stuhlverhalten litt, zog der Verfasser eine große *Massa carnofa* hervor, welche er für eine Mola hielt. Nach des Rec. Urtheil war es ein *Sarcoma uteri*, dergleichen sich häufig in und auf dem Uterus erzeugen, und deren schon man-

ches Recens. mit glücklichem Erfolge ausschnitt. Eben so ist die im 11. Kap. beschriebene Mola vesicularis et racemosa vetulae sponte a natura ejecta nichts anders, als ein solches Sarcoma cysticum, das innen blasenförmige Körperchen hat.

12. Kap. Einen großen Mutterpolypen, der die Gebärmutter mit hervor zog, schnürte der Verf. mit Levret's Cylinder ab. — Rec. würde ihn kurz und gut abgeschnitten haben, ohne erst das Absterben "cum cadaveroso foetore" abzuwarten. — So verfuhr der Verf. bey mehreren Polypen, die er bald mit Denman's Geburtszange auszog, und dann abband, bald, wenn sie von selbst hervor kamen, abschnürte, wie einen Dreypfünder bey einer sechzig Jahr alten Jungfer (?)

17. Eine bereits siebenzig Jahr alte Urgroßmutter säugte ihren Urenkel, während die Mutter des Kindes Amme in Moskau war. Den Vater des Kindes, ihren Enkel, hatte sie dreyßig Jahre zuvor auch schon gestillt, ungeachtet sie 16 Jahre zuvor schon kein Kind mehr geboren hatte. Die Milch kam in die Brüste, nachdem die Alte den Urenkel, um ihn zum Schweigen zu bringen, einige Tage angelegt hatte, und schoß so häufig zu, daß sich der Säugling so gut dabey befand, als wenn er an seiner eignen Mutter gefogen hätte. —

18. Beschreibung und Abbildung einer Frucht, deren Füße mit den Zehen gegen den Rücken gefehrt waren. Das Heiligbein mangelte, und hatte da einen Sack, wie bey der Spina bifida.

19. Ein menschliches Zwillingsey von sechs Wochen. Schwerlich getreu vergrößert abgebildet.

20. Schlagfluß einer Schwangern, in welchem solche ganz bewußtlos im siebenten Monathe niederkam, und sich

dann wieder erhohlte. Der Fall erinnert an Heister's dissert. de partu mirabili foetus vivi in matris somno profundo" (f. Götting. gel. Anz. 1752 S. 460). Mehrere Fälle von Schlagflüssen gebärender Frauen, und ihrer Entbindung. 23. Eine wassersüchtige Frau zwey Mahl glücklich per virginam abgezapft. 24. Eine Schwangere starb plötzlich an einem Herzpolypen. Das Kind wurde durch den Kaiserschnitt todt zur Welt gebracht. — Mehrere Entbindungen bey epileptischen Zufällen, und Zuckungen mancherley Art. 31. Eine schwächliche Frau, die vier Jahre vergebens gegen eine diarrhoeam habitualem gebrauchte, wurde schwanger, und bekam nach der Niederkunft einen heftigen Blutfluß mit Zuckungen. Sie genas, kam zum zweyten Mahle nieder, stillete ihr Kind, und der habituelle Durchfall, den zuvor kein Arzt heilen konnte, verlor sich gänzlich. Kurze Erzählung vieler Geburtsfälle mit vorgefallener Nabelschnur, Blutungen vom Sitz des Mutterkuchens am Muttermunde, zu frühem Trennen des Mutterkuchens von Erschütterung im Fahren, von einem Schlag aufs Os sacrum und dergl. meist durch die Wendung glücklich beendigt. Entscheidung der Frage, in welchen Fällen es erlaubt sey, das Austreiben der Nachgeburt der Natur zu überlassen. Ungeachtet der Verf. in einigen Fällen, wo eben gerade kein Blutfluß da war, die Nachgeburt 12, ja 39 Stunden lang der Natur überließ, so sagt er doch selbst, daß man nicht daraus folgern dürfe, daß man in allen Fällen so lange warten könne, und erzählt Beispiele, wo das lange Warten den Tod zur Folge hatte, bald durch Blutfluß, bald durch Faulfieber. Der Verf. will beob-

achtet haben, "in foeminis, quae vel semel, post partum editum habuerunt secundinas utero adhaerentes (s. d. *nimis firme* adhaerentes) earum remanentem pro insequente altero partu plerumque evadere habitualem et tandem ominosam." Die darauf erzählten Fälle sollen solches erweisen. — Es ist doch wohl nur eine diathesis inflammatoria, die solches veranlaßt? — Erzählungen von behandelten Zwillingsgeburten. Wendungen wegen vorliegendem Arm, Querlage der Frucht ic. Behandelte Steißlagen. Der Verf. ist geneigt, der Paradoxie neuerer Geburtshelfer zu folgen, welche die Steißlagen der Natur überlassen wissen wollen, unbekümmert, wie es Mutter und Kind dabey ergeht. Aber ungeachtet er in einzelnen Fällen so handelte, so gesteht er doch selbst in einem Falle: "ingenue fateor hanc parturientem multum perperam esse, priusquam licuit partum natibus in exitu pelvis immobilibus praeviis absolvere," und ohne Zweifel war das Kind noch dazu todt. Mit Recht erklärt der Verf. die Anwendung der Zange bey Steißgeburten für schädlich, ob er gleich selbst einmahl in solchem Falle sie anlegte, aber auch davon nachtheilige Folgen sah. — Von dem rechten Gebrauch der Geburtszange. Ob er gleich die Zange das vorzüglichste und nützlichste Werkzeug in der Entbindungskunst nennt, so ist er doch noch der Meinung, daß ein partus laboriosus lentus ohne Zange vollendet besser sey, als mit Hilfe dieser, und will sogar behaupten, daß eine Gebärerinn nach solcher Geburt absque instrumentorum adjuumento sich schneller erhohle, als die, denen man zeitig geholfen habe. Dieß mag seyn, wenn man

nämlich in Anwendung der Zange noch nicht weiter gekommen ist, als man vor 25 bis 30 Jahren war; sonst widerspricht dieser Satz ganz der langen Erfahrung des Rec. — Was man beynt Zangenanwenden berücksichtigen solle? Die Hauptsache sey, die Zange so zu reguliren, als wolle man das Kinn des Kindes fester an seine Brust andrücken. — Wir glauben kaum, daß dieß ernstlich gemeint ist. — Welche Zange man anwenden solle? Das sey schwer zu sagen; Er habe in seiner Praxis immer die Levrettsche Zange angewendet, und, was Andere daran auszusetzen haben, habe er nicht finden können. Darauf folgen viele Fälle, wo der Verfasser die Zange anwendete, von denen aber fast nichts weiter gesagt ist, als: *forceps extraxi infantem, mater convuluit*. Er empfiehlt die Anwendung der Zange in zwey verschiedenen Zeiten. Die Umstände nöthigen manchemahl dazu. — Anwendung des Kopfbohrers bey einer Frau, welche schon einmahl ohne Hülfe der Kunst geboren, und eine Verletzung und Verengung der Geburtstheile erlitten hatte, welche aber vor der zweyten Geburt durch Quellschwämme wieder gehoben ward. Bey dieser zweyten Geburt war, nach des Verfassers Meinung, der Kopf so eingeklemt, daß man das zweyte Zangenblatt nicht einbringen konnte (was wir bedauern, denn es gibt jetzt, nach des Professor Oslander's Anwendungsmethode der Zange, durchaus keinen Grad der Einkeilung, bey dem man nicht beide Zangenblätter mit Leichtigkeit, aber freylich nur nach erlernter Geschicklichkeit, einbringen kann). Der Verfasser wußte sich daher

nicht anders zu helfen, als durch Anbohren des Kopfes, worauf er dann erst die Zange anwendete. Der Verfasser macht jedoch selten von dem Kopfbohren Gebrauch, und sagt selbst: *excerebrationem infantis in genere cuilibet obstetricatori haud parum dedecori esse, et in rarissimo casu tantum instituendam*; aber ganz könne man doch, zumahl in großen Städten, nicht ohne sie fertig werden. — Recensent hatte doch, bey ziemlicher Praxis, in dreyßig Jahren nicht ein einziges Mahl einen Kopfbohrer nöthig. — Auch den Hebel wendet der Verfasser sehr selten an, denn bey kräftigen Wehen habe man ihn nicht nöthig, und bey schwachen sey er nicht hinreichend. — *De vagitu uterino*. Er selbst, der Verfasser, sey immer von der läugnenden Partie gewesen, und noch: dennoch seyen ihm in Moskau drey Fälle vorgekommen, wo ihn vornehme und verständige, nicht leichtgläubige, Frauen, ihre Männer und andere Anwesende, versichert haben, daß sie das Weinen des Kindes in Mutterleibe deutlich gehört hätten, und damit man ihm glauben möge, habe er sich die Erlaubniß erbeten, die Damen, welche das an sich beobachteten, öffentlich zu nennen. Die eine hörte in der Mitte des achten und am Ende desselben Monats ihr Kind so deutlich im Leibe weinen, daß zwey andere Personen, welche bey ihr waren, und es auch hörten, sich entsetzten; eine andere hörte das Weinen nur ein Mahl am Anfange des neunten Monats ihrer Schwangerschaft; und eine dritte im achten Monate, auch der neben ihr sitzende Ehegemahl hörte

solches: alle, während die Frucht sich stark bewegte. Die Kinder kamen zur rechten Zeit zur Welt. — Ob vor dem Weinen Fruchtwasser abgestossen war, ist nicht erwähnt. Nach Abfluß der Fruchtwasser gab es schon Hr. von Haller zu, und nach solchem hatten es Professor Oslander, Professor Ficker in Paderborn, und Doctor Ehlenius in Lauterbach in neuerer Zeit durch eigene Beobachtungen bestätigt. Kann man doch nicht läugnen, daß ein Hühnchen im verschlossenen Eye piept; warum sollte eine menschliche Frucht nach zerrissenen und wasserleeren, aber von Luft angefüllten, Eyhäuten nicht weinen können? — Endlich führt der Verfasser noch alle Geburts- und Krankensfälle bey Frauen, welche ihm in einer zwanzigjährigen Praxis zu behandeln vorkamen, ganz kurz an. Auffallend ist es, daß solche Fälle nach dem Alphabet der Anfangsbuchstaben der Nahmen aller der Frauen, die sich ihm anvertrauet haben, geordnet sind. Es sind zwar immer einige Buchstaben aus der Mitte der Nahmen außen gelassen, aber doch kann selbst ein Ausländer manche Fürstinn und Gräfinn errathen, und selbst bey den partibus clandestinis sind die Nahmen nicht weggelassen. In Deutschland darf das hoffentlich keine Nachahmung finden. Bey einem Manne, wie Hr. Richter, würde man, auch ohne die Nahmen seiner Patienten, in die angeführten Fälle nicht den mindesten Zweifel gesetzt haben. Es sind in allem 624 Fälle, und darunter viele ganz natürliche Geburten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 11. Januar 1813.

Leipzig.

Beyträge zur vergleichenden Anatomie, von J. F. MECKEL. Ersten Bandes zweytes Heft. 1810. 162 Seiten, mit 5 vom Verfasser gezeichneten und geätzten Kupfertafeln. — Das erste Heft dieses gehaltreichen Werks haben wir zu feiner Zeit in unsern Blättern angezeigt (— 1808 157. St. —). Hier dieses zweyte enthält acht Aufsätze.

I. Beyträge zur Anatomie des Geschlechts Doris. Eine bedeutende Nachlese zu Hrn. Cuvier's vortrefflicher Abhandlung über den innern Bau dieses Mollusken-Geschlechts. Aber Hr. M. zergliederte ein paar andere, noch nicht zu diesem Behuf untersuchte, Gattungen. Ueberhaupt gestatten dergleichen Arbeiten keinen kurzen Auszug, vollends wenn er nicht mit Abbildungen begleitet werden kann.

II. Ueber ein neues Geschlecht der Gastropoden, das in Manchem den Geschlechtern Doris und Aplysia ähnet, und vom Verf. Doridium genannt wird. Seine Charactere sind: Corpus

oblongum repens; pallium anterius supra reliquum corpus eminens; tentacula duo minima, ad extremum anterius posita; anus in medio extremo posteriore altus; branchia ad ejus latus dextrum affixa; apertura pro-genitalibus in latere dextro versus idem extremum; crena ab eadem ad os; clypeus in pallio nullus.

III. Ueber die Zwickelbeine am menschlichen Schedel. Wenigstens die gewöhnlichen am obern Winkel der Lambdanah, wo die Pfeilnaht anstößt, erklärt Hr. N. aus einem Stehenbleiben auf einer früher normalen Bildungsstufe des Hintersehedel. Er zeigt nämlich aus sorgfältigen osteogenischen Beobachtungen an zarten menschlichen Leibesfrüchten, wie die pars occipitalis des Hinterhauptbeins ursprünglich aus vier Paar successiv entstehender und allgemach zusammenwachsender Knochenkernchen gebildet werde. Das letzte und oberste Paar, das sich erst in der 16. Woche nach der Empfängniß zeigt, sey es, welches, im Fall es nicht mit jener pars occipitalis verwächst, die gemeinsten regelmäßigen Zwickelbeinchen des Lambdawinkels bilde. Weit seltener bleibt auch das der Entstehung nach vorletzte Paar jener Knochenkernchen als abgesonderte Zwickelbeinchen permanent u. dergl. m. Nun zootomische Bemerkungen von ähnlichen, aber ganz normalen und constanten, kleinen Hirnschalenbeinchen in mehreren Ordnungen der Säugethiere. Was beym Menschen nur das Attribut einer sehr frühen Fötusperiode war, aber außer dem bloß als abweichende Bildung erscheint, das bleibt bey den Solidungalis und Bifulcis bis zur Reife des Fötus, und bey den Gliribus und im Didelphis-Geschlecht sogar lebensänglich. Noch mancherley andere interessante Beobachtungen von ähnlichen, aber anomalisthen, Varietäten überzähliger Schē-

delbzinchen 2c. mit scharfsinnigen Vermuthungen über ihre Entstehungsweise.

IV. Osteologie der *Echidna hystrix* und des *Ornithorhynchus paradoxus*. Die vielartigen Aehnlichkeiten im Organismus dieser Wunderthiere des fünften Welttheils mit den Vögeln und theils mit den Reptilien.

V. Vergleichung der Osteologie des Europäischen Maulwurfs und des Maulwurfs vom Cap (*Sorex talpinus* Cuv.) und der gemeinen Spitzmaus.

VI. Bruchstücke aus der Insecten-Anatomie. Zumahl was die Verdauungs- und Sexual-Organen dieser Thiere betrifft, vorzüglich bey den aus dieser Rücksicht noch so unbekannt gewesenen Scorpionen. Ihr Darmcanal enthält im letzten Drittheil immer eine sandähnliche staubige Masse. Sie athmen durch Kiemen (ungeachtet sie Landthiere sind!). Aber die räthselhaften *pectines* stehen in gar keiner Beziehung mit denselben. Eher möchte sie der Verf. wegen ihrer Stelle und wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem, was man bey andern Thieren findet, für zu den Geschlechts-Organen gehörig halten. Die Giftdrüse im letzten Schwanzgliede öffnete sich durch einen dünnen Hals in den Stachel, welcher zu beiden Seiten der Länge nach gespalten war. — Von andern Insecten verschiedene Gattungen aus den Geschlechtern *Meloe*, *Tenebrio*, *Cerambyx*, *Buprestis* und *Attelabus*.

VII. Ueber die männlichen Geschlechtstheile des Maulwurfs. (— Sonderbar, daß die nicht früher ihren Bearbeiter gefunden, den selbst Wiesland's verlagter Amor hätte aufmerksam machen können. —)

VIII. Beschreibung dreyer kopfloser Mißgeburt, nebst einigen allgemeinen Bemerkun-

gen über diese Art von Mißbildung. Alle drey waren auch herzlos. Stufenfolge unter diesen Acephalis nach dem mindern oder bedeutenderen Mangel ihrer Organe. Gedanken über die wahrscheinlichste Entstehungsweise dieser Mißgeburten. Der Verf. ist der Meinung, "daß dieselben in einem Mangel an hinlänglicher Entwicklung und einer, früher wenigstens zum Theil, normalen Form ihren Grund habe — daß es nämlich einen Zustand in der Entwicklung des Fötus gebe, wo die Organe, welche man in Mißgeburten dieser Art fehlend oder abnorm entwickelt findet, sich wirklich normgemäß auf diese Weise verhalten. Die Mißgeburt entsteht dadurch, daß diese Organe allein sich nicht auf die gewöhnliche Weise fort entwickeln, indest andere mehr oder weniger alle ihre Perioden durchlaufen." Thatsachen für diese Annahme aus der Entwicklungsgeschichte verschiedenartiger Fötus. Z. B. der Froschlarven, des Lammes aus frühen Terminen nach der Empfängniß u. a. m.

Marburg.

1812 in der neuen acad. Buchhandlung: Ueber wissenschaftliche Begründung und Behandlung der Antiquitäten, insbesondere der Römischen. Eine Abhandlung, welche zugleich einen Leitfaden für antiquarische Vorlesungen enthält, von Ednard Platner, Prof. zu Marburg. 108 S. kl. Octav. Die Familie des Verf. kennt jeder Deutsche, der sich um Litteratur bekümmert, auch im juristischen Fache ist sie nicht neu; doch glaubt Rec., wenn ihn seine Vorliebe für einen ehemahligen Zuhörer und für dessen Dankbarkeit nicht besicht, unsere Wissenschaft habe von dem Verf. selbst noch mehr zu erwarten, als was dessen Agnaten für sie gethan haben! Es

ist nur ein Punct, woran man erkennen könnte, daß Hr. Prof. P. noch nicht alles ist, was er werden wird, nämlich eine zu große Anhänglichkeit an eine gewisse Schulphilosophie zeigt sich hier nicht gerade zum Vortheile der Deutlichkeit. Z. B. der Verf. unterscheidet das Individuelle von dem Persönlichen S. 18, man könnte aber wohl rathen lassen, welches von beiden er in die Antiquitäten aufnehmen, und welches er weglassen will. Das Individuelle ist es, worin sich die Idee der Menschheit abspiegelt, das Persönliche ist, was dieses nicht ausspricht. — Darf Rec. noch über die scharfsinnigen juristischen Bemerkungen, von S. 101 an, wieder einige Bemerkungen machen, so glaubt er ganz gewiß, daß in jedem vollständigen Institutionensysteme die civitas besonders abgehandelt wurde, wenn sie gleich, wie der Verf. sagt, in alle Gattungen des Rechts "verzweigt" war. Der Einfluß einer Lehre auf viele andere ist kein Grund, sie wegzulassen, oder irgend ein für allemahl vorzutragen; aber bey Justinian war die civitas eine Antiquität, großen Theils war sie es sogar schon zur Zeit von Alexander Sever, und wir haben ja ohnehin aus dieser nur noch Fragmente. — Die Eintheilung aller Privatrechtsverhältnisse, sie seyen entweder auf Sachen oder auf Handlungen gerichtet ("Körper oder Handlungen eines Andern" ist zweydeutig, weil man glauben könnte, der Zusatz "eines Andern" gehe auch auf "Körper") diese Eintheilung ist so gut, wie jede dichotomische, in welche sich eine trichotomische verwandeln läßt; hier ist das Erste und das Zweyte zusammen genommen und dem Dritten entgegen gesetzt. Ein anderer berühmter Gelehrter unterscheidet Familienverhältnisse (1) und Vermögen (2 und 3) ganz eben so gut. — Endlich was S. 107 gesagt wird, der *filiusfamilias* habe doch

selbst, und nicht sein Vater habe, die Rechte des Ehemannes gehabt, ist sowohl bey der laxen Ehe (ohne), als bey der strengen mit der *conventio in manum*) wahr, aber es ist keine Einwendung gegen die Lehre, der *filiusfam.* habe die Rechtsfähigkeit nicht so gehabt, wie der *paterfam.* Denn alle juristischen Wirkungen der *manus*, oder auch der bloßen *nuptiae*, kamen dem Vater zu, aber das Recht zum Beyschlaf ist — manche Leser werden den Rec. mit dieser paradoxen Bemerkung auslachen, aber Hr. Prof. P. wird sie verstehen — dieses Recht also ist durchaus nichts Privatrechtliches, so wenig, wie das Recht zu irgend einer andern Vertraulichkeit, oder so wenig, wie das Recht des Vaters, seinen Sohn zu unterrichten oder zu züchtigen, und hundert andere Dinge, welche sich ebenfalls auf kein daraus entstehendes und auf kein dadurch gehindertem Verfahren beziehen. Wie würde Ulpian gelacht oder vielmehr sich geärgert haben, wenn ein seiner Zeitgenossen den Wunsch geäußert hätte, es möchte durch Gesetze bestimmt werden, wie oft ein Ehegatte dem andern die eheliche Pflicht leisten soll! Von einem unserer Zeitgenossen ist dieses bekanntlich geäußert worden; die Gesetzgeber haben freylich keine Rücksicht darauf genommen, aber auch die Gelehrten hat es nicht zum Nachdenken gebracht, wie Vieles in der Lehre von der Scheidung und überhaupt in der Rücksicht des Staats auf bloße Gewissenspflichten (durch die alte Römische Censur, und dann durch die Kirche, die auch eine Art Censur hat) anders geworden seyn mußte, bis man auf einen solchen Gedanken kommen konnte. Auch die Keuschheit des Eherechts der Röm. Juristen, die neulich ein vorzüglicher Schriftsteller über das protestantische Eherecht an ihnen, im Gegensatz von Canonisten und Casuisten, gerühmt hat, löset sich im

Grunde in die Bemerkung auf, unsere Classifier betrachteten die Ehe nur von der privatrechtlichen Seite, die Casuisten betrachteten sie als eine Sache des Gewissens. Hugo.

Greifswald.

Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Nicolai-
Kirche und Gemeinde zu Greifswald Von D. Diet.
Herm. Biederstedt, königl. Schwedischem Consisto-
rialkathe, Vormittagsprediger und Archidiacon. der
Nicolai-Kirche zu Greifswald. 1812. S. 30, mit
einem Kupfer und 12 Tabellen. gr. Folio. Für
denjenigen achtungswerthen Theil des Publicums,
für welchen die im Jahre 1808 von dem Hrn. Doctor
herausgegebene und auch in unsern Blättern (St.
118 S. 1183) angezeigte Geschichte der Greifswal-
dischen Nicolai-Kirche einiges Interesse hatte, wird
die Zugabe dieser Denkwürdigkeiten ein sehr dank-
werthes Geschenk seyn. Das vorangesezte Kupfer
von der Meisterhand des trefflichen Meno Haas in
Berlin stellt das Innere der Nicolai-Kirche vor, und
kann als wahres Kunstwerk betrachtet werden, aber
es stellt zugleich die Kirche selbst als ein treffliches
Monument der alten Gothisch-Germanischen Bau-
kunst dar, und wird es daher jeden Verehrer von
dieser sehr bedauern lassen, daß, nach den Äußerun-
gen des Hrn. Dr. S. 11, 12, für seine anständige
Vollendung noch so Vieles zu wünschen übrig bleibt,
oder lieber hoffen lassen, daß es jetzt dazu die glückliche
Veranlassung geben kann. Unter den Denkwürdig-
keiten aus ihrer Geschichte selbst ist daher vielleicht
nicht ohne Absicht zuerst dasjenige ausgehoben, was
zu der Geschichte der neuesten, vom J. 1786 bis 1810
daran vorgenommenen, Bauten gehört. Der zweite
Aufsatz enthält die Geschichte der zu der Nicolai-Kirche

gehörigen Bibliothek; in dem dritten aber ist das Merkwürdigste aus den Trauungs-, Tauf- und Todtenregistern, auch den Listen der jährlich Confirmirten und der sämtlichen Communicanten zusammengedrängt. Ja wohl bieten diese in Tabellen hinzugefügten Listen des Merkwürdigen und des Anziehenden sehr Vieles an, das Stoff genug zu mannigfaltigen Betrachtungen gibt, wovon wir nur Folgendes ausheben. Von dem J. 1649 bis 1700 wurden überhaupt in der Nicolaigemeinde geboren 3244, und darunter 63 uneheliche Kinder — vom J. 1701 bis 1800 überhaupt geboren 6205, und darunter uneheliche 326 — vom J. 1801 bis 1810 überhaupt 760, und darunter uneheliche 145: also in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts war das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen ungefähr $\frac{1}{50}$, im dem achtzehnten Jahrhundert $\frac{1}{9}$, und in dem ersten Jahrzehend des unfrigen etwas mehr als $\frac{1}{7}$. In dem Jahrzehend 1751 bis 1760 betrug die Anzahl der Communicanten 28,477, und in dem Jahrzehend 1801 bis 1810 8165; noch merkwürdiger ist aber in der Liste dieses letzten Jahrzehends das J. 1807, denn in diesem fiel die Anzahl der Communicanten auf einmal auf 304 herab, die doch im J. 1806 noch 868 betragen hatte, und sogleich im J. 1808 wieder auf 592 stieg. Erfreulicher ist hingegen, daß die Summe der an den Sonntagen gesammelten Klingelbeutelgelder, die noch in dem Jahrzehend 1751 bis 1760 nicht weniger als 965 Thaler austrug, aber in den letzten drey Decennien des Jahrhunderts niemahls mehr auf 300 Thaler stieg, sich doch in dem ersten Jahrzehend des neuen wieder auf 337 gehoben hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1813.

Paris.

Bei Mad. Huzard: Description des machines et procédés spécifiés dans les brevets d'inventions de perfectionnement et d'importations, dont la durée est expirée. Publiée d'après les ordres de Mr. le Comte Montalibert, Ministre de l'Intérieur, par C. P. Molard, Administrateur du Conservatoire des arts et métiers. Tome I. 570 Quartf. 14 Kupfert. 1811.

Da das Französische Gouvernement auf das Monopol neuer Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen in Sachen der Industrie, nur unter der Bedingung Patente erteilt, daß die Erfinder außer der zu bezahlenden Taxe auch von den Maschinen oder Verfahrensarten, deren sie sich bedient haben, deutliche Abrisse und Beschreibungen bey dem Conservatoire des arts et métiers niederlegen müssen, die dann nach Verfluß des Zeitraums, auf welchen die Patente gestellt sind, zur Kenntniß eines Jeden gelangen dürfen, welche sich mit ähnlichen Gegen-

9

ständen der Industrie beschäftigen, so war es sehr nützlich, daß das Gouvernement nun auch den Entschluß gefaßt hat, die Erfindungen und Entdeckungen, auf deren Monopol die Patentzeit nunmehr verfloßen ist, durch den Druck bekannt zu machen, und so eine schnellere und allgemeinere Verbreitung derselben zu bewirken. Der vor uns liegende erste Band dieser *Description des machines et procédés* enthält diejenigen Erfindungen, welche seit 1791 dem Gouvernement mitgetheilt worden sind, nach den Beschreibungen, wie solche die Erfinder selbst verfaßt haben. Bey manchen Gegenständen wäre zu wünschen, daß die Beschreibungen etwas mehr ins Detail gingen, da bekannt ist, wie sehr es bey der Ausübung und dem glücklichen Erfolge dieser oder jener Verfahrensarten oft auf unbedeutend scheinende Umstände, Handgriffe u. dergl. ankommt, wenn wir gleich nicht zweifeln, daß die Verfahrensarten im Ganzen der Wahrheit gemäß mitgetheilt seyn mögen. — Die Einleitung zu dieser Schrift geht von S. 1 bis 128, und enthält die Actenstücke zu dem seit 1791 eingeführten neuen *Reglément relatif aux privilèges exclusifs ou Patentes accordées aux inventeurs et importateurs*, und das Resultat aller Verhandlungen, welche dem Reglement, so wie es jetzt beschaffen ist, zur Basis gedient haben. In Rücksicht des übrigen Inhalts dieser Schrift kann es hier genügen, nur eine kurze Uebersicht der patentirten Erfindungen mitzutheilen, damit Technologen, Künstler und Fabricanten sich belehren können, über welche Gegenstände der Industrie sie in diesem Buche weitere Aufschlüsse zu erwarten haben. Wir wollen sie hier, nur mit Weglassung einiger, die ganz unerheblich sind, nach der Ord-

nung der Numern mittheilen. In Nr. 1. gibt Louis Francois Olivier 1) die Composition einer schwarzen Erde zu Gefäßen, derjenigen ähnlich, welche in England verfertigt wird; 2) einer andern Erde, Bambou genannt, welche auch bisher nur in England fabricirt worden; 3) eine dergleichen, zu den Camées en porcellaine, von unterschiedenen Farben, welche bisher ebenfalls nur aus England kamen; 4) eine sehr schöne weiße Erde (Semblable a celle d'Angleterre); 5) eine Composition zu einer Art antiker Bronze; 6) die Beschreibung einer Composition zu den Carreaux propres à servir de lambris dans les appartemens, cuisines, salles de bain et rosaces pour plafond, die man bisher nur in Holland verfertigt habe.

Nr. 2. Vachette des J. Beschreibung eines neuen sehr vortheilhaften metallenen Hahnes zu Wasserleitungen, nebst einer Abbildung. Nr. 3. Chaillot de Prusse Verfahren bey der Fabrik des Weyweißes. Nr. 4. Kerman und Martin erzählen das Verfahren, dessen sie sich bey dem Gießen des Schrottes bedienen, und welches, zufolge einer Anmerkung des Herausgebers, mit dem übereinkommen soll, welches Will. Warth im dritten Vol. des Repository of arts and manufactures beschrieben hat.

Nr. 5. Beschreibung und Abbildung einer neuen Einrichtung von öconomischen Caminen, von Borden de Vordes und Cotte. Nr. 6. Ein Verfahren, See- und Flußfische lebendig zu versenden, und Milchrahm den ganzen Sommer frisch zu erhalten, von Lebas. Man soll den Rahm mit etwas Salz in einem Kessel ein paar Mahl aufwallen lassen, und ihn dann in Töpfen oder Fäßchen aufbewahren. Nr. 7. beschreibt Daquin sein Verfahren

bey der Bereitung des Glaubersalzes. Nr. 8 wird die Verfertigung künstlicher Zähne aus mineralischen Substanzen gelehrt, von **Dubois de Chamont**. Sie haben die Eigenschaft, nie zu verderben und übelriechend zu werden, wie die aus animalischen Stoffen. Nr. 9 beschreibt **Leblanc** sein Verfahren, das Natron aus dem Kochsalze im Großen zu gewinnen. Nr. 10. **Guyonne le Roi de Jeaucourt** über die Bereitung eines metallischen Firnisses, um eiserne und kupferne Geräthschaften vor dem Rost zu bewahren. Nr. 11 lehrt **de Croix** Strickarbeit mit Gold und Silber zu durchwirken, so daß keine verkehrte Seite entsteht, mithin das Zeug umgewandt werden kann, wenn die eine Seite abgenutzt ist. Nr. 12 lehren die Gebrüdere **Bouscherie** ihre Methode, den Zucker zu raffiniren. Nr. 13 beschreibt **Jean Marie Sarazin** eine Maschine, Wolle und Haare zu kartätschen, zum Gebrauch für Huth-Fabricanten. Nr. 14 zeigt **Desnoir Sabbatier** die Einrichtung eines neuen Sicherheitschlosses. Nr. 16. **Casaurone de Saint Paul** über die Fabrication des Bleiwelfes nach Holländischer Art. Nr. 17. **Antoine Michel Brun** über eine neue Metallmischung zu Münzen und Medaillen. Nr. 18. **Michel Billiour** Beschreibung einer kleinen Maschine (Garde-montre), zu verhindern, daß Uhren von Niemand, als ihrem Eigenthümer, aus der Tasche gezogen werden können. Nr. 19. **Darnal** Anwendung der Dampfmaschinen auf die Betreibung von Mahlmühlen. Nr. 20 lehrt **Dumont** einige Vortheile bey der Fabrication der Lombard-Knöpfe. Nr. 21. **Henry Mather** über eine neue Art von Sammet, aus Seide oder andern Stoffen, gestreift oder façonnirt, welcher un-

ter dem Rahmen Ververet oder Quincecord verkauft wird. Nr. 22 erteilt Debezis eine Vorrichtung, zu verhindern, daß keine mephitischen Ausdünstungen aus Abritten, Abzugsröhren und dergl. sich in Gebäude verbreiten können, hauptsächlich zum Gebrauch in Hospitälern, Gefängnissen ıc. Nr. 23 zeigt Potter die Anwendung der oxydirten Salzsäure, Pappe, Lumpen ıc. in den Papiermühlen weiß zu bleichen. Nr. 25 lehren die Herren Imor, Gavey, Bessel und Florez die vortheilhafteste Bereitungsart des Theers, Schiffspeches, Terpenthinöls und Kienruses. Nr. 27 zeigt Claude Nic. Michel die Anwendung des Rose'schen, Darcat'schen u. a. Metallgemische beim Abformen feiner Dratharbeit. Nr. 28 beschreibt Marcel Torschon die Einrichtung eines bequemen Pferdebades. Nr. 29. J. J. Boby die Fabrication der Collesorte. Nr. 30. A. M. Brun Beschreibung einer Dreschmaschine. Nr. 31. Legez und Perri über die bequemste Einrichtung einer Rohnmühle. Nr. 32. Nic. Jac. Conté Verfertigungsweise seiner Farbensäfte. Nr. 33. J. Laurin Thorin über die Verkohlung des Torfes, nebst Beschreibung der dazu gehörigen Oefen. Nr. 35 beschäftigt sich J. Charl. Chitorier sehr umständlich mit allerley Vorschlägen d'employer les courans de l'air et de l'eau à vaincre leur propre resistance et celle des autres corps, unter andern mit einer Art eines Fahrzeuges, das aus Flügeln, Rudern, Segeln und andern Vorrichtungen besteht, bald eine größere, bald kleinere Fläche, der Wirkung eines Luft- oder Wasserstromes auszufügen. Der Verf. nennt diese Maschine einen remonteur, und verspricht sich davon große

Vortheile, von deren Realität man sich jedoch wohl erst bey der wirklichen Anwendung überzeugen wird, so wie denn auch mehr andere Vorschläge des Verf. noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn scheinen. Nr. 36. Honoré Pierre de Croix Methode, pour fabriquer des bas coupés à la piece, de la même manière que les tailleurs font des habits. Nr. 37. Phill. Lebon Destillir-Methode durch Hülfe des leeren Raumes und der Kälte, nebst Abbildung des dazu gehörigen Apparats., Nr. 38 lehrt Jacq. Pierre Bridet verschiedene Mittel, de convertir les vidanges des fosses d'aisances en une poudre inodore, propre à servir d'Engrais. Nr. 39 bis 51 enthalten allerley Vorschläge zur Errichtung von Ersparungs- und Wohlthätigkeits-Cassen, Credit-Cassen, caisses d'emprunts et de prêts publics, caisses de commerce, caisses d'échange d'assignats, caisses hypothécaires, d'agriculture, de commerce et de navigation, Continen und dergl.

Hannover.

Ausführlicher tabellarischer Commentar über den Hannoverischen Landes-Catechismus. Von Joh. Phil. Trefurt, des königl. Westphälischen Consistorii zu Göttingen Mitglied, Superintendenten und erstem Prediger an der Hauptkirche zu Sanct Johannis in Göttingen. Erster Band. 1812. S. 444 in Octav. Man darf es nicht nur Veranlassung, sondern eigentlichen Beruf nennen, was der Verfasser dieses Commentars durch seine ehe-mahligen und durch seine gegenwärtigen Verhältnisse zu seiner Ausarbeitung und Bekanntmachung erhielt. Das fast zehn Jahre hindurch von ihm

geführte Inspectorat des Schullehrer-Seminarium in Hannover, der Antheil, den er nachher einige Zeit an den Geschäften des dortigen Consistoriums hatte, und die Stelle, die er jetzt in dem hiesigen einnimmt, brachten ihn mit dem größten Theile unserer Schullehrer — denn gegen tausend von diesen wurden auf eine kürzere oder längere Zeit in dem Seminario seine Schüler — und mit einer nicht geringen Anzahl unserer jüngeren Prediger und Candidaten in Verbindungen, die ihm die genaueste Kenntniß von manchen ihrer geistigen Bedürfnisse möglich machten, und ihn zugleich auf das dringendste aufforderten, darauf zu denken, wie ihnen auf die sicherste und wirksamste Art abgeholfen werden könnte. Dadurch erhielt dieser Commentar zunächst seine Entstehung und seine Bestimmung; den Werth davon glauben wir aber am wahresten, und zugleich am höchsten, durch die Versicherung wärdigen zu können, daß er dieser Bestimmung in einem Maße entspricht, wobey er nie — schädlich werden kann. Er ist — soll dieß heißen — mit weiser Bedachtsamkeit durchaus so eingerichtet, daß er nur den angehenden Jugendlehrer, der den Catechismus erklären soll, in seinem Nachdenken darüber leiten, und auf dem rechten Wege erhalten, aber ihm nie das eigene Denken ersparen, also nie der Trägheit oder der leichtsinnigen Flüchtigkeit eine willkommene — und deswegen desto verderblichere — Hilfe gewähren kann. Wer sich vor der Anstrengung seiner eigenen Denkkraft fürchtet, oder keine zu diesem Commentar mitbringt, der wird bald finden, daß er gar keinen Gebrauch davon machen kann, denn aus der streng-logis-

sehen Ordnung, in welche hier alles gebracht ist, kann er nicht leicht etwas Einzelnes so geradezu herausnehmen, und zu einer klaren Uebersicht des Ganzen kann er in dieser Ordnung nur durch die Operationen einer eigenen Analyse gelangen, welche er noch damit vornehmen muß. Der nützliche Gebrauch des Commentars setzt daher auch schon einen Grad von Geistesbildung voraus, der von dem größern Theile unserer Schullehrer einen höchst vortheilhaften Begriff gibt, wenn er, wie der so genau mit ihnen bekannte Verfasser versichert, bey den meisten vorausgesetzt werden darf. Aus dem nämlichen Grunde kann er aber auch für angehende Prediger und Candidaten desto nützlicher werden; aber für diese ist ja ohnehin noch Manches darin angebracht, das bloß für ihren privativen Gebrauch bestimmt zu seyn scheint. Darunter rechnen wir so manche in den Anmerkungen angebrachte Erläuterungen, die zuweilen aus dem Innersten der eigentlichen Religions-Wissenschaft geschöpft, und eben so viele schätzbare Hinweisungen auf die Vortheile und Kunstgriffe einer weisen Methodik, welche hin und wieder eingestreuet sind; das nützlichste Muster aber könnten sie, wie wir glauben, von der Manier absehen, womit der Verfasser, der sich eben so wenig eine Abweichung von dem Geist, als von der Ordnung des Catechismus erlauben durfte und wollte, einige der besondern Lehren, über welche man sich seit zwanzig Jahren so verschieden, und zum Theil so stark, unter uns aussprach, wie z. B. die Lehre von dem Sündenfall und seinen Folgen, S. 219-232 behandelt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 16. Januar 1813.

Cassel.

Bei Thurneisen, 1812: Die beiden ältesten Deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und Das Weissenbrunner Gebet, zum ersten Mal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. VIII und 88 S. in Quart.

Die beiden Uebersetzungen der frühesten Periode unserer Poesie, welche den Gegenstand dieser Schrift ausmachen, erscheinen hier zwar nicht zum ersten Male, aber sie erscheinen — was weit mehr werth ist, als ein zufälliger Fund — zum ersten Mal in ihrer echten Gestalt. Um den Herausgebern vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man durchaus ihre Arbeit mit demjenigen vergleichen, was der gelehrte Würzburgische geh. Rath von Eckhart bei dem ersten Abdrucke des Liedes von Hildebrand, besonders in Hinsicht auf den Inhalt desselben, geleistet hat. Allein die Ausführung einer solchen Vergleichung im Einzelnen würde ein eigenes Buch werden, und wir müssen

uns daher begnügen, nur im Allgemeinen daran zu erinnern, und zugleich unsern Lesern zu versichern, daß sie durch diese Schrift auf das vollkommenste die Erwartungen befriedigt finden werden, welche die bekannte gründliche Gelehrsamkeit und der unermüdete Eifer der Verfasser, des Hrn. Staatsraths-Auditeur und königl. Bibliothecars **Jacob Grimm**, und seines Bruders, des Hrn. **Wilhelm Carl Grimm**, im voraus erregen müssen. — Außer der kritischen Verichtigung des Textes, wozu für die Herausgeber eine besondere Aufforderung in dem Umstande lag, daß die einzige bis jetzt bekannte Abschrift des Liedes von Hildebrand sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Cassel befindet, und außer den gelehrten Sprach- und Sach-erläuterungen muß vor allen Dingen das Verdienst ausgezeichnet werden, das sich die Herren Grimm dadurch erworben haben, daß sie zuerst dargethan haben, daß sowohl jenes Bruchstück, als auch das Weifenbrunner Gebet, nicht, wie man vor ihnen annahm, in Prosa, sondern in Versen abgefaßt sind, und daß wohl unter dem ganzen Germanischen Völkerverstamm die Alliteration die älteste und herrschende Form war. Diese Entdeckung ist für die Geschichte unserer Poesie von der größten Wichtigkeit, und gereicht denselben, denen wir sie verdanken, um so mehr zur Ehre, da sie nicht auf einem Zufalle beruht, sondern die Frucht gelehrter Kenntniß ist, die sich nicht auf einzelne Zweige oder Zeiträume des Germanischen Alterthums beschränkt, sondern das große Ganze desselben zu umfassen strebt.

Die Einrichtung der Schrift ist folgende. Erstlich das Lied von Hildebrand. I. Urkundlicher

Text. S. 1. 2. II. Wiederherstellung des Textes. S. 3. 4. Der Text erscheint hier in seine metrischen Zeilen abgetheilt, und die Alliteration ist durch eingezeichnete rothe Striche bemerkt. III. Wörtliche Uebersetzung. S. 5. 6. IV. Umschreibung. S. 7. 8. V. Anmerkungen zur Uebersetzung. S. 8-25. Da aus diesem Zeitraume unserer Sprache keine größern Denkmahle übrig sind, so beruht die Erklärung vorzüglich auf Vergleichung theils mit dem spätern Deutsch, theils mit andern verwandten Sprachen und den frühern Formen derselben, und wird daher in einzelnen Fällen immer unsicher bleiben, so lange uns nicht etwa ein gutes Glück noch unbekannte Ueberreste jener alten Zeit entdecken läßt. Die Verfasser haben aber nicht nur durchaus ihre aus den Quellen geschöpfte Kenntniß des alten Scandinavischen, Sächsischen und Fränkischen bewiesen, sondern uns auch in dem Verständnisse dieses Bruchstückes um ein gutes Theil weiter gebracht, als wir bisher waren. Vermuthungen gegen Vermuthungen zu setzen, ist nicht unsere Sache; und für einzelne Stellen, bey denen wir zweifeln, das Entschieden-richtige zu geben, übersteigt unsere Kräfte. Indes hoffen wir doch, daß in der Folge, vielleicht schon durch die längst erwartete Alt-Sächsische Evangelien-Harmonie, einige dunkle Stellen ihre Aufklärung erhalten werden. VI. Beschreibung der Handschrift. S. 26-30. Die Handschrift, in der sich dieses Bruchstück erhalten hat, war ehemahls in Fulda, und ist wahrscheinlich schon seit dem 16. Jahrhundert, auf der öffentlichen Bibliothek zu Cassel. Sie gehört, nach der Schätzung der Herren Grimm, in das neunte, vielleicht noch in das achte,

Jahrhundert. Die bey Eckhart in Kupfer gestochene Probe wird für äußerst schlecht und ungenau erklärt, und es ist daher um so mehr zu bedauern, daß die Herausgeber nicht eine getreue Copie (etwa in Steindruck, der für Handschriften so ganz vorzüglich geeignet ist) geben konnten. Was in seiner Art einzig ist, müßte, so viel als möglich, vor dem Untergange bewahrt werden. Der erste, der das Fragment bemerkte, herausgab und in Hinsicht auf Sprache und Inhalt erläuterte, war J. G. von Eckhart. Achtzig Jahre später lieferte einer unserer größten Sprachgelehrten, Hr. Reinwald, im Neuen Vitter-Anzeiger 1808 S. 33-47, eine neue Uebersetzung davon, mit beygefügtten Spracherläuterungen. VII. Sprache und Alter. S. 30-35. Die Sprache schwankt zwischen Ober- und Nieder-Deutsch, neigt sich aber, wie die Verfasser zu erweisen suchen, mehr zu dem ersten hin. Was das Alter betrifft, so ist das wahrscheinlichste, daß das Lied dem achten Jahrhundert angehört. VIII. Alliteration und Poesie. S. 35-43. Wir haben vorher schon bemerkt, wie wichtig für die Geschichte unserer Dichtkunst diese Entdeckung der Verfasser ist, und mehrere, mit der alten Nordischen Poesie weniger vertraute, Leser werden vielleicht wünschen, die Gesetze dieser uns jetzt fremd gewordenen Reimweise etwas ausführlicher entwickelt zu sehen. — 'Alles, was wir von Alt-Germanischer Dichtkunst übrig haben, kennt vor dem neunten Jahrhundert durchaus nicht die gegenwärtigen Endreime. . . . Als diese sich zeigten, wurde die alte Art und Weise der Alliteration, wie es scheint, so schnell und gänzlich verdrängt, daß selbst auf die Bewahrung alter Lieder, der

ren Metrum man bald überhörte, kein Werth mehr gelegt wurde.“ — So geschah es denn, daß die alten Gesänge, die Carl der Große sammeln ließ, in ihrer frühern Form untergingen, und sich nur umgegossen, in unserm Nibelungen-Liede und andern spätern Umarbeitungen, erhielten. — Was den poetischen Werth betrifft, so bemerken die Verfasser sehr richtig, daß man in dem Bruchstück einer Erzählung glänzende Stellen mit Unrecht erwarten würde, und daß die Handschrift leider gerade da abbreche, wo die schönsten und rührendsten Stellen zu erwarten waren; daß indeß ein edler und rasch fortschreitender Ton zu vernehmen sey. Lernen können wir übrigens aus diesem Bruchstücke noch, daß man bey der Behauptung, gewisse Wortstellungen seyen nicht Deutsch, sondern steife Uebersetzungen des Lateinischen, äußerst vorsichtig seyn muß. Es war gar Manches echt Deutsch, was es jetzt nicht mehr ist; in dem Maße, in dem die Biegungs-Sylben sich verloren oder unbestimmter wurden, mußte die Freiheit der Wortstellung beschränkt werden. IX. Fortleben des Liedes. S. 43-58. So wie dieses Lied ohne Zweifel in die Classe derjenigen alten Heldenlieder gehörte, die Carl der Große aufzeichnen ließ, und die wohl insgesamt in den Fabelkreis fielen, dem unser Nibelungen-Lied und andere spätere Lieder angehören, so hat es sich auch, so wie die übrigen, in oft und mannigfach veränderter Gestalt fortgepflanzt und erhalten. Vollständig und im Zusammenhange mit dem Ganzen findet sich die Erzählung in der Wiltina-Saga, aus der sie die Verfasser mittheilen.

Aus späterer Zeit ist eine Bearbeitung (überschrieben: Der vater mit dem sun) in einer Dresdener Handschrift, die hier zum ersten Male gedruckt erscheint, so wie auch die fliegenden Blätter, die von Eschenburg und Herder neu herausgegeben wurden. An diesen auch hier eingerückten und nach den verschiedenen Ausgaben berichtigten Meistergesang vom alten Hildebrandt schließt sich das offenbar aus dem Deutschen übersetzte und hier gleichfalls beigefügte Dänische Lied. Ob uns also gleich, so wie bey allem Frühentstandenen, das Geburtsjahr und der Vater unbekannt sind, so bewährt doch das Leben des Kindes und seine beständige Verjüngung die inwohnende Lebenskraft desselben. X. Zusammenhang mit dem ganzen Sabelkreise. S. 58-77. Nach der Wilkina-Saga, mit einem Reichthum gelehrter Erläuterungen. Sehr treffend ist, was über den Unterschied mythischer und historischer Erzählung bemerkt wird. Beide sind wahr, nur auf verschiedene Art. Widersprüche gegen die Zeitrechnung beweisen wohl gegen die letzte, aber nicht gegen die erste. "Die Sage sammelt auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte, oder vertheilt auch wieder den Reichthum einer einzigen großen That unter mehrere Geschlechter." So wird aus den zwey historischen Dieterichen unseres Heldenalters ein einziger mythischer. XI. Ueber die Sabel. S. 77-79. Vergleichung derselben mit ähnlichen Erzählungen von Zweykämpfen zwischen Vater und Sohn, und Erkennungen durch Ringe, die in den Becher geworfen werden.

Auf eine ähnliche Weise folgt nun zweytens S. 80-88 von dem Weissenbrunner Gebet I. Ursprünglicher Text. II. Wiederherstellung (mit Bemerkung der Alliteration durch eingezeichnete rothe Striche). III. Uebersetzung. IV. Anmerkungen. V. Handschrift. VI. Sprache und Alter. VII. Alliteration. VIII. Bedeutung des Gedichtes. (Ein Gebet; — und kein Druckstück, sondern ein Ganzes.)

Es wird unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, am Schlusse dieser Anzeige noch ein paar von den Verfassern uns mitgetheilte Verbesserungen zu finden. S. 3 Z. 4 muß sunu statt Sunu stehen. S. 28 Z. 6 ganz anders, aber schwerlich viel jünger — und Z. 4 v. u. ist das Wörtchen zu austzustreichen, so wie auch S. 80, Col. 2, Z. 6 das Punct hinter tiuslun.

Auch halten wir es für unsere Pflicht, bey dieser Gelegenheit auf die von den Brüdern Grimm angekündigte Zeitschrift, *Alteutsche Walder*, aufmerksam zu machen. Diese sollen einzig und allein enthalten: "Quellen, bedeutend in ihrem Verhältniß zur Geschichte der Poesie, herrlich in ihrem unabhängigen Werth; Untersuchungen über den Zusammenhang jener Dichtungen unter einander; Erläuterungen über den Deutschen und Nordischen Helden-Mythus der Nibelungen; Mittheilungen aus nicht armen Sammlungen noch lebendiger Volksage." Alle Monate soll ein Heft zu 8 guten Groschen versendet werden, so daß der Preis des ganzen Jahrganges 4 Thaler beträgt. Das erste Heft wird gegen Ende dieses Monats erscheinen.

Da bey einem Unternehmen dieser Art durch aus nur reiner Eifer für die Sache zum Grunde liegt, so sieht zu hoffen, daß die Freunde des Deutschen Alterthums, seiner Sprache, Dichtung und Sitten, den Fortgang dieser Zeitschrift bestens unterstützen werden.

Stettin und Leipzig.

In Commission bey J. Ambros. Barth: Die neutestamentliche Bibel, übersetzt, nebst Inhaltsanzeigen, Anmerkungen und einer Abhandlung über die Vereinigung der christlichen Confessionen; von Christian Friedrich Preiß. Erster Band. 450 S. Zweyter Band. 448 Seiten in Octav. 1811.

Der Recensent hat in diese Uebersetzung des Neuen Testaments nicht etwa ein paar Blitze geworfen, sondern sie geraume Zeit bey seinen exegetischen Amtsarbeiten nachgelesen und geprüft, daß er wohl im Stande wäre, eine lange Reihe der (nach seiner Meinung) gelungenen und mißlungenen Stellen anzuführen. Sie sind aber nicht für diese Blätter, die von Uebersetzungen nur ein allgemeines Urtheil enthalten können, und dieses müssen wir dahin abgeben, daß die Arbeit des gelehrten Verfassers in den meisten Fällen vor den gerühmtesten neuen Uebersetzungen des Neuen Testaments den Vorzug verdient. Die auf dem Titel erwähnte Abhandlung über die Vereinigung der Christlichen Confessionen dringt sehr vernünftig auf eine bloße Religions-Annäherung durch ein sorgfältiges Studium der Christlichen Religions-Urkunden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 16. Januar 1813.

Göttingen.

Von Heinrich Dieterich: Geschichte des Holländischen Colonialwesens in Ostindien, von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Zweyter Theil. Auch unter dem Titel: Allgemeine Colonialgeschichte des neuern Europa's. Erste Abtheilung. Geschichte des europäischen Colonialwesens in Ostindien. Viertes Band. 1813. S. XVI und 264 in Octav.

Die Erscheinung des ersten Theils der Geschichte des Holländischen Colonialwesens in Ostindien haben wir schon im vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 1657 f. angezeigt, und damahls zugleich von dem Plane und der Einrichtung des ganzen Werks Rechenschaft gegeben; es bleibt uns daher nur übrig, über diesen zweyten Theil noch einige Worte insbesondere hinzu zu fügen. Er enthält die Geschichte der Administration, als den dritten Hauptpunct, auf welchen, außer der Geschichte der Eroberungen und Niederlassungen und der des Handels, vorzüglich Rücksicht zu nehmen war; ein Punct, der, wenn gleich von der höchsten Wich-

R

tigkeit für die Aufklärung der Geschichte des Holländischen Colonialwesens, zugleich beynahe unübersteigliche Hindernisse darbot. Der Zustand der innern Administration, vorzüglich des Zweiges derselben, worauf hier beynahe alles ankommt, der Zustand der Finanzen, war es ja hauptsächlich, den die Compagnie immer in einen undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses zu verhüllen strebte, und der Verfasser wird alle seine Erwartungen befriedigt finden, wenn durch die Zusammenstellung der Bruchstücke und einzelner Angaben, denn mehr konnte er aus Mangel an reichhaltigeren Quellen nicht geben, auch nur einiges schwaches Licht in die verworrene Dunkelheit des Gegenstandes gebracht seyn sollte. — Auch die Colonien der Holländer blieben, gleich denen der Portugiesen, Handels-Colonien; eine ausgebreitete Territorial-Herrschaft auf dem Continente von Indien vermochten auch sie nicht zu gründen, wenn sie gleich schon mehr als Herrscher in Indien auftraten, als ihre Vorgänger, die Portugiesen. Ihre Herrschaft blieb auf die Inseln beschränkt, und dieser Umstand trug gar sehr dazu bey, der Compagnie den Besitz derselben dauernd zu sichern. Die Geschichte der Administration des Holländischen Colonialwesens zerfällt von selbst in zwey große Hälften, die Geschichte der Administration in Europa, und die der Administration in Indien.

I. Administration in Europa.
A. Organisation der Compagnie. Erste Octroy von 1602. Erneuerungen derselben mit mehr oder weniger Modificationen in den Jahren 1623, 1649, 1655, 1696, 1740, 1741, 1742, 1748, 1774. Organisation und Bestand der verschiedenen Kammern von Amsterdam, Seeland, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuijen, von denen die

erste etwa $\frac{7}{2}$ bis $\frac{1}{4}$, die zweite $\frac{1}{3}$, die dritte $\frac{1}{4}$, die vierte $\frac{1}{5}$, die fünfte $\frac{1}{5}$, und endlich die sechste etwa $\frac{1}{2}$ des gesammten ursprünglichen Capitals besaß. An der Spitze einer jeden Kammer standen Directoren in verschiedener Anzahl, zusammen 65, nachmahls 67, welche aus den Haupttheilhabern gewählt wurden, und die besondern Geschäfte ihrer Kammern verwalteten; zur Besorgung der allgemeinen Angelegenheiten war ein Ausschuß von 17 Directoren oder Bewindhebers, die so genannten Siebenzehner, bestimmt, welche regelmäßig drey Mahl im Jahre zu Amsterdam oder Middelsburg zusammen kamen. Ein zweyter Ausschuß, die so genannte Haagische Versammlung, aus zehn Directoren bestehend, die jährlich ein Mahl im Haag zusammen kamen, bereiteten die Geschäfte vor, die in der Versammlung der Siebenzehner abgehandelt werden sollten. Außerdem war, späterhin, noch eine besondere Commission von drey Directoren mit der Leitung des Chinesischen Handels beauftragt. Im Jahre 1748 erlitt die Direction der Compagnie dadurch eine wichtige Veränderung, daß der Erbstatthalter zum General-Director und obersten General-Gouverneur der Compagnie ernannt wurde: eine Veränderung, die jedoch unmittelbar ihre Wirkungen weniger äußerte. B. Von dem Capitale der Compagnie und dem Actienhandel. Das Capital der Compagnie behielt auch nachmahls fortdauernd seinen anfänglichen Bestand von etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, welches gesammte Capital in 2,153 Actien zerfiel, jede zu 500 Pfund Flämisch oder 3000 Gulden Banco. Diese Actien waren verkäuflich, und seit dem Jahre 1611 blieb der Actienhandel fortdauernd sehr wichtig. Neben diesem echten Actienhandel stellte sich aber auch bald, gleich der Englischen

Stockjobbery, ein höchst verderblicher falscher Actienhandel ein, dem alle dagegen erlassene Gesetze nicht zu steuern vermochten. Das Verzeichniß der Preise der Actien von 1672 bis 1780, so wie auch das Verzeichniß des jährlich ausgetheilten Dividends von 1605 bis 1780, sind im Buche selbst angegeben. C. Einkünfte des Staats von der Compagnie. Die Einkünfte des Staats von der Compagnie flossen theils aus den Recognitions-Geldern für die Erneuerung ihres Privilegiums von Zeit zu Zeit, theils aus den Abgaben von den ein- und ausgehenden Gütern und den Actien. Erstere waren verschieden, betrugten aber nicht selten beträchtliche Summen, wie denn die Compagnie im Jahre 1647 für die Verlängerung ihres Privilegiums nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Mill. Gulden, im Jahre 1748 die Summe von 2,640,000 Livres zahlen mußte. Für die Ein- und Ausfuhrabgaben bezahlte die Compagnie seit 1690 jährlich die Summe von 364,000 Gulden; die Abgaben von den Actien wechselten in den verschiedenen Zeiten, so wie auch die außerordentlichen Unterstützungen, welche der Staat nicht selten bey dringenden Gelegenheiten von der Compagnie erhielt. II. Administration in Indien. A. Eintheilung und Organisation der Besitzungen. Sämmtliche Besitzungen der Compagnie zerfielen in ein General-Gouvernement, mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien, Comptoirs und Residenzen, deren Zahl und Titel aber nicht immer dieselben blieben, sondern in den verschiedenen Zeiten häufig wechselten. Bey der im Buche selbst enthaltenen Aufzählung hat der Verf. die am längsten und allgemeinsten gebräuchliche Rangordnung befolgt. a. General-Gouvernement von Batavia. Es begriff unmittelbar die Besitzungen in dem ehe-

mahligen Reiche Jafatra, mittelbar aber alle Niederlassungen der Compagnie, in Asten sowohl, als das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sitz des General-Gouvernements Batavia, mit einer starken, aber sehr gemischten, Bevölkerung, worunter die Chinesen hauptsächlich zahlreich waren. An der Spitze der Regierung stand 1. der **General-Gouverneur**, oberster Befehlshaber zu Wasser und zu Lande, und Präsident des Rathes von Indien, mit einer beynahe unumschränkten Gewalt; nur allein der hohe Gerichtshof von Batavia war gewisser Maßen seinem Einflusse entgegen. Unmittelbar auf ihn folgte 2. der **General-Director des Handels**, unter dessen unmittelbarer Leitung alles stand, was den Handel betraf, gewöhnlich der Nachfolger des General-Gouverneurs. 3. Der **Rath von Indien**, das höchste Collegium in allen politischen und Regierungsangelegenheiten, bestehend aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern; die ersten regelmäßig fünf, die zweiten acht an der Zahl. 4. Der **hohe Gerichtshof** oder **Justizrath**, bestehend aus einem Präsidenten und neun Richtern, einem General- und einem Wasser-Fiscal. Er bildete die **Appellations-Instanz**, in Civillsachen für alle Besizungen der Compagnie, und gegen seine Sprüche fand höchstens Revision Statt; der einzige Gerichtshof, der unmittelbar von Holland aus mit wirklichen Rechtsgelehrten besetzt wurde. Besondere Behörden zu Batavia: 1. die **Bank der Schöff**en für geringere Streitigkeiten zwischen Bürgern; 2. das **Collegium der Waisenaufseher**; 3. das **Collegium der Aufseher der Deiche und Wälle**; 4. das **Collegium der kleinen und Heirathssachen**; 5) das **Collegium der Curatoren der Chinesischen und anderer nichtchristlichen Sterbehäuser**.

b. Gouvernements: aa. das Gouvernement von Amboina, welches nicht nur diese Insel, sondern auch noch zehn andere benachbarte Inseln begriff; und dessen Organisation, so wie dieß auch in den übrigen Besitzungen der Compagnie der Fall war, der des General-Gouvernements vollkommen gleich; dieselben Collegien, wie zu Batavia, fanden sich auch hier; die Appellation von den Gerichtshöfen ging in Civil-Angelegenheiten nach Batavia an den Justizrath, in Criminalsachen sprachen sie in letzter Instanz. bb. Banda, gleichfalls aus zehn Inseln bestehend; Siz des Gouverneurs die Insel Meira. cc. Ternate, mit Inbegriff der übrigen Molukken im engeren Sinne. dd. Malakka, mit mehreren Comptoirs auf der Malayischen Küste und der Küste von Sumatra. ee. Ceylon, dessen Gouverneur das besondere Vorrecht genossen, mit den Directoren direct zu correspondiren; auch hatten gewöhnlich Punto Gale und Jaffanapatam unabhängige Befehlshaber. ff. Makassar, nur in politischer Hinsicht als militärischer Posten von Wichtigkeit. gg. Vorgebirge der guten Hoffnung, mit einer starken Europäischen Bevölkerung von 12 bis 15,000 Seelen. Was hätte nicht ohne den Alles ertödtenden mercantilischen Druck der Compagnie aus dieser Colonie werden können!

c. Directorien: aa. Coromandel, dessen Hauptort seit 1687 bis zum Englisch-Americanischen Kriege Negapatnam, in der südlichen Hälfte, blieb; in der nördlichen war Mazulipatam die Haupt-Factory. bb. Bengalen. Siz des Directors zu Hongly oder Cintura am Ganges. cc. Surat, nebst den Factoryen auf der Küste von Cambaya und der Indischen Küste im engeren Sinne. dd. Directorium von Persien, mit dem Haupt-Comptoir zu Sameron oder Venderabassy.

d. **Commanderien**: aa. Malabar, mit dem Haupt-Comptoir zu Cochin. bb. Puntro Gale und Jassapatam. cc. Samarang, in späteren Zeiten das Gouvernement von Java's Nordküste. e. **Comptoirs**, mit einem Oberhaupte oder Obersten: aa. Bantam, bb. Padang auf Sumatra. cc. Japan. f. **Residenzen**: aa. Cheribon. bb. Siam. cc. Mocha. **B. Organisation der einzelnen Zweige der Administration der Compagnie.**

a. **Von den mercantilischen Bedienten der Compagnie und den Freybürgern.** Sämmtliche mercantilische Bediente der Compagnie zerfielen in sechs Rangclassen: die der Unter-Assistenten, der Assistenten, der Ober-Assistenten oder Buchhalter, der Unter-Kaufleute, der Kaufleute und der Ober-Kaufleute. Aus ihnen wurden alle verschiedene Posten der Compagnie besetzt, indem jeder Angestellte, nach Verhältniß seines Dienstes, eine mehr oder weniger beträchtliche Zulage zu dem fixen Gehalt seiner Rangklasse erhielt. Alle Beförderungen geschahen stufenweise und die mercantilischen Bedienten mußten sich regelmäßig zu fünfjährigem, die Seeleute zu dreyjährigem Dienste verpflichten. Leider stand der Gehalt mit dem Luxus, der in Indien getrieben ward, in keinem Verhältnisse; bey nahe nothwendig mußten dadurch Betriegerereyen aller Art veranlaßt werden. Diejenigen, welche nach ausgehaltener Dienstzeit nicht nach Europa zurückkehren wollten, konnten als Freybürger in den Colonien bleiben, und dort Handwerke und Handel betreiben. Ihre Zahl war jedoch nie sehr groß; wenig geachtet und in ihrer Industrie sehr beschränkt, fehlte es ihnen an den Antrieben, die sie zu einer solchen Ansiedlung hätten vermögen können. **b. Organisation des Militärwesens der Compagnie.** Das Mi-

Militärwesen der Compagnie in Indien war, wie dieß bey nahe immer bey Compagnien der Fall ist, höchst elend. Geringschätzung, schlechter Sold, harte Behandlung, ein schwerer Dienst und ein schlecht organisirtes Officer-Corps, alles dieß zusammen genommen mußte das Militärwesen der Compagnie in eine höchst elende Verfassung bringen, und that es. Nicht viel besser war c. die Organisation des Seewesens der Compagnie beschaffen, Befehle sie gleich tüchtige Matrosen, so fehlte es ihr dagegen an geschickten Officieren, da diese bey nahe sämmtlich aus den untersten Classen zu ihren Stellen gelangt waren. Die Landmacht sollte aus etwa 13,000 Mann Europäischer Truppen, und 100,000 Mann inländischer Milizen, die Seemacht aus 100 bis 180 Schiffen, die zugleich zum Kriege und zum Handel gerüstet waren, bestehen: allein selten oder nie waren beide vollzählig. d. Organisation der kirchlichen Verfassung und des öffentlichen Unterrichts. Die Toleranz der Holländer erstreckte sich nur auf die Nichtchristen; Lutheranern und Katholiken ward die Ausübung ihres Gottesdienstes nur unter großen Beschränkungen gestattet. Die kirchlichen Angelegenheiten standen unter einem Kircherrathe zu Batavia; der öffentliche Unterricht war im höchsten Grade mangelhaft. e. Organisation des Justizwesens. Gleichfalls sehr mangelhaft. Alle Gerichte, den einzigen Justizrath zu Batavia einiger Maßen ausgenommen, standen in der unbedingtesten Abhängigkeit von dem Gouverneur, und bestanden größten Theils aus vollkommen unwissenden Menschen, die das Rechtssprechen als eine lästige Amtspflicht, nicht aber als ein ehrenvolles Amt ansahen. f. Organisation und Geschichte der Finanzen — unstreitig der schwierigste Punct, den die Compagnie selbst am meisten zu verheim-

lichen strebte. Die Einkünfte flossen in Europa hauptsächlich aus dem Ertrage der Auctionen, in Indien aus dem Gewinne auf die aus Europa eingeführten Waren, aus dem Gewinne aus dem Indischen Zwischenhandel selbst, den Territorial-Einkünften aller Art, den Zöllen und einigen zufälligen Einnahmen, z. B. den Confiscationen und gemachten Preisen. Die Ausgaben dagegen bestanden in Europa in den Austheilungen an die Interessenten, den Abgaben an den Staat, den Kosten der Ausrüstungen und den Unterhaltungskosten der Direction; in Indien in den Kosten der Civil- und Militär-Administration und den Kosten der Schifffahrt. Der Verf. hat in dem Buche selbst Uebersichten aller Einkünfte u. Ausgaben in Indien von 1613 bis 1779 in gleichen Tabellen über den Betrag der Auctionen von 1639 bis 1793 beygefügt, so wie auch Bemerkungen über die Finanzen der einzelnen Comptoirs, die er freylich oft gern in größerer Vollständigkeit gegeben hätte, aus denen aber doch so viel hervorgeht, daß diese Comptoirs beynahe sämmtlich mehr kosteten, als sie unmittelbar einbrachten, wie dieß auch noch aus einigen hinzugefügten Tabellen über die Einnahmen und Ausgaben sämmtlicher Indischer Comptoirs in bestimmten Jahren zur Genüge erhellet. Die Geschichte der Finanzen der Compagnie ist in drey Perioden abgetheilt, nämlich die erste von 1613 bis 1696, die Periode ihres Flores; die zweyte von 1697 bis 1779, die des angehenden, und die dritte von 1780 bis 1795, die des überhand nehmenden Verfalls der Finanzen der Compagnie. In der ersten Periode war der Ertrag der Auctionen reiner Ueberschuß, indem die Einkünfte in Indien nicht nur zur Bestreitung der Ausgaben vollkommen hinreichten, sondern selbst noch einen Ueberschuß gaben. Dagegen zeigte sich zuerst im

Jahre 1697 ein Deficit, welches seit der Zeit fortwährend zunahm, und schon im Jahre 1779 für alle vorhergehende Jahre zusammen genommen auf 125 Millionen Gulden und darüber gestiegen war, indem sich theils die Einkünfte verringert, theils aber auch die Ausgaben erstaunlich vermehrt hatten. Schon im Jahre 1747 sah sich die Compagnie gezwungen, in Europa auf Anticipationen Anleihen zu machen, und bald reichte auch dieß Mittel in der dritten Periode nicht mehr hin. Die Schulden der Compagnie in Europa betrugen bis kurz vor dem Anfange des Englisch-Americanischen Krieges etwa 18 Millionen Gulden; ein Moratorium aber, welches sie sich mußte geben lassen, um dem Andringen ihrer Gläubiger zu wehren, zwang sie in der Folge, bey ihrem gesunkenen Credite auf die kostspillichste Art neue Schulden zu machen, da die Ausgaben sich täglich mehrten, und ihre Finanzen geriethen bald in eine solche Verwirrung, daß im Jahre 1794 die Schulden der Compagnie in Europa sich über 112 Millionen beliefen. — Die Ursachen des Verfalls der Compagnie können aus innern und äußern Gründen hergeleitet werden. Zu den erstern gehören die Mängel großer Handelsgesellschaften überhaupt, die zu weitläufige Direction in Europa, die übergroße Zahl zu spärlich besoldeter Bedienten, und daher ihre vielfachen Betriegerereyen, besonders der starke particuläre Handel, befördert durch den häufigen Wechsel der General-Gouverneure und die zu große Macht von diesen. Genau den Zeitpunkt anzugeben, wann dieser oder jener Mißbrauch zuerst entstand, war nicht gut möglich; das Uebel ward so lange geheim gehalten, als sich irgend thun ließ, und erst dann gewöhnlich zur Sprache gebracht, wenn es nicht mehr verborgen werden konnte. Zu den äußern Gründen des Verfalls gehören die beynähe

ununterbrochen fortgesetzten Fehden mit den einheimischen Fürsten, die Concurrenz anderer Nationen in dem Ostindischen Handel, vorzüglich seitdem die Engländer in dem 18. Jahrh. auf dem festen Lande in Indien als vorherrschende Macht auftraten, und einige unvorhergesehene Unglücksfälle, wie z. B. der Verlust von Formosa, die Beschränkung des Japanischen Handels, und der Mord der Chinesen im J. 1740; vor allem aber der unglückliche Englisch-Amerikanische Krieg. Wie dieser in wenigen Jahren die Schuldenlast der Compagnie um 95 Mill. Gulden vermehrte, hat der Verf. in dem Buche selbst weitläufiger zu entwickeln versucht. Vergeblich wandte die Compagnie bald nach dem Frieden alle Mittel an, um ihren gesunkenen Handel und ihre zerrütteten Finanzen wiederum zu heben; das Verderben war schon zu stark geworden, als daß durch theilweise Verbesserungen hätte geholfen werden können. Eine im J. 1791 nach Indien gesandte General-Commission vollendete ihren Auftrag nicht, eine allgemeine Reform zu Stande zu bringen; der Revolutionskrieg störte das kaum angefangene Unternehmen, und durch ein Decret der provisorischen Volks-Repräsentanten von Holland vom 15. September 1795, und eine dieß Decret bestätigende Resolution der Generalstaaten vom 16. November desselben Jahres, ward die Direction der Compagnie mit dem 1. März 1796 für aufgehoben erklärt.

Karlsruhe — Freyburg u. Kostanz.

An die Souveraine der rheinischen Konfoederation über das Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöffe, und eine bischöfliche Diocesanal-Einrichtung nach Gutbefinden zu geben. Ein patriotisches Wort zu seiner Zeit. Von Dr. S., einem katholisch-geistlichen Kanonisten. 1812. S. 67 in Octav.

Ueber das patriotische Wort zu seiner Zeit, welches Dr. S., ein katholisch-geistlicher Kanonist, zur baldigen Wiederherstellung der katholischen Kirchenverfassung in den rheinischen Bundesstaaten ausgesprochen hat. 1812. S. 48 in Octav.

Wir dürfen uns wohl nicht entbrechen, eine Anzeige von diesen zwey Wechsellchriften zu geben, da sie einen Gegenstand betreffen, der die allgemeine Aufmerksamkeit schon lange beschäftigt hat, und gewiß auch einer sehr ernsthaften würdig ist: aber wir müssen doch dabey voraus sagen, daß, unserer Meinung nach, für diesen Gegenstand nicht viel dadurch gewonnen worden ist, und gewonnen werden kann. — In dem Zustande, in welchen die neuesten politischen Veränderungen die kathol. Kirche in Deutschland versetzt haben, ist es wichtigste Frage für sie geworden: wie sie nach Aufhebung der Kapitel wieder zu Bischöfen kommen kann? Die Frage ist dabey schwieriger und delicateser dadurch geworden, weil durch diese Veränderungen mehrere von den ehemahligen bischöfl. Cathedralkirchen unter die Herrschaft protestantischer Souveräne gekommen sind, wiewohl auch bey den kathol. Souveränen, bey denen das letzte Statt fand, nicht so leicht dabey zu rathen war; doch zeigten sowohl die einen als die andern von diesen eine Billigkeit, ja man darf wohl sagen, eine Delicateffe, welche eine sehr leichte Beseitigung der Schwierigkeiten hoffen ließ. Sie zeigten sich eben so geneigt als bereit, mit dem Oberhaupte der kathol. Kirche darüber zu unterhandeln, um durch ein eigenes mit ihm zu schließendes Concordat alles zu reguliren, was in Beziehung auf die künftige Besetzung und Besetzungsart der Bisthümer, wie auf die Ausübung der bischöfl. Diöcesengewalt eine neuen veränderten Umständen angemessene Bestimmung erfordern dürfte. Es ist bekannt geworden, daß von den Höfen zu München u. zu Stuttgard eigene Nego-

riationen darüber mit dem päpstlichen angeknüpft wurden; aber es ist auch bekannt geworden, daß nichts dabei herauskam, weil man von der päpstl. Seite die fast schon zum Schluß gebrachten Unterhandlungen mit Gewalt wieder abbrach. Darüber ist dann nicht nur alles unentschieden geblieben, sondern Manches ist in der That etwas Schlimmer geworden, denn auf der einen Seite ist jede andere Auskunft, die man vielleicht treffen könnte, jetzt bedenklicher u. ihre Anwendung schwieriger, und auf der andern Seite sind in der Zwischenzeit noch mehrere Bisthümer erledigt worden, welche darüber unbesetzt geblieben sind. Wenn nun dieser Zustand der Dinge allerdings dazu geeignet ist, bey jedem eifrigen und für das Wohl seiner Kirche bekümmerten Katholiken sehr ernsthafte Besorgnisse zu erregen, so mag es sich leicht entschuldigen u. wohl noch mehr als nur entschuldigen lassen, wenn auch Einzelne von den Theologen u. Canonisten dieser Kirche, ohne einen besondern Beruf dazu abzuwarten, ihre Stimme darüber erheben, auf die bringende Nothwendigkeit einer schleunigen Hülfe aufmerksam machen, u. allenfalls auch ihre Vorschläge über die ausführbarste, unbedenklichste oder wirksamste Art der Hülfe zur allgemeinen Prüfung u. Beherzigung ausstellen. Dieß ist es dann, was auch der Verf. der ersten Schrift, der sich als einen katholisch-geistl. Canonisten ankündigt, gethan — freylich aber mit einer Art gethan hat, von der sich nur allzu gewiß voraussehen ließ, daß sie mehrfachen Widerspruch erregen würde. Er trägt nämhl. auf das durchgreifendste aller Mittel an: denn er fordert die Souveräne der Rhein-Bundesstaaten auf, mit ihrer Macht dazwischen zu treten, indem er sie S. 4 versichert, „daß Deutschland weder eines Concordats, noch eines Conciliums bedürfe, sondern daß es bloß von dem Willen u. von der Disposition der Landesherren abhängt, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine bischöfliche Diöcesan-Einrichtung nach ihrem Gutbefinden zu geben, ohne

dem Katholicismus zu nahe zu treten.“ Diesen Auf-
ruf an die Fürsten wiederholt er aber noch einmahl
S. 29 mit der bestimmten Erklärung, “daß sie von
Gott selbst mit den ihnen verliehenen Majestätsrechten
das Befugniß und die Macht dazu erhalten hätten.“
Daß man darin nicht allgemein gleich mit ihm denken
dürfte, konnte er schon daraus gewiß genug schließen,
weil man es doch bis jetzt noch ansehen ließ, das von
ihm empfohlene, sonst so nahe liegende, Mittel in An-
wendung zu bringen; aber unglücklicher Weise hat er
sich noch dazu zu der Empfehlung u. Rechtfertigung sei-
nes Mittels lauter solcher Gründe bedient, über die
man sich selbst, wenn man an seinem Mittel keinen An-
stoß nimmt, nur gar zu stark versucht fühlen kann, mit
ihm zu streiten, und auch nur gar zu leicht streiten kann.
Er rechtfertigt es dadurch, weil nicht nur “vermöge
des Reichs-Deputations-Schlusses von 1803 durch
die Suppression der Domkapitel das denselben bisher
zugestandene Wahlrecht auf d. entschädigten Erbfürsten
übergegangen, und eben dadurch in ein landesherrl.
Ernenntungsrecht verwandelt worden sey — sondern
weil dieß Ernenntungsrecht ohnehin schon in ihrer Sou-
veränetät u. in dem einzig natürlichen Verhältniß der
Kirche zum Staat seinen Grund habe, nach welchem sie
als diesem subordinirt u. untergeordnet, in Beziehung
auf alles Neußere, also auf ihre ganze Disciplin, von
ihm abhängig, mithin auch alle ihre Diener u. Vorsteher
und besonders die Bischöfe, eigentlich als Diener und
Beamte des Staats betrachtet werden müßten,“ S.
10, 11, 23, 29, 30. Dabey hat sich der Verf. noch
dazu in äußerst harten Ausdrücken über alle diejenigen
herausgelassen, die jetzt noch iene andere Ansicht von
dem Verhältniß der Kirche zum Staat haben möchten;
denn er erklärt S. 23 jeden Andersdenkenden “für ei-
nen Jsidor Mercator u. für einen Hildebrand, der das
echte kathol. System nicht verstehe, und weder mit der
Geschichte der Vorzeit, noch mit den allgemeinen und

richtigen Grundsätzen des natürl. u. positiven Staatsrechts bekannt sey." Wie er sich aber im Besondern über den Papst, über die päpstl. Supremat- u. Reservat-Rechte, und über die Vertheidiger von diesen geäußert hat, kann man sich leicht vorstellen. Mehr als in der Ordnung war es also, daß in der zweyten Schrift auch so bald ein Gegner wider ihn auftrat, aber so sehr es auch in der Ordnung war, daß sich dieser Gegner vorzüglich gegen die Stellen hinwandte, wo der angeblich katholisch-geistl. Canonist die meisten Blößen gegeben hatte, so sehr muß man es bedauern, weil d. Streit dadurch eben so uninteressant als nutzlos geworden ist. Der Vf. dieser zweyten Schrift gibt sich nämlich bloß mit den höchst verwirrten u. höchst uncanonischen Begriffen des Canonisten von Kirchengewalt u. ihrem Verhältnis zu der Staatsgewalt ab. Er will ihm S. 3 gern einräumen, daß man auch ohne den Papst u. seine Dazwischenkunft die Deutschen Bisthümer wieder herstellen u. einrichten, also den päpstl. Stuhl im Nothfall immer dabey umgehen könnte, aber darüber will er mit ihm streiten: "ob die Verichtigung der Sache den Souveränen allein als absolutes Majestätsrecht zustehet, u. gar keine andre kirchl. Autorität dazu erforderlich sey?" Er zeigt ihm daher, daß die Gründe, worauf er seine Behauptung gebaut habe, mit den Principien des bisher von allen Parteyen angenommenen, auch von der Partey der Episcopalisten angenommenen, katholisch-kirchl. Staatsrechts, ja selbst mit den Principien des protestantischen, im directesten Widerspruch stehe. Er beweiset ihm, daß er die Theorien der neuern Canonisten, auf deren Autoritäten er sich beruft, die Theorie eines Marca, Bossuets, Espens, Barthels, Eybels, Rautenstrauchs, Pesems u. Sauters gar nicht verstanden haben müsse, weil er sonst unmöglich Folgerungen daraus hätte ziehen können, die mit den ersten Elementen davon streiten, und er setzt ihm auch im Besondern auf das klarste aus einander, wo u. wie er sie wirk-

lich mißverstanden habe. Dieß macht den Hauptinhalt dieser Schrift aus, welche durchaus einen Verf. ankündigt, der seinem Gegner durch Geist u. Gelehrsamkeit, oder doch durch Bestimmtheit der Begriffe u. ein reifes u. ernstes Urtheil, merklich überlegen ist. Man kann ihm auch keinen Vorwurf deshalb machen, daß er sich bloß darauf beschränkte, denn es konnte ihm verdienstlich genug scheinen, nur die Irrthümer oder die falschen Ansichten seines Gegners zu berichtigen: wer aber wird doch nicht wünschen, daß es ihm gefallen haben möchte, sich auch über den von jenem zur Sprache gebrachten Gegenstand selbst weiter herauszulassen? Wenn er nur einige Winke darüber gegeben hätte, wie denn seiner Meinung nach dem so dringenden Bedürfniß neu anzustellender Bischöfe in dem kathol. Deutschland auf den Fall der fortdauernden Weigerung der päpstl. Curie, sich mit den Landesherren in Unterhandlungen darüber einzulassen, geholfen werden könne? Wenn er sich nur etwas darüber geäußert hätte, wie sich wohl jene andre kirchl. Autorität, durch deren Hinzukommen in diesem Fall noch Rath geschafft werden möchte, in das Spiel bringen ließe, od. wenn er nur einige Vorschläge wegen d. Formen angebracht hätte, durch d. vielleicht d. Durchgreifen der weltl. Macht in der Sache unbedenklicher u. unschädlicher gemacht werden könnte, so hätte dieß wenigstens ein Stoß weiter zu dem wirkl. Handeln werden können, zu d. man sich doch bald entschließen muß, wenn nicht aus der längern Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes immer mehr Nachtheil für die kathol. Kirche in Deutschland entspringen soll. Doch vielleicht entschließt sich der Vf., sein reifer überdachtes Gutachten darüber noch besonders abzugeben; den Vf. der ersten Schrift aber möchten wir, selbst um der Sache willen, die ihm gewiß am Herzen liegt, dringend ersuchen, nur dann erst wieder mitzusprechen, wenn er es ohne Bitterkeit und ohne Leidenschaft thun kann.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

11. Stück.

Den 18. Januar 1813.

Göttingen.

Die mit der königl. Universitäts-Bibliothek verbundene zahlreiche Sammlung von Kupferstichen hat ebenfalls das Glück gehabt, der vorzüglichen Aufmerksamkeit Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königes gewürdigt zu werden. Diese Sammlung, welche ursprünglich aus den Schenkungen der Herren von Uffenbach und des Barons von Asch entstanden, und seit dem Jahre 1785 der Aufsicht des Prof. Fiorillo anvertrauet worden ist, zeichnet sich sowohl von Seiten der Vollständigkeit, als auch der Auswahl der Blätter, aus, indem beym Ankauf stets darauf gesehen wurde, den gebildeten und sähigen Menschen, die nicht bloß den Broterwerb zum Zweck haben, etwas Gutes und Schönes vor Augen zu legen, den Geschmack im Allgemeinen zu bilden, diese Schätze für das Leben anzuwenden, und für die Zukunft ersprießlich zu machen. Se. Excellenz der Hr. Minister des Innern, Graf von Wolfradt, und der Hr. Staatsrath und General-Studien-Director, Baron von Leist, haben den fernern Ankauf genehmigt, wodurch die Sammlung mit meh-

g

rerer Blättern bereichert worden ist, von denen wir hier nur drey der neuesten beschreiben können, indem wir einen genauen Bericht von den künftig zukommenden versprechen.

I. *SAINTE CECILE*. Dedié à Sa Majesté Impériale et Royale, Marie Louise, Archiduchesse d'Autriche. *Raffaello d'Urbino* pinx. *Raffaello Urbain Massara* sculps. Dieß berühmte Gemählde, das zu den größten Meisterwerken Raphael's gehört, wurde vor Zeiten in der Kirche des heil. Johannes in Monte zu Bologna bewundert, und befindet sich gegenwärtig zu Paris. Es enthält in der Mitte die Heilige, und zu beiden Seiten die Heiligen, Paulus, Johannes den Evangelisten, Augustinus und Maria Magdalena. Liebliche Engelchen schweben in einer Glorie, und auf dem Boden liegen musicalische Instrumente. So vortrefflich aber auch der Stich seyn mag, so vermissen wir dennoch den eigenthümlichen Raphaelischen Character, den auch der brave Britische Kupferstecher *R. Strange*, der daselbe Blatt copirte, verfehlte. Aber ein schöne Copie, von *Guido's* Hand, schmückt die Kirche des heil. Ludwig des Franzosen zu Rom. — II. *LA VIERGE AU DONATAIRE DITE DE FOLIGNO*. *Raffaello d'Urbino* pinx. *Aug. Boucher Desnoyers* del. et sculps. Umschwebt von einer Engelsonne, sieht die heil. Jungfrau, wunderschön, das Kind Jesus auf den Armen haltend, und angebetet von den Heiligen, Franciscus von Assisi, Johannes dem Täufer, Hieronymus und dem Donatarius. Eine reizende Landschaft breitet sich in der Ferne aus; im Vorgrunde steht ein Engel, eine kleine Tafel haltend, auf der geschrieben war, daß Raphael dieß Gemählde für *Sigismondo Conti*, ersten Secretär Julius II., verfertigt habe. Aber die Nichte dieses Mannes, *Anna Conti*, ließ es im J. 1565 aus der Kirche Ara-

celi zu Rom nach der Kirche der heil. Anna le Conzesse zu Seligno bringen, wo sie als Nonne lebte. Jetzt wird das Bild im Museum Napoleon gewiesen. Schönheit, Grazie und Reiz vereinigen sich in der Figur der heil. Jungfrau mit dem Heilande. — III. *LA VIERGE AUX ROCHERS*. Leonardo da Vinci pinx. Aug. Lesnoyer del. et sculps. Tableau du Musée Napoléon. In einer von Felsenwänden umringten Landschaft, an deren Fuß ein Bach ruhig hin gleitet, und die im Vorgrunde eine Grotte bilden, wo Wasserpflanzen und Blumen empor sprossen, sitzt die heil. Jungfrau, den kleinen Johannes den Täufer mit zärtlicher Sorgfalt in ihrer Rechten haltend. Auf der andern Seite sitzt das Kind Jesus, bewacht von einem Engel, der auf den heil. Johannes hinweist, wie er mit gefalteten Händchen das göttliche Kind anbetet. Die Haare der Heiligen sind nach Nazarenischer Art vor der Stirn sanft geschieden; die Kinder, in blühender Jugend, verrathen eine sorgenfreye Unschuld, und das Ganze ist mit jenem Reiz behandelt, der jeden Beschauer von echtem Gefühl beim Anblick der Werke des Leonardo ergreifen muß. Was die Behandlung des Grabstichels betrifft, so ist sie zwar in beiden Blättern von gleicher Vollkommenheit, einige geringe Härten und Fehler gegen die Zeichnung in den Händen der Madonna und des Engels abgerechnet, die man gewiß dem Leonardo nicht zuschreiben darf. Dieß letzte Blatt ist dem Herzog von Bassano gewidmet.

Paris.

Histoire littéraire d'Italie, par P. L. Ginguené, de l'Institut Impérial de France etc. Tome IV. 598 S. Tom. V. 577 S. in Octav. 1812.

Wir haben die ersten drey Bände dieses schätzbaren Werks mit Vergnügen angezeigt (s. über den drit-

ten Band diese G. A. vom J. 1812 S. 1441). Da es so rasch fortrückt, dürfen wir erwarten, daß es, seiner Ausführlichkeit ungeachtet, in einigen Jahren vollendet seyn werde. Daß es aber keine flüchtige, oder übereilte Arbeit ist, beweisen die vor uns liegenden neuen Bände, wie die frühern. Ueberall bemerkt man, daß der Verf. die Materialien seines Werks längst gesammelt, geordnet und durchdacht hat. Nur die zunehmende Ausführlichkeit könnte hier nicht ganz zweckmäßig scheinen. In der Vorerrinerung zum dritten Bande zeigt der Verf. selbst an, daß der Theil seines Stoffs, den er auf vier Bände glaubte beschränken zu können, nun fünf Bände füllen wird. Auf neun Bände war das Ganze angelegt. Jetzt erhalten wir in dem vierten und fünften, die über drey Alphabet betragen, nur einen einzigen untergeordneten Abschnitt der Geschichte der Italiän. Litteratur, nämlich die Geschichte der epischen Poesie bey den Italiänern, von ihrer Entstehung bis zum Ende des 16. Jahrh. Voran geschickt ist in zwey Kapiteln eine allgemeine Uebersicht des politischen und litterarischen Zustandes von Italien während des 16. Jahrh. Von da geht der Vf. wieder in das 15. Jahrh. zurück, um die Geschichte des Ital. Epos bis auf Tasso u. dessen erste Nachfolger unzerstückelt darzustellen. Vollständiger ist dieser Theil der Ital. Litteratur noch nicht bearbeitet. Den meisten Raum nehmen die weitläufigen Auszüge ein, die der Vf. aus den Ital. Eposen gemacht hat, um ihren Inhalt seinen Lesern vorzulegen; und gerade diese Weitläufigkeit scheint bey dem ersten Anblicke überflüssig zu seyn. Wozu, kann man fragen, ein so ausführlicher Auszug aus so bekannten Gedichten, wie Ariost's Roland und Tasso's Jerusalem? Aber man vergesse nicht, für welche Leser der Vf. zunächst schrieb. Sein Hauptzweck ist, bey seiner Nation, die mit der Ital. Litteratur im Ganzen

wenig bekannt ist, dennoch von ihr geringe denkt, und noch keinem Ital. Dichter volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, eine ganz neue Ansicht und eine gerechte Würdigung dieser Litteratur zu bewirken. Noch einmahl erklärt er sich darüber in der Vorrede und außerdem an mehreren Stellen des Buchs. Den vortheilsten Einfluß, den sich der Vf. auf diese Art auf die Französ. Critik im Ganzen erwerben kann, muß man nicht außer Acht lassen. Dem Rec. wenigstens ist auch nicht einziger Französ. Critiker und Litterator bekannt, der mit diesem Fleiße, dieser Genauigkeit und dieser über Nationalvorurtheile erhabenen Gerechtigkeit, die schöne Litteratur einer andern Nation studirt und gewürdigt hätte. — In der allgemeinen Uebersicht des politischen und litterarischen Zustandes von Italien während des 16. Jahrh. haben wir beym Verf. keine neuen Notizen gefunden. Der Verf. folgt meistens dem Tiraboschi, der auf diesem Wege unstreitig der beste Führer ist, mit Benutzung Muratori's u. a. Schriftsteller, die auch schon Tiraboschi benutzt hat. Das historische Gemälde, das der Vf. hier aufstellt, ist treu, geistvoll u. unterrichtend. Deutsche Leser werden sich dabey vielleicht an den zweyten Band von unserm Bouterwek's Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit erinnern; ein Buch, das freylich Hrn. G., weil er selbst aus den Quellen schöpfen konnte, entbehrlich war. — Aber bey'm Anfange der Geschichte der Ital. Epopöe geht der Vf. denn doch wohl zu weit über die Grenzen seines Gegenstandes hinaus. Wichtig, und gegen die gewöhnlichen Grundsätze der Französ. Critik, theilt der Vf. die Ital. Epopöe in die romantische (genre romanesque), die eigentlich heroische (genre héroïque), und die comische oder burleske ein, um jede dieser Gattungen nach dem ihr eigenen Character zu beurtheilen. Aus den Streitigkeiten der Ital. Critiker

Über den Vorrang Ariost's oder Tasso's ist bekannt, zu welcher schreyenden Ungerechtigkeit die Critik verleitet werden kann, wenn man die Gesetze des romantischen Epos, das aus dem Ritterromane entstanden ist, nicht auf das genaueste von den Gesetzen des antiken Epos, das der Vf. das heroische nennt, unterscheidet. Aber um diesen Unterschied zu entwickeln, war doch wohl nicht nothwendig, die Untersuchungen über den Ursprung des Ritterromans selbst mitzunehmen; und diese Untersuchungen, die zunächst nur die poetische Literatur des Mittelalters angehen, nehmen bey dem Vf. ein ganzes Kapitel ein, das denn doch die Sache nicht ins Klare bringt. Dafür hat der Vf. eine andre Hauptsache zu entwickeln vergessen. Er hat nicht deutlich genug gezeigt, wie es gekommen ist, daß die Ital. Dichter des 15. Jahrh. aus dem feierlichen Ernste des Ritterthums einen poetischen Scherz machten, u. dadurch den pikanten, halb-comischen, halb-feierlichen Styl herbeiführten, den Ariost in seinem Meisterwerke vollendet hat. — Sehr genau und unterrichtend sind in dem folgenden Kapitel die ältesten Ital. Ritterbücher angezeigt. Hier kann auch mancher Litterator noch Belehrung finden, weil mehrere jener Bücher zu den litterarischen Seltenheiten gehören, z. B. das alte Ritterbuch *I reali di Francia*. Von diesem Werke, ferner von dem eben so unbekannt gewordenen Gedichte *Buovo d'Antona*, und von der *Spagna historiata*, gibt der Vf. Auszüge. Doch glauben wir darum, weil einige Stellen in Tasso's *Jerusalem* eine auffallende Ähnlichkeit mit jener *Spagna* haben, noch nicht mit dem Vf., daß Tasso dieses alte, wenig anziehende, Ritterbuch studirt und benutzt habe. Auch von dem alten Gedichte *La regina d'Ancroja* theilt der Vf. einen Auszug mit. Alle diese ersten und unförmlichen Versuche gehören in die erste Periode der romantischen Epopöe der Italiäner. In die zweyte stellt der Vf. die bekannten Werke

von Luca Pulci, Bojardo und einigen Andern. Bey Gelegenheit der Exposition des Morgante von Pulci citirt der Vf. nach einer Handschrift der kais. Bibliothek zu Paris eine Stelle aus dem alten Franz. Dichter Chretien de Troyes, zum sichtbaren Beweise, daß Pulci den Löwenritter (chevalier au Lion) dieses Franz. Dichters gekannt und nicht unbenußt gelassen hat. Wenn doch Mehreres aus den Schätzen der alten romantischen Litteratur, die auf der kais. Bibliothek zu Paris in Handschriften verborgen liegen, dem Publicum mitgetheilt würde! Bis dahin sind wir noch immer nicht im Stande, genau zu bestimmen, wie Vieles von der Erfindung in den alten Ital. Rittergedichten der Phantasie der Italiäner selbst angehört. — Bey derselben Gelegenheit, als von den fabelhaften Thaten des Helden Roland die Rede ist, äußert der Vf. seine Verwunderung darüber, daß noch kein Franz. Dichter diesen für die Franzosen nationalen Stoff episch bearbeitet hat. Hr. G. bedachte wohl nicht, daß wenigstens seit dem Zeitalter Ludwigs XI V. der Franz. Geschmack im Ganzen eine Richtung nahm, die dem romantischen Epos durchaus entgegen ist. — Weiter, ein Auszug aus dem Mambriano des blinden Francesco Vello, der unter dem Nahmen Cieco da Ferrara bekannt ist. Dann ausführlich von dem Orlando innamorato des Bojardo. Der Rec., der vor 10 Jahren bey ähnlichen Studien vergebens den echten Text dieses merkwürdigen Gedichts zu Gesicht zu bekommen suchte, hoffte, bey Hrn. G., dem alle möglichen Hülfsmittel in diesem Felde zu Gebote stühen, zu finden, was er wünschte. Die älteste, den echten Text des Roland von Bojardo enthaltende, Ausgabe dieses Gedichts ist schon im 15. Jahrh. zu Scandiano, dem Stammgute des Grafen Bojardo, gedruckt, und seitdem nicht wieder aufgelegt, also sehr selten geworden. Ohne diese Ausgabe mit den spätern und von andern Verfassern umgearbeiteten verglichen zu haben, können wir nicht beurtheilen, ob das

Ital. Publicum Recht oder Unrecht hatte, als es das Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt ungenießbar fand, dafür aber die Umarbeitung von Domenichi, auch schon aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., nachsichtig aufnahm, u. endlich auch diese Arbeit verdrängt werden ließ durch den Witz des muthwilligen Berni, der das ganze Werk des Bojardo zu einer eleganten epischen Posse umgestaltete. Aber auch Hr. G. hat sich an den Text des Domenichi gehalten. Erst aus einer Anmerkung am Ende des Bandes erfahren wir, daß er auch den echten Text, der aus Bojard's eigener Feder gestossen ist, in den Händen gehabt hat. Freylich ist der Text des Domenichi, wie wir nun aus der Vergleichung der ersten Stanzas sehen, weit geschmeidiger und lesbarer, als der echte des Bojardo selbst; und die Erfindung, bey Bojardo die Hauptsache, scheint in der Arbeit des Domenichi unverändert geblieben zu seyn. Aber die Ansicht von drey Stanzas — denn mehr hat Hr. G. von dem echten Texte nicht mitgetheilt — ist doch nicht hinreichend, ein sicheres Urtheil über den Styl des Bojardo zu begründen. Deutlich aber zeigen schon diese drey Stanzas, daß der Umarbeiter in Allem, was Sprache u. Styl betrifft, keinen Stein auf dem andern gelassen, und doch nichts weniger als ein Meisterstück gemacht hat. — Länger verweilt der V., wie billig, bey dem unübertrefflichen Roland Ariost's. Zum ersten Mahle ist nun diesem großen Dichter auch in der Franz. Litteratur volle Gerechtigkeit widerfahren, nachdem, wie der V. selbst bemerkt, der hohe Werth Ariost's nur noch in Frankreich problematisch geblieben. Zum Beschlusse dieses Bandes wird Nachricht von den Ital. Rittergedichten gegeben, die unmittelbar auf Ariost's Roland folgten, und an dieses Meisterwerk, wie ein neblichter Schweif an einen glänzenden Kometen, sich anhängen. — (Die Anzeige des fünften Bandes soll in einem der nächsten Stücke folgen.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 21. Januar 1813.

Göttingen.

Seine Majestät, unser allergnädigster König, auf alles aufmerksam, was den gelehrten Studien an der hiesigen Lehranstalt förderlich seyn kann, haben geruhet, ein Allerhöchstihnen von dem Hrn. Ober-Bergrath Reil zu Berlin überreichtes sehr instructives, aus Wachs gefertigtes und mit den natürlichen Farben dargestelltes, Präparat des menschlichen Hirns der hiesigen Universität zum Geschenk zu machen.

Leipzig.

Beyträge zur vergleichenden Anatomie, von J. F. MACKEL. Zweyten Bandes erstes Heft. 1811. 148 Seiten, mit Kupfern.

1. Entwurf einer Darstellung der zwischen dem Embryonen-Zustande der höhern Thiere und dem permanenten der niedern Statt findenden Parallele. Mit ungemeiner Kenntniß und Scharfsinn ist die fruchtbare, schon von Aristoteles geahnete, besonders aber von manchen Physiologen des vorletzten Jahrhunderts urgirte, Idee von der Analogie der vulgo so genannten vollkommeneren

Thiere und ihrer Organe im frühen unreifen Zustande mit dem lebenslang bleibenden bey den sogenannten unvollkommenen zc. durch die drey in der Physiologie angenommenen Classen von Functionen, animales, vitales und naturales, und dann nach der Osteologia comparata durchgeführt.

An diesen Aufsatz schließt sich der folgende an: II. Ueber den Character der allmählichen Verbesserung der Organisation, oder den Unterschied zwischen den höhern und niedern Bildungen. So wenig der Rec. die gewöhnlichen Bilder von Stufenfolge oder Leiter nach der bloß äußern Form der Geschöpfe, in der Natur selbst hat begründet finden können, so hohen Werth hat er hingegen in mehreren seiner Schriften denselben zugestanden, wenn sie, wie hier geschehen, auf den innern Organismus gegründet ist, als von welchem dann die ganze Oeconomie der Thiere abhängt. Der Verf. geht von der Vergleichung des Knochenbaues zu den sämtlichen Classen der Functionen, denn hier werden auch die genitales mit abgehandelt, von welchen bey der Darstellung im vorigen Aufsatz keine Rede seyn konnte. Alles mit einer Fülle von belehrenden und nicht gemeinen Beyspielen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie belegt, die aber hier keinen Auszug gestatten.

III. Beytrag zur Anatomie des Ai (*Bradypus tridactylus*). Besonders interessant wegen der bisher noch nicht beschriebenen männlichen Genitalien dieser abenteuerlichen Creatur. Auch hier fand der Verf., wie Daubenton beym weiblichen Unau (*Br. didactylus*), eine quasi-cloaca, die sich dem Bau der gemeinschaftlichen Oeffnung für das Harn-, Generations- und Darm-System, wie sie bey den Reptilien und Vögeln Statt hat, allerdings nähert. Es fanden sich keine Samenbläschen, ja nicht ein-

Gestalt der innern Sexual-Organen zeigten auffallende Analogie mit den weiblichen Genitalien jener Thiere, namentlich auch in der Verbindung, worin beide mit den Nebennieren stehen. Auch die sonderbare, von Daubenton beschriebene, Windung der Luftröhre, so wie die von den Herren Wiedemann und Cuvier gefundenen 9 Halswirbel, sah der Verf. an seinem Exemplare vollkommen bestätigt.

IV. Bericht zur Anatomie des Saju (*Cercopithecus ap.lla*). Besonders über den dem menschlichen Baue sich nähernden Ursprung der aus dem Bogen der Aorta kommenden Schlagaderstämme, und über die Muskeln der hintern Extremitäten.

V. Bericht zur Anatomie des Crocodils. In einem ganz jungen, fußlangen, waren die Nieren aus zahlreichen kleinen Lobis zusammengesetzt, und der Rest des Dotters saß ungefähr in der Mitte des dünnen Darms an, und hing mit ihm durch eine äußerst kleine Oeffnung zusammen.

VI. Ueber eine eigenthümliche Bildung des Brustbeins eines reifen Fötus, wobey auch das so genannte manubrium aus zwey neben einander liegenden Knochenfernen bestand.

Des zweyten Bandes zweytes Heft, 1812 205 Seiten, enthält: I. eine treffliche Abhandlung des jüngern Hrn. Dr. A. Meckel, über die Aehnlichkeit zwischen den Genitalien (besonders den weiblichen) und dem Darmcanale, die er 1810 als Inaugural-Dissertation herausgegeben, aber hier nicht bloß übersezt, sondern nochmahls überarbeitet hat. Eine musterhafte Anwendung der von dem ältern Bruder, Hrn. Professor M., in den beiden Aufsätzen des vorigen Heftes, und in dem nächstfolgenden dieses zweyten, so lehrreich aufgestellten comparativen Ansichten. Wenn auch hiermah! eine Vorsteherdrüse, und die ganze Lage und

manche Analogien etwas weit hergeholt scheinen möchten, so kann man ihnen doch das Scharfsinnige nicht abprechen. So z. B. S. 26: "Der Uterus aller Thiere scheint mir mit dem Magen die größte Analogie zu haben, sowohl in Rücksicht der Form, als der Structur und Function." S. 27: "Der Menschen-Uterus gleicht einem Magen mit zwey Cardien, den Mündungen der Trompeten, dessen Grund oder Blindfack alle verschiedene Formen, welche in der Thierreihe vorkommen, in ganz kurzer Zeit durchläuft, und endlich wegen der überwiegenden Größe des Blindfacks vielmehr einem Blinddarne gleich kommt, und dessen Analogon in den Genitalien darstellt." S. 30 u. f.; "Die Clitoris ist der Zunge, der penis der Nase analog" 2c.

II. Hr. Professor M. über die Analogie der thierischen Formen, ein reichhaltiges Gegenstück zu den gedachten beiden Aufsätzen im vorigen Hefte, worin er nun die Analogie der Organe selbst und der Gegenden, die sich an demselben Organismus der Wahrnehmung darbieten, mit einander vergleicht. Unter andern nahmentlich viel Interessantes sowohl über die Symmetrie in der Organisation der beiden Seitenhälften des menschlichen und thierischen Baues, als auch über mancherley Analogie zwischen der obern und untern, oder bey den Thieren vordern und hintern Hälfte, und selbst zwischen der Rücken- und Bauchseite des Körpers, und den beiderley Extremitäten; und das in den vielartigsten Geschöpfen aus allen Classen und an den verschiedenartigsten Organen derselben. Eben so auch über manche Analogie, wornach sich die beiderley Geschlechtstheile gewisser Maßen mit einander vergleichen lassen.

S. 184 oben wird es statt läugnet, heißen müssen: behauptet.

Paris.

Bei dem Verfasser, gedruckt bey Didot, dem Ältern: Législation des douanes de l'Empire françois, d'après les seules dispositions en vigueur, rangées dans un ordre méthodique; avec des explications puisées dans les motifs des lois; dans les décisions ministérielles, dans les circulaires administratives et sur-tout dans les arrêts de la cour de cassation, Par *Dujardin-Sailly*. Seconde édition. Juillet 1812. S. VIII und 296 in Quart. (Erste Lieferung.)

Gewiß müssen wir es dem Verf. lebhaft Dank wissen, daß er über einen der wichtigsten Zweige des Französischen Finanzwesens uns mit einem vollständigen Lehrbuche beschenkt hat, dessen Genauigkeit und Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig läßt. Es ist vorliegendes Werk die zweyte Ausgabe des im J. 1810 vollendeten Code des douanes desselben Verfassers, verbessert und verändert nach den Modificationen, welche unterdeß die Verfassung des Zollwesens theils durch die Errichtung des Ministeriums des Handels und der Manufacturen, theils durch die neuesten Gesetze über den Englischen und den Colonialhandel, theils durch sonstige Verfügungen, erlitten hatte, so daß dieses Werk mit dem gleichfalls im vorigen Jahre zum siebenten Male neu aufgelegten und in diesen Blättern (oben S. 47) angezeigten Tarif chronologique des douanes de l'Emp. franç. und dem in einer unbestimmten Anzahl von Stücken erscheinenden Bulletin des Douanes desselben Verfassers (welches letztere Werk dazu bestimmt ist, als Supplement der beiden andern zu dienen) ein vollständiges Ganzes über alle die Gesetzgebung des Zollwesens in Frankreich betreffende Gegenstände ausmacht. Der Verf. hat sich

Durch gegenwärtige Arbeit ein desto größeres Verdienst erworben, da sie nicht nach der sonst gewöhnlichen Art der Franzöf. Codes nur eine magere Sammlung der über den Gegenstand vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, oft nicht einmahl mit Bemerkung derjenigen, welche annoch practisch sind oder nicht, enthält, sondern vielmehr die Materien nach einer systematischen, und zwar einer sehr einfachen und deutlichen, Ordnung abgehandelt sind. Die vornehmsten gesetzlichen Bestimmungen sind unter jeder Rubrik in einzelnen, mit fortlaufenden Nummern bezeichneten und mit größerer Schrift gedruckten Sätzen enthalten; die nöthigen Erläuterungen, ministeriellen Entscheidungen, Instructionen und Circulare der General-Direction sind unmittelbar unter jede Rubrik gesetzt, wodurch zwar die Uebersicht etwas erschwert, die practische Brauchbarkeit des Buchs aber wohl noch vermehrt seyn dürfte. Was den Inhalt des Werks betrifft, so enthält die vorliegende erste Lieferung, nach einigen vorläufigen allgemeinen Bestimmungen, im ersten, zweyten und einem Theile des dritten Buchs folgende Materien; **Erstes Buch. Organisation der Douanen. Titel 1. Von dem Dienste der Douanen, und zwar Kap. 1. von den verschiedenen Aemtern, — Bezeichnung derselben, Bedingungen der Zulässigkeit und der Beförderungen und Uniformen. Kap. 2. Von den besondern Functionen und Attributionen der einzelnen Aemter, und zwar von der General-Administration, nämlich dem General-Director, den Administratoren und dem General-Secretär; von den administrativen Bureaux, sowohl den Douanen-Bureau des Handels-Ministeriums, als auch der General- und der besondern Directionen; von den Aemtern auf den Grenzen, nämlich den General-Inspectoren, den Directoren, den Inspectoren und**

Unter-Inspectoren; von den Erhebungs-Bureauz, den Principal- und besondern Receveurs, den Controleurs aux visites, dem Principal-Commis der Schifffahrt, den Controleurs bey den Niederlagen, den Verificateurs, den Receveurs aux déclarations, den Commis aux expéditions und den Ouvriers des Douanes; endlich noch von dem activen Dienste, nämlich den Brigaden und der Marine der Douanen. Kap. 3. Von der gemeinschaftlichen Verpflichtung aller Aemter. Kap. 4. Von der Geschäftsführung der verschiedenen Beamten. Kap. 5. Von dem Rechnungswesen. Kap. 6. Von den Vorrechten u. Privilegien der Douane-Bedienten. Kap. 7. Von den Belohnungen bey den verschiedenen Aemtern der Douanen. Tit. 2. Von der Anlage der Douanen. Kap. 1. Von den Douanen-Bureauz, ihrer Anlage, Aufhebung und Polizen. Kap. 2. Von dem Territorium der Douanen. Zweytes Buch. Von den allgemeinen Regeln in Bezug auf die verschiedenen Waren. Tit. 1. Von den verbotenen Waren, und zwar Kap. 1. von den gänzlich verbotenen, und Kap. 2. von denen, welche wegen Nichtbeachtung der Gesetze über die Blokade verboten sind. Tit. 2. Von den erlaubten Waren. Kap. 1. Von den nöthigen Formalitäten bey der Ein- und Ausfuhr dieser Waren, und zwar von den besondern Formalitäten bey den Landgrenzen und den Seegrenzen, und von den persönlichen Verpflichtungen der Capitäns der kaiserl. Marine, der Post-Courriers und der Conducteurs der Diligenzen in Bezug auf die Douanen-Formalitäten. Kap. 2. Von den summarischen, und Kap. 3. von den detaillirten Declarationen dieser Waren. Kap. 4. Von den Zollgebühren. Tit. 3. Von der Circulation der Waren in dem Kreise der Douanen. Kap. 1. Circulation in dem Kreise der Seegrenzen. Kap. 2.

Circulation in dem Kreise der Landgrenzen. Kap. 3. Besondere Bestimmungen über die Circulation auf gewissen Grenzen, nämlich am Rhein und am Var. Tit. 4. Von der Verwendung der von den Douanen acquirirten Waren. Drittes Buch. Von den Ausnahmen von der allgemeinen Douanen-Ordnung. Tit. 1. Von den Waren, welche ein besonderes Régime haben. Kap. 1. Waffen und Kriegs-Munition. Kap. 2. Butter. Kap. 3. Getränke. Kap. 4. Spielarten. Kap. 5. Continental-Baumwolle. Kap. 6. Lumpen. Kap. 7. Korn, Mehl und Gemüse. Kap. 8. Hopfen. Kap. 9. Briefe und Zeitschriften. Kap. 10. Bücher. Kap. 11. Waren, die nach den Franzöf. Colonien ausgeführt werden. Kap. 12. Präparirte Güter. Kap. 13. Geborgene Waren. Kap. 14. Metalle. Kap. 15. Geld und Gold- u. Silberarbeiten. Kap. 16. Feuersteine. Kap. 17. Maß u. Gewicht. Kap. 18. Pulver und Salpeter. Kap. 19. Colonial-Waren. Kap. 20. Fremdes Salz. Kap. 21. Einheimisches Salz. Kap. 22. Seide u. Cocons. Kap. 23. Aschensalz aus den Glenauts-Inseln. Kap. 24. Tabak. Kap. 25. Lohe. Kap. 26. Lebensmittel und Provisionen für die Schiffe. — Die zweite Lieferung, welche das ganze Werk in kurzem schließen wird, soll enthalten: Das Ende des dritten Buchs von den Franzöf. Besitzungen, in welchen in Bezug auf die Douanen besondere Gesetze gelten, und von dem Handel mit Lizenzen; das vierte Buch von den Begünstigungen des Handels, mit Bestimmungen über den Küsten- und Transitohandel, die Niederlagen, die Wiedereinfuhr u. die Wiederausfuhr, die Handelsverträge u. s. w.; das fünfte Buch von dem Verfahren, den Strafen und den Uebereinkünften, und endlich das sechste Buch von der Schifffahrt.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1813.

Paris.

De l'étude des Hiéroglyphes. Fragmens. 2 Volumes in Octav. 1812. Mit der Inschrift: Multa renascentur. Chez Delaunay, Colnet et Treuttel et Wurz.

Dies aus fünf Fragmenten und eben so vielen Tomen bestehende Werk ist dazu bestimmt, die Kenntniß der Hieroglyphen oder der heil. Schriftsprache der alten Ägypter weiter zu fördern, als bisher geschehen ist. Eine Unternehmung, welche, gut ausgeführt, sehr dankenswerth ist, und selbst, wenn die Ausführung auch noch Manches zu wünschen übrig lassen sollte, zu weitem Forschungen veranlassen wird, und doch immer mit Achtung aufgenommen zu werden verdient. Der uns unbekante Verfasser, in dem wir einen gelehrten Schweden erkannt zu haben meinen, hat sich schon einmahl auf diesem Felde versucht, und Briefe über die Hieroglyphen geschrieben, auf welche er sich oft beruft, verschieden vort der Lettre sur les Hieroglyphes, die St. 162 des J. 1803 dieser Gel. Anz. recensirt ist. Da hier nur Bruchstücke aus einem größern Werke geliefert wer-

N

den, so konnte oder sollte manche hieher gehörige Frage hier keine Erledigung finden, z. B. die über die gemeine, unter den Aegyptern übliche, Schrift, wo über unser Hr. Prof. Tychsen in der Bibliothek der alten Litteratur u. Kunst St. V. einen so lehrreichen Aufsatz geliefert hat. Im ersten Fragmente oder Tome, *Symboles des peuples* überschrieben, geht der Verf. alle Völker durch, von denen uns etwas hieher Gehöriges bekannt ist, und zeigt, daß sie Symbole, Sinnbilder, hatten oder haben, und worin sie bestehen. Dieser mit großer Belesenheit und weitläufig geführte Beweis hätte sehr abgekürzt werden sollen, da die Sache unbezweifelt und als feste Wahrheit angenommen ist. Indes sind die mit ungemeinem Fleiße zusammengebrachten Sammlungen an sich nicht zu verachten. Symbole sind die Materialien oder Elemente der Hieroglyphen oder Bilderschrift bey den Völkern aller Welttheile, und Phantasie, Armuth der Sprache und Bedürfnis haben sie überall hervorgebracht. Eine philosophische Entwicklung dieser Sache findet man hier nicht, und wir halten uns dabey nicht auf, da in unsern Anzeigen über diesen wichtigen Gegenstand besonders von unserm verehrten Heyne mehr als einmahl sehr gründliche und befriedigende Erläuterungen mitgetheilt worden sind. Der Verf. behauptet mit mehreren Schriftstellern die Abstammung der Aegyptier von den Aethiopiern, welche, wie die übrigen Africaner, nach des Verf. Dafürhalten, noch jetzt in allen Stücken ihren Vorfahren gleichen. Von ihnen stammen also auch ursprünglich die Aegypt. Symbole und Hieroglyphen ab, wozu allein die Aethiopier die einfachen und uranfänglichen Stoffe aufbewahren. Man findet noch bey ihnen die Sitten und Denkungsarten der alten Aegyptier: selbst die Sprache kommt noch oft überein, und die sechs symbol. Schlüssel des Da-

Dasens, der ersten Principien, der Handlungen und Beziehungen, welche Diodor in der Schlange, im Sperber, im Crocodil, im Auge und in den zwey Händen bemerklich macht, finden sich noch bey den Aethiopiern. Beide Völker haben dieselbe Art zu sympathisiren, gemein, 3. B. khent, der Speer, an sich und in seinen Ableitungen, bezeichnet, wie das Aegyptische pschent (welches mit dem Aegypt. Präfix daselbe Wort ist, und auch im Griech. Texte der Inschrift von Rosette sich findet), Lanze, Degen, Dolch, das Eisen, woraus sie gemacht sind, alle, die sie an sich tragen, und die Ausdrücke der Dinge, die damit in Verbindung stehen, als richten, verdammen, strafen, regieren, Tribunal, Territorium u. s. w. Eben so ausgebehnt, aber auch schwankend u. willkürlich, setzen wir hinzu, ist die Hieroglyphe Schlange, Sperber, Crocodil, welche in hieroglyphischen Resten oft genug vorkommen, und den Deutern und Schwärmern bekanntlich sehr vielen Stoff dargeboten haben, ihre Kunst zu üben. Das zweyte Fragment ist überschrieben: *Symbolus aegyptius elementares*. Der Verf. setzt fest: man muß die Hieroglyphen in den Gräbern, Mumien und tragbaren Denkmählern suchen, wo die talismanischen Zeichen der Gottheit, welche auf Amuletten und geschnittenen Steinen als Abwendungsmittel alles Uebels, folglich als phylacteria und tephilim, betrachtet wurden, zunächst und vorzüglich erscheinen, und ins Auge gefaßt werden müssen. Diese Zeichen der Gottheit auf den Amuletten zeigen sich in der Gestalt von Thieren, Pflanzen, in den Sammlungen bey Montfaucon, Caylus, Raspe, Denon u. A. und drücken die Nahmen der Götter, den starcken, weisen, aus. Von den einfachen Characteren, die stufenweise combinirt sind, geht der Verf. zu den größern Compositionen fort, und findet überall auf den von ihm

angeführten Denkmählern dieser Art, die in den genannten Sammlungen anzutreffen sind, Beziehungen auf die Gottheit, aus alten und spätern Zeiten durch einander, zufrieden, seine Deutungen zu finden und anzubringen. Das dritte Fragment ist überschrieben: *Hieroglyphis des monumens mixtes*. Die Sammlungen von Caylus, Kircher u. A. bieten viele kleine tragbare Kunstwerke dar, mit den göttlichen Nahmen, unter ihrer ersten künstlichen Gestalt, die von lebenden Idolen, von allen angebeteten Gegenständen, nachgeahmt sind. Diese erhaben gearbeiteten Copien tragen die neuen Nahmen, und den Willen der Götter, die Principien der religiösen und moralischen Weisheit. Sie dienen statt der Buchstaben auf den geschnittenen Steinen. Auch die Griechen erkannten, sagt der Verf., in jedem Aegypt. Bilde, genannt Buchstabe, eine ganze Wissenschaft und eine Lehre (nach Plotinus), und betrachteten geheiligte Buchstaben und Ideen, ihre eignen Idole und Statuen der Götter, sowohl die tragbaren, als die colossalischen, gleichsam als göttliche Nahmen. Denn die Größe und Kleinheit der Buchstaben macht hier nichts aus. Eine Menge Beyspiele aus Caylus, Kasse u. A. werden hier wieder angeführt und gedeutet, oft gezwungen genug. Da er gemischte Denkmähler anführen wollte, so ist zwar dagegen nichts zu erinnern, daß er nicht stets die Ordnung beobachtet; gleichwohl vermißt man nicht selten Critik und den unbefangenen Blick, der nicht mit vorgefaßten Ansichten, nach denen sich die ganze Deutung modeln muß, hinzutritt. Eine Abbildung S. 39 zeigt z. B. eine schöne nackte Frau, welche einem Satyr, dessen Absichten ziemlich deutlich sind, einen Fußtritt in den Hintern gibt. Stücke dieser Art sind bekanntlich nicht selten, und offenbar von Griechischen Künstlern in burlesker Hinsicht gedacht

und ausgeführt. Unser Verf. findet überall Symbole und Hieroglyphen, folglich allegorisiert er auch hier. Er entdeckt hier also die anschaulich gemachte Ermahnung für die Seele, die Lüste des Fleisches und der Wollust zu vermeiden, gegen welche die alten Weisen Griechenlands und Roms ihre Stimme mit denen der Priester Indiens und Aegyptens vereinigt haben. Eben daselbst wird auf eine Abbildung aufmerksam gemacht, die ein nacktes Kind, mit Flügeln am Kopfe und an den Schultern, darstellt, welches eine Hand aufhebt, und die andere auf eine Schildkröte legt, durch welche Phidias das Zurückziehen in das Innerste der Häuser darstellte. Nach dem Verf. ist hier das Bild und die Vorschrift zur Andacht im Gebete zu finden. Dergleichen Deutungen finden sich viele, woben die echte Critik mancherley zu erinnern hat.

Das vierte Fragment, *Hieroglyphes des grands monumens* überschrieben, führt den Leser aus den Gräbern zu den Denkmählern, die über der Erde stehen, also zu den Sphinxen, Pyramiden, Obelisken, Tempeln, Minen von Theben u. s. w. Sehr ausführlich! Daß hier manche gute, wenn gleich nicht neue, Gedanken vorkommen, aber auch manche Phantasien, denen man schwerlich Geschmack abgewinnen wird, muß schon aus dem Obigen einleuchtend geworden seyn. Man vergleiche nur, was der Verf. von den Sphinxen, die er nicht gehörig unterscheidet, von den Pyramiden u. s. w. bringt, und überall Symbole antrifft, die sich auf Gottheit, Religion, beziehen. Endlich das fünfte Fragment hat die Ueberschrift: *Langue symbolique*. Der Verf. nimmt mit Saichuniathon oder seinem Uebersetzer Philo an, daß der Aegyptische Gesetzgeber — welcher? erhellet nicht sofort, es soll aber Hermes seyn — diese Schrift und Sprache

eingeführt, und damit den Himmel nachgeahmt habe. Es sey Cosmogonie oder Theogonie, die ältesten Denkmähler der Litteratur der Völker gewesen. Dem Verf. ist es gewiß, daß die Schlüssel der Aegypt. Hieroglyphen, als Symbole von sichtbaren Objecten entlehnt, um auf gut Chinesisch die Encyclopädie von Gott, vom Menschen u. vom Weltall auszudrücken, sich ganz natürlich auf die geheiligte und so wichtige Fabel von der Weltseele, von den Göttern der zweiten Ordnung und von dem Menschen bezogen haben, indem sie einige hermetische Schriften, als den Lehren der Isis u. des Orus über die Erziehung, das häusliche Glück u. s. w. zur Einkleidung oder zur Hülle gedient hätten. Diese hermetischen Schriften stammen von den Göttern ab u. dgl. Der Beweis dieser Sätze, denen der historische, und nicht selten der logische Grund fehlt, wird sehr gläubig aus verdächtigen Quellen geschöpft, aus dem anonymen Scholiasten zu Prolemäus Tetrabiblon, aus Jamblichus und aus den hermetischen Fragmenten, davon Proclus, Plotinus, Horapollon, Clemens von Alexandria, Cardanus, Picus von Mirandola, Synesius, Læzes u. A. ohne Unterschied zu Hülfe gerufen werden. Horapollon muß, meint der Verf., als Hauptquelle dienen, welcher, verglichen mit der Chineser Bilderschrift, die erforderlichen Schlüssel ohne große Schwierigkeit darbietet. Insonderheit bauet er viel auf die Bilderschrift der Chinesen, und es ist in der That auffallend, wie nahe die Aegyptische u. Chinesische Bilderschrift zusammentreffen, und oft identisch sind. Die Beweise der Identität der Chinesischen u. Aegypt. Schlüssel sind zahlreich, und zeigen wenigstens das Uebereinstimmende im Auffassen der Bilder oder Symbole zur Bezeichnung der Gedanken, welches der menschl. Natur eigen ist. Da aber die Localität, also das Klima, der Boden, in Aegypten der Nil, die dem-

selben eignen Thiere u. dgl. nicht ohne Einfluß waren, so verliert der Gedanke an Aehnlichkeit, Uebereinstimmung u. dgl. viel von seinem anscheinenden Gewichte. Gleichwohl verdient die Idee Aufmerksamkeit, und der Vf. sehr vielen Dank, beide Schriftarten zusammengestellt u. verglichen zu haben. Dieß hat er mit sehr vielem Fleiße u. ungemeiner Belesenheit gethan. Er hat viele Umsicht, große Bekanntschaft mit den Vorarbeiten in diesem Fache, sogar mit Deutschen Schriftstellern, wenn gleich nicht mit den classischen, selbst oft großen Scharfsinn u. viele Phantasie, an den Tag gelegt. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß man echte Critik, Alterthumskunde u. geschärfte, unbefangene Urtheilskraft nicht selten vermisse, und daß die Klarheit der Darstellung seinem Vortrage abgehe: Eigenschaften, welche auf diesem an sich so dunkeln und durch die vielfache Bearbeitung noch dunkler gewordenen Felde von dem Bearbeiter desselben, wenn er reife Früchte gewinnen will, vorzüglich erwartet werden. Daß überall der Leser auf die kostbaren oder seltenen Sammlungen des Canus u. A. verwiesen, u. gar kein Kupfer beigebracht wird, schadet der Klarheit und dem Zwecke des Vf. nicht wenig, wie er selbst zu bemerken nicht ermangelt. Noch mehr ist die Weitläufigkeit dem Vf. bey seinen Lesern hinderlich, die sich durch die vier ersten Fragmente mühsam hindurch arbeiten müssen, um Resultate zu erlangen, welche ihnen, die schwerlich ungelehrt seyn dürfen, nicht fremd seyn können. Dazu kommt Manches, was den gebildeten Leser gleich anfangs argwöhnisch machen muß. Wir rechnen dahin die nicht selten gezwungenen u. verkehrten Deutungen von Denkmählern, die vorgefaßten Meinungen, die zu hohe Idee von der Weisheit der Erfinder dieser Symbole u. der Bilderschrift, eine Idee, die mit dem, was wir vom Entstehen u. Fortschreiten der menschl. Cultur und Aufklärung historisch oder sicher u. muth-

maßend wissen, im Widerspruche steht, das Prun-
ken mit Citaten, die nicht selbsterworbenes Gut sind,
und oft den Sucher täuschen, dann die lächerlichen
Etymologien, daß *arw*, Erbe im Schwedischen (und
den verwandten Sprachen) vom Aethiopischen abstam-
me, parceque les fleches étoient le seul héritage en
estime parmi les anciens et belliqueux habitans, daß
les termes von *ἔρως* mit dem Aegyptischen Praefixo
t, je suis herkomme, u. s. w. Das sieht man klar, der
Verf. wußte nicht recht, wie man ein Buch machen müs-
se, und daß ein kleiner Band mit den durchaus nöthi-
gen Kupfertafeln seinem Zwecke viel angemessener ge-
wesen seyn würde. Der Verf. spricht indessen selbst
bescheiden von seinem Unternehmen, und will hier die
Beweise seiner in den Lettres sur les Hiéroglyphes
und über die Inschrift von Rosette aufgestellten Muth-
maßungen aus seinem größern Werke geben, und seine
Resultate nicht untergehen lassen, zumahl er die Hoff-
nung habe, den Grund zu einer Wissenschaft zu legen,
deren Gebäude sich gewiß bald erheben werde. Er
nennt sich, oder vergleicht sich mit einem Voyageur
non lettré. Wir wünschen, daß der eifrigste Vf.,
wenn er in diesem Felde noch weiter arbeiten will, seine
Untersuchungen mit weniger Vertrauen zu der hohen
Weisheit der Aegyptier und zu den Neuplatonikern
fortsetzen möge, daß er nie vergesse, wie sehr arm an
Ideen jede Symbolik sey, die sich durch sinnliche Bil-
der ausdrücke, und daß diese Ideen nur die gemeinsten
waren, daß er auf den Unterschied der Zeiten aufmerk-
samer sey, die Begriffe von Aehnlichkeit und Identität
nicht verwechsle, und sich, so viel möglich, der vorge-
faßten Meinungen, wornach sich alles fügen muß, ent-
halte. Nirgends ist Vorsicht und Critik unentbehrli-
cher, als bey diesem viel besprochenen Gegenstande.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 23. Januar 1813.

Paris.

Voyage pittoresque et historique de l'Espagne par *Alexandre de la Borde* et une Société de gens de lettres et d'artistes de Madrid etc. etc. *Tome premier* — de l'imprimerie de Pierre Didot, l'ainé, avec des caractères de Bodoni. gr. Folio (s. diese Anzeigen vom J. 1807 St. 156 S. 1553 und vom J. 1809 St. 100 S. 985).

Wir sind nun im Stande, unsere Leser zu benachrichtigen, daß wir den Schluß des ersten und zweiten Theils des ersten Bandes dieses Prachtwerkes erhalten haben, wodurch er als vollendet angesehen werden kann, indem auch das vor den Titel gehörende Bildniß des Friedensfürsten, gemahlt von *Stevetti*, und gestochen von *Josseux*, zugleich mit ausgegeben worden ist. — Pl. 81. Grundriß der Salzwerke zu *Carbona*. Aus dem erläuternden Texte (S. 52) sieht man, daß sie bereits im J. 1103 bearbeitet wurden. Pl. 82. Ein altes Grabmahl in der Nähe von *Manresa*, dort unter dem Nahmen des Thurms von *Breny* bekannt.

D

Es hat die Gestalt eines großen Postaments, mit einem schön verzierten Fries. Pl. 83. Architectonische Details dieses Monuments. Im Texte (S. 53) folgen historische Nachrichten von der Stadt Manresa, wo der heil. Ignatius von Loyola von der Welt sich zurückzog, und seine berühmten Exercitien verfaßte. Man zeigt noch die Grotte, in welcher er sie niederschrieb. Pl. 84. Allgemeine Ansicht der Stadt Manresa. S. 54 Nachrichten von der Stadt Girona, und den verschiedenen Kriegen, in denen sie verwickelt war. Pl. 85. Ansicht der Stadt Girona. Pl. 86. Arabische Bäder zu Girona. Dieß zierliche Gebäude befand sich in dem Kloster der Capuzinerinnen zu Girona. Sein Grundriß ist ein regelmäßiges Quadrat, in dessen Mitte auf einem achteckigen, zum Anlehnen bequemen, Säulenstuhle acht Säulen sich erheben, die mit geschmackvollen Capitälern verziert sind, und eine achteckige Attica nebst acht kurzen Säulen tragen, auf denen eine leicht gewölbte Kuppel ruhet, durch welche das Licht dringt. Die eigenthümliche Gestalt der Arabischen Bogen läßt sich ohne Ansicht der Zeichnung nicht beschreiben. Sie bilden einen halben Cirkel, der sich jedoch nach dem untern Theile zu früh zu schließen scheint, und haben also mit der Form der Hufeisen eine gewisse Aehnlichkeit. Pl. 87. Architectonische Ansichten dieses Bades, nebst den acht Capitälern, die alle unter sich verschieden, aber sehr zierlich und geschmackvoll sind. Pl. 88. Bruchstücke von alten unedirten Inschriften in Catalonien, unter denen man auch einige Hebräische und Arabische findet, sämmtlich aber ohne großes Interesse. S. 61 Nachrichten von mehreren Städten Cataloniens, von denen keine Ansichten geliefert werden. Unter diesen wird

auch die Stadt Emporias genannt, von welcher der Verf. sagt: Il n'est peut-être pas de ville ancienne à la quelle on puisse mieux, qu'à la célèbre Emporias appliquer le *jam seges est ubi Troja fuit*. — Von der Festung Figueras, welche, nach dem Urtheile des Verf., alle Festungen, die er in Frankreich und Deutschland gesehen hat, an Stärke übertrifft. Von ihren letzten Schicksalen bemerkt er Folgendes: Des circonstances particulières, et que nous ne devons point pénétrer, ont fait rendre cette place dans la dernière guerre, la valeur Espagnole n'a pas eu à en rougir. . . . Von S. 66-72 allgemeine Bemerkungen über Catalonien. Was der Verf. von dem Catalonischen Dialect sagt, wird die Sprachforscher interessiren. Den Beschluß dieses Theils macht eine Inhaltsanzeige.

Voyage pittoresque etc. Tome premier. *Seconde partie*. 1811. — S. 73-76 Geschichte und Beschreibung des Königreichs Valenica. Pl. 89. Ansicht der Stadt Valencia von der Seite des Dorfes Vuriaso. Pl. 90. Ansicht des Thores Serranos der Stadt Valencia. Es besteht aus zwey achteckigen Thürmen, die, im Verhältniß gegen die Stadtmauern, eine ungewöhnliche Höhe haben. Pl. 91. Ansicht von Valencia, genommen auf dem Wege von Alameda. Pl. 92. Ebenfalls eine Ansicht von Valencia, auf dem Wege, der zum Grao führt. Beide Ansichten geben uns einen deutlichen Begriff von der reizenden Lage dieser Stadt. Pl. 93. Ansicht von Alameda, einem Spaziergange vor Valencia, der mit den mannigfaltigsten Bäumen, mit Ulmen, Eypressen, Platanen, Lorbern, Orangen, Granaten, Pinien und vielen andern Americanischen Bäumen bepflanzt ist. Pl.

94. Ansicht eines Klosters bey Alameda. Pl. 95. Der Marktplatz zu Valencia. Mehrere Häuser in der Nähe haben mehr als acht Stockwerke, die den Umfang und die Bevölkerung dieser ehemahls blühenden Stadt beweisen. Pl. 96. 97. Grundriß und innere Ansicht der Börse zu Valencia. Es ist ein 120 Fuß langer, 80 Fuß breiter und 60 Fuß hoher Saal, der, in drey Umgänge getheilt, auf 8 Säulen ruhet, die einzeln stehen, und auf 16, die in die Mauern gesetzt sind. Die Basen der Säulen haben acht Ecken, und aus jeder entspringt ein Keifen (nervure), der die Säule in einer Spirallinie, wie der Epheu einen Baum, umschlingt. Dieses unter Ferdinand dem Katholischen errichtete Gebäude nähert sich, was den Styl betrifft, theils der so genannten Gothischen, theils der Arabischen Architectur. Pl. 98. Ein Arabisches Bad zu Valencia. Da der Verf. mehrere Arabische Bäder gesehen hat, so ist ihm die Bemerkung nicht entgangen, daß sie aus zwey Theilen bestehen, von denen der eine ein Vestibul, der andere das eigentliche Bad bildet. Dieser empfängt gemeinlich sein Licht durch einige in dem Gewölbe angebrachte Oeffnungen. Pl. 99. Bruchstücke antiker Statuen zu Valencia, ohne sonderlichen Werth. — S. 79 Beschreibung des Königreichs Valencia. — Nachrichten von Murviedro, dem alten Sagunt. Beschreibung des Theaters daselbst; woben der Verf. vorzüglich den Vitruv zum Grund legte, um dem Leser einen deutlichen Begriff von der Construction dieses Gebäudes zu geben — bis S. 85. — Pl. 100. Allgemeine Ansicht von Sagunt. Pl. 101. Allgemeiner Grundriß der Stadt Murviedro und des alten Sagunt. Pl. 102. Allgemeine Ansicht des Theaters zu Sagunt. Das Orchester ist heut

zu Tage mit einigen armseligen Hütten angefüllt. Pl. 103. Grundriß und Durchschnitt des Theaters. Pl. 104. Noch eine Ansicht des Theaters und der Citadelle zu Sagunt. Pl. 105. Grundriß des Platzes des Echo, und Ansicht zweyer Tempel auf demselben. Pl. 106. Grundriß des Circus zu Sagunt, nebst einigen alten Bruchstücken. Der Verfasser beschreibt bey dieser Gelegenheit die Construction des Circus. Unter den Alterthümern verdient ein sehr geschmackvolles und reich verziertes Ionisches Capital unsere Aufmerksamkeit. S. 89 führt der Verfasser einige Stellen des Martial an, worin von einer Vasen-Fabrik, die zu den Zeiten der Römer zu Sagunt war, die Rede ist. „Les fabriques de ces vases remontent aux siècles les plus reculés; plusieurs sont marqués d’inscriptions Celtiberiennes, et de basreliefs semblables à ceux des médailles inconnues. La plupart nous ont conservé les noms de familles Romains de Sagonte” etc. . . . “On en trouve de quatre couleurs différentes, rouge, cendrée, jaune tachetée, et blanchâtre de la couleur de la terre même.” Ambrosio de Morales und Flores haben ebenfalls von diesen merkwürdigen alten Vasen gehandelt, deren der Prinz Pio eine große Sammlung besitzt. Pl. 107. Ansicht von Almenara. Eine reizende Landschaft, in deren Ferne auf einem Gebirge die Trümmer eines alten Schlosses und eines Tempels der Venus liegen. Pl. 108. Grundriß des Sees bey Almenara. Pl. 109. Einige architectonische Fragmente. Pl. 110. Ansicht eines Triumphbogens und der Stadt Cabanes. Der Triumphbogen ist unstreitig ein Werk der Römer, aber gar nicht verziert. Un-

ter den Einwohnern herrscht die grundlose Sage, daß er zu Ehren des Pompejus errichtet worden sey. Außer einer perspectivischen Ansicht hat der Verfasser auch die Maße nebst einer geometrischen Elevation mitgetheilt. Pl. 111. Ansicht von Villafanes, in einer heitern Landschaft. Pl. 112. Ansicht von Chulilla, umgeben von Bergen und schroffen Felsen. Pl. 113. Eine sehr mahlerische Ansicht des Wasserfalles zu Chulilla. Die Gewässer des Rio grande haben eine tiefs Felsenbette ausgehöhlt, und endlich die Felsenmassen durchbrochen, um einen Abfluß zu finden. Pl. 114. Zwen verschiedene Ansichten der Wasserleitung zu Chelwes, ein prächtig Werk der Römischen Architectur. Pl. 115. Noch eine mahlerische Ansicht dieser Wasserleitung, von der man Pl. 116. und 117. auch den geometrischen Grundriß findet. Pl. 118. Das Nymphäum zu Lyria. Es ist eine mit Römischem Mauerwerk umgebene Quelle. Pl. 119. Grundriß des Nymphäums, und einige alte Bruchstücke. Pl. 120. Ansicht der Karthause Porta Coeli, von der Seite der Wasserleitung. Diese berühmte Karthause liegt in der Mitte einer reizenden Landschaft. Pl. 121. Eine andere Ansicht dieser Karthause, mitten im Walde aufgenommen. Man kann diese Landschaft den entzückendsten Blättern von Claude Lorrain an die Seite setzen. Einsamkeit und Ruhe umgeben den heiligen Ort. — S. 93 Nachrichten von der Stadt San Felipe und ihren Schicksalen, sowohl in alten, als auch in neuen Zeiten. Pl. 122. Allgemeine Ansicht von San Felipe. Pl. 123. Ansicht des Thores der Festung Xativa, und eines Theils der Stadt San Felipe. Die Festung ist ein Werk der Araber, und liegt

auf einem Felsen. Pl. 124. Details einer Arabischen Moschee zu San Felipe. Was noch übrig ist, besteht in zwey Nischen über dem Eingang einer Thüre, zum Theil zerstört, und aus einigen Arabischen, von Zierathen umschlungenen, Inschriften, die aber durch die Länge der Zeit ganz unleserlich geworden sind. Pl. 125. Ansicht von Montesa. Pl. 126. und 127. Zwey Ansichten eines alten Grabmahls zu Dayemus, geschmückt mit Korinthischen Pilastern und einer Inschrift: *Beblae Quietae ex testamento suo*. Pl. 128. Architectonische Details und Aufsicht dieses Monuments, das im reinsten Styl aufgeführt ist. Die Säulen haben Ninnen, und ihre Capitäle sind schön verziert. Pl. 129. Ansicht des Vorgebirges San Antonio. Wenn man der Seeküste zwey Meilen von Denia folgt, so findet man mehrere Höhlen, die sich durch ihren Umfang, ihre Höhe und Tiefe, vorzüglich aber durch ihre Stalactiten, auszeichnen. Der Verfasser möchte sie mit denen zu Staffa und Antiparos vergleichen, hätte er nicht mehrere Spuren des Meißels erblickt, woraus er den Schluß zieht, daß auch Menschenhände an ihrer Ausbildung gearbeitet haben. Sie dienten als Steinbrüche, welche die meisten Materialien zum Bau der in der Nähe liegenden Städte, namentlich von Denia, lieferten. Der Steinbruch San Antonio ist durch die Länge der Zeit der größte geworden. Pl. 130. Ansicht von Denia. Pl. 131. Grundriß von Denia. Pl. 132. Ansicht von Calp. Pl. 133. Ansicht des Bades der Königin. Der Verfasser meint, daß dieser Ort nicht sowohl zum Baden, als vielmehr zum Fischreich gedient habe. Vielleicht war es aber ein Fischfang, da dem Teiche das Wasser durch

einige kleine Canäle von dem nahe liegenden Meere zugeführt wurde. Pl. 134. Ein Grabmahl zu Villa Joyosa. Dieß Römische Monument heißt heut zu Tage Torre San Josef, und hat mit dem oben erwähnten zu Dapemus viel Aehnlichkeit. Pl. 135. Architectonische Details und Durchschnitt des Grabmahls. Pl. 136. Allgemeine Ansicht von Alicante. Pl. 138. Rhede zu Alicante. Pl. 138. Grundriß von Alicante. Pl. 139. u. 140. Zwey merkwürdige Gewächse, nämlich eine Aloe von ungewöhnlicher Höhe, und eine Palme mit sieben Nesten. S. 99 Nachrichten von der Stadt Elche. Pl. 141. Ansicht von Elche und seinem Palmehain. Pl. 142. Innere Ansicht einer Gaststube zu Valencia. Alle Reisende klagen sehr über die schlechten Wirthshäuser in Spanien, welche eigentlich Caravanserais sind, und wo man nichts findet, als was man mitbringt. Man sieht hier eine sehr gemischte Gesellschaft, in deren Gesichtszügen aber der echte Spanische Nationalcharacter treffend ausgedrückt ist. Pl. 143. Inschriften aus dem Königreich Valencia, unter denen einige wichtige sind. Im Text fängt von S. 101 die Beschreibung des Königreichs Valencia an, begleitet mit Nachrichten von seiner Bevölkerung, seinem Ackerbau, Handel, seinen Producten, wie auch von dem Zustand der Wissenschaften und Künste. Lesenswerth sind die Bemerkungen über den Valencianischen Dialect, dem der Verf. ein großes Lob ertheilt, und über ein Stück eines Sonets des Petrarca, das eigentlich eine Uebersetzung einer Ballade des Valencianischen Dichters Mossen Jordi ist, der ums Jahr 1270 blühte. Einem künftigen Geschichtschreiber der Spanischen Poesie, werden diese Bemerkungen sehr willkommen seyn.

Zum Beschluß noch einige Nachrichten von dem eigenthümlichen Character der Valencianer. Von S. 107 ff. folgt eine Beschreibung von Estremadura. S. 109 historische Notizen von der Stadt Badajoz und Merida. Pl. 144. Allgemeine Ansicht von Badajoz. Pl. 145. Allgemeine Ansicht von Merida, wo man noch eine große Menge Römischer Monumente bewundert. Pl. 146. Grundriß der Stadt Merida. Pl. 147. Ansicht einer Eremitenzelle und der Statue der heiligen Eulalia zu Merida. Pl. 148. Bruchstücke der Säule der heiligen Eulalia. Die Säule besteht aus drey antiken runden Altären, die über einander gesetzt und mit einem Corinthischen Capital verziert sind, auf dem die Statue der Heiligen sich befindet. Pl. 149. Basreliefs an einem Tempel des Mars zu Merida. Sie stellen Trophäen dar. Der Verf. wundert sich, einen Helm mit einem Visir zu finden, indem er diesen Zusatz für eine spätere Erfindung hält. Allein dergleichen Helme sind noch weit älter, und kommen auch auf Griechischen Vasengemälden vor. Pl. 150. Ansicht eines Theils einer Wasserleitung zu Merida. Sie hat ein imponirendes Ansehen, und gehört zu den prächtigsten Ueberbleibseln der Römischen Architectur. Pl. 151. Mahlerische Ansicht der großen Wasserleitung zu Merida. Es sind noch 37 Pilare vorhanden, von denen einige drey Bogen über einander tragen. Die Höhe, wo das Wasser lief, beträgt an mehreren Stellen 70 Fuß. Pl. 152. Ansicht der Brücke zu Albaregas. Sie ist ebenfalls ein Römisches Werk, und hat sich bis auf unsere Tage vortrefflich erhalten. In einer kleinen Entfernung erblickt man die Ruinen der Wasserleitung. Pl.

153. Erste Ansicht eines Tempels der Diana. So viel wir von diesem Tempel, der fast ganz in die Wohnung des Grafen de los Corbos eingeschlossen ist, sehen können, scheint er zu der Gattung zu gehören, die Vitruv Peripteros nennt. Es existiren noch 19 canellirte Säulen, die zur zusammen-gesetzten Ordnung, nach unserer Meinung aber, zur Korinthischen gehören. Der Verf. sagt selbst: ". . . autant que l'on en peut juger; car il paroît que les chapiteaux n'ont été qu'ebauchés. Die Säulen sind ungefähr 40 Fuß hoch, und das ganze Gebäude ist mit Granit aufgeführt, den man dort piedra Berroqueña nennt. Pl. 155. Zweyte Ansicht dieses Tempels. Pl. 56. Ansicht der Naumachia und des Theaters zu Merida. Beide Gebäude lagen ehemahls nicht weit von einander innerhalb der Stadt, befinden sich aber jetzt außerhalb derselben, und sind sehr verwüstet. Aus einer Inschrift ersieht man, daß das Theater zu den Zeiten des August errichtet worden ist. Pl. 157. Grundriß und Durchschnitt des Theaters zu Merida. Pl. 158. Grundriß der Naumachia und des Circus ebendasselbst. Die Naumachia hat die Gestalt einer Ellipse, und ist den Amphitheatern ähnlich. Was den Grundriß des Circus betrifft, so zweifelt Nec., daß die Carceres die Form hatten, in welcher sie hier dargestellt sind, weil alle Wagen in einer gleichen Entfernung von dem Ziel des Wettrennens entfernt seyn mußten. Pl. 159. Grundriß und Durchschnitt der Brücke zu Merida und des Tempels des Mars, von dem bereits oben (Pl. 149.) die Rede gewesen ist. Hier findet man schöne Details. Pl. 160. Ein Triumphbogen zu Merida, unter dem Nahmen *Arco de San Jago* bekannt, aber, wie seine Masse und sein grandio-

fer Styl beweisen, ein Monument der Römischen Herrlichkeit. Nach einigen Fragmenten zu urtheilen, muß er einst prächtig verziert gewesen seyn. Pl. 161. Details, und Durchschnitte des Bogen von San Jago, und der Tempel der Diana und des Jupiter zu Merida. Pl. 162. Bruchstücke von Bildsäulen und Capitälén zu Merida, sämtlich in einem reinen Styl gearbeitet. Pl. 163. Innere und äußere Ansicht einer Cisterne zu Merida. Es ist eine Arbeit der Araber, zusammengesetzt mit Bruchstücken und Materialien von ältern Gebäuden. Das Ganze hat ein befremdendes Ansehen. Der Eingang besteht ebenfalls aus zusammengehäuften antiken Fragmenten. Pl. 164. Ein Bad zu Alfange. Das Gebäude hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Pantheon zu Rom, und erhält, so wie dieses, das Licht durch eine Oeffnung in der Mitte der Kuppel. Pl. 165. Grundriß dieses Bades. Pl. 166. Ansicht von Alconeta, mit den Ruinen seiner Brücke. Pl. 167. Ruinen der Brücke, und Pl. 168. Details und Durchschnitt dieses Monuments. Pl. 169. Erste Ansicht der Brücke zu Alcantara. Dieser Ort ist in der Geschichte berühmt, für den Architecten aber noch wichtiger durch seine Brücke, die zu den stärksten und kühnsten Gebäuden der Römer gehört. Der Verf. theilt einige vortreffliche Bemerkungen über die Bogengewölbe mit, die einen vollkommenen Halbzirkel bilden, und den, in unsern Tagen gemachten Vorschlägen, ohne Widerrede vorzuziehen sind. Araber und Portugiesen haben oft einen Bogen dieser Brücken zertrümmert, ohne daß die übrigen die geringste Erschütterung gelitten hätten, was gewiß nicht mit unsern heutigen, so

beliebten flachen Bogen (*sur baiffés*) der Fall seyn würde. Pl. 170. Zweyte Ansicht der Brücke zu Alcantara. Diese Ansicht ist aus einem Gesichtspuncte gezeichnet, aus dem man einen deutlichen Begriff von der Construction und Dimension der Brücke erhalten kann. Pl. 171. Ansicht des Triumphbogens zu Alcantara. Er erhebt sich in der Mitte der eben erwähnten Brücke zu einer Höhe von 40 Fuß, hat keine Säulen und Zierathen, ist aber, wie man aus einer Inschrift ersieht, zu Ehren Trajans errichtet worden. Pl. 172. Geometrischer Grund- und Aufriß der Brücke und eines kleinen Tempels zu Alcantara. Es ist nur ein kleines Bethaus, errichtet von dem Baumeister der Brücke, mit denselben Materialien, nämlich mit dem von den Einwohnern genannten *pedra Berroqu-ña*, und gegenwärtig in eine Capelle verwandelt. Pl. 174. Ansicht des Marktplatzes zu Cazeres. Hier erblickt man eine colossale Statue aus weißem Marmor, mit einem Fruchthorn in der Linken, die der Verfasser für einen Genius des August, Recensent aber für eine Abundantia, halten möchte. Pl. 175. 176. Zwen Ansichten der Stadt Coria. Pl. 177. Mahlerische Ansicht des Triumphbogens zu Caparra. Pl. 178. Grundriß und Aufriß des Bogens. Pl. 179. und 180. Erste und zweyte Ansicht eines alten Tempels zu Talavera la Vieja. Man findet in dieser Gegend viele Trümmer der Römischen Pracht, unter denen dieser Tempel das Merkwürdigste ist. Es stehen noch sechs cannelirte Säulen, deren Knäufe nicht in dem reinsten Geschmack ausgeführt sind. Zwischen den Canneluren der Säulen und unter dem Architrav

bemerkt man Spuren von Basreliefs, die aus einem gewissen Stuck verfertigt sind, und den Eindrücken der Zeit und der Witterung besser, als die Steine selbst, widerstanden haben. Eine ähnliche Bemerkung hat Recensent an einem Tempel in der Nähe von Rom gemacht. Pl. 181. Ansicht des Klosters Juste. Wenn auch dieses Hieronymitenkloster von Seiten der Architectur nichts Merkwürdiges darbietet, so verdient es dennoch wegen seiner Lage zwischen öden, unzugänglichen Felsen unsere Aufmerksamkeit, vorzüglich aber wegen des Umstandes, daß hier Kaiser Karl V. seine Tage endigte. "*C'est dans cet étroit asile,*" sagt der Verf., *que le prince qui venoit de changer l'équilibre de l'Europe, termina les deux dernières années de sa vie!*" Pl. 182. Grundriß dieses Klosters. S. 118. Eine kurze Beschreibung des berühmten Klosters der Hieronymiten zu Guadalupe, und der es umringenden anmuthigen Landschaft. Pl. 183. Ansicht des Klosters zu Guadalupe. Es wurde im 14ten Jahrhundert von Alphons XII. zu Ehren eines daselbst gefundenen Marienbildes erbaut. Pl. 184 und 185. stellen zwei Nationalgebräuche bey der Geburt und dem Tode eines Kindes vor. Pl. 186. Das Kloster zu Guadalupe. Der Styl dieses Gebäudes ist nicht rein, und aus der Mischung der so genannten Gothischen und Arabischen Architectur hervorgegangen, dessen ungeachtet macht es einen tiefen Eindruck. Im Innern bewundert man Gemälde, Statuen und Inschriften. Pl. 187. Ein Grabmahl zu Salamea, gegenwärtig in den Glockenthurm der Kirche Salamea de la Serrana verwandelt. Einige vermu-

then, daß in diesem Grabmahl die Asche der Tochter des Trajan geruht habe. Auf demselben Blatte sieht man den geometrischen Grund- und Aufsriß. Pl. 188. Das Grabmahl zu Salamea restaurirt. Der Verf. hat es in eine reizende Landschaft verlegt, wie vor ihm ein Opfer verrichtet wird, und das Volk dieser Feierlichkeit zusieht. Das Ganze bildet ein schönes historisches Gemählde. S. 120 von den neun Straßen, die die Römer in Estremadura angelegt haben. Pl. 189. Inschriften, welche in Estremadura entdeckt worden sind. S. 127. Allgemeine Bemerkungen über Estremadura. Mit diesem Abschnitt endigt sich der erste Band. Von den Kupfern zu dem zweiten Bande haben wir bereits einige Ansichten der Arabischen Paläste zu Cordova, Granada u. s. w. in Händen, von denen wir, nach der Ablieferung des Textes, den Lesern eine genaue Nachricht mittheilen werden. In der typographischen Pracht und sorgfältigen Vollendung der Kupferstiche sind die letzten Lieferungen den erstern ganz gleich.

Berlin.

Bei Dunker und Humblot 1812: *Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sechszehnte Jahrhundert*, durch Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching. XXXIII und 576 Seiten in Octav.

Unsere Absicht bey der Anzeige dieses Werkes kann nicht seyn, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das sich ohne Zweifel bereits in den Händen jedes Freundes der Altdeutschen Dichtkunst befindet. Eben so wenig ist es unserer Neigung, oder dem

Zwecke dieser Blätter angemessen, durch eine Beysteuer von einigen unbedeutenden Zusätzen uns das Ansehen zu geben, als wären wir an bibliographischer Kenntniß reicher, als die Verfasser. Aber der Ungerechtigkeit könnte man uns, der Unvollständigkeit unsere Anzeigen, zeihen, wenn wir nicht, sey es auch noch so kurz, einer Arbeit erwähnten, die einem lange gefühlten Bedürfnisse abhilft, und die durchaus mit Sachkenntniß und unermüdlichem Fleiße ausgeführt ist. Jeder, der den Werth litterarischer Nachrichten zu schätzen weiß, und die Mühseligkeit und Trockenheit des Zusammenlesens derselben kennt, wird sich mit uns in dem aufrichtigen Danke vereinen, der den Verfassern dieses Grundrisses, und vorzüglich dem Hrn. von der Hagen, gebührt, dem bey der Abwesenheit des Hrn. Dr. Büsching die Ausarbeitung allein überlassen blieb. Der Stoff dieses Werks ist auf eine einfache Weise geordnet, und wir glauben nicht, daß bey einer andern, wenn man will, schärfern, Eintheilung für die Brauchbarkeit des Buches viel gewonnen seyn würde. Bequemer aber hätte dieser Gebrauch gemacht werden können, durch Columnen-Titel, die, vielleicht einer Grille des Setzers zufolge, leider gänzlich fehlen. Auch wünschten wir, daß ein zweytes Register, die Nahmen der neuern Herausgeber u. enthaltend, beygefügt wäre. Ein solches Register könnte fürs erste die Stelle eines "litterarischen Grundrisses der Geschichte der gelehrten Bearbeitung der Altdutschen Poesie" vertreten. Vielleicht gefällt es den Verfassern, auf diesen Wunsch bey Beendigung des zweyten Ban-

des Rücksicht zu nehmen, der, vorzüglich wegen der profaischen Romane, als unentbehrliche Ergänzung dieses Grundrisses anzusehen ist.

Greifswald.

Bei Mauritius 1812 auf 88 Seiten in Octav: Ueber die Schuldverbindlichkeit, als Object des Pfandrechts, nach Grundsätzen des Römischen Rechts, von D. Fr. Gesterding. Der Verfasser nennt diese Untersuchung die Erstlinge seines litterarischen Fleißes, und als solche verdienen sie allerdings Aufmunterung, wenn auch nicht alle Schwierigkeiten dieser daran sehr reichen Lehre gelöst sind. Besonders hätte dabei auf die schon im Römischen Rechte gewöhnliche Uebergabe des Scheins über die zu verpfändende Schuld mehr Rücksicht genommen werden können. Nicht nur ist diese Uebergabe, wie hier richtig bemerkt wird, nicht nöthig; sondern sie ist auch nicht hinreichend, wie man sich oft vorstellt, denn der verpfändete Schuldner kann sich ja doch durch Zahlung an seinen ursprünglichen Gläubiger von der Schuld befreien, auch wenn er seinen Schein von diesem nicht zurück erhält. Ueberhaupt darf die Lage des Schuldners durch das, was sein Gläubiger thut, nie schlimmer werden, und das certio rem facere in c. 4. C. 8, 17. und denuntiari c. 3. C. 8, 42. kann nur in so fern wirken, als der Schuldner dadurch in mala fides kommt, wozu aber, nach Umständen, doch noch mehr gehört, als Erwas, was der Pfandgläubiger nur so einseitig und außergerichtlich vornimmt. Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 25. Januar 1813.

Heidelberg.

Die Dissertation des Herrn Doctor Ge, August Wilhelm Dürro, aus Braunschweig, für die facultas legendi, ist betitelt: Specimen observationum de jure in re. 72 Seiten in Octav. Wenn Rec. von dem Verfasser auch nichts wüßte, als was hier gedruckt ist, und wenn ihn der Inhalt auch nicht näher anginge, so würde er diese Schrift, da er sie einmahl gelesen hat, doch schon einer besondern Empfehlung werth halten. Der Umstand, daß er sich des Herrn D. Dürro als eines vorzüglichen Zuhörers, schon von den Jahren 1805 u. ff. her erinnert, kommt nun noch hinzu, und dann auch die besondere Erheblichkeit des Gegenstandes für Jemand, der fast ganz zu derselben Zeit, wo diese Observationen geschrieben seyn werden, in den neu-lich angezeigten Stücken des Magazins B. III. Hest 4. und B. IV. Hest 1. einiges Uebereinstimmende, einiges hier Uebergangene, und einiges hieraus zu Ergänzende darüber geäußert hat. Von Uebereinstimmung ist S. 40 ein merkwürdiges Beispiel; was da steht könnte man für die Uebersetzung

vom Mag. IV. S. 33 unten halten, aber die eben erwähnte Gleichzeitigkeit, und wohl auch der Umstand, daß von manchem Andern gar nichts gesagt wird, sind dagegen. Von dem hier Uebergangenen werden unten einige Belege vorkommen, und was die Ergänzungen betrifft, die diese Schrift enthält, so verdankt man sie dem scharfsinnigen Quellen-Studium des Verfassers. Namentlich wird man die Verbindung der spätern Griechen und selbst des Code mit solchen Untersuchungen selten so finden, wie in den gegenwärtigen zwey Bemerkungen. Die erste ist überschrieben: *jus in re*. Wegen der Zweideutigkeit des Ausdrucks, die S. 11 denen, die sich auf fr. 2. §. 22 D. 47, 8. berufen, ohne Noth zugegeben wird, schlägt der W. potestas in re por. Warum der Besitz kein *jus in re* heiße, der doch in der That eines sey. Er werde als *factum* angesehen. Zur *obligatio ex delicto* gehöre er nur so, wie allenfalls jedes Recht, das ja immer nur gegen den, der es verlege, verfolgt werde. *Jus in rem*, wovon neulich Jemand gesagt hat, es sey der echte Römische Gegensatz von *obligatio*, steht als Kunstwort zuerst im *brachylogus*. Von *obligatio* ist die so häufige Bedeutung einer obligatorischen Begebenheit ganz übergangen, die Worte *juris vinculum quo adstringimur . . .* sind weggelassen, und so gibt der W. für die Definition "in legibus" nur die folgenden Worte aus: *necessitas alicujus rei solvenda* und *onus non enunciatur nisi dimidium passivum vinculi*. So findet sich denn, daß der Sprachgebrauch des Mittelalters, wornach das Wort so viel heißt, als Verbindlichkeit, in der That richtiger sey, als der echte Römische. Da, wo doch auch eine wahre *obligatio* eintrat, dem *jus in re* gegen über, sprach man nun nicht davon. Der Sprachgebrauch der Neuern rei-

veritatem spectat S. 15, der Römische aber formulam loquendi. Ueber actio in rem und die nur in rem scripta gute Bemerkungen, auch aus den Basiliken. Daß die Lehre von den Obligationen in dem Römischen Systeme nicht zur Lehre von den Sachen gehöre, dafür seyen notissima argumenta vier Stellen im Theophilus (Rec. gesteht, daß wenigstens er auf die Worte im Anfang von 4, 1. und von 4, 5. wo ἐνοχῆ und ἀγνοχῆ neben einander und für einander stehen, erst jetzt aufmerksam gemacht worden ist) mit Psellus und dem brachylogus (dessen vier Theile doch schon etwas Anderes sind), dann die Titel de O. et A., und endlich die Rubriken, unter welchen in den Pandecten die Contracte abgehandelt werden, nämlich die Actionen daraus. (Aber auch die hereditas und so vieles Andere ist im Edicte bey Gelegenheit der Actionen daraus erwähnt.) Dessen ungeachtet gehören die obligationes doch zu den Sachen, und sie werden nur contra notionem juris rerum atque rigorem systematis davon getrennt, denn die Aufzählung 2, 2., wo ja obligationes quoquo modo contractae bekanntlich auch stehen, begreift vollständig alle die unförperlichen Sachen, welche zum Vermögen gehören, (nicht alle unförperlichen überhaupt, sagt schon S. 11, und behauptet S. 62 auch von den Institutionen, wo aber nur der brachylogus es sagt). Daß es nicht bloß Beispiele seyen, beweise §. 5. Inst. 2, 5. (So steht hier S. 50, aber Rec. sieht den Beweis nicht ein.) Diejenigen Systeme der Alten, welche nur jus personarum und jus rerum abhandeln, und also das jus actionum weglassen, setzen die obligationes in das jus rerum. Diese Alten sind — der Cajus der Westgothen und Atalitates (jener bekanntlich nur Bruchstücke, dieser von anno domini 1073). Auch sey ja in den

Institutionen, noch ehe die Lehre von den Obligationen absichtlich anfangt, doch schon öfters von der Erwerbung einer Forderung die Rede, bey der hereditas, dem Legat, der Arrogation, der Action. (Aber auch von der Entstehung des Verhältnisses zwischen Gläubiger und Schuldner, von der obligatorischen Begebenheit? Gewiß nicht, als etwa in den letzten Worten des angeführten §. 21. Inst. 2, 20, wo aber doch §. 5. Inst. 3, 27 (28) die Hauptstelle ist. Bey allen übrigen eben genannten Lehren soll die Forderung des Einen nur auf einen Andern übergehen, wie sonst irgend etwas, z. B. wie Eigenthum auch, und davon läßt sich freylich sprechen, ohne daß die Entstehung einer neuen obligatio oder das Ende einer alten, kurz ohne daß das eigene Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner abgehandelt wird.)

Die zweyte Observation heißt *jura in re*, nämlich: welches sind die einzelnen Rechte dieser Art? Warum hat der Usufructuar eines, und der Pächter nicht? S. 45 heißt es, weil dieser ein Recht aus einem *negotium nominatum* habe, Ersterer aber aus einem *negotium innominatum*. Dieß ist, zumahl so wie der B., nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche der Neuern, *negotium* nimmt, nämlich für ein Rechtsgeschäft überhaupt, wohl nicht befriedigend, denn ist die Tradition nicht auch etwas benanntes, und umgekehrt sagt man nicht hundertmahl im gemeinen Leben, man sey Eigenthümer, denn man habe die Sache gekauft? Ueber das Pfandrecht sehr gute Bemerkungen, über *obligatio rei* und *obligatio personae* S. 55. Eine merkwürdige Aehnlichkeit des Sprachgebrauchs bey dem *longum tempus* von Gewohnheitsrechten und den *Servitutibus* S. 56 u. ff. *Superficies* verhält sich zum Eigenthum, wie *hereditas* zur *bonorum possessio*

S. 56. Die Stellen des Titels si ager vectigalis sprechen bloß von dem ager civitatis oder von Jemand, qui in perpetuum fundum fruendum conduxit a municipibus, und gehen nicht auf jede Emphyteuse. Dieß sind Sätze, die Rec. nur aushebt, um auf die Abhandlung selbst aufmerksam zu machen; auch die Ausführung selbst hier noch zusammenzu drängen, getraut er sich nicht, gerade um deswillen, weil er oben schon so vieles von dem gesagt hat, wo er anderer Meinung ist. Er muß sich also auch hier den Vorwurf gefallen lassen, der ihm sonst wohl schon gemacht worden ist, um zu erklären, warum so manche Schriftsteller unzufrieden mit seinen Recensionen seyen, nämlich den, daß er, auch wo er loben möchte, doch mehr bey Gelegenheit eines Buches seine eigene Ansicht, als nur den Inhalt des Buches selbst angebe. Hugo.

Leipzig.

Von dem Hebraeisch-Deutschen Handwörterbuch über die Schriften des Alten Testaments — von H. D. Gesenius ist nun auch der zweyte Theil, enthaltend die Buchstaben h — n, das Verzeichniß der Personennamen und den analytischen Theil, (S. 513 - 1343) erschienen. Da die Einrichtung und die Vorzüge dieses Wörterbuchs schon aus dem 1. Theil, auch aus unsrer Anzeige desselben (1811. St. 183.) bekannt sind, so brauchen wir bloß zu bemerken, daß dieser Theil seinem Vorgänger an fleißiger und genauer Bearbeitung der einzelnen Artikel und sorgfältiger eigener Erforschung des Hebr. Sprachgebrauchs keinesweges nachsteht, sondern ihn eher noch übertrifft. Nur in wenigen Stellen schien dem W. seine Anhänglichkeit an den Masorethischen Text eine wahrscheinliche Erklärung aus dem Gesicht gerückt zu haben, z. B. bey שׂוּרָה Jes. 28, 26, das er

für Reis nimmt, wovon aber sonst nirgend eine Spur aus dieser Zeit vorkommt; die Auslassung dieses Worts in den ältesten Uebersetzungen, die der W. selbst bemerkt, macht die Vermuthung wahrscheinlich, daß es ein Schreibfehler des folgenden Wortes seyn dürfte. Anderswo nimmt doch der Verf. Schreibfehler an S. 1310. Eben so wird bey בַּשָּׁבַע die Erklärung vorgezogen, daß es eine zusammengesetzte Partikel sey, obgleich der W. die Schwierigkeiten derselben bekennet. S. 1209 würde Rec. nicht wagen das Persische چو , das freylich auch in das Arab. übergegangen ist, für כִּי zu vergleichen. In dem angehängten Verzeichniß der Personennahmen, das in der Kürze das Nöthigste zur Erläuterung der im N. T. vorkommenden Nahmen, mit Benützung der neuern Hülfsmittel enthält, finden sich auch einzelne Nachträge zum Wörterbuch S. 1255. 1274. In dem zweyten Anhang oder analytischen Theile sind diejenigen Wörter oder Formen, bey welchen die Auffindung des Stammworts schwierig oder streitig ist, gesammelt, und die Stammwörter nachgewiesen, auch hier und da wieder neue Erläuterungen und Bemerkungen beygebracht. Dem Anfänger kann dieser Abschnitt nicht anders als willkommen seyn. Der dritte Anhang S. 1355 flg. gibt Nachträge und Verbesserungen zu einzelnen Artikeln des Wörterbuchs, die von dem Bestreben des W., sein Werk zu vervollkommen, auf eine rühmliche Weise zeugen. In der zwey Bogen starken Vorrede gibt der W. eine kurze Darstellung der hermeneutischen Grundsätze, die ihn bey der Bestimmung der Wortbedeutungen leiteten. Sie kommen auf Folgendes zurück: 1) die Hebr. Sprache habe ihre Idiotismen, die nur in diesem Dialect vorkommen, z. B. אֲרִמָּה , רִבְרִי , גִּי . Sie finden sich aber auch in selten vorkommenden Wörtern, wo

dann Zusammenhang, Analogie und alte Versionen den Lexicographen leiten müssen. (Allerdings sehr gute Hülfsmittel, wenn sie zusammentreffen.) 2) Die vorzügliche Wichtigkeit des Arabischen zur Erläuterung des Hebräischen verkennt der W. nicht; es sey aber doch davon ein doppelter Mißbrauch gemacht worden, indem man theils bey bekannten Hebräischen Stammwörtern aus den entsprechenden Arabischen eine Grundbedeutung aufstellte, theils in einzelnen biblischen Stellen eine Arab. Bedeutung anwandte, die mit dem sonstigen Gebrauch des Hebr. Worts in keiner Verbindung steht. Man habe verkannt, daß gerade für häufige und herrschende Begriffe in allen Dialecten eigenthümliche Wörter oder Provinzialismen zu seyn pflegen. 3) Man habe den dem Hebräischen und näher verwandten (?) Aramäischen Sprachstamm zu sehr vernachlässigt, und manchen Wörtern, deren Bedeutung nur aus dem Chaldäischen erweislich war, gegen Zusammenhang und Reception, einen Arabischen Sprachgebrauch aufgedrungen; selbst im Rabbinischen haben sich mehrere alt-Hebräische Wortbedeutungen erhalten. 4) Die Analogie der Bedeutungen, oder die Modification eines und desselben Begriffs unter verschiedenen Wörtern, und die analoge Wendung und Modification der Bedeutungen in seinen verwandten Wörtern, auch der entgegengesetzten. Man muß gestehen, daß der W. in dieser Hinsicht viel geleistet, und seinem Wörterbuch eigenthümliche Vorzüge gegeben hat. 5) Zuletzt über die Zulässigkeit der Annahme von Verwechslung und Verfehlung der Buchstaben bey Vergleichung der Dialecte und der Hebräischen Wörter unter sich; sehr gegründete Bemerkungen. Mit den Grundsätzen des W. wird man im Allgemeinen gern einverstanden seyn, nur in dem, was über die

152 G. g. A. 15. St., den 25. Jan. 1813.

Anwendung des Arabischen gesagt wird, kann Rec. die Ansichten des W. nicht theilen, in sofern ihnen eine Tendenz zum Grunde liegt, die Bedeutungen bloß nach Zusammenhang und Reception zu bestimmen, und die dem Hebräischen eigenen Bedeutungen für Provinzialismen zu erklären. Es ist allerdings natürlich, daß einerley Wörter in verschiedenen Dialecten verschiedene Modificationen der Bedeutung bekommen, daß in einem Dialect diese, in einem andern jene, oft specielle und merklich verschiedene Bedeutung herrschend wird; daß das Hebräische, als eine viel ältere Schriftsprache Bedeutungen hat, die in den Dialecten gar nicht oder nur in entfernter Aehnlichkeit vorkommen. Soll man aber darum die Bemühungen der Sprachforscher, solchen Bedeutungen aus dem Reichthum der Arab. Sprache einen philologischen Grund unterzulegen, für überflüssig, oder für Mißbrauch halten? Mögen diese zum Theil mißlingen, mögen sie bey häufig vorkommenden Wörtern entbehrlich seyn, so sind sie bey seltenern desto verdienstlicher, und erweitern in jedem Fall unsere Kenntniß der Sprache. Daß übrigens der W. diese Untersuchungen nicht aufnahm, war allerdings seinem Plane gemäß. Von dem Rabbinischen scheint der Verf. mehr zu erwarten als man sonst wagte. מצב Hab. 1, 9. nimmt er nach Kimchi für desiderium, anhelitus. Nur scheint es zu dem מצב nicht zu passen; und wenn man קרקר קר Jos. 22, 5. nach dem Rabbinischen nimmt für: man zerstört die Wand oder Mauer übersetzt, so dürfte der Zusammenhang dawider seyn, da noch nur vom Anfange der Belagerung die Rede ist.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1813.

Göttingen.

Unsere academische Münzsammlung hat im verwichenen Jahre, außer dem im 33. St. vor. J. angezeigten, noch einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, indem Hr. Hofrath Julius v. Alaprotz jetzt Correspondent unserer Societät, ihr den größten Theil der auf seinen Asiatischen Reisen gesammelten Münzen zu übersenden die Güte gehabt hat. Wir geben hier davon nur eine vorläufige Nachricht, behalten uns aber vor, die wichtigsten derselben bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu untersuchen und zu erläutern. Es sind überhaupt 130 Münzen, wovon ungefähr die Hälfte von Kupfer sind, darunter sind noch zehn von Seldschukischen Königen von Rum; eine beträchtliche Anzahl (über 90 Stück) von Mongolischen Fürsten, zum Theil mit Uigurischer Schrift. Die meisten sind von den Mongelen in Kiptschak, und in den Ruinen des alten Madtschar an der Kuma gefunden worden. Besonders merkwürdig ist eine ziemlich gut erhaltene Silbermünze von

Q

Zulagu Chan, auf welcher man Nahmen und Titel (السلطان الاعظم هولاکو ابانجان), der mächtige Sultan Zulagu, erkennt. Ferner ein paar Münzen von Timur oder seinen Nachfolgern; mehrere Georgianische von der Königin Tamar und Kudsan, und eine Armenische vom K. Lewon.

Auch hat Hr. Bischof Münter zu Kopenhagen für unsere Orientalische Münzsammlung vier Silbermünzen übersandt, einen Dirhem des Abbasidischen Chalifen al Mohdi vom Jahre 168 der Flucht; zwei Samaniden-Münzen, auf deren einer der Name Nuh, Sohn des Mansur, kenntlich ist, und eine viereckte seltene Maroccanische Silbermünze von Mohdi, dem Stifter der Dynastie der Mohaditen oder Mowahiden, die von 1120 an in Africa und Spanien herrschte. Auch diese sind eine dankwürdige Ergänzung unserer Sammlung.

Hamburg.

Von Perthes: Joh. Albr. Heinz. Keimarus, der Arzneigel. Doctors, und Professors am Hamburgischen Gymnasium (Mitglieds unserer königl. Gesellschaft der Wissenschaften) Darstellung der Unmöglichkeit bleibender Körperlicher, örtlicher Gedächtniseindrücke und eines materiellen Vorstellungsvermögens. 1812. 80 Octavf.

Für den denkenden Kopf, der nicht mit dem Ströme der Mode fortzuschwimmen gewohnt ist, ist es immer eine erfreuliche Erscheinung im Gebiete der wissenschaftlichen Litteratur, Untersuchungen, die aus der Mode gekommen, aber noch lange nicht erschöpft sind, wieder angeregt zu sehen. Zu diesen Untersuchungen gehören in der Philosophie und Physiologie diejenigen, die hier ein ehrwürdiger

Veteran unter den Deutschen Philosophen und Naturforschern wieder zur Sprache bringt. In der Wolfischen Periode der Philosophie glaubte man durch logische Bestimmtheit der Begriffe hinreichende Kenntniß vom Wesen und Wirken der menschlichen Seele zu gewinnen, um der Analyse physiologischer Thatsachen, die hier in Betracht kommen, überhoben zu seyn. Als der Französische Materialismus sich verbreitete, nahm auch in Deutschland die Seelenlehre die Wendung nach der entgegengesetzten Seite. Nun suchte man, so weit es irgend gehen wollte, die psychologischen Thatsachen des menschlichen Bewußtseyns physiologisch zu erklären; und wo die Kenntniß des Organismus nicht ausreichte, nahm man seine Zuflucht zu physiologischen Hypothesen, z. B. einer Schwingung der Nerven, einem flüssigen Nervengeiste und dergleichen. Schon vor länger als fünfzig Jahren, gerade damahls, als diese Art, geistige Erscheinungen physisch zu erklären, zuerst wieder in die Mode kam (bey den Alten war sie, bekanntlich, öfter versucht), stellte sich der Verfasser ihr entgegen. Die Quaestiones, die er im Jahre 1757 seiner Doctor-Disputation anhängte, sollten auf die Unhaltbarkeit physiologischer Erklärungen dessen, was geistigen Ursprunges ist, aufmerksam machen. Weiter führte er dieselben Gedanken vor dreyßig Jahren in dem Göttingischen Magazine aus, das damahls von Lichtenberg und Forster herausgegeben wurde. Noch jetzt hält er sie, mit vollem Rechte, für wichtig genug, die Aufmerksamkeit von neuem darauf hinzulenken. Der neuen idealistischen Naturphilosophie erwähnt er zwar nicht: aber es ist bekannt, daß diese Naturphilosophie durch die von ihr angenommene absolute Einerleyheit des Geistigen und

des Materiellen, und durch die von ihr durchgeführte Parallele des Geistigen und des Materiellen, in der Hauptsache zu denselben Resultaten, wie der ältere und neuere Materialismus, führt. — Der Verf. ist weit davon entfernt, den Antheil zu verkennen, den die organischen Functionen des Gehirns und der Nerven an der Entwicklung und der Beschaffenheit der Vorstellungen nehmen. Er dringt nur auf eine scharfe Trennung des Geistigen von dem Materiellen. Er will, daß man das eigentlich Geistige, das die Vorstellungen zu Vorstellungen macht, sie aufbewahrt, und wieder verknüpft, auf keine Art aus Nervenschwingungen, oder aus der Bewegung eines Nervenleibes, oder aus örtlichen Eindrücken, welche die Gegenstände auf das Gehirn machen könnten, zu erklären suche, und daß man sich überhaupt bey der Erklärung der geistigen Functionen unserer Natur gewisser crasser Vorstellungsarten enthalte, die selbst von Bonnet und Haller, Männern, die sich übrigens gewiß nicht zum Materialismus bekannten, begünstigt wurden. Die Hauptsätze, die der Verf. durchführt, und in der schlichten Sprache des natürlichen Menschenverstandes, ohne alle metaphysische Anmaßung, physiologisch und psychologisch beweiset, sind folgende. Oertliche Eindrücke im Gehirn, welche den Vorstellungen zum Grunde liegen, sie aufbewahren, und ihre Erneuerung durch die Erinnerungskraft möglich machen könnten, sind eben solche Udinge, als die flatternden Silber (*σιδωλα*), die Epikur erdichtete, um materialistisch zu erklären, wie die Gegenstände Vorstellungen erregen, die im Gedächtnisse zurückbleiben. Nicht von erdichteter Beschaffenheit unserer Natur muß eine gesunde Theorie ausgehen. Achten wir nur auf dasjenige,

was wirklich sich zeigt, so leuchtet ein, daß gar keine bestimmte Erneuerung der Vorstellungen durch die Erinnerungskraft, und kein bestimmtes Wiedererkennen der Dinge möglich seyn würde, wenn die Vorstellungen vom Gehirne aufbewahrt würden. Die Natur des Gesichtsinnes, um fürs erste nur bey diesen Sinne stehen zu bleiben, bringt mit sich, daß, so wie das Auge sich bewegt, die Lichtstrahlen von einem und demselben Gegenstande in verschiedener Richtung die Sehnerben afficiren, also die Bilder eines und desselben Dinges, wenn sie im Gehirne zurückbleiben, mehrere, wer weiß, wie viele? Plätze bekommen würden. Aber auch auf diesen vielen Plätzen, die sich mit der Einheit der Erinnerung gar nicht reimen lassen, würden die örtlich aufbewahrten Gedächtnißvorstellungen kein Unterkommen finden. Ganz andere Dinge, in derselben Richtung gesehen, würden auf denselben Stellen des Gehirns Eindrücke zurücklassen. Auf diese Art würde ein wahres Chaos von Gedächtnißvorstellungen entstehen, und keine würde kenntlich bleiben, indem die Eindrücke schichtenweise auf einander lägen. Mit den Schwingungen der Nerven, welche nach der materialistischen Ansicht die Erinnerung möglich machen sollten, würde es sich eben so verhalten, weil durch einen und denselben Eindruck mehrere Nerven afficirt werden, und weil ein und derselbe Nerv durch eine Menge der verschiedenartigsten Eindrücke afficirt wird. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. auch einige Bemerkungen über die von den Physiologen so oft besprochene optische Wahrheit, daß wir mit zwey Augen doch die Gegenstände nicht doppelt sehen. Auch dieses läßt sich, nach dem Verf., nur aus der Einheit der Wahrnehmung psychologisch, aber auf keine Art physio-

logisch aus den organischen Functionen der Neshaut und der Sehnerven erklären. In noch größere Verlegenheit, fährt der Verf. fort, muß man gerathen, wenn man eine örtliche Aufbewahrung der Töne, Gerüche und Gefühle im Gehirn annehmen will, da die Nervenbewegungen und Erschütterungen, die den physischen Grund der Möglichkeit des Hörens, Riechens u. s. w. enthalten, offenbar vorübergehend sind. Weiter zeigt der Verf., daß auch die bekannten Gesetze der Erinnerung in der Verknüpfung (Association) der Vorstellungen denjenigen Verbindungen widersprechen, die unter den Vorstellungen entstehen würden, wenn die Erinnerung durch Nervenschwingungen bewirkt würde. Der Raum erlaubt uns nicht, diesen Theil der Abhandlung ausführlicher anzuzeigen. Auch auf die willkürliche und künstliche Erinnerung, und die Wirkungen der Einbildungskraft auf das Gedächtniß, hat der Verf. Rücksicht genommen. Das Resultat ist: Das Geistige läßt sich nun einmahl aus dem Physischen nicht erklären, und alle Versuche, es so erklären zu wollen, zerstören sich selbst. Auch des Ausdrucks materielle Ideen, dessen sich einige treffliche Philosophen und Physiologen bedient haben, sollte man sich enthalten, wo man den Antheil bezeichnen will, den das Gehirn und die Nerven an der Entwicklung und Beschaffenheit der Vorstellungen nehmen. Dieser Antheil sey übrigens gar nicht zu bezweifeln. Eine gewisse Fertigkeit und Geschmeidigkeit der Gehirnfasern gehören zum Denken in diesem irdischen Leben eben so nothwendig, als eine Fertigkeit u. Geschwindigkeit der Füße zum Gehen, Lanzen, und Springen. Das Eine, wie das Andere, müsse in der Kindheit gelernt werden, und verlernt sich wieder im Alter, wenn die Organe den geistigen Kräften den Dienst

versagen. Daraus aber folge keinesweges, daß das Geistige selbst in den organischen Functionen unsrer Natur gegründet sey. In der That lasse sich mit der Erklärung der einfachen Ichheit und des Wesens der Seele aus zusammenwirkenden Naturkräften keine vernünftige Vorstellung verbinden. Wohl aber lasse sich denken, wie das Seelenwesen nach der Auflösung des irdischen Körpers fortdauern könne, freylich nur unter der Bedingung, daß auch nach dem physischen Tode Kräfte von aussen auf das Seelenwesen wirken, weil anders das Seelenwesen selbst nicht wirken kann. Beyläufig führt der Verf. einige besonders interessante pathologische Fälle an, die als Beispiele dienen, wie die Vorstellungen, die das Gedächtniß geistig aufbewahrt hat, nach vielen Jahren wieder zum Bewußtseyn kommen können, nachdem mit dem Körper unterdessen so viele Veränderungen vorgegangen, daß schwerlich ein örtlicher Eindruck übrig bleiben konnte. Was die metaphysische Anwendung der physiologischen und psychologischen Wahrheiten betrifft, die der würdige Verfasser trefflich auseinander gesetzt hat, so bemerken wir nur noch, daß dabey noch immer ein Problem bleibt, wie da, wo der Organismus aufgelöst ist, der in diesem irdischen Leben das Geistige mit dem Materiellen vermittelt, ohne Entstehung eines neuen Organismus eine neue Wirksamkeit der Seelenkräfte möglich werden soll.

Marburg.

Das bey Gelegenheit des dießjährigen Prorectorsratswechsel herausgegebene Programm hat Herrn Professor Wurzer zum Verfasser. Außer dem gewöhnlichen kurzen Jahrsbericht über die im zurückgelegten Jahre bey der dasigen Universität vorgefalle-

nen Veränderungen enthält dasselbe die chemische Untersuchung eines Nierensteins von einem Pferde. Dieser Stein befand sich auf dem dortigen anatomischen Theater, und wurde dem Verf. mit Bewilligung unsers allgemein verehrten Studien-Directors des Herrn Reichs-Baron von Leist von dem Professor Büniger zu diesem Behuf vcrabfolgt. Er wog 9 Unzen und bestand nach des Verf. Analyse außer einem nicht genau angegebenen Gehalte animalischer Substanz, deren Natur hier nicht näher bestimmt wird, aus: 66,0 kohlensaurem Kalk, 20,05 phosphorsaurem Kalk, 4,06 kohlensaurer Talkerde und 0,005 rothem Eisenoxyd. Ob die von dem Verf. für phosphorsauren Kalk angenommene Substanz auch wirklich dieses Salz gewesen ist, hätte wohl verdient, da ihm eine so große Menge dieser Concretion zu Gebote stand, bestimmter als es hier geschehen ist, nachgewiesen zu werden, zumahl da die Französischen Chemiker das Vorkommen von phosphorsauren Salzen in dem Harn grasfressender Thiere immer noch läugnen, und die Richtigkeit der Analysen des Englischen Chemikers Brande bezweifeln. Auch wäre dieser Stein wohl auf einen Gehalt an Gyps zu untersuchen gewesen, da die Existenz dieses Salzes in demselben nach dem zwölften Versuch wahrscheinlich wird. Die Aufindung übrigens der kohlensauren Talkerde und des Eisenoxyds in den Harnsteinen der Pferde ist neu, und bestätigt die von dem Professor Stromeyer (Gilbert's Annalen der Physik Jahrg. 1811. B. 38. S. 469.) zuerst gemachte Entdeckung des Vorkommens dieser Substanzen in den Harnconcretionen der grasfressenden Thiere. Die Angabe von 378° Wedgw. S. 16. ist wohl ein Druckfehler.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1813.

Wien.

Aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerey: **Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie.** 1. Theil 110 S. 2. Th. 395 S. 3. Th. 56 S. — **Alphabetisches Register über den Inhalt der drey Theile des allg. bürg. Gesetzb. u. s. f.** CLXXVI S. 1811. gr. Octav. — Wäre das Gesetzbuch zu einer Zeit erschienen, wo die Deutschen Juristen nicht so sehr, wie jetzt nöthig ist, an die Französ. Legislation zu denken und deren Studium einzuleiten hätten, so würde es doch wohl etwas mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, als bislang der Fall zu seyn scheint. Rec. kann indeß wohl schon vorläufig die Meinung äußern, daß die Jurisprudenz, im besten Sinne des Worts, als Wissenschaft im Allgemeinen betrachtet, nicht eben dadurch verliert, daß das Studium des vorliegenden Gesetzbuchs durch die Beschäftigung mit dem *Code Napoléon*, welchem es gerade dem Gegenstande nach zur Seite steht, verdrängt wird. Doch diese Bemerkung soll

R

hier nicht weiter ausgeführt werden; sie könnte an dieser Stelle gar zu leicht das Ansehen eines ungerathenen Vorurtheils gegen die Oesterreichische Legislation bekommen. Es soll auch hier nicht ausführlich davon die Rede seyn, daß die Vorbereitungen zu derselben sich schon von einer geraumen Reihe von Jahren her datiren. Diese Vorbereitungen sind im Allgemeinen schon bekannt; ihre Aufzählung soll daher nicht benutzt werden, um die Erwartung von neuem zu spannen. Auch wird sich Rec. wohl rechtfertigen können, wenn er dasienige dieser Materie, was zur Beurtheilung des Ganzen hervorgehoben zu werden verdient, allernächstens bey einer andern Recension in diesen Blättern vorträgt.

Das genannte Gesetzbuch gilt seit dem 1. Jan. des verfloffenen Jahres 1812, und zwar in dem Deutschen Urtex te. Durch dasselbe ist, in Gemäßheit des vorgedruckten Einführungsgesetzes vom 1. Jun. 1811, und in Gemäßheit der §§. 10, 11, des Gesetzbuchs selbst, alles frühere, auf die Gegenstände desselben sich beziehende, geschriebene und nicht geschriebene Privatrecht in den genannten Provinzen aufgehoben. Dahin gehören also auch particuläre Statuten, in so weit sie nicht nach der Kundmachung dieses Gesetzbuchs vom Landesherrn bestätigt worden (§. 11). Im Allgemeinen stimmt diese Einführung mit der Ansicht überein, welche die Franz. Legislation bey dem C. N. befolgt hat. Es ist aber nicht bloß hinzugefügt, daß die für den Militärstand bestehenden besondern Rechte, desgl. die besondern Handels- u. Wechselrechte und die bekannte Verordnung über den Geldcurs vom 1. Horn. 1811 aus dem bisherigen Rechtszustande beybehalten werden: sondern das Einführungspatent bestimmt auch ausdrücklich, daß die über politische, Cameral- oder Finanz-Gegenstände kund gemachten, die Privat-

rechte beschränken oder näher bestimmenden, Verordnungen, obschon in dem Gesetzbuche selbst sich nicht darauf bezogen würde, bey Kraft bleiben sollen. Und, wenn auch bey dem ersten Anblicke in diesen Zusätzen keine auffallende Beschränkung der obgedachten derogirenden Kraft des Gesetzbuchs zu liegen scheint: so zeigt sich doch bey näherer Ansicht sehr bald, daß man insbesondere zu der Classe der beyzubehaltenden politischen Verordnungen gar sehr viel gerechnet hat, was der Jurist, ohne besondere An- deutung, wohl nicht dahin gezählt haben würde, daß manche wahrhaft privatrechtliche, gerade zur Sphäre dieses Gesetzbuchs gehörende, ältere Rechtsnormen bleiben sollen, weil sie in jenen politischen Verordnungen vorkommen. Die Grenze dabey möchte wohl nicht selten zweifelhaft seyn. — Das Gesetzbuch enthält 1502 Paragraphen, zu vergleichen mit den Artikeln der Französi. Gesetzbücher, doch etwa mit dem Unterschiede, daß manche jener Paragraphen mehr Rechtsätze in sich vereinigen, als in diesen Artikeln gewöhnlich der Fall ist; freylich aber auch mit dem Unterschiede, daß in jenen Paragraphen manche doctrinelle Bestimmungen, und nicht selten Wiederholungen, vorkommen. Diese Paragraphen, deren Zahl vom Anfange bis zum Ende fortläuft, sind in eine Einleitung (§. 1-14) und drey Theile (s. auch die Angabe des Titels) vertheilt. Das System ist folgendes. Der erste Theil (§. 15-284) handelt von dem Personenrechte; er zerfällt in vier Hauptstücke, deren erstes, außer einigen allgemeinen Grundsätzen, das Bürgerrecht liefert, während die drey übrigen das Ehe- (in rein-persönlicher Hinsicht), das Elternrecht u. die Vormundschaft (beide in Ansehung der persönlichen Verhältnisse und in Ansehung des Vermögens) umfassen. Der zweyte

Theil, von dem Sachenrechte, enthält (außer einer Einleitung über die Begriffe, Eintheilungen der Sachen, §. 285-308) **zwey Abtheilungen.** Die erste derselben gibt die dinglichen Rechte, in folgender Aufzählung (§. 308) und Ordnung: **Besitz** (1. Hauptst. §. 309-352), **Eigenthum** (2-5. Hptst. §. 353-446), **Pfandrecht** (6. Hst. §. 447-471, wobei jedoch in Ansehung der gesetzlichen und gerichtl. Pfänder auf die Gerichts- und Concur.-Ordnungen verwiesen ist), **Dienstbarkeiten** (7. Hst. §. 471-580), und **Erbrecht** (8-15. Hst. §. 531-834; zuerst die Devolution durch letztwillige Dispositionen, dann die Devolution durch gesetzl. Erbfolge, darauf das Recht des Pflichttheiles und dessen Ausübung, endlich die Bestimmung der Erbschaften im Allgemeinen. Zuletzt folgt in dieser ersten Abtheilung des Sachenrechts das 16. Hst. von der **Gemeinschaft des Eigenthums und anderer dinglicher Rechte** (§. 835-858). Die zweite Abtheilung des S.R. handelt von den **persönlichen Sachenrechten**, und zwar in folgender Ordnung: von **Verträgen überhaupt** (17. Hst. §. 859-937), von **Schenkungen** (18. Hst. §. 938-956), von dem **Verwahrungsvertrage** (19. Hst. §. 957-970), von dem **Leihvertr.** (20. Hst. §. 971-982), von dem **Darlehensvertr.** (21. Hst. §. 983-1001), von der **Bevollmächtigung und andern Arten der Geschäftsführung** (22. Hst. §. 1002-1044), von dem **Tauschvertr.** (23. Hst. §. 1045-1052), von dem **Kaufvertr.** (24. Hst. §. 1052-1089), von den **Bestand-, Erbpacht- u. Erbzinsvertr.** (25. Hst. §. 1090-1150), von **entgeltlichen Vertr. über Dienstleistungen** (28. Hst. §. 1151-1174), von dem **Vertr. über eine Gemeinschaft der Güter** (27. Hst. §. 1175-1216), von den **Ehepacten** (28. Hst. §. 1217-1266), von den **Glücksvertr.** (29. Hst. §. 1267-1292), von

dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung (30. Hft. §. 1293-1341). Der dritte Theil des ganzen Gesetzbuches enthält, der Ueberschrift nach, gemeinschaftliche Bestimmungen der Personen- und Sachenrechte, wovon sich aber freylich bey weitem das Meiste wieder auf das Sachenrecht (in der hier gebrauchten Bedeutung des Worts) bezieht. Er zerfällt in vier Hauptstücke: Befestigung der Rechte und Verbindlichkeiten, insbesondere Intercessionen, Cautionen (§. 1342-1374), Umänderung der R. u. Verb., Novation, Vergleich, Cession, Affignation (§. 1375-1410), Aufhebung der R. u. Verb., Zahlung und Hinterlegung einer Schuld, dabey auch Zahlung einer Nichtschuld, sodann Compensation, Entfagung, Vereinigung (Consolidation, Confusion) u. s. f. (§. 1411-1450), Verjährung u. Ersizung (§. 1451-1502). — Rec. hat wohl nicht nöthig, die Vergleichen anzuzeigen, welche sich hier machen lassen. Eher möchte Einiges zur Beurtheilung jenes Systems hier seine Stelle finden; und dabey muß Rec. ganz dem Urtheile Anderer überlassen, ob die Auslassung einer solchen Critik des Systems sich durch das, was er in anderer Hinsicht über das vorliegende Werk sagen zu müssen glaubt, rechtfertigen wird. — Das Gesetzbuch ist, wie man schon aus dem Gesagten abnimmt, nichts weniger als ausführlich. Man hat auch hier, so wie bey der neuen Franzöf. Gesetzgebung, die Idee verfolgt, daß die Doctrin das Detail ausfüllen müsse; man hat dann auch dieser Doctrin dadurch, daß eine Gewohnheit, wenn sie nicht in der Folge ausdrücklich bestätigt wird, und ein Gerichtsgebrauch, keine Rechtsnormen, seyn sollen, völlig freyen Spielraum gegeben. §. 10, 12. Der Streit, ob ein solcher Grundsatz bey einer Legislation im Privatrechte der vorzüglichere sey, gehört zwar im Allgemeinen nicht

hieser. Wohl aber kommt es darauf an, was für Wege gerade hier, der Doctrin angewiesen sind, um die gedachte Pflicht zu erfüllen. Im §. 7 heißt es: "Läßt sich ein Rechtsfall weder aus den Worten, noch aus dem natürlichen Sinne eines Gesetzes entscheiden, so muß auf ähnliche, in den Gesetzen bestimmt entschiedene, Fälle und auf die Gründe anderer, damit verwandten, Gesetze Rücksicht genommen werden. Bleibt der Rechtsfall noch zweifelhaft; so muß solcher mit Hinsicht auf die sorgfältig gesammelten und reiflich erwogenen Umstände nach den natürlichen Rechtsgrundsätzen entschieden werden." Damit kann dann verbunden werden §. 16: "Jeder Mensch hat angeborne, schon durch die Vernunft einleuchtende, Rechte," und §. 17: "Was den angebornen natürlichen Rechten angemessen ist, dieses wird so lange als bestehend angenommen, als die gesetzliche Beschränkung dieser Rechte nicht bewiesen wird." — Wenn diese beiden §§. nicht da ständen, so würde Rec. geglaubt haben, die Doctrin müsse auch hier lediglich den Weg betreten, daß sie aus dem durch positives Recht bestimmten Begriffe der Rechts-Institute, aus den auf gleichem Wege gefundenen Gründen und Zwecken sich die allgemeinen Grundsätze formire, und daraus das Detail ergänze. Er würde das geglaubt haben, weil diese Methode ausschließlich diejenige zu seyn scheint, bey welcher sich einer Seits hoffen läßt, daß man den Willen des Gesetzgebers erfüllen, anderer Seits auch erwarten läßt, daß die Uebung des Rechts eine möglichst gleichförmige seyn werde. Er würde es um so mehr geglaubt haben, weil gerade in diesem Gesetzbuche an so vielen Stellen Definitionen und allgemeine Ansichten ausgedrückt sind, deren Tendenz, wenn sie einmahl an einem solchen Orte vorkommen sollen, kaum eine an-

dere, als die eben genannte, seyn zu können scheint. — Dem Allen aber scheinen wenigstens die genannten §§. sehr zu widersprechen. Sie verweisen, in Ermangelung einer Entscheidung aus den Worten und aus dem Sinne des Gesetzes, zuerst auf Entscheidungen ähnlicher Fälle und auf die Gründe verwandter Gesetze, und dann zur endlichen Aushülfe auf das Naturrecht. Freylich kann man wohl sagen, daß durch diese beiden Hülfswege die obigen Bestimmungen über den von der Doctrin zu wählenden Weg gerade nicht aufgehoben seyen, aber Rec. mag wenigstens den Beweis nicht übernehmen, daß man diesen Weg vor Augen gehabt habe. Auf allen Fall scheint ihm, was er ohne Unbescheidenheit äußern zu dürfen glaubt, unläugbar, daß in jenen §§. solche Hülfsmittel genannt sind, welche einer jeden Willkühr das Wort sprechen. Wo man sich nach den Entscheidungen ähnlicher Fälle richten darf, ohne gerade darauf zu sehen, ob in dem unentschiedenen Falle derselbe Grund der Entscheidung vorhanden gewesen, welchen der Gesetzgeber in dem entschiedenen Falle vor Augen gehabt hat, da werden, wie man schon oft genug gegen den Mißbrauch der Analogien bemerkt hat, immer mehrere Aehnlichkeiten vorschweben, bey welchen die Auswahl gar nicht von Willkühr frey seyn kann, wenn man jenen Grundsatz ohne Einschränkung aufstellt. Daß aber die Beziehung auf das Naturrecht dabey nichts bessert, das wird ein Jeder zugeben, welcher bescheiden genug ist, sein Naturrecht nicht für das von jedem Richter angenommene zu halten. — Mag aber auch die Sache stehen, wie sie will, so kommt nun für das Einzelne sehr viel darauf an, daß die Legislation sich in ihren Entscheidungen, und namentlich in den allgemeinen Grund-

sagen, welche sie aufstellt, möglichst bestimmt ausdrückt. Rec. weiß sehr gut, was man über die Leichtigkeit des Ladelns und über die Schwierigkeit des Bessermachens zu sagen pflegt, und um deswillen abstrahirt er gern von einer Aufzählung dessen, was ihm in der eben gedachten Hinsicht verfehlt zu seyn scheint. Er kann aber nicht umhin, wenigstens auf Einen Punct aufmerksam zu machen, welcher nach der neuen Französ. Legislation so oft zur Sprache gekommen ist, daß man darüber hier wohl eine vollständige Bestimmung erwarten möchte. Es ist die Frage von dem Verbote der rückwirkenden Kraft der Gesetze. Darüber heißt es im §. 5: "Gesetze wirken nicht zurück; sie haben daher auf vorhergegangene Handlungen und auf vorher erworbene Rechte keinen Einfluß." Und in Beziehung auf diesen Paragraphen wird in dem Einführungs-Patente gesagt: "jene Handlungen mögen in zweiseitig verbindlichen Rechtsgeschäften, oder in solchen Willenserklärungen bestehen, die von dem Erklärenden noch eigenmächtig abgeändert, und nach den in dem gegenwärtigen Gesetzbuche enthaltenen Vorschriften eingerichtet werden können. Daher ist auch eine schon vor der Wirkung dieses Gesetzbuches angefangene Erfüllung oder Verjährung nach den älteren Gesetzen zu beurtheilen. Wollte sich Jemand auf eine Erfüllung oder Verjährung berufen, die in dem neueren Gesetze auf eine kürzere Zeit, als in den früheren Gesetzen, bestimmt ist; so kann er auch diese kürzere Frist erst von dem Zeitpuncte, an welchem das gegenwärtige Gesetz verbindliche Kraft erhält, zu berechnen anfangen." — (Die Fortsetzung hiervon im nächstfolgenden Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 30. Januar 1813.

Wien.

(Fortsetzung der S. 168 abgebrochenen Anzeige
des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs
für die gesammten Deutschen Erbländer der
Oesterreichischen Monarchie.)

— Rec. will hier zwar nicht aus den Ideen der Juristen argumentiren, gegen deren doctrinelle Prohibition die vorstehenden Bestimmungen, auf den Grundsatz erworbener Rechte bauen zu dürfen, geglaubt haben; aber so viel sieht man doch, selbst schon nach den Erfahrungen, mit denen sich die Praxis der neueren Zeit bereichert hat, daß die verbotene Verletzung erworbener Rechte, — wenn dieser Begriff nicht gesetzlich genau bestimmt, und daneben so ganz ohne Beschränkung hinzugefügt wird: das neue Gesetz solle auf vorhergegangene Handlungen keinen Einfluß haben, — zu keinem sichern Resultate führen wird. Rec. glaubt auch nicht, daß man hier durch die Interpretation, welche das Einführungs-Patent in den angeführten Beyspielen

gibt, viel gebessert habe. Ja! es möchte wohl überhaupt der Grundsatz, daß erworbene Rechte nicht verletzt werden dürfen, man mag ihn bestimmen, wie man will, bey der Einführung eines das ganze Privatrecht umfassenden Gesetzbuches nicht sehr rathsam seyn; vorausgesetzt, daß man die durch das neue Recht bezweckten Abänderungen des bisherigen Rechtszustandes für nothwendig hält, und ihnen deßhalb ein wirksames Daseyn wünschen muß.

Doch, Rec. wendet sich zu dem eigentlichen inneren Gehalte des Gesetzbuches. Hier bedarf es zuerst nur einer kurzen Bemerkung, daß man bey der Anlegung desselben nicht etwa davon ausgegangen ist, die Begriffe des Rechts durch abstracte Philosopheme auszubilden, auf solchem Wege durch Combinationen das System des Ganzen zu vollenden, und etwa die Erfahrung zuletzt sprechen zu lassen — eine Behauptung, welche durch einzelne Paragraphen, die den oben angeführten §. 16 (Jeder Mensch hat angeborne Rechte, und ist deßhalb als eine Person zu betrachten) ähnlich sind, nicht widerlegt wird. Man hat vielmehr gerade die Erfahrung als Haupt-Moment betrachtet, die einzelnen Rechts-Institute und Rechtsätze, so viel irgend möglich schien, aus der Vergangenheit genommen, und die Ausbildung des der Form nach neuen umfassenden Systems darin bestehen lassen, daß man jene Materialien mit manchen einzelnen theilweisen Abänderungen wiedergab, mit solchen Abänderungen, wie sie eine gewöhnliche vernünftige Betrachtung der Unbequemlichkeiten, welche der bisherige Zustand herbeigeführt hatte, rathsam zu machen schien, und der Zweck, durch dieses Gesetzbuch mehreren Provinzen eine bisher zum Theil entbehrete Gleichför-

migkeit des Privatrechts angeheben zu lassen, nothwendig machen mußte. Wenn Rec. sich nun in dieser Hinsicht mit der Erklärung begnügt, daß sich auf solchem Wege sehr vieles Gutes erreichen lasse, so wird hoffentlich Niemand etwas dagegen zu erinnern haben. Es ist aber über die Frage, wie man in Gemäßheit jenes Planes das Werk ausgeführt habe, Einiges hinzu zu fügen. Dabey kommt es am meisten darauf an, einige Momente auf solche Weise hervor zu heben, wie sie für das Verhältniß der Privatleute unter einander unmittelbar wichtig sind. Unter diesen aber ist der Grundsatz der Gleichheit vor allen übrigen zu nennen, der Grundsatz, daß unter gleichen Bedingungen des äußern Thatbestandes einen Jeden, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit persönlicher Eigenschaften, ein gleiches Recht treffe. Er ist als Regel ausgesprochen in den §§. 18, 39. Mehrere Ausnahmen gibt es bey derselben, welche, sehr natürlichen Bedürfnisses wegen, zum Besten der Privatleute aus dem bisherigen Rechtszustande erhalten werden mußten — die Beschränkungen hülfbedürftiger Personen, also die Vormundschaften über Minderjährige u. s. w. Damit bey Blödsinnigen und Verschwendern, bey welchen letztern man eine vollständige Curatel, und damit Aufhebung der eigenen Vermögensverwaltung auf Seiten des Verschwenders, wohl mit Recht für zweckmäßig gehalten hat, jene Beschränkungen nicht ohne Noth eintreten, ist im Allgemeinen vorgeschrieben, daß genaue Untersuchungen vorausgehen sollen, §. 273; wie weit aber die Gerichte bey dieser Untersuchung gehen wollen, ist ihrem Ermessen überlassen, ist ohne Bestimmung geblieben. Zweckmäßig scheint

die Vorschrift, daß bey solchen Personen, welche bisher unter der väterlichen Gewalt gestanden haben, und welche durch die erreichte Großjährigkeit eigentlich frey werden sollten, eine Fortsetzung der väterlichen Gewalt zulässig sey, falls ihre Aufführung, ihre persönliche Beschaffenheit, dieses nöthig macht. §. 173. Dabey steht auch wenigstens in der Theorie die Besorgniß nicht im Wege, daß der Vater jene Fortsetzung wegen beyzubehaltenden Mißbrauches wünschen könne; denn in der Regel kommt dem Vater ein solcher Vortheil durch die väterliche Gewalt gar nicht zu. §. 150. — Uebrigens finden bey Frauen, und selbst bey den Eheweibern, als solchen, keine Beschränkungen Statt; man möchte denn dahin rechnen, daß sie in der Regel keine Vormundschaft übernehmen, auch in der Regel bey letztwilligen Dispositionen nicht Zeugen seyn dürfen. §. 192, 591, 597. — Mutter und Großmutter können Vormünderinnen werden, haben dann aber einen Mitvormund zur Seite. §. 211. — — Außer den Ungleichheiten, welche aus der Verschiedenheit der Personen hervorgehen, gibt es nun noch andere, welche aus dem Interesse des Staats oder der Religion hervorgegangen sind. Zwar soll in der Regel die Religion keinen Unterschied im Privatrechte hervorbringen, aber bey dem Eherechte, wo freylich der Einfluß der Religion am nächsten liegt, finden sich der Trennungen sehr viele, und man ist dabey vielleicht in Beybehaltung der älteren Rechtsnormen zu weit gegangen. So findet bey den Juden vollständige Ehescheidung, selbst durch Einwilligung, Statt. §. 133, 134. Bey den Christen kann die Scheidung vom Tische und Bette auch durch Uebereinstimmung erreicht

werden. §. 103. Die volle Ehescheidung ist aber nur den nicht-katholischen Christen gestattet, und zwar "nach ihren Religionsbegriffen wegen erheblicher Gründe," wohin man denn sehr viele gerechnet hat, unter andern bössliche Verlassung, unüberwindliche Abneigung. §. 115. — Für das Verhältniß der Privatleute unter einander ist ferner eine bedeutende, gerade auch bey dem Standpuncte, welchen diese Legislation genommen, zu beachtende, Rücksicht: daß bey den Privatrechten, welche man einmahl zugeben will, der Privatwillkühr möglichst freyer Verkehr gestattet werde. Die gewöhnlichen positiven Bestimmungen über Freyheit des Eigenthums will Rec. hier nicht wiederholen, wohl aber einige Fälle herausheben, wo die Legislation jenen Grundsatz zu beschränken für nöthig gehalten hat. — Daß die Ehe in Ansehung ihrer Eingehung und Aufhebung nicht der reinen Privatwillkühr überlassen werden dürfe, hat man auch hier anerkannt; doch läßt sich wohl darüber streiten, ob es passend gewesen, einen solchen Einfluß den Beamten der Kirche zu gestatten, wie hier geschehen ist. Folgendes mag hier auszugsweise stehen: Bey der durch Uebereinstimmung zu erlangenden Scheidung vom Tische und Bette soll ein Pfarrer einen dreymahligen Versuch der Güte vornehmen, das Gericht aber soll, auf erfolgte Bescheinigung jenes Verfahrens, die Parteyen persönlich vorrufen, und, wenn sie vor demselben erklären, daß sie sowohl über die Scheidung, als über die Bedingungen in Absicht auf Vermögen und Unterhalt, mit einander einig sind, ohne weitere Erforschung die verlangte Scheidung bewilligen. §. 104, 105. Vor Abschließung der Ehe ist die Rücksicht über

Ehehindernisse von den Parteyen selbst und unter eigenem Nahmen nachzufuchen. Wenn sich aber nach geschlossener Ehe ein vorher unbekanntes auflösliches Ehehinderniß zeigen sollte, können sich die Parteyen, auch durch ihre Seelsorger und mit Verschweigung ihres Nahmens, an die Landesstelle um Nachsicht wenden. §. 84. Die Nachsicht von allen drey Aufgeböten ist unter andern gegen Ablegung des Eides, daß den Parteyen kein Hinderniß bekannt sey, zu ertheilen, wenn zwey Personen getrauet werden wollen, von denen schon vorhin allgemein vermuthet ward, daß sie mit einander verehelicht seyen. In diesem Falle kann bey der Landesstelle die Nachsicht von dem Seelsorger, unter Verschweigung der Nahmen der Parteyen, angesucht werden. §. 87. — Bey der väterlichen Gewalt hat man geglaubt, die Beschränkung der Kinder nur so weit gehen lassen zu dürfen, als nöthig ist, um die Kinder zu erziehen, und die Verwaltung ihres Vermögens statt ihrer zu besorgen. Daraus ist dann die Bestimmung hervorgegangen, daß, wenn sich von den Einkünften des dem Kinde zustehenden Vermögens ein Ueberschuß findet, und dem Vater nicht etwa von Seiten dessen, dem das Kind sein Vermögen zu verdanken hat, ein Nießbrauch eingeräumt ist, jener Ueberschuß angelegt, und darüber jährlich Rechnung abgelegt werden muß. Nur dann, wenn dieser Ueberschuß gering wäre, kann der Vater von Legung einer Rechnung frey gesprochen, und ihm derselbe zur freywilligen Verwendung überlassen werden. §. 150. Unstreitig wird dadurch, daß man die Kinder nicht mehr, als hier geschehen ist, eingeschränkt hat, das Gute befördert, daß

der Vater nicht so leicht aus Nebenabsichten die väterliche Gewalt verlängern wird. (S. oben.) Doch läßt sich wohl nicht behaupten, daß jene Bestimmung in jeder Hinsicht dem Interesse der Kinder ganz angemessen sey. Gar leicht können daraus Mißverhältnisse zwischen ihnen und dem Vater entstehen. Auch gibt es für den letzteren dabei der Versuchungen zu viele. — Bey den Beschränkungen der hilfbedürftigen Personen, welche nicht mehr unter der väterlichen Gewalt stehen, ist im Allgemeinen richtig, daß man die Obrigkeit durchgängig bey der Vormundschaften Anfänge und Fortdauer concurriren läßt, auch insbesondere eine jährliche Rechnungsablegung vor Gericht vorgeschrieben hat. §. 238. 839. Es ist bekannt, welchen großen Theils entgegengelegten Weg die Französische Legislation betreten hat: doch, wenn man auch sehr große Vortheile darin findet, daß der Familie des hilfbedürftigen eine vorzugsweise Concurrenz gestattet wird, so wird man auf der anderen Seite keinem Staate verdenken dürfen, wenn er den öffentlichen Beamten, welche er angesezt hat, die Besorgung jenes Interesse mit besonderer Sicherheit anvertrauen zu dürfen glaubt. — Bey der Beschränkung der Rechte eines Abwesenden ist Folgendes bemerkenswerth. Im Allgemeinen ist bestimmt, daß der Tod eines Vermissten nur unter gewissen Umständen vermuthet werden solle, nämlich wenn seit seiner Geburt ein Zeitraum von achtzig Jahren verstrichen und der Ort seines Aufenthaltes (doch wohl auch sein Fortleben, was ja nicht immer eines und dasselbe seyn wird) unbekannt geblieben, oder, ohne Rücksicht auf den Zeitraum von seiner Geburt, durch volle dreißig Jahre nicht mehr bekannt gewesen,

oder wenn die Person im Kriege schwer verwundet worden, dergleichen auf einem scheiternden Schiffe oder in einer andern nahen Todesgefahr gewesen und seitdem drey Jahre hindurch vermißt sey. §. 24. Sodann ist in Ansehung der Vermögensrechte des Abwesenden festgesetzt, daß (außer den Sicherheitsmaaßregeln, welche vor dem Eintritte jener Vermuthungen zum Besten des Abwesenden in einzelnen zutreffenden Fällen genommen werden sollen) nach jenen Zeitpuncten auf eine Todeserklärung angetragen werden kann, daß alsdann ein Curator für den Abwesenden zu bestellen und darauf dieser durch ein auf ein ganzes Jahr gestelltes Edict mit dem Besage vorzuladen sey, daß das Gericht, wenn während der Zeit keine Nachricht von seinem Leben eingehe, zur Todeserklärung schreiten werde. §. 277. Der Tag, an welchem eine solche Erklärung ihre Rechtskraft erlangt hat, wird für den Sterbetag gehalten, doch mit Vorbehalt eines Gegenbeweises (zum Besten eines Jeden, welcher ein Interesse hat, das Gegentheil darzuthun.) §. 278. Dagegen ist für den Fall, wo ein zurückgelassener Ehegatte eines Abwesenden zu einer anderweiten Ehe schreiten will, außer jener Procedur, noch hinzugefügt, daß nach dem Ablaufe jenes Jahres, auf wiederholtes Gesuch, das Fiscalamt oder ein rechtlicher und sachverständiger Mann zur Vertheidigung des Ehebandes bestellt und dann nach den Umständen entschieden, im Falle der Bewilligung aber das Urtheil durch das Obergericht zur höchsten Schlußfassung vorgelegt werden solle. §. 112. 114. Man sieht wohl, daß in jenen Bestimmungen, wenn man bloß auf das Verhältniß unter ihnen Rücksicht nimmt, die theoretische Consequenz hintangesezt ist. Nec.

sieht wenigstens nichts anders, als daß nun der Tod des Abwesenden in Beziehung auf die Erben rechtlich vorhanden seyn kann, während in Ansehung des zurückgelassenen Ehegatten das Gegentheil angenommen wird. Die Verschiedenheit der daraus hervorgehenden Resultate läßt sich aber freylich wohl vertheidigen; nur sollte man sie wohl auf einem andern Wege erreichen, nämlich so, daß man überhaupt gar nicht an die Idee einer Todeserklärung dächte. Man kann denn auch die Folge vermeiden, daß gerade diejenigen Erben den Vorzug haben müssen, welche am Tage jener Erklärung die nächsten sind; eine Folge, welche doch wohl in manchen Fällen, wo sie mit der natürlichen Ansicht von der Todeszeit gar nicht übereinstimmt, unbequem erscheinen wird. Dem Rec. scheint es besser, hier bey der Ansicht des C. N. zu bleiben. — Unter den Beschränkungen des Privatmannes und der Privatwillkühr ist noch zu erwähnen das Verbot der Erbverträge, §. 602. und die Bestimmung über (fideicommissarische) Nacherben und (Familien-) Fideicommissen. Es kommen hier ähnliche (nur nicht ganz so weit gehende) Grundsätze vor, wie im neuen Franzöf. Rechte. Wenn man nämlich solche Personen zu Nacherben ernennt, welche zur Zeit des errichteten Testaments noch nicht geboren sind, so kann sich die fideicommissarische Substitution in Rücksicht auf Mobilien bis auf den zweyten Grad erstrecken; in Ansehung der Immobilien nur bis auf den ersten Grad, bey welchen Graden man jedoch nur denjenigen Nacherben zu zählen hat, welcher zum Besitze der Erbschaft gelangt ist. §. 612. Langdauernde Familien-Fideicommissen erfordern die Einwilligung der gesetzgebenden Gewalt. §. 627.

Daß aber der Stifter des Fideicommisses sich unwiderruflich verpflichten könne, erhellet aus dem §. 628. — Ein anderer bey den Successionen vorkommender Grundsatz enthält einen bedeutenden Gegensatz gegen die Ansichten des Französ. Rechts. Sowohl bey den Descendenten, als bey den Ascendenten, welche einen Anspruch auf den Pflichttheil haben, ist Enterbung wegen bestimmter Gründe zulässig, §. 768 u. folg. Und da die Legislation bey dieser Materie die Französ. Gesetzgebung vor Augen gehabt und theilweise befolgt hat, so gehört wohl die Bemerkung hieher, daß jene Abweichung als eine nicht unglücklich gewählte erscheint. Freylich sind die Proceße über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit in solchen Fällen in mehr als Einer Hinsicht gar nichts Wünschenswerthes, doch zeigt auf der andern Seite die Erfahrung, daß die Unmöglichkeit einer Enterbung nicht selten widrige Mißverhältnisse, wenn auch nicht herbeiführt, doch wenigstens gar sehr erhöht. Ob übrigens der Abfall vom Christenthume gerade zu den Enterbungsgründen habe gezählt werden müssen, ist eine specielle Frage, welche hier wohl übergangen werden kann. — Neben den bisherigen ist wenigstens noch Ein Haupt-Moment zu nennen, welches mit den schon angedeuteten Gesichtspuncten in genauer Verbindung steht: die Rücksicht, durch diejenigen Privatrechte, welche man einmahl aufzustellen für gut fand, die (zur Anerkennung oder zu positiven Leistungen) Verpflichteten weder zu großer, noch zu geringer Beschränkung zu unterwerfen. Die Oesterreichische Gesetzgebung zeichnet sich hier nicht sowohl durch bedeutende neue Ansichten, als durch eine größten Theils glückliche Benutzung des

bereits Bekannten aus. Dahin rechnet Rec. vor allen Dingen dasjenige, was bey den Wirkungen und bey dem Uebergange dinglicher Rechte bestimmt ist. Folgendes zum Belege! Die Vindication findet gegen den redlichen Besitzer einer beweglichen Sache nicht Statt, wenn er beweiset, daß er diese Sache entweder in einer öffentlichen Versteigerung, oder von einem zu diesem Verfehr befugten Gewerbsmanne, oder gegen Entgeld von Jemanden an sich gebracht hat, dem sie der Kläger selbst zum Gebrauche, zur Verwahrung, oder in was immer für einer andern Absicht, anvertrauet hatte. Wird indeß bewiesen, daß der Besitzer entweder schon aus der Natur der an sich gebrachten Sache, oder aus dem auffallend zu geringen Preise derselben, oder aus den bekannten persönlichen Eigenschaften seines Vormannes, aus dessen Gewerbe oder andern Verhältnissen einen begründeten Verdacht gegen die Redlichkeit seines Besitzers hätte schöpfen können; so muß er als ein unredlicher Besitzer die Sache dem Eigenthümer abtreten. §. 367, 368. — Bey den unbeweglichen Sachen, bey welchen dingliche Rechte eine Vindication gegen jeden ungeschuldeten Dritten gestatten, ist für des Letztern Interesse dadurch gesorgt, daß zur Uebertragung durch Privatwillkühr und Intestat-Succession eine Einverleibung in dazu bestimmte öffentliche Bücher (Intabulation) gefordert wird. §. 431, 445, 481, 819. Dazu paßt sehr gut, daß Eigenthum und Servituten an Immobilien zum Besten desjenigen, auf dessen Namen dieselben eingetragen sind, in drey Jahren durch Verjährung erworben werden können, während außerdem dreßsig Jahre verlangt werden. §. 1467-1470. Auch ist sehr zweckmäßig,

daß, wenn man jene Intabulation will vornehmen lassen, zu diesem Endzwecke aber nicht alle Formen des Titels der Erwerbung sofort beigebracht sind, dennoch eine Pränotation gefordert werden darf, d. h. eine bedingte Eintragung in die öffentlichen Bücher, mit der Wirkung, daß man, so bald diese Vormerkung, zufolge richterlichen Ausspruches, gerechtfertigt ist, für den rechtmäßigen Eigenthümer u. s. f. von dem Tage an, wo man das Vormerkungsgesuch eingereicht hatte, gehalten wird. §. 438, 453, 481. — — Rec. muß wohl, mit Uebergang der andern, für diese Legislation wichtigen, Momente, zum Schlusse eilen. Es mag ihm daher nur noch erlaubt seyn, aus den Rechtsbestimmungen, bey welchen es vor allen Dingen auf Einfachheit ankommt, die Grundsätze über die Ordnung und Vertheilung der Intestat-Succession heraus zu heben. Sie scheinen gerade in der genannten Rücksicht sehr glücklich gewählt, empfehlen sich aber auch wohl in den übrigen dabey in Betracht kommenden Beziehungen. Rec. nennt dabey zuerst einen Theil der eigenen Worte des Gesetzes. — "Gesetzliche Erben sind zuvörderst diejenigen, welche mit dem Erblasser vermittelst ehelicher Abstammung durch die nächste Linie verwandt sind. Zur ersten Linie gehören aber diejenigen, welche sich unter dem Erblasser, als ihrem Stamme, vereinigen, nämlich: seine Nachkömmlinge. Zur zweyten Linie gehören des Erblassers Vater und Mutter, sammt denjenigen, die sich mit ihm unter Vater und Mutter vereinigen, nämlich seine Geschwister und deren Nachkömmlinge." Ganz auf dieselbe Weise schreitet das Gesetz bis zur sechsten Linie fort. §. 730, 731. Bey den Descendenten entscheidet die Nähe des

Grades, so wie im Römischen Rechte, und findet Vertheilung nach Stämmen Statt. §. 732-734. In der zweiten Linie bekommen die lebenden Eltern die ganze Erbschaft zu gleichen Theilen. In Ermangelung des Vaters oder der Mutter fällt jedemahl der Antheil, welcher diesen gebührt haben würde, resp. auf die Descendenz des fehlenden Vaters oder der fehlenden Mutter, wiederum mit der gedachten Vertheilung. Sind von einem verstorbenen Vater oder einer verstorbenen Mutter keine Descendenten vorhanden, so fällt der Antheil der ermangelnden Seite auf den noch lebenden der beiden Eltern, nachher auf dessen Descendenz. §. 735-737. In den folgenden Linien zeigt sich immer dasselbe Princip, daß der Ascendent vor seinen Nachkömmlingen den Vorzug hat, überall nach Stämmen vertheilt wird, und in Ermangelung des einen oder andern Stammes immer der Ascendent oder die Descendenz in dem zunächst verbundenen Stamme gewinnt. §. 738-751. — In Ansehung der unehelichen Kinder und der Ehegatten mag hier nur bemerkt werden, daß erstere, wenn sie nicht legitimirt sind, nur der Mutter succediren, dabei aber den ehelichen Kindern gleich stehen, letztere aber immer ein gewisses Successionsrecht haben. §. 754, 757.

Das Register ist sehr vollständig, und enthält sogar einige Rubriken aus den ältern Terminologien, welche in dem Gesetzbuche selbst nicht vorkommen; es wird in solchen Fällen auf diejenigen Materien verwiesen, mit welchen man etwa jene Terminologien verbinden könnte.

Das Papier und der Druck des Exemplars, welches der Rec. vor sich hat, ist in Ansehung

des Kupfern nicht sonderlich zu rühmen, fällt insbesondere in Vergleichung mit den meisten Ausgaben der Französischen Gesetzbücher sehr unangenehm auf.

Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: Niedere und höhere practische Stereometrie, oder kurze und leichte Messung und Berechnung aller regel- und unregelmäßigen Körper, und selbst der Bäume im Walde, nebst einer gründlichen Anweisung für Taxation des Holzgehaltes einzelner Bäume und Bestände und ganzer Wälder, besonders für Forstmänner, Baukünstler und Techniker bearbeitet von Wilhelm Hossfeld, herzogl. Sachs-Meinungischem Forst-Commissär, Lehrer an der Forst-Academie und Secretär der Forst-Societät zu Dreßigacker. 255 Darst. 6 Kupfert. 1812.

Diese practische Stereometrie ist ein Theil eines größern Wertes, welches der Verfasser bereits vor fünf Jahren über die forstliche Mathematik herauszugeben willens war, und im dritten Bande der Diana angekündigt hatte. Es ward aber dieses Werk für den jetzigen geringern Verkehr der Buchhandlungen zu weitläufig, so daß der Verfasser den Entschluß faßte, sich lieber auf diejenigen Hauptgegenstände des Forstwesens, welche bis jetzt noch nicht umständlich und gründlich genug bearbeitet worden sind, zu beschränken. Hierzu darf man nun allerdings auch die Stereometrie rechnen, die jedoch in dieser Schrift noch vollständiger vorgetragen ist, als sie eigentlich der Forstmann braucht, so daß also auch Andere sich derselben mit Nutzen bedienen

können. Der Verfasser beschränkt sich indessen hier nur auf die Berechnung körperlicher Räume. Die Ausmessung der Oberflächen müsse man als eine besondere Wissenschaft ansehen, die sich überdem ohne Beyhülfe der höhern Mathematik nicht mit einiger Vollständigkeit behandeln lasse. Es zerfällt die gegenwärtige Schrift in sechs Kapitel. I. Von den verschiedenen Körper- und Holzmaßen, nebst Verwandlung derselben. II. Vom Inhalte und dem Schwerpuncte der Grund- und Durchschnittsflächen der Körper. III. Vom Inhalte der einfachen Körper und ihrer Theile. Prisma, Pyramide, Kegel, runde Körper, insbesondere derer, welche aus der Umdrehung einer krummen Linie der zweyten Ordnung entstehen. Gekrümmte, zugespitzte, hornförmige Körper. IV. Vom Inhalte eines ganzen Baumes nach Holz und Reifig, vom Schätzen dieses Inhaltes, in so fern dabey nicht die größte Schärfe erforderlich ist. V. Vom Messen und Abschätzen ganzer Bestände und Wälder. Fast überall haben wir den Vortrag des Verfassers gründlich und deutlich gefunden. Nur an einigen Stellen, z. B. §. 54, IV. §. 65, bleiben einige Dunkelheiten zurück, die sich jedoch wohl durch den mündlichen Unterricht werden verdeutlichen lassen. So kann denn diese Schrift auch als eine nützliche Vorbereitung zur Lecture solcher Werke, welche sich noch weiter über die Stereometrie verbreiten, gebraucht werden. Mayer's hieher gehöriges Werk scheint der Verfasser nicht gekannt zu haben, indem wir es nirgends angeführt finden. Es würde ihm jedoch für die Ausübung noch manche brauchbare Vorschriften an die Hand

gegeben haben, die wir hier gänzlich vermiffen. Dagegen finden wir fehr häufig die Anwendung des Schwerpunctes der Figuren auf die Beftimmung körperlicher Räume: eine Methode, die uns erftlich mißfällt, weil fie Principien involvirt, die nicht geometrifch find, und zweytens, weil fie für die Ausübung felten brauchbarere Hülfsmittel, als andere bloß geometrifche Methoden, darbietet, und die Beftimmung des Schwerpunctes öfters fchon in leichtern Fällen mit Schwierigkeiten verknüpft ift. Bey der Berechnung des Inhaltes abgekürzter Kegel, welche dem Forftmanne fo häufig vorkommt, hat uns die Formel S. 105 fehr wohl gefallen, weil fich der Forftmann dabey fogleich der zweyten Tafel für die Kreisflächen bequem bedienen kann, wodurch denn die Rechnung allerdings abgekürzt wird, weil wohl in den wenigften Fällen eine folche Genauigkeit verlangt wird, daß für dergleichen Data, welche in der Tabelle nicht geradezu vorkommen, eine Interpolation oder Proportional-Theile erforderlich feyn follten. Ueberhaupt hat fich der Verfaffer überall bemüht, abgekürzte, aber doch für die Ausübung öfters hinlänglich genaue, Vorfchriften aus den völlig genauen Formeln abzuleiten, und diefe oder jene Berechnungen auch noch durch verfchiedene Tafeln zu erleichtern. Der größte Theil diefer Schrift befchäftigt fich übrigens mit Gegenftänden der forftlichen Stereometrie, in der nicht leicht irgend ein hieher gehöriger Fall ganz mit Stillfchweigen übergangen ift.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 1. Februar 1813.

Göttingen.

Hr. Doctor Kieser, jetzt Professor der Medicin zu Jena, hatte im Monath April verwichenen Jahres 1812 der königl. Societät der Wissenschaften, von der er correspondirendes Mitglied ist, eine Abhandlung in Französischer Sprache eingesandt, unter dem Titel: *Anatomie comparée des conifères et des arbres verts*, nebst zwey sauber gezeichneten Blättern, 14 Figuren enthaltend, von der wir noch eine Nachricht zu geben schuldig sind. Der Zueignungsbrief meldete, daß die hierin vorgetragenen Beobachtungen nur Theil einer größern Arbeit wären, die der Verfasser zu einem andern, damahls noch geheim zu haltenden, Zwecke unternommen hatte. Nun kann aber der Schleier aufgehoben, und das Geheimniß enthüllet werden. Die größere Arbeit des Hrn. Prof. Kieser über Pflanzen-Anatomie und Physiologie ist seitdem von der Leylerischen Gesellschaft in Haarlem, welche eine wichtige Preisfrage über diesen Gegenstand für das Jahr 1812 aufgestellt hatte, gekrönt, und dem Verfasser ist

die große goldene Medaille, 400 Holländische Gulden an Werth, zu Theil geworden. Diese seine Preischrift, auch Französisch geschrieben (die er aber selbst einmahl Deutsch zu bearbeiten denkt), etwa 80 bis 90 Bogen in Quart stark, wird nächstens im Druck erscheinen, mit 25 Kupfertafeln, welche in Amsterdam gestochen werden, und die, nach der einen schon fertigen zu urtheilen, ungemein deutlich und schön seyn werden. Desto erfreulicher muß Jedem, dem es um die Wissenschaft Ernst ist, diese Anzeige seyn, da bekanntlich der Hr. Prof. Kieser zu derjenigen Schule speculativer Forscher gehört, die von Einigen einer gänzlichen Vernachlässigung der Erfahrung beschuldigt werden. Daß dieß der Fall nicht so ganz ist, haben schon Mehrerere durch die That bewiesen, und Hr. Prof. Kieser beurkundet es von neuem durch die gegenwärtige und die größere Schrift, welche so reich an Erfahrungen und Beobachtungen sind, und so viele reelle Kenntnisse an den Tag legen. Kein echter Naturphilosoph kann die Erfahrung weder verachten, noch vernachlässigen: nur muß die Erfahrung nicht bedeutungslos und unfruchtbar bleiben.

Wir wenden uns wieder zu der Abhandlung des Hrn. Prof. Kieser. Da sie einen Anhang zu der größern Preischrift des Verfassers abgibt, und mit dieser erscheinen wird, so verweisen wir, was den botanisch-anatomischen Inhalt betrifft, auf eine künftige Anzeige des Ganzen. Wir wollen nur im Kurzen bemerken, daß die hier enthaltenen Beobachtungen über den innern Bau, die Organisation, die verschiedenen Gefäße, Zellen und Legumente der zapfentragenden sowohl, als immer-grünenden Bäume, mit größtem Fleiße und gewissenhafter Genauigkeit scheinen angestellt zu

seyn, und zu wichtigen Resultaten führen. Sie sind sämmtlich microscopisch, höchst fein und sinnreich, und lassen in dem Verfasser einen Liebersühn für die Pflanzen-Anatomie erwarten. Ueberraschend sind besonders seine Aufschlüsse über die Gefäße mit Spiralfasern, und über die durch die Zwischenräume der Zellen gebildeten. Doch glaubt Referent bemerken zu müssen, daß die Forscher der neuen Schule (welche überhaupt Aehnlichkeiten da suchen, wo keine sind, und so in Spielereyen des vergleichenden Witzes sich gar oft verlieren) allzu sehr in Pflanzen Functionen und Verrichtungen des thierischen Organismus wiederzufinden streben, und dadurch vielleicht in einen falschen Zoomorphismus gerathen. Einen ganz andern Typus der Organisation muß man für die Offenbarungen und Erzeugnisse der tellurischen Kraft annehmen, als den für die einer Solar-kraft geltenden; sonst wird man noch wohl auf viele verzögernde Abwege geführt.

Paris.

Der fünfte Band der *Histoire littéraire d'Italie* par P. L. Ginguené (s. oben S. 107 die Anzeige des vierten Bandes) enthält in zwey Kapiteln die Fortsetzung und den Beschluß der Geschichte der romantischen Epopöe der Italiäner im sechszehnten Jahrhundert; dann in acht Kapiteln, wovon sieben ausschließlich mit Torquato Tasso sich beschäftigen, die Geschichte der heroischen Italiänischen Epopöe, wie der Verf. sie nennt; und in Einem Kapitel die Nachrichten von der burlesken Epopöe der Italiäner bis auf Tassoni, an dessen *Secchia rapita* in diesem Bande die Reihe noch nicht kommt. Auch hier ist die Ausführlichkeit — denn auch dieser Band ist über anderthalb

Alphabet stark — dem Verf. zu statten gekommen, die angezeigten Gedichte so genau zu analysiren, daß Jeder, wer sie noch nicht kennt, sich von ihrem Geiste und Inhalte einen so vollständigen Begriff machen kann, als es, ohne sie selbst zu lesen, möglich ist. Die Critik des Verf. ist, wie in den vorigen Bänden, verständig, treffend, und frey von den Vorurtheilen, die seiner Nation vorgeworfen werden. Ueber den *Girone il cortese* des Alamanni urtheilt der Verf., es sey un poëme fort noble, fort raisonnable, et généralement bien écrit, mais froid, et par consequent un peu ennuyeux, peut-être par cela même, que l'auteur y a mis trop d'ordre et de raison. Man dürfe vielleicht auf die romantische Epopöe überhaupt anwenden, was Terenz (an einer bekannten Stelle) von der Liebe sagt: so Etwas mit rechter Vernunft behandeln, sey ungefähr eben so viel, als mit Vernunft rasen wollen. Das mag wahr seyn in einem gewissen Sinne. Aber uns dünkt, die wahre Vernunft zeige sich nicht sowohl in nüchternen Befolgung schulgerechter Methoden, als darin, daß man jedes Ding nach seiner Natur behandelt. Nur ein so ausgezeichnete vernünftiger Dichter, wie Ariost war, konnte in das Chaos romantischer Fabeln diejenige Ordnung bringen, die der lyrischen Unordnung ähnlich, und doch, der Natur der Sache gemäß, eine romantisch-epische Ordnung ist. Alamanni aber bewies durch seine Arbeit, daß Vernunft, feiner Geschmack und das Talent, elegante Verse zu machen, bey weitem nicht hinreichen, einem Geisteswerke poetisches Leben einzuhauchen. — Den *Amadis* des Bernardo Tasso scheint der Verfasser ein wenig zu hoch zu stellen. Daß man diesem Gedichte in der Reihe der romantischen Epopöen der Italia-

ner den zweiten Platz zuerkennen muß, läßt sich nicht wohl läugnen. Aber der zweite Platz müßte auch einem noch geringeren Verdienste zugestanden werden, wenn zwischen diesem und dem höchsten kein Mittel läge. Das poetische Verdienst des Amadis von Bernardo Tasso besteht, wie der Verfasser nach Dolce richtig bemerkt, in der edeln Sprache, dem trefflichen, immer den Gegenständen angemessenen und mit ihnen abwechselnden, Style, und in dem durchgängig herrschenden lebendigen Ausdrucks eines hellen Verstandes und feinen Beobachtungsgeistes: Vorzüge genug, um die Achtung zu rechtfertigen, in der dieses Gedicht noch immer bey den Italiänern steht. Vergleichen wir es aber mit Ariost's Roland, dann fällt in das Auge, wo es dem Gedichte des Bernardo fehlt. Alle Talente dieses geistreichen Mannes reichten nicht hin, dem Ganzen seiner Dichtung einen wahrhaft poetischen Schwung zu geben. Schade, daß Hr. Gingrené nach seiner Anordnung der Materialien nicht schon bey dieser Gelegenheit auch Nachricht von den trefflichen Briefen des Bernardo Tasso geben konnte, die unter allen in neueren Sprachen geschriebenen Briefen, nach dem Bedünken des Recensenten, denen des Cicero am ähnlichsten, und doch von aller affectirten Alterthümlichkeit frey sind. — Der mißlungenen Nachahmungen des Ariostischen Roland hat der Verfasser über sechzig nachhaft gemacht. Man darf also wohl mit ihm sagen: *La passion pour la poésie romanesque fut une espèce de fureur.* — Die trockene und langweilige *Italia liberata* von Trissino wird von dem Verfasser für das erklärt, was sie ist. Dem Verdienste, das sich der fleißige Trissino um die Cultur der Italiänischen Sprache erworben, wi-

verfährt Gerechtigkeit. — Vennähe zwey Dritteile des Bandes nehmen die Nachrichten über Torquato Tasso und die Analyse des befrejerten Jerusalems dieses Dichters ein; und doch mußte, nach dem Plane des Verfassers, Alles, was über die lyrischen und dramatischen Gedichte Tasso's zu sagen war, für einen der folgenden Bände zurückgelegt werden. Auf diese Art finden wir nun hier Tasso's Leben nach Manzo und andern Gewährsmännern gut erzählt, und den persönlichen Character dieses großen Dichters in Beziehung auf sein poetisches Verdienst richtig gewürdigt. Bey der Beurtheilung der critischen Streitigkeiten über Tasso's Jerusalems und dessen Verhältniße zu Ariost's Roland leitete den Verf. die verständige, oben von ihm voran geschickte, in der Französischen Poetik über neue, Unterscheidung der drey wesentlich verschiedenen Gattungen epischer Gedichte in der Italiänischen Litteratur. Da aber bey dieser Gelegenheit von den lyrischen Werken des Dichters nur beyläufig die Rede seyn konnte, so zeigt sich auch bey der vom Verf. angestellten sehr umständlichen Zergliederung des großen Gedichts nicht hinlänglich, welchen Einfluß der lyrische Grundton der Poesie Tasso's auf seine epische Art, zu dichten, hatte. Das Schwärmerische, das in Tasso's persönlichem Character lag, und aus diesem vorzüglich in seine lyrische Poesie überging, hat keinen geringen Antheil an der wesentlichen Verschiedenheit zwischen Tasso und Ariost. Daß der Verf. nicht blindlings für Tasso's Jerusalems eingenommen ist, zeigt seine scharfe Critik der Fehler dieses Gedichts. Besonders rügt er mit Recht mehrere gesuchte und zugespitzte Gedanken (conceitti), von denen einige der schönsten, besonders der pathetischen Partien,

entstellt werden. Aber auch diese Fehler stammen, wie uns dünkt, aus der damahls schon ausartenden lyrischen Poesie der Italiäner ab. Ungeachtet aller dieser und anderer Fehler erklärt der Verf. mit vollem Rechte Tasso's Jerusalem für eines der herrlichsten und vollendetsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes. Es über Virgil's Aeneide zu stellen, sagt er, könne nur Critikern von falschem Geschmacke einfallen; aber unmittelbar nach der Aeneide behaupte Tasso's Jerusalem den Rang vor allen heroischen Epopden der alten und neuern Litteratur; es sey folglich in der neuern Litteratur ohne Einschränkung das vorzüglichste Werk seiner Art. — Bey den ersten eigentlich comischen oder burlesken epischen Gedichten der Italiäner durfte der Verf. allerdings nicht lange verweilen. Sie verdienen, für sich betrachtet, keine auszeichnende Aufmerksamkeit. Aber unsers Erachtens beurtheilt man diese Gedichte am richtigsten nach ihrem Zusammenhange mit dem ganzen burlesken Theile der Italiänischen Litteratur des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Dann erscheinen sie höchst wichtig als Denkmähler eines nicht unbedeutenden Zuges in dem Italiänischen Character und in der ganzen Sinnesart des Zeitalters. Die ausschweifende Leichtfertigkeit des Italiänischen Wizes in jenen Zeiten hielt der poetischen Schwärmercy immer die Wage. Daher kam es, daß die Italiänische Poesie, ungeachtet die Nachahmung Petrarch's in der Mode blieb, nie so schwärmerisch werden konnte, wie die Spanische und Portugiesische.

Berlin.

Bey G. E. Nauck: Zu Platons Phädon, von Sr. Aug. Wolf. Quart 49 Seiten. 1811.

Es ist ohne Zweifel ein trefflicher Gedanke, Beiträge zur Vervollkommenung des öffentlichen Unterrichts dem Publicum im Druck mitzutheilen, daselbe auch in der Ferne, wenn es will und kann, am öffentl. Lehrvortrage Theil nehmen zu lassen, dem unzweckmäßigen Nachschreiben zu steuern, und von der neuen so kräftig aufblühenden Universtät zu Berlin Zeugniß abzulegen, wie und womit sie sich beschäftige. Hierzu hat der Hr. geh. Rath W. die ersten 23 Kapitel des Phädon gewählt, zunächst mehreren seiner Zuhörer zu Gefallen, die dem mündlichen Vortrage benutzwohnen verhindert wurden, mit beständiger Hinsicht auf die vorhergehenden Interpreten, welche, wenn sie irreten, mit Feinheit, und oft gleichsam nebenher, berichtigt werden, exegetisch und kritisch. Am Ende ist eine Latein. Uebersetzung beygefügt worden, welche fast nichts zu wünschen übrig läßt. Von neuem werden hier die schon großen Erwartungen begründet und erhöht, welche wir uns von des Verf. angekündigter Ausgabe der Werke Platons gemacht haben. Erlaubte es der Plan unserer Bel. Anz., so würden wir manches Vortreffliche aus diesen Blättern ausheben können. Wer mit den gehörigen Vorkenntnissen zum Studium dieser musterhaften Monoaraphie hinzukommt, wird sich durch Eleganz, Scharfsinn und Gründlichkeit, die hier mit einander vereinigt sind, angezogen fühlen, an Kenntnissen und Stoff zum Nachdenken bereichert das Werkchen aus der Hand legen, und die Jünglinge glücklich preisen, die von einem so geistreichen, geschmackvollen und gründlich gelehrten Mystagogen die Weihe des Alterthums empfangen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1813.

Paris.

Mémoires de Physique et de Chimie de la Société d'Arcueil. Tome second. 1809. 498 Seiten in Octav.

Die vor uns liegende Fortsetzung der Mémoires der von Berthollet gestifteten Gesellschaft zu Arcueil steht in Absicht der Reichhaltigkeit und des Interesse der darin enthaltenen Abhandlungen und Notizen dem ersten Bande in keiner Hinsicht nach. Obgleich ein Theil dieser Abhandlungen durch Auszüge und Uebersetzungen bereits bekannt geworden ist, so glauben wir dessen ungeachtet von dem Inhalte derselben in unsern Blättern eine genaue Uebersicht geben zu müssen. Die bey weitem größte Anzahl derselben schlägt auch dießmahl wieder in die Chemie ein, daher wir auch von diesen zuerst Nachricht ertheilen wollen, worauf dann die physicalischen folgen sollen.

Die zur Chemie gehörigen Abhandlungen sind folgende: S. 9 Chénard über die Einwirkung vegetabilischer Säuren für sich und in Verbindung

mit Mineralsäuren. Auch Th. erhielt, wie schon früher Scheele, bey der Destillation von Weinstein- säure, Citronensäure, Apfelsäure, Benzoesäure, Sauerleesäure und Gallussäure mit Alkohol, ohne Zusatz von Mineralsäuren oder Essigsäure, keine ätherartige Flüssigkeiten, und er vermuthet daher, daß von den vegetabilischen Säuren nur allein die Essigsäure mit dem Alkohol, ohne Mitwirkung von Mineralsäuren, Aether zu bilden im Stande sey. Dagegen fand er, daß die genannten vegetabilischen Säuren mit Alkohol eigenthümliche bindere ätherartige Verbindungen lieferten, so bald sie zugleich mit concentrirten Mineralsäuren, welche den Alkohol stark zu condensiren vermögen, der Destillation unterworfen werden. — S. 23 und 492 Derselbe über die Verbindung der Säuren mit vegetabilischen und animalischen Substanzen. Aus den hier vorausgeschickten Versuchen über den so genannten künstlichen Campher glaubt der Verf. folgern zu können, daß derselbe eine bindere Verbindung von Salzsäure mit unverändertem Terpen- thinöhl sey, und daß also das Terpenthinöhl hier- bey nicht, wie Gehlen will, durch die Einwirkung der Salzsäure zugleich in seiner Mischung eine Ver- änderung erlitten habe. Diese Erfahrung, ver- bunden mit denen, welche der Verf. über die Aether- arten gemacht hat, veranlassen ihn, nun überhaupt das Verhalten der vegetabilischen und animalischen Substanzen gegen die Säuren zu untersuchen. Für dießmahl beschränkt sich indeffen derselbe auf einige allgemeine Bemerkungen darüber, die allerdings man- che interessante Ansicht über die Natur der vegeta- bilischen und animalischen Körper eröffnen, aber erst durch genaue und vielfältig wiederholte Versuche wahren Werth erhalten können. — S. 42 C. L.

Berthollet über das Mischungsverhältniß verschiedener Neutralsalze. Enthält insbesondere Berichtigungen zu den von dem Verf. in der Suite de recherches sur les lois de l'affinité gegebenen Analysen des schwefelsauren Baryt und des salzsauren, schwefelsauren und salpetersauren Kali. — S. 68 und 484 Derselbe über die zusammengesetzten inflammablen Gasarten. Diese Abhandlung ist eine Fortsetzung der frühern Untersuchungen des Verf. über diesen Gegenstand. Dießmahl beschäftigt er sich hauptsächlich mit den inflammablen Gasarten, welche durch Destillation aus Kohlen und beim Hindurchtreiben von Campher und Oehl-dämpfen durch glühende Röhren erhalten werden. Durch die hier aufgeführten Versuche findet Berthollet sich veranlaßt, diese inflammablen Gasarten anstatt sonst für bloß binäre Verbindungen aus Kohlenstoff und Wasserstoff, jetzt mit Murray zu Edinburgh für oxygenirte Kohlen-Wasserstoffgase (gaz hydrogènes oxicarburés) zu halten. In Ansehung des gasförmigen Kohlenoxyds glaubt er aber bey seiner alten Meinung bleiben zu müssen. In dem aus den Kohlen sich entbindenden Kohlen-Wasserstoffgase nimmt er, zumahl nach den S. 484 erzählten Versuchen, auch noch einen Azote-Gehalt an, und glaubt demnach, daß die völlig ausgekühlte Kohle außer Wasserstoff auch noch einen Antheil Oxygen und Azote zurückhalte. — S. 104 Decandolle über die Neigung der Pflanzen zum Lichte. — S. 159 Gay-Lussac über die Beziehung, welche zwischen der Oxydation der Metalle und ihrer Sättigungs-Capacität durch Säuren Statt findet. Aus dem Verhalten der Metalle bey ihren gegenseitigen Fällungen beweiset der Verf., daß in den Metallsalzen dieselbe

Menge einer und derselben Säure eine durchgehends constante, mit der metallischen Grundlage des Oxyds verbundene, Menge Oxygens sättigt, und daß die Säuren-Mengen, welche die verschiedenen Metalloxyde zu ihrer Sättigung erfordern daher jedesmahl im Verhältniß der Capacitäten ihrer Grundlage zu dem Oxygen stehen. Kennt man mithin die Zusammensetzung der Verbindung einer Säure mit irgend einem Metalloxyde genau, so daß auch zugleich das Mischungsverhältniß des Oxyds bekannt ist, so läßt sich hieraus die Mischung der übrigen salzigen Verbindungen dieser Säure mit den Metallen durch Rechnung bestimmen, so bald man nur deren Capacitäten für das Oxygen kennt. Eine Thatsache, welche seitdem durch Berzelius nicht nur volle Bestätigung erhalten hat, sondern von diesem Chemiker auch tiefer verfolgt und allgemeiner entwickelt worden ist. — S. 176

Chénard und Biot vergleichende Analyse des Arragonits mit dem rhomboidalischen Kalkspath, nebst Untersuchungen über die Strahlenbrechung beider Mineralien. Die räthselhafte Verschiedenheit des Arragonits vom spathigen Kalkstein haben Thénard, dem wir schon früher Untersuchungen über des Arragonits verdanken, aufs neue veranlaßt, mit Biot noch einmahl diesen Gegenstand vorzunehmen. Aber auch diese Analyse ließ den Verfassern keinen chemischen Unterschied zwischen beiden Mineralien entdecken, so wie auch die angehängten Versuche über die Strahlenbrechung derselben auf völlige Identität zwischen beiden schließen lassen. — S. 207

Gay-Lussac über die wechselseitige Verbindung der gasförmigen Substanzen. Eine höchst interessante Abhandlung, worin der Verf. sich bemüht, darzuthun, daß die ela-

flüchtig-flüssigen Substanzen mit einander dem Volumen nach stets in den einfachsten Verhältnissen, als 1:1, 1:2 und 1:3 sich verbinden, und daß gleichfalls die bey ihrer Verbindung Statt habenden Verdichtungen dem Volumen nach in ähnlichen Verhältnissen zu dem Gesamt-Volumen stehen. — S. 235 Derselbe über den salpetrichen Dampf und die Anwendung des Salpetergases als eudiometrisches Mittel. Die außerordentlichen Abweichungen, welche bisher in den Verhältnissen beobachtet wurden, worin das Salpetergas sich mit dem Oxygen gas vereinigt, und wodurch die Anwendung dieses Gases zur Analyse der Luft so trügerlich geworden ist, veranlaßten kürzlich Dalton, über diesen Gegenstand neue Versuche anzustellen. Zufolge dieser nahm er an, daß das Oxygen sich dem Volumen nach in zwey constanten Verhältnissen mit dem Salpetergase vereinigen lasse, und daß in dem einen Fall, wo 100 Theile Oxygen gas mit 171,4 Salpetergas sich verbänden, Salpetersäure erzeugt werde, während in dem andern Fall 100 Oxygen gas mit gerade doppelt so viel Salpetergas, also mit $2 \times 171,4 = 342,8$ Theile dieses Gases, salpetrichte Säure lieferten. Da nun häufigst die Vereinigung beider Gasarten gleichzeitig nach beiden Verhältnissen erfolge, so erklärte sich hieraus die große Verschiedenheit in der Angabe der Stärke der gegenseitigen Absorption derselben. Gay-Lussac stimmt Dalton in dieser Meinung, daß das Salpetergas sich in zwey constanten Verhältnissen mit dem Oxygen verbinde, und sich in dem einen Fall Salpetersäure, und in dem andern salpetrichte Säure bilde, bey, weicht aber in dem Verhältniß, in welchem diese beiden Verbindungen Statt haben, von ihm ab. Nach dem Verf. sollen näm-

lich dem Volumen nach 100 Theile Oryngengas entweder mit 200 Salpetergas, wo Salpetersäure entsteht, sich vereinigen, oder mit 300 Salpetergas, in welchem Fall das Product salpetriche Säure ist. Nach diesem letztern Verhältnisse erfolge die Vereinigung beider Gasarten allemahl, wenn das Salpetergas vorwaltend sey, und die Vermischung in nicht zu engen Röhren vorgenommen werde. Auf diese Erfahrung gründet er ein Verfahren, sich des Salpetergases zur Analyse der Luft mit eben der Sicherheit zu bedienen, als des Wasserstoffgases und der andern als gut erprobten eudiometrischen Mittel. Zugleich theilt er die Beschreibung und Abbildung eines für dieselben Untersuchungen sehr zweckmäßigen Eudiometers mit, das dem unvollkommenen Fontanaischen mit Recht vorgezogen zu werden verdient. Es ist fast dasselbe Instrument, dessen sich Hr. von Humboldt anstatt des früher von ihm angegebenen Anthracometers zur Untersuchung von Gasarten auf Kohlensäure bedient. Rec. glaubt bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß das von Gay-Lussac angegebene Verfahren, unter den gehörigen Cautelen angewandt, ihm gleichfalls sehr übereinstimmende Resultate mit dem Voltaischen Eudiometer gegeben hat. — S. 268 A. B. Bertholler über die Mischung des Ammoniafs. Der leider schon verstorbene Verf. vertheidigt darin gegen Davy die von seinem Vater zuerst gegebene Analyse dieses Alkali's. Seinen Versuchen zufolge fand er dasselbe, dem Volumen nach, aus 75,5 Wasserstoffgas und 24,5 Salpeterstoffgas zusammengesetzt, oder dem Gewichte nach, wenn dabey die Gewichtsbestimmungen dieser beiden Gasarten von Biot und Arago zum Grunde gelegt werden, aus 81,13 Salpeterstoff und 18,87

Wasserstoff. Angehängt sind mehrere nicht unwichtige Bemerkungen über das Voltaische Eudiometer und dessen Gebrauch. — S. 295 geben Gay-Lussac und Thénard Auszüge aus den von ihnen im Institute vom 7. März 1808 bis zum 27. Februar 1809 vorgelesenen Abhandlungen über die Metalle der Alkalien, und die Zusammensetzung der Flußsäure, Borapflure und Salzsäure. — S. 359 Provencal und Humboldt über die Respiration der Fische. Diese Abhandlung enthält nur den Anfang einer größern, über diesen Gegenstand von den Verfassern unternommenen, Arbeit. Sie beginnen ihre Versuche zuerst mit einer Analyse der im Flußwasser (Seinewasser) enthaltenen Luft. Der Luftgehalt des Flußwassers beträgt, ihren Versuchen zufolge, ungefähr $\frac{1}{3}$ des Volumens des Wassers. Auch fanden sie denselben während der drey Monathe, Februar, März und April, in denen die hier mitgetheilten Versuche angestellt wurden, nur um $\frac{2}{1000}$ veränderlich. Der Orygengehalt dieser Luft fiel zwischen 0,306 und 0,314 aus. Nach diesen Bestimmungen, über deren Ausmittelungsart die Verfasser die nöthige Auskunft geben, wenden sie sich zu den Respiration-Versuchen selbst. Folgendes sind die wichtigsten Resultate, welche aus den bereits von ihnen mitgetheilten Untersuchungen über das Respiration-Geschäft dieser Thiere hervorgehen: 1) Die Fische respiriren außer dem Orygen auch zugleich eine sehr bedeutende Menge Azote. Dieselbe verhält sich zu der des Orygens ungefähr, wie 1:2 oder auch wohl wie 3:4 dem Volumen nach. Bestätiget es sich, daß der Mensch und die warmblütigen Thiere bey ihrer Respiration der Luft nur Orygen entziehen, wie solches aus den Versuchen

von Allen und Pepys, und denen, welche Berthollet in diesen Mémoires mittheilt, zu erhellen scheint, so ergibt sich hieraus ein höchst merkwürdiger Unterschied in der Oeconomie dieser Thiere. 2) übersteigt die Menge des von den Fischen absorbirten Orygens um Vieles die des producirten kohlenfauren Gases. In einigen Versuchen fanden die Verfasser dieselbe doppelt so groß, als die des kohlenfauren Gases. 3) Wasser, welches mit kohlenfaurem Gas gesättigt worden ist, wirkt auf Fische als ein heftiges Gift. Schleihen sterben darin binnen wenigen Minuten unter heftigen Convulsionen. 4) Haben die Verfasser auch durch entscheidende Versuche gezeigt, daß die Fische nicht allein mit Hülfe der Kiemen, sondern auch mit dem übrigen Körper, die im Wasser enthaltene Luft athmen, obgleich die Luft-Absorptionen durch den Körper viel langsamer geschehen. — S. 425 Descostils über den Bleiglanz. D. untersuchte das Verhalten dieses Mineralkörpers im Feuer und gegen die Luft, das Wasserstoffgas und einige andere elastische Flüssigkeiten, indem er letztere über dasselbe bey höheren Temperaturen hinweg leitete. Obgleich der Bleiglanz für sich destillirt, verflüchtigt wird, so werde doch dessen Verflüchtigung bey dem Hinüberleiten der genannten elastischen Flüssigkeiten ungemein erhöht. Daher der Verf. glaubt, daß der Bleiglanz nur mit Hülfe von Eisen, ohne bedeutenden Verlust an Metall zu erleiden, im Großen zerlegt werden könne. Auch will er gefunden haben, daß dieses Schwefel-Metall bey der Destillation zum Theil in ein Sous-sulfure de plomb umgeändert werde. — (Wird fortgesetzt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1813.

Paris.

Mémoires de Physique et de Chimie de la Société d'Arcueil. *Tome second.* (Fortsetzung der S. 200 abgebrochenen Anzeige.)

— S. 448 C. L. Berthollet über die Orientalischen Bezoare. Unter den Geschenken, welche der König von Persien dem Kaiser Napoleon übersandte, befanden sich auch drey echte Orientalische Bezoare, welche der Kaiser dem Verf. zustellen ließ, um sie einer chemischen Analyse zu unterwerfen. Die Farbe dieser Bezoare war äußerlich schwarzgrün, inwendig hingegen braun. Sie hatten alle eine eiförmige Gestalt, waren äußerlich sehr glatt, wie polirt, und bestanden aus unregelmäßigen concentrischen Lagen. Der eine enthielt als Kern ein Häufwerk von Stroh und einigen andern kleinen Pflanzentrümmern. In einem andern fand sich ein Holzsplinter von der Größe einer Nadel. Ein homogenes Stück dieser Bezoare hatte ein specifisches Gewicht von 1,463. Aus

der von **B.** damit angestellten Analyse ging das merkwürdige Resultat hervor, daß die Substanz dieser Bezoare in ihrem chemischen Verhalten völlig mit der Holzfaser übereinkommt. Da nun offenbar diese Concretionen sich in dem Magen der Thiere erzeugt haben, so wird es hieraus höchst wahrscheinlich, daß dieselben eine nur bloß modificirte Holzfaser sind, welche von den Vegetabilien herrührt, wovon sich das Thier, in dem die Bezoare angetroffen werden, ernährt hat. Daß die Substanz dieser Bezoare ein viel dichteres Gefüge und ein größeres eigenthümliches Gewicht besitzt, und überhaupt das Ansehen eines Steins angenommen hat, läßt vermuthen, daß die Holzfaser, aus welcher sie entstanden sind, zuvor in dem Magen erweicht und gleichsam aufgelöst worden ist, und erst nachgehends bey ihrer Fällung durch eben die Umstände, welche diese veranlaßten, diesen Grad von Verdickung erhalten hat. Es gibt demnach, wie diese Analyse zeigt, auch unter den Orientalischen Bezoaren verschiedene Arten, denn der von Fourcroy und Vauquelin analysirte Orientalische Bezoar verhielt sich völlig wie ein Harz, obgleich derselbe, wie Berthollet bemerkt, im Aeußern dem von ihm untersuchten sehr ähnlich war. — S. 454 Derselbe über die Veränderungen, welche in der Luft durch die Respiration hervorgebracht werden. Die von dem Verf. hier erzählten Versuche sind vorzüglich mit Meerschweinchen und Kaninchen in seinem im ersten Bande dieser Mémoires beschriebenen Manometer angestellt worden. In allen fand durch die Respiration dieser Thiere eine augenscheinliche Verminderung des Total-Volumens der Luft Statt, wenn

gleich dieselbe nicht so beträchtlich war, als sie Davy nach seinen Versuchen angibt. Daß neben dem atmosphärischen Sauerstoff auch zugleich ein Theil der atmosphärischen Azote durch die Respiration latent werde, wie solches schon von Priestley, und neuerdings von Davy und Pfaff, behauptet worden ist, zeigte sich durch diese Versuche eben so wenig, als durch die der Englischen Chemiker Allen und Pepys, bestätigt. Vielmehr bemerkte B. eine geringe Vermehrung desselben, welche er indessen glaubt von Neben Umständen ableiten zu müssen, wodurch die absolute, durch die Respiration verzehrte, Sauerstoffmenge um etwas zu gering erhalten worden ist, als sie wirklich betragen hat. — S. 463 Derselbe Versuche über die gegenseitige Vermischung verschiedener Gasarten. Diese Versuche wurden in einem Keller, wo die Temperatur constant $+ 11^{\circ}$ C war, in zwey Ballons von fast gleicher Capacität, die mittelst eines Hahnes durch eine 26,5 Centimeter lange und 5 Millimeter weite Glasröhre mit einander in Verbindung gesetzt werden konnten, aufgestellt. Nachdem die Ballons unter der gehörigen Vorsicht ein jeder mit einer besondern Gasart gefüllt worden war, wurden beide Gasarten durch die Communicationsröhre mit einander in einer verticalen Lage in Verbindung gesetzt. Die zu den Versuchen angewandten Gasarten waren atmosphärische Luft, Sauerstoffgas, Salpeterstoffgas (Gaz azote), Wasserstoffgas und kohlensaures Gas. Am schnellsten und genauesten vermischte sich das Wasserstoffgas mit den übrigen, obgleich dasselbe jedesmal in den obern Ballon gebracht worden war. Bey den übrigen erfolgte ihre gegenseitige Ver-

mischung nur langsam. — S. 470 Derselbe über die quantitativen Verhältnisse, in welchen die Kohlensäure sich mit dem Kali und Natron verbindet. Dalton's Hypothese über die Verhältnisse, nach welchen die gegenseitige Verbindung der verschiedenen Körper erfolgt, und Wollaston's Versuche über das Mischungsverhältniß des kohlenfauren Kali und Natron, gaben dem Verf. Anlaß, des letztern Versuche zu wiederholen. B. fand, wie Wollaston, daß in dem neutralen kohlenfauren Kali und Natron doppelt so viel Kohlensäure mit der Basis verbunden sey, als in den gewöhnlichen basischen Salzen. Er glaubt indessen, zufolge der hier mitgetheilten Versuche, daß es zwischen der neutralen und basischen Verbindung noch mehrere intermediäre, obgleich minder constante, Verbindungen der Kohlensäure mit diesen Alkalien gebe. Auch ist es ihm wahrscheinlich, daß die Kohlensäure mit dem Kali noch in einem geringeren Verhältniß, als in dem basisch-kohlenfauren Kali, eine Verbindung eingehen könne. — Den Beschluß der chemischen Abhandlungen macht ein von Biot S. 481 gelieferter Nachtrag zu dessen im ersten Bande dieser Mémoires befindlichen Abhandlung über die in den Schwimmblasen der Fische enthaltene Luft. In demselben gibt B. insbesondere Nachricht von neuen Versuchen, welche Delaroché über denselben Gegenstand gemacht hat, und welche die von ihm aus seinen Versuchen gefolgerten Resultate bestätigen. Auch werden die von Delaroché bestimmten systematischen Benennungen der von Biot in gedächter Abhandlung bloß mit ihren Provinzial-Nahmen angegebenen Fische mitgetheilt.

Zur allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen sind folgende: S. 94 Biot über die Hervorbringung des Schalles in dampfförmigen Flüssigkeiten. Nach den Versuchen des Verfassers läßt sich in einem mit Dampf erfüllten Raume eben so gut ein Schall hervorbringen und fortpflanzen, als in einer permanent elastischen Flüssigkeit, woraus dann folge, daß auch in den Dämpfen, wie in den Gasarten, durch die Schwingungen eines schallenden Körpers und die dadurch entstehenden schnellen Zusammendrückungen kleiner Dampf-Portionen momentane Temperatur-Erhöhungen Statt fänden, auf die bey einer mathematischen Theorie von der Fortpflanzung des Schalles Rücksicht genommen werden müsse, um die Theorie mit der Erfahrung auszugleichen. (Unsers Erachtens kommt es bey einer mathematischen Untersuchung dieser Art wohl mehr auf die specifische Wärme einer elastischen Flüssigkeit, als auf jene angebliche, durch Nichts erweisbare, Temperatur-Erhöhung an.) — S. III La Place über die Bewegung des Lichtes in durchsichtigen Mitteln, insbesondere über die Hugenianische Theorie der doppelten Brechung im Isländischen Krystall. Der Verfasser sucht in diesem Aufsatze zu beweisen, daß jene doppelte Brechung wohl eine Wirkung attractiver und repulsiver Kräfte seyn möchte. (Ohne Zweifel kommt es hierbey mit auf die innere Structur des Krystalls an, vielleicht auch wohl auf eine gewisse Polarität der Lichttheilchen, vermöge der sie nicht alle bey gleichem Einfallswinkel auf gleiche Weise von der Kraft, welche die Brechung verursacht, afficirt werden, Voraussetzungen, bey denen man vielleicht der Repulsivkraft entbehren, und Alles

auf Attractivkraft zurückführen kann. Sind es bloß Attractiv- und Repulsiv-Kräfte, welche das auffallende Licht in den gewöhnlichen und ungewöhnlichen Strahl brechen, so kann man immer fragen, warum werden nicht alle Lichttheilchen, die auf einerley Art auf den Isländischen Krystall fallen, auch auf einerley Art gebrochen? — S. 235 Ueber eine Eigenschaft der repulsiven Kräfte, welche auf das Licht wirken. Aus diesem Aufsatze, und den schönen Beobachtungen, welche Hr. Malus über die Eigenthümlichkeiten des gewöhnlich und ungewöhnlich gebrochenen Strahles in dem Isländischen Krystall hier mittheilt, scheint jene Voraussetzung einer Polarität des Lichtes noch mehr Wahrscheinlichkeit zu erhalten, wiewohl sich Hr. M. über diese Polarität selbst nicht näher erklärt. — S. 405 Biot Versuche über die Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper und durch die Luft in sehr langen Röhren. Der Verfasser hat die Gelegenheit, da in Paris eine lange Röhrenleitung aus Gußeisen angelegt wurde, zu Versuchen dieser Art benutzt, aus denen sich denn ergibt, daß der Schall allerdings sich durch Eisen (und wahrscheinlich durch die meisten festen Körper) weit schneller, als durch die Luft, fortpflanzt, ungefähr $10\frac{1}{2}$ Mal so geschwind. Tiefe und hohe Töne wurden mit gleicher Geschwindigkeit fortgepflanzt. — S. 441 Berthollet über die durch Stoß und Zusammendrückung der Körper erzeugte Wärme. Der Verfasser erzählt zuerst die Vorrichtungen, die er angewandt hat, den erzeugten Wärmegrad gehörig zu bestimmen. Die Metallstücke, welche zu den Versuchen angewandt wur-

den, erhielten Stöße durch Hülfe eines so genannten Balancier in der Münze. Ein Metallstück von Kupfer erhielt auf den ersten Stoß eine Temperatur-Erhöhung von $9^{\circ},69$. Nachdem alles wieder auf die vorige Temperatur gebracht war, bey dem zweyten Stoß eine Temperatur-Erhöhung von $4^{\circ},06$, und eben so bey einem dritten Stoß eine Temperatur-Erhöhung von $1^{\circ},06$. Aus diesen und mehr ähnlichen Versuchen, verglichen mit der jedesmahligen Zunahme der Dichtigkeit des gestoßenen Körpers, folgert der Verfasser, daß die Temperatur-Erhöhung nur so lange dauert, als sich das Volumen des gestoßenen Körpers durch den Stoß oder Druck noch vermindern läßt, und daß wenn diese Verminderung nicht weiter mehr Statt findet, auch die stärksten Stöße keine weitere Temperatur-Erhöhung hervorbringen, und daß demnach die festen Körper sich alsdann wie die tropfbaren Flüssigkeiten verhalten, welche durch die heftigsten Erschütterungen bekanntlich ihre Temperatur auch nicht ändern, weil sie sich nicht merklich zusammendrücken lassen.

Zwickau.

Zur Ankündigung der öffentlichen Schülerprüfung auf dem Lyceum zu Zwickau Ostern 1812 hat der um den Cicero und Tibull als Ereget und Critiker sehr verdiente Hr. Rector Görenz *Animadversiones criticae in quaedam Senecae Philosophi loca* auf 12 S. in Quart drucken lassen, welche in unsern Gel. Anz. empfohlen zu werden verdienen. Sie zeichnen sich durch genaue Kenntniß der Latinität, die dem Seneca eigen ist, durch

Einsicht in des Philosophen Ideenrang, und durch Critik sehr vorthailhaft aus, und sind nicht unwürdig, von dem neuesten Herausgeber der Werke Seneca's, dem Hrn. Director Kubkopf zu Bielefeld, in dem letzten Bande, welcher, der Vorrede gemäß, Nachträge und Verbesserungen enthalten soll, berücksichtigt zu werden. Sehr oft ist dem Verfasser seine sehr genaue Bekanntschaft mit den Codices hier sehr zu statten gekommen, wodurch über mehr als Eine Stelle Licht verbreitet worden ist. Zwar wird er selbst nicht erwarten, daß alle seine Conjecturen gleichen Beyfall erhalten, weil sie unter andern bisweilen von der Schneide-Critik eingegeben sind, wie z. B. gleich I. de Ira 16, 3., wo statt: Si intrassem valetudinarium exercitatus et sciens aut domum divitis, non idem imperassem omnibus, per diversa aegrotantibus, von ihm wirklich sehr gelehrt vorgeschlagen wird: Si intrassem valetudinarium exercitus sciens aut domini divitis, non idem imperassem diversa aegrotantibus. Gleichwohl zeigt sich auch in solchen Irrungen, wie sie dem Recensenten erscheinen, ungemein viel Kunde der Sprache, der Sitten, und viel Scharfsinn, wodurch dem Leser zu denken gegeben wird. Dagegen gibt es mehr als Eine Critik, worin wir dem Verfasser gern beypflichten. Wir wünschen, daß es ihm gefallen möge, zur Vertheidigung dieses trefflichen Schriftstellers, wie er es schon hier in Hinsicht der historischen Einsicht Seneca's gethan hat, noch weiter hin, wie er verspricht, thätig zu seyn, und über desselben Diction sich künftig zu verbreiten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 6. Februar 1813.

Berlin.

Bei dem Verfasser, und in Commission bey J. E. Hitzig: Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1814, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, berechnet und herausgegeben von J. E. Bode, Königl. Astronom und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1811. 275 Seiten in Octav, und eine Kupfertafel.

Astronomisches Jahrbuch für das J. 1815 u. f. w. Eben daselbst 1812. Gleichfalls 275 S. in Octav und eine Kupfertafel.

Ohne die Bemerkungen, zu wiederholen, welche wir über die Einrichtung des astronomischen Kalenders bereits bey der Anzeige früherer Bände dieses Jahrbuchs gemacht haben, schränken wir uns hier bloß auf die Anzeige der angehängten Abhandlungen ein. Der Jahrgang von 1814 enthält folgende 34 Artikel. 1) Die mittlere astronomische Strahlenbrechung, nach Laplace. 2) Astronomische Beobachtungen in den Jahren 1809

und 1810 auf der königl. Sternwarte zu Kopenhagen angestellt von Bugge, betreffen die Ceres, Vesta, den Uranus, Saturn, Jupiter, Verfinsterungen von dessen Trabanten, und Sternbedeckungen. 3) Ueber eine Methode, die Zeit zu bestimmen durch Messung einer Distanz der Sonne von einem festen und bekannten Punct am Horizonte, von Hrn. J. S. van Beek Calcoen. Diese Methode kann, bey gehöriger Vorsicht, brauchbare Resultate geben: allein sie muß nicht auf Gegenstände am Horizonte beschränkt, und die Refraction und Parallaxe nicht vernachlässigt werden. Man kann auf beides gehörig Rücksicht nehmen, ohne das Verfahren sehr weitläufig zu machen. 4) Astronomische Beobachtungen, auf der kais. Sternwarte zu Wien angestellt von Hrn. Doctor Triesnecker und Hrn. Professor Bürg, enthalten Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen, Planeten- und Sonnenbeobachtungen. 5) Ideen zur Perturbations-Rechnung, nach Kepler, nebst Anmerkungen, von Hrn. J. W. Pfaff, verdienen zum Theil beachtet zu werden, obwohl uns Manches unreif, oder übereilt scheint. 6) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte zu Prag angestellt im Jahre 1810 von Hrn. Prof. David und Hrn. Adjunct Birtnier. Der Art, wie hier und in den vorhergehenden Bänden dieses Jahrbuchs beobachtete Sternhöhen zu einer vermeintlichen Correction der Refractionstafeln angewandt sind, können wir unsern Beyfall nicht geben. Wer über diesen delicates Punct arbeiten will, muß zuerst die Polhöhe seines Beobachtungsortes fester begründen, und die Beobachtungen überhaupt weit mehr vervielfältigen, als es Hr. David gethan hat, und darf sich nicht begnügen, die Stern-Declinationen von andern Astronomen

zu entlehnen. 7) Aus einem Schreiben des Hrn. Prof. Littrow aus Kasan. Es ist erfreulich, daraus das Aufblühen der Astronomie an der Grenze von Asien zu ersehen. 8) Genauere Bestimmung der Lichtänderungs-Periode des Sterns η Aurigae, vom Hrn. Prof. Wurm. Aus eignen Beobachtungen, welche einen Zeitraum von 24 Jahren umfassen, findet Hr. Wurm die Periode 7,1761 Tage. Man hätte hier eine weniger willkürliche Art, die Beobachtungen zu combiniren, etwa nach der Methode der kleinsten Quadrate, und nachher eine Vergleichung mit den einzelnen Beobachtungen, wünschen können. 9) Beobachtungen des Kometen von 1807, und der totalen Sonnenfinsterniß vom 16. Junius 1806, zu Salem in den vereinigten Nordamericanischen Staaten, von Hrn. Bowditch. Aus dem letzten Bande der Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences. Interessant ist besonders die Erzählung der die totale Sonnenfinsterniß begleitenden Umstände. 10) Nachricht von der Mannheimer Sternwarte, vom Hrn. Staatsrath Klüber, Curator der Sternwarte. Das hier Gesagte ist durch die seitdem erschienene besondere Schrift des Hrn. Klüber bereits umständlicher bekannt. 11) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt im Jahre 1810. Wir heben aus ihnen die Bestimmung der Polhöhe der Berliner Sternwarte mit dem zweifüßigen Troughtonschen Kreise aus, welche Hr. Bode im Mittel $52^{\circ} 31' 15''$ findet. 12) Ueber den Kometen von 1795, vom Hrn. Dr. Olbers. Die Beobachtungen dieses Kometen sind sehr dürftig, und die von verschiedenen Astronomen herausgebrachten Elemente weichen beträchtlich von einander ab. Hr. Dr. Olbers gründete eine neue

Bestimmung der Elemente theils auf eine früher noch nicht benutzte Beobachtung Herschel's, theils auf eine von neuem reducirte Beobachtung von Hrn. Bode. 13) Resultate einer Untersuchung über die Lage der Ebene des Saturnsrings, die Theorie des vierten Satelliten, die Massen des Planeten und des Ringes, und beobachtete Sternbedeckungen, von Hrn. Prof. Bessel. Die ausführliche Untersuchung über den vierten Saturnstrabant ist bereits im dritten Hefte des Königsberger Archivs erschienen; die wichtigen Resultate verdienen die Aufmerksamkeit aller Astronomen. 14) Berechnung der Bahn des Kometen von 1810, von demselben. 15) Astronomische Beobachtungen, zu Kremsmünster im Jahr 1809 und 1810 angestellt von Hrn. Derfflinger. Bey dem Eintritte des Aldebaran am 18. September 1810 schien Hrn. Derfflinger der Stern ein paar Secunden hindurch mit verändertem Lichte auf dem hellen Mondsrande zu verweilen. Eben dieß bemerkte auch Bugge, Bode und David, und einige Astronomen haben dieß als etwas Außerordentliches betrachtet. Auf der hiesigen Sternwarte, wo dieselbe Bedeckung gleichfalls beobachtet wurde, ist nichts der Art bemerkt. Wir lassen es daher dahin gestellt seyn, ob dieß etwas Anderes, als Irradiation des Mondstrandes bey vielleicht schon etwas ermüdetem Auge gewesen sey. 16) Beobachtung und Berechnung der Bedeckung des Aldebaran vom Monde am 18. September 1810, zu Dorpat angestellt vom Hrn. Prof. Knorre. Von dem eben erwähnten Phänomen ist hier nichts gesagt. 17) Ueber das Höhenmessen vermittelst des Barometers, vom Hrn. Prof. Benzenberg. Dieser an sich lobenswerthe Versuch, diesen Gegenstand populär darzustellen, ist hier wohl nicht ganz an seinem

Platz. 18) Beobachtungen der Juno und Vesta im Jahre 1811 auf der kaiserl. Sternwarte zu Wilna, von Hrn. Prof. Sniadecki. 19) Aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Pansner in Petersburg. Dieser Artikel enthält Nachrichten von einer trigonometrischen Vermessung der Küste des Finnischen Meerbusens, deren Vollendung sehr zu wünschen ist. 20) Ueber die Genauigkeit des Baumannschen Verticalkreises, von Hrn. Dr. Potgiesser in Eibersfeld: ein mit vieler practischer Einsicht geschriebener Aufsatz. Außer einer Schätzung der Fehler aus der Beschaffenheit des Instruments selbst, hat der Verfasser die Genauigkeit desselben auch durch einige wirkliche Beobachtungen geprüft, welche sehr vortheilhaft dafür sprechen. Wir hätten nur gewünscht, daß dieselben zahlreicher und mannigfaltiger wären, da neuere Erfahrungen einige Bedenklichkeiten gegen die Kreise mit stehenden Säulen angeregt haben. 21) Längen- und Breitenbestimmungen einiger Orter im Oestreichschen, nebst beobachteten Sternbedeutungen, von der Frau Reichsfreyinn von Matt. 22) Beobachtungen über die jährliche Parallaxe von α Cygnus, von Hrn. Calandrelli in Rom. Es wird hier eine jährliche Parallaxe von 5"8 gefolgert, gegen deren Zuverlässigkeit sich aber doch noch Mehreres erinnern ließe. Der Sector, womit die Beobachtungen angestellt sind, wurde nicht umgewandt, sondern vorausgesetzt, daß sein Collimations-Fehler das ganze Jahr hindurch unveränderlich geblieben sey. 23) Entwurf einer Sonnenuhr, welche die zwölfte Mittagsstunde mittlerer Zeit angibt. Durch 36 Punkte wird die in Form einer 8 geschlungene Curve gezeichnet, welche das Ende des Schattens des Zeigers auf einer Verticaluhr im mittlern Mittage in den verschie-

denen Monathen des Jahrs bildet. Der Gebrauch der mittlern Zeit bey öffentlichen Uhren hat allerdings viel für sich; da indessen die Personen, welchen die Stellung der Uhren auf dem Lande oder an kleineren Orten obliegt, selten darüber gehörig unterrichtet sind, so wird dabey der große Vortheil der Uebereinstimmung der öffentlichen Uhren, an welcher doch besonders auf Poststraßen viel gelegen seyn, und die bey dem Gebrauch der wahren Zeit leichter erhalten werden kann, leicht verloren. 24) Astronomische Ortsbestimmungen, vom Hrn. Ober-Prediger Fritsch in Quedlinburg. Hr. Fritsch bestimmte auf einer Reise nach Schlessen im Sommer 1810 die Polhöhe von Ballenstedt, Wernigerode, Oschatz, Bischofswerda und mehrerer Punkte in Schlessen. 25) Ueber den Kometen vom Jahre 1811 und dessen Wiederkunft im August, von Hrn. Dr. Olbers. 26) Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen, vom Hrn. Prof. Gauß, enthalten Beobachtungen der Pallas und Vesta, und Berichtigungen einiger Bemerkungen des Hrn. Dr. Friesnecker im Jahrbuche für 1813. Die drey folgenden Artikel geben die Ephemeriden für die Pallas, Juno und Vesta von den Herren Nicolai, Wachter und Gerling. 30) Beobachtungen und Elemente der Bahn des Kometen von 1811, und Zusatz zu der Theoria motus corporum coelestium. vom Hrn. Prof. Gauß. In dem Zusatz bemerken wir einen Druckfehler, indem S. 257 Z. 5 statt z gelesen werden muß — z . 31) Beobachtungen des Kometen von 1811, die Elemente seiner Bahn, und Sternbedeckungen, von Hrn. Prof. Bessel. 32) Aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Koch in Danzig. Bemerkungen über einige Fixsterne, und Bestimmung der Abweichung der Magnetrnadel in Danzig ($13^{\circ} 48'$). 33) Be-

obachtungen des Kometen von 1811 auf der königl. Sternwarte in Berlin. Bey der beygefügeten Zeichnung der wahren Bahn des Kometen muß bemerkt werden, daß sie keine Projection ist. — Unter den kleinen astronomischen Notizen, welche den letzten Artikel ausmachen, heben wir nur die Nachricht aus einem Schreiben des Hrn. Dr. V... (Vrinklen?) aus, welcher mit einem achtfußigen Kreise die jährliche Parallaxe von α Leyer $2''52$ gefunden hat, welches noch nicht die Hälfte von dem oben angeführten Resultate Calandrelli's ist.

Der Jahrgang 1815 liefert 31 Artikel. Den Anfang machen Bemerkungen über des Hrn. Prof. Gauß Theoria motus corporum coelestium. von Hrn. Prof. Littrow. Sie beziehen sich auf die Aufgabe, aus drey geocentrischen Oertern eines Planeten seine Bahn zu bestimmen, wo Hr. Littrow für den, freylich sehr seltenen, Fall, daß drey Hypothesen nicht ausreichen, im Gange der Rechnung der vierten Hypothese eine kleine Abänderung macht. Diese besteht darin, daß er durch denselben Kunstgriff, wodurch Gauß die neuen Werthe von P und Q bestimmt, sogleich r , r' , f , f' , f'' , berechnet. Obgleich dieß Verfahren zuweilen einigen Vortheil geben kann, so möchten wir es doch nicht unbedingt anrathen. Man ist im Allgemeinen nicht berechtigt, davon genauere Resultate zu erwarten, als von dem in der Theoria angewandten, und die Verkürzung des Weges wird dadurch zum Theil wieder aufgehoben, daß man die Lage der Ebene der Bahn dadurch nicht mit erhält, auf welche eben jenen Kunstgriff auch sofort anzuwenden doch zuweilen etwas mißlich seyn kann. Die hierauf folgende, von demselben Astronomen angegebene, Methode zur Bestimmung einer Kreisbahn aus zwey geocentrischen Oertern, halten wir

für sehr zweckmäßig, nur glauben wir nicht, daß es vortheilhaft sey, sie zur vorläufigen Bestimmung der Abstände bey Kometenbahnen anzuwenden. Noch finden wir von dem Verfasser eine leichte Deduction der Aberration für Länge und Breite, und ein paar Reihenausdrücke für die Refraction, wovon der eine nicht genug erklärt ist, um darüber ein Urtheil fällen zu können.

2) Astronomische Beobachtungen, zu Pisa, Mailand und Padua angestellt (aus dem XV. Bande der *Memorie di Matematica e di Fisica della Società Italiana* ausgehoben). 3) Astronomische Nachrichten und Bemerkungen, physische Beobachtung des großen Kometen von 1811, geographische Bestimmungen u. s. w. von Hrn. Prof. Zuth in Dorpat. 3) Beobachtung des großen Kometen von 1811, Berechnung seiner Bahn, Sternbedeckungen u. s. w. von Hrn. Prof. Bessel. 5) Ueber die Entdeckung eines neuen Kometen im November 1811, Beobachtungen desselben und des großen Kometen von 1811, Beobachtung der Pallas von Hrn. Dr. Olbers. 6) Beobachtungen des Kometen von 1807 und die Elemente seiner Bahn, von Hrn. Niccolo Cacciatore, Gehülften bey der königl. Sternwarte zu Palermo: ein sehr schätzbarer, bisher auf dem festen Lande noch nicht bekannter, Nachtrag für die scheinbare Bahn jenes Kometen. 7) Beobachtete und berechnete Gegenscheine des Mars, der Vesta, des Jupiter und Saturn, Jupiterstrabanten-Verfinsterungen, Sternbedeckungen, im Jahre 1811, Elemente des Kometen von 1810, Beobachtung des großen Kometen von 1811, und Berechnung seiner Bahn, von Hrn. Dr. Triesnecker. 8) Beobachtungen des Uranus, Saturns, Mars, der Ceres, Jupiterstrabanten-Verfinsterungen, Sternbedeckungen

und des großen Kometen von 1811, auf der kaiserl. Sternwarte zu Wilna angestellt von Hrn. Prof. Sniadecki. 9) Astronomische Nachrichten und Beobachtungen, geographische Ortsbestimmungen u. s. w. von Hrn. Prof. Jabbo Oltmans. Beobachtete Sternbedeckungen in Amsterdam und Greenwich, Beobachtungen in Südamerica, Ortsbestimmungen in Spanien und Portugall. 10) Andenken an den Halleyischen Kometen, von Hrn. Prof. J. W. Pfaff in Nürnberg. Der Verfasser überläßt sich hier der Aussicht auf die vielfachen Aufschlüsse, welche die wiederholt beobachtete Wiederkehr der Kometen einst geben wird. Freylich werden erst noch Jahrhunderte vergehen müssen, ehe auch nur ein Theil dieser Hoffnungen sich wird realisiren können. 11) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt im Jahre 1811. 12) Beobachtungen über Jupiterstrabanten-Verfinsterungen, Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, Refraction, Planeten-Gegenscheine und den großen Kometen von 1811, auf der Prager Sternwarte angestellt von Hrn. Prof. David. 13) Beobachtungen der Pallas, des zweyten Kometen von 1811 und Elemente seiner Bahn, Sternbedeckungen u. s. w. von Hrn. Prof. Gauß. 14) Ueber das Zusammentreffen der Erde und des Mondes an einem und demselben Orte. Vorausberechnung der Fälle, wo die Erde einige Stunden nachher an den Platz kommt, den vorher der Mond eingenommen hatte, und umgekehrt, für die Jahre 1812=1815. Lichtenberg hatte bekanntlich einmahl die Frage aufgeworfen, ob sich vielleicht im ersteren Falle auffallende Witterungsveränderungen zeigten. Wir gestehen, daß wir (eben so wie Hr. Bode selbst) nichts davon erwarten; und bemerken nur noch, daß die Rech-

nung selbst sich auf die unzulässige Voraussetzung der absoluten Ruhe des Sonnensystems gründet. 15) Beobachtungen der Ceres, und der Gegenscheine des Uranus und Mars im Jahre 1811, auf der Sternwarte zu Kremsmünster angestellt von Hrn. Derfflinger. 16) Astronomische Bemerkungen, von Hrn. Dr. Lamberti in Dorpat. 17) Ueber die scheinbare Bahn des großen Kometen von 1811, nebst einer Zeichnung. 18) Ueber die Bewegung des Doppelsterns 61 im Schwan, von Hrn. Prof. Bessel. Ueber diesen merkwürdigen Gegenstand ist bereits an mehreren andern Orten, und zuerst in unsern Blättern (1812 St. 67), Nachricht gegeben. 19) Verbesserung der Bestimmung der Polhöhe von Riga, von Hrn. Prof. Sandt. 20) Astronomische Beobachtungen, zu Paris und Greenwich angestellt in den Jahren 1805-1809, mitgetheilt an Hrn. Prof. Oltrians. 21) Nachricht von sehr vollkommenen Parallelspiegeln, die vom Hrn. Mechanicus Duve in Berlin gefertigt werden, von Hrn. Prof. Fischer in Berlin. Die Wichtigkeit des Umstandes, daß bey Reflexions-Instrumenten die Glaspiegel vollkommen ebene und parallele Flächen haben, macht die Bemühungen des Hrn. Duve, welche nach Hrn. Fischer wohl gelungen sind, sehr schätzbar. Bemerkenswerth ist die hier erzählte Erfahrung, daß ein solcher Parallelspiegel seine vorige Vollkommenheit verloren hatte, als durch einen Zufall ein kleines Stück davon abgebrochen war. 22) Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen, von Hrn. Joseph Barer zu Kloster Hradisch bey Olmütz. Geographische Bestimmung von Hradisch, und Polhöhe von Troppau. 23) Ueber den Einfluß der Dalton'schen Theorie auf das Höhenmessen und auf die Strahlenbrechung, von Hrn. Dr. Benzenberg.

Das Urtheil über die zwar sinnreiche, aber bis jetzt doch noch zu problematische, Hypothese Dalton's gehört vor das Forum des Physikers, und nicht vor das des Astronomen. Ob das, was Hr. Benzenberg auf Hrn. Lavalles Einwürfe gegen jene Theorie erwiedert, zulässig sey oder nicht, müßte doch, dünkt uns, die Chemie leicht entscheiden können. Vor der Hand aber wäre es zu voreilig, jene Hypothese als ausgemachte Wahrheit bey den barometrischen Höhenmessungen zum Grunde zu legen. 24) Zufällige Gedanken über die Oberfläche des Mondes, von Hrn. Lieutenant von Boguslawski. Obgleich wir auf der Oberfläche des Mondes kein Wasser wahrnehmen, so könnte es doch, nach Hrn. v. W. Meinung, dort vorhanden seyn, nur auf der Tagseite von der Sonnenwärme in unsichtbare luftförmige Dämpfe verwandelt, die nach dem Untergang der Sonne nach und nach, wie sie die Wärme verlieren, in Nebel, Thau und Eis übergehen. Gegen diese Hypothese scheint uns das augenblickliche Verschwinden der Fixsterne, wenn sie vom dunkeln Mondstrande bedeckt werden, ein wichtiger Einwurf zu seyn. 25) Beobachtung der Pallas und Juno, Berechnung ihrer Gegenscheine, die Elemente der Bahn der letztern u. s. w. von Hrn. Prof. Gauss. Die beiden folgenden Artikel geben die Ephemeriden der Pallas und Juno für 1813 von den Herren Nicolai und Wachter. 28) Noch Etwas über den wandelbaren Doppelfern 61 Schwan, Beobachtung des großen Kometen von 1811, Sternbedeckungen und astronomische Nachrichten, von Hrn. Prof. Bessel. 29) Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen, von Hrn. Dr. Koch in Danzig. 30) Ueber den neuen Kometen vom Jahre 1812. Der letzte Artikel gibt

unter der Aufschrift: Vermischte astronomische Nachrichten, noch Beobachtungen des großen Kometen von 1811 zu Petersburg von Hrn. Schubert; die Preise der astronomischen Instrumente, welche Hr. Baumann in Stüttgardt verfertigt, und verschiedene andere astronomische Notizen. — Wir schließen diese Anzeige des an Reichhaltigkeit und Interesse sich immer gleich bleibenden Jahrbuches mit dem Wunsche, daß der würdige Herausgeber auch künftig bey seiner mühsamen Unternehmung kräftig unterstützt werden, und uns noch lange alljährlich mit der Fortsetzung dieses Jahrbuchs erfreuen möge.

Paris.

Ben Nicolle: Musée des antiques dessiné et gravé par P. Bouillon, peintre, avec des notes explicatives. par M * * *. Livraison VI. Ohne Seitenzahlen. groß Folio.

Da der Plan und die Einrichtung dieses Werkes aus unserer Recension der ersten Lieferungen (s. diese Anzeigen vom J. 1812 St. 97 S. 965) hinlänglich bekannt sind, so gehen wir gleich zu dem Inhalt der letzten Lieferung über. Tab. I. Die Venus von Arles. Diese ehemahls in der Galerie zu Versailles befindliche Statue ist aus Griechischem Marmor verfertigt, der etwas in das Aschgraue fällt, und für diejenige Art gehalten wird, welche die Alten aus dem Berge Hymettus zogen. Man entdeckte sie im Jahre 1651. Sie ist 6 Fuß hoch, und bis auf die Hüften nackt, von welchen ein reiches Gewand bis auf die Füße hinabfällt, das jedoch die Umrisse des Körpers durchschimmern läßt. Ihr Haupt ist mit einer Binde geschmückt, und ihr Blick scheint auf die linke Hand gerichtet zu seyn, daher auch Girardon,

der beide Arme ergänzen mußte, ihr in die Linke einen Spiegel, und in die Rechte einen Apfel gab. Visconti glaubt, sie habe in der Rechten einen Speer, und in der Linken den Helm des Mars oder Aeneas gehabt, so wie die Venus victrix auf mehreren Münzen erscheint. Der Ort, wo man sie fand, war eine Römische Colonie, Municipium Arelatense. Was das Technische betrifft, so sind sowohl die nackten Theile, als auch das Gewand, sehr kunstreich ausgeführt; bey einer aufmerksamen Vergleichung aber hat dennoch der obere nackte Körper etwas Flaches, was um so mehr auffällt, da die bedeckten Theile runde Formen verrathen. Das Gesicht ist schön, aber ein gewisser ernster Zug paßt eher für eine Juno, als für die Göttinn der Liebe. — Tab. II. Tiberius. Eine herrliche Statue aus Parischem Marmor, 6 Fuß 4 Zoll hoch, ehemahls im Vaticanischen Museum. Man fand sie auf der Insel Capri, aber ohne Kopf, daher es noch ungewiß bleibt, ob sie wirklich den Nachfolger des Augustus darstellen soll: doch ist es nicht unwahrscheinlich. Die Toga mit ihrem großen Faltenwurfe gehört zu den Meisterwerken der alten Kunst, und ist allein hinreichend, den Stoff zu einer Abhandlung über diese Tracht darzubieten. Der Kopf des Tiberius ist antik, und vortrefflich gearbeitet, kommt aber in gar keinen Vergleich mit der Drapperie. Die linke Hand ist ebenfalls alt, aber etwas restaurirt; der rechte Arm ist ganz modern. — Tab. III. Der Schlaf, oder ein Genius des Todes, aus dem Schlosse Ecouen, verfertigt aus Pentelischem Marmor, 4 Fuß 6 Zoll hoch. Es ist ein Jüngling, der sich an einen Fichtenstamm lehnt, und beide Arme über sein mit Blumen bekränzt

Haupt empor hält. Wir lassen es unentschieden, ob diese Figur den Schlaf, den Freund der Musen, oder den Bruder des Todes darstellen soll. Ähnliche Figuren erblickt man auf mehreren Sarcophagen, wie sie ein Bein über das andere, und den Arm über das Haupt legen, zum Zeichen der Ruhe und des Schlafs. Die Statue hat zarte Formen; vorzüglich schön sind die Beine ausgeführt: allein am obern Körper nimmt man große Mängel wahr. Die flache Brust entsteht zwar durch die aufgehobenen Arme, allein diese sind unvollkommen. Der linke Arm ist zu kurz, und die Hand des rechten Arms ist gegen das Uebrige zu schwerfällig. — Tab. IV. Der verwundete Krieger, unter dem Nahmen des sterbenden Fechters bekannt. Diese Statue, aus Marmor von Luni, 6 Fuß 6 Zoll groß, ward von Papst Clemens XII. für das Capitolinische Museum von der Villa Ludovisi erkaufte. Ihre wahre Bedeutung ist der Gegenstand vieler antiquarischen Untersuchungen und Hypothesen gewesen. Unlängst hat man diesen Fechter für den Gallier gehalten, der den Tapfersten der Römer herausforderte, und von Manlius erschlagen ward. Manlius nahm ihm sein goldenes Halsband, schmückte seinen Hals damit, und erhielt daher den Beynahmen *torquatus*, welchen er seinen Nachkommen ließ (Livius VII. 9. 16). Allein die Statue trägt nichts weniger, als ein Halsband, welches, nach der Epitome des 7. Buches des Livius, ein goldenes gewesen, sondern eher einen Strick. Gezwungen könnte *torques* ein gewundenes Halsband anzeigen, welches einem Stricke ähnlich wäre. Livius läßt ferner den Gallier mit buntem Kleide auftreten, die Statue aber ist nackt. Man könnte dieses aber durch die Ge-

mohnheit der Künstler vertheidigen, die in ähnlichen Fällen der schönen Darstellung das historische Costume aufopferten. Das Horn, welches auf dem Schilde liegt, bleibt unerklärbar. Er rief den Römer ja nicht durchs Horn, sondern, quantum maxima voce potuit, mit lauter Stimme. Hr. Visconti drückt sich über die Bedeutung des Kriegers folgender Maßen aus: Les cheveux courts et hérissés, les moustaches, le profil du nez et la forme des sourcils, l'espèce de collier, torques, qu'elle a autour du cou, tout dans cette figure concourt à faire reconnoître un guerrier barbare (peut-être gaulois au german) blessé à mort et expirant en homme de courage, sur le champ de bataille, qui est couvert d'armes et d'instrumens de guerre. Er vergleicht ferner diese Figur mit einer Gruppe, die zu Rom fälschlich für Aria und Pätus ausgegeben wird, und meint, daß sie zusammen ein Monument zu Ehren eines Siegers über die Deutschen, vielleicht des Cäsar oder Germanicus, gebildet habe. Allein die wahre Bedeutung ist noch eben so dunkel, wie zu Lessing's und Winkelmann's Zeiten. Im Ganzen hat man den Werth der Arbeit höher angeschlagen, als sie es verdient. Die Statue ist sehr wahrscheinlich eine treue Copie einer academischen Figur mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, und in dem Character liegt etwas Meslines, das den Zeiten des Cäsar und Germanicus noch fremd war. Die Beziehung, welche Visconti mit der erwähnten Gruppe finden will, ist dem Recensenten unerklärbar; sie möchte denn nur in dem Zwickbarte liegen, da Pätus auch einen Zwickbart trägt. — Tab. V. Die Borgheische Vase, aus Parischem Marmor,

und ausgegraben zwischen dem Quirinal und der Collis hortulorum, gerade da, wo ehemahls die Gärten des Gallust lagen. Sie ist 5 Fuß 3 Zoll hoch, und befand sich in dem Borghefischen Cabinet. Die Arbeit ist meisterhaft. Die Vase hat die Gestalt eines Craters, in welchem man den Wein mit dem Wasser mischte. Das Relief stellt ein lebhaftes Bacchanal, mit einem berauschten Silen, muthwilligen Faunen und reizenden Bacchantinnen dar, von denen die eine Castagnetten, die andere die Feyer spielt. Ueber dieses so oft bewunderte und beschriebene Monument hat Hr. Visconti dem Verfasser eine Abhandlung mitgetheilt, worin er einige feine antiquarische Bemerkungen macht. Das Gefäß, das dem trunkenen Silen entfällt, gehört zu der Gattung, welche Carchesium genannt wird, und bey den Festen des Bacchus gebraucht wurde; die Instrumente, welche die eine Bacchantinn in den Händen hat, sollen Crotalen seyn; das Blumengewinde, mit dem die andere Bacchantinn geschmückt ist, und von der rechten Schulter nach der linken Hüfte sich hinzieht, gehört zu den Hypothymiaden. Das Basrelief hat außerordentliche Schönheiten, aber auch unverzeihliche Fehler. Die Composition ist voll Geist und Leben, und die Gewänder der Bacchantinnen sind leicht und zart ausgeführt. — Tab. VI. Zwen Büsten. Die erste soll, nach Visconti's scharfsinniger Meinung, den jungen Palamon vorstellen, dessen Haupt mit einem Puz von irgend einem Seethiere umgeben ist. Diese Büste ist von Pen- telischem Marmor. Die andere ist unter dem Nahmen des Fauno della macchia bekannt, und befand sich vor Zeiten in der Villa Albani.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 8. Februar 1813.

Göttingen.

Durch ein Decret vom 9. Januar d. J. haben Seine Majestät, unser allergnädigster König, geruhet, das beständige Secretariat der physischen und mathematischen Classe der königl. Societät der Wissenschaften dem Professor Ritter Blumenbach, und das beständige Secretariat der historischen und der der alten Litteratur gewidmeten Classe dem Professor Ritter Lichhorn anzuvertrauen.

Diejenigen also, welche mit oder wegen der Societät zu correspondiren haben, werden ersucht, künftighin ihre Schreiben entweder an die königl. Societät der Wissenschaften, ohne weitere Adresse, oder, nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, an einen der beiden beständigen Secretäre ergen zu lassen.

London.

Part II. of a Dissertation on the Foot of the horse and shoeing. By BRACY CLARK, Veterinary Surgeon, F. L. S. 1812. 147 S. in gr. Quart, mit sechs trefflichen Kupfertafeln.

Den ersten Theil dieses wichtigen, gehaltreichen Werkes haben wir schon vor Jahr und Tag angezeigt (1811 im 182. Stücke). Hier in diesem Lezteren, der erst kürzlich erschienen, wird hauptsächlich die musterhaft genaue, von Jahr zu Jahr an den gleichen Pferden beobachtete und durch deutliche Abbildungen anschaulich gemachte, Darstellung der auffallenden nachtheiligen Veränderungen fortgesetzt, die der frühe Beschlag zumahl auf der Hornsohle des Hufes hervorbringt, und wie dadurch die zum freyen und sichern Gange des Pferdes so wichtigen Theile an derselben allgemach entstellt, und ihre Functionen erschwert oder gehemmt werden. Die daraus entstehenden Fehler von Steifheit oder aber krankhafter Empfindlichkeit u. des Fußes kannte jeder Reiter, Kutscher, Hufschmidt, ohne ihren Sitz und Ursache zu ahnen: und eben diese Unkunde veranlaßt einerseits so manche mehr schädliche oder höchstens als Palliativmittel nur auf kurze Dauer Erleichterung schaffende Operationen der Hufschmiede mit ihrem Wirtmesser, und anderseits so manche grausame, unverdiente und doch durchaus fruchtlose Mißhandlungen gegen die Pferde, die der Verfasser im vollen Gefühl des Gerechten rügt, der sich seines Viehes — und obendrein eines so wichtigen und kostbaren — erbarmt. Mehrere, theils selbst kostbare, Versuche des Verfassers, eigens dazu erkauften, übrigens schönen, Pferden zwischendurch den Beschlag abzunehmen, und sie ohne denselben geraume Zeit auf die Weide zu thun und dergl. mehr, vermochten doch nicht, die einmahl durch den Beschlag verursachten Nachtheile wieder zu heben. — Critische Prüfung und Vergleichung der mancherley neuerlich vorgeschlagenen und theils in Gebrauch gekommenen

Arten von Hufeisen, und Würdigung ihrer Vorzüge oder Nachteile. — Wie tief die Folgen des vorzeitigen Beschlages selbst in die Bildung des Hufknochens eingreifen, zeigen ein paar treffliche Vorstellungen dieses sonderbaren Knochen von einem Pferde, das nie Hufeisen getragen, zur Vergleichung mit dem von einem, das von Jugend auf beschlagen gewesen. (— Gerade so, wie sie der Rec. an vollkommen gleichen Mustern in seiner Sammlung vor sich hat. —) Die normale Textur dieses Knochen, die hier zuerst recht meisterhaft genau beschrieben wird, wie sie sich im ersten Falle verhält, und dann in ihrer Art zu den ausgezeichnet saubersten Knochengebilden gehört, ist im letztern kaum mehr zu erkennen. Aber auch seine ganze Form wird allgemach entstellt. — Genaue Entwicklung der Entstehung des Vollhufes und seiner mancherley Arten und Zufälle, durch Fehler des Hufknochens veranlaßt. — Eben so genaue Beschreibung eines wichtigen, bisher, wie es scheint, von den Hippotomen und Veterinar-Ärzten unbeachteten, Theils, nämlich der elastischen, häutig-sehnichten Lage oberhalb des Hornstrahls. — Eben so über die nicht seltene Verknöcherung der Ringknorpel. — Auch von den weichen Blättern, die sich von den fleischichten Umgebungen des Hufknochens zwischen die blättrigen Fächer der innern Hornwand erstrecken, ist behauptet worden, daß man sie verknöchert gefunden habe. Dem Verfasser ist das zwar nicht vorgekommen (— so wenig, als dem Recensenten —), doch hält er es für wahrscheinlich, und sich sogar dadurch in der Vermuthung bestärkt, daß jene Blätter knorpelartig seyen.

Das ganze treffliche Werk führt zum Erweis, wie vorthheilhaft es sey, wenigstens die unerwachte

senen Füßen unbeschlagen zu lassen. Namentlich beruft sich der Verfasser auf das beyfällige Zeugniß der Veterinar-Ärzte bey zwey Regimentern der horse guards, welche mehrere Hunderte ihrer noch jungen Pferde mit dem erwünschtesten Erfolge für die Stärke und Gesundheit der Füße ohne Beschlag aufwachsen lassen.

In einem gelehrten Anhange über die Geschichte des Beschlags im Alterthum stimmt der Verfasser, nach eignen Untersuchungen, der Meinung unserseßel. Beckmann's (im dritten Bande seiner Beiträge zur Geschichte der Erfindungen) bey, daß sich die ersten Spuren davon nicht über das neunte Jahrhundert nach Chr. Geb. hinauf erstrecken.

Paris.

Chez J. Klottermann fils, acquéreur du fonds de Mad. Veuve Bernard: *Annales de Chimie*. Tome 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. et 80. oder Nr. 217 bis 240. Diese acht Bände enthalten die Jahrgänge 1810 und 1811. Dieselben stehen in Hinsicht der Reichhaltigkeit und Auswahl der darin vorkommenden Abhandlungen und Notizen den früheren Bänden dieses schätzbaren Werkes nicht nach. Unserer Gewohnheit zufolge, heben wir indessen hier nur die dieser Sammlung eigenthümlichen Abhandlungen und Notizen aus, und beschränken uns bey den minder wichtigen und den bey uns schon durch gute Uebersetzungen bekannten bloß auf eine allgemeine Inhaltsanzeige.

In *Tome 73.* sind enthalten: Chevreul über die gärbstoffartigen Substanzen, welche sich durch die Einwirkung der Salpetersäure auf verschiedene vegetabilische Substanzen äußern. Der Verf. verfolgt darin die von Sazchett über den so genannten künstlichen Gärbestoff gemachten Erfahrungen. — Vers

gne Analyse der Mineralwasser zu St. Felix-de-Vagnière bei Condat im Departement du Lot. Dieser Analyse zufolge, gehört dieses Mineralwasser zu den eisenhaltigen Bitterwassern. — **Martres** über die Bereitung der reinen Phosphorsäure. **M.** gibt ein von ihm mit Nutzen befolgtes Verfahren an, den Phosphor mit Hülfe von Salpetersäure ohne alle Gefahr vollständig in Phosphorsäure umzuändern. — **Vauquelin** Analyse einer weißen fadenartigen, aus reiner Kieselerde bestehenden, Substanz, welche in den Höhlen von Gußeisen, das an den Wänden der Hoheöfen hängen geblieben war, vorkam. — **Deyeux** über das Ricinusöhl. — **Guyton-Morveau** über verschiedene die Glasmacherkunst betreffende Gegenstände. Der Verf. theilt darin insbesondere Bemerkungen über die Devitrification des Glases mit. — **Sassenfranz** über die Desoxydation des Eisens durch Wasserstoffgas. — **Chevreul** über die Einwirkung der Schwefelsäure auf Campher und die verschiedenen dadurch erzeugten Verbindungen. — **Gay-Lussac** u. **Chénard** über das Ammonium-Amalgam. Da die Verf. ihre interessantesten Erfahrungen über die Metalle der Alkalien und mehrere andere damit in Verbindung stehende Gegenstände seitdem in einer eigenen Schrift bekannt gemacht haben, und wir von diesem höchst wichtigen Werke nächstens in diesen Blättern eine ausführl. Anzeige geben werden, so gedenken wir hier nicht weiter des nähern Inhalts dieser u. mehrerer andern, in den folgenden Bänden der Annalen einzeln eingerückten, Arbeiten der trefflichen Verf. über die metall. Grundlagen der Alkalien. — **Dies.** über **Davy's** analytische Untersuchungen über die Natur des Schwefels und Phosphors. — **Baget** liefert die Beschreibung und Abbildung einer verbesserten Geräthschaft, um den Phosphor darzustellen, und denselben mit Leichtigkeit in Stangen zu gießen. — **J. C. Gérard**

über das Mischungsverhältniß der alkalischen sauerklee-sauren Salze. Die von Thomson u. Wollaston gemachten Erfahrungen, daß in den säuerlichen sauerklee-sauren Salzen gerade doppelt so viel Säure enthalten ist, als in den neutralen, wird von B. bestätigt. Die von ihm indessen aufgefundenen Zahlenwerthe für das Mischungsverhältniß dieser Salze weichen bedeutend von denen ab, welche Thomson angibt. — Silliman ertheilt in einem Schreiben an Vauquelin Nachricht von einem am 4. Dec. 1807 zu Weston in Nordamerica Statt gehaltenen Steinregen mit, und Warden liefert eine genaue Beschreibung und Analyse dieser Aerolithen. — L. M. Guyton über den innern Gebrauch der oxygenirten Salzsäure als Heilmittel. — Guyton - Morveau über das Platinerz von St. Domingo u. über Pyrometrie.

Tom. 74. — Von Marcel de Serres werden Nachrichten mitgetheilt über das zu Mühlbach im Salzburgerischen übliche Verfahren, die Schwefel- und Kupferkiese auf Schwefel und Eisen- u. Kupfervitriol zu benutzen. — Vauquelin über das säuerlich-phosphorsaure Kali. Der Verf. erhielt dieses allgemein für nicht krystallisirbar gehaltene Salz in regelmäßigen vierseitigen Säulen mit vierseitigen Endpyramiden. — Gay-Lussac u. Thénard Analyse mehrerer vegetabilischen u. animalischen Salzen mit Hülfe von hyperoxygenirt salzsaurem Kali. — J. Cloud über das Vorkommen des Palladiums mit Gold in Mexico. — Percy über das Platinerz von St. Domingo. — Tarry über die Art, wie man mit Zinte auf Papier Geschriebenes auslöschen, die nachgehends darauf gemachte Schrift als untergeschoben erkennen und die erstere wiederherstellen kann, nebst Bemerkungen über die Anfertigung einer unauslöschlichen Zinte. Ueber diese von dem Verf. dem Institute übergebene Abhandlung kommt in dem folgenden Bande der Anna-

len ein von Berthollet, Vauquelin u. Deyeux an das Institut erstatteter Bericht vor, worin von den Berichterstattern sehr günstig über Carry's Vorschläge geurtheilt wird. — Gay-Lussac über die Zerlegung einiger vegetabilischen und animalischen Substanzen durch Feuer. — Verf. über effigsaure Alaunerde. — Siquier Analyse der Bitterwasser von Ussat bey Tarascon im Departement de l'Arriège. — Vogel über den Zustand des Quecksilbers in verschiedenen Mercurialpräparaten, insbesondere im Unguen:um mercuriale. Im 58. Bande der Annales de Chimie S. 172 suchte der Verf. durch Versuche zu beweisen, daß das Quecksilber in der angeführten Mercurialsalbe, so wie in andern auf ähnliche Weise bereiteten Quecksilbermitteln, im metallischen Zustande enthalten sey. Gegen die Beweiskraft dieser Versuche lehnte sich seitdem Wahren im Bulletin de Pharmacie auf. Dieß veranlaßte den Verf., neue Untersuchungen über diesen Gegenstand anzustellen, und sie hier mitzutheilen. — Gerboin u. Secht Analyse der Mineralwasser zu Niederbronn im Departement du Bas Rhin. — Dieselben gehören, nach dieser Analyse, zu den muriatischen Stahlwassern. — Thenard und Koard über die in der Färberey angewandten Weizmittel. Ein trefflicher Beytrag zur Färbekunst, welcher über die Wirkung der Weizmittel mehrere wichtige Aufschlüsse gibt. — Braconnot Untersuchung der grünen Wallnußschalen. — d'Arce Analyse eines Mörtels von einem zu Rom gefundenen antiken Mosaïque.

Tome 75. — Laugier Analyse des Prehnits von Reichenbach bey Oberstein. Bekanntlich wurde derselbe lange für Zeolith gehalten, bis Hauy ihn als eine Abänderung des Prehnits erkannte. Nach des Verf. Analyse besteht derselbe im Hundert aus: 42,5 Kieselerde, 28,5 Alaunerde, 08,4 Kalk, 3,0 Eisenoxyd, 0,75 Kali u. Natron, und 2,0 Wasser (Verlust

2,85). — **Gay-Lussac** u. **Chénard** neue Untersuchungen über das Kalium u. Natronium. — **Duportail** über die Gährung. Enthält vorzüglich Bemerkungen über die von **Chaptal** im *Nouveau Cours complet d'Agriculture* hierüber gegebene Ansichten. — **Pelletan** über die Art, wie sich die salzsauren Dämpfe, welche sich in den Sodafabriken während der Zersetzung des Kochsalzes durch Schwefelsäure entwickeln, zurückhalten lassen; nebst Beschreibung einer von ihm dazu angewandten Vorrichtung. — **D'Aubuisson** über das Vorkommen des Eisenorydhydrats in der Natur und die Anerkennung desselben als eigene Species im Mineralreiche. Die von **D.** in dieser Abhandlung mitgetheilten Bemerkungen und Versuche über die natürlichen Eisenorydhydrate schließen sich trefflich an die früher von unserm Hrn. Prof. **Sausmann** über denselben Gegenstand angestellten Untersuchungen an. Diesem Gelehrten kommt auch das Verdienst zu, zuerst in seinem 1809 zu Cassel erschienenen Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper das Eisenorydhydrat als eigene Mineralspecies aufgestellt zu haben, und dadurch sehr glücklich den Widerspruch über die verschiedenen Oxydationszustände der natürlichen Eisensteine zu lösen, und zur richtigen Classification und Unterscheidung derselben beyzutragen. In Betreff der **D'Aubuisson'schen** Arbeit verweisen wir übrigens unsere Leser auf die Deutsche Bearbeitung derselben von **Gilbert** in dessen *Annalen der Physik* B. 38 S. 41 (in welchem Bande auch **Sausmann's** eben erwähnte Untersuchungen, nebst Bemerkungen dieses Gelehrten über die **D'Aubuisson'sche** Abhandlung, befindlich sind). — **Gay-Lussac** u. **Chénard** über die von **Davy** in Bezug ihrer Untersuchungen des Ammonium-Amalgams und der Alkali-Metalle gemachten Erinnerungen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 11. Februar 1813.

Göttingen.

Nach einer Verfügung Sr. Excellenz, des Hrn. Ministers des Innern, Grafen von Wolffradt, auf den Antrag des Hrn. Staatsraths und General-Directors des öffentlichen Unterrichts, Barons von Leist, ist die Direction der Göttingischen gelehrten Anzeigen durch ein Rescript vom 16. Januar d. J. dem Professor Ritter Eichhorn übertragen worden.

Briefe und Bücher also, welche der gelehrten Anzeigen und der Recensionen wegen anher geschickt werden, sind unmittelbar an den Professor Eichhorn postfrei zu adressiren.

Wien.

Catalogus Codicum Arabicorum, Persicorum, Turcicorum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis. Cura Josephi de Hammer. 1812: 40 Seiten in Folio.

Dem berühmten Verfasser hatten Belesenheit in Arabischen, Persischen und Türkischen Schriftstellern, frühere literarische Arbeiten über ihre Werke

te, und zuletzt seine Sendung nach Paris, um diejenigen von den dahin abgeführten Orientalischen Manuscripten, welche die kaiserl. Bibliothek daselbst schon besaß, wieder nach Wien zurück zu bringen, vor Andern einen Beruf gegeben, die Orientalischen Schätze der Hof-Bibliothek in ein Verzeichniß zu bringen. Den Abdruck desselben werden ihm nicht bloß Gelehrte in der Nähe der kaiserl. Hof-Bibliothek, denen dadurch der Gebrauch ihrer Orientalischen Handschriften erleichtert ist, sondern auch Orientalisch-gelehrte Männer außerhalb der Kaiserstadt Dank wissen. Wie manche wichtige Notiz können sie aus seinen Forschungen über die verzeichneten Handschriften nehmen, und, wenn sie Veranlassung zu ähnlichen Verzeichnissen haben sollten, wie Manches werden sie darin bey der Vergleichung vorgearbeitet finden! Es sind 401 Handschriften nach Titel, Verfasser und Inhalt angegeben; doch ist der verzeichneten Werke eine größere Zahl, da manches Manuscript verschiedene Schriften vereinigt. Bey der Bestimmung ihrer Verfasser und des Inhalts ist dem Verfasser seine vertraute Bekanntschaft mit dem Türkischen Polyhistor, Hadshi Chalfa, sehr nützlich gewesen. Die Handschriften sind unter 13 Abschnitte gebracht: 1) über die Schreibkunst (das durch des Verf. Englische Uebersetzung: *Ancient Alphabets and Hieroglyphic Characters*, schon bekannte bisher einzige Manuscript in seiner Art, das Graf Spencer der kaiserl. Bibliothek zum Geschenk gemacht hat); 2) Wörterbücher; 3) grammatische und rhetorische Schriften; 4) Epistolographen; 5) Philosophen, Physiker, Mathematiker und Aerzte; 6) Vorschriften und Anweisungen zur Verwaltung mancher Staatsämter (Canunname); 7) Geschichtschreiber; 8) ethische und politische Schriftsteller;

9) Romane; 10) Dichter, lyrische, erotische, didactische und mystische; 11) juristische und theologische Schriften; 12) Zusammengetragenes, und 13) Litteratur des Koran. Der größere Theil wichtiger Schriften ist schon aus andern Sammlungen und den davon gedruckten Verzeichnissen bekannt; doch kommen auch wichtige Seltenheiten vor, wohin unter andern eine ganze Sammlung von Schriften, die Religion der Drusen betreffend, gehört. Aus einer Handschrift (unter Num. 83) ergibt sich für die Orientalische Paläographie die neue Bemerkung, daß im fünften Jahrhundert der Mohammedanischen Zeitrechnung in Persien Cufische Schrift, aber cursiv gemacht, zum Abschreiben gebraucht worden. Von manchem Buche sind Notizen über seine Schicksale, die von ihm vorhandenen Uebersetzungen und Auszüge, gelegentlich beigebracht, wie z. B. von Kemaleddin's zoologischem Wörterbuche, aus welchem schon Vochart Auszüge mitgetheilt hat u. s. w. Noch besitzt die Orientalische Academie zu Wien eine eigene Manuscripten-Sammlung zu ihrem Gebrauche: darf man nicht auch einem Verzeichniß von dieser entgegen sehen?

Dresden.

Augusteum. Dreizehnter Heft, oder fünfter Heft des dritten Bandes, mit 2 Blättern Vorrede, 21 Blättern Text und Register, und 12 Kupferblättern CXLIII – CLIV, (Text von S. 61 bis 102). 1812. Folio.

In einer kurzen Vorrede erklärt der achtungswürdige Verfasser, Hr. Hofrath Becker, daß die Zeitumstände seinem Unternehmen ungünstig gewesen sind, denen man es auch allein zuschreiben muß, daß das Werk nicht nach Ländern gekommen

ist, wo es mehr gesucht; und reichlicher bezahlet seyn würde. Dessen ungeachtet muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, trotz der geringen Unterstützung, auch diesen dritten Band mit der größten Sorgfalt vollendet hat, und den Beyfall wahrer Liebhaber und Kenner erhalten wird. Das Werk ist nun geschlossen, und ein vollständiges Exemplar kostet von Ostern 1813 an 125 Thaler. S. 61 folgt die Erklärung der Tafeln CXXI. und CXXII., welche bereits mit dem vierten Hefte ausgegeben worden sind. Auf der ersten sieht man die Büsten des Geta und Caracalla. Septimius Antoninus Geta regierte kein volles Jahr, und seine Bildnisse sind daher selten. Dieses ist gut erhalten, aber etwas retouchirt. Die Portraits des Caracalla auf Gemmen und andern Kunstwerken gleichen sich alle. Im Capitolinischen Museum befinden sich zwey, davon das eine dem Dresdener Kopfe vollkommen ähnlich ist. Die erste Büste stammt aus der königl. Preussischen Sammlung, und die andere aus der Galerie Chigi. Tab. CXXII. Eine halbe Figur des Caracalla. Die Nase ist neu, und der Kopf auf einen Griechischen, gut gearbeiteten, Harnisch gesetzt. Das Stück ist über Lebensgröße, und in Rom von einem Privatmann gekauft worden. — Tab. CXXIII. Zwey Büsten des Elagabalus, und seiner Gemahlinn Julia Cornelia Paula. Die Bildnisse des Heliogabalus sind selten. Das der Gemahlinn ist aus der königl. Preussischen Sammlung nach Dresden gekommen. — Tab. CXXIV. Zwey Köpfe, von denen der obere die Aquilia Severa, die zweyte Gemahlinn des Heliogabalus, und vorher Vestalinn, vorstellt. Er befand sich ehemals in der Sammlung des Cardinals Albani. Der untere

Kopf ist schwer zu bestimmen; er gleicht jedoch der dritten Gemahlinn des Elagabalus, der Annia Faustina, deren Münzen von großer Seltenheit sind. Das Bildniß ist von schöner Arbeit. An beiden Köpfen sind die Nasen ergänzt. Der letztere ist aus der Sammlung des Prinzen Ebighi. — Tab. CXLV. Eine Statue der Julia Mamäa, der Schwester von der Mutter des Elagabalus, und Mutter des Kaisers Severus Alexander. Sie ist, mit Ausnahme eines Theils der Arme und der Hände, wohl erhalten. Die Draperie ist schön, allein der Faltenwurf hat etwas Auffallendes. Sie ist aus der Sammlung des Cardinals Albani erkaufte worden. Ihre Höhe beträgt 6 Pariser Fuß 2 Zoll. — Tab. CXLVI. Ein Bildniß der Julia Mamäa von Bronze, ihrem Portrait auf Münzen vollkommen ähnlich. Der untere männliche Kopf ist noch nicht bestimmt. Manche haben ihn für den Julius Stilianus gehalten. Es ist ein schöner Kopf, voll Ausdruck, obgleich die Nase neu ist. Die Galerie hat ihn aus der Sammlung des Prinzen Ebighi erhalten. — Tab. CXLVII. Zwei sehr ähnliche Köpfe des Marcus Antonius Gordianus III., mit dem Beynahmen *Pius*, und seiner Gemahlinn Junia Sabina Tranquillina. Die Nasen sind ergänzt. — Tab. CXLVIII. Eine kleine, 2 Pariser Fuß 10 Zoll hohe, Statue, einen Krieger darstellend, zu dessen Füßen der Kopf und der Vordertheil seines Pferdes liegt. Le Plat hat ihn für Alexander den Großen ausgegeben. Wahrscheinlich ist es das Bild eines Kaisers aus der spätern Zeit. Ehemahls in der Sammlung des Prinzen Ebighi. — Tab. CXLIX. Eine andere kleine, 2 Pariser Fuß 8 Zoll hohe, Statue. Hr. Becker hält sie weder für eigentlich antik, noch

für ganz modern. Aus dem Christl. Zeitalter ist sie gewiß, und es scheint, als habe dem Künstler, der sie schuf, eine Madonna oder eine Heilige vorgelebt. Wahrscheinlich wurde sie fälschlich in eine Eeres umgemodelt. Aus der nämll. Sammlung. — T. CL. Um auch einen Gegenstand aus der spätesten Zeit mitzutheilen, wo die Kunst schon ganz in Verfall gerathen war, und die so genannte Gothische Manier überhand genommen hatte, liefert der Vf. dieß Denkmahl, welches eine Frau darstellt, die den Hausgöttern opfert. Das Ganze ist gut erhalten und aus Carrarischem Marmor gearbeitet. Die Höhe beträgt 6 Pariser Fuß 5 Zoll. — T. CLI. Ein kleines Basrelief, das man mit Unrecht für ein Triclinium gehalten hat. Ein alter Mann liegt an einem runden besetzten Tische, dessen Gegenstände nicht zu erkennen sind, und legt seine Hand traulich auf die Schulter eines neben ihm sitzenden Weibes. Etwas mehr rückwärts erblickt man zwey weibliche Figuren. Aus dem Kupferstich ist das Denkmahl schwer zu deuten; doch scheint von den weiblichen Figuren eine eine männliche mit einer hohen Stirn und einem Bart zu seyn. Aus der Galerie Chigi. Unter diesem Basrelief erblickt man einen liegenden Rehbock, der sehr restaurirt ist. Auf dem Hinterbeine befindet sich ein menschlicher Fuß, vielleicht einem Satyr gehörend. — T. CLII. Ein kleiner geflügelter Genius, auf einem Löwen (oder vielmehr auf einer Löwenhaut) schlafend, dessen Echtheit nicht zu bezweifeln ist. Er stellt den Morpheus dar, und hält in seiner Rechten (nach der Beschreibung, denn im Kupfer ist es die Linke) einige Mohnhäupter. Zu den Füßen bemerkt man eine Eidechse, deren Kopf verloren gegangen ist. Die Größe dieses Kunstwerks beträgt zwar nur 1 Pariser Fuß 5 Zoll in der Länge, dessen ungeachtet hat es viele Schönheiten. Ebenfalls aus der Sammlung Chigi. — T. CLIII. Zwen Sar-

cophage oder Aschenbehälter, die durch ihre Schönheit sich auszeichnen. Die Festons von Blumen und Blättern, die Vögel, die Stier- und Widderköpfe in den Ecken, haben für das Auge etwas sehr Gefälliges. Im Frontespice des einen Sarcophags steht man einen Triton mit einer Nereide. Beide Sarcophage sind durch den Baron von Stosch in die Dresdener Sammlung gekommen. — T. CLIV. Eine kleine, vortreflich erhaltene, Altgriechische Vase von sehr geschmackvoller Form, die zu der ältesten Gattung gehört, mit schwarzen Figuren auf gelblichrothem Grunde. Sie ist hier in der Größe des Originals und in dem ihr eigenen Farbenton sehr treu abgebildet. Die Figuren sind schwarz, haben einige braunrothe Flecken, und sehr zarte weiße Umrisse. Die Vorstellung auf der Hauptseite ist die Erlegung des Minotaurus durch den Theseus. Minotaurus hat eine menschliche Gestalt mit einem Stierhaupte und einem Schweif. Hinter dem Theseus steht eine weibliche Figur, die der Verf. für die Ariadne hält. Dieser Gegenstand kommt auf noch zwey Vasen vor, von denen die eine in der Sammlung des Hrn. Grafen von Lamberg zu Wien sich befindet, und die andere von Millin (*Peintures des Vases antiques* T. II. t. LXI.) herausgegeben worden ist. Die Hinterseite der Vase enthält einen alten nackten Satyr, mit einer Bacchantinn tanzend. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Sammlungen der Altgriechischen Vasen mit einer gleichen Treue bekannt gemacht würden! Hr. Hof-Conducteur Heine hat die Zeichnung dieser Vase in Farben entworfen, und Hr. J. S. Arnold in Meissen die Umrisse, welche Hr. Stölzel gestochen, mit der Genauigkeit des Originals ausgeführt.

Die Künstler, die an diesem Werke gearbeitet haben, sind die Herren Kersch, Naucke, Matthäi, und Heine. Die Kupferstecher: Ischoch, Gotts

Schick, Seiffert, Stölzel, Krüger, Darnstedt und Arnold S. 76 Verzeichniß der noch übrigen alten Denkmähler, deren Abbildungen unnöthig schienen. Es war gleich bey dem ersten Entwurfe dieses Werks die Absicht des Verf., nur diejenigen alten Kunstwerke in Abbildungen mitzutheilen, welche ein artistisches oder archäologisches Interesse gewähren könnten: allein ein kurzes Verzeichniß der nicht in Kupfer gestochener alten Denkmähler ist eine willkommene Zugabe, zumahl Hr. B. bey jedem Stück auf die Abbildung bey le Plat oder in dem von Hrn. Inspector Lipsius zum le Plat besorgten Supplement verwiesen hat. Die Statuen enthalten 68, die Büsten und Köpfe 69 Tafeln, bis S. 106. — S. 86 Bemerkungen und Gegenbemerkungen über einige Denkmähler: ein lehrreicher Abschnitt, der aber keinen Auszug erlaubt, weil der Leser das ganze Werk zur Hand haben müßte. In einem bescheidenen und urbanen Tone widerlegt der Verf. die Einwürfe und vorlauten Urtheile, die über sein Werk gefällt sind, ohne uns durch Anmaßung und Citatenschwall zu behelligen. Er schließt mit den trefflichen Worten: „Wer über Alles zu keck abspricht, ist in Gefahr, am meisten zu irren, und kann wohl ein großes Publikum blenden, was nicht weiter untersuchen kann und mag: aber nicht Jeden, der sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt, und zu prüfen Lust und Willen hat.“ S. 95 Nachweisung der in diesem Werke enthaltenen Abbildungen bey le Plat und Lipsius. Endlich S. 98 Register. Rec. beschließt diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Verf. noch die Zeit erleben möge, in der seine Bemühungen um das Studium der Alterthumskunde nach ihrem Verdienste gewürdiget werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1813.

Paris.

Bei Didot: Institutions de Physique, par
B. G. Sage, fondateur et directeur de la pre-
mière école des mines, Membre de l'Institut
Impérial de France. Tome premier 366 Octav.
Tome second 400 S. Tome troisième 405 S.
1811., nebst einem Bande Supplément aux In-
stitutions de Physique 246 S. 1812., mit dem
Bildnisse des Verfassers.

Statt einer systematischen Behandlung der Na-
turlehre, wie man sie nach dem Titel dieser Schrift
erwarten sollte, erhält der Leser hier Nichts, als
einzelne durch einander geworfene, größten Theils
mineralogische und chemische, Bruchstücke, und
zwar nach den Ansichten des phlogistischen Sy-
stems, welchem der Verfasser noch zugethan ist,
und das er mit einigen Zuthaten von neuem
aufzupuzen sucht, worin aber auch Alles wieder
so bunt durch einander liegt, daß diese Schrift
von dem wissenschaftlichen Geiste des Verfassers
schwerlich eine vortheilhafte Idee erregen kann.

B (2)

Daß er in Frankreich wegen seiner Anhänglichkeit an die Lehren des alten Systems manches Ungemach zu leiden gehabt (man s. unsere Gel. Anz. 1811 S. 965), wird auch hier von neuem wiederholt. Aber dieß Alles, selbst nicht die Aeußerung des Hrn. Chaptal gegen den Verfasser: "je vous conseille de faire le mort," hat ihn abhalten können, diese Institutions de Physique herauszugeben, die er als die Frucht eines fünfzigjährigen Fleißes ansieht, welche neues Licht über die wichtigsten Gegenstände dieser Wissenschaft verbreiten werde. Wir möchten dem Verfasser, als einem sonst verdienten Veteran, sehr gern diese Freude lassen, wenn er uns nur neue, auf Thatfachen gegründete, Ansichten zum Vortheil des phlogistischen Systems mitgetheilt hätte, die wir aber hier gänzlich vermiffen. Vielmehr wird hier ohne weitem Beweis die Existenz des Phlogistons vorausgesetzt, mit dem er dann noch auf mannigfaltige Weise ein acide ignifère, igné, phosphorique (nicht in dem neuern Sinne dieses Wortes) und mehr andere Dinge in Conflict kommen läßt, ohne sich weder deutlich zu erklären, was er mit jenen Worten für Begriffe verbindet, noch auch im geringsten Beweise beizufügen, daß die aus jenem Conflict entstehenden Resultate wirklich das sind, wofür sie der Verfasser ausgibt. Z. B. Les acides ignifère, igné, phosphorique u. s. w. saturés de Phlogistique, produisent des concrétions salines, combustibles, propriétés que n'avaient point ces acides, avant d'en avoir été saturés. Ce Phlogistique est sous forme de Gaz dans l'air inflammable, il est sous forme fluide dans l'éther, lequel exposé à l'air, s'exhale en gaz inflammable. Lorsque les métaux ont été

foudroyés par une forte électricité, le phlogistique en est dégagé sous forme de gaz inflammable, qui brûle en produisant une vive lumière. Von dem Phlogistique sagt er erst, il est inodore, incalorique, et impondérable; comme la lumière et le feu, und doch behauptet er wieder, daß es en forme de gaz inflammable erscheine, dem er doch wohl hoffentlich das Gewicht nicht absprechen kann. Das Licht bestehe bloß aus dem Phlogistique combiné avec un acide particulier, d'où résulte une espèce de phosphore, qui développe ordinairement ses propriétés par le concours de l'air u. s. w. Alle Farben in den organischen Substanzen habe man dem Eisen zuzuschreiben, lequel pénétré et dissous par l'acide igné insbesondere die rothe Farbe hervorbringe. Das acide ignifère, was er auch acide primitif nennt, entstehe durch die Decomposition des phosphore solaire: was aber dieser phosphore für ein Ding sey, darüber läßt er den Leser völlig im Dunkeln. In einem Metallkalle befinde sich das acide ignifère im Zustande des acide igné, und sey darin eingeschlossen par le concours de l'eau fournie par l'air décomposé. Dieses acide igné sey nicht flüchtig, und gebe der metallischen Erde die Eigenschaft, sich zu verglasen. Man könne dieß acide igné aus den Metallkallen durch Hilfe der Alkalien ausziehen, die dadurch ihre Causticité erhielten. Wenn das acide ignifère nur mit so viel Phlogiston vereinigt sey, als erfordert werde, um es in den Zustand eines gaz immissible à l'eau zu verwandeln, so erhalte man das gaz déphlogistique si avide de principe inflammable. Das Wasser selbst wird zwar nicht für ein Element

angenommen, aber es bestehe doch aus einem élément aqueux, verbunden mit frigorique (!) und calorique, und dieß sey denn freylich etwas Anderes, als was Lavoisier behauptete, daß das Wasser aus fünf Theilen gaz dephlogistiqué und einem Theil air inflammable zusammengesetzt sey, melange qu'on fait être l'aliment du feu. Da nun doch das Wasser bekannlich das Feuer auslösche, so erhelle daraus schon allein die fausseté de cette assertion, que j'ai combattue dans tous le temps, parce qu'elle est erronnée. Doch diese Proben mögen hinreichen, den Leser über den Werth dieser Institutions de physique zu orientiren. In dem Supplement-Bande befindet sich unter andern auch ein Verzeichniß der berühmtesten Physiker und Chemiker, und ihrer Verdienste, das nicht selten ein Lächeln abnöthigt. Von Newton sagt er Nichts, als: il a avancé que le soleil répandait une masse de feu immense. Bailly, La Place et tous les physiciens, ont admis (!) cette opinion par respect (!) pour le grand homme qui l'a avancée.

Eben daselbst.

Phaedri fabulae novae. Auch mit dem Titel: Nouvelles fables de Phèdre traduites en vers italiens par P. M. Petronj et en prose française par M. Biagioli. Avec les notes latines de l'édition originale et précédé d'une préface française par Mr. Ginguent, membre de l'institut impérial de France. De l'imprimerie de P. Didot l'aîné. 1812. Octav. S. XXIII u. 228. Se vend à Paris chez Blankenstein, libraire, quai Malaquai, Nr. 1.

Hr. Stefano Egidio Petroni, ein sehr bekannter Italiänischer Dichter (das lyrische und numismatische Gedicht *La Napoléonide* ist unter andern von ihm), hat diese Ausgabe besorgt, wie aus seiner Italiänischen Vorrede und Zueignung an den kaiserl. Französischen Staatsrath, Hrn. Baron von Pomereul, erhellet. Ihm gebührt darin nichts weiter, als die Italiänische Uebersetzung, welche nicht ohne Verdienst ist. Auch die Französische Uebersetzung von Biagioli ist sehr gut gerathen. Der Text und die Noten sind von Hrn. Cataldo Jannelli. Die Vorrede des durch das auch in unsern Sel. Anz. nach Verdienst schon angezeigte vortreffliche Werk über die Italiänische Litteratur berühmten Hrn. Ginguené ist ganz litterarhistorisch, woraus wir Einiges ausheben wollen. Die Geschichte der *Epitome fabularum Aesopi Aviani et Phaedri ad Pyrrhum Pirottum, fratris filium, adolescentem suavissimum*, wird hier aus guten Quellen erzählt. Von Niccolo Perotti, dem Verfasser derselben (*il Sipontino* von den Italiänern genannt; weil er Erzbischof von dem zerstörten Siponto war, aber in Manfredonia seinen Sitz hatte), wird das aus Föcher und andern Büchern Bekannte kurz angeführt. Hr. Ginguené hatte die drey Ausgaben von Cassiti nicht vor Augen, sondern den völligen Abdruck der *Epitome* oder des Perottischen Manuscripts, welchen Hr. Jannelli so besorgt hat, daß er die durch einander zerstreut geschriebenen 32 schon bekannten Fabeln des Phaedrus, die 32 nun erst edirten Fabeln, die 36 Fabeln des Avianus (nicht Avienus) und die unedirten Poesien oder Epigrammen des Perotti geordnet zusammenstellte, und daraus vier Theile mach-

1e. Aus dem Jannellis'schen Vorberichte gibt Hr. Ginguené einen Auszug. Man sieht, Hr. Joh. Ant. Cassiri war dem Hrn. Jannelli mit dem Abdrucke dieser 32 noch unedirten Fabeln zuvor gekommen, und weil dieser viel Mangelhaftes, Auslassungen von Versen, Sylben und willkürliche Zusätze darin bemerkte, so gab er eine vollständigere Ausgabe mit Lateinischen Noten, und in einem besondern Bande Prolegomena in Perottinum codicem im Jahre 1811, in deren erstem Abschnitte er die Schicksale dieser Epitome erzählt. Von Parma, wo Dorville sie im Jahre 1727 entdeckte, und für P. Burnann excerpirt, kam sie im Jahre 1737 als Farnes'sches Eigenthum nach Neapel, wo sie im J. 1808 der berühmte Gelehrte, Hr. Bibliothecar Andrés, wieder entdeckte. Die Dorvillische Collation, in Abschrift von Wallart, Philippe und Brotier bereits gebraucht, ist wahrscheinlich noch unter den Dorvillischen Handschriften und Collectaneen, welche jetzt die Bodlejanische Bibliothek zu Oxford durch Ankauf besitzt, was Hrn. Ginguené unbekannt geblieben zu seyn scheint. Die Epitome ist ein Octav-Band auf Papier, wovon acht Seiten das Inhaltsverzeichnis enthalten. Dreißig Seiten sind unbeschrieben. 160 Stücke begreift sie ohne Ordnung, bald eine bekannte Fabel von Phädrus, bald eine Fabel von Avianus u. s. w. Das Manuscript ist schmutzig, voll Wasserflecke, an vielen Stellen halb und ganz verwischt, mit schlechter Tinte, und die Anfangsbuchstaben und einige Noten roth geschrieben. Da von Phädris Fabeln bekanntlich kein Codex mehr existirt (s. Schwabe zum Phädrus), so ist diese Epitome schätzbar, noch mehr wegen der 32 Fabeln. Auf

Hrn. Abbé und Bibliothekar Andrés Nath hat Hr. Jannelli die ganze Epitome höchst getreulich wie er sagt, abdrucken lassen: nur wäre es besser gewesen, wenn er sie ganz so, wie sie da ist, und nicht in der beliebten Ordnung in vier Theilen, sondern als gedruckten Codex, uns überliefert hätte. In dieser Französischen Ausgabe, welche wir anzeigen, sind die zu supplirenden Buchstaben und Worte, die Jannelli in den Notizen bemerklich gemacht hatte, mit Cursiv-Schrift in den Text gerückt worden. So will es der Französische Leser, sagt Hr. Singuener. Die Gründe, welche Hr. Jannelli bewegen, den Phädrus für den Urheber dieser Fabeln zu erklären, sind unhaltbar. Die 14. Fabel, welche die Geschichte der Matrone von Ephesus enthält, veranlaßt Hr. Jannelli zur Vergleichung des Petronius, der bekanntlich dieselbe Geschichte als eine Begebenheit seiner Zeit erzählt, mit Phädrus. Nun meint Hr. Jannelli bewiesen zu haben, daß Petronius ein Zeitgenosse von Claudius und Nero gewesen, also gegen die Zeit, da Phädrus seine Fabeln verfertigt haben müsse, und fragt nur: wer hätte in dieser Zeit der dritte Verfasser seyn können, der diesen Vorfall als eine ganz neue Thatsache zu erzählen vermocht hätte? Es muß also — Phädrus gewesen seyn. Quae, qualis, quanta! hier ungläubig auszurufen, wird sich schwerlich Jemand unter uns enthalten. Daß unser verewigte Heyne die Echtheit dieser 32 Fabeln stark bezweifelt habe, weiß Hr. Singuener nur aus der Gazette de France. Wir haben davon in der vorigen Anzeige (Jahrg. 1812 S. 1909) schon gesprochen. Nach dieser Vorrede

folgen die 32 Lateinischen Fabeln mit den Italiänischen und Französischen Uebersetzungen, nebst den Noten des Hrn. Jannelli, welche gelehrt genug sind, aber den noch unerledigten Vorwurf des Hrn. Caffitti auf sich dulden, daß sie meistens Theils aus Forcellini's (in Frankreich unter Faciolatus Nahmen bekannten) großem Lateinischen Wörterbuche gezogen seyen.

Halle und Berlin.

Im Verlage der Waisenhaus-Buchhandlung zu Halle ist von des Hrn. Dr. Johann Ernst Fabri, Professors zu Erlangen, Kurzem Abrisse der Geographie die vierzehnte rechtmäßige und durchgehends verbesserte Auflage erschienen. Octav XVI und 298 Seiten. Die sorgfältigste Pflege des Textes, Verbesserungen und Umänderungen ohne Zahl, finden sich in dieser Auflage, welche bis zum 1. October 1812 geht, folglich die Veränderungen, die mit Polen und Rußland im Jahre 1812 vorgingen, schon enthält. Diese empfehlungswerthe neue Auflage eines sehr schätzbaren Handbuches der Geographie, welches seit 1785, wo es zum ersten Mahle erschien, und ins Französische, Russische und andere Sprachen übersezt, und vielfältig nachgedruckt ist, ungemein vielen Nutzen gebracht hat, durften wir in unsern Blättern nicht unangezeigt lassen. Sie kostet einen halben Thaler.

Im 12. St. S. 115 gehört die unterste Zeile nicht dahin, sondern sollte die oberste derselben Seite seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 13. Februar 1813.

Nürnberg.

Den Schrag: *Chr. Fr. Harles*, Bernburg. geh. Hofrath, über die Krankheiten des Pankreas, und insbesondere über die Phthisis pancreatica; mit einigen Beobachtungen, und mit einleitenden Bemerkungen über die Phthisis überhaupt. 78 Seiten in Quart. 1812.

Die Bemerkungen über die Phthisis sind in der Schreibart verfaßt, über die schon mehrmahls dem Verf. Erinnerungen gemacht wurden. Gehäufte und zusammengesetzte Kunstwörter, zu lange und verschrobene Perioden, weit hergehohlte, nicht deutlich und gründlich genug entwickelte, Gedanken dienen höchstens, einen falschen Anstrich von Tiefinn hervorzubringen, der nicht aufhellt und wahre Einsicht gibt, sondern verwirrt. Nicht nur schleichen unter diesem Dunkel eine Menge Hypothesen ein, die aufzustellen so wenig Bedürfniß als Befugniß da ist, sondern das Auffassen der einfachsten Sätze wird erschwert, und ihnen leicht etwas Falsches zugemischt. Die Talente und die Gelehrsamkeit des Verf. würden ganz anders glänzen und Nützlicheres.

E (2)

zu Stande bringen, wenn er diesem Geschmac noch zu entsagen vermöchte. Phthisis, Tabes, Atrophia, bezeichnen bestimmte Krankheitsformen, und die Nosologien und der gemeine Sprachgebrauch sind über ihren Sinn, so wie über die Bedeutung der Worte: Schwindsucht, hecticisches Fieber, Abzehrungskrankheit, völlig einig. Der Verf. will aber durchaus eine Phthisis pancreatica haben, und sie soll so ganz selten nicht seyn. Er begnügt sich daher nicht, sie etwa auf Eiterung des Pancreas zu beschränken, und nachzuweisen, daß dann hecticisches Fieber entstehen könne. Nicht von gestern her ist er in Uebung, sich seine eigene Kunstwörter zu schaffen, oder die gangbaren nach Belieben zu gebrauchen. Er steht daher gar nicht an, auch Phthisis zu nennen, "wenn die Masse eines Organs krankhaft vermehrt, sein Umfang wohl bis zur Enormität vergrößert, und zwar immer mehr oder weniger mit Entstellung und Ausartung seiner Form und Configuration." Daß er dann bestimmt weiß, wie dieses im Innern vor sich geht, und was dann in jedem Gefäßchen sich ereignet, brauchen wir nicht erst zu sagen. Durch diese Sprachverwirrung erreicht er nichts, als daß man ihm nachrühmen kann, er habe uns mit Schwindsuchten beschenkt, von denen Keiner bis jetzt eine Ahnung hatte, als z. B. mit Schwindsuchten von geborstenen Wasserfäcken in den Ovarien, Nieren, und auch in der Bauchhöhle, mit Schwindsuchten des Magens, wie er die Verhärtung und den Scirrhus des Magens genannt haben will; mit einer lymphatisch-ferosen Nervenschwindsucht oder Diabetes!

Die Abhandlung über die Krankheiten des Pancreas selbst ist mit Fleiß compilirt, vergleichungsweise in einem bessern Geiste gearbeitet, auch freyer von der oben bezeichneten Schreibart. Wir rechnen es ihr zum Verdienst, die Aufmerksamkeit auf die

Krankheiten eines Theils zu ziehen, den man noch zu wenig in Betracht zog, ob wir gleich gegen Vieles Erinnerungen zu machen haben. Die Hauptschwierigkeit ist, daß wir den vollen und bestimmten Nutzen der Bauchspeicheldrüse nicht kennen, sondern nur einige Vermuthungen darüber haben, und wann und wie ihre Functionen leiden, nie aus den Krankheitserscheinungen zuverlässig beurtheilen können. Man sucht vorzüglich den Sitz einer Krankheit in ihr, wenn zu gewissen chronischen Leiden des Unterleibes sich häufiges Spucken gesellt. Aber ein solches Spucken ist manchen Constitutionen eigen, und verbindet sich mit den verschiedensten Krankheiten ganz anderer Theile, so wie es oft fehlt, wenn jene Drüse höchst entstellt ist, wie Rec. einige Mahl fand und Portal bestätigt, dessen Cours d'Anatomie médicale T.V. p. 351-359 über die Krankheiten des Pancreas viel Treffliches lehrt, das Hr. H. unbenutzt ließ. Ueber den Zusammenhang dieses Speichels mit dem Pancreas hatte man bis jetzt die Ansicht, daß die Mundspeicheldrüsen entweder consensuell mitleiden, oder für die Bauchspeicheldrüse vicariiren, wenn Verhärtung, anderartige Entstellung oder Druck diese außer Stand setzt, ihre Flüssigkeit gehörig abzusondern, und in den Zwölffingerdarm zu ergießen. Hr. H. ist entschieden anderer Meinung, und läßt in Fällen der Art, so wie unter mannigfaltigen Umständen, den vermehrten Speichelfluß daher entstehen, daß der pancreatische Saft mit der größten Leichtigkeit ohne Würgen und Erbrechen oder sonstige sichtbare Anstrengung aus dem Zwölffingerdarm in die Mundhöhle fließt. Ein weiter, unnatürlicher Weg! Was hindert das gewöhnliche Fortströmen des zu reichlich abgeforderten Saftes des Pancreas durch die Gedärme nach unten? was treibt ihn nach oben, trotz der Schwierigkeiten, die der Pylorus, und besonders

die Cardia, entgegen setzen? Und diese seine schwierige, verkehrte, unnatürliche Bewegung bis zum Abfließen aus dem Munde soll Statt finden ohne Aufstoßen und Würgen, ohne Gefühl, daß es aus dem Magen heraufsteigt: was nicht fehlt, wenn Etwas aus diesem in den Rachen tritt, ohne Zumischung mit Galle, Magenfaß, Speisen. Dieses aus dieser Quelle kommende Spucken muß sich vorzüglich ereignen, wenn die Bauchspeicheldrüse ganz oder zum größten Theile verhärtet, mit steatomatösen Stoffen erfüllt ist, oder durch Druck benachbarter vergrößerter Theile leidet, und ihre Absonderung verringert, erschwert, nicht vermehrt angenommen werden kann. Alle diese Schwierigkeiten, ja zum Theil Unmöglichkeit, halten Hrn. H. nicht ab, das Spucken für einen gewöhnlichen Ausleerungsweg der Bauchspeicheldrüse zu halten, besonders in Krankheiten und im Speichelfluß. Er sagt: zu wenig in Bezug auf die Bauchspeicheldrüse und zu einseitig nur auf die Mundspeicheldrüsen, hat man bis jetzt bezogen das häufige Speichelfließen bey verdorbenem Magen, bey Uebelkeiten u. Neigung zum Erbrechen, wobey der Speichel sichtlich nicht bloß aus den Speichelgängen der Mundhöhle herausquillt, sondern auch aus dem Schlund, öfters in langen, zähen Strömen, herausdringt. (Dann tritt schleimiges Wesen aus dem Rachen, kein Speichel des Pancreas durch einen dünnen Darm u. den Magen hindurch.) Auch die Tobakraucher werfen den Bauchspeichel in ansehnlicher Menge aus, und so erklärt sich der schädliche Einfluß des Tobakrauchens nach und vor den Mahlzeiten. (Das wäre viel! Nicht wenige Tobakraucher werfen unter dem Rauchen gar nicht aus. Auch diese finden oft den Gebrauch der Pfeife nach den Mahlzeiten die Verdauung störend und üble Empfindung erregend, entweder weil die Zungennerven dann einen solchen Reiz nicht vertragen, oder der dem

Speichel sich zumischende Dampf dem angefüllten Magen, wenn jener verschluckt wird, nicht zusetzt.) Das so häufige Speicheln der Kinder, die an Wärmern und an Säure der ersten Wege leiden, muß immer mehr oder weniger auch dem Pancreas zugeschrieben werden. Ja es ist die Frage, ob nicht auch der bey dem Zahnen reizbarer Kinder so gewöhnliche Speichelfluß zum Theil von dem Pancreas mit herrührt. (Der Beweis fehlt.) Der Speichelfluß bey verstopfter, verhärteter und in ihrer Masse vergrößerter Leber, oder bey dem Scirrhus des Magens ist ebenfalls ohne Zweifel zunächst auf Rechnung des gedrückten und gereizten Pancreas zu setzen (nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch consensuelle Reizung der Speicheldrüsen der Mundhöhle, oder durch Vicariiren derselben, wenn Untauglichkeit oder Druck die Bauchspeicheldrüse in ihrer Verrichtung stört. Hier könnte vielleicht auch ein Antagonismus zwischen der Bauchspeicheldrüse und den Speicheldrüsen des Mundes zur Erklärung dienen). Auch an den so genannten kritischen Speichelflüßen mag das Pancreas seinen Antheil haben, häufiger, als man bisher ahnete. Der Bauchspeichel kann dann auch wohl abwärts in wässerigen Durchfällen abfließen. (Das ist sein natürlicher Weg, wenn er zu reichlich abgesondert und nicht eingefogen wird). So sind auch gewisse Arten wässriger Diarrhöen ohne Speichelfluß aus dem Munde, bey denen mit Druck, Schmerz oder Spannung in der Magenegend oder unter derselben ansehnliche Quantitäten von schleimig-schaumiger, speichelartiger Flüssigkeit, öfters ganz rein, ausgeleert werden, ihrem größten Theile nach nicht sowohl Darmlüsse, als Bauchspeichelflüsse. Sie können in sehr seltenen Fällen kritisch seyn. Häufiger sind sie bloß symptomatisch, und Wirkungen einer idiopathischen oder consensuellen entzündungsartigen Reizung des Pancreas.

(Der beschriebene Abgang ist gewiß in den meisten Fällen Erzeugniß der gereizten und veränderten Schleimabsonderung der Gedärme oder krankhafter Affectionen dieser. Aus dem bloßen Ansehen wird nie sein Ursprung aus der Bauchspeicheldrüse mit einiger Zuverlässigkeit sich ergeben, und soll reiner pancreatischer Saft je in den Stühlen gefunden werden können, da seine Bestimmung ist, mit der Galle und dem Chymus sich zu vermischen, und in ihnen große Veränderungen zu bewirken? Wird der Ueberfluß bey seiner zu reichlichen Absonderung nicht in diese Verbindung eingehen? nicht mit dem sonstigen Inhalt der Gedärme zusammenfließen? Jede Art von Leidenden Empfindungen in der Magengegend sind bey den verschiedensten Durchfällen nichts Ungewöhnliches. Wenn die Deutschen Aerzte nicht endlich davon zurückkommen, jeden Einfall, der sich ihnen aufdringt, und in ihre Gedankenreihe gerade paßt, ohne weiteres für eine ausgemachte Wahrheit gelten zu lassen, ohne auf Beweise sich einzulassen, ohne die nahe liegendsten Einwürfe zu erwägen, so werden sie immer mehr die Wissenschaft verwirren, statt sie aufzuhellen.) Sollte nicht selbst das Wuthgift das Pancreas reizen? und ein Theil des ausgespuckten Speichels von ihm herrühren? (Das Aufstellen von Möglichkeiten hat in der Medicin keinen Werth, wenn sie nicht zur Wahrscheinlichkeit erhoben werden, wenn nicht Thatsachen, genügende Gründe, für sie sprechen. In den sorgfältigsten Sectionen der an Wasserscheue Verstorbenen zeigten sich ganz andere, der Mundhöhle nahe liegende, Theile ergriffen, nicht das Pancreas.) Eine gewisse Art chronischen Erbrechens, das in den Morgenstunden besonders befällt, und wobey in der That eine speichelähnliche Flüssigkeit in Menge aus dem Magen stürzt, in unsern Gegenden unter dem Nahmen: der Wasser-

folk, bekannt, und Branntweinsäufern vorzüglich eigen, scheint er Recht zu haben, der Bauchspeicheldrüse zuzuschreiben. Dieser Gedanke verdient Beachtung.

“Die zweite Besonderheit,” sagt er, “welche als ein mehr oder weniger characteristisches und constantes Attribut pancreatischer Affectionen, und zwar sowohl der chronischen Entzündungen, als insbesondere der Verhärtungen des Pancreas, sehr beachtungswürdig und wichtig und fruchtbar für eine nähere physiologische und pathologische Kenntniß dieses Organs und seiner Verhältnisse zu der Leber zu seyn scheint, ist die Thatfache, daß diese Zustände des Pancreas vorzugsweise mit der Melancholie und dem melancholischen Wahnsinne vorkommen.“ Wir haben dagegen zu erinnern, daß diese krankhaften Veränderungen sich viel häufiger fanden ohne Zumischung einer Gemüthskrankheit, und daß aus den von dem Verf. von Creding besonders entlehnten Beobachtungen erhellet, daß in Fällen dieser Art Leber und Milz noch viel kränker waren, und die Bauchspeicheldrüse wahrscheinlich nur in die Leiden dieser benachbarten Theile mit hineingezogen wurde. Er vermuthet selbst, daß hier immer auch andere ursächliche Verhältnisse, namentlich eine besondere Anlage, mit Antheil haben werden.

Drey Krankheitsgeschichten, in denen die leidende Bauchspeicheldrüse die Hauptrolle gespielt haben soll, theilt uns der Verf. umständlich mit. Nur in der ersten, die tödtlich endigte, läßt sich darthun, daß das Pancreas in der That in einem sehr kranken Zustande war, aber der unbefangene Forscher bleibt zweifelhaft, welche Symptome, und in wie weit sie diesem organischen Leiden zuzuschreiben sind, obgleich der Verf. hierüber im Ton der festesten Zuversicht spricht. Erst im 8. Monath der Schwangerschaft wurde seine Hülfе für diese von jeher kränkliche und jetzt schon lange leidende Frau verlangt; sie kam

12 Tage zu früh nieder, und starb etwa am 15. Tage des Wochenbettes: lauter Umstände, die diesen Fall sehr verwickelt machen. Auch war die Gallenblase von schwarzrother oder schwarzblaulichter Farbe, in ihrer Substanz äußerst verdichtet, hatte ganz die Consistenz der Lebersubstanz, und glich eher einem Leberlappen; sie war leer von Galle, ihre Gänge aber doch ungewöhnlich groß und ausgedehnt, wie er sie noch nie gesehen habe. Die Pfortader erschien in einem ungewöhnlich breiten und ausgedehnten Durchmesser; die Milz beträchtlich groß. Er konnte deutlich schon vor der Niederkunft wahrnehmen, meint er, daß der äußerst zähe, glutinöse, an den Mund sich anhängende, Speichel nicht sowohl aus den Speicheldrüsen der Mundhöhle, sondern aus dem Schlunde, und somit aus dem Pancreas, geworfen wurde. (Was aus dem Schlunde kam, war sicherlich Schleim, und nicht Speichel; war dieser ihm bengenemisch, so geschah die beiderseitige Verbindung erst in der Mundhöhle. Die Schleimabsonderung im Schlunde und nahe demselben in Bezug hiermit zu setzen, was doch die nahe liegendste und wahrscheinlichste Deutung ist, fällt Hrn. H. gar nicht ein. So wie er den Speichel hier schildert, stellt sich gerade der Schleim dar, zähe, glutinös, an den Mund sich anhängend.) In den ersten Tagen des Wochenbettes nahm die allgemeine Schwäche und das hectische Fieber schnell überhand, das Speicheln wurde stärker, die Beschwerden und das Drücken des Magens ebenfalls, und es stellte sich ein häufiger und immer zunehmender Durchfall ein, der anfangs schon mehr wässerig war, in der Folge ganz dieselbe wässerig-zähe, schaumige Flüssigkeit ausleerte, wie sie beständig aus dem Munde herausquoll, und also wahren Bauchspeichel.) (Man sieht, das seinen Hypothesen günstige Folgern versteht der Verf. Jeder weiß aber, daß gerade

dieses der Ausmittelung der Wahrheit nicht vortheilhaft ist. War die Ausleerung aus dem Munde und After sich wirklich so ganz gleich? Ist Aehnlichkeit des Aussehens zweyer Flüssigkeiten immer ein Beweis, daß sie beide dasselbe Wesen sind, aus derselben Quelle kommen? Indes mag wohl dieselbe franke Absonderung der Schleimhaut der Theile in und nahe dem Schlunde auch einmahl gleichzeitig in der Schleimhaut der Gedärme Statt finden, und dann dasselbe Product oben und unten ausgeworfen werden. Die Bauchspeicheldrüse braucht dazu nicht requirirt zu werden, wenigstens nicht andere, als daß sie der ursprünglich leidende Theil war, der andere Organe in sein Krankseyn mit hineinzog. Und selbst in dieser Beziehung kommt sie hier nicht in alleinige, vielleicht nicht in vorzügliche, Betrachtung, da die Gallenblase, die Pfortader, die Milz u. s. w., so entstellt waren.) Das Pancreas lag fast in der longitudinalen Richtung der Wirbelsäule, hatte die ungewöhnliche Länge von mehr als acht Zollen; in der Mitte, wo es, fast zungenförmig, am breitesten war, die Breite von etwa 2 Zollen, und daselbst fast bis zu dem herabsteigenden Ende die Dicke von etwa 3 Viertelzoll, zum Theil auch eine geringere. Keine Spur von Entzündung, im Gegentheil hatte es innerlich und äußerlich eine auffallend gelbe Farbe; fühlte sich in seinem größern Theile ungewöhnlich hart an; hatte in seiner ganzen Länge eine Menge Knoten oder harter Scirrhen, die auch zum Theil äußerliche leichte Erhabenheiten bildeten, den Tuberkeln in den Lungen ähnlich. Einige hatten wirklich eine knorpelartige Härte. Zwischen diesen harten Knoten fand sich aber auch viele weichere drüsige Masse, die an vielen Orten sehr weich und mürbe war, so daß sie beym stärkern Anfühlen leicht zerriß, und

auf der Oberfläche dem Organ ein vielfach lacirtes, gleichsam zertrümmertes, Ansehen gab. Keine angefüllten Blutgefäße waren im Innern des Pancreas zu entdecken. (Ist das nun die Schilderung eines Theils, von dem zu erwarten ist, daß er in solchem Uebermaß von Absonderung war, als er seyn mußte, wenn das, was durch den Speichelfluß und durch den Durchfall in solcher Menge abging, aus ihm sich ergossen haben sollte? Gewiß, hier mußte die Secretion des pancreatischen Saftes ganz oder zum größten Theil stocken und fehlen, für seine gewöhnliche Bestimmung nicht zureichen, geschweige in den Darmcanal in so überströmender Fülle zu treten vermocht haben. Für den denkenden Leser bedarf dieses gewiß keiner weitem Ausführung. Es ist höchst auffallend, daß Hr. H. in seiner gewiß falschen Deutung nicht erschüttert wurde, als er in der Bauchspeicheldrüse, und selbst im Zwölffingerdarm, keinen Bauchspeichel und eine ihm ähnliche Flüssigkeit fand. Nichts davon oder von einer andern Feuchtigkeit vermochte er aus demselben heraus zu pressen. Auch nicht der kleinste Tropfen von dem, was durch den Speichelfluß und den Durchfall so reichlich und so ununterbrochen ausgeleert wurde, fand sich im Pancreas, und gleichwohl soll dieses es hergegeben haben; nichts davon sah man im Duodenum. Nur im Magen war etwas von dieser so genannten speichelartigen Flüssigkeit wahrzunehmen, vermuthlich weil sie im Act des Sterbens nicht ausgeworfen werden konnte, sondern hinunter geschluckt wurde. Diese so sehr bemerkenswerthen Umstände führt der Verf. getreulich an, aber sie erregen seine Aufmerksamkeit nicht; er fühlt nicht, daß sie seine Hypothese rettungslos vernichten.)

Der zweite Krankheitsfall bedarf nicht, so umständlich zergliedert zu werden. Bestimmtes ist über ihn nichts zu sagen. Immerhin mag das Pancreas mitgelitten haben, aber gewiß nicht allein. Er endigte mit Genesung. Es wird eine Arthritis rheumatica als zum Grunde liegendes Uebel beschuldigt, von welcher und ihren Zeichen wir uns keinen bestimmten Begriff machen können. Wer Rheumatismus und Gicht fälschlich für eines und dasselbe hält, verfällt in einen Meconasmus, wenn er von einer rheumatischen Gicht spricht. Erkennt er aber den Unterschied der Entstehung und der Symptome jener beiden Uebel an, so ist er uns den Beweis schuldig, daß sie in Einem Subjecte vereinigt waren, und in wahrer Verbindung standen. Die Arthritis rheumatica soll sich hier seit vielen Jahren unter Hämorrhoidal-Congestion, oder in den Hals-, Schlund- und Speicheldrüsen, oder durch allerley pustulöse Exantheme, geäußert haben. Keines der nächsten und charakteristischen Symptome von Gicht oder Rheumatismus ist in dieser Reihe von Erscheinungen; und wenn auch von einigen in gewissen Lagen anzunehmen ist, daß sie mit diesen Uebeln zusammenhängen können: so muß doch dieses jedesmahl aus überzeugenden Gründen hervorgehen.

Dritte Krankheitsgeschichte. Ein Erlanger Student von 22 Jahren glaubte, Quecksilber sey ein vorzügliches Mittel, durch Herabstimmung der Vegetation und Animalität, zugleich auch durch Verminderung der Sinnlichkeit, die geistige Kraft und das intellectuelle Vermögen zu erhöhen, und somit auch zur philosophischen Speculation und zur geistigeren Anschauung im höhern Grade sich geschickt zu machen. (Die Bezeichnungsart des

wahnsinnigen Gedankens wird bey Jedem traurige Betrachtungen erregen.) Lange Zeit hindurch, so viel Hr. H. weiß, einige Monathe durch, nahm er eine erstaunend große Menge versüßtes Quecksilber, manchen Tag 9 bis 10 Gran, wie der Apotheker aus sagte, nur mit Unterbrechung von einigen Tagen. Er empfand davon nur einen mehr als gewöhnlichen Zufluß des Speichels und geschwächte Verdauung. Statt naturphilosophischen Schwunges ward ihm aber der Wahn zu Theil, er habe Filzläuse. Ohne sich von deren Existenz selbst überzeugt zu haben, verschrieb ihm ein eben promovirter Arzt Unguentum hydrarg. cinar., Unguentum hydrarg. rubr. ana ℥j. u. s. w. und ließ dieses in Einem Tage in 2 bis 3 Einreibungen verbrauchen, und den andern Tag die beiden Quecksilbersalben noch um ein Drittheil verstärken. Am dritten Tage stellte sich ein starker Speichelfluß ein, welcher sich immer vermehrte. Den fünften Tag sah Hr. H. den Kranken. Keine gastrischen Symptome zeigten sich, aber vom zwayten bis dritten Tage her eini ges Spannen und Drücken in der Magengegend, mit fehlendem Stuhlgang. Unter dem Gebrauche eines Chinadecoctes minderte sich zwar der Speichelfluß, aber nach dem Grade seiner Abnahme vermehrte sich das Spannen und Drücken in der Magengegend. Dasselbst und unter dem Magen weg nach der rechten Seite hin wurde eine ungewöhnliche Wärme und ein dolor gravativus empfunden, mit sichtbarer Zunahme der Beängstigung und des melancholischen Hinbrütens, die ihm sonst schon eigen waren. Das Epigastrium und rechte Hypochondrium waren gespannt, etwas heiß und, wie es schien, etwas hart. Beym Befühlen dieser Gegend wurde kein Schmerz ausge-

drückt. Leibesöffnung war immer noch nicht erfolgt. Der Durst war groß, der Puls voll, stark, doch nicht sehr schnell. Bey dem dritten Besuche wurde es dem Verf. klar, daß hier eine sehr beträchtliche, einen subacuten Character habende, Entzündung der Bauchspeicheldrüse mit im Spiele sey, als Folge des übermäßigen Quecksilbergebrauches, bey einer hier schon vorhanden gewesenen besondern Disposition dieser Drüse. (Für diese Disposition spricht vermuthlich beym Verf. die Anlage zum Trübsein. Sonst sehen wir nichts, womit er sie geltend machen könne.) Am 4. Tage ließen der Schmerz und die Beängstigung nach, doch nicht ganz: aber der noch nicht aufgehörte Speichelfluß wurde nun sogleich profuser, ja er floss in einem continuirlichen Strome, so daß wohl für jeden Tag $3\frac{1}{2}$ bis 4 Pfund abließ. Diese ungeheure Ausleerung dauerte über 5 Tage fort. Ein allgemeiner, äußerst starker, Schweiß, der einige Tage anhielt, ward die Krise aller Leiden. In dieser Krankheitsgeschichte ist merkwürdig, daß ein so großer und lange anhaltender Mißbrauch des Quecksilbers nicht früher einen förmlichen Speichelfluß erregte. Die Salben entwickeln ihn erst, und er war zwar einige Tage sehr stark und mit den bekannten heftigen Zufällen der Zunge, des Halses u. s. w. begleitet, aber doch nur von kurzer Dauer. Höchst auffallend ist, daß eine solche Menge innerlich genommenen Quecksilbers nicht andere große Nachtheile, keine Koliken und Durchfälle, ja keine der Zufälle einer Quecksilbervergiftung, verursachte. Was können manche Naturen, und besonders nur in etwas wahnsinnige Menschen, nicht, zum Theil oder ganz folgenlos, ertragen! Leid thut es uns, daß wir die große Freude des Verf., welche er wiederholt ausdrückt, endlich eine Pancreatitis beobachtet und am

Krankenbette erkannt zu haben, nicht theilen können, ja zu stören uns genöthigt sehen. Es war wohl überall nicht Entzündung, kein wahrer Grad, keine rechte Art derselben, welche die Beschwerden des Unterleibes veranlaßte. Wo man eine solche anzunehmen hat, müssen sprechendere Züge hervortreten. Wie viele Symptome fehlten nicht, die einer Entzündung eines Theils des Unterleibes eigen sind? wie schwach waren nicht andere da? Diese Beschwerden waren überdieß von so kurzer Dauer, und wichen so schnell Mitteln, die gegen ein wahrhaft entzündetes Eingeweide für sich allein nicht viel vermocht hätten, oder dann nachtheilig gewesen wären. Ein noch so starkes Spanisches Fliegenpflaster auf die leidende Stelle, erweichende Klystiere, ein warmes Leibbad, unterstützen den anderweitigen antiphlogistischen Heilplan, aber umfassen ihn nie. Das Hallersche Elix. acidum mit Syr. papav. rhoeados ist unter keiner Ansicht ein entzündungswidriges Mittel. Völlends ist auch nicht ein triftiger Grund da, hier die Bauchspeicheldrüse überall leidend sich denken zu müssen, geschweige sie einzündlich afficirt anzunehmen. So viele andere Theile drängen sich in der Gegend zusammen, die als der Sitz der Krankheitszufälle hier bezeichnet ist. Auf die Bauchspeicheldrüse fällt, um wenig zu sagen, nicht mehr Verdacht, als auf jedes andere hier liegende Organ. Ist eine Drüse einmahl in einem höhern oder geringern Grade entzündet, so hat man weder eine schnell verlaufende, noch durch die Kunst sehr zu beherrschende Krankheit vor sich. Die vermeinte Entzündung ward hier aber so bald und leicht gehoben. Man tilgt eine Lungen-, Darm- und Leberentzündung gar viel früher und entscheidender, als eine unbedeutende

Entzündung einer Halsdrüse. Aber der Speichel floß aus dem Munde zu Pfunden des Tages; er mußte daher aus dem Pancreas mit herauftreten, behauptet Hr. H. Woher kennt er aber das Maximum, über das hinaus die Speicheldrüsen der Mundhöhle nicht absondern können, wenn Quecksilber sie afficirt, und die Masse der Säfte eigenthümlich entstellt hat? welche Data hat er zu einer solchen Berechnung? Wären statt Pfunden Centner Speichel abgegangen, so konnte der Strom doch nicht aus der Bauchspeicheldrüse seinen Ursprung nehmen, wenn es nicht in die Sinne fiel, daß er von so tief unten in die Höhe trat. Man sehe, was wir oben hierüber saaten. Ueberdieß, wie ist es denkbar, daß bey so reichlich secernirendem Pancreas Leibesverstopfung Statt finden konnte, nicht Durchfall entstand? Was vermochte, dessen natürliches Abfließen aus dem Zwölffingerdarm nach unten zu hemmen? Da jetzt Quecksilber gegen so mancherley Uebel mit vollem Grunde zu Hülfe genommen wird, ja manche Aerzte, wie der unglückliche Erlanger Studiosus, eine Quecksilber-Manie haben: so ist übermäßiger Speichelfluß ein oft vorkommender Zufall. In seinem Gefolge ereignen sich aber, selbst wenn Koliken und Durchfälle unter oder nach dem Gebrauche des Quecksilbers eintreten, keine Erscheinungen, die auf ein Leiden des Pancreas irgend einen Verdacht werfen können. Wir erinnern uns nicht, Etwas gesehen oder gelesen zu haben, was unter diesen Umständen dahin zu beziehen wäre. Wir wollen aber einmahl den Fall als wirklich annehmen, bey durch Quecksilber entstehendem Speichelfluß wurde das Pancreas eben so ergriffen, als die Speicheldrüsen des Mundes. Es würde dann allerdings in großer Menge seinen Saft ergießen,

etwas angeschwollen, aber nicht im Zustande der Entzündung seyn: denn die Speicheldrüsen des Mundes selbst sind unter dem Verlaufe der Salivation nichts weniger, als entzündet. Sie laufen sehr oft, aber nicht immer, an, so daß sie fühlbar werden, was jedoch von den Parotiden nicht einmahl gilt. Aber sie schmerzen nicht, selbst unter gelindem Druck nicht; sie treten nie in Eiterung; sie bleiben nicht angeschwollen, nicht verhärtet, zurück. Wenn aber das nie erfolgt, so kann von Entzündung nicht die Rede seyn. Es ist aber viel wahrscheinlicher, der Analogie und den Gesetzen des thierischen Organismus gemäßer, anzunehmen, daß wenn aus der Mundhöhle selbst so viel Speichel abgefondert wird, die Bauchspeicheldrüse in ihrer Thätigkeit sinkt, und gerade weniger pancreatischen Saft hergibt, als im gewöhnlichen Zustande des Körpers. Alles dieses zusammen erwogen, berechtigt uns zum Schluß, der Verfasser hat keine Pancreatitis beobachtet. Eine solche in der erzählten Krankheitsgeschichte wahrnehmen zu wollen, darauf kann nur ein Arzt verfallen, der gerade eine Schrift über die Krankheiten des Pancreas ausarbeitete, in ihr Grundsätze geltend machte, die nicht zugestanden werden dürfen, und der in einem Zeitalter, in welchem die Deutsche Medicin durch phantastische Erklärungs- und Hypothesensucht jeder Art zerrüttet wird, und um allen Ruhm kömmt, sich nicht zu der Richtung erhebt, mit strenger Präcision, tiefer Critik und einer Besonnenheit, die sich nie in die Regionen der Phantasie hinüber ziehen läßt, aus zuverlässigen, reinen Thatsachen nur das einfach und klar zu folgern, was sie unbestreitbar ergeben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 15. Februar 1813.

Freiburg und Konstanz.

Fundamenta Juris ecclesiastici Catholicorum, P. III. In usus scholasticos aphoristice exposuit *Jos. Anton. Sauer*, Philos. et Jur. Doctor, Reg. Celsitud. M. D. Badens. Consil. aulic. in Acad. Albertina Brisgoica Jur. eccles. Profess. P. O. 1810. P. IV. 1812. S. 209 in Octav. Auch die zwey letzten Theile dieses trefflichen Handbuchs für das katholische Kirchenrecht zeichnen sich durch eben die Vorzüge aus, die wir schon von den zwey ersten in unsern Blättern (Jahrg. 1810 St. 52 S. 515) gerühmt haben. Die Vorzüge der verständigen Anordnung und der präcisen Kürze fallen darunter am meisten in das Auge; den gelehrten Canonisten aber wird der gemäßigte und doch feste Geist der Nieggersischen Schule noch stärker anziehen, der ihn überall darin ansprechen wird; denn dieser Geist verläugnet auch hier die schätzbarste seiner Eigenheiten nicht, daß er sich eben so wenig über

D (2)

die einmahl von ihm angenommenen Grundsätze hinaus, als von ihnen hinwegreißen läßt. — In dem dritten Theile macht die Fixirung und Bestimmung der allgemeineren Rechtsbegriffe von der Natur und von der Kraft kirchlicher Gesetze, Rescripte und Statuten, von Dispensationen und Privilegien, von der Gewohnheit und Observanz, von der richterlichen Bestätigung und Gesetzerklärung, den Hauptgegenstand aus. Dabey wird meistens die richtigere Ansicht nur in eine ganz kurze These von dem Verfasser gebracht, und das Antithetische gegen eine entgegen gesetzte nur durch ein paar Worte, ja zuweilen nur durch den verschiedenen Druck eines einzigen Worts, angedeutet; doch wird zuweilen der entscheidende, dadurch angedeutete, Gegengrund noch in einer Note etwas weiter ausgeführt. Dieß ist unter andern auch der Fall bey einer Erörterung, in welche der Verfasser S. 15, aus Veranlassung der Notion von Strafgesetzen, hineingegangen ist, wobey aber Recensent ihm doch nicht ganz beystimmen möchte. Er vertheidigt hier die ältere, von einigen neueren Canonisten verspottete, Distinction menschlicher Strafgesetze in *leges pure poenales et mixtas*, wobey die ersteren nur *ad poenam*, und nicht *ad actum*, die andern aber sowohl *ad poenam*, als *ad actum*, zugleich im Gewissen verpflichten sollen. Dafür führt er an, daß es doch von der Willkühr des Gesetzgebers abhängt, die Kraft seiner Gesetze zu beschränken, und daß es selbst der Anordnungen mehrere gebe, worin sie ausdrücklich nur darauf beschränkt sey. Er hat auch Beispiele davon angebracht, über die sich gar

nicht streiten läßt. Die am stärksten ausgedrückte Beschränkung dieser Art findet sich wohl in den Statuten des Johanniter-Ordens und in dem Gegensatze, in welchen darin Kap. 3. die Regel des Ordens mit seinen Statuten und Obervanzen gebracht ist. Allein möchte es nicht eben daraus hervorgehen, daß es convenienter seyn dürfte, solche Verfügungen nicht als eine besondere Gattung von Gesetzen, sondern als von eigentlichen und wirklichen Gesetzen verschieden aufzuführen? — Der vierte Theil enthält das kirchliche Personenrecht, oder alle Rechtsbestimmungen circa personas ecclesiasticas, woben des Controversen noch mehr vorkommen mußte, und eben deswegen auch der Geist des Verfassers und seiner Schule, aber zugleich sein reifes, gefestetes, von keiner Leidenschaft bestochenes, Urtheil noch öfter und kenntlicher sich ausspricht. So trägt er S. 17 kein Bedenken, zu gestehen, daß nach seiner Meinung das Ordinations-Recht der Bischöfe auch an Andere, und zwar nicht bloß bey den unteren Graden des Clericats, sondern auch bey den höheren, delegirt werden könne. — So wird S. 27 sehr treffend bemerkt, daß das Gesetz, das die Geistlichen zum Eölibat verpflichte, auch zum Theil als bürgerliches Gesetz betrachtet werden müsse, weil es sonst nicht die Kraft haben könnte, die Heirath eines Geistlichen ganz nichtig zu machen. — Auch wird hinzugesetzt, daß nicht ein votum solenne, wenn ja eines dabey einträte, was jedoch keinesweges der Fall sey, diese Kraft haben könnte. — Aus den Mönchsgelübden — sagt der Verfasser S. 57 — und aus der Menge der

Mönche und der Klöster sey allerdings manches Unheil entsprungen, welchem man freylich noch durch andere Mittel, als durch ihre Aufhebung, hätte abhelfen können, nisi iis, qui summam rerum tenent, aliter placuisset; hingegen zweifelt er gar nicht, daß durch die Aufhebung der Klöster auch die Klostergelübde selbst aufgehoben, und keine weitere Losprechung davon durch irgend eine andere Autorität nöthig sey. — In dem Kapitel von dem Papste sind S. 72 die jura naturalia et primigenia seines Supremats von den adventitiis nach den reinen Grundsätzen des Episcopal-Systems unterschieden; indem aber der Verfasser S. 75 noch besonders einige Anmaßungen der Römischen Curie auszeichnet, quae ad nostrum usque tempus a Germanis patienter tolerata sint, so gibt er doch eben damit zu verstehen, daß sie nicht einmahl in den Rechten der letztern Art hinreichend begründet seyen. Unter dem zu geduldig Ertragenen führt er zuerst die ineptam juris jurandi ab Episcopis praestandi formulam auf. — S. 94 wird es dafür als nothwendig erklärt, daß bey der Errichtung von Bisthümern bey der Bestimmung ihrer Diöcesen auch eine kirchliche Autorität dazwischen kommen müsse, woben zwar Hr. S. nicht läugnen will, daß dabey die weltlichen Fürsten zu Zeiten ganz allein gehandelt hätten, aber sehr richtig erinnert, quod non ex facto jus, sed factum ex jure aestimandum sit. Eben so bedachtsam wird S. 95 erinnert, daß die Kirche ihre Rechte an ihre rechtmäßig erworbenen Güter — bona legitime acquisita — nicht verloren haben könne, wenn schon der

Staat ihre Verwaltung jetzt selbst übernommen habe. Ueber jene Haupt-Operation, welche neuerlich so sehr im Großen mit den Gütern der katholischen Kirche vorgenommen wurde, begnügt er sich, S. 146 zu sagen: *Singularis beneficiorum immutatio est, quae secularisationis nomine innotuit, cum nempe illorum temporalia vi imperii civilis in publicum rediguntur;* hingegen S. 148 erklärt er unumwunden, daß das Befetzungsrecht der kirchlichen Aemter, oder das Provisions-Recht, dem Staat, als solchem, auf keine Weise zustehen könne.

Paris.

Examen des nouvelles fables de Phèdre, qui ont été trouvées dans le Manuscrit de Perotte, et dont il y a déjà eu huit éditions, cinq à Naples, et trois à Paris. *Doutes* sur leur authenticité. A. E. 1812. Octav 78 Seiten. De l'imprimerie d'A. Egron. Se trouve chez Ant. Aug. Renouard, rue Saint-André-des-Arcs Nr. 55.

Die neu entdeckten zwey und dreyßig, im vorigen Jahrgange (S. 1909) von uns angezeigten, Fabeln, welche dem Phädrus zugeschrieben wurden, haben schon neun Ausgaben erlebt (in der That zu viel für dieß Product), und mehrere Federn in Bewegung gesetzt, ohne daß der litterarische Gewinn der Mühe werth wäre, weil die Sache nicht in die rechten Hände gekommen ist. Das vorliegende Werk ist zwar nicht tief geschöpft, und fördert die Frage selbst eben nicht, gibt aber eine gute Uebersicht in litterarischer Hinsicht, in welcher wir es freunds-

lich aufnehmen, und den Verfasser zur Vollendung der beiden versprochenen Aufsätze, welche die Geschichte aller Streitigkeiten über den Phädrus, und die Sammlung aller Varianten aus den bekannten vier Handschriften von Pithou, Rheims, Peter Daniel und Perotti (von welchen die ersten drey bekanntlich verloren sind) enthalten sollen, hiernit um so lieber aufmuntern, je erwünschter uns auch ieder noch so geringe Beytrag zur Litterär-Geschichte der Fabel seyn muß. Der geschickte, uns unbekante, Verfasser hatte schon in Millin's Magazin encyclopédique de l'an VI (gegen 1798) eine sehr ausführliche Nachricht über jene vier Handschriften bekannt gemacht, die von unserm gelehrten Schwabe, wenn wir nicht irren, auch schon genutzt worden, und dabey den Wunsch geäußert, daß Perotti's Handschrift in gute Hände fallen möchte. Bekanntlich geschah die Entdeckung zu Neapel im Jahre 1808, worauf daselbst innerhalb vier Jahren die fünf Cassinischen und Jannellischen Ausgaben erfolgten, und, was sich bey einem so disputablen Stoffe voraussehen ließ, zwischen diesen beiden Herausgebern lebhaftere Streitigkeiten erfolgten, die aber keine litterarische Ausbeute gegeben haben. In so fern ist des Verfassers Wunsch unerfüllt geblieben. Man kann leicht denken, daß Perotti's Verse in der Vorrede an seinen Nefsen Pyrrhus, zu dessen Bildung er die Epitome verfaßte: Non sunt hi mei, quos putas, versiculi, Sed Aesopi sunt Aviani et Phaedri, beherzigt wurden. Der gute Perotti war also kein Plagiarius; wiewohl er nachher doch sei-

nen Antheil zu vindiciren nicht ermangelt, indem er gesteht, Manches eingeschoben zu haben (*saepe verficulos interponens meos*), was freylich auch auf seine Epigramme gehen muß oder kann. Der Verfasser glaubt, daß die *fabulae Aesopi*, deren Perotti gedenkt, die so genannten *fabulae antiquae* oder *fabulae extravagantes* des Romulus bey Vincent von Beauvais, sind. Er tritt auf unsers verewigten Heyne Seite, welcher in einem Briefe vom 1. May 1811 an Hrn. Cassiti, der ihm die erste, freylich sehr uncorrecte, Ausgabe zugesandt hatte, nach einigen Artigkeiten sich darüber, wie folget, freymüthig ausgedrückt hatte: *De ipso autem fortunae munere* (Cassiti betrachtete nämlich diese Entdeckung der 32 Fabeln als ein Geschenk des Glückes) *ita fiat, profectum quidem illud esse ab aliquo viro docto ex superioribus aetatibus, Phaedri quidem aemulo, ingenio tamen et sermonis castitate, proprietate et elegantiâ multum inferiore, fabulae quoque Aesopiae non satis perspectum habente indolem. Vel sic tamen dignum fragmentum esse arbitror, quod inter ceteram fabularum farraginem aliquo loco sit habendum.* Dann ermuntert er Hrn. Cassiti zur Abfassung des verheißenen Commentars: *Haud dubie enim tuis ex copiis doctrinae multo majores fructus capiemus quam ex operis ipsius aestimatione ingenuae et candidae facta.* So berichtet Hr. Cassiti selbst in der Vorrede. Der Verfasser erklärt die in diesen Fabeln vorkommenden Phädrischen Ausdrücke

für Nachahmungen, widerlegt die von ihm angeführten Behauptungen des Hrn. Cassitti und Jannelli, daß seit Phädrus bis auf Perotti (inclusive) kein Gelehrter gelebt habe, der im Stande gewesen, solche Fabeln zu verfertigen. Als gut zeichnet er besonders aus Fab. 6. 7. 14. 23. 27., und glaubt, daß die Fabeln von mehr als Einem Verfasser seyen. Muß man dena, fragt er mit Recht, Fabeln von einigem Verdienst sofort dem Phädrus zuschreiben? Cassitti's Meinung ist irrig, daß Phädrus so wenig, als des Petronius Arbitar, jemahls existirt haben; daß Canius Rufus bey Martialis 320. (an aemulatur improbi jocos Phaedri?) Verfasser des Buches Satyricon sey, und Julius Polybius, des Kaisers Claudius Freigelassener, welcher, um sich zu trösten, nach Senec. Consol. ad Polyb. c. 27 init., Fabeln verfertigt habe (fabellas quoque et Aesopeos logos, intentatum romanis ingenii opus) Urheber der Fabeln Phädris, und mit ihm einerley Person sey. Hier paßt Cicero's Ausdruck: Habes Sardos venales: alium alio nequiores! Nun folgt das Verzeichniß der acht Ausgaben zu welchen nun noch die erste Deutsche hinzu kömmt, die wir neulich angezeigt haben. Den Beschluß des Werckens macht eine, wie es scheint, sorgfältige Sammlung der verschiedenen Lesarten des Manuscripts und der Vermuthungen des Hrn. Cassitti, welche dieser sogar in den Text aufgenommen hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1813.

Leipzig.

Bei Barth: D. *Christiani Theophili Kuinoel* Commentarius in libros Novi Testamenti historicos. Volumen II. Evangelia Marci et Lucae. Volumen III. Evangelium Johannis. 1809. 1812. 711 und 720 S. in groß Octav. (Auch unter dem Titel: Evangelium Marci et Lucae, Evangelium Johannis illustravit Dr. Chr. Theophilus Kuinoel etc.)

Wir setzen die Beschaffenheit dieses Commentars, der sich weniger durch neue eigenthümliche Ansichten, als durch fleißige Benutzung der bisherigen Vorarbeiten, und sorgfältige Auswahl des Besten, durch große Reichhaltigkeit, und durch gründliche oder bescheidene Würdigung der bedeutenderen ältern oder neuern Erklärungsversuche auszeichnet, aus der Anzeige des ersten Bandes (Gött. gel. Anz. 1807 St. 170) als bekannt voraus; und beschränken uns darauf, einzelne, dem Verfasser eigene, Versuche oder einzelne Bemerkungen und Erinnerungen desselben über die Erklärungen Anderer anzudeuten. Zunächst müssen wir aus den Prolegomenen, die in diesen beiden Bänden, besonders beym Johannes, wo sie allein

E (2)

90 Seiten befaßen, merklich reichhaltiger geworden sind, Einiges ausheben.

Ueber die Sagen der Kirchenväter von der Abhängigkeit des Marcus vom Petrus, dessen ἀπομνηστικὸς er gewesen seyn soll, erklärt sich Hr. Kuinoel, daß sie doch auf zu unsichern Gründen beruhen, und allein zu der Annahme berechtigen möchten, daß Marcus vom Petrus, dessen Schüler und Reisegefährte er war, Manches, was die Geschichte Jesu betraf, erfahren habe; wobey er jedoch manches Andere, diese Geschichte betreffend, auch von den andern Aposteln und von den Schülern, die, nach Apostelgesch. 12, 12., sich in dem Hause seiner Mutter versammelten, erfahren konnte; daher er wohl vorbereitet an die Abfassung seines Evangeliums ging, und einen glaubwürdigen Erzähler des Lebens und der Schicksale Jesu abgeben konnte. Das Exemplar des Syro-Chaldäischen Urevangeliums, welches Marcus zu diesem Behuf zur Hand gehabt, ins Griechische übersetzt, geordnet, umgeändert, und mit einzelnen eigenthümlichen Zusätzen bereichert habe, scheine eine kürzere Geschichte Jesu enthalten zu haben, als die Exemplare, deren sich Matthäus und Lucas bedienten. Uebrigens erklären sich manche dem Marcus eigenthümliche Auslassungen, Zusätze oder Einschaltungen zu seinem Urevangelium hinlänglich aus der Bestimmung seines Evangeliums für Hellenisten und Christen aus den Heiden, auf deren Bedürfnisse er Rücksicht nahm. Er schrieb endlich Griechisch, und wahrscheinlich zu Rom. — Ueber Lucas, dessen Name aus Lucanus formirt sey, dessen Vaterland ungewiß bleibe, wird bemerkt, daß er nach Wahrscheinlichkeit von heidnischen Eltern abstamme, aber schon als Jüngling die Jüdische Religion angenommen habe, und nachher zum

Christenthum übergegangen sey. Sein Evangelium sey wahrscheinlich früher abgefaßt, als das des Matthäus und Marcus; sein Exemplar des Urevangeliums sey ausführlicher gewesen, als das des Marcus; außerdem hat er zur Hand gehabt Fragmente des Evangeliums von der Kindheit Jesu, einen Theil der Gnomologie, die manche abgerissene Aussprüche Jesu enthielt, und andere Versuche, die schon über das Leben Jesu vorhanden waren, nur nicht die Evangelien Matthäi und Marci. Theophilus, dem er sein Evangelium und die Apostelgeschichte zugeschrieben habe, sey wahrscheinlich ein Heidenchrist gewesen, der außer Palästina lebte; über seinen Rang und Stand lasse sich, auch aus dem Prädicat *καριστος* Luc. I, 4., nichts bestimmen, da dieß Prädicat auch in einer bloßen Anekdote an einen Freund gebraucht werden könne. Das Verhältniß des Evangeliums Marcion's zu dem Evangelium Lucä lasse sich wohl am besten mit Eichhorn so bestimmen, daß das Evangelium des Marcion mit zu den Quellen, die Lucas gebrauchte, die er aber weiter verarbeitete, gehört habe. Endlich wird noch die Echtheit der beiden ersten Kapitel des Lucas gegen einige Angriffe gerettet. — Wenn Johannes, dessen Lebensumstände mit allem pro und contra angegeben werden, wird erstlich die Authentie seines Evangeliums aus innern und äußern Gründen dargethan, und gegen neuere Einwürfe vertheidigt. Die Abfassung dieses Evangeliums in Griechischer Sprache wird außer allen Zweifel gesetzt. Das nähere Critische desselben in seiner Deconomie und seinem Style wird angedeutet, und besonders die Tendenz dieses Evangeliums, vorzüglich die etwanigen polemischen Rücksichten desselben, näher erörtert. Die Gründe für eine polemische Rücksichten desselben gegen Gnostiker, gegen Cerinth,

gegen Johannisjünger, gegen Doceten, werden eben so unhaltbar befunden, als die Behauptung, daß Johannes die drey ersten Evangelien habe ergänzt wollen, und es wird zuletzt S. 58 f. behauptet, daß Johannes, nach Kap. 20, 31., allein in der Absicht geschrieben habe, zu beweisen, Jesus sey der Messias, der Sohn Gottes, und an Ihn müsse man glauben. Zu diesem Zweck habe er seinen Lesern die enge Verbindung darzustellen gesucht, in welcher Jesus mit Gott stehe. Dabey habe er aber nicht polemisch, sondern als Historiker geschrieben; und treulich berichtet, was Jesus gelehrt, wie er sich gezeigt, und wofür er sich erklärt habe, um dadurch seine Leser zum Glauben an Ihn zu leiten, und darin zu bestärken. (Indeß hält es für den Rec. doch immer schwer, selbst dieß als die Hauptrücksicht angenommen, alle polemischen Rücksichten in diesem Evangelium, wenn sie auch nur Nebenrücksichten gewesen wären, gänzlich aufzugeben.) Uebrigens sey dieß Evangelium an Christen aus Hellenisten und Heiden, wahrscheinlich erst nach seinem achtzigsten Jahre, und zwar zu Ephesus, geschrieben. Endlich am ausführlichsten verbreitet sich der Verf. 6. 7. über den *λογος* des Johannes; er führt die bedeutendsten ältern und neuern Versuche darüber auf mit ihren Gründen und Gegengründen, und entscheidet zuletzt für die Meinung: Johannes, der zeigen wollte, daß Jesus, der Messias, mit Gott in der engsten Verbindung stehe, habe durch den *λογος* andeuten wollen *naturam intelligentem, omnibus genis et creaturis superiorem, Deo conjunctissimam, ab eo tamen distinguendam, e Deo ante mundum conditam profectam, quae a Deo et Deus dici haberi que possit ac debeat.* Johannes möge freylich auf Philo's Sprachgebrauch Rücksicht genommen haben; doch möge zu Christi Zeit den Palästinsischen Juden die Meinung nicht unbekannt gewesen seyn: ein

himmlisches Wesen, welches an Majestät und Würde der Gottheit am nächsten komme, werde auf die Erde herabkommen, und in einem menschlichen Körper als Messias sich zeigen. Aus der Jüdischen Christologie werden nun Data beygebracht, daß diese Meinung damahls den Juden geläufig gewesen. Man sieht ohne unser Erinnern, daß Hr. K. die Meinung mehrerer neuern sehr geschätzten Gelehrten nur auf eine eigene Weise modificirt hat. Indes scheint er uns auf die Meinung derer, welche den *λογος* für die in Jesu Person erschienene höchste Macht und Weisheit Gottes erklären, und zur Erläuterung dieses Ausdrucks sich auf Sprichw. 8., auf Sirach und das Buch der Weish. berufen, zu wenig Gewicht zu legen.

Hey näherer Beleuchtung des Werks selbst dürfen wir uns nur noch auf wenige Punkte beschränken. Wir begnügen uns damit, Marc. 1, 2., 2, 26., 3, 17., wo der Name *βακχεργος* aus dem Luc. 9, 54. sich offenbarenden Character des Jacobus u. Johannes erklärt wird, 3, 20. 21., wo die Deutung des *ἄσση* vertheidigt wird, Jesus sey gänzl. erschöpft, ermüdet, und der Ohnmacht nahe, 7, 3., wo der Wf. *πυγμα* durch fortiter, accurate et sedulo erklärt, 8, 15., 9, 49., 10, 12., 13, 32., 13, 72., wo *στισβαλων εκλαις* bloß für *ἠρξάτο κλαιειν*, und dieses für das einfache *σκλαυσε*, genommen wird, und 16, 19. 20. als die reichhaltigeren Stellen im Commentar über den Marcus auszuzeichnen; beyhm Lucas auf den eignen Versuch des Verf. zu 1, 11. und 69., wie zu 2, 14., auf die lehrreichen Erörterungen zu 3, 1., 7, 29. 30., auf den Vorschlag, 11, 36. für ein Glossem der Grammatiker zu nehmen, auf die gründliche Erläuterung des *μπερωριζοσαι* zu 12, 29., endlich auf die Bemerkungen zu 16, 19. und 23, 43. aufmerksam zu machen; und beyhm Johannes die Erörterungen zu 1, 15. u. 29., 2, 19., 3, 29 f., 5, 1., wo der Verf. *ἀορη* doch am liebsten vom Pascha-

feste versteht, zu 5, 2. 4. 21f., 7, 37., 7, 53. — 8, 11., wo Hr. K. der Sträudlin'schen Vertheidigung der Echtheit dieser Perikope beypflichtet, ferner zu 8, 56. 58., zu 9, 7., wo der Verf. ein Glossem eines Grammatikers wittert, zu Kap. II. über die Auferweckung des Lazarus, zu 14, 16., wo παρακλητος, nach Knapp, durch Beystand, Hülfe, erklärt wird, endlich zu 17, 5., 18, 29-31., 20, 17. in Erinnerung zu bringen. Wir bemerken nur noch, daß Hr. K. bey dem Schluß des Evangeliums Marci 16, 9-20. die Gründe für unzulänglich hält, um die Echtheit dieses Stückes in Zweifel zu ziehen; so wie er bey Kap. 21. des Johannes urtheilt, daß die Echtheit dieses Kapitels, wenn man den Schluß desselben ausnimmt, sich mit erheblichen Gründen vertheidigen lasse; daß er aber mit Bedenken den Schluß dieses Kapitels, nämlich W. 24. u. 25., als einen spätern Zusatz, dessen Urheber unbekannt sey, betrachten müsse. Und wir gestehen aufrichtig, daß wir im Ganzen alle Ursache haben, mit der Auswahl des Verf., mit seinen eignen, freylich immer nur schüchtern unternommenen, Versuchen, und mit den Grundsätzen, worauf sie beruhen, zufrieden zu seyn, wenn wir auch bey einzelnen Stellen anderer Meinung wären. In dem Styl des Verf. ist uns bloß das *prer. ut. r.*, das wohl noch viel seltener als rarer vorkommen möchte, aufgefallen.

Paris.

Bey Bertrand, Gueffier u. dem Verfasser: *Essais metaphysiques et mathematiques sur le Hasard, sur les lois, qui le regissent, sur l'analyse de ces lois, et sur l'application, dont elles sont susceptibles aux principaux jeux de Hasard actuellement en usage* — — par *Francois Corboux junior*, auteur du dictionnaire des arbitrages de Changes et d'autres ouvrages d'économie publique. Première partie contenant les principes généraux le dével-

loppement des lois relatives aux hasards composés de deux chances égales, et leur application au jeu de Trente-un, pris pour exemple des hasards de cette espèce. Tome I. 341 Octav. nebst einigen Tafeln und 1 Kupfert. 1812.

Der Verf. hat dieses Werk bloß für solche geschrieben, welche sich in der Lehre von der Wahrscheinlichkeit und ihrer Berechnung Kenntnisse verschaffen wollen, ohne eben in der Buchstabenrechnung und Algebra bewandert zu seyn. Ja er setzt bey seinen Lesern so wenige Kenntnisse der Mathematik voraus, daß er ihnen sogar die Bedeutung der arithmetischen Zeichen, den Begriff einer Potenz, eines Logarithmen u. dergl. erklärt. Zugleich scheint er sich den Zweck vorgesetzt zu haben, auch den gens du monde, welche sich oft mit so großer Leidenschaft den Hasardspielen ergäben, eine nützliche Belehrung über die Schädlichkeit dieser Spiele zu verschaffen. Es läßt sich demnach erwarten, daß auch die metaphysischen und mathematischen Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit einer solchen Deutlichkeit vorgetragen seyn werden, daß Leser, bey denen der Verf. so wenig Mathematik voraussetzt, sich daraus werden belehren können. Allein die Weiterschweifigkeit, in die er wegen Vermeidung der Buchstabenrechnung nothwendig verfallen mußte, läßt uns dennoch zweifeln, daß jene gens du monde sich aus dem Buche sehr erbauen werden, andere werden sich wohl lieber erst die nöthigen Vorkenntnisse aus der Mathematik zu verschaffen suchen, um die Resultate solcher Untersuchungen auf einem kürzern Wege und in einer weit größern Allgemeinheit übersehen zu können. Die mannigfaltigen Combinationen von Umständen oder Begebenheiten, welche bey Wahrscheinlichkeitsrechnungen vorkommen, lassen sich nun einmahl nicht anders bequem, als in Formeln zusammenfassen, und wer z. B. nur das Wenige, was v. Storcencourt im 2. Kap. seiner Ab-

handlungen aus der juristischen Rechenkunst über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit gelehrt hat, kennt, wird Untersuchungen der Art, als der Verf. in gegenwärtigem Bande hauptsächlich über das in Frankreich so sehr übliche jeu de Trente un, das er hier zugleich als Beyspiel eines aus zwey chances égales zusammengesetzten Hasards beybringt, anstellt hat, weit leichter, allgemeiner und kürzer zu bewerkstelligen im Stande seyn, als dieß durch die weitläufigen Tafeln des Verf. geschehen kann, die bey aller Weiterschweifigkeit des Textes doch noch immer Dunkelheiten zurücklassen, aus denen sich insbesondere jene gens du monde schwerlich herausfinden werden. Da ein jedes Hasard aus einer Verbindung günstiger und widriger Begebenheiten, Ursachen, Kräfte u. dergl. resultirt, welche dann entweder von einander abhängig oder unabhängig sind, so will der Verf. hier eine Analogie entre les forces combinés, dont resulte le mécanisme céleste, et les forces également combinés, dont resulte le mécanisme du Hasard wahrnehmen, nur daß in letzterm Falle eine Reihe günstiger und widriger Begebenheiten, wenn man sie nach einer krummen Linie darstellen wollte, nicht eine solche Continuität zeigen könne, wie die Bahn eines Himmelskörpers, bey der die Kräfte nicht alternativement, wie bey dem Hasard, sondern simultanément wirkten. Der Vf. glaubt, daß aus dieser Idee, das Hasard mit der Bahn eines Körpers, auf den zwey entgegengesetzte Kräfte nicht unabhängig, sondern abgesetzt wirkten, zu vergleichen, nützliche Folgerungen in Rücksicht auf die Berechnung der Wahrscheinlichkeit selbst abgeleitet werden könnten. In dem zweyten Theile dieses Werkes wird sich der Verf. hauptsächlich mit denjenigen Glücksspielen beschäftigen, wobey mehr als zwey chances égales, oder auch chances inégales, vorkommen, von denen eine gewisse Anzahl bey jedem Versuche realisiert werden soll, z. B. dem Lotto, der Roulette und dergl.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1813.

Göttingen.

In Commission bey J. F. Danckwerts: *Metas
mathematik*, von W. Kern, Doctor der Philo-
sophie. 1812. 570 Seiten in Quart.

Es ist ein Bedürfniß der Gelehrsamkeit, daß jedes wissenschaftliche Zeitalter einige Köpfe besitze, welche den letzten Gründen menschlicher Erkenntnis nachspüren, ohne voraus zu fragen, wie groß die Ausbeute solcher Abstractionen seyn werde. Jede Art von Anstrengung, die dem menschlichen Geiste zugemuthet wird, trägt das Ihrige zur Vervollkommenung der Wissenschaften, mehr oder weniger, bey; diese insonderheit führt zu einer hohen Verfeinerung der Denkkraft, und sey es auch ihr nicht möglich, ihre letzten Zwecke zu erreichen, so gelangt sie doch auf ihrem Streben nach ihnen zu manchen Entdeckungen, die andern Wissenschaften neuen Stoff zur Verarbeitung geben. Nur muß die Speculation nicht zu isolirt, son-

F (2)

dern in Verbindung mit einzelnen Theilen menschlicher Erkenntnisse getrieben werden. Den Wissenschaften, die so mannigfaltige, ganz ungleichartige Quellen haben, könnte sie nur dann nachtheilig werden, wenn man alles wissenschaftliche Heil von der Speculation erwarten, und nicht jede aus ihren eigenthümlichen Quellen ableiten; wenn man sie in Disciplinen, wo sie bloß Gehülff seyn kann, zur obersten Gebieterinn machen, und die natürliche Rangordnung in dem Wissenswürdigen umkehren wollte. Unter diesen Bestimmungen ist daher dem Verfasser dieser Anzeige jeder Versuch der Speculation, auf einem neuen Wege zu den letzten Gründen der menschlichen Erkenntnisse zu gelangen, achtungswerth; und dieß hat ihn veranlaßt, sich einer Darstellung der Grund-Ideen eines solchen neuen Versuchs, den einer der hiesigen Privatlehrer, Hr. M. Kern, in einer Metamathematik unternommen hat, zu unterziehen. Er urtheilt über nichts (wie könnte überhaupt ein Blatt von engem Raume ein neues philosophisches System der Prüfung unterwerfen?): das Urtheil über die Abstractionen des Verfassers überläßt er Männern, deren eigentlicher Beruf es ist, der Speculation zu leben, und mit ihm in langsamer Erwägung eines jeden Schrittes seinen Weg zurück zu legen. Diese Anzeige soll nur die Grund-Ideen des Verfassers in einer leichten Uebersicht darstellen, um diese neue Erscheinung im Reiche der Speculation zur Kunde solcher competenten Männer zu bringen. Sollten sie auch mit den letzten Resultaten und dem Gange, auf welchem sie erlangt sind, nicht übereinstimmen; so werden sie doch so viele Anstren-

gung, so viel Scharfsinn, eine so seltene Belesenheit in alten und neuen Philosophen, ehren, und dem Gelehrten, der so geeignet und gerüstet auftritt (das Studium der vorzüglichsten Scholastiker allein hat ihm vier volle Jahre gekostet), wenigstens ihre Achtung nicht versagen.

Nach dem Verfasser kennt die Geschichte vier Methoden der Metaphysiker: 1) die von Sokrates geahnete, von Plato näher bezeichnete, von Aristoteles gestiftete, und von Scholastikern (nue zu enq) betriebene Methode der Analyse der Begriffe; 2) die seit Bacon und Locke beliebte Methode der Erfahrung; 3) die von Descartes veranlaßte, von Spinoza ergriffene, und von Wolff vollendete mathematische Methode; 4) die von Kant gestiftete Methode seiner so genannten Kritik. (Die übrigen vielfachen Bemühungen, eine Metaphysik zu Stande zu bringen durch die Ableitung aller Wissenschaften aus einer Princip-Wissenschaft (wie z. B. Reinhold in seiner Elementar- und Fundamental-Philosophie), oder aus einem Principfatz (wie z. B. Descartes aus seinem Cogito, ergo sum, oder Fichte und Schelling aus ihrem $A = A$), oder auf andere Art, gelten dem Verfasser für Amethodik, entsprungen aus Unbekanntschaft mit dem, was Princip ist, und was sie selbst mit Princip eigentlich wollten). Kant verwirft die erste und dritte Methode als dogmatisch: der Verfasser stimmt ihm in Ansehung der dritten bey, aber nicht in Ansehung der ersten, sondern glaubt im Gegentheil, daß in der ersten Methode, oder in der Elementarisirung der Begriffe und der Erkenntnis-Momente, die echte, crisische Methode

liege; dagegen die vierte, oder Kant's Methode selbst, nichts anders, als eine verkappte dogmatische Methode zu metaphysiciren, sey, die bloß den Ort, an welchem sich ihr Dogmatismus ansiedelt, mißbrauche zur Erzeugung eines optischen Scheins von Reflexivität und Critik. Eigentlich ist, nach dem Verfasser, zwischen Aristoteles, Locke und Kant nicht der Streit um die kritische Methode (denn alle drey kritisiren, und wollen kritisiren, jeder nach seiner Art), sondern um die Tiefe, die Richtigkeit und das Richtungs-Moment der von jedem unter ihnen ergriffenen kritischen Methode. Wenn daher die Kantischen Critiker sagen: "die Aristotelische Analyse der Begriffe führt nicht zum Zweck, denn die Scholastiker haben sie aus- und aus-analysirt, und das Ziel doch nicht erreicht!" so antwortet der Verfasser: die letzte Thatsache ist richtig; allein die Begriffs-Analyse war weder tief, noch frey genug; wir müssen noch tiefer, als sie, gehen, und die Begriffs-Elementarisatio zugleich freyer und besonnener treiben. Uebersetzt man nun Elementarisatio durch *στοιχειωσις* (des Euklides), und bezeichnet man das Nochtiefergehen durch *μετά*, so gewinnt man den Kunstausdruck *Μετασχηματιστική*, transcendente oder metaphysische Elementarisatio, oder Bezeichnung der wahren kritischen Methode der Metaphysik, als Fortsetzung oder Steigerung der ersten, Aristotelischen, Methode. Ferner ist Metaphysik eine objective Transcendental-Philosophie, so ist die transcendente Elementarisatio des menschlichen Erkenntnisses und Erkenntnißvermögens überhaupt, als eine subjective Transcendental-Philosophie,

wohl nicht ganz unglücklich, der Metaphysik parallel, Metagnostik zu benennen. Man ersieht hieraus, der Zweck der Kantischen Critik und der Metagnostik des Verfassers ist derselbe; aber ihre Ausführung ist verschieden; jene Critik nimmt vielleicht zu rasch aus der Natur Zeit und Raum, und aus einem logischen Compendium die allgemeinsten Formen des Urtheils und des Schlußes auf, um aus denselben ihre hauptsächlichsten Gemüths-Erkenntnisformen dogmatisch darzustellen, und schließt sich hiermit ab (denn das Uebrige im System ist nur Folgerung und Architectonik); des Verfassers transcendente Critik dagegen zieht sich durch einen weit längeren Weg, ist beynah unendlich, ist ein Werk, das erst anfängt, und folgende Generationen vollenden müssen, eine ungeschlossene, freye Critik, die keine Schüler, sondern Untersuchungs-freunde, verlangt; beide verhalten sich zu einander, wie eine kurze und lange Critik. "Nicht also," werden die Kantischen Critiker entgegenen, "nicht durch Quantität, sondern durch Qualität unterscheiden sich beide wesentlich; Begriffe sollen elementarisiert werden; wie gilt aber Elementarisation der Begriffe für hauffen belegene Sachen? Dieses eben ist der Sitz des Dogmatismus und der acritischen Absprechung der neuen Methode." Der Verfasser antwortet vorläufig durch ein Beyspiel. Nach Wegwerfung des sogenannten Schulframs, besonders seit und durch Descartes, verhöhnte man auch des Aristoteles influxus phycus zwischen Seele und Leib; Descartes brachte sein Assistenz-System, Malebranche sein Gelegenheitsursachen-System, Leib-

nig sein System der vorherbestimmten Uebereinstimmung dagegen auf; was thut man in neuen Zeiten, durch Erfahrung belehrt? Man kehrt zu des darüber verspotteten alten Aristoteles influxus phycicus still und beschämt wieder zurück; man lernt nun a posteriori begreifen den Unterschied zwischen Leichtsinn und Tiefsinn, zwischen humanae mentis idolum und divinae mentis idea. Auf gleiche Art, und ungefähr zu gleicher Zeit, verwarf man auch des Aristoteles Abstractions-Theorie (die berüchtigten, und in der That auch in ihrer Physik sehr schlechten, species intentionales), und brachte dagegen frisch weg auf, bald Gottes Offenbarung (the inspiration of the almighty, wie Reid), bald Gottes Einfluß (wie Malebranche und Berkeley), bald angeborene Ideen (wie Descartes und Leibniz), bald angeborene Erkenntnißformen (wie Kant), bald Deductionen aus einem Wunder-Princip $A = A$ (wie Fichte und Schelling), bald pedantische Beweisführungen (demonstrationes indemonstrabillium) u. s. f. Was hilft's? Früher oder später, in diesem Jahrzehend oder einem der folgenden, müssen wir beschämt wieder zu des tiefsinnigen Aristoteles Abstractions-Theorie, als dem einzigen in der Welt möglichen Bürgen der Gewißheit des organischen Zusammenhanges zwischen Real-Welt und Ideal-Welt, zwischen Sache und Begriff, zwischen Object und Subject, zurück. Dieses, sagt der Verfasser, dieses ist das Moment, auf welches die wahre Critik gerichtet seyn muß; die Urtheils- und Schlußformen, von welchen Kant einen so heroischen Gebrauch gemacht hat, finden sich

von selbst zurechte in ihrem Werthe durch diese Grund-Critik. Nenne man deshalb den Verfasser einen Dogmatiker, so werde man ihm erlauben, daß er dieses unangenehm accentuirte Wort ungeschwächt wieder zurückgebe.

In dieser Metamathematik oder transcendenten Elementarisation des mathematischen Erkenntnisses, konnte der Verfasser nicht völlig zu Ende kommen, ohne (von S. 249 bis 430) eine Theorie des menschlichen Abstractions-Vermögens (auch genannt: Theorie des (subjectiven) menschlichen Erkenntniß-Vermittlungsvermögens (subjective gnostische Mesitologie), wie fern nur durch gewisse mehrfache Media die Erkenntniß-Abstraction vom Menschen vollzogen werden kann) vorzutragen. Daher besteht dieses Werk aus zwey Büchern, aus dieser gnostischen Abstractions-Theorie, und aus der Metamathematik selbst.

Wir haben uns begnügt, den Geist und die Tendenz der Philosophie des Verfassers darzustellen: ins Einzelne zu gehen, ist unser Raum zu enge, selbst für einen bloßen Auszug, da das Werk selbst ein bloßer Auszug der philosophischen Ideen des Verfassers über seinen Gegenstand ist. Der Weg, den er dabei eingeschlagen hat, ist lang, und beschwerlich durch die Anstrengungen, die er erfordert; selbst für den, der ihm folgen kann, durch die neue Terminologie, die er erfunden hat. Es ist freylich wahr, eine in höhern Transcendental-Regionen sich herum treibende und daselbst auf neue Verhältnisse und Unterschiede stoßende Analyse der Begriffe scheint

sich der hierzu nicht gebildeten Worte nicht bedienen zu können: denn mit Vaco in ein altes Wort einen neuen Begriff zu legen, ist nicht so logisch, als mit Aristoteles und Zeno von Cittium ein neues Wort für einen neuen Begriff zu erfinden: der Verfasser ahnte das Beispiel der Physiker nach, die sich häufig bis auf unsere Zeiten neue Griechische Kunstausdrücke für neue Bemerkungen und Begriffe gebildet haben; und er hat es mit Erfindungsgeist, Wiß, Scharfsinn und reichen Kenntnissen nachgeahmt. Indessen erschwert doch seine durchaus neue Sprache mehr, als der Verfasser, dem einmahl seine technischen Ausdrücke geläufig sind, vielleicht glaubt, das Studium seiner Philosophie, und es ist zu besorgen, daß die Meisten, schon dieser Ursache wegen, trüb bey demselben ermatten werden. Jede neue Philosophie hat zwar im Anfange dieser Tadel betroffen; aber im Fortgange ihrer Bearbeitung hat man doch immer Mittel gefunden, sie in einer für Denker allgemein verständlichen Sprache vorzutragen. Damit hat freylich jede Schule immer beschlossen: aber sollte es nicht auch schon im Anfange dem Urheber einer neuen Philosophie, der seines Systems ganz mächtig ist, möglich seyn? er würde wenigstens durch eine solche Exposition desselben sein Werk krönen, es müßte denn seyn, daß eine solche Art der Darstellung eines neuen philosophischen Systems der erste Schritt zu seinem Untergange wäre.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 20. Februar 1813.

Edinburgh.

Die drey ersten Vierteljahrsstücke des 8. Bandes des dortigen Medical and Surgical Journal eröffnet: Observations on the Nature, and Cause of certain Accidents, which sometimes occur in Battle, and have been usually ascribed to the "Wind of a Ball." By D. Ellis. Aus Blane Observ. on the Diseases of Seamen und aus mündlichen, anscheinend bewährten, Erzählungen, nicht aus eigener Beobachtung, fährt er mehrere höchst sonderbare Geschichten von den so genannten Luftstreiffschüssen an, deren Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit so Viele, selbst unser verewigter Richter, bezweifelten. Er sucht darzuthun, wie die atmosphärische Electricität und der frey werdende Wärmestoff hier wirksam seyn könnten, und daß solche Fälle sich in den Indien, bey Seeschlachten und Belagerungen häufiger, als sonst, ereignen müßten. Der vermeinte Luftstreiffschuß, der den Magen trifft, veranlaßt öfter den Tod, als wenn er den Kopf befällt. Ein erfahrener Schiffswundarzt, John Spence, meint, vorzüglich reißen die Kugeln manche leichte Stoffe

G (2)

mit sich fort, und stoßen sie in anderer Richtung mit großer Gewalt auf die Menschen, die in der Verwirrung und Anstrengung die Art nicht wahrnehmen, wie sie beschädigt werden. Zeigt sich nun bey innerer tiefer Verletzung keine äußere Wunde, so spricht man von Luftstreiffchuß. Er führt sehr merkwürdige Ereignisse dieser Art an. Der Rev. Patrick Forbes verwirft beide Erklärungsarten, und meint, der Druck der Luft durch eine vorbeigehende Kanonenkugel auf einen innern Theil, und das Vacuum, was gleich nachher folge, errege plöglliche Expansion der Säfte und Bersten der innern Blutgefäße. — J. Bellie erzählt sehr genau die Geschichte eines tödlich sich endigenden Kaiserschnittes, mit Abbildung des entstellten Beckens. — James Murray zu Belfast behandelte einen 72jährigen Mann, der unter mißlichen Umständen an Diabetes litt, mit großem Erfolge 10 Tage durch mit mehreren starken Aderlässen. Die Abreise des Kranken hinderte die Vollendung der Kur. — Case in which a Metacarpal Bone was successsfully removed. By J. T. Gregson. — Case of Inguinal Aneurism cured by tying the External Iliac Artery. By W. Goodlad. — Observ. on the occurrence of Small-pox after Cow-pox. By Th. Ch. Haden. Mehrere Geschichten von Ausbruch milde und schnell verlaufender natürlicher Blattern ungeachtet vorher Statt gefundener Vaccination, unter der Beobachtung zweyer anderer Wundärzte. Die Darstellung ist aber so unvollständig, daß man nicht sieht, ob hier echte Blattern Statt fanden, oder nicht vielmehr die Windpocken, wie wir in diesen hier erzählten Fällen zu vermuthen Ursache haben. — Observations on Inflammation. Zur Widerlegung der Behauptung Wilson's, daß die Capillargefäße eines entzündeten Theils sich in einem Zustande von unnatürlicher Aus-

dohnung und Schwäche befänden. Alle dessen Versuche, die diese Folgerung ergeben sollen, werden als nichtbeweisend dargethan. Der scharfsinnige Verfasser dieses Aufsatzes ist ein eifriger Vertheidiger der alten Lehre von der vermehrten Thätigkeit in dem Entzündungsproceß. 1765 hätte Vacca Berlinghieri, Profess. zu Pisa, als Iatromathematiker diese Theorie angegriffen; 1790 Dr. Lubbock und Mr. Allen in nicht gedruckten Vorlesungen, die vor der königl. medicinischen Gesellschaft zu Edinburgh gehalten wurden. Der verstorbene Latta legte diese paradoxe Meinung seinem chirurgischen Werke im theoretischen Theil zum Grunde, und Dr. Fowler schrieb zu ihren Gunsten eine Inauguraldissertation 1794. Diese litterarischen Data sind nicht ohne Interesse, da diese verkehrte Ansicht zur Zeit des Brownianism nach Deutschland kam, und von Köstlich- laub der Erregungstheorie eingeeimpft wurde. — *Some Observations on Intus Susception, by Mr. Howship* zu London. Bey Schلاffheit der Muscular-Beschaffenheit des Darmcanals kehrte das eingeschobene Darmstück wohl zu Zeiten wieder in seine gehörige Lage, wenn feste Nahrungsmittel sich einen freyen Weg machen: aber hat der Körper viel Tonus und Anlage zur Entzündung, so ist das Uebel gemeinlich tödtlich. Der Verf. erzählt die lehrreiche Geschichte eines solchen Volvulus im Rectum, und gibt eine Abbildung. Erbrechen aller Nahrungsmittel fand vom Anfange an Statt; Stuhlzwang, Blutabgang und das Zurücktreten des Inhalts der Rlystiere ohne Vermischung von Foeeces konnten auf die Natur des Uebels aufmerksam machen. Geschichte Anwendung von Bougies hätte vielleicht Hülfe geleistet. — *Case of Caries in the second Cervical Vertebra, and consequent fracture of its Dentiform Procefs. By A. G. Kymell.* — *History of a Fever*

which prevailed in the Suburbs of Paisley; with an account of the utility of Blood-letting in imperfect crises, slow convalescence, and lingering ailments, By J. Muir. — Medical Report. By J. Clarke. Der letzte Bericht von dem großen Krankenhaus zu Nottingham, der bis zum März 1811 geht. Die schlechte Gesundheit dieses Arztes hat ihn genöthigt, in Sidmouth an der Küste von Devonshire sich niederzulassen. — Report of the Board of Health on the Yellow-Fever at Perth-Amboy (in New-Yersey). Ein merkwürdiges Actenstück. Perth-Amboy liegt sehr gesund, und enthält keine Ursachen, die die Entstehung des gelben Fiebers begünstigen können. Im Sept. 1811 entwickelte sich zuerst dieses große Uebel bey Einwohnern, die mit Schiffen viel Gemeinschaft unterhielten, welche aus Westindien, besonders aus der Havanna, daselbst ankamen. Die Mannschaft dieser Schiffe war auf der Reise, und jetzt noch, gesund, weil sie aus tropische Klima gewöhnt war. In der Havanna selbst herrschte bey ihrer Abreise viel Krankseyn, und der New-Yorker Board of Health nimmt mit den Einwohnern von Perth-Amboy an, daß ein Schiff den Zunder des gelben Fiebers dahin von dort verschleppt habe, ohne selbst davon gelitten zu haben. — Some Remarks on the Fever of Sicily. By A. Boyle, Wundarzt des 6. Regiments zu Fuße. Die große ununterbrochene, fast nie mit Regen abwechselnde, Hitze der Monate Junius, Julius und August (82–86 Grad Fahrenh. des Mittags im Schatten) veranlaßte Fieber mit oder von Entzündung des Gehirns, die er als cephalitis aufstellt, und von Phrenitis unterscheidet, mit welcher letztern heftige Raserey verbunden sey, die in jenen Fiebern meistens Theils fehlt, weil, wie er vermuthet, sehr früh Druck auf

das Gehirn von Ergießung von Lympe oder Serum Statt findet, oder die Congestion des Blutes diesen Druck verursacht. Mit dem Eintritt des Septembers vermindert sich die große Hitze um 10-12 Grad, es regnet oft oder vorübergehend, mit Gewittern und starken Winden. Diese Veränderung tritt schnell ein. Die Fieber sind noch inflammatorisch, aber die Entzündung hat ihren Sitz nicht mehr so ausschließend im Gehirn, sondern befällt den Magen u. a. Eingeweide des Unterleibes. Die Witterung wird endlich trocken und fest, bis zu Ende Octobers starke Regen fallen, mit bedeutender Abnahme der Hitze. Das epidemische Fieber verliert nun seine Heftigkeit und Häufigkeit. Während des Winters und Frühjahrs sind Lungenentzündung und hitziger Rheumatismus die herrschenden Uebel: aber am beschwerlichsten und bedenklichsten sind hartnäckige Ruhrn und Wechselfieber, die gemeine Folge des Herbstfiebers, in so fern diese chronische Leiden der Eingeweide des Unterleibes zurückschießen. Auf die Landeseinwohner, die so höchst mäßig und enthaltsam leben, und das Clima von Kindheit an gewohnt sind, wirkten diese Veränderungen der Witterung nicht so mächtig, als auf die Fremdlinge aus den nördlichen Gegenden, und sie blieben von diesen heftigen Anfällen von Entzündungsübeln frey, denen der Engl. Soldat hier ausgesetzt ist. Der Sicilianer, besonders der, der höhere Theile der Insel bewohnt und von einfachen Sitten ist, unterscheidet sich sehr von dem Italiäner. Trefflich schildert der Vf. die Erscheinungen des im Anfange des Herbstes eintretenden Fiebers, das er von Congestion und Entzündung des Lebersystems, und von vermehrter und entstellter Gallenabsonderung ableitet. Ein schwächendes Heilverfahren verschafft diesem mit großer Heftigkeit befallenden Fieber Remission, selbst

zu Zeiten Intermiffion. Reizende Arzneien, besonders einige Gaben China, verschlimmern alsbald alle Zufälle, und machen das Fieber zu einem anhaltenden. Dieses Fieber erleiden eben jetzt Ankommende nicht. Um es zu erhalten, muß die große Sommerhize von Sicilien auf die Fremden eingewirkt haben. Von 80 Recruten, die aus England gerade zur Zeit des Ausbruchs dieser Epidemie eintrafen, wurde nicht Einer befallen. Keiner hatte dieß Fieber, der nicht wenigstens 12 Monathe auf dieser Insel gelebt hatte. Der cephalitis des Sommers vermochten aber auch die neuen Ankömmlinge nicht zu entgehen. Vom Anfange Sept. bis zu Ende Oct. 1811 waren aus seinem Regimente an diesem Herbstfieber 80 im Hospital, keiner von diesen war über 28 Jahre alt. Hiervon starben 13; 3 derselben 3 Wochen nach ihrer Aufnahme an Ruhr, die dem Fieber gefolgt war. Kein Beyspiel von Ansteckung dieses Fiebers ist ihm bekant. In Sicilien gibt es sehr wenige ansteckende Fieber, und so weit seine Beobachtung geht, haben bloß die Exanthemata dort ein Contagium. (Hr. Marcus und seine Anhänger können also schon hieraus allein ersehen, daß die in einem frühern Aufsatz vom Verf. beschriebene Cephalitis, die in den Sommermonathen unter den Engl. Truppen auf Sicilien herrschte, und so häufiges Ueberlassen erforderte, mit unserm Typhus keine Aehnlichkeit hat.) Sein 5jähriger Aufenthalt daselbst, verbunden mit vieler Aufmerksamkeit auf diesen Punct, hat ihn gelehrt, daß das Sumpfmiasma dort von keinem großen Einfluß ist. Das hier geschilderte Fieber hing in keinem einzelnen Fall mit demselben entschieden zusammen. Wechselfieber entstanden viel später und unter andern Verhältnissen der Witterung. Sie besielen erst im Dec. mehrere von denen, die von den heftigsten Formen jenes Fiebers

geheilt worden waren, waren dann gemeiniglich mit allgemeiner Wassersucht oder sehr mißlichen Nuhren verbunden, und von chronischen Leiden der Leber, Milz oder andern Eingeweidern des Unterleibes erzeugt. Letztere Uebel sind hier Ursache, nicht Folge, der Wechselfieber. Sehr lehrreiche Resultate der Leichenöffnungen derer, die an jenem Herbstfieber starben, folgen der Entzündung treten allenthalben hervor, nur nicht in den Lungen und im Gehirn, aber in allen Theilen des Unterleibes, und selbst am Herzen. Die Entzündung sey nie von der phlegmonösen Art, sondern wahres Erythema, sich von einem Theil auf den andern nach und nach verbreitend, besonders auf den ganzen Darmcanal, mit Verdickung u. Erweichung der Häute desselben. Werden die 3 ersten Tage der Krankheit versäumt, so ist nachmahls alle Hülfleistung fruchtlos. Der Typus dieses Herbstfiebers verdient keine Beachtung; nur die Localsymptome müssen den Arzt leiten, und diese verlangen häufiges Blutentziehen. Starkes Aderlassen setzt dann ein anhaltendes Fieber oft in ein Wechselfieber um, und verhindert, daß letzteres nicht anhaltender Art wird. Alle Zeichen der höchsten Schwäche, selbst Ohnmacht nach der ersten Entziehung von Blut, dürfen sie nicht vom Aderlassen abhalten. Eine Gastritis ist da, und die gebietet nachdrücklich, von der Lanzette Gebrauch zu machen. Großer Nutzen von Blutigel und Vesicatorien in der Magengegend. Nichts verschlimmert den Gang dieser Krankheit so sehr, als das Daseyn scharfer Galle und angehäufter übler Stoffe im Darmcanal. Daher der große Nutzen von Abführungsmitteln, und, wenn sie der Magen, wie oft, nicht annimmt, von Klystieren. Calomel gibt man mit dem besten Erfolge zu jener Absicht, da Quecksilber auch anderweitig, innerlich und äußerlich angewandt, so viel Gutes leistet, und eine

langsam entstehende Salivation die gewisse Genesung verspricht. Gegen dieses Herbstfieber ist das Begießen mit kaltem Wasser nicht so heilsam, als gegen das Sommerfieber. Vom Eintreten einer Intermission darf man sich nicht zum Gebrauch der China verleiten lassen. Findet ein Übergang zum Wechselfieber Statt, so ist Quecksilber das Heilmittel. — Archibald Robertson erzählt eine sehr bedenkliche Vergiftung von dem starken äußerlichen Gebrauche des Sublimats (nur 4·5 Gran in einer Unze Alcohol) gegen Krätze. Unter der Genesung entstand Speichelfluß. Er bemerkt, daß die vom Sublimat entstehende Salivation überhaupt viel ernsthafter, gewöhnlich mit bedeutender Afficirung der Gedärme und großer Schwäche begleitet ist, als wenn sie von andern Quecksilberbereitungen erregt wird. — Case of Palsy cured by Tiltillation, with some observations on the effects of Tiltillation on the Nervous System. By J. Wardrop, Esq. Ein 23jähriger Mann ward im April 1810 bey der Armee in Portugall von einem unter derselben epidemisch herrschenden Fieber ergriffen. Mehrere Rückfälle desselben hielten ihn fast 12 Monathe in den Hospitälern daselbst. Außer dem Fieber hatte er noch ein heftiges Kopfleiden, das öfteres Blutlassen veranlaßte. Bey seiner Rückkehr nach England war seine linke Seite vollkommen gelähmt. Aufenthalt auf dem Lande verschaffte ihm hier einen großen Theil seiner Kräfte wieder, und er erhielt selbst in einem geringen Grade die Fähigkeit, die gelähmten linken Gliedmassen zu bewegen. Bald nachher befiel ihn aber sein Kopfleiden von neuem mit aller Stärke; reichliches und öfteres Blutlassen entfernte jedoch den Schwindel und Stupor, welche die Hauptsymptome waren. Die Lähmung der linken Seite wurde aber nun vollständig, Arm und Hand ganz unbrauchbar, die untere Gliedmasse schwach.

Vergeblich wurde selbst die Electricität angewendet. In der Mitte des Aug. 1810 sah ihn der Verf., 18 Monathe hatte nun sein Krankseyn gedauert; den linken Fuß schleppte er merklich nach, der linke Arm hing bewegungslos herunter, mit keinem Finger desselben konnte er eine sichtbare Bewegung zu Stande bringen. Der Arm war beträchtlich geschwunden, die Hand geschwollen, Neigung zu Kopfschmerz u. s. w. Aletische Purganzen und Schröpfen im Nacken verbesserten die allgemeine Gesundheit. Nun wendete man das Kigel an. 3-4 Mal zog eine Person eine Feder auf eine sanfte Art über die Oberfläche der Mittelhand, bis Lachen entstand, was im Verlauf der Zeit immer leichter erregt wurde; im Anfange nur war dazu etwas Zeit erforderlich, längere Zeit ging darauf, wenn der Kranke selbst das Kigel verrichtete. Die Gegend am Irsprünge des Daumens war die empfindlichste Stelle. Die wohlthätige Wirkung dieses Kigelns auf den gelähmten Arm übertraf alle Erwartung. Nach wenigen Tagen schon fühlte er dieses Glied wie von neuem belebt, eine kurze Zeit nach jedem Anfall von Lachen. Es folgte nun bald das Vermögen, die Finger willkürlich zu bewegen, welches täglich sich vervollkommnete, so daß nach einer monathl. Anwendung des Kigelns die Hand mit mäßiger Festigkeit nach Etwas greifen konnte. Der Ellenbogen und das Schultergelenk war auf gleiche Weise der Bewegung fähig geworden. Nun nahm die Kraft des Gliedes schnell zu, und nach 2 Monathen von dem Anfange dieser Kur an begegnete Mr. W. dem Kranken auf der Straße, einen Bündel unter dem Kranken Arme tragend. Auf die Fußsohle des linken Fußes wurde nun auch die Feder angewendet, wo sie versohle, einen schnellen und großen Anfall von Lachen zu erregen. Morgens u. Abends mußte außerdem der Kranke die mitergriffenen Gliedmassen mit seiner blo-

sen Hand reiben, vom Anfange an. 4 Monate nach her war der Kranke noch ganz wohl. So lange, als die Paralyse von vermehrtem Drange des Blutes nach dem Kopf abzuhängen scheint, oder von einer krankhaften Beschaffenheit des Gehirns oder seiner Häute unterhalten wird, muß dieses Ritzeln erfolglos, wenn nicht höchst gefährlich seyn. Nur wenn das ursprüngliche Leiden gewichen, und die Lähmung für sich zurückbleibt, kann vom Ritzeln Gebrauch gemacht werden. Die Erfahrung könne allein entscheiden, ob in entschiedenen Nervenübeln, als in den höchsten Schmerzen des Gesichtschmerzes u. der Ischiadik, das Ritzeln Erleichterung bewirken könne. Wie andere kräftige Mittel, müsse auch das Ritzeln im Anfange mit vieler Vorsicht angewendet werden. Man könne ja erst bloßes Ritzeln erregen, dann Lachen bewirken, letzteres in hartnäckigen und eingewurzelten Fällen, endlich in unmaßigem Grad. Man muß nicht vergessen, daß dieses Lachen in Convulsionen übergehen kann. Es ist vielleicht schwer zu bestimmen, wie weit das Ritzeln unmittelbar auf die leidenden Nerven wirkt, oder ob es erst vom Gehirn aus, und also mittelbar, auf diese wohlthätigen Einfluß gewinnt. Letztere Meinung scheint ihm die wahrscheinlichste. Bestätigt sie sich, dann möchte es wohl gleichviel seyn, auf der kranken oder gesunden Seite zu ritzeln, was den Gebrauch dieses Mittels ausgedehnter und wirksamer machen möchte. (Es ist nämlich nicht zu erwarten, daß gelähmte Glieder, die ihr Empfindungsvermögen verloren haben, gehörig gekitzelt werden können.) Bis jetzt habe man den Einfluß der Seele auf das Nervensystem und auf die Lebens- und thierischen Functionen in Bezug auf Heilung der Krankheiten noch nicht genugsam erwogen. (Wie der einsichtsvolle Verf. selbst anerkennt, ist eine einzelne Genesung noch nicht im Stande, das Heilvermögen

eines Mittels zuverlässig darzuthun. Indes hat doch diese Heilung einer so von lange her eingeleiteten, eingewurzelt und von neuem befallenden Lähmung, die mit einem so ernsthaften Kopfleiden zusammenhing, u. sich so stark und mißlich in der Hand ausdrückte, wo sie stets am schwersten zu heben ist, Vieles, was die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Wir haben es daher für zweckmäßig gehalten, die ganze Krankheitsgeschichte in aller ihrer Umständlichkeit mitzutheilen. Unser Apparat gegen ganz ausgebildete Lähmung ist höchst dürftig, und leistet selten viel. Bereicherung desselben ist ein dringendes Bedürfnis. Möge dieses einfache Mittel sich oft bewähren! — Wilson fand zu Otahite keine Venerische, und suchte daher die von Cook mitgetheilten Nachrichten zweifelhaft zu machen. Da Adams in seiner neuen Ausgabe von Hunter's Treatise on the Venereal Disease ihm völlig beystimmt, so zeigt der Wundarzt S. Edmonstone zu Newcastle, daß kein Grund da ist, Cook des Irrthums zu beschuldigen. Da man alle Venerische zu Otahite isolirte und von aller Verbindung mit den andern Einwohnern ausschloß, und in so langer Zeit keine Europäer dorthin kamen, so hätte bey Wilson's Anwesenheit allerdings das ehemahls so verbreitete und verderbliche Uebel vertilgt seyn können. — On painful subcutaneous Tubercle. By W. Wood. Esq. zu Edinburgh. Das noch nicht beschriebene Uebel besteht in einer Masse oder Knoten, von besonderer Natur, unter dem Zellgewebe der Haut, besonders an den Gliedmassen. Der Tuberkel ist klein, gemeiniglich von Größe und Gestalt einer platten Gartenerbse, nie von mehr Umfang, als eine Kaffeebohne hat, von fester Beschaffenheit, anscheinend ganz umhrieben, lose in dem Zellgewebe unmittelbar unter den Hautbedeckungen liegend, die in Farbe u. Aussehen unverändert bleiben.

In der größern Zahl von Fällen stellt sich sonst nichts Krankes dar, und man fühlt den Knoten nur, wenn der Kranke den Finger auf die Stelle führt; selten ragt jener auf der Haut hervor. Ob er schnell oder langsam sich ausbildet, fiel nicht in die Beobachtung des Verf. Ist er da, so verändert er sich in seinem Wesen kaum etwas im Lauf vieler Jahre, und die Haut u. das nahe liegende Zellgewebe verfallen in kein Krankseyn. Nur Eine Person hatte 3 solcher Knoten, alle andere nur einen. So unbedeutend das örtliche Uebel auch scheint, so erregt es doch die peinigendsten u. unerträglichsten Schmerzen, deren Ausdruck man für übertrieben halten würde, wenn nicht alle darin übereinstimmten, und willig wären, sich jeder Operation zu unterwerfen. Der Schmerz ist in dem Tuberkel selbst, und zwar höchst scharf, verbreitet sich aber nicht auf die benachbarten Theile in beträchtl. Entfernung, doch wüthet er nicht anhaltend, sondern in Paroxysmen. Ein solcher Anfall von Schmerz fängt gewöhnlich gering an, u. endigt eben so allmählich, aber in seiner Mitte setzt er den Leidenden ganz außer sich. Seine Dauer ist von 10 Min. bis zu 2 Stunden. Je älter das Uebel ist, desto häufiger u. stärker werden die Anfälle. Eine Kranke hatte dieses Uebel schon 18 Jahre. Die angrenzenden Theile bleiben noch einige Zeit nach den Paroxysmen gegen alle Verührung sehr empfindlich. Mehrere hatten freye Zwischenräume von Tagen u. selbst Wochen; andere erleiden mehrere Anfälle in 24 Stunden. Im Schlaf treten sie oft ein, kommen gewöhnlich ohne äußere Veranlassung. Das Reiben der Kleidungsstücke erregte sie doch in einem Fall zu Zeiten. Die leiseste Verührung, selbst nur der nahen Theile, im Anfall gibt dem Schmerz großen Zuwachs; außer demselben kann man den Knoten sehr frey handhaben. Zufälliges Anstoßen an harte Körper veranlaßt immer heftigen Schmerz. Eine Da-

me bemerkte einen Einfluß von Wetterveränderungen. Mehrere sagten, sie fühlten eine Vermehrung des Umfangs d. Tuberkels in dem Parorysm, andere behaupteten, in demselben verändere sich die Farbe der Haut. Mit vollkommener Sicherheit kann man den Knoten exstirpiren; es würden nie üble Folgen davon bemerkft. Die Operation endigt alsbald alle Leiden, und bis jetzt bildete sich dann nie das Uebel von neuem wieder. Beim Herausschneiden des Tuberkels zeigte es sich, daß er mit den Hautbedeckungen nicht verwachsen ist, und mit dem umgebenden Zellgewebe nur schwach zusammenhängt. Man hat daher nicht nöthig, irgend einen Theil der Haut wegzunehmen, u. sehr wenig Zellgewebe. Die Wunde heilt leicht und, selbst wenn Eiterung erfolgt, bald. Der Knoten zeigt sich dann von einem festen Wesen, von gleichförmiger Structur, in etwas einem Knorpel ähnelnd, doch keineswegs von der Härte desselben. 5 eigene Fälle theilt der Vf. mit, so wie 2 vom Prof. Thomson, und 1 von Mr. Newbiging. Nur Mr. Gillaspie beobachtete das Uebel an der Backe eines alten Mannes, alle andere Fälle wurden nur bey Frauenzimmern wahrgenommen, aber in jedem Alter. — Are those Diseases attributed to mercurial action on the System of the human body, peculiarly and exclusively generated by it? By Colin Chisholm. Wenn langer Gebrauch von Quecksilber Geschwüre zur Folge hat, die man bis in den letzten Zeiten für venerisch hielt, u. mit Quecksilber zu behandeln fortfuhr, oder wenn durch Quecksilber eigenthüml. Ausschläge entstehen, so meint er, das Quecksilber sey dann nur der gelegentl. Reiz, welcher gewisse Krankheitsanlagen zur Entwicklung brächte. Der Aufsatz enthält einige interessante Thatsachen, aber zu vielerley unter einander, und ist nicht aufklärend u. Ueberzeugung einflößend. — Observat. on the Treatment of Chorea

Sti Viti. By H. Reeve, one of the Physicians to the Norfolk and Norwich Hospital. Hamilton u. Parr hätten mit entscheidender Gewißheit zu Gunsten abführender Mittel in dieser Krankheit gesprochen, und er zweifelte nicht, daß diese Heilart hier am schnellsten und wirksamsten helfe: dennoch sey nicht dargethan, daß stärkende u. reizende Mittel hier immer fehlschlagen, u. daß Abführungen allein in allen Fällen u. untrüglich heilen werden. (Es geht gleichwohl aus der ganzen Tendenz dieses Aufsatzes hervor, u. auch aus bestimmten Einwendungen, daß die Hamiltonsche angegebene Heilmethode gegen den Weitsanz vom Wf. nicht gebilligt wird. Auch wir können den anhaltenden Gebrauch drastischer Mittel da nicht billigen, wo viel mildere u. dem ganzen Zustand mehr zusagende Arzneien zuverlässige Hülfe schaffen.) In Zeit von 16 Jahren habe er die Chorea 35 Mal gesehen. Alle diese, bis auf einen, wurden hergestellt, und zwar unter dem abweichendsten Heilverfahren, durch die wirksamsten Arzneien, wie durch den Gebrauch von ganz kraftlosen, gleichgültigen Mitteln. Der tödtlich endigende Fall ereignete sich im St. Bartholom. Hospital. Unter andern Mitteln nahm der 12jährige Knabe auch Scammonium u. Calomel in großen u. wiederholten Gaben. Die Tag u. Nacht anhaltenden Convulsionen erschöpften ihn. Im Norfolk u. Norwich Hospital wurden vom März 1776 bis März 1812 am St. Weitsanz behandelt 84, hiervon wurden geheilt 74, erleichtert 5, seine Entlassung verlangte 1, wegen epileptischer Anfälle wurde 1, und 1, weil ihm nicht leicht zu helfen war, entlassen; es starben 2. Unter 28,810 Kranken, die in dieser Zeit im Hospital überhaupt aufgenommen wurden, finden sich diese 84 am St. Weitsanz Kranke, oder 1 unter 343. Das weibl. Geschlecht befällt diese Krankheit am häufigsten, im Verhältniß von 57 zu 27, oder von 19 zu 9. Unter

Heberden's Kranken dieser Art war nur der 4. Theil männl. Geschlechts. Ein Mann von 40 Jahren wird als ein Kranker dieser Art in der Hospitalliste mit aufgeführt. Mit Ausnahme zweyer Mädchen von 5-6 Jahren waren alle andre am St. Weitstanz Kranke über 9 Jahr alt; am meisten befiel das Uebel zwischen dem 9. 15. Jahre; 4 Frauenzimmer waren über 21 Jahre alt. Die 2 Sterbefälle trafen Knaben, die lange an diesem Uebel litten. Die entlassene Kranke, weil ihr nicht leicht zu helfen seyn würde, war ein Frauenzimmer von 28 Jahren, die 3 Jahre vor ihrer Aufnahme zu verschiedenen Mahlen an der Krankheit litt; der seine Entlassung fordernde Kranke hatte schon ein Jahr das Uebel, ehe er aufgenommen wurde, u. war 4 Monate im Hospital. Rückfälle ereigneten sich bey 9, bey keinem anders, als nach einer Zwischenzeit von wenigstens einem Jahr. 3 erduldeten die Krankheit 3 Mahl, wurden aber endlich davon befreyt. Die kürzeste Zeit für die ärztliche Behandlung war 2 Wochen, die längste 8 Monate, nach einem allgemeinen Überschlag waren 7 Wochen nöthig. In den 36 Jahren, von denen hier Rechenschaft gegeben wird, standen dem Hospital 8 Aerzte vor, die nach beträchtlich abweichenden Grundsätzen das Uebel behandelten, aber mit gleichem Erfolge. Der verstorbene Dr. Lubbock verschrieb Eisenmittel, gab nie Purgangen, und versicherte, nie die Heilung verfehlt zu haben. Andre Aerzte griffen zu antiphlogist. Mitteln, als Blutentziehen, Salzen u. abführenden Mitteln; andere zu stärkenden u. reizenden Mitteln. Der Weitstanz eigne sich zu einer vergleichenden Erforschung des Erfolgs der verschiedenen Heilmethoden, weil 2 Punkte von den 3, die nöthig sind, um Gewißheit in solchen Fällen über das Factische zu erhalten, leicht auszumitteln sind: 1) daß die Krankheit wirklich Statt gefunden habe; 2) daß sie geheilt worden sey. Der 3. Punct, ob

die angewendeten Mittel die Genesung bewirkt haben, mag vom Leser selbst entschieden werden. (Ob die Krankheit wirklich in allen Fällen Statt fand, ist nicht so entschieden. Schon Wichmann bemerkte, daß die Engländer zu geneigt sind, Vieles unter St. Weitstanz zu stellen, was dahin gar nicht gehört. Von dem großen Deutschen Weitstanz ist hier nicht die Rede, sondern von einer eigenthümlichen Beweglichkeit und Unzuverlässigkeit der willkürlichen Bewegungen der Gliedmassen und Gesichtsmuskeln, verbunden mit einer krankhaften Stimmung des Geistes, der wieder kindischer wird, und eine thörichte Zumischung erhält, oft mit einem allgemeinen convulsivischen Zustande. Dieses Uebel scheint auch uns eine Entwicklungskrankheit, weil sie nur in bestimmten Jahren befällt, ob wir gleich es für sehr zweifelhaft halten, daß sie mit Ausbildung der Geschlechtsheile zusammenhängt; denn sie kommt hier zu häufig zu früh. Nach der Genesung erscheint kein Theil des Organismus verändert oder vorgeschritten zu seyn. Rec. heilte sie stets mit radix valerianae in Substanz, mit 1 • 2 Tropfen des ol. valerian. zu jedem Pulver, meistens Theils überraschend schnell. Einmahl sah er doch Lähmung des Fußes lange nachbleiben, und den ganzen Organismus dabei sinken, so daß andere große Mittel zur Kur dieser Rückbleibsel nöthig waren. Die interessanten Data aus dem Hospital des Verf. führen allerdings zu wichtigen Betrachtungen. Nur sind aus der Zahl der hieher gehörigen Kranken die Erwachsenen, schon in Jahren sehr weit Vorgerückten, zu streichen, deren Leiden sicherlich nicht der St. Weitstanz war, dessen Fälle wir angaben.

(Die Fortsetzung künftig.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 22. Februar 1813.

Paris.

Bey Daupouin u. s. w.: *Théorie circonsphérique des deux genres de Beau, avec application à toutes les Mythologies et aux cinq beaux arts*; par M. Cordier de Launay, ancien intendant de justice, police et finances de sa Majesté très-chrétienne, à présent conseiller d'état de sa Majesté Impériale Empereur et autoc. de toutes les Russies. 1812. 512 Seiten in Octav.

Was eine circumsphärische Aesthetik ist, werden die meisten unserer Leser eben so wenig wissen, als der Recensent es wußte, bis er es aus dem vorliegenden Buche gelernt hatte. Daß wir also genauere Nachricht von der neuen Wissenschaft geben, ist um so mehr von uns zu fordern, da diese Blätter ihrer nächsten Bestimmung getreu bleiben sollen, auf das Merkwürdigste im Gebiete der neuesten Litteratur, besonders der wissenschaftlichen, aufmerksam zu machen. Nächst den Schriften, durch welche die Grenzen der Wissenschaften wirklich erweitert wer-

H (2)

den, kommen hier zunächst diejenigen in Betracht, die nach einem solchen Ziele streben, wenn sie es denn auch nicht erreichen. Aber unter welche Rubrik wir diese neue, von einem Französischen Geschäftsmanne, der in Russische Dienste getreten ist, verfaßte Aesthetik stellen sollen, ist nicht leicht auszumitteln. Denn, daß das System des Verfassers durchaus neu und original seyn soll, leidet keinen Zweifel. Der Verleger meldet, nicht ohne Grund, in dem voran geschickten Avis, daß er der Mühe werth halte, dieses Buch in Frankreich einzuführen, nachdem es schon vor einigen Jahren in Berlin, aber nur in einer Auflage von sehr wenigen (auch uns unbekannt gebliebenen) Exemplaren, gedruckt worden. Der Verleger fügt hinzu, er habe sich einige Verbesserungen erlaubt. Das durfte er also. Er habe mehrere Digressionen weggestrichen, die nicht zur Sache gehört, und die der Einführung des Buches in Frankreich hätten hinderlich werden können, wegen der veränderten politischen Lage des Verfassers und seiner unglücklichen Schicksale. Auch dagegen wäre dann nichts zu erinnern. Das neue System erscheint noch immer neu genug. Aber in einem kurzen, auf jenen Avis folgenden, Avertissement weist uns der Verfasser selbst einen Standpunct zur Beurtheilung seines Werkes an. Da die Menge der Bücher sich bis zum Unglaublichen vermehre, so könne er auf sein Gewissen, sagt der Verfasser von sich selbst, nur denjenigen Schriftsteller entschuldigen, der die Grenzen der menschlichen Kenntnisse zurückrücke. Die einzige Gunst, die er sich von seinen Lesern erbitte, sey, diesem Gutachten gemäß sein Buch zu beurtheilen. Wie weit nun dieses schwer, oder leicht ist, wird sich sogleich zeigen.

Der Verfasser nimmt seinen Auslauf von einer muntern Verspottung der speculativen Theorien des Schönen überhaupt, eines Unthings in seinen Augen. Alles, was sich darüber en métaphysique sagen lasse, sey schon gesagt von Plato, dem heil. Augustin, Wolf, Croufaz, Hutcheson, und dem Pater André. Nun, wenn diese Männer bereits Alles über die Sache gesagt haben, so ist, was Kant und andere Deutsche Philosophen hinzufügten, zum wenigsten Nichts. Aus den Theorien der aufgezählten Männer geht, nach dem Ermessen des Verfassers, sattfam hervor, daß bey den Versuchen, durch speculative Philosophie eine Theorie des Schönen zu begründen, überhaupt nichts herauskomme. An die Erfahrung müsse man sich halten. Das habe denn auch der verdienstvolle Vatteur, wie vor ihm Aristoteles und andere wackere Männer, redlich gethan. Aber diese Aesthetiker träumten, meint der Verfasser, da immer noch von einem einzigen Schönen (*beau unique*), das, bey'm Lichte besehen, gerade ein solches Hirngespinnst sey, wie das absolut Schöne der Metaphysiker. Dieses Hirngespinnst soll nun weggeschafft werden durch das System des Verfassers, das, wie er selbst (S. 3) versichert, das zwiefache Verdienst hat, *d'être double et tout-à-fait nouveau*. Dieses System, fügt er selbst hinzu, sey eben so vollständig, als allgemein. Die ganze Entdeckung (*découverte*) sey ihm durchaus eigen (*absolument propre*). Höher können wir die billige Erwartung unserer Leser nicht spannen. Der Natur müsse man folgen, lehrt der Verfasser. Was er von der Natur gelernt hat, ist in Beziehung auf die Theorie des Schönen in der Hauptsache Folgendes. Es gebe keine

andere Schönheit, als eine relative. Das Wort Schön bezeichne nichts weiter, als ein Verhältniß der Dinge zu einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich zwar nach Zeit und Umständen richte, aber im Allgemeinen doch gewissen Regeln folge, die wieder in dem Verhältnisse der menschlichen Natur zu dem Klima gegründet seyen. Das habe man zwar im Allgemeinen längst gemerkt; aber die Hauptsache habe man noch nicht entdeckt, daß es, jenem Verhältnisse der menschlichen Natur zum Klima gemäß, zweyerley Schönheit gebe, deren der andern die Wage halte, und deren getheilte Herrschaft über die Empfindungen und Meinungen der Menschen nach den geographischen Zonen, rund um den Erdball herum, zu allen Zeiten sich gerichtet habe, und noch richte. Nun sehen wir vorläufig, warum der Verfasser seine neue Aesthetik eine circumsphärische nennt. Mit der gedoppelten Schönheit des Verfassers verhält es sich nun weiter so. Es gibt in der Kunst eine einfache Schönheit, und eine zusammengesetzte. Die einfache beruhet, nach dem Verfasser, auf der getreuen Nachahmung der Natur; die zusammengesetzte (*genre composite*) auf der willkürlichen Erfindung, die aber nur darin bestehen könne, daß die schaffende Phantasie verbinde, was die Natur getrennt hat, z. B. die Flügel mit der Gestalt eines Pferdes in einem Pegasus. Vergleiche man nun diese beiden Gattungen der relativen Kunstschönheit mit dem verschiedenen Geschmacke der Nationen, so werde man bald bemerken, daß der Geschmack bey einigen Nationen durchgängig zu der ersten, bey andern zu der zweyten Gattung sich neige. Aber diese merkwürdige Verschiedenheit des Geschmacks

sey nicht zufällig. Sie sey tief gegründet in den Einflüssen des Clima's auf den menschlichen Organismus, und durch diesen auf die ganze Denk- und Sinnesart der Menschen. Nun sey hinlänglich bekannt und erwiesen, daß physische Extreme beynähe gleiche Wirkungen auf die menschliche Natur thun. Im Norden und im Süden werde also der Geschmack der Nationen im Ganzen ungefähr derselbe seyn; aber unter den mittleren Graden der geographischen Breite werde sich ein anderer Geschmack entwickeln. Daß es sich nun auf unserm Planeten diesen Grundsätzen einer geographischen Geschmackslehre gemäß wirklich verhalte, sey nicht weiter zu bezweifeln. Nur müsse man in ästhetischer Hinsicht die mittlere Zone mehr beschränken, als in der Geographie. Auch müsse man nicht vergessen, Rücksicht zu nehmen auf mancherley Umstände, die das wirkliche Clima merklich verschieden von dem eigentlich geographischen machen könne, z. B. die Höhe über der Meeresfläche, die Gebirge, die weiten Steppen, die Verschiedenheit der Wassermasse auf der nördlichen und der südlichen Halbkugel, und die davon vermuthlich herrührende größere Kälte der südlichen u. s. w. Auch sey nicht aus der Acht zu lassen, wie das Clima eines Landes mit der Zeit sich ändern könne durch Ausrottung von Wäldern und Austrocknung von Sümpfen. Endlich sey noch der Einfluß der Nachahmung übrig, wenn eine Nation etwas vom Geschmack einer andern annimmt, mit der sie in Verkehr gerathen. Aber alle diese Umstände in Betracht gezogen, gelte doch die Regel, daß in der kalten und in der heißen Zone der Geschmack zu der zusammengesetzten und willkürlich erfundenen, in der gemäß-

figten Zone aber zu der einfachen, auf getreuer Nachahmung der Natur beruhenden, Schönheit sich neige. Welche Länder nun diejenigen sind, die der Verfasser nach dem Princip seiner circumpolischen Aesthetik zur heißen; zur kalten und zur gemäßigten Geschmackszone zählt, möchten auch wohl nicht alle Leser errathen. Die kalte Geschmackszone (*ma zone froide*, sagt der Verfasser ganz richtig) soll umfassen Island, die Britischen Inseln, Norwegen, Schweden, Dänemark, das nördliche Deutschland, Rußland, Sibirien, die Tataren bis gegen den östlichen Ocean und die Persische Grenze, auch die nördlichen Provinzen von China und von dem Japanischen Reiche. In der heißen Zone liegen, nach dem Verfasser, außer den südlichen Theilen von Japan, von China, von Corea, die sämmtlichen Indischen Länder, dann Persien, Arabien, Syrien, Aegypten und Africa. Für die gemäßigte Geschmackszone bleiben nach dieser Vertheilung übrig Kleinasien, der Griechische Archipelagus, ganz Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, ein Theil von Deutschland, ferner Polen, Ungern, die Moldau und die Ukraine und die Krimm. Auf America läßt sich der Verfasser nicht besonders ein. Man begreift, daß kein geringer Scharfsinn erfordert wird, das Uebereinstimmende des Griechischen, Italiänischen und Französischen Geschmacks mit dem Polnischen, Ungrischen, Moldauischen, Ukrainischen und Krimmischen Geschmacks zu zeigen. Der Verfasser wählt Beispiele von mehrerer Art. Zuerst wendet er sich an die Mythologie der verschiedenen Völker. In dieser Hinsicht vergleicht er die Iliade mit Milton's

verlorenem Paradiese, und, was unerwarteter ist, die Offenbarung des heil. Johannes mit der Nordischen Voluspa. Diese zweite Vergleichung nimmt beynahe ein Drittheil des ganzen Buches ein. Hierauf werden drey große dramatische Gedichte mit einander verglichen, der Oedipus Tyrannus des Sophocles, der Macbeth von Shakspeare, und ein Chinesisches Schauspiel, das sich bey Dü Halde findet. Hier darf diese Anzeige wohl abbrechen. Deutsche Leser werden noch besonders manches Urtheil interessant finden, das der Verfasser über die schöne Litteratur der Deutschen fällt.

Leipzig und Züllichau.

Das gegenwärtige rhapsodische Studiren scheint fast auf allen Deutschen Universitäten einen encyclopädischen Unterricht in den Wissenschaften verdrängt zu haben, der doch der Faden der Ariadne durch ihr Labyrinth seyn sollte. Es würde daher die Universität, wo die Studirenden angehalten würden, sich von einem tüchtigen Lehrer von der nöthigen Universalität vor allem die Weihe durch eine Encyclopädie geben zu lassen, durch methodischeres und gründlicheres Studiren ausgezeichnet seyn, und durch dasselbe ihren gelehrten Zöglingen große Vorzüge geben. Es sollte daher keine Erscheinung in unserer Litteratur, die darauf führt, übersehen werden, und darum hohlen wir noch ein Werk bey seiner Beendigung nach, das vor 15 Jahren schon begonnen worden, den Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften, von dem Hrn. Professor Krug zu Leipzig. Er enthält bloß die Ableitung der Wissenschaften aus einem allgemeinen Princip,

und ihre systematische Anordnung, ohne Anzeige der Hauptwerke, welche in jeder Wissenschaft geliefert worden; ihre Bestimmung wollte der Verliebter Männern vom Fache überlassen, und darum begleitete er seinen Versuch mit einer encyclopädisch - scientiſischen Literatur, in neun Heften, die er unter verschiedene Verfasser vertheilte, und wovon das erste schon im Jahre 1804, und das letzte in der Michaelismesse v. J. ausgegeben worden (encyclopädisch - historische Literatur von K. H. L. Pöliz, in der Darnmannischen Buchhandlung, 1812. 295 S. in Octav). Vier Hefte haben den Hrn. Prof. Krug selbst zum Verfasser, das philologische, philosophische, anthropologische und theologische; zwey, das mathematische und physicalische, sind vom Hrn. Prof. Wrede in Königsberg ausgearbeitet; eines, das medicinische, vom Hrn. Prof. Meyer zu Breslau; eines, das juristische, vom Hrn. Prof. Zacharia zu Heidelberg, und das historische vom Hrn. Prof. Pöliz zu Wittenberg. Unsere Absicht bey dieser Anzeige kann nicht seyn, mit dem Verfasser der Encyclopädie über den Zusammenhang, in welchem er die Wissenschaften unter sich gebracht hat, in Discussionen einzugehen; noch, an der Auswahl der Schriften, welche in die encyclopädische Literatur aufgenommen worden, Ausstellungen zu machen: Jenes wäre zu spät, und über den Raum eines Zeitungsblattes; dieses pedantisch und rechtshaberisch: sondern wir wollten eine große Mangelhaftigkeit der gegenwärtigen Art zu studiren in Anregung bringen, und gegen sie den Gebrauch eines Wertes empfehlen, das große Vorge vor ähnlichen früheren Versuchen besitzt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stüd.

Den 25. Februar 1813.

Göttingen.

Wir haben noch von der schon im verfloffenen Jahre der königl. Societät der Wissenschaften von Hrn. Prof. Sprengel, Correspondenten derselben, mitgetheilten interessanten Abhandlung: In Umbelliferarum genera quaedam animadvertiones, Bericht zu erstatten. Nach einigen voran geschickten allgemeinen Bemerkungen über die bisherige Bearbeitung dieser Familie durch Cranz und Roth haben sich besonders in neuern Zeiten Cusson und Gärtner viel Verdienst um dieselbe erworben. Auch unser Verf. wählt vorzüglich die Frucht zur Unterscheidung der Gattungen; die Hülle betrachtet er nur als secundären Character. Die verschiedenen Theile der Frucht sind: 1. die Commissur (commisura), die innere Seite der Frucht, wo diese mit ihren beiden Hälften zusammentrifft; 2. der Rücken (dorsum) ist die äußere Seite der Frucht, auf der man gewöhnlich drey erhobene Streifen (juga primaria) wahrnimmt; seltener bemerkt man zwischen diesen noch juga secundaria. Die Nabe der Frucht ist oft deutlich zu unterscheiden, nicht selten

J (2)

aber auch häutig, und dann kaum von dem Kerne zu trennen. So merkt auch der Verf. besonders auf die Gestalt der Frucht, und auf das Verhältniß der Länge des Kerns (nucleus) zur Frucht selbst.

Die hier aufgestellten Gattungen sind Myrrhis, Scandix, Anthriscus, Chaerophyllum, Torilis und Caucalis. Welche Arten bey den Alten durch diese Gattungsnahmen bezeichnet wurden, untersucht der Verf. mit seiner bekannten Gelehrsamkeit. *Σκνδοξ* (Diosc. II. 168), die er in seiner Histor. rei herb. für Chaerophyllum sativum nahm, hält er jetzt lieber für Scandix Pecten. Es folgen nun die genaueren Bestimmungen der erwähnten Gattungen, wovon wir das Wesentlichste ausheben: I. MYRRHIS; Fructus linearis, angulatus, jugis acutiusculis, stylo coronatus. Involucrum universale nullum. Außer Scandix odorata gehören hieher mehrere Chaerophylla von Linné, z. B. aromaticum, hirsutum, aureum, coloratum etc. ferner Sicon crenatum Pall., capillaceum und canadense, so wie auch Bunium majus Gouan. II. SCANDIX. Fructus sublinearis, angulatus, jugis acutiusculis, rostratus, nucleo seminis vix dimidium longitudinem fructus aequante. Involucrum universale nullum. Arten dieser Gattung sind: Sc. Pecten Linn., pinnatifida Vent., australis Linn., grandiflora (eine neue, hier beschriebene, Art), falcata Bieb. etc. III. ANTHRISCUS. Fructus oblongus, apice attenuatus, teres, muricatus, commissura sulcata. Involucrum universale nullum. Der Verf. rechnet zu dieser Gattung Scandix Anthriscus, fumarioides Kit., nodosa Linn. und nemorosa Bieb. IV. CHAEROPHYLLUM. Fructus oblongus, teres, apice attenuatus, glaber; commissura sulcata. Linné's Scandix Cerefolium, angulatum Kit.,

procumbens Persf. und glaberrimum Desf. machen diese Gattung aus. Die meisten von Linné zu dieser Gattung gehören, wie schon vorhin bemerkt worden, zu Myrrhis. Chaeroph. arborescens L., scabrum Thunb., aristatum Ej. und roseum Bieb. bleiben noch zweifelhaft. V. TORILIS. Fructus ovalis, ecostatus, undique hispidus. Involucrum universale nullum. Hieher rechnet Hr. Prof. S. Caulalis Anthriscus L., nodosa L., Caulalis arvensis Hudf., Caulalis africana Linn. und Scandix infesta Linn. VI. CAUCALIS. Fructus oblongus, corticatus, angulatus, jugis aculeatis. Involucra varia. Diese Gattung zerfällt in zwey Abtheilungen: a. aculeis aequalibus, commissura sulcata, nucleo semilunari (Caucalis pumila Gouan., orientalis Linn.); b. aculeis jugorum inaequalibus, commissura planiuscula, nucleo compresso (Caucalis grandiflora, latifolia, mauritanica, polycarpos und leptophylla Linn. und Scandix glabridata Billard.). Die übrigen Einnéischen Caulalis-Arten gehören zum Theil zu Torilis; Caulalis littoralis Bieb. gehört zu Cachrys; Caulalis Penae Dalech. (Hist. 715.) ist Athamanta cretensis, und Caulalis major Clus. (Hist. 2. 201.) ist Tordylium maximum Linn. Eine beygefügte Tafel erläutert die Characteres dieser verschiedenen Gattungen.

Paris.

Vey Renouard 1812: Annales de l'Imprimerie des Aides, ou Histoire des trois Manuce et de leurs Editions. Par Ant. Aug. Renouard. Supplément. X und 156 Seiten in gr. Octav, mit Einschluß der drey unbeziffert gebliebenen, Additions enthaltenden, Blätter.

Mehrere Versuche, die so zahlreichen, aus der Presse der drey Manuzier und ihrer Verwandten

gekommenen, Druckstücke unter bequeme und sichere Uebersicht zu bringen, waren bis 1803 gar nicht bestiebend ausgefallen; in diesem Jahre aber erschienen die Annales etc. des Hrn. Renouard, eines Pariser, in der Bücherkunde mehrerer Nationen und Sprachen wohl bewanderten, Buchhändlers, und kamen einer beurfundeten Vollständigkeit schon ungleich näher. Hierbei ließ der unermüdete Mann es jedoch keinesweges bewenden, sondern benutzte den Zeitraum ganzer zehn Jahre, seine Nachforschungen fortzusetzen; von der Ueberzeugung ausgehend, daß bibliographische Arbeiten auf Dank der Zeitgenossen und Nachwelt nur dann erst Anspruch zu machen haben, wenn solche den sie zu Rathe ziehenden so wenig, als nur immer möglich, zu wünschen übrig lassen. Und damit man nicht etwa glaube, der wackere Mann hätte an etwas Nützlicheres seine Beharrlichkeit verwenden können, so erinnere man sich, daß hier von einer Officin die Rede ist, welche länger als ein Jahrhundert hindurch nur äußerst selten stille stand, und mehr als 1100 Druckstücke zu Tage förderte; worunter es Artikel von noch jetzt anerkannter Wichtigkeit gibt, im Fache besonders der Griechischen, Römischen und Italiänischen Literatur; sehr oft nach Handschriften, die längst schon sich unsichtbar gemacht, oder nicht wieder benutzt worden; oder in so selten gewordenen Abdrücken, daß wenn neuere Philologen und Literatoren ihrer erwähnten, es meistens ohne Autopsie geschah, Einer dem Andern getrübt nachschrieb, Verwirrung aber und Unsicherheit sich dadurch nur vermehrten.

Was nun das Hauptwerk des Hrn. R. betrifft, so muß Rec. auf die in unsern Blättern des Jahrganges 1804 davon sich befindende ziemlich um-

ständliche Anzeige um so mehr verweisen, da schon die bloße Angabe der verschiedenen Rubriken, denen, wie natürlich, auch das Supplement-Bändchen angepaßt ist, viel zu viel Raum kosten würde. Genug, daß Hr. K. durch die darin enthaltenen Berichtigungen und Ergänzungen sich um Bücherkunde abermahls sehr verdient gemacht hat. Mehr als 120 neuer Zusätze sind hier nachgetragen, und eine Menge einzelner Bemerkungen helfen manchen gar nicht unerheblichen Nebenumstand erwünscht aufs Reine bringen. Unter den eigentlichen Vereicherungen gibt es freylich auch bloß wiederholte Auflagen, auch wohl Druckstücke, die kaum einige Bogen stark sind, und nur in Italien selbst sich noch aufstreiben ließen, deshalb aber nicht weniger den Dank aller derer verdienen, denen es um Erschöpfung des Gegenstandes und völlige Sicherheit zu thun ist. Daß Hr. K. hier und da gegen voreilige Critik sich vertheidigt, wird, wenn es, wie hier, mit Mäßigung geschieht, ihm Niemand verargen; und daß er überall angibt, wo Abdrücke auf Pergamen oder gefärbtem Papier sich vorfinden, läßt sich mit den ungeheuern Preisen entschuldigen, welche reiche Bibliomanen dergleichen Nebendingen fortdauernd zugestehen.

Mit Recht hat Hr. K. die von Paul Manuzius für die so viel versprechende Academia Venetiana von 1558 bis 1561 besorgten Abdrücke in sein Hauptwerk aufgenommen, und was man von diesem Gelehrtenverein bisher wußte, zusammengestellt. Dieser Versuch war indeß, wie er selbst gesteht, am wenigsten befriedigend ausgefallen, und (ihm unbewußt) von dem des Hrn. Lunze in Leipzig zwey Jahre früher übertroffen worden. Dieß bewog ihn, seine eigenen Nachforschungen zu verdoppeln; und zwar mit so glücklichem Er-

folge, daß nunmehr die Arbeit unsers Landmannes durch die des Nachbarn erst vervollständigt worden, und wenig oder nichts über diesen Gegenstand mehr zu erwarten bleibt. Umständlicher hierüber sich zu verbreiten, unterläßt der Raum; zu Füllung indeß einer noch übrig gebliebenen Lücke sein Steinchen beizutragen, kann Rec. nicht umhin, die Anzeige zu thun, daß der von der Academia Venetiana auf die Frankfurter Messe 1559 gesandte Catalog ihrer bis dahin gedruckten Verlagsartikel, den Hr. K., laut S. 64, nur aus einer Anführung in Foscarini's litterärhistorischem Werke kannte, wirklich vor ihm liege. Er ist, wie Alles aus dieser Officin, sehr sauber gedruckt, von nur 8 Quartblättern, und mit dem gewöhnlichen Sinnbilde der Academie, einer in die Trompete stoßenden Fama, auf dem Titelblatte versehen. Dieses lautet jedoch von dem bey Foscarini angegebenen (als dem das eigentliche Frontispice gefehlt zu haben scheint) in etwas verschieden, nämlich: Libri, che in varie scienze et arti nella latina lingua e nella volgare ha nuovamente mandato l'Academia Venetiana alla Fiera di Francfort. Unter der Fama; Nell' Academia Venetiana. MDLIX; denn auch diese Jahrsangabe fehlt bey Foscarini. Der drittehalb Seiten füllende Vorbericht verspricht nichts geringeres, als die baldige Rückkehr des goldenen Zeitalters für Litteratur und Kunst; und mehrere unter den zum Kauf angebotenen Druckstücken sind mit eben so empfehlenden Buchhändleranzeigen schon ausgestattet, womit seit ein paar Jahrzehenden auch unsre Sossen ihren Verlag anzupreisen pflegen. Der, jedoch ohne Preisangabe, hier feil gebotenen und nach Disciplinen geordneten Artikel sind 22; die, mit Ausnahme eines einzigen, sich bey Hr. K., aufgeführt und vor der Hand hin-

länglich beschrieben finden. Dieß ihm ganz unbekannt gebliebene und vom Rec. eben so wenig näher gekannte Druckstück sind die: *Tre Volumi di vari Poemi latini di diversi haomini illustri; che sono Heroici, Elegi e Lirici.* Ne i quali si contengono infinite Poesie, con *nuova e leggiadra maniera descritte* (was hat dieß bedeuten sollen?), giovevolissime à chiunque di tal genere di componimenti si diletta, per le ammirabili inventioni, che in essi si contengono. — Sonderbar genug, wenn ein so anlockend dargebotener Artikel entweder nicht auf die Messe gebracht, oder wohl gar nicht abgedruckt worden wäre! denn bisher hat Rec., wie schon gesagt, sich ganz vergeblich bey Italiänischen Litteratoren und anderwärts darnach umgesehen.

Noch gibt es anzuzeigen, daß auch die Uebersetzung des Griechisch geschriebenen Stiftungsdiploms einer von Aldus, dem Großvater, in seinem Hause errichteten Privat-Academie, das von Kf. Maximilian II. der Officin Paul Manutii im J. 1571 ertheilte Privilegium, so wie das von dem furchtbaren Collegium der Zehner dem jüngern Aldus 1584 bewilligte, sich als Supplemente hier vorfinden. Sodann neun, und, was sehr zu loben, auch das Ergänzungs-bändchen umfassende Register aller in den drey Bänden aufgestellten Ausgaben und Autoren; und endlich eine Liste der seiner eignen Sammlung noch fehlenden Artikel, deren jedoch, in Rücksicht besonders auf die ältern und bessern Zeiten der Officin, so wenige sind, daß seine *Collectio Edd. Aldinarum* für die zahlreichste gelten kann, die es vielleicht jemahls gegeben. In Deutschland hatte der Kunstmeister Heidegger zu Zürich eine sehr beträchtliche unlängst gleichfalls hinterlassen, die aber, wie man hört, meist nach Italien, ihrem Vaterlande also, und das zu hohen Preisen, zurückgewandert ist. Ein schwacher Trost für die

Schatten der trotz aller Emsigkeit doch in schlechten Glücksumständen gestorbenen wackern Manuzier! Besser scheinen die in Florenz und Venedig mit ihnen wetteifernden Giunta's sich aufs Mercantilische verstanden zu haben, als deren zwey letzte Erbinnen ihren Ehemännern, ein paar Nobili aus großen Häusern, doch einen Brautschlag von 150,000 Thalern jede mitbrachten.

Wenn endlich Hr. K. auch des ältern Aldus Destag bestimmter als seine Vorgänger anzugeben gewußt, so scheint dagegen Amoretti's Lettera sull' *anno natalizio d' Aldo* ed alcune stampe Manuziane, Rom 1804, ihm dennoch entwischt zu seyn. Unsere Anzeigen vom J. 1805 hatten von diesem Tractätchen Bericht zu erstatten nicht vergessen, und es ergab sich daraus, daß Aldus nicht eher als 1449 geboren seyn könne, mithin ein paar Jahre weniger gelebt, als alle seine Biographen, und auch Hr. K., von ihm erzählen. Auch einiger anderer Notizen halber hätte die Lettera des Italiäners dem Nachbar Dienste geleistet. So schwer, wie man sieht, hält es, aller der Hülfsmittel habhaft zu werden, ohne die etwas Vollständiges kaum sich erreichen läßt; und doch gehört Hr. K. unter die Bibliographen Frankreichs, die sich wirklich am sauersten werden lassen, und dabey gar keine Kosten scheuen! Desto mehr hat man Ursache, dem Werke begierig entgegen zu sehen, womit der treffliche St. Marcus-Bibliothecar, Hr. Morelli, wie in unsern Blättern schon mehrmahl erwähnt, über das Leben, die Officin und die übrigen Verdienste der Manuzier, so wie über den damaligen Zustand der ganzen Litteratur, bereits seit geraumer Zeit, und mit besonderer Vorliebe, sich beschäftigt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 27. Februar 1813.

Paris.

Oeuvres de Mr. Turgot, ministre d'état, précédées et accompagnées de mémoires et de notes sur sa vie, son administration et ses ouvrages. T. 1. de l'imprimerie de A. Belin. 1811 S. VII u. 424 S. in Octav. — T. 2. S. VIII u. 432. — T. 3. S. 451. T. 4. S. VIII u. 462. — T. 5. S. VIII u. 455. — T. 6. S. VIII u. 454, sämtlich vom J. 1808 de l'imprimerie de Delance. — T. 7. S. XXIV u. 484. — T. 8. S. 552 (beide aus eben der Druckerey vom J. 1809). — T. 9. S. VIII u. 462 (aus ders. Druckerey vom J. 1810). Dem ersten Theile ist das Bildniß des Verf. beigefügt, und alle führen das Motto aus Tacitus: Bonum virum facile rederes, magnum libenter.

Es ist diese Ausgabe der Werke des berühmten Mannes ein Denkmahl, von Freundes Hand dem Verstorbenen geweiht. Der Herausgeber nennt sich nirgends, aber er ist nicht unbekannt; es ist Dupont de Nemours. Von ihm rührten auch die Mémoires sur la vie et les ouvrages de M. Turgot her, welche früher in einer zweyten Ausgabe unter dem angebli-

chen Druckorte Philadelphia im J. 1788 erschienen; sie wurden von ihm zuerst aufgezeichnet, um Hrn. du Puy die nöthigen Materialien zu der im J. 1781 pflichtmäßig in einer Sitzung der Académie des inscriptions et belles-lettres zu haltenden Lobrede auf den jüngst Verstorbenen zu verschaffen. Da aber diese so mager ausfiel und ausfallen mußte, weil Manches gar nicht dafelbst berührt werden durfte; so ließ der Verf. jene, zu diesem Zwecke zunächst nur bestimmten, Mémoires besonders abdrucken, und es ist vielleicht noch Manchem erinnerlich, welchen Enthusiasmus sie damahls erregten. Eben diese Memoiren sind nun in dem ersten Theile dieser Sammlung wiederum abgedruckt, und mit einigen, nicht eben bedeutenden, Anmerkungen, die jetzt ohne Anstoß beigefügt werden konnten, versehen worden. Der zweyte und dritte Band der vorliegenden Sammlung enthalten meisten Theils die früheren Aufsätze des Verf., philosophischen und politischen Inhalts, bevor er Intendant und Minister ward. Die drey folgenden Bände begreifen vorzugsweise die Aufsätze, welche sich auf seine Verwaltung als Intendant von Limoges beziehen, zugleich jedoch auch mehrere theoretische Abhandlungen, welche, aufgeregt durch die Verhältnisse, in denen er lebte, meist in jener Zeit entworfen wurden, z. B. über die Freyheit des Getreidehandels, über große und kleine Cultur, und die bekannte Abhandlung: sur la formation et la distribution des richesses, nebst einigen andern. Die beyden folgenden Bände (7 und 8) enthalten die während seines Ministeriums gemachten Vorträge, die in der Zeit erlassenen Beschlüsse, die durch ihn veranlaßten Edicte, verfaßten Circularschreiben u. s. Der letzte oder neunte Band aber gibt die meist aus frühern Zeiten stammenden poetischen Versuche, größten Theils Uebersetzungen aus

dem Lateinischen, aus Englischen und Deutschen Dichtern; eine Abhandlung über metrische Versification in der Französischen Sprache, einige Critiken, unvollendete litterarische Aufsätze, verschiedene sehr bedeutende Briefe politischen Inhalts an Franklin, Price, Zucker, nebst einigem minder Erheblichen, und ein paar Nachträgen zum vierten Bande.

Für die Bequemlichkeit des Lesers ist nicht zum besten gesorgt; eine allgemeine Uebersicht des Inhalts fehlt; die Vertheilung der Aufsätze hätte leicht besser gemacht werden können: aber zur Entschuldigung mag es dienen, daß der Druck langsam in mehreren Jahren — wie aus dem oben Angeführten erhellet — fortschritt, daß dem Herausgeber Verschiedenes erst in dieser Zeit mitgetheilt ward, und daß eben dieser, wie er an einem Orte beyläufig sagt, bereits das ein und siebenzigste Jahr erreicht hat: welches Alter freylich manche Nachsicht fordert.

Aus mehreren Einleitungen, Vorworten und Anmerkungen, die mitunter sehr unterrichtend sind, geht es häufig deutlich genug hervor, mit welcher Liebe und Verehrung der Herausgeber dem Verstorbenen ergeben war, wie sehr er es noch jetzt nach so manchen überstandenen sturmvollem Jahren ist: welches beiden gleich sehr zur Ehre gereichen wird. Mit wie viel Kosten und Mühe sind in den gewaltigen Tagen der Revolution des Freundes Handschriften gerettet worden! Zwen Mal mußte der theure Nachlaß die Reise über das Atlantische Meer machen. Das war die Freyheit, zu deren Erwerbung eben die Schule, zu welcher der Verf. und Herausgeber gehören, in den Gemüthern so viel gewirkt hatte, und vor deren Ausartung in Tyranny man nun selbst die unschuldigsten Papiere der Verstorbenen kaum retten konnte! Mehreres davon ist auf immer verloren gegangen. Freylich mochten die Philosophen bey der

Gestalt, welche diese Freyheit annahm, mit jenem Geisterbanter sagen: Dich hab' ich nicht gerufen! Allein was, zufolge der Sage, diesem begegnete, als ihm, der bey tiefem Gefühle, einem regen und hochmüthigen Bestreben, das Uebermenschliche zu fassen, dem gefährlichen Spiele mit nicht zu bändigenden höheren Kräften einmahl ergeben, der übermächtige Geist in fürchterlicher Gestalt erschien, der ihm Tod oder ewige Slaveren verkündigte; das begegnete auch diesen Staatskünstlern: ihnen, welche mit frommer, schwärmerischer, stolzer und dennoch ungeschickter Hand das Werk leichtfertig begonnen hatten, ihnen erschien nun auch der Fürchterliche von Arras nebst seinem Gefolge, welches freylich sie nicht erwartet hatten. Glücklich nur waren die zu nennen, welche ein frühes Grab bereits schon deckte.

Turgot's Leben ist allen denen, welche sich für die großen Begebenheiten der vergangenen fünfzig Jahre interessiren, bekannt genug, wenigstens was die Thatfachen betrifft, und so wie die Freundschaft es uns, mit Kunst ausgeschmückt, und den Helden als hohes Muster aufgestellt, gegeben hat. Außer jenen bereits früh bekannt gewordenen Memoiren haben wir noch eine Vie de Turgot, welche unter dem angeblichen Druckorte London im J. 1787 erschien, deren Verfasser der so unglücklich endende Condorcet war. In beiden Lebensbeschreibungen wird Turgot uns als ein vollendeter Weiser, als ein Heiliger, als das Muster eines Staatsmannes, als ein Märtyrer der Intrigue, der Dummheit und des Privat-Interesses dargestellt. Von der andern Seite ist uns, mit Ausnahme etwa einiger elenden Scribler oder einiger schamlosen Pasquillanten, nichts bekannt, wodurch die Schattenseite, die doch jeder Mensch hat, gezeigt worden wäre. Die Acten können wir deßhalb nicht für geschlossen ansehen, ob schon des Verstorbenen Verkeh-

rer — und er verdiente in vieler Hinsicht Verehrung von allen edeln Gemüthern — die Ausstellung der andern Seite als eine Blasphemie ansehen würden. Die Acten sind nicht geschlossen: ein freyes, sich selbst rechtfertigendes Urtheil über Turgot als public character ist so leicht noch gar nicht zu fällen. Seine Verdienste als Gelehrter, seine wissenschaftliche Bildung, können aus seinen Werken mit Zuverlässigkeit beurtheilt werden; dieß Urtheil kann zu seiner richtigen Schätzung als Staatsmann führen, denn er war ein Gelehrter von Haus aus, und seine Administration hatte in den Begriffen und Ideen, die er beym frühen Studium über den Staat sich angeeignet hatte, ihren Grund; jene waren durchaus nicht aus dem öffentlichen Leben bey ihm entstanden. Eine Lebensbeschreibung des Mannes, wie wir sie uns denken können, ist noch immer erst zu schreiben; es ist wahrscheinlich, daß sie nie geschrieben werden wird. Was gehörte auch dazu, die billigsten Forderungen einiger Massen zu erfüllen! Und dennoch wäre es so sehr zu wünschen, daß ein dem Geschäfte Gewachsener sich fände; aber wer es unternähme, der müßte höher als Turgot selbst stehen: dieß ist schon schwer; er müßte ihn und seine Umgebungen, die Bedingungen, unter welchen er auftrat und handelte, kennen; er müßte ein freyes Gemüth, ein unbestochenes Urtheil, einen über alle Secten und Systeme erhabenen Geist, und viele ausgebreitete Kenntnisse sonst besitzen. Von solcher Hand solch ein Leben entworfen, und eben so das Leben einiger Andern, die ihm gleichsam angehörten, z. B. von Malesherbes, Trudaine und Andern: dieß würde eine Einleitung zur Geschichte der Französischen Revolution und zu dem Verfahren der constituirenden Versammlung geben, dergleichen man bisher durchaus nicht gehabt

hat. In der Mitte dieser Männer wird man gleichsam zu dem schrecklichen Schauspiele hingeführt; man findet sich im Vorhofe; es ist eine Gesellschaft durchaus rechtlicher, ernster, schwärmerischer, Ideenstolzer, in vieler Hinsicht aber würdiger, ehrenwerther Männer: — allein hoffen kann man nichts mehr, die Zeit hat die Täuschung hinweg genommen; jener Fehler springen schon jetzt hervor; sie setzten mit ihrem Feuereifer Alles in Flammen; das Gebäude stürzte ein, und begrub sie und die minder kühnen Hoffnungen Anderer. Von den unnennbarsten Gefühlen wird man durchdrungen, wenn man auf den Verein dieser Männer zurückkommt, ihre Ideen, ihre Zwecke, ihr Thun und die Art, wie sie handeln, nochmals überschaut, und den Erfolg damit vergleicht: es ist tief niederschlagend, und dennoch regt sich in der beengten Brust eine Hoffnung: der Verzweiflung sollst du dich nicht ergeben!

Zurgot war aus altem edlem Geschlechte entsprossen, zu Paris geboren, wo sein Vater mehrere angesehenene Stellen (er war unter andern Staatsrath und Prevôt des marchands) bekleidete. Unser Zurgot, der Sohn, ward zum geistlichen Stande bestimmt, denn er schien eine fleißige, stille Natur; er liebte das ernste Studium von früher Jugend an. Er kam in die Sorbonne, und ein paar lateinische Reden, die er als Prior derselben hielt, über die Wohlthaten, welche das menschl. Geschlecht durch die Christl. Religion erhalten habe, und über die allmählichen Fortschritte oder die Entwicklung des menschl. Geistes (die in dieser Sammlung sich befinden), deuteten schon über die Mauer der Sorbonne hinaus. Das Studium des Rechts, der Philosophie, der mathematischen Wissenschaften, trieb er emsig, so auch das der neuern Sprachen, besonders des Englischen; der ältern Sprachen war er kundig, auch des

Hebräischen. Verschiedenes ist übrig aus dieser Zeit; es wird hier mitgetheilt, was er in einem Alter von 19 bis 22 Jahren geschrieben hat, und was deswegen die größte Bewunderung erregen kann, z. B. über Papirgeld, wozu Law's System, damahls noch nicht vergessen, die Veranlassung gab; für jene Zeit und als von einem Jünglinge geschrieben, ein Wunder erregender Brief an Buffon, gegen dessen System; ein mackerer Aufsatz gegen Berkley, ein anderer gegen Maupertuis. Im J. 1751 verließ er die Sorbonne; seine Neigung führte ihn zur Staatsverwaltung, sie war schon sein Lieblingsstudium geworden. Il m'est impossible, sagte er, de me dévouer à porter toute ma vie un masque sur le visage. Er ward Substitut des General-Procurators, im J. 1752 Rath des Parlaments zu Paris, im folgenden maître des requêtes. Die ernstern Studien verließ er nicht; mehrere metaphysische, politische, physikalische und philologische Abhandlungen, als Beitrag zur Encyclopädie, sind unter den Ueberschriften: Existence, Etymologie, Expansibilité, Foire, Fondation, in der Zeit von ihm verfaßt worden, und bekannt. Er lernte Deutlich von Hubet, übersetzte Verschiedenes aus dem Deutschen und Englischen; versuchte die alten Sylbenmaße, nach Klopstock's Vorgang, auch im Französischen; studirte Chemie, andere Naturwissenschaften, und noch ernstlicher die Mathematik. Einige damahls gemachte Bekanntschaften scheinen großen Einfluß auf sein folgendes Leben als Staatsmann gehabt zu haben; die mit Trudaine (Vater und Sohn), mit Cournot, dem ersten und ersten Vertheidiger einer unbedingten Handelsfreiheit, mit Quesnay, dem Haupte der Oeconomisten; bey letzterem lernte L. einige andre Mitschüler, z. B. Adam Smith u. A. kennen. Er

studirte jener Werke, doch haßte er Secten- und Systemgeist, aber er gehörte in allen Hauptpuncten dennoch jener Schule zu. Er begleitete Gournay, der, als Intendant des Commerzes, mehrere Reisen machte: diese bestärkten ihn in der Lehre von der Freyheit, und da Gournay starb, so schloß er sich nun um so enger an Trudaine an. Er reisete in die Schweiz, und ward den 8. Aug. 1761 Intendant, oder, wie man jetzt sagen würde, Präfect der généralité de Limoges, wo er nun, was er im Innern auch im Leben zum Theil darstellen konnte.

L's. frühere Bestimmung zum geistl. Stande und das ernste Studium, das bey eigener Neigung und Anlage dazu durch das stille und abgeschiedene Leben gefördert ward, wirkte auf ihn für alle Zukunft. Alle Theologen, die nachmahls zu Staatsgeschäften übergegangen sind, und die mit Ernst jenes Studium getrieben, haben Beweise von dem größten Fleiße auch nachher gegeben: dieser war ihnen zum Bedürfniß geworden; es ist außerordentlich, was L. Alles umfaßte und leistete. Die Folgen früher Angewöhnung an ernste Beschäftigung sieht man durch alle Stationen seines Lebens hindurch: ein anhaltendes consequentes Denken, so daß er auch das, was Andere erfunden hatten, frey in eigener Form als sein Product wieder hervorbrachte und sich aneignete, von keinem Nahmen geblendet, so daß er auch die gefeiertesten der Zeit, z. B. Helvetius's Esprit, ungeschert angriff; voll vom Gefühl für Recht, für Sittlichkeit, frey, offen, nicht ohne einen gewissen gelehrten Stolz, entfernt von aller Frivolität, unerschütterlich im Wissen, rastlos im Prüfen, im Untersuchen, ohne blinden Glauben: — so finden wir ihn durchaus. — (S. das folgende Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 27. Februar 1813.

Paris.

Oeuvres de Mr. Turgot etc. précédées et accompagnées de mémoires et de notes sur sa vie, son administration et ses ouvrages.
(Fortsetzung der S. 328 abgebrochenen Anzeige.)

Gournay's und Quesnay's Lehren mußten Turgot gefallen; was Andere abstieß, der metaphysische Apparat, das zog ihn leicht eher an, denn in der Metaphysik war er wohl bewandert, und das Wohl der Menschheit ward von daher versprochen, eben dieß aber schien T's. einzige Leidenschaft zu seyn. Etwas ungelent und schwächern schien er wohl im Umgange, des mündlichen Vortrags war er nicht ganz mächtig: sein Stil war aber würdig, ungesucht, kräftig; zuweilen liebte er neue Worte; immer verband er Tiefe mit ungemeiner Klarheit; durch die Kraft der Demeise, durch Consequenz, durch Wahrheit wollte er siegen, nicht durch Worte.

In der Provinz, oder vielmehr in den drey Provinzen, welche unter der généralité de Limoges begriffen wurden, und denen er als Intendant oder

als Administrator 13 Jahre lang vorstand, lebt noch jetzt, nachdem so Manches vorgefallen, sein Nahme bey dem Volke in dankbarem Andenken. Ein Intendant der Zeit war freylich nur eine untergeordnete Person; in seinen Wirkungen nicht nur vom Ministerium und dem Staatsrathe, sondern auch von den Parlamenten abhängig; Geistlichkeit und Adel der Provinz hatten ein bedeutendes Wort mitzusprechen, auf jeden Fall mußte ihre Ansicht geschont werden. Aber ein Intendant hatte, wenn er es wollte und vermochte, gleichwohl auch einen ziemlich freyen Spielraum eigener Wirksamkeit; er konnte frey viel Gutes und Böses thun, und wenn zwar neue eigene Maßregeln die Sanction der Minister hätten erhalten müssen: so geschah dieß dennoch nicht immer, denn das Ministerium war meist schwach, und die Regierung überall schon sehr schlaff. Auf diese Weise konnte ein Intendant, wenn er sonst mit den benachbarten Parlamenten, dem Adel, der Geistlichkeit, leidlich stand, am Hof, im Ministerium, einigen Rückhalt hatte, Vieles für sich allein thun und wagen, zum Glück oder Unglück der ihm anvertrauten Provinz. Unter dem Schutze einer alten, längst in Verfall gerathenen, Vorschrift, eines verjährten Gesetzes, einer Interpretation, die man diesem oder jenem noch bestehenden gab, unter dem Vorwande eines Uebereinkommens, ließ sich Vieles leisten. Alle diese und ähnliche Hülfen hat Turgot benutzt, und zum Segen der ihm anvertrauten Provinz benutzt. Vieles, unendlich Vieles, hat er unternommen, für sich allein unternommen, und Dank und Beyfall geerntet; nichts ist zu tadeln; es war die schönste Zeit seines Lebens. Eine gleichere Vertheilung der taille und der vingtièmes, die Aufhebung der Frohndienste zum Wegebau gegen

eine auf alle Eigenthümer vertheilte Geldabgabe, wodurch die schenßliche Ungleichheit, daß nur die den Heerstraßen Benachbarten die Last tragen mußten, hinwegfiel, und bey der Anstellung freyer Arbeiter gegen Geldlohn die Wege viel besser, kunstgemäßer, angelegt, und mit geringerem Aufwande von Zeit, Kräften und Geld unterhalten wurden; die Einführung eines freyen Getreidehandels in den ihm anvertrauten Provinzen, wogegen so viele Privat-Interessen sich erklärten, in theuern, mangelvollen Jahren, und die dadurch bewirkte Abwendung von größeren Leiden; die Anlage von Arbeitshäusern für Arme, Bettler und Vagabonden; die Errichtung von Casernen, um die Plage der Einquartirung bey den Bürgern und das damit verbundene Sitruverderben zu mindern; die bessere und verständigere Einrichtung bey der Aushebung der Recruten, die zuvor nicht ohne Mord und Todtschlag abging; die neue und bessere Einrichtung der Kriegsführen, und so vieles Andere: dieß alles mußte den Beyfall der Verständigen und Unparteyischen finden, und auch die weniger Gebildeten stimmten zuletzt in das allgemeine Lob mit ein.

Wie groß diese Neuerungen waren, wie weit größer sie damahls noch, als jetzt, erscheinen mußten; sie wurden meist alle ohne allgemeine Vorschriften von oben keck unternommen, und gelangen herrlich. Aber bewundern muß man es auch, mit welcher rastlosen Mühe, mit welchem Aufwande von Kräften &c. die nöthigen Localkenntnisse sich verschaffte, und mit welchem Verstande und mit welcher Klugheit er zur Ausführung schritt. Mit den Parlamenten stand er sich gut, er führte nicht Krieg mit ihnen; Freunde hatte er unter den Ministern, unter dem Adel und der Geißlichkeit; ihnen trat er selten zu nahe,

er war zu schwach dazu als Intendant, was auch immer seine geheimen Wünsche seyn mochten; die innere Gesinnung aber war noch nicht verrathen, sie erregte nicht Haß. Städter und Bauern, für welche alle jene Aenderungen und Mühen berechnet waren, schienen in diesen Gegenden, durch so viele frühere Plackereien mißtrauisch, den Neuerungen zuerst wenig geneigt, denn sie waren es nur zu gewohnt, jede Neuerung mit einer Vermehrung eigener Plackereien endigen zu sehen; sie hatten längst alles Zutrauen, allen Glauben, verloren. Dazu kam, daß eben diese Classen in diesen Gegenden ziemlich roh und unwissend waren; sie schieden ungern vom Gelde, und vergeudeten lieber schätzbarere Kräfte u. kostbarere Zeit in Frohnen. Aber L. fand Mittel, durch kleine Versuche mit dieser oder jener Gemeinde, die zuerst gemacht wurden, seine Plane zu empfehlen; er setzte sich in eine immerwährende Correspondenz mit den Landgeistlichen, die er als Vater und Freund behandelte, durch welche er allein sein Werk durchsetzen konnte. Kam es auf Subscriptionen, auf Unterstützungen an, er war der erste, der reichlich unterzeichnete; auf seine Tafel kamen täglich Kartoffeln, die das Volk haßte, und die in mangelvollen Jahren ihm nachher so wohlthätig geworden sind. Sein Ruhm, sein Name, ging von Mund zu Mund; der wohlwollende junge K. Ludwig XVI. rief ihn in sein Ministerium, zuerst als Secretär der Marine den 20. Jul. 1774, und nach 35 Tagen, den 24. Aug. desselben Jahres, ward er Staatsminister u. Contrôleur général, d. h. er erhielt die Direction der Finanzen, und den 12. May 1776 ward ihm befohlen, seinen Abschied zu fordern.

Von der Marine sagte L. selbst, er verstehe nichts davon, allein er scheint eine ungeweine Leichtigkeit, die man seiner Nation überhaupt zugestehen muß, gehabt

zu haben, sich in ein ihm unbekanntes Fach hinein zu werfen; die großen u. ausgebreiteten Kenntnisse aller Art erleichterten ihm dieß; die Uebung in der Verwaltung half auch. Solche Combinationen, solche Ideen und Pläne, wie er sie für die Marine entwarf, hätte nimmer ein alter Routinier zu entwerfen vermocht; sie sind auf jeden Fall interessant genug, um gelesen zu werden, u. gewiß die wenigen Tage, die er bey d. Marineverwaltung blieb, waren nicht ganz verloren.

Aber zum Finanzminister war L. allerdings weit mehr geeignet; sein bisheriges öffentliches Leben, alle seine Studien, hatten ihn darauf vorbereitet. Man wird von Bewunderung ergriffen, wenn man sieht, was er in etlichen und 20 Monathen in diesem Fache leistete, und was er vorbereitete, wenn man bedenkt, daß er durch zwey heftige podagrische Anfälle, einem Erdübel seiner Familie, gehindert, in dieser Zeit eigentl. nur 13 Monate frey thätig seyn konnte. Was er in Bezug auf die Freyheit d. Getreidehandels im Innern, die Aufhebung der Wegebaufröhen, die Befreyung von Kriegerführern u. ähnl. in seiner Provinz gethan hatte, das ward nun allgemeines Gesetz für den Staat. Mehrere drückende und unsinnige Steuern wurden abgeschafft, die Erhebung, Verwaltung und Rechnungsablage gemildert oder verbessert; rückständige Zinsen und Pensionen von mehreren Jahren berichtigt, für die öffentliche Gesundheitspflege gesorgt, der fürchterl. Wuth einer Viehseuche und einer Hungersnoth begegnet, die Verkäuflichkeit der Aemter, so viel es an ihm lag, gemindert; ein Bankerot ward vermieden, der freye Zinsfuß bey Staatsanleihen von $5\frac{1}{2}$ Procent auf vier herabgebracht; über 100 Mill. Schulden wurden abgetragen, ein jährl. Deficit von 19 Mill. nach unserm Wf. in einen Ueberschuß von fast vier verwandelt. — Dieß alles in so wenigen Monathen! Ist es ein No-

man, den man liefert? — Und was erhält der Mann für eine Belohnung? — Er wird abgesetzt, und das Hofgesinde und Paris sind außer sich vor Freude, denn der Sparsame, der Murrkopf, der Schleicher, ist entfernt; alles jubelt, während die Bauern in den ihm ehemahls anvertrauten Provinzen der Messe bewohnen, welche ihre Geistlichen außerordentlich lesen, um Gottes Beystand für den alten Freund beym schweren Geschäfte zu erflehen. — Aber sind jene Menschen am Hofe und in der Residenz wahnsinnig, und hat der Bauer nur noch den wahren und richtigen Willk? — Dem war nicht ganz so.

Die Erscheinung wird von L's. Freunden auf diese Weise erklärt, daß er, der keinen Mißbrauch dulden wollte, der mit aufrechtem Muth, auf den König sich verlassend, alle Mißbräuche angriff, durch Intrigue, weil die Elenden ihr widerrechtliches Privat-Interesse gekränkt sahen, durch untergeschobene Briefe, die dem Könige in die Hände gespielt wurden, mit Einem Worte, daß er als Opfer niedriger Cabale gefallen sey, wie man denn bey einem Aufstande in Paris wegen vorgeblichen Mangels an Getreide das insurgirte Volk aus der Nachbarschaft nach Paris strömen, alles unterwegs gefundene Getreide in den Fluß werfen oder zerstören sah, bey verschiedenen Ergriffenen aber mehrere Louisd'or in Gold in den Taschen fand. Der Hunger konnte also wohl nicht sehr groß seyn.

Wir geben dieß alles gera zu, und sind nicht geneigt, ein Gesindel zu vertheidigen, dem ein edler und hochherzig gesinnter Minister, der sparen will und muß, immer begegnen wird, und dem er leicht zum Opfer gebracht werden kann, wenn ein schwacher, obwohl gut und edel gesinnter König, mit dem jene ein verruchtes Spiel treiben, und der seine Schwäche mit seinem Blute später, zu aller Welt Erbar-

men, gebüßet hat, solchen treuen Diener nicht zu schüzen vermag. Allein dieß war es doch auch keineswegs allein, was ihn stürzte, ganz andre Ursachen gesellten sich hinzu, von welchen seine Verehrer nicht reden, welche seine Widersacher nicht gehörig entwickelt haben.

Turgot hatte den Ideenstolz, der sich der Gelehrten leicht bemächtigt, welcher der Schule, zu welcher er gehörte, obwohl er sich nicht namentlich dazu bekennen wollte, ganz vorzüglich eigen war. Was die *Physiocrates* *raison* und *évidence* nennen, das war ihm *sein droit naturel*. Alle ihre Behauptungen hielt die Schule für eben so begründet, wie das, daß zwey Mahl zwey vier sey. Was man so als feststehend ansieht, das muß ausgeführt werden, und da es mit der Aufklärung des Volks gar zu langsam ging, so mußte man des Königes Autorität, die man für jetzt besaß, schnell dazu benutzen: so ward der König bey allen süßen Worten dennoch der Diener eines Systems, und dieß mochte ihm zuletzt auch nicht gefallen; es mochte ihm als unleidlicher Despotismus erscheinen, vollends wenn man ihm alsbald mit dem Abschied drohete. Man lese den weltbekannten und hoch gefeierten Brief T's. an den König bey Uebernahme der Finanzen; er verdient das hohe Lob in mehr denn Einer Hinsicht, aber man lese ihn nochmalts, und frage sich, ob man das Alles so an den König schreiben durfte? Man konnte, der rechtliche Mann mußte vielleicht, das Alles sagen, aber man konnte und mußte es anders sagen. — Man ging in Allem, auch in dem, was der Systemfreny billigt, viel zu schnell; man brauchte die Schonung und Vorbereitung nicht, die man in der Provinz anzuwenden für nöthig gehalten hatte, und auf diesem höheren Posten war sie gleichwohl viel nöthiger: aber man glaubte sie übergehen zu kön-

nen, weil man im Nahmen des Königes handelte. Der Dr. Price, berühmten und berühmten Andenkens, den man der Furchtsamkeit wahrhaftig nicht ziehen wird, warf diese übergroße Schnelligkeit dem Lurgot vor, und dieser nahm den Vorwurf lange nach seiner Absetzung noch übel, und antwortete ihm schriftlich: Er, der Doctor, könne sich nicht vorstellen, wie weit die Aufklärung in Frankreich vorgeschritten wäre, viel weiter, als in England; nur Intriguen hätten ihn gefürzt. So wenig hatte selbst die unglückliche Catastrophe den vortrefflichen Mann eines Bessern belehrt! Die Folge hat entschieden, wie es mit dieser Aufklärung stand; ein Anderer ist gekommen, der dieß Volk besser begriffen hat. Freylich ist die Täuschung sehr gemein, daß das, was wir geheim und eifrig wünschen, alsbald als allgemeiner Volkswunsch und Wille angesehen und dafür ausgegeben wird. Wir haben nichts hinzu zu setzen, als Lurgot's Urtheil über Colomb (Th. II. S. 351): Je n'admire pas Colomb pour avoir dit: "la terre est ronde, donc en avançant à l'occident je rencontrerai la terre." — Mais ce qui caractérise une ame forte, est la confiance avec laquelle il s'abandonne à une mer inconnue sur la foi d'un raisonnement. — Aber auch die Schnelligkeit war es nicht allein, die ihm schadete, und sie ist einiger Maßen verzeihlich, weil eine fast übermenschliche Entschlossenung dazu gehört, sich damit zu begnügen, einigen Samen für spätere Zukunft auszustreuen, und Andern die Ernte zu überlassen: man möchte so gern ernten und säen zugleich. — Das Außere eines Ministers ist nicht gleichgültig, Männer mögen es wenig achten: aber das Herrnhuthische Wesen Lurgot's, man verzeihe uns diesen Ausdruck, gab dem Hofgesinde Stoff zum Spott; er mochte

es verachten, wir stimmen gern bey: aber mußte er nicht durch ein strafendes Wort, durch einen Blick, das Volk zuweilen in Ordnung halten? Der Regent ist ein Mensch, das Gesinde umgibt ihn, und der Spott ist in Frankreich eine gefährliche Waffe. — Aber das Gesinde war ihm auch nicht allein aufgefessen, die großen Corporationen des Reichs waren es gleichfalls, und wahrhaftig nicht ohne Grund. Er war in immerwährendem Kriege mit dem Parlamente; nur Eines der von ihm veranlaßten Edicte ist frey eiregistrirt worden, alle andere auf Befehl des Königes, d. i. durch Gewalt, und doch hielt das Volk oder Paris diese Corporation für eine Schutzwehr gegen die Willkühr. Lurgot war aufgebracht über das pedantische Widerstreben dieser Corporationen. Wir sind weit entfernt, sie vertheidigen zu wollen: aber hatten sie Unrecht, wenn sie alles von einem Minister fürchteten, von dem es nur zu wohl bekannt war, daß er citoyens und propriétaires, aber keine Corporationen wollte. Ist es nicht gut, daß irgend Etwas der Art im Staate sey, damit die Willkühr, selbst zum wahrhaft Guten, nicht allzu schnell fortschreite? War es klug, daß er dem, der ihm vorschlug, an einem Abende einer Gesellschaft beyzuwohnen, wo auch Mr. le premier erscheinen würde, um diesem ein gefälliges Wort zu sagen, damit das Edict über den freyen innern Kornhandel ohne Widerstand durchgesetzt würde, daß er diesem eine ablehnende Antwort gab, und hinzusetzte: Wenn das Parlament Sinn für das Wohl des Vaterlandes hat, so wird es dieß von selbst thun?

Adel und Geistlichkeit waren gleichfalls besorgt: sie konnten es mit Recht seyn, nicht bloß der Pri-

privilegien in Bezug auf die Abgaben wegen. Wie er über Geistliche und den Adel dachte, das hatte Zurgot bereits dem Publicum gesagt, theils konnte man es ahnen. Solche Corporationen waren gegen das *droit naturel*; sie und so vieles Andere, was mit der Nation aufgewachsen war, und sich allmählich gebildet hatte: dieß alles sollte fortgeschafft werden, denn im *droit naturel* kamen nur *propriétaires* vor: diese allein galten. Also alles niederreißen, was in das System nicht paßte, das freylich war bequemer, als auf das Vorhandene, was historisch sich gebildet hatte, und so tief mit des Volks Character verflochten war; das Bessere inoculiren, dieß war das Schwerere, das Langsamere, aber gewiß auch das allein Haltbare, indem die kühnen Ideen im Reiche der Geister unbedingt, in der Welt, wie diese, aber nur bedingungsweise gelten. Alle Zünfte wurden auf einmahl aufgehoben: sollte die Zunft des Adels und der Geistlichkeit nicht auch besorgt werden? Sie waren *propriétaires*, aber sie wollten auch mehr seyn, und waren immer mehr gewesen, als reiche Bauern. Stand endlich nicht in der Encyclopädie ein Artikel von Zurgot, Fondation, der von der Schule als das höchste Meisterstück gepriesen ward, woraus sich die Geistlichkeit als Grundbesitzer ihre Nativität stellen konnte? Da ward bewiesen, daß man von Rechtswegen ihre Güter ihr nehmen könnte. Wir wollen nicht den damaligen Adel und die Geistlichkeit mit allen ihren Rechten, viel weniger einzelne höchst Verdorbene unter ihnen, in den Schuß nehmen; Veränderungen waren nöthig, Vernichtung beruhte auf den Ideen der Schule. War es klug, die Stände in Schrecken zu setzen, die am Hofe, die beym Volke

das große Gewicht hatten, und welche die reichsten und mächtigsten Individuen des Landes zu Mitgliedern zählten? — Der Graf Maurepas, der das Vertrauen des Königes besaß, hatte Turgot und Malesherbes zu Ministern dem Könige vorgeschlagen: es schien billig, an ihn sich zu halten, aber auch das scheint gar nicht geschehen zu seyn, denn mit den Ideen wollte man allein regieren: alles Andere waren kleinliche Mittel, als wenn die Menschen bereits Engel geworden wären. Der Stolz der Neuerer mochte den alten Maurepas endlich so gut, als den König, empören; er schrieb Turgot am Tage seines Abschiedes ein ungemein höfliches, gallenbitteres Billet, und Turgot schickte ihm eine ziemlich steife Antwort zurück.

Wohin konnte der Neuerer Neuerungsucht noch führen? Daß Grund und Boden einzige Quelle alles Reichthums sey, war ihnen evident; daß nur Eine Steuer seyn sollte, war es, consequent gedacht, gleichfalls: also, wie mochte allen Grundeigenthümern dabey zu Sinne werden, die nicht zur Schule gehörten? Der Systematiker ist nimmer zu bekehren. Aus allen Erfahrungen, welche in Frankreich zufolge dieser Theorie, von der constituirten Versammlung bis jetzt, darüber sind gemacht worden, von allen theoretischen Gründen gegen jene Behauptung ganz abgesehen; hat die Schule keinen Nutzen gehabt: denn der alte und verdiente Greis Dupont ist noch immer derselben Meinung, nach wie vor, ergeben; so würde es auch Turgot seyn, wenn er noch lebte: und gleichwohl dankt alle Welt Gott, daß die Grundsteuer nicht mehr so groß ist: womit man begreiflich nicht alle andere Steuern in Schutz nehmen will.

Wirft man die Frage auf: Was hätte Turgot gethan, wenn er Zeuge der Revolution gewesen wäre? so wagen wir, dreist zu sagen, Folgendes: Sein Nahme, der bey der Schule mit Vergötterung genannt ward, hätte ihm zuerst ein bedeutendes Ansehen verschafft; er hätte Theil genommen, oder wir müßten sein für die Freyheit glühendes Herz nicht kennen. Dem größten Theile dessen, was die constituirende Versammlung that, hätte er beygepflichtet, denn es waren seine Lieblings-Ideen. Dem Papiergelde zwar nicht, der Zusammenberufung einer Versammlung nicht, die, wie Necker zuließ, zum Theil aus hungrigen Advocaten, praxislosen Aerzten, armen Pastören und Adligen ohne Grundeigenthum, die erst kürzlich eine favonette à vilain erhalten hatten, bestand: allein Turgot's Versammlung, wie sie aus den Municipal- und Provinzial-Versammlungen (welche Vortreffliches leisten konnten) hervorgehen sollte, würde, obwohl aus Grundeigenthümern bestehend, auch Seltsames genug verübt haben: Adel und Geistlichkeit hätten als Corporationen aufgehört, und, wiewohl Turgot der Autorität des Souveräns nichts vergeben wollte, so lange er Minister war, weil er sie gar sehr brauchte: so wäre sehr die Frage gewesen, ob er nicht des Volks Souveränität als die höhere anerkannt hätte, wenn er nicht mehr Minister gewesen wäre: es läßt sich dieß vielmehr sehr gewiß aus seinem Briefe an den Doctor Price schließen. Eine Zeitlang wäre er mitgegangen, endlich würde sein Ansehen bey den wortführenden Barbaren und bey dem Pöbel gesunken seyn; er würde sich zurück gezogen, und, wie nach seiner Absetzung als Mi-

nister, mit den Naturwissenschaften sich beschäftigt haben, weil das Volk noch nicht gehörig aufgeklärt gewesen wäre, ohne zu gestehen, daß dieß gottlose Zertrümmern den heillosen Zustand herbeigeführt hätte. Hätte ihn die Guillotine nicht früher als Opfer gefordert, — und es wäre ja nur darauf angekommen, daß irgend ein Narr oder Bösewicht daran erinnert hätte, daß er als Minister Einige bey der Insurrection über angeblichen Brotmangel habe aufknüpfen lassen, — hätte er des Königes Tod erlebt, er hätte gewiß, wie sein vormahliger Colleague Malesherbes, den Muth gehabt, vor den Mörderu den Unglücklichen öffentlich zu vertheidigen; er hätte nicht gezagt, nicht einen Augenblick, und hätte sein Haupt heiter dem Mordbeile selbst hingehalten. Gewiß würden seine Hände frey von Raub und Blut geblieben seyn: solch ein Verdacht kann bey einer solchen Seele gar nicht aufkommen. Aber, völlig frey zu reden, wäre er an diesen schrecklichen Scenen, wenn man auf den ersten Ursprung zurückgehen will, denn auch ganz unschuldig gewesen? Es ist nicht gleichgültig, bey Gott nicht, was für Ideen über den Staat im Umlaufe sind. Wenn nur das jetzt so theuer erkaupte Resultat nie wieder unter den Menschen unterginge, daß Alles, was sie Neues und Besseres und wahrhaft Gutes für Volk und Staat wollen, daß dieß Alles an das Alte, an das Bestehende, was sich historisch mit dem Volke und durch dasselbe gebildet hat, geknüpft werden müsse, wenn es bestehen soll. Blicke dieß Resultat nur immer gegenwärtig, vielleicht wäre es nicht zu theuer bezahlt. Aber was soll denn das Volk anfangen, das erweislich schon seit mehr

denn hundert Jahren, als solches, keine Geschichte mehr hat, folglich auch nichts, woran man Etwas anknüpfen könnte? Schaut auf zu Gott, und schweigt: ihr tragt der Väter Schuld!

Turgot als Gelehrter und Schriftsteller ist leichter zu beurtheilen: wir können uns hier viel kürzer fassen. Alle seine Schriften, die früheren wie die späteren, verrathen den eigenen, denkenden, tiefen Geist; über was er sich auch immer verbreite, man wird durch alle die oben erwähnten lobenswerthen Eigenschaften oft überrascht; man wird stets Eigenthümliches, wenn auch nicht immer völlig Begründetes, vorfinden; nirgends fades Geschwäg, nirgends leere Declamation. Daß er aber die Grenzsteine des menschlichen Wissens und Erkennens weiter in irgend einem Theile gerückt habe, das können wir nicht sagen, obwohl man ihn gern liebet, und sich mannigfaltig aufgeregt durch ihn fühlt. Er hätte in Bezug auf die Wissenschaft weit Größeres zuverlässig geleistet, wenn er nicht im kräftigsten Alter ihr gleichsam entrisen, und der Verwaltung wäre zugewandt worden. — Die Aufsätze, welche sich auf die letztere beziehen, gehen meist in ein sehr großes Detail: das ist an sich sehr rühmlich, aber sie sind eben deshalb nicht als wissenschaftliche Producte zu betrachten. Sie sind aber nützlich für den Administrator, wie sehr sich auch der öffentliche Zustand in Frankreich seit der Zeit geändert hat; sie sind nützlich für Jeden, welcher mit irgend einer Verwaltung irgend eines Landes beauftragt ist, wenn er sie zu benutzen versteht. — In seinen Edicten wird, nach des Rec. Gefühl, zu viel docirt: dazu ist daselbst der Ort nicht; die

Vorbereitung des Volks muß auf andere Weise bewirkt werden. Die Aufsätze, welche nach seinem Austritt aus dem Ministerium aufgezeichnet wurden, sind wenig zahlreich. Er hatte während desselben seine Gesundheit geschwächt, zerstört, aufgerieben. Er starb wenige Jahre nachher, und mit den Gegenständen, welche ihm während seines Lebens am theuersten gewesen waren, schied er sich fortan auch nicht mehr mit dem Eifer, als zuvor, beschäftigen zu wollen; er befaßte sich mehr mit den unschuldigen, und keine schmerzliche Erinnerungen weckenden Naturwissenschaften und mit der Mathematik. Aber ganz konnte er doch den alten Geliebten nicht entsagen; Weniges darüber findet sich in dieser Sammlung, aber dieß ist höchst bedeutend. Vor allem andern ist ein Brief an den Dr. Price über die Americanische Revolution, die Verfassung und Gesetze dieser Völkerschafte, zu empfehlen. Wenn wir Raum noch hätten, wir würden ihn von Wort zu Wort analysiren, er verdient es; er enthält die tiefsten Blicke in die Zukunft, und dabey falsche, oben gerügte, Ansichten über den Staat vollauf.

Ueber sein allbekanntes Werk: *sur la formation et la distribution des richesses*, brauchen wir nichts zu sagen; nur dem Freunde konnte es erlaubt seyn, wie hier geschieht, hinzu zu setzen, daß es die vier dicken Bände von Adam Smith bey weitem übertreffe. Diese Aeußerung wird Niemand sonst unterschreiben: allein auch der, welcher nicht Physiocrat ist, wird daraus Etwas lernen können, und es in mancher Hinsicht schätzen. Ueberall verkennen wir in Bezug auf die Lehre der Quellen und der Vertheilung des

National-Reichthums die großen Verdienste dieser Schule gar nicht; die Anhänger derselben waren es, die zuerst die Elemente jenes in ganz etwas Anderem, als dem Gelde, suchten, die dessen blinde Verehrung aufhoben, und wenn sie, zwar gar engherzig, nur den Boden für die Quelle alles Reichthums ausgaben, so ließ sich nicht nur dieser Vorstellung eine bessere und höhere Ansicht leicht unterschieben, sondern man muß es zugeben, daß, da sie der so genannten sterilen Classe (ein Ausdruck, den Turgot, so viel wir uns entsinnen, nicht gebraucht) die Möglichkeit nicht absprechen, und freye Concurrrenz als einziges Hülfsmittel, zu angemessenen Preisen zu gelangen, allgemein empfehlen, so muß man zugeben, daß ihr Nahme zuverlässig in dieser Hinsicht stets ehrenvoll erwähnt werden wird, was auch sonst, und mit Recht, eingewandt werden mag. Man verwundert sich billig, wie so Manches, indem man Turgot liest, jetzt ganz ins Leben übergegangen und allgemeine Regierungs-Maxime geworden ist, was damals neu, unerhört war, und was zu seinem Sturze bestrug. — Eine Abhandlung, valeurs et monnoie überschrieben, ist weit weniger bekannt; sie ist nicht vollendet, aber die Entwicklung über Werth und Preis, über die schwierigsten Punkte in der National-Deconomie, ist vortrefflich. Rühmlich ist der Aufsatz über den Geldzins, und der von dem neunzehnjährigen Jüngling verfaßte über das Papiergeld, vollends wenn man damit vergleicht, was Dutoit und Melon darüber Verlehrtes kurz vorher geschwagt hatten.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 1. März 1813.

Göttingen.

Die königl. Societät der Wissenschaften hatte vor drey Jahren von ihrem thätigen, verdienten Correspondenten, Hrn. Constorial-Assessor und Inspector Schaubach zu Meiningen, eine Abhandlung de studi astronomici apud Indos origine et antiquitate erhalten (— s. Gel. Anz. 1809 S. 297 u. f. —), die auch im ersten Bande der Commentationum recentiorum abgedruckt ist. Jetzt folgt ihr eine zweyte: *de Indorum modo, loca et motus planetarum definiendi.*

In jener suchte der Verfasser vorzüglich die Frage zu beantworten, ob der Indischen Astronomie wirklich ein so hohes Alter beygelegt werden könne, als die Braminen annehmen? Das Resultat war, daß in den Cyklen derselben, welche allein zum Beweise angeführt werden, gar keine Gründe, dieselbe zu bejahen, vorhanden sind, daß vielmehr alles auf Arabischen Ursprung hindeute, und daß überhaupt die Kenntnisse der Braminen so einfach, unvollkommen, ja man kann behaupten, so roh sind, daß aus denselben eigent-

M (2)

lich gar nichts geschlossen werden darf, und daß nur die neueren Indier ihren Büchern, aus Nationalstolz, ein zu hohes Alter beylegte, vorzüglich aber der Surya-Siddhanta, welche doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Waraha um das Jahr 499 nach Chr. Geb. abgefaßt worden ist. Um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, konnten dort nur größten Theils die Folgerungen aus einzelnen Untersuchungen angegeben werden. Die gegenwärtige Abhandlung beschäftigt sich nun ausführlicher mit Darstellung der Unvollkommenheiten der Indischen Astronomie, vorzüglich mit der Planeten-Theorie. Dieselben zeigen sich schon in der Arithmetik der Braminen. Ueberall werfen sie die Brüche hinweg, und halten sich nur an runde Zahlen. Ein auffallendes Beispiel hiervon ist die Schiefe der Ekliptik, welche von allen zu 24° angenommen wird. Eben so unvollkommen sind die geometrischen Bestimmungen. Die Indier brauchen zwar, wie schon in der vorigen Abhandlung bemerkt wurde, Sinus. Sie suchen dieselben aber nicht, wie man erwarten sollte, von Grad zu Grad, sondern sie theilen, nach den Vorschriften der Surya-Siddhanta, den Kreis in 12 Theile oder Zeichen, und halten den achten Theil eines solchen Zeichens (den Bogen von $3^\circ 45'$) für klein genug, um ihn seinem Sinus gleich setzen zu können. Aus diesem finden sie durch kleine Aenderungen die Sinus der vielfachen Bogen bis zum Sinus totus = 3438' (welcher ungefähr Archimed's Verhältniß ausdrückt, statt daß Ptolemäus und Albategnius 60° dafür annehmen), und zwar durch eine bloß mechanische Regel und unvollkommene geometrische Construction. Hr. Delambre, welcher (in der Connoissance des tems 1808 S. 450) dieselbe durch eine Formel voll-

kommener darstellt, vermuthet, daß das Verfahren der Indier sich auf den Pythagoräischen Lehrsatz gründe. Dieses scheint auch der Commentar der Surya-Siddhanta anzunehmen. Bekannt war ihnen unstreitig der Weg; Hrn. Schaubach scheint aber die Vermuthung deswegen nicht wahrscheinlich, weil alle Theile aus dem Halbmesser und dem Sinus versus hervorgehen müßten, statt daß, nach der Regel der Surya-Siddhanta, der Radius selbst aus dem angenommenen Elemente (nämlich aus dem Sinus von $3^{\circ} 45'$) und der Sinus versus aus dem Sinus gefunden wird. Die Worte des Commentars scheinen also mehr einen geometrischen Beweis, als eine Darstellung des Verfahrens zu enthalten. Zu genauere Uebersicht ist der Canon der Sinus mit Hrn. Delambre's Verbesserungen beygefügt. Bey der Planeten-Theorie findet sich in den Indischen Schriften über die Epochen der mittleren Länge, wenn dabey von wirklichen Beobachtungen die Rede ist, keine Auskunft, wahrscheinlich weil dieselben zu grob und unvollkommen waren. Ebenso wenig findet man daher Tafeln für die mittleren Längen selbst, sondern wieder bloß große, aber unzulängliche, Cyklen, aus welchen die mittlere jährliche Bewegung der Planeten hergeleitet wird. Bentley sah sich daher genöthigt, um in den Asiatic Researches ein Beyspiel von der Verfahrensart der Indier zu geben, die Elemente zu diesen Cyklen in de la Lande's Tafeln zu suchen. Dieses ist hier zu einer Vergleichung mit angeführt. Es kam aber nun besonders darauf an, ausfindig zu machen, wenn es möglich wäre, woher die Indier selbst in der Surya-Siddhanta ihre Cyklen zu Auffindung dieser mittleren jährlichen

Bewegung genommen haben möchten. Hier führe die andere Schrift Waraha's, Jatof Arnob, von welcher Bentley ebenfalls Nachricht gibt, und welche mit der Surya-Siddhanta vollkommen identisch ist, auf folgende Betrachtungen: Die mittleren jährlichen Bewegungen sind in beiden Schriften einerley, nur daß die Surya Siddhanta die Angaben in runden Zahlen ausdrückt, statt daß in Jatof Arnob bey den Tertien noch große Brüche angehängt sind, welche sich nicht weiter aufheben lassen (s. Commentatio de origine etc. S. 29). Sie beweisen also, daß Waraha seine mittleren jährlichen Bewegungen aus großen synodischen Perioden der Planeten, wie Ptolemäus, ableitete, nur nicht alle von Einem Zeitpuncte, und daß er wahrscheinlich, um größeren Schwierigkeiten auszuweichen, solche Perioden aufsuchte, wo die Erde und die Planeten wieder in einerley Lage gegen einander am Himmel kamen. Zur Probe werden hier Waraha's Perioden mit denen, welche de la Lande (Tome I. S. 459) angibt, verglichen. Es bleiben zwar beträchtliche Brüche übrig; allein die noch unvollkommeneren Cyklen der synodischen und periodischen Revolutionen, welche uns Davis erhalten hat, zeigen, daß diese Brüche für unbedeutend angenommen werden dürfen, wenn sie bey der mittleren jährlichen Bewegung, welche daraus abgeleitet werden soll, verschwinden. Auch bey der Bestimmung des Sternjahrs ist ein solcher Divisor von Waraha gebraucht, der sich ebenfalls mehr auf Rechnung, als auf Beobachtung zu gründen scheint. Andere Astronomen nahmen andere, einfachere, Divisoren an. Von den übrigen Elementen der Indischen Planeten-Theorie läßt sich noch weni-

ger sagen. Da aber Davis die Tafeln von Macaranda für die Mittelpunctsgleichung der Sonne und des Mondes bekannt gemacht, und Bentley seiner Abhandlung über das Alter der Surya-Siddhanta andere Tafeln angehängt hat, um die Europäische Chronologie bis zum ersten Jahre der gegenwärtigen Cali Yug zu vergleichen, so schien ein Versuch nicht überflüssig, angenommen, daß sich diese letzteren Tafeln auf Varaha's Beobachtungen gründen, zu sehen, nicht allein, wie sich die übrigen Elemente der Sonnenbahn, sondern auch die Aequinoctien und Solstitien des Jahrs 499 nach Ehr. Geb. aus denselben darstellen lassen. Die Indier fangen ihr Jahr mit dem Aufgange der Spica an. Dieser fiel, nach ihrer Meinung, im Jahr 499 mit dem Aequinoctium zusammen. Vergleicht man nun Bentley's Tafeln mit den Sonnentafeln des Hrn. v. Zach, so geben die Indischen das Frühlings-Aequinoctium um 23 Stunden 43 Min., das Sommer-Solstitium um 31 St. 17 Min., das Herbst-Aequinoctium um 35 St. 57 Min., und das Winter-Solstitium um 4 St. 35 Min. im Jahr 499 zu groß an. Den Halbmesser der Sonnenbahn 10000 angenommen, folgt daraus die Eccentricität = 385,709 (die Tafeln von Macaranda geben nur 379,58), und daraus ferner die Länge des Apogäums nach Bentley's Tafeln $2^{\circ} 17' 7''$, nach denen von Macaranda $2^{\circ} 16' 54''$, nach den Zachischen Tafeln $2^{\circ} 17' 4''$. Die Bewegung des Apogäums kannte der Autor der Surya-Siddhanta ebenfalls. Diese wurde, wie gewöhnlich, durch einen Cyclus ausgedrückt, und aus diesem folgt für das angenommene Jahr die Länge des Apogäums $2^{\circ} 17' 14'' 42'''$, und folg-

lich die Eccentricität 389,67. Hr. Schaubach hat außerdem noch, zur Vergleichung, die Mittelpunctsgleichung von 10 zu 10 Graden der mittleren Anomalie hinzu gefügt: 1) wie dieselbe aus Bentley's Tafeln, 2) wie sie aus der Eccentricität, welche in den Tafeln von Macaranda zum Grunde liegt, folgt. Die Werthe dieser letzteren Tafeln sind ebenfalls bengefest, und weichen von den ersten ziemlich ab, weil die Braminen, oder der Autor der Surya-Siddhanta, annehmen, daß der Durchmesser des Epicyklus im Apogäo und Perigäo größer sey, als im 90° der mittleren Anomalie. Dieser Irrthum gründet sich offenbar auf unsichere Beobachtungen am Horizonte und unvollkommene Bestimmung der Hauptsterne (Yoga Sterne), an welche sie sich, als an sinnliche Punkte halten mußten. Endlich nimmt man an, daß diese Sterne die Kornähre bey der Bestimmung der Frühlingsnachtgleiche, α Capricorn. bey der Sommer-Sonnenwende, γ Ariet. bey dem Herbst-Aequinoctium, und β Gemin. bey dem Winter-Solstitium gewesen sind: so irrte Varaha im Jahr 499 in seinen Beobachtungen bey dem Frühlings-Aequinoctium um 2°, bey dem Sommer-Solstitium um 11°, bey der Herbstnachtgleiche um 10°, und bey dem Winter-Solstitium um 2°. Das Verfahren der Indier ist also sehr einfach und unvollkommen. Ihre Bücher enthalten nämlich bloß die jährlichen Bewegungen der Planeten, der Absiden-Linien und der Knoten, in Cyclen, bey den ersten von 1080000, bey den beiden letzten von 4320000000 Jahren eingehüllt. Daraus berechnen sie durch mühsame Proportion stets für eine gegebene Anzahl von Jahren die Bewegung, und setzen sie zu ihren rohen Beob-

achtungen. Wo diese Operation nicht ausreicht, fügen sie nach ihrem Bedürfnisse eine empirische Correction, welche sie *bija* oder *beji* nennen, hinzu, für welche aber kein Gesetz vorhanden zu seyn scheint, sondern die jedesmahl bloß von den Umständen abhängt.

Paris.

Hey Brünot-Sabbe und Barrois: *Dictionnaire François - Espagnol et Espagnol - François*, plus complet et plus correct que tous ceux qui ont été publiés jusqu' à ce jour, y compris celui de Capmany, par *Nunex de Taboada*. 1812. Zwey Octavbände; der erste, der den Französisch-Spanischen Theil enthält, von 964 Seiten; der zweyte, mit dem Spanischen Titel: *Diccionario Español - Frances y Frances - Español*, 1429 Seiten.

Neue Wörterbücher sind, der Regel nach, nur dann in diesen Blättern genauer anzuzeigen, wenn sie ein besonderes wissenschaftliches Interesse haben, also wenn sie entweder auf die Verbesserung der Wissenschaften besondere Rücksicht nehmen, oder selbst durch innere Vollkommenheit die Grenzen der Lexicographie erweitern. Weder das erste, noch das zweyte, ist bey diesem Französisch-Spanischen und Spanisch-Französischen Wörterbuche der Fall. Aber es verdient doch unsere Aufmerksamkeit, weil es nebenher zeigt, wie die Französische und die Spanische Litteratur einander näher rücken; wozu denn freylich die neuen politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Spanien wohl das Meiste beitragen mögen. Die Worte auf dem Titel: *Plus complet que tous ceux, etc.* sind zwey

deutig. Von der Zahl der aufgenommenen Wörter mögen sie gelten, aber nicht von den Redensarten. In der Französischen Vorrede spricht der Verfasser von der immense quantité d'articles qui ne se trouvent dans aucun autre dictionnaire; aber wir hätten diese Unermesslichkeit lieber durch Zahlen ausgedrückt gesehen. Auch macht es keinen besonders empfehlenden Eindruck, daß der Verfasser selbst von sich rühmt, er spreche und schreibe beide Sprachen, die Französische und die Spanische, mit gleicher Fertigkeit. Daß diesem neuen Wörterbuche das geschätzte von Capmany zum Grunde liegt, wird in der Vorrede nicht verhehlt. Ja, der größte Theil der Vorrede ist nur neuer Abdruck eines Theils der Vorrede von Capmany. Daß der Französisch-Spanische Theil ungefähr nur 30,000, der Spanisch-Französische aber gegen 70,000 Artikel enthält, brachte die Verschiedenheit des Reichthums beider Sprachen mit sich. Doch waren die Französischen Wörter Rapport, ressort, tournure, nuances etc. noch immer nicht leicht durch Spanische auszudrücken. Was den Reichthum an Redensarten betrifft, so möchte das alte Wörterbuch von Cormon, das der Rec. oft gebraucht hat, den Gelehrten wohl bessere Dienste thun, als dieses neue. Bey der Angabe der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes sind die Nebenbedeutungen lange nicht bestimmt genug auf die Hauptbedeutung zurück geführt. Wir verweisen z. B. auf die Spanischen Artikel Empeño und Remate. Und sollte das naive Ahinco durch Sollicitation efficace richtig übersetzt seyn? Druckfehler finden sich schon in der Spanischen Vorrede.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 4. März 1813.

Göttingen.

Die hiesige Universität hat schon wieder einen unschätzbaren Beweis königlicher Gnade zu verehren. Auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät, unsers gnädigsten Königes, ist Allerhöchstihre zur Ausschmückung des neuen großen Bibliotheksaals jüngsthin uns huldreichst zugesicherte colossale Büste von Marmor bereits in einem Abguß von Gyps bey hiesiger Bibliothek angekommen, und an dem Orte aufgestellt worden, wo künftig die marmorne Büste selbst zu stehen kommen wird. Der Abguß ist nach dem marmornen colossalen Original des berühmten Canova gemacht, und eine Arbeit des Hrn. Prof. Ruhl in Cassel, der auch den Auftrag erhalten hat, Canova's Büste Seiner Majestät für die hiesige Bibliothek in Marmor zu copiren. Daß die Aehnlichkeit und der Ausdruck meisterhaft sind, läßt sich von einem so großen Künstler erwarten, und wird von einem Jeden bezeugt werden, der das Glück gehabt hat, Seine königl. Majestät in der Nähe zu sehen.

M (2)

Leipzig.

Archiv der teutschen Landwirthschaft. In Verbindung mit mehreren practischen Landwirthen herausgegeben von Friedrich Pohl, Oeconomie-Inspector. Nebst einer öconomischen Zeitung. Sechster Band, vom Julius bis December 1811, auf 570 Seiten. Siebenter Band, vom Januar bis Julius 1812, auf 548 Seiten in klein Octav, und mit einem Kupfer.

Es ist Gewinn für die Wissenschaft, daß diese Monathschrift, welche Erfahrungen, Beobachtungen und Raisonnements von meistens sehr aufgeklärten practischen Oeconomen enthält, noch immer fortdauert, und wir müssen es dem Herausgeber zu einem besondern Verdienste anrechnen, daß er den Parteygeist, der jetzt die öconomischen Schriftsteller in Deutschland theilt, bey der Redaction so zu mildern weiß, daß das Publicum mehr zu einer richtigen Beurtheilung der Sachen hingeleitet, als mit Ausbrüchen von Leidenschaft gereizter Schriftsteller ermüdet und gedärgert wird. Unter den Aufsätzen, die uns Hr. Pohl in diesen beiden Bänden gibt, sind die meisten der Aufmerksamkeit werth; nach unsern Verhältnissen zeichnen wir indessen davon hier nur folgende aus.

Sechster Band. Der Wau, dessen Kenntniß, Cultur und Benützung, vom Herausgeber. — Vorschläge und Gedanken über das Scutereys Wesen von Streindel. Unserer Meinung nach zwar nicht mit Vortheil ausführbar, aber doch mehrere neue nützliche Ansichten gebend. — Ueber den Kürzern oder längern Wuchs des Kockens, vom Herausgeber. Wir erinnern uns nicht, daß dieser wichtige Gegenstand schon vorher jemahls monographisch bearbeitet sey. Da

wir nun die lehrreichsten Aufschlüsse für die Cultur und Vermehrung der Production davon zu erwarten haben, so fordern wir Hrn. Pohl auf das dringendste auf, es bey dem vortreflichen Anfange, den er hiermit gemacht hat, nicht zu lassen, und seine gründliche Nachforschungen nicht nur fortzusetzen, sondern auch auf die Aehren auszudehnen. Denn, was in der That sehr auffallen muß, unsere Kenntniß in diesem Stücke ist noch so unvollkommen, daß wir nicht einmahl wissen, wie viel Aehren eine Kockenähre haben, und wie weit die Productionskraft dabey gehen kann. Rec. hat noch nie eine Kockenähre gesehen, die er für vollständig hätte erklären können. Da bey Frucht bäumen die Kunst Mittel gefunden hat, die Ansetzung von Früchten zu vermehren, warum sollte sie bey den Gräsern dazu unvermögend seyn? Die Untersuchung verspricht also allerdings practischen Nutzen. — Der Mohnbau im Großen, vom Herausgeber. Wenn Anweisungen zu dergleichen Culturen auch nichts Neues enthalten, so stehen sie doch in Zeitschriften immer an ihrer rechten Stelle, da mancher Landwirth, der sonst kein Buch darüber hat, gern davon Gebrauch macht. — Eine neue vortheilhafte Art, Klee zu bauen, vom Herausgeber. Diese Bauart besteht nähmlich darin, daß der Klee im Frühjahr unter den Kocken gesäet werden soll. Sie ist in Niedersachsen zwar nicht neu, aber doch auch bey weitem nicht genug im Gebrauche — vermuthlich weil man die Kräfte des Bodens zur Production von Sommerkorn nicht verlieren will, da auch nach dem Sommerkorne der Boden für den Klee noch hinlängliche Kräfte hat. — Anleitung zum Kochen und Braten im Dampfe, vom Herausgeber. Die Erleichterung dieses so

nüglichen Verfahrens, die Hr. Pohl zuerst gelehrt, und die Popularität, die er der Sache gegeben hat, sind so viel werth, als die Erfindung selbst. Er verdient also dafür unsern aufrichtigsten Dank. Wir hoffen, daß eine Einrichtung, welche eine so große Ersparung an Feurungsmaterial und an Zeit gewährt, und zugleich den Geschmack unserer zu kochenden Speisen verbessert, endlich alles Vorurtheil, das sich ihr noch entgegen setzt, überwinden, und ganz allgemein werden wird.

Siebenter Band. Ueber die Schaf- und Wollenwäsche, vom Herausgeber. Der Vorschlag ist gewiß recht gut gemeint, aber so lange sich der Wollenhändler und der Fabricant darüber nicht mit dem Landwirthe vereinigen, ohne Schaden des letztern nicht ausführbar. In so fern in Spanien die bereits geschorne Wolle erst gewaschen wird, ist der Wollenhändler nun einmahl damit einverstanden. — Eine zweckmäßige Methode, gute Schinken zu machen, vom Herausgeber. Die Schinken sollen nur mit Salz — wie gewöhnlich — eingerieben, und dann, ohne vorherige Einpöckelung, in den Rauch gehangen werden. Die Vortheilhaftigkeit dieser Methode läßt sich gar nicht verkennen, und die Versicherung eines so erfahrenen Landwirthes, als Hr. Pohl ist, bürgt uns völlig für die Ausführbarkeit. — Von dem Cöthenschen Hagelschaden-Institut. Rec. ist, mit Ausnahme der Brandversicherungs-Anstalten, gar nicht für dergleichen Institute, die den Landwirth vor allem Schaden von widrigen Zufällen sichern wollen. Sie kosten am Ende mehr, als sie einbringen; sie veranlassen von allen Seiten Betriegeren, und wenn der Zweck auch wirklich damit erreicht werden könnte, wie er es doch gewiß nicht kann: so wäre das Resultat nur das, daß der Theil-

habet den Betrag des Schadens vorher einzeln in Beiträgen hätte ausgeben müssen, den er nach gehabtem Schaden auf einmahl wieder erhielt. — Plan zu einem öconomischen Lehr-Institute für junge Leute, vom Herausgeber. Der Plan ist vortreflich: ob er aber so auch wird ausgeführt werden können — müssen wir dahin gestellt seyn lassen. — Die Wiesengerste (*Hordeum secal.* Linn.) zum Grasbau empfohlen. — Ueber Feldgräben und Wasserfurchen, vom Herausgeber. Obwohl das hier über diesen Gegenstand Gesagte unsern Beyfall hat, so vermiffen wir dabey doch die allerdings noch nöthige Anweisung zur technischen Verfertigung der Gräben und Wasserfurchen. Wie schlecht und zweckwidrig diese insgemein gemacht werden, weiß jeder Beobachter.

Paris.

Von F. Didot: Notice des travaux de la classe des beaux arts de l'Institut impérial de France, pour l'année 1812, par Joachim le Breton, Secrétaire perpétuel de la classe, membre de celle d'Histoire et de Littérature ancienne et de la Légion d'honneur. Lue à la Séance publique du Samedi 3. Octobre 1812. 46 S. in Quart.

Hr. le Breton fährt fort, uns jährlich eine Nachricht von den Arbeiten mitzutheilen, die in dem Laufe eines Jahres nicht allein zu Paris, sondern auch in der kaiserl. Schule zu Rom in dem Fach der bildenden Künste erschienen sind. Da aber die zuletzt genannten nicht zur gehörigen Zeit einliefen, so sollen sie im nächsten Jahre beurtheilt werden, und wir müssen uns vorläufig mit einer trockenen Aufzählung der Werke begnügen, die, in den Jahren 1810 und 1811 eingesandt, das Urtheil der Classe erfahren haben. Im Fach der Malerrey zeichneten sich fol-

gende aus: Hr. Boisselier durch eine Darstellung des Todes des Adonis; Hr. Heim durch die Ankunft Jacobs in Mesopotamien; die Herren Guillemot, Blondel und Langlois durch verschiedene geistreiche Compositionen. Die Schwierigkeit des Transports ist Schuld, daß die Classe über die Sculpturen der Söglinge zu Rom kein hinlängliches Urtheil fällen konnte, doch wird Hr. Corrot wegen eines Modells der Statue des Kaisers Napoleon gerühmt, das seinem Talent Ehre macht. Mit dem größten Wett-eifer haben sich mehrere Künstler der Architectur in den Jahren 1810-12 gewidmet, namentlich die Herren Menager, Guenepin, Zuyot und Leclerc. Ihre Arbeiten bestehen in Restaurationen des Tempels des Antonin und der Faustina, wo man die wichtige Entdeckung einer Unterlage des Säulenstuhls gemacht hat, und in Untersuchungen des Bogens des Titus, dessen Maße von so vielen Architecten, selbst von dem classischen Desgodets, falsch angegeben worden sind. Mit derselben Genauigkeit haben sie Zeichnungen zur Wiederherstellung des Tempels des Mars, der Frontispice des Nero, des Theaters des Marcellus und anderer Gebäude geliefert. Die Kupferstecherkunst, welche in Frankreich durch Audran, Edelinck, Nanteuil, Masson, Drevet und andere Männer zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gebracht war, wird von den Söglingen zu Rom, mit Ausnahme des Hrn. Nichome, nicht mit gleichem Glück getrieben. Man wirft ihren Arbeiten eine zu mühsame und peinliche Ausführung, und zu wenige Aufmerksamkeit auf richtige Umrisse, auf Character und Ausdruck, vor. Diese Mängel wurden von der Classe bereits im J. 1809 gerügt. Als Stein- und Stämpelschneider haben die Herren Toller und Gatteaux sich Ruhm erworben. Sehr zufrieden war die Classe mit den musicalischen Arbeiten des Hrn.

Gasse, der ein Miserere componirt hat; mit einem Te Deum des Hrn. Daussoigne, und mit zwey Messen des Hrn. Blondeau. Dieser hat den Erwartungen der Kenner völlig entsprochen, und zugleich die Analyse der Werke eines berühmten Ital. Meisters, und eine Biographie des Palestrina und des Benedetto Marcello, nebst einer Uebersetzung des Buches des Marcello Pevino (*Observations sur le Chant, par Marcello Pevino, administrateur du Conservatoire Royal de Musique de St. Sebastien à Naples*) eingesandt. Für die Ausgabe des Dictionnaire de la langue des beaux arts sind 79 Artikel geprüft und angenommen worden; auch spricht man von einigen neu entdeckten musicalischen Instrumenten. Was die theoretischen Werke der Musik betrifft, so hat die Classe mit einem Werke des Hrn. Scoppa (*Les vrais Principes de la versification*) sich genau beschäftigt, und sogar einen Rapport herausgegeben, der ein Buch bildet, und als ein Supplement jenes Werkes dienen kann. Hr. Choron hat einen weitläufigen Plan zu einer allgemeinen Geschichte der Musik vorgelegt, bey welcher Gelegenheit die Classe gesteht, daß Frankreich noch kein solches Werk besitze, und die großen Verdienste des Pater Martini, Burney's und unsers Hrn. Dr. Forkel um die Geschichte der Tonkunst anerkennt. Von S. 26 an werden die im vorigen Jahre erschienenen Prachtwerke, die Description de l'Egypte, die Iconographie von Visconti und andere mehr aufgezählt, welche dem Leser aus unsern Blättern bereits bekannt sind. Den Beschluß dieses Abschnitts bildet ein Aufsatz des Hrn. Maudier, eines Baumeisters zu Constantinopel, über die Mauern von Troja, Pergamus, den Scamander u. s. w. S. 27-34 folgt eine Nachricht von dem Leben und den Werken des Hrn. Noitte, Mitglieds des kaiserl. Instituts und Lehrers der Mahlerey und Sculptur bey den Special-Schulen, dessen

Bildhauerarbeiten Achtung verdienen. Endlich S. 36 eine Notiz von den Preisvertheilungen. Den großen Preis für die beste Malterey erhielt Hr. Louis Vincent Leon Pallière, ein Schüler von Vincent, für eine Darstellung des Ulysses, wie er die Freyer der Penelope tödtet. Der zweite große Preis wurde ebenfalls einem Zögling von Vincent, dem Hrn. Henri Joseph Forestier, zuerkannt. Den Preis für die Sculptur erwarb sich Hr. Francois Rude, ein Schüler von Sautellier, durch einen Aristäus, der den Verlust seiner Bienen beklagt; den zweiten Preis bekam Hr. Jean Baptiste Louis Roman, in derselben Schule gebildet. Zwey Medaillen zur Aufmunterung wurden den Herren Toussaint Massa und James Pradier zu Theil, von denen der eine nach Roland u. David, der andere nach Lemot sich gebildet hatte. Das Thema für die Baukünstler war der Entwurf eines Centralhospitals für mehrere Departements. Ihn erhielt Hr. Eilman Francois Suys, ein Zögling von Percier. Die Zeichnung des Hrn. Claude Jean Barron, in der Schule von Labarre gebildet, wurde mit dem zweiten Preis gekrönt. Die Medaille zur Aufmunterung empfing einstimmig Hr. Jean Baptiste Charles Poisson, ein Schüler von Lebas u. Bret. Den ersten Preis für den besten Kupferstich bekam Hr. Eugene Burgeois, ein Zögling von David und Morel; den zweiten Hr. Heinrich Carl Müller, ein Zögling von Guerin. Für den ersten Preis des besten Stämpelschnitts fand sich kein würdiges Subject, allein mit dem zweiten ward Hr. Auguste Francois Michaut beehrt, der als Nachahmer von Lemot und Galle für die Zukunft viel verspricht. Den großen Preis für die musicalische Composition erhielt Hr. Louis Joseph Ferdinand Herold, ein Schüler des kais. Conservatoirs u. des Hrn. Méhul; den zweiten, Hr. Felix Lazot, ein Schüler von Gossec.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 6. März 1813.

Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften ist durch ihren Correspondenten, Hrn. Legationsrath Ritter von Struve, aus St. Petersburg von Hrn. Carl Ritter daselbst, der sich Mineralogus et Antiquarius nennt, die Zeichnung eines Sinesischen Idols übersandt worden, welches derselbe in seiner Sammlung besitzt, und wovon er die Abbildung nebst einer beygefügten Lateinischen Notiz der Societät widmet. — Das aus Wildstein (Agalmatolith) geschnitzte, 6 Zoll lange 4½ Zoll hohe, Original stellt einen stehenden Löwen mit einem rückwärts sehenden Kopfe, einem langen Bocksbarte und einer quer über den Rücken hängenden Decke vor. Die von dem Besitzer beygeschriebene Notiz meldet, daß die Mähne vergoldet, und die Augen aus Sapphir seyen, und daß dieß das fabelhafte Thier Ki-lin vorstelle, dessen im Dähalde und in den großen *Mémoires concernant les Chinois* gedacht werde, und welches nie anders, als zur Vorbedeutung eines wichtigen Glückfalles, den Menschen erscheine. So habe sich denn auch kurz vor der

D (2)

Geburt des Confucius im Garten seines Vaters sehen lassen, und die ihrer Entbindung nahe Mutter habe dem heilbringenden Wunderthiere einen Ju-Stein, den es zwischen den Zähnen gehalten, abgenommen, und auf selbigem die frohe Prophezeiung über den Sohn, den sie gebären werde, eingegraben gefunden.

So weit die kurze (— wie wir sehen, aus des Pater Amiot *Vie de Confucius* entlehnte —) Notiz des Hrn. L., der wir aber Einiges zur Erläuterung beyfügen müssen.

Die Sage von der glückbringenden Erscheinung des fabelhaften Ki-lin ist beides, in Schina und Japan, Volksglaube. In letzterem Reiche heißt es Kirin, und ist in unsers Kämpfer's Geschichte von Japan (im Abschnitt von den erdichteten Thieren, welche die Japaner von den Schinesen angenommen, im I. Bande der Ausgabe des Hrn. Staatsraths von Dohm S. 139 tab. IX. fig. 1. 2) beschrieben und abgebildet.

Die Vorstellungen des Thiers auf Schinesischen Malereyen und plastischen kleinen Kunstwerken variiren in der Form mannigfaltig. Vielleicht daß jede derselben ihre besondere Nebenbedeutung hat. Diejenige, unter welcher der Ki-lin vor Kongfutze's Geburt erschienen seyn soll, ist in Amiot's Werke (im XII. Bande der gedachten *Mémoires concernant les Chinois* tab. II.) nach einem Schinesischen Originalgemälde gestochen, kommt aber mit der Figur des Hrn. L. fast in keinem Stücke überein.

Hingegen besitzt unser academisches Museum unter den reichen Geschenken seines unvergeßlichen Wohlthäters, des sel. Baron von Asch, einen Ki-lin, vollkommen im Character des bey Amiot

abgebildeten, und von ausnehmender Arbeit; aus Kupfer getrieben und im Feuer vergoldet; 10 $\frac{1}{2}$ Zoll lang, und mit dem niedrigen Piedestal 10 Zoll hoch. Diese stehende Figur hat durchaus nichts Löwenartiges, sondern ihre Totalform ist eher vom Hirschgeschlechte, mit schlanken Beinen und gespaltenen Klauen; aber am Halse, Leibe, und den Schenkeln mit großen Schuppen gepanzert. Kleine Geweihe, wie von einem Gabel, auf dem Kopf, und außerdem noch geweihähnliche Figuren außen an den vier Oberschenkeln (— wie bey Kämpfer und Amior —). Die Form des rückwärts gefehrten Kopfes wie an den gewöhnlichen Vorstellungen der Schinesischen Drachen; am Kinn mit einem langen Ziegenbarte. Im Nacken eine lange emporstehende Mähne; eine kurze gezackte längs des Halses und Rückens, wieder wie an den Drachen; und einen Rossschweif. Quer über dem Rücken eine Decke, die oben als durchbrochener Deckel aufgeklappt werden kann, und am Boden der Bauchhöhle ein Rost, also um Rauchwerk drin anzuzünden.

Eine andere, ebenfalls im akademischen Museum unter den Afchischen Geschenken befindliche, Figur ist aus Lasurstein gearbeitet, und stellt ein auf den Hinterfüßen sitzendes, im Ganzen löwenähnliches, Thier vor, das auch im Bocksbarte der Abbildung von Hrn. L. ähnelt, aber widderartig gekrümmte Hörner, und wieder eine Andeutung von krümmen Hörnern an den Schultern und Lenden hat.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den berühmten Stein Yu, den der Ki. lin im Maule gehabt, und dessen Inschrift der Mutter des Confucius die hohe Bestimmung des Sohnes, den sie unter ihrem Herzen trug, verkündet haben soll. —

Er ist der berufenste von den so genannten Klingsteinen (*pierres sonores*) der Chinesen, von welchen die gedachten *Mémoires* etc. zwar ganze große Abhandlungen enthalten, aber ohne daß man sich irgend einen bestimmten Begriff von der Steinart selbst daraus machen könnte.

Den ersten mineralogischen Aufschluß darüber verdanken wir einem verdienstvollen Correspondenten der königl. Societät, dem berühmten Reisenden von vielseitigen seltenen Kenntnissen, Hrn. Hofrath Julius von Klaproth, dessen schon öfter in diesen Blättern, und noch erst vor kurzem mit Erkenntlichkeit für ein abermahliges bedeutendes Geschenk von Astatischen Münzen, gedacht worden. Dieser sagt bepläufig in einer seiner Schriften, die aber wenigen Mineralogen in die Hände kommen möchte: Die Ansicht eines von ihm aus China mitgebrachten Stückes Yu habe seinen Herrn Vater (— den hochverdienten Chemiker und Mineralogen —) überzeugt, daß dieser berühmte Stein unser Nephrit sey; und hat hierauf die Güte gehabt, die Sammlung des Verfassers dieser Anzeige mit einem aus Yu geschnittenen Siegelstein, der einem Bucharischen Kaufmann zu Kiachta gehörte, zu bereichern. Dieser Stein ist milchweiß, also von der geschätztesten Art dieses Fossils ("Le Yu le plus estimé est le blanc de petit lait," *Mém.* Vol. VI. pag. 259), folglich halbdurchsichtig; fettglänzend; ein wenig fettig anzufühlen, und hart, so daß er ins Glas ritzt, doch ziemlich stark von der Feile angegriffen wird.

Landshtut.

Ueber das Verhältniß des Wesens zur Form in der Philosophie. Eine gekrönte Preisschrift.

Schrift von Johann Nepomuk von Wenig,
Doctor der Philosophie. 1811. 168 Octavf.

Wir glauben diese gekrönte Preisschrift in unsern Blättern nicht übergehen zu dürfen; nicht etwa deswegen, weil der Verfasser gegenwärtig als unser academischer Mitbürger den Cursus seiner Studien in der Jurisprudenz bey uns vollendet; sondern, weil diese Schrift durch innern Werth vortheilhaft vor vielen philosophischen Brochüren, die jetzt im Umlaufe sind, sich auszeichnet. Es ist bekannt, daß die neue so genannte Natur- und Identitäts-Philosophie auf einigen Deutschen Universitäten, zu denen die unsrige nicht gehört, ein besonderes Glück gemacht hat. Der Verfasser hat daher nöthig gefunden, sogleich in der Vorrede aufmerksam darauf zu machen, "daß er es gewagt, in das Lied, welches die neue Mode-Philosophie zur allgemeinen Ehrenbetäubung wiederhohlt, nicht nur nicht einzustimmen, sondern sich ihm zu widersetzen, ungeachtet der fürchterlichen Beispiele, die man solcher Versuche wegen aufgestellt hat, nämlich der litterarischen Todschläge, die fast alle gelehrte Blätter anführen." Er gesteht, "daß er diesen neumodischen Schwärmerereyen nicht nur nicht huldige, sondern daß er sie für nichts weniger, als für Philosophie halte, und ihnen wahrhaft gram und abgeneigt sey." — Hier ist nicht der Ort, über neue Systeme den Stab zu brechen. Wir zeigen also nur die Gedanken des Verfassers an, die er mit jugendlicher Bescheidenheit, ohne Schul- und Sectengeist, in einer edeln, im Ganzen natürlichen und treffenden, Sprache vorträgt. Das Wesen der Philosophie wird, nach dem Verfasser, bestimmt durch ihren Gegenstand. Dieser ist zunächst und unmittelbar der Mensch, dessen

inneres Leben die Bedingungen der Möglichkeit alles menschlichen Erkennens und Wissens in sich vereinigt. Auf das Bewußtseyn unsers innern Lebens gründet sich der Unterschied zwischen Natur und Geist. Diesen Unterschied kann die Philosophie nicht übersteigen. Sie vermag also eben so wenig, den Geist aus der Natur, als die Natur aus dem Geiste, zu deduciren. Das Geistige im höheren Sinne ist das Ewige und Göttliche, das der Mensch durch die Vernunft unmittelbar erkennt; der höchste Gegenstand der wahren Philosophie. Diesen Gegenstand genauer zu bezeichnen, analysirt der Verfasser den Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, Subject und Object, dann die Ideen von Freyheit, Glaube, Gefühl u. s. w. Erst durch dieses Wesen der Philosophie erhält die Form, welche sie annehmen mag, Gültigkeit vor der Vernunft. Aber keine Form kann das Wesen ganz umschließen und vollständig ausdrücken. Darum müsse man gleichwohl nie aufhören, sich zu bemühen, der Philosophie diejenige Verstandesform zu geben, die ihr Wesen am besten ausdrückt. Bey dieser Gelegenheit, und noch mehr in dem letzten Theile der Abhandlung, der die Resultate zusammenstellt, liest man treffliche Gedanken über die Sophistery, die den Menschen unter sich selbst erniedrigt, und über den Mysticismus, der ihn bethört.

Mainz.

Bey Kupferberg: Code de police administrative etc., und mit dem Deutschen Titel: Gesetzbuch der administrativen Polizey; oder Sammlung sämtlicher neuerer und älterer Gesetze in Betreff des Polizeyamts der Präfecten, Unter-Präfecten, Maire,

Adjuncten, Polizey-Commissäre und Präfectur-Räthe, nebst den Ministerial-Instructionen und Entscheidungen und den Verordnungen und Beschlüssen des Hrn. Baron v. St. André, Präfect des Departements vom Donnersberge, über den Vollzug der Gesetze und Regierungsacten, bis zum 11. August 1809. Durch Ferdinand Bodmann, Divisions-Chef bey der Präfectur. Th. 1. S. 429. Th. 2. S. 431, nebst einem alphabetischen Sachenregister für den Deutschen Text. 1810. Th. 3. bis zum 3. October 1811, S. 411 in Octav, nebst einem alphabet. Sachenregister für den Deutschen Text. 1812.

Die äußere Einrichtung dieses Werks ist die, daß der Text in einander gegen über stehenden Columnen Französisch und Deutsch abgedruckt ist, wodurch freylich das Volumen des Buchs um die Hälfte vermehrt wird. Die innere Einrichtung ist die eines Wörterbuchs in alphabetischer Ordnung, indem unter den einzelnen Rubriken die sie betreffenden Gesetze und Verordnungen zum Theil ausführlich, zum Theil nur im Auszuge, mit einigen eingestreuten Bemerkungen des Verf., enthalten sind. Das Wörterbuch besteht eigentlich aus dem ersten und zweyten Bande, der dritte ist ein Supplement-Band, der da anfängt, wo die beiden andern Bände aufhören, und bis zu dem angegebenen Termine, den 11. August 1811, fortgeht. Alles, was wir in früheren Anzeigen von dergleichen Codes in diesen Blättern gegen die Form der Wörterbücher gesagt haben, trifft auch auf dieses Werk. Allerdings ist eine alphabetische Ordnung die bequemste Methode, zumahl bey einem Werke, wie das gegenwärtige, über die administrative Polizey, wo die Classificirung der Materien oft beynahe unübersteigliche Schwierigkeiten hat, aber dennoch bleiben die oft

gerügten Mängel dieser Manier, die häufigen Zerstückelungen, die Unvollkommenheiten und Unvollständigkeiten, welche dabei ungleich leichter versteckt werden können, die beständigen Nachweisungen und die dadurch beynahe unmöglich gemachte allgemeine Uebersicht: Uebel, gegen welche, wenigstens nach dem Urtheile des Rec., ein logisch auch noch so mangelhaftes System wohl den Vorzug verdienen möchte. Selbst das Auffinden, welches doch durch diese lexicographische Form hauptsächlich erleichtert werden soll, wird dadurch nicht selten ungleich mehr erschwert, als befördert, da oft eine und dieselbe Materie unter mehreren Rubriken aufgeführt werden kann, und vielleicht nur unter einer derselben wirklich in einem solchen Werke aufgeführt worden ist, so daß oft ein sehr mühsames Nachschlagen erfordert wird, um das Gesuchte aufzufinden. Jeder, der z. B. nur Fleurigeon's Code administratif häufig gebraucht hat, wird gewiß, so wie Rec., diese Unbequemlichkeit oft recht unangenehm gefühlt haben. — Was die besondern Vorzüge und Mängel dieses Werks betrifft, so ist das Äußere desselben eher abschreckend, als einladend. Der Druck ist ziemlich, das Papier unter aller Critik schlecht, und die Deutsche Uebersetzung des Französischen Textes strotzt von Provinzialismen und undeutschen Rechtschreibungen, die oft recht unangenehm auffallen. Dagegen aber gebührt allerdings dem Werke das Lob einer vorzüglichen Vollständigkeit, und Rec. gesteht, daß es ihm in dieser Rücksicht, da er es vielfältig zu Rathe gezogen, allen Anforderungen, die man billiger Weise an dasselbe machen kann, vollkommen Genüge zu leisten scheint.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 6. März 1813.

Göttingen und Leipzig.

Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum latinorum narrationibus contexta. Edidit Jo. Godofr. Eichhorn. 1811. Göttingen, bey Ruprecht. Zwey Bände in groß Octav.

Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta. Edidit Jo. Godofr. Eichhorn. Leipzig, bey Weidmann. Vier Bände in groß Octav. 1812.

Mit dem reinsten Vergnügen übernimmt der Rec. die Anzeige dieser beiden Werke, weil das, was sie sind und wirklich leisten, schon aus der wahren Darlegung ihres Zweckes und Inhaltes hervorgeht, und sein Urtheil, ohne die geringste persönliche Rücksicht dabey zu nehmen, nur einfach, begründet und unbefangen zu seyn braucht. Er hofft, als Freund der Geschichte, als Humanist und vieljähriger Director einer öffentlichen Lehranstalt im Königreiche Westphalen, kein ungegründetes Recht zur öffentlichen Ablegung seiner Stimme in dieser Sache zu haben.

P (2)

Schon als Director des Lycei zu Ordruff faßte der Verfasser die Idee, aus den sämtlichen Lateinischen und Griechischen Schriftstellern, vorzüglich Historikern, ein Geschichtsbuch zu verfassen, und damit der Jugend auf den gelehrten Schulen ein gewiß höchst zweckmäßiges und nütliches Geschenk zu machen. Es sollte (so war der wohl überdachte Plan) in der gehörigen Ordnung die Erzählung der alten Schriftsteller mit ihren eignen Worten enthalten, und dazu dienen, daß theils der historische Vortrag des Lehrers den Schülern, besonders der ersten Ordnung, durch die öffentliche Lesung dieses Werks so tief eingeprägt würde, daß er ihrem Gedächtniß stets gegenwärtig bliebe, theils daß sie dadurch Sprache und Sachen lernten, und die schönste Gelegenheit hätten, ihre Urtheilskraft zu schärfen, und den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne zu wecken und zu bilden. Der Verfasser sah sehr wohl ein, daß nur eine mäßige Kenntniß der Sprache nöthig sey, um den Jünglingen die Lesung dieser Werke in der Schule um so angenehmer und interessanter zu machen, da sie, durch den vorhergegangenen Vortrag des Lehrers schon mit dem Inhalte bekannt, dieß Studium leichter, aufmerksamer und eifriger betreiben könnten und würden. Der große Vorrath des Bekannten sollte und mußte ihnen die Hoffnung zum schnelleren und leichtern Verständnisse des noch Unbekannten darbieten. In derselben Hinsicht rieth Mancher, nicht ohne Erfolg, die Erlernung einer Sprache für sich mit einem schon bekannten Buche, als mit der Bibel, anzufangen. Der Verfasser konnte also mit Recht annehmen, daß die Erlernung der alten Sprachen bey dieser anlockenden Lesung gewinnen würde, zumahl, wie er voraussetzte, dem gründlichen

Unterrichte nach den Regeln der Grammatik und Rhetorik in den Lehrstunden dadurch nicht im mindesten Abbruch geschehen sollte. Auch meinte der Verfasser den Vortheil damit zu erreichen, daß da die Sachen den Jünglingen schon größten Theils bekannt wären, der Lehrer sie nebenher zur echten Critik und Aesthetik anführte, indem er (jedoch mit der gehörigen Kürze und Lehrweisheit) mit ihnen untersuchte, mit welchem Urtheile und mit welcher Kunst der Schriftsteller geschrieben, ob er der Wahrheit nichts vergeben habe, ob er andern widersprochen, wie er mit andern Schriftstellern, die etwa abwichen, zu vereinigen sey, mit welcher Auswahl von Worten und Sachen er erzähle, was schön, bündig, glänzend vorgetragen, wie scharfsinnig er gesehen, wie pragmatisch er die Geschichte erzählt habe. Unstreitig ist dieser Plan höchst zweckmäßig und nützlich. Wenn man erwägt, daß die Geschichte von unbestreitbar großem Nutzen sey für den, der sie recht erlernt und gebraucht, daß die Erlernung derselben von außerordentlichem Umfange sey, und daß das Studium derselben früh, aus den Quellen geschöpft, am besten begonnen werde; so kann dieser Vorschlag, früh, unter Leitung eines rüchtigen Lehrers, und aus den Quellen selbst, sie zu erlernen, und durch dieser Werke Lesung sich einzuprägen, schwerlich des allgemeinen Beyfalls ermangeln. Welcher nur einiger Maßen haltbare Grund dagegen vorgebracht werden könnte, ist nicht wohl einzusehen. Denn da die Geschichte nächst dem Sprachstudium zu den wichtigsten Lehrgegenständen in den gelehrten Bildungsanstalten gehört, so ist es zweckwidrig, ihr nur einige Lehrstunden wöchentlich zu weihen, und die völlige Erlernung auf die Universität zu verschieben, anstatt daß daselbst auf dem gut gelegten

Grunde fortgebauet werden sollte, weil hier die Zeit viel zu sehr beschränkt und viel zu kostbar ist, als daß sie zur Erlernung dessen verwendet werden könnte oder dürfte, was schon die Schule hätte mitgeben müssen. Bringt nun noch oben-
 drein dieser Vorschlag die engste Verbindung der Geschichts- und Sprachstudien mit sich, so fällt vollends auch jeder scheinbare Einwurf dagegen ohne Widerrede hinweg; zumahl da die Benutzung einzelner Theile dieser Werke zur Erregung und zweckmäßigen Richtung des häuslichen Fleißes der Schüler — des vorzüglichsten Erfordernisses guter Schulen — auf das wirksamste damit vereinigt werden kann und muß. Die bekannten Aenderungen der Lage und eine Reihe von gelehrten Arbeiten hinderten den Verfasser an der Ausführung dieses Plans, bis er, von achtungswerthen Gelehrten daran erinnert, ihn allmählich zu der Vollendung gebracht hat, in welcher wir ihn vor uns haben. Wir betrachten diese beiden Werke als Begleiter, und gleichsam als ein diplomatisches Urkundenbuch zur Weltgeschichte des Verfassers, welche in der Art für die Schule jetzt eingerichtet und bestimmt sind, daß das Lateinische Werk den jüngern, das Griechische aber den erwachsneren Schülern gewidmet ist. Denn da in den Lateinischen uns übrig gebliebenen Historikern die Asiatische, Africanische und Europäische Geschichte vor dem Anfange der Römischen nur kurz und compendiarisch vorgetragen ist, so läßt sich recht zweckmäßig den in der Latinität schon etwas vorgerückten Schülern die antiqua historia latina als ein sehr geschmackvolles Lesebuch in die Hände geben, das ohne Widerstreit jedem historischen Compendium aus den angeführten Gründen vorgezogen werden muß. Um den jüngern Lesern dieser anti-

qua historia latina die Uebersicht zu erleichtern, ist die künstliche Anordnung und Stellung der Begebenheiten, die nach Trogus Pompejus sein Epitomator Justinus befolgt hat, mit Recht verlassen, und dafür die Ordnung nach Völkern und Regierungen gewählt worden; denn indem Trogus die Geschichte eines Volks als Grundlage angenommen, und die Geschichte anderer Völker episodisch eingefügt hat, ist die Erzählung für das jugendliche Alter verwirrt und beschwerlich gemacht. Hier trat nun bisweilen die Schwierigkeit ein, daß Lateinische Historiker fehlten, aus welchen die Begebenheiten hätten genommen werden können. Es blieb daher kein anderer Ausweg möglich — wogegen schwerlich Etwas mit Recht erinnert werden kann — als neuere Schriftsteller, deren gute oder doch nicht ganz verwerfliche Latinität, Genauigkeit und Sorgfalt in materieller und formeller Hinsicht ziemlich allgemein nachgerühmt wird, unbedenklich in Anspruch zu nehmen, und aus ihnen diese Lücken auszufüllen: insonderheit hat Joh. Freinsheim oder Freinshem, dessen Supplementa Liviana et Curtiana ein fast classisches Ansehen haben, sehr oft nützliche Dienste geleistet. Hierbey ist der einsichtsvolle Rath des Verfassers sehr zu beherzigen, daß der Lehrer dergleichen Stellen im Auszuge erzähle, dafür Sorge, daß sie Gegenstände des häuslichen Fleißes für die Schüler werden, und zu anderer Zeit diese Stellen mit den Griechischen Historikern in der Schule vergleiche. Wenn die Umstände die Ausführung dieses Rathes, im ganzen Umfange desselben, erlauben, so findet Rec. nichts dagegen zu erinnern. Auf jeden Fall stimmt er aber dafür, daß der häusliche Fleiß daran seine Nahrung

erhalte. Um die zu häufig wiederkehrende Veränderung des Stylls zu vermeiden, und den jungen Lesern die Arbeit nicht zu erschweren, ist ein und derselbe Schriftsteller, so lange es thunlich war, beybehalten, auch sind die Stellen so geordnet, daß alles, was nicht bloß auf ein Volk, sondern auf ein Land und auf eine Gegend sich bezog, zunächst verbunden ward, um dem schon erwachsenen Leser, der mit einem Mahle und Blicke mehr umfassen kann, die Uebersicht der Begebenheiten vom Anfange an bis zur Völkerwanderung vor Augen zu legen: wöley den Verfasser den Lehrern den wohl durchdachten Rath gibt, den ganzen historischen Cursus dieser Werke in zwey Hälften zu theilen, wovon die erste bis auf Cyrus, die zweyte bis zur Völkerwanderung geht, und den ersten Cursus nicht eher zu verlassen, als bis sie alle für die Geschichte merkwürdigen Gegenden der drey Welttheile durchwandert haben. Dieß doppelte Studium kann allerdings recht planmäßig sowohl mit den jüngern, als schon erwachsenen Schülern zurückgelegt werden, wenn der historische Vortrag des Lehrers und die Lesung des Buchs, die fast cursorisch einzurichten ist, einander zur Seite gehen. Die statarische Lesung (*laboriosum illud et subtile scriptorum ad Grammaticam et Rhetoricen examen* nennt sie der Verfasser) bleibt freylich für andere Stunden ganz eigentlich bestimmt, und arbeitet dieser cursorischen vor, da ohne gründliche Kennniß der alten Sprachen überall keine zuverlässige Lesung der Schriftsteller Statt findet. Endlich, da ohne Geographie und Chronologie, diesen beiden Augen der Geschichte, kein sicheres Fortschreiten denkbar ist, so sind am Rande die Jahreszahlen vor und nach

Christi Geburt sorgfältig beygefügt, und jedem Abschnitte die Erdbeschreibung aus einem Classiker, in der Regel aus dem Mela, vorgelegt worden. Für jenes doppelte Studium ist in einem Inhaltsverzeichnis gesorgt, so wie jeder Band andere Inhaltsverzeichnisse hat. Der Kürze und Vollständigkeit wegen sind hier und da historische Notizen, mit kleinerer Schrift gedruckt, angefügt, um die Geschichte zu completiren. Diese sind von der Hand des Verfassers, so wie auch die historischen Tabellen, welche sehr viele Mühe und Zeit gekostet haben mögen, sehr schätzbar sind, und dem Werke zur Zierde gereichen, als B. I. S. 102-112 über die Reiche und Könige Asiens, die Tafeln der Hebräischen Geschichte I. S. 137 ff., die verwinkelte Genealogie der Ptolemäer I. S. 314. Bey einer zweyten Auflage der *antiqua historia latina*, die wir dem höchst brauchbaren Werke recht herzlich bald wünschen, werden wenigstens Sachen- und Nahmenregister hinzu zu fügen seyn: selbst ein Wörterregister könnte dann noch wohl hinzu kommen, und ein Druckfehlerverzeichnis. Da Wohlfeilheit, zumahl in unsern Zeiten, bey Schulbüchern vorzüglich ins Auge gefaßt werden muß, wenn man ihren häufigen Gebrauch beabsichtigt, so ist auch dafür gesorgt worden, indem die Verlagshandlung dieser *antiqua historia latina* das Werk, dessen erster Band XII und 684 Seiten, der zweyte 876 S. enthält, für zwey Conventions-*thaler* abläßt, wenn eine Anzahl Exemplare unmittelbar von ihr verschrieben wird. Ein gewiß niedriger Preis, da auch das ganze Werk nicht auf einmahl von den Schülern, die es in der Schule gebrauchen wollen, angeschafft zu werden braucht, sondern jeder Band allein für Einen Conventions-

thaler oder zwey Gulden Sächsisch gekauft werden kann. Daß übrigens dieses Buch für jeden Freund der alten Geschichte, der sie aus Römischen Quellen studiren will oder nur kann, sehr zu empfehlen sey, und daß es als Quellenammlung zur alten Weltgeschichte des Verfassers gehöre, folglich den des Lateinischen kundigen Besizern derselben fast unentbehrlich sey, liegt am Tage.

Die *antiqua historia graeca*, zu der wir nun fortgehen, hat dieselbe Bestimmung, daß in der Schule schon die Geschichte aus den Quellen selbst gelernt werde. Sehr wahr ist des Verfassers Bemerkung, daß dieß zwar seit der Wiederherstellung der Wissenschaften die beständige Absicht der gelehrten Schulerziehung gewesen sey, daß aber dieser Vorschrift, den Geist durch den ernsten Umgang mit den Classikern des Alterthums früh mit schönen Kenntnissen zu bereichern, den Sinn fürs Schöne zu wecken, und die Urtheilskraft zu bilden, in Hinsicht des Geschichtsunterrichts nur sparsam nachgelebt worden. Nur Wenige können sich des Glücks rühmen, schon früh aus den echten Quellen die Geschichte geschöpft und sich dieselben angeeignet zu haben. Mehr noch war dieß der Fall bey der Lesung der Römischen Historiker, wo doch neben dem sterilen Cornelius Nepos die trefflichen Classiker, Livius und Tacitus, auch wohl Justinus, dazu benugt wurden. Aber die Griechischen Historiker, diese herrlichen Muster des historischen Geschmacks, die nur der nicht achtet, der sie nicht kennt, oder seine Unwissenheit und Unkunde, sie zu lesen, verbergen will, blieben in den Schulen gewöhnlich ungelesen, oder wurden doch nicht recht gelesen, indem man sie nicht als die Heroen der historischen Kunst las. Man lernte also die Ge-

sichte nur aus neuern historischen Werken oder Compendien. Freylich waren hier aber auch der Schwierigkeiten mehrere, die dem Studium der Römer fremd blieben. Eines Theils war das Studium des Griechischen eine sehr lange Zeit hindurch bloß auf diejenigen beschränkt, welche Theologie studiren wollten, und sich dann in den meisten Schulen mit dem Neuen Testamente, mit dem Eebes und einigen Chrestomathien höchstens, begnügten: höher hatten sich selbst die Lehrer oft nicht verfliegen. Andern Theils waren und sind die Bücher zu theuer und selten, und man mußte und muß noch eine kleine Bibliothek der Griechischen Historiker haben, wenn man aus den Quellen zu schöpfen denkt: nicht zu gedenken, daß die von den Schriftstellern beobachtete Ordnung der Begebenheiten und Zeiten das Studium der alten Geschichte aus den Quellen sehr beschwerlich macht. Es ist befremdend, daß kein gelehrter Pädagoge oder Schulmann den Plan entwarf, den der Verfasser ausgeführt hat. Besorgten sie etwa, die alten Schriftsteller auf diese Art ganz verstellt wiederzugeben? Allein dann bedachten sie nicht, daß nur wenige alte Geschichtschreiber ganz unverfehrt auf uns gekommen sind, und daß Manches, als viele Reden, ganz weggeschnitten werden könne, ob es gleich in andern Rücksichten höchst schätzbar ist. Hiernach hat der Verfasser sich auch gerichtet, und gewöhnlich die Reden weggelassen, weil ihm das Nützliche der Hauptzweck war. Junge Leute von Kopf werden ohnehin sich reizen lassen, die Schriftsteller ganz zu lesen, von denen sie hier so treffliche zusammenhängende Stücke finden. Diese Griechische alte Geschichte ist, nach dem Wunsche des Verfassers,

sehr zweckmäßig als die zweyte Stufe im historischen Unterrichte auf der Schule anzusehen, wovon die Lateinische alte Geschichte das Elementarbuch bilden sollte: die letztere sollte den Hermen gleichen, den historischen Reisenden ihren Rückweg anzeigen, die Reise erleichtern und von Verirrungen abhalten. Für einen höhern Curfus ist also dieß Griechische Werk bestimmt, zunächst für Jünglinge, welche jene zum Theil elementarische Geschichte hier weitläufig dargestellt, und gleichsam mit Fleisch und Muskeln überzogen, und mit Saft und Blut angefüllt finden sollen; dann aber auch für Männer, die in ihrem Geschäftsleben noch Kraft, Lust und Muße übrig behalten; die Geschichte der alten Welt wieder zu lesen, und ihr Gemüth an Erzählungen zu ergötzen, welche sich durch historische Kunst, Eleganz des Styls und Reife des Urtheils auszeichnen. Doch ist die Bestimmung zunächst für die Jünglinge des reifern Alters auf den gelehrten Schulen, welche, mit der Griech. Sprache hinlänglich bekannt, das Schwerere und Höhere erstreben sollen. Sehr glücklich trifft es sich nun, daß aus den Griechischen Schriftstellern ausführlichere Erzählungen aus der Asiatischen, Africanischen und Europäischen Geschichte in dieß Werk gesammelt werden konnten. Hier geht nun des Verf. Rath dahin, daß die Lehrer wenigstens die vorzüglichern Theile schnell, und gleichsam in Einem Athem, also cursorisch, mit ihren Schülern lesen, in andern Stunden aber den Vortrag der alten Geschichte halten, und dabey den Zuhörern die Pflicht auflegen, zu Hause die Lateinischen Stücke aus der *antiqua historia latina* fleißig zu wiederholen, und so ein für die Aufnahme der weitläufigern Erzählungen empfängliches Gemüth

in den historischen Vortrag mitzubringen. Sehr vortheilhaft wird die historische Lectiön bey dem Anfange dieses Cursus allein bey den Griechischen Schriftstellern eine Zeitlang verweilen müssen: aber die Fortschritte in der Sprache, die mit Eifer betrieben wird, werden mittlerweile so bedeutend werden, daß die Jünglinge ohne große Mühe in der Griechischen Lectüre fortschreiten können, wenn sie an die Theile der Geschichte kommen, worüber wir auch weitläufigere Erzählungen der Römischen Schriftsteller besitzen. So kann dieß Werk zugleich zur Beförderung des wichtigen Zweckes dienen, die Griechische und Lateinische Litteratur viel kräftiger zu vereinigen, als bisher geschehen ist; zumahl da solche Schriftsteller hieher gezogen sind, die sehr selten in unsern Schulen gelesen werden, ob sie gleich es eben so wohl verdienen, als andere. Recht sehr ist es zu wünschen, es möchte das ganze Werk unter der Aufsicht des Lehrers so gelesen werden, daß häufige Unterbrechungen, Fragen und Untersuchungen in historisch-critischer und ästhetischer Hinsicht eingeschoben würden. Allein dieß ist schwerlich zu erwarten. Es bleibt also am rathsamsten, einen von den vier Theilen (die Asiatische, Africanische, Griechische und Römische Geschichte), in welchen das ganze Griechische Werk vereinzelt (jeder Band für sich für einen sehr mäßigen Preis) verkauft wird, öffentlich in der Schule zu lesen und zu erklären, und die übrigen Theile dem häuslichen Fleiße dergestalt zu übergeben, daß die jungen Leser dem Lehrer davon Rechenschaft ablegen müssen. Der Raum erlaubt es nicht, die Quellen jeder Geschichte, die in diesen Werken benutzt sind, anzeigen. Es ist genug, zu sagen,

daß der Kenner mit dem Gebrauche vollkommen zufrieden seyn werde. Es versteht sich übrigens von selbst, wie schon oben angedeutet ist, daß die Gelehrten, als die Geistlichen und andere Geschäftsmänner, denen das Griechische und das Geschichtsstadium aus Griechischen Quellen noch unvergessen und lieb ist, in diesem Griechischen Werke sehr ihre Rechnung finden werden; denn man braucht nicht aus einander zu setzen, daß dieß Werk auch für sie bestimmt sey, und wie sehr vielen Genuß es ihnen in der Muße von ihren Geschäften gewähren könne, wenn sie sich, nach Wieland's und Feder's Beispiele, aus dieser stündigen Zeit im Geiste in das Alterthum versetzen und gleichsam stüchtn, um sich am Anschauen der Heroen jener Zeiten zu erholen und zu ergötzen. Das mühsame Geschäft, die Druckfehler zu verzeichnen, ein Wort- und Sachenregister zu entwerfen, und eine Vergleichung des Strabo nach dem Casaubonschen und Siebenkees's Tschudtschen, nach der schon vollendeten Sammlung dieses Werks erst erschienenen, Texte zu liefern, verdankt der Leser dem Hrn. Director Kubkopf zu Bielefeld. Rec. fügt noch den herzlichst und aufrichtigst, gemeinten Wunsch hinzu, daß dieses Werk, die Lateinische sowohl, als die Griechische Geschichte, welche er als das schönste ihm bekannte musivische Kunstwerk aus den Blüten der historischen Geister des Alterthums, vom Anfange der Latinität und Griechheit bis zur Völkerwanderung, bestehend, betrachtet, recht fleißig gekauft und gelesen werde, daß es zur Bildung unserer Jugend in Hinsicht des historischen Geschmacks, des Sinnes für das Wahre, Gute, Schöne und Große, sehr wirksam seyn, und die Verbreitung der Liebe

für die Studien des classischen Alterthums, besonders für die Griechische Litteratur, recht kräftig befördern möge. Will man dieß Werk eine Compilation nennen, so mag es seyn: aber man muß doch auch gestehen, daß sie eine der mühsamsten, geschmackvollsten und nützlichsten sey, welche die Litteratur aufzuweisen hat, und daß man dem Verfasser sehr warmen Dank dafür zu sagen verbunden sey, daß er, anstatt eigne Arbeiten seines Geistes zu liefern, sich, zum Besten der Jugend, der Geschichte und Litteratur, diesem mühevollen und zeitkostenden Geschäfte, unterzogen, woben in diesen Zeiten eher an Verlust, als an Gewinn zu denken seyn dürfte.

Paris.

Hey J. M. Eberhardt: Recherches mathématiques ou diverses questions non résolues ou dont la solution laisse quelque chose à désirer. Par P. L. Cozyier. Premier mémoire contenant des observations générales sur les équations algébriques. 16 Seiten in Quart.

Wenn wir die wortreiche, schwülstige Vorrede recht verstehen, so soll der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, und anderer, die ihm noch folgen sollen, dahin gehen, allerlei nach des Verfassers Meinung usurpirte Resultate der Analyse mit den Waffen der Synthese zu bekämpfen und umzustürzen. Aus dem Ganzen der Schrift sieht man aber, daß der Verfasser eigentlich mit den Wörtern Analyse und Synthese ihm eigenthümliche Begriffe verbindet, und bey jener sich ein bloßes blindes Zeichenspiel, bey dieser eine reelle anschauliche Erkenntniß denkt. Ein solches Unternehmen verdient allerdings Lob, wenn sich ein

solches blindes Zeichenspiel vorfindet, das sich den Namen Analyse anmaßt; bey den meisten Versuchen dieser Art aber, diesseit und jenseit des Rheins gemacht, finden wir, daß die Blindheit nicht in dem Bekämpften, sondern in dem Bekämpfenden lag. Wohin gegenwärtige Schrift zu rechnen sey, möge man aus dem Inhalt, den wir kurz anzeigen wollen, beurtheilen.

Hauptsächlich ist die vorliegende Schrift gegen die Zerlegbarkeit der algebraischen Gleichungen in einfache Factoren gerichtet (schon in diesem Ausdrucke liegt eine Unrichtigkeit, die sich freylich auch manche andere Schriftsteller haben zu Schulden kommen lassen). Der Verfasser nennt dieselbe auch öfters das Theorem von 1746, ohne Zweifel, weil d'Alembert um diese Zeit zuerst den Versuch eines strengen Beweises machte. Daß dieser Beweis von d'Alembert, eben so wie die Beweise von Euler, Foncener, Lagrange, keineswegs befriedige, darüber haben wir schon vor 14 Jahren an einem andern Orte unser Urtheil erklärt, und eben so müssen wir freylich, unserer Uebersetzung nach, von Laplace's und Lagrange's spätern Arbeiten über denselben Gegenstand urtheilen. Allein in diese Beweise selbst läßt sich unser Verfasser gar nicht ein: seine Bemerkungen sind ganz anderer Art, und nicht gegen die Beweise, sondern gegen den Lehrsatz selbst gerichtet. Er behauptet nämlich (um nur bey dem einfachsten Fall einer quadratischen Gleichung $xx - 2ax + b = 0$ stehen zu bleiben), $x - [a + \sqrt{aa - b}]$ sey gar kein einfacher Factor, weil $x - [a + \sqrt{aa - b}] = 0$ gar keine Gleichung der ersten Ordnung, sondern eine wahre quadratische Gleichung sey. Man möge vor die Wur-

zelgröße das Zeichen $+$, oder das Doppelzeichen \pm schreiben, immer drücke sie beide Wurzeln zugleich aus. Jede Gleichung stelle eigentlich die Relation zwischen zwey veränderlichen und einer beständigen Lineargröße dar, die Classification der Gleichungen und die Classification der Curven nach Ordnungen müsse aufs genaueste zusammenhängen, die Gleichung $x - [a + \sqrt{aa - b}] = 0$ als identisch mit der Gleichung $xx - 2ax + b = 0$ betrachtet, und also erstere so gut, wie letztere, zur zweyten Ordnung gezählt werden. Diese Behauptungen machen den Inhalt der Schrift aus, und zeigen uns nichts, als die Verworrenheit der Begriffe des Verfassers. Die gemeine Algebra kennt gar keine veränderlichen Größen, sondern bloß unbekannte und bekannte. Das Wurzelzeichen $\sqrt{}$ hat eigentlich in der mathematischen Zeichensprache eine doppelte Bedeutung (und dieß ist allerdings eine kleine Unvollkommenheit); \sqrt{A} soll entweder definiert werden, eine Größe, deren Quadrat $= A$, oder die positive Größe, deren Quadrat $= A$, in so fern A positiv ist. Es hängt von dem Analysten ab, wie er das Zeichen gebrauchen will, und ein denkender, vorsichtiger Analyst wird sich immer klar bewußt seyn, und sich immer so ausdrücken, daß auch dem Leser kein Zweifel übrig bleibe, ob das Zeichen in unbestimmter oder in bestimmter Bedeutung gebraucht sey. Gleichungen werden, wie wir schon oben andeuteten, gar nicht in Factoren zerlegt, sondern Functionen einer veränderlichen Größe. Also nicht die Gleichung $xx - 2ax + b = 0$, sondern die Function $xx - 2ax + b$ wird in die Factoren $x - [a + \sqrt{aa - b}]$, $x - [a - \sqrt{aa - b}]$ zerlegt,

und in so fern man darin bloß x als veränderlich betrachtet, nennt man dieselben, Factoren der ersten Ordnung. Immerhin mag der Verfasser, wenn er die Gleichung $x^2 - 2ax + b = 0$ als Ausdruck einer Curve, und a oder b als veränderlich betrachtet, den Factor $x - [a + \sqrt{aa - b}]$ einen Ausdruck der zweyten Ordnung nennen, er bestreitet dadurch keine Wahrheit, sondern nur die Schicklichkeit einer Benennung in einem Fall, worin man sie nicht gebraucht, und nie gebraucht hat.

Den meisten mathematischen Lesern dieser Blätter werden freylich diese Erörterungen überflüssig seyn; wir glaubten aber doch die Begriffe des Verfassers etwas entwickeln zu müssen, damit Niemand sich durch den Titel der Schrift verleiten lasse, neue Aufklärungen darin zu erwarten, wozu dem Verfasser die ersten Elemente zu fehlen scheinen.

Halle.

Von des Hrn. Professor Ebers zu Halle Theoretischer und practischer Grammatik der Englischen Sprache ist die vierte Auflage bey Hemmerde und Schwetsche, Octav IV und 270 Seiten, 1812, erschienen. Sie ist bekanntlich theoretisch-practischer Art, und hat schon wegen der wiederholten Auflagen keiner weitern Empfehlung nöthig, welche sie übrigens vor vielen andern verdient, da diese Grammatik eine der brauchbarsten ist, die wir kennen, und die Aussprache und Syntax sehr ausführlich und gründlich dargestellt worden. Das erste Kapitel sollte Orthoepie überschrieben seyn.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 8. März 1813.

Göttingen.

Durch ein königl. Decret vom 13. Februar d. J. sind die Herren Fiorillo, Garding und Benecke, außerordentliche Professoren der philosophischen Facultät auf hiesiger Universität, zu ordentlichen Mitgliedern der besagten Facultät ernannt worden.

Weimar.

Au Bureau d'Industrie: Nouveau recueil de lettres du Feld-Maréchal Prince de LIGNE, en réponse à celles qu'on lui a écrites. Première Partie (IX und 220 Seiten in Octav). Deuxième Partie (177 S.). 1812.

Hätten wir auch unsern Catalogue of the royal and noble Authors, so würde darunter der erlauchte Verfasser gegenwärtiger Sammlung einen vorzüglichen Rang behaupten. Wie es aber die Zeitperiode, die Art von Welt, und die Umstände, worin er gelebt hat, eben so sehr als seine besondere Individualität erheischen, ist von ihm kein streng gelehrtes, tief gedachtes und durch-

D (2)

geführtes Werk zu erwarten. Doch als unbedeutend für Geschichte und für Kriegswissenschaft dürfen seine zahlreichen *Préjugés* und *Fantaisies militaires*, *Mémoires*, *Mélanges*, *Journaux*, nie angesehen werden (man s. den Jahrg. 1782 dieser gel. Anz. B. I. S. 457 folg. und 1797 B. I. S. 478). Ja sogar seine vielen Briefe, kleinen Aufsätze, Gedichte u. a. m. sind nicht ohne Bedeutung und Eigenthümlichkeit für den Leser, der die Welt in allen ihren Beziehungen ergreift, und der die zerstreuten Züge eines Gemähltes der Europäischen Cultur seit einem halben Jahrhunderte zu sammeln oder zu würdigen versteht. Merkwürdig selbst wird auch immer die Persönlichkeit des Verfassers bleiben. Von hoher Geburt, in einem erhabenen Range, ist ihm doch das wahrhaft Edle im Menschen stets das Höchste gewesen; und das Vornehme des Genies, des literarischen Ruhmes, hat er beständig dem Vornehmen der Geburt und des Ranges vorgezogen. Wie man es auch nehmen will, kein gemeiner Zug! Aller Pedanterie abgeneigt, feiner, munterer Gesellschafter, geht er mit gekrönten Hauptern mit eben der Leichtigkeit um, als mit den ersten Hauptern der gelehrten Welt. Ein schöner ritterlicher Anstrich, nach der neueren Bedeutung (*un certain ton cavalier*), doch gut kleidend und glänzend, verläßt ihn nie. Blickt auch die Eitelkeit aus seinem gesprächigen *molle ac facetum* hier und da hervor, so geschieht es mit einer solchen kindlichen Lieblichkeit und Gutmüthigkeit, daß die grämlichste Strenge es ihm schwerlich verüben kann. Ihn begleitet treulich die Grazie, die ihm Anmuth und Liebenswürdigkeit in einem seltenen Grade verleiht. In den hier

angezeigten Briefen (die ohne chronologische Ordnung von den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis 1812 an allerley, meist merkwürdige, Personen gerichtet sind) wird man wieder den noble Author mit allen seinen Vorzügen und Fehlern finden: dieselbe unerschöpfliche Ader von *Esprit* (und auch wohl oft von Geist), untermischt dann und wann mit unechter Laune und unbedeutenden Späßen. Dieß ist überhaupt eine Sünde, die man oft an dem Hrn. Fürsten gerügt hat. Es gehört aber dazu; und wer mit einer *Bon-mots*-Jagd unaufhörlich beschäftigt ist, muß sich dieser Nothwendigkeit unterwerfen. In jedem Goldflusse ist viel gemeiner Sand! Einem gewissen practischen Epicureismus ergeben, hat von jeher unser Verfasser seine Einfälle, so wie sein Vermögen, verschwendet. Dagegen findet man in seinen Schriften häufig gesunde und treffende Blicke, wie hier in einem Briefe an Voltaire, wo er diesem Patriarchen der Ungläubigen in Frankreich zu beweisen versucht, daß er (Voltaire nämlich) allerdings zu den Gläubigen, ja zu den "devots," gehöre, weil er ein Dichter sey, und Poesie nicht ohne Religion bestehen könne. "Les Athées et les Deistes" (sagt er S. 49), "n'ont jamais été que des profateurs ennuyans. . . . Un poète n'est ni l'un ni l'autre. Pindare aurait été aussi bon catholique, que David était bon juif" etc. Ein Adept der neuesten poetischen Schule kann es nicht besser meinen. Wichtig genug nennt er S. 152 die Christen der Griechischen Kirchen, mit ihren vielen Heiligenbildern und Amuletten, die "Payens-chrétiens." Gegen die Frau von Staël, welche zu Paris 1809 die *Lettres et*

pensées du Maréchal Prince de Ligne in einem klein Octav-Bande herausgab, bezeugt er oft seine große Dankbarkeit, wie S. 139: "Mad. de Staël qui a bien voulu me ramasser, et sans laquelle on ne saurait pas que j'ai écrit." In der That war der Prinz de Ligne vorher als Schriftsteller in Frankreich so gut wie unbekannt. Ohne einen Mandarin-Introducteur kömmt kein Fremder über die große Mauer.

Paris.

Von Madame Courcier: Tables astronomiques publiées par le bureau des longitudes de France. Tables de la lune, par M. Burckhardt, membre de l'institut impérial, du bureau des longitudes de France, et de plusieurs autres sociétés savantes. Decembre 1812. 88 Seiten in Quart.

Die Berechnung der Mondörter hat durch die Bürgschen Tafeln einen so hohen Grad von Genauigkeit erhalten, daß es ein gewagtes Unternehmen scheint, diese berühmten Tafeln noch übertreffen zu wollen. Inzwischen ist die möglichste Vollkommenheit der Mondstafeln in vielfacher Beziehung von so hoher Wichtigkeit, daß man allerdings einem so geschickten Astronomen, wie der Verfasser der vorliegenden Tafeln ist, für seine Bemühungen, diese Vollkommenheit noch zu erhöhen, den größten Dank schuldig ist. Arbeiten dieser Art sind um so verdienstlicher, da ihnen nicht einige Monate, sondern Jahre geopfert werden müssen, und sie, der Natur der Sache nach, nicht mehr durch glänzende Erfolge belohnt werden können.

Der Verfasser hatte bey seiner Unternehmung einen doppelten Zweck. Zunächst nämlich wollte er den Tafeln eine etwas veränderte, bequemere und einfachere Form geben; allein um diesen Zweck zu erreichen, begnügte er sich nicht damit, bloß die Elemente der Bürgschen Mondstafeln umzuschmelzen, sondern er gründete vielmehr die seinigen auf die eigene neue Bearbeitung von mehr als vier tausend Beobachtungen, so daß diese Tafeln als wahres alleiniges Eigenthum des Hrn. Burckhardt anzusehen sind. Mit Recht konnte er hoffen, daß auf diese Weise die neuen Tafeln auch in Rücksicht auf Genauigkeit noch einigen Vorzug erhalten würden, und in der That bestätigt dieß die Vergleichung von dreyn hundert Beobachtungen, welche das Französische Bureau der Meereslänge sowohl mit den Burckhardtschen, als mit den Bürgschen Tafeln anstellen ließ. 167 zu Greenwich und auf der kais. Sternwarte zu Paris beobachtete Längen gaben die Summe der Quadrate der Fehler nach den Burckhardtschen Tafeln = 4602", nach den Bürgschen hingegen = 7083"; 137 andere in Paris auf der kais. Sternwarte und auf der Militärschule beobachtete Längen gaben die Summe der Quadrate der Fehler nach Burckhardt's Tafeln 4182", nach Bürg's Tafeln 6439". Auch die Breiten stimmten, wie der Verfasser versichert, besser mit seinen eignen Tafeln, als mit den Bürgschen: die Größe der Abweichungen ist aber hier nicht angegeben. Wir hätten gewünscht, die Resultate dieser sämtlichen Vergleichen hier einzeln abgedruckt zu finden; theils wäre dadurch die Ueberzeugung von der hohen gegenwärtigen

Vollkommenheit der Mondstafeln noch anschaulicher geworden, theils würde dadurch die künftige Prüfung, ob diese Vollkommenheit durch Hinzufügung einer oder der andern neuen Gleichung noch Etwas gewinnt, ungemein erleichtert seyn. Ueberhaupt hätten wir in der Einleitung vor diesen Tafeln etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht; wir sind zwar übrigens keineswegs für die weitläufigen Anweisungen, in welchen manche Verfasser von Tafeln allbekannte Dinge zum Ueberdruß wiederholten; aber das, was neuen Tafeln eigenthümlich ist, in der Kürze, aber doch vollständig und ausdrücklich, angezeigt zu finden, scheint uns doch ein billiger Wunsch, wenn es gleich nicht schwer ist, dieß durch Analyse der Tafeln selbst heraus zu finden.

Der vornehmste Unterschied der Form dieser Tafeln von derjenigen, welche seit Tobias Mayer von Mason, Triesnecker und Bürg beybehalten war, besteht darin, daß nicht die wahren, sondern die mittleren Sonnenlängen zum Grunde liegen. Auch Länge des Knoten und Perigeum werden hier nicht erst durch eine von der Sonnen-Anomalie abhängige Gleichung verbessert. Dagegen ist die Evection von den übrigen kleinen Gleichungen getrennt. Die Anzahl der kleinen Gleichungen, deren Argumente alle, unabhängig von einander, unmittelbar aus der Tafel leicht entnommen werden, beträgt, die Mutation und zwey Störungsgleichungen von der Venus und dem Jupiter eingeschlossen, jezt 32; hiermit wird das mittlere Argument der Evection verbessert; die Summe jener 32 Gleichungen und der Evection verbessert die Anomalie; die Summe der 32

Gleichungen, der Evection und der Mittelpunctsgleichung verbessert das Argument der Variation; und diese nebst den vorigen 34 Gleichungen; mit der mittlern Länge vereinigt, gibt die wahre Länge in der Bahn, die dahn noch auf die Ekliptik reducirt wird. Bey den Argumenten der Evection, der Mittelpunctsgleichung, der Variation und bey der mittlern Länge muß zugleich noch die Säculargleichung zugezogen werden; mit der letztern ist die bekannlich empirisch bestimmte kleine Ungleichheit von langer Periode in den Epochen für das 19. Jahrhundert vereinigt; bey andern Jahrhunderten muß man beide nach einer am Ende hinzugefügten besondern Tafel getrennt berechnen. In Rücksicht dieser kleinen Gleichung hält Laplace jetzt für das wahrscheinlichste, daß sie dem Cosinus der doppelten Länge des Mondsknoten, plus der Länge des Perigäum proportional sey, die Länge der Periode ist sonach 175 Jahre, der Coefficient wird $= 12''$ gesetzt, und ihr Ursprung liegt in einer vorausgesetzten Ungleichheit der nördlichen und südlichen Erd-Hemisphäre. Es ist zu wünschen, daß die Theorie in Beziehung auf diesen wichtigen Punct noch mehr vervollkommnet werden möge. In den Bürgischen Mondstafeln war diese Gleichung dem Sinus jenes Arguments weniger der dreifachen Länge des Sonnen-Perigäum proportional, und ihr Coefficient $= 14''$ angenommen. Bey der Horizontal-Parallaxe hat sich Hr. Burckhardt ganz an die Laplacesche Theorie gehalten; das Verhältniß derselben zum Horizontal-Halbmesser des Mondes gründet sich auf die in den Vollmonden beobachtete Dauer der Durchgänge durch den Me-

ridian. — Am Schlusse des Werks sind noch ein paar von Hrn. Durchhardt neu entwickelte Formeln angehängt, die mit Vortheil zur Berechnung der Neu- und Vollmonde angewandt werden können.

Sulzbach.

In des Commercierraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung: Ideen zu Beichtreden, von Gotthold Emanuel Friedrich Seidel, Diaconus an der Pfarrkirche zu St. Aegidien in Nürnberg. 1812. 94 Seiten in groß Octav. Diese Schrift möchte vor manchen andern neuern ascetischen Schriften ausgezeichnet zu werden verdienen, da sie nicht bloß dem angehenden Religionslehrer, sondern selbst dem schon geübteren, im Gedränge mannigfaltiger Amtsarbeiten reichliche und wohl-gewählte Materialien darbietet, um die Beichtreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heil. Abendmahls mannigfaltiger und fruchtbarer zu machen. Erstlich finden sich hier fünfzig bibli-sche Stellen, an welche, größten Theils glücklich und ungesucht, nur selten etwas gezwungen, einzelne Ideen oder Themata zu Beichtreden zu eigneter freyer Benutzung und weiterer Ausführung angereiht sind; alsdann kommen ähnliche bibli-sche Stellen oder Themata, die sich auf die einzelnen Festtage beziehen, zu ähnlichem Zweck; endlich sind noch einige weniger gebrauchte Texte bey Privat-Beichtreden in besondern Fällen hinzu gefügt. Wir können diese Schrift mit gutem Gewissen denen empfehlen, die solcher Ideen bedürfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. u. 41. St.

Den 11. März 1813.

Berlin.

Bey Nicolai daselbst ist von den Medicinischen
 und chirurgischen Bemerkungen unsers ver-
 ewigten Richter's der zweyte Band nach einem
 hinterlassenen Manuscripte abgedruckt worden.
 Der Gegenstand der schriftstellerischen Thätigkeit
 dieses berühmten Lehrers der Georgia Augusta war
 vom Anfange an vorzüglich die Chirurgie. Seine
 großen Verdienste um die practische Medicin kön-
 nen nur die in ihrem ganzen Umfange erkennen,
 welche in der Vorbrownischen Zeit das Glück hat-
 ten, seine Vorlesungen zu benugen. Der leben-
 digste, angemessenste, einfachste, leichteste Vortrag,
 frey von jeder Spur von Declamation von Red-
 nerkünsten oder irgend einer Art von Affectirtem,
 hielt den schon unterrichteten denkenden Theil sei-
 ner Schüler in nie erschlaffender Spannung, gab
 volle Befriedigung, und die Ueberzeugung, man
 werde auf die rechte Bahn geleitet, während daß
 selbst die stumpfsten Köpfe, die in den Vorkennt-
 nissen und Vorübungen versäumten Wundärzte und
 Apotheker, die in Aerzte sich umschaffen wollten,

N (2)

für die verwickeltesten Untersuchungen wenigstens ein augenblickliches Interesse faßten, und sie verstehen und verfolgen zu können meinten. Die Krankheit, über welche gesprochen wurde, stand Jedem vor Augen; ihre Hauptzüge, ihr Verlauf, wurden meisterhaft geschildert; die Schwierigkeiten, sie zu heilen, mit allem Nachdruck entwickelt, und besonders die Verlegenheiten des Arztes in seinem zu fassenden Entschluß, in der Auswahl der Mittel, sehr herausgehoben; endlich aber solcher Aufschluß, solche vortreffliche Vorschriften mitgetheilt, daß Keiner zweifelte, er werde in den mühslichsten Tagen am Krankenbette sich zu helfen wissen, ja mit Ehren bestehen. Aus eigener Erfahrung, aus den besten Schriftstellern, waren die Materialien geschöpft, und eine treffliche Uebersicht aller Krankheitsursachen und Heilmittel wurde gegeben, mit fleißiger Hinweisung auf die Bücher, durch die man sich weiter belehren könne. Das Bestreben des großen Lehrers, nur bey dem practisch Brauchbaren zu verweilen, nur demselben Gewicht beizulegen, und die Art, wie er ihm genügte; sein einziges Talent, die subtilsten Untersuchungen in wenigen Sätzen zur Entscheidung des gesunden Verstandes hinzustellen, brachten eine außerordentliche Wirkung hervor. Alle, selbst diejenigen, welche schon auf andern Academien und in großen Hospitälern ausgebildet worden waren, sahen sich hier an die reine Quelle der practischen Weisheit versetzt. Dieser anfeuernde, beglückende Glaube war in der That keine Täuschung; er flöste sich von selbst ein, ohne daß der Lehrer durch ein Selbstpreisen oder Heruntersetzen anderer Lehrer der Praxis sich zu heben suchte. Im Gegentheil trug gewiß Niemand mehr, als er, bey, der Clinic von Stoll in Wien einen größern

Zulauf zu verschaffen, und Reisen der jungen Aerzte nach London und Edinburgh zu veranlassen. Aber obgleich er selbst ein beyläufiges Theoretisiren gar nicht verschmähete, und zu Zeiten sich selbst zum Aufstellen einer Hypothese erhob oder herunterließ, so ist doch nicht zu läugnen, daß die ganze Art, wie er die practische Medicin stellte und vortrug, dem übrigen Studienplan der Jünglinge nachtheilig wurde, und viele davon ableitete, sich mit den Hülfswissenschaften und theoretischen Theilen der Arzneywissenschaft inniger vertraut zu machen. Dieß traurige Resultat ergab sich schon aus der vollen Einwirkung seiner Vorlesungen, wenn er sich auch nicht in verächtlichen Seitenblicken und in Spott auf und über die medicinische Gelehrsamkeit und die theoretischen Studien nur zu sehr gefallen hätte. Mehr hierüber lese man bey seinem unparteyischen, aber warmen, Lobredner, Hrn. Prof. Blumenbach. Zu seiner Entschuldigung ist indeß zu sagen, daß in der damaligen Zeit Physiologie und Pathologie sehr wenig der practischen Medicin nahe gerückt waren, und mit dieser sich noch nicht so verschmolzen hatten, wie jetzt der Fall ist, obgleich nicht immer oder durchaus zum Nutzen und Gedeihen der Praxis oder jener Wissenschaften selbst, da diese Verbindung leeren, seichten, voreiligen Hypothesen Thür und Thor öffnet, und der System- und Erklärungssucht volle Nahrung verschafft. Wichen die Ueberzeugungen seiner Schüler im ferneren Laufe ihres Lebens durch eigne Erfahrung, durch selbstständiges Nachdenken, oder durch die späteren wissenschaftlichen Revolutionen noch so sehr von den Ansichten ihres Lehrers ab, so hörten sie doch nie auf, diesem ihre bessere Bildung, eine Masse geläuterter Einsichten, das Interesse für ihre Kunst

und das aufgeregte Vermögen, frey zu raisonniren, zu verdanken. Mit dem Beginnen der Brownischen Methode veränderte sich das Verhältniß Richter's zu der nun studirenden Jugend. Diese glaubte sich auf einem höheren Standpuncte, als ihr erprobter Lehrer, sah auf ihn, wie auf alle, die nicht zu dem herrschenden System übergangen, mit frechem Dünkel herab; wollte nur die neuen Kunstworte hören, nur in die Irrlehren des Tages eingeweiht werden. Bereicht es ihm zur Ehre, seinen bewährten Ueberzeugungen getreu geblieben zu seyn, und von der verminderten Zahl seiner Zuhörer sich nicht zu irgend einem Anschmiegen an die oft nun wechselnden Systeme verleiten zu lassen, so darf doch auch nicht verhehlt werden, daß zu wünschen war, er hätte sich darauf nicht beschränkt, sondern mit der Erregungs-Theorie und einigen andern Schul-Theorien sich bekannter zu machen gesucht, um sie mit voller Einsicht widerlegen zu können. Ignoriren, witzige Einfälle, waren nicht im Stande, dem Strome dieser Zeit einen Damm entgegen zu setzen. Den jungen Leuten entging es nicht, daß er von Gegenständen sprach, die er nicht in ihrem ganzen Umfange und mit Ernst geprüft hatte. Vielleicht hätten die gründlichsten Einwürfe, auch aus dem Munde eines Richter's, das als Seuche alte und junge Männer ergreifende Uebertreten zur Brownischen Fahne, und später zu andern Verkehrtheiten, nicht zu verhindern vermocht. Aber dann hätte er doch auf eine würdige Weise gethan und versucht, was ihm seine Lage als einem der angesehensten öffentlichen Lehrer, und Interesse für Wissenschaft und Litteratur geboten. In den letztern Jahren ward ihm wieder viel von seinem ehemahligen Beyfall zu Theil, und die angehenden Aerzte erkannten wieder den unschätzbaren Werth seiner Vorlesungen.

Nicht ohne Furcht erfahren wir, daß der auch als Schriftsteller bekannte Sohn des Verstorbenen, dem wir die Herausgabe dieses zweyten Bandes verdanken, die Hefte in Druck gibt, welche den von uns so gepriesenen Vorlesungen über die specielle Therapie zum Grunde lagen. Noch kein Lehrer gewann viel an Ruhm, wenn seine Vorlesungen nach seinem Tode dem Publicum mitgetheilt wurden. Was vom Catheder herab belehrte und die Köpfe mächtig aufregte, kann nicht den Zuschnitt und die Vollendung eines litterarischen Werkes haben. Kraft und Reiz des freyen mündlichen Vortrags, nicht des bloßen Ablesens, selbst wenn vorher noch so viel niedergeschrieben war, sind an die persönliche Einwirkung geknüpft, gehen aus dem Manuscript nicht hervor, gerade wenn alles auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung, angelegt war. Der jetzt so sehr veränderten Lage der Richtung und Grundsätze medicinischer Untersuchungen nicht einmahl zu gedenken, selbst für die, welche von Neuerungen sich nicht hinreißen ließen, oder von ihnen zurückkehrten. Aber die jetzt von uns anzuzeigende Schrift ist ein schätzbares Geschenk. Sie stellt, sammt dem ersten Bande, Richter'n als Arzt dar, seine Grundsätze, seine Art zu schließen und zu handeln. Sie gibt ein anschauliches Bild von ihm, enthält einige sehr zu beherzigende Lehren, und viel Stoff zum Denken. Sie ist mit solcher genialischer Leichtigkeit und Sicherheit, mit solcher Bündigkeit und Kürze geschrieben, daß wenige medicinische Schriften solche Vorzüge des Styls vereinigen. Die einzelnen kleinen Aufsätze wollen wir nun mit derselben Unbefangenheit und Freymüthigkeit beurtheilen, mit der wir über ihn in seiner Beziehung als Lehrer der Arzneykunst sprachen.

Menschenverstand. Nicht die schöne Seite des gefunden Verstandes wird herausgehoben, die doch in keinem mit mehr Stärke hervortrat, als in dem Verfasser selbst, dessen Eigenthümlichkeiten und hohen Werth man nur zu schildern braucht, um den alles entscheidenden Einfluß dieser von den gehörigen Einsichten und andern geistigen Fähigkeiten unterstützten göttlichen Gabe besonders auf den ausübenden Arzt geltend zu machen. "Es kömmt alles auf die ersten Eindrücke, Gewohnheit, vorgefaßten Meinungen, Leidenschaften, körperliche und moralische Stimmung, an." (Wer wird dieses im Allgemeinen zu läugnen vermögen? Aber alle diese Eindrücke sind doch selbst vorher von dem gefunden Verstande aufgenommen, bearbeitet und geläutert worden, was sie zu ganz was Anderem macht, als was sie in einem verkehrten, thörichten oder schwachen Verstande sind. Auch wird der gebildete gesunde Verstand nicht verkennen, wo und wie er sich selbst vertrauen kann, oder wo ihm die Entscheidung ganz und gar nicht zukömmt..) "Armer Menschenverstand, wie wenig kann man sich auf dich verlassen!" (Obgleich er die zuverlässigste Stütze des Menschen ist, so steht ihm doch ein gewisses Mißtrauen wohl, und sichert seine Schritte.) "Laßt die Philosophen disputiren, so viel sie wollen; es kräht kein Hahn darnach. Aber die Disputen der Aerzte betreffen Leben und Tod." (Nur hängen die Streitigkeiten der Aerzte in wesentlichen Puncten immer mit der herrschenden Philosophie zusammen, deren Verirrungen und Verkehrtheiten auf alle wissenschaftliche Forschungen auf mannigfaltige Weise nur zu vielen Einfluß haben, wie die Geschichte lehrt, und die neueste Deutsche Litteratur besonders bedauern läßt.) — Ueber Systeme in der Medicin. — Von der

Lungenschwindsucht. Die Wichtigkeit der örtlichen Behandlung des Geschwür bey der Kur der Schwindsucht, durch Wahl und Veränderung der Luft, die man einathmen läßt. Was man zu thun hat, um die Ausleerung des Eiters aus dem Lungengeschwür zu befördern. Die großen künstlichen Geschwüre, an die leidende Stelle der Brust selbst gelegt, meint er, leerten das Eiter aus den Lungen selbst aus. Man veräume es zu sehr, das Brustgewölbe oft und sorgfältig zu untersuchen, um etwanige Anzeige zu finden, durch eine Operation zu helfen. (Leider ist aber der häufigere Fall bey der Schwindsucht, daß die Lungen vorher krank, besonders durch Tuberkeln entstellt sind, und später erst in Eiterung übergehen. Diese bildet dann nicht ein einzelnes großes Geschwür, sondern geht von vielen einzelnen Puncten aus.) — Von der Heilung der Nervenstieber durch Purgarmittel. Zu beherzigende Wahrheiten, auf eine solche gemäßigte und einsichtsvolle Art vorgetragen, daß sie Eindruck machen müssen. — Vom Podagra. Für einen Beweis, daß jeder Arzt in Bezug auf die Krankheit, die er selbst erleidet, in Gefahr ist, in Einseitigkeit und Sophisterei zu verfallen, daß die Beobachtung und Beurtheilung seines eignen körperlichen Zustandes dem trefflichsten Arzt oft versagt ist, oder er doch das, was er an sich selbst wahrzunehmen vermeint, zu allgemein ausdehnt, und zu viel daraus folgert. Der Medicin ist noch wenig Gewinn daraus entstanden, daß die Aerzte ihre eignen Krankheiten beschrieben. Birtanter stellte einst gegen einander, wie abweichend angesehene Aerzte ihr Podagra ansahen und heilten. Hier findet sich ein höchst merkwürdiger Beytrag dazu. Richter will ein Podagricus, aber kein Arthriticus gewesen seyn, und sagt da-

her Vieles über Gicht und Podagra, dem nicht beizustimmen ist. In der kurzen Dauer seines Podagra, in der Art, wie dessen Anfälle eintreten und wichen, ist indeß in der That viel Eigenthümliches. Er ist auch gegen die so höchst wichtige Unterscheidung von Gicht und Rheumatismus. — Vom Kindbettfieber. Viel Gutes über die Behandlung der Schwangeren und Wöchnerinnen, um Krankheiten, besonders das Kindbettfieber, zu verhüten: vorzüglich zu Gunsten der Stuhlausleerungen. Aber die Natur des Kindbettfiebers ist nicht richtig aufgefaßt. Schon daß dasselbe so höchst selten sich ausbildet, während daß die Ursachen, die angenommen werden, so vielfach in aller Stärke Statt finden, weist auf einen besondern Zusammenhang dieses eigenthümlichen Fiebers hin, das als exsudative Entzündung des Peritonäi u. s. w. unter besondern Verhältnissen anzusehen und zu behandeln ist. Das Entstehen dieser Entzündung ist Folge vorhergegangener besonderer Umstände, die zum Theil oder zu Zeiten durch ausleerende Mittel zu beseitigen seyn mögen. So weit stimmen wir ihm bey. Ist aber diese Entzündung einmahl zu Stande gekommen, so macht ihr schnelles Uebergehen in Ergießung von Lymphe, in Eiterung, Brand und Lähmung allerdings den Erfolg der Kur sehr zweifelhaft, aber diese muß dann doch gegen diese Art von Entzündung selbst gerichtet werden, und Abführungsmittel sind dann als wesentlicher Bestandtheil des Heilverfahrens nicht mehr angezeigt. — Ein Hirnbruch. — Ein Nasenpolyp. — Eine Krankheit der Stirnhöhle. Lehrreiche Fälle. — Blutbrüche. — Von den Brechmitteln, voll ihres Lobes. Was Ipecacuanha und Brechweinstein in kleinen Gaben leisten, mit merkwürdigen

Fällen belegt, selbst der Nutzen von grober Zinnseife gegen Krämpfe wird auch hier geltend gemacht. — Eine sonderbare Nervenkrankheit. Die Krankheitsgeschichte hat Hr. Hofrath Feder einst in Moriz's Magazin ausführlich erzählt, und sie ist der bewährteste, auffallendste Fall von Somnambulismus mit allen seinen Erstaunen erregenden Sonderbarkeiten, ohne thierischen Magnetismus entstanden. Ein Seminalreiz, von welchem hier im Allgemeinen gesprochen wird, soll die Krankheit erregt, Campher geholfen haben. — Vom Fleckfieber. "Der Haupt-Character des Fleckfiebers ist gastrisch; die Hauptmittel, welche das Fleckfieber erfordert, sind Brech- und Purgirmittel. Das gilt indeß nur vom einfachen Fleckfieber. Dieses kann eine faulichte, nervose, ja nach Einigen, selbst eine inflammatorische Modification annehmen, welche dann bey der Kur eine sehr ernste Rücksicht erfordert. Am meisten neigt sich das Fleckfieber zu einer faulichten Modification. Gemeinlich ist der Stücker im Darmcanal, der die Hauptursache des Fleckfiebers ist, faulichter Art. Wenn dieser nicht bey Zeiten ausgeleert wird, steckt er die ganze Säftemasse an. Der Kranke hat nun ein Faulfieber und ein gastrisches Fieber zugleich. Hier muß freylich auf die allgemeine faulichte Beschaffenheit des Fiebers eine ganz vorzügliche Rücksicht genommen werden. Nur ist dabey zweyerley zu erinnern: 1) er warne vor dem Gebrauch der China, die, wie er glaubt, die meisten Todesfälle veranlaßte, welche er bey dem Fleckfieber sah. Viel besser bekomme in diesem Fall die Arnicawurzel und mineralische Säure. 2) man muß sich bey dem allgemeinen faulichten Character der Krankheit und der damit verbundenen Schwäche ja nicht von dem Gebrauch der

Purgirmittel abschrecken lassen, die indeß mit großer Vorsicht zu geben sind. 2 bis 3 Stuhlgänge führen schadhafte Stoffe ab und stärken, die folgenden sind wässericht und schwächen. Nicht selten entsteht dann aber nach einigen Tagen die Nothwendigkeit zu purgiren von neuem wieder. Das dringendste Bedürfniß zum Purgiren zeigt der Meteorismus an. Ist mit dem Fleckfieber ein einfacher nervöser Zustand ohne Fäulniß verbunden, so muß man freylich neben den Ausleerungsmitteln auch incitirende Mittel gebrauchen; nur bekommen Arzneyen dieser Art nicht, wenn sie zugleich auf die Haut wirken, und die Ausdünstung befördern. Viele Kranke sind zum Schweiß geneigt, und befinden sich übel dabey. Beschreibung der Epidemie von Fleckfieber zu Ellershausen, die der Gegenstand der Inauguraldissertation des Hrn. Leibarztes Althof war. Von 75 Kranken daselbst starben nur 5, wovon 2 der Kur nicht zur Last fallen. Seine Purgirmittel sind besonders Tamarinden und Manna, am Ende der Krankheit Rhubarber. (Diese Ansichten und Rathschläge, die selbst jetzt noch Vielen auffallend und anstößig seyn werden, verdienen als Resultate der Erfahrung, in reife Erwägung gezogen zu werden. Rec. kann nicht unternehmen, hier aus einander zu setzen, in wie fern er mit der Lehre und Praxis, die hier aufgestellt werden, übereinstimmt, oder davon abweicht.) — Von der Regeneration der Haut. Die Haut des Vorderarms bis ans Ellenbogengelenk sah er sich wieder ersetzen. Wird die neu sich erzeugende Haut an irgend einer Stelle ganz trocken, weiß und dünne, und liegt sie auf den unter ihr seynenden Stellen an und klebt sich an, so wird die Verlängerung der Haut verhindert. Man berühre solche Stellen ein paar Mahl des Tages gelinde mit Höllenstein. — Läßt sich aus der

chemischen Zerlegung der Arzneymittel ein sicherer Schluß auf ihre Arzneykräfte machen? Ein geistvoller, schön geschriebener Aufsatz! den Keiner lesen wird, ohne zu tiefem, fruchtbarem Nachdenken gereizt zu werden, so oft dieser Gegenstand auch schon verhandelt worden ist, und so viel sich auch gegen einzelne Sätze erinnern läßt.

Paris.

Vey Buisson, Treuttel und Würz: *Mémoire sur l'état actuel des Samaritains*, lu à la Classe d'Histoire et de Littérature ancienne de l'Institut impérial de France, par M. Silvestre de Sacy. 1812. 71 Seiten in Octav.

Seit 1605 sind die Samaritaner zu Gaza, Damas und Großkairo ausgestorben, und von der Zeit des Barons Beauvau bis jetzt sind sie, nach einem ungefähren Ueberschlag, von 250 Familien auf 30 herabgesunken: wie lange wird es noch währen, so sind sie mit ihren Begriffen, Meinungen, Sitten und Gebräuchen von der Erde verschwunden? Man muß eilen, vollständigere Nachrichten über sie zu sammeln, als wir von unsern Vorfahren über sie ererbt haben. Nicht glücklich haben die Forschungen über die religiösen Secten unserer Zeit den Hrn. Senator, Grafen Gregoire, veranlaßt, durch die Vermittelung des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Champagny, Fragen über die Samaritaner an die Französischen Agenten der Levante gelangen zu lassen. Im Jahr 1808 gingen von drey verschiedenen Orten bereits Antworten ein, unter denen die von Corancez, dem ältern, damaligem Generalconsul zu Aleppo (jetzt zu Bagdad), die wichtigste war. Er hatte den einzigen Weg, zu Etwas, was mehr als Sage ist, zu kommen, gewählt, und die an ihn gelangten Fragen mit einem Schreiben an die Samaritaner nach Nablos

(Sichem) zur Beantwortung gesendet, die auch nicht lange ausblieb, und von der Hand des dasigen Priesters Salameh abgefaßt war. Nach der Ankunft dieser Antwort zu Paris verband sich Hr. Gregoire mit seinem Orientalisch-gelehrten Freunde, Hrn. Silvestre de Sacy, zur Fortsetzung des Briefwechsels mit Salameh: und auf das zweyte, mit einem Mémoire voll Anfragen begleitete, Schreiben war schon in der Mitte des J. 1811 eine Antwort eingegangen, aus welcher die Hauptangaben in dieser Schrift ausgezogen sind. Der Briefwechsel geht noch fort, und wenn er einst für geschlossen angesehen werden kann, gedenkt ihn Hr. Silv. de Sacy in seinem ganzen Umfange, mit erläuternden Anmerkungen, drucken zu lassen, was für mehrere Gelehrte und Fächer ein sehr erwünschtes Geschenk seyn wird.

Bis jetzt sind wir doch schon über einige Punkte, welche der früher (in Eichhorn's Repertorium für bibl. und morgenl. Litter. Th. IX u. XII) gedruckte Briefwechsel mit Scaliger, Huntington und Ludolf im Dunkeln gelassen hatte, aufgeklärt, obgleich über andere der Samaritanische Briefsteller mit der Sprache offen herauszugehen noch nicht geneigt zu seyn scheint. Die Bekanntschaft ist auch zu neu; ihre Fortsetzung wird sie wohl traulicher stimmen, besonders bey dem herzlichen Tone, in welchem Briefe und Fragen, nach den einzelnen eingerückten Bruchstücken zu urtheilen, abgefaßt sind. Die Anbetung einer Taube in der Synagoge (oder dem kleinen Tempel) zu Nablus, die man den Samaritanern Schuld gegeben hat, läugnet Salameh geradezu ab; sie ist auch wohl ein plummes Mißverständniß, von dem schon Reland eine wahrscheinliche Erklärung gegeben hat; indessen muß doch von Seiten der Samaritaner eine unschuldige Veranlassung dazu gegeben worden seyn, über die aber der Priester noch ein gestiffentliches Stillschweigen zu beobachten scheint. Weder über die

Lehre von den Engeln, noch über die von dem Propheten Hachab oder Hachab, noch über die Ursache, warum die Samaritaner ihr Osterlamm nicht mehr auf dem Berge Garizim schlachten, geht er offen heraus. Die Leviratshehe soll noch gelten; aber der Bruder, der dem kinderlos Verstorbenen zu Nachkommen verhelfen soll, ist im uneigentlichen Sinne bloß ein Mann von gleicher Religion, also ein Samaritaner. Die Polygamie besteht noch, aber als Bigamie; stirbt einem Manne eine der beiden Weiber, so darf er zu der am Leben gebliebenen keine zweite nehmen; ist aber auch diese todt, so kann er als Witwer wieder heirathen, aber (wie es scheint) nicht zwey Weiber, sondern nur Eine. Seit 150 Jahren ist die Familie Ahrons ausgestorben; seitdem bekleidet das Pontificat ein simpler Nachkomme Levi's; daher nennt sich auch Salameh einen Levitischen Priester. Das Osterlamm wird jetzt, weil es nicht mehr, wie gesetzlich wäre, auf dem Berge Garizim geschehen darf, im Innern der Stadt Nablos geschlachtet, das für einen Theil des Heiligthums angesehen wird: beym Genuß des Passah mit ungesäuertem Brode und bittern Kräutern wird (wie auch beym Gebet) das Angesicht gegen den Berg Garizim hin gerichtet. Von allen ehemals gewöhnlichen Opfern ist nur das Passahopfer noch üblich; an die Stelle der übrigen haben die Priester Gebete eingeführt. Von einer Samaritanischen Uebersetzung des Pentateuchs, und von ehemaligen Auslegern desselben weiß Salameh; doch scheinen wir Europäer schon besser, als der Priester, von der ehemaligen Litteratur der Samaritaner unterrichtet zu seyn, und von dieser Seite wenig Neues zu erwarten zu haben.

Stuttgardt und Tübingen.

In der Cotta'schen Buchhandlung: Friedrich von Schillers sämmtliche Werke. Erster Band.

1812. LX und 286 S. Zweyter Band. 408 S. Dritter Band. 728 S. Octav.

Es darf wohl als ein gutes Zeichen für die Deutsche National-Litteratur angesehen werden, daß in kurzer Zeit drey Deutschen Autoren vom ersten Range durch eine Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke ein literarisches Denkmahl errichtet werden konnte, so ungünstig auch die Zeitumstände solchen Unternehmungen zu scheinen. Je mehr man beklagen muß, daß solche Männer, wie Herder, Johannes Müller und Schiller, der Deutschen Litteratur so früh entrisfen wurden, da man sich von ihren unerschöpfren Geisteskräften noch so Vieles versprechen konnte, desto mehr Ehre macht es der Nation, daß sie, durch keine Zeitumstände gestört, Interesse genug für jene Unvergesslichen zeigte, um einem Buchhändler Muth zu machen, ohne Säumen eine vollständige Ausgabe ihrer Werke zu unternehmen. Aber niederschlagend ist es zugleich, wenn die Unternehmung nicht der großen Schriftsteller würdig ausfällt; wenn sie so eilig gefördert werden muß, daß der Verleger, um durch schnellen Absatz so bald als möglich seine Kosten zu decken, nicht einmahl für correcten Druck sorgen konnte; und wenn nun gar, damit die Bände sich desto geschwinder verkaufen, die Anordnung der Sammlung, diesem mercantilschen Zwecke gemäß, so eingerichtet werden muß, daß das Publicum zu erst die Inedita, wäre es auch nur ein Theil der Privat-Correspondenz des Schriftstellers, oder daß es wenigstens in jedem Bande etwas Neues erhalte. Weder die Herausgeber, noch der Verleger, sind in solchen Fällen unbedingt für das Unschickliche einer solchen Behandlung des Nachlasses der Verstorbenen verantwortlich. Ursachen, die sich errathen lassen, können nothwendig machen, daß das Mercantilsche bey der Herausgabe eines Buchs nicht als bloße Neben-

sache behandelt werde. Aber, wie gesagt, ein unerfreulicher Anblick bleibt es, die Werke von Herder voller Druckfehler und ohne richtige Interpunction, und die Werke von Joh. Müller ohne Rücksicht weder auf ihre Wichtigkeit, noch auf genaue chronologische Ordnung, gesammelt vor sich zu sehen. Der Herausgeber der Werke Sch's., Hr. Appellationsr. Körner in Dresden, hat rühmlich dafür gesorgt, daß diese Ausgabe einen würdigeren Character erhielt. Daß bey der Anordnung genaue Rücksicht auf die Zeitfolge genommen wurde, ist kein geringes Verdienst. Gerade bey einem solchen Dichter, wie Schiller, der immer höher strebte, und nach immer reineren Ideen von poetischer Vollkommenheit zu dichten sich bemühte, lohnt es sich besonders der Mühe, genau wahrzunehmen, wie er von einer Stufe der Bildung zur andern stieg. Aber eine bloß chronologische Anordnung der Werke eines Schriftstellers, wie Sch., scheint uns doch auch nicht dem Geiste eines litterarischen Denkmahls zu entsprechen. Sch. glänzt in unserer Litteratur als Dichter, und namentlich als dramatischer Dichter. Seine profaischen Schriften hätten allerdings auch allein ihren Verfasser auf die Nachwelt bringen können; aber Sch's. Ruhm gründet sich nicht auf sie. Uns dünkt, es wäre weit passender gewesen, die poetischen Werke dieses Schriftstellers von den profaischen zu trennen, u. unter den poetischen sowohl, als den profaischen, wieder Abtheilungen zu machen, die auf der Natur der Sache beruhen. Zuerst würden wir die sämtlichen Schauspiele in chronologischer Ordnung voran gestellt haben; dann die übrigen Gedichte, wieder in derselben Ordnung, nach den drey Perioden der genialischen Umbildung des Dichters. Auf die Gedichte hätte der Roman, der Geisterseher, folgen, und das Uebrige, was in dasselbe Fach gehört, mitgenommen werden können. Unter den eigentlich

profaischen Schriften würden wir wieder die historischen von den philosophischen, ästhetischen u. kritischen abgefordert haben. Dann hätte die Sammlung, wie uns dünkt, eine so klare Anschauung von der Entwicklung des Genies des Verf. in jeder Art seiner Geisteswerke gegeben, als zu geben möglich war. Eine andere Anordnung ist beliebt worden. Die Zeitfolge allein hat entschieden. Wir erhalten also in diesen drey Bänden zuerst die vermischten Gedichte aus der ersten Periode; hierauf das Schauspiel *Semele*, und die *Räuber*. Der zweyte Band liefert die beiden Trauerspiele *Fiesco*, und *Cabale u. Liebe*; dann einige profaische Aufsätze. Hierauf folgen im dritten Bande der *Don Carlos*, und das Fragment eines unvollendet gebliebenen Schauspiels, der *Menschenfeind*. Nun folgen die vermischten Gedichte der zweyten Periode, vom J. 1785 bis 1788. Den Beschluß machen die metrischen Uebersetzungen aus der *Aeneide*. — Voran geschickt ist die Lebensbeschreibung des Dichters vom Herausgeber, würdig u. gut geschrieben, aber, wie wir glauben, lange nicht genügend. Sie gehört zu den Biographien, die wir exoterisch nennen möchten. Sie enthält Sch's Leben so erzählt, wie es ein gebildeter Weltmann vor einer großen und gemischten Gesellschaft erzählen würde. Sorgfältig, und mit Recht, ist alles vermieden, was der leidigen, die Litteratur entehrenden, Anekdotenflatscherey ähnlich seyn könnte, die so viele Liebhaber findet. Aber auch alles, was irgend d. Schwachen Aergerniß geben könnte, ist umgangen, oder kaum berührt, oder nur auf das leiseste angedeutet. Wenige Notizen sind mitgetheilt, die uns tief in das Innere des Dichters blicken ließen. Aber auch hierüber dürfen wir mit dem Herausgeber nicht streiten, da er als Freund des Dichters am besten wissen mußte, wie u. in welcher Form sein Freund selbst dem großen Publicum biographisch dargestellt zu werden wünschen würde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 13. März 1813.

Göttingen.

Bei J. F. Röwer: Zeitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Von Gottlob Ernst Schulze. 1813. XXV und 430 Seiten in Octav.

Die Moral-Philosophen weichen nicht nur in Ansehung der Principien, wodurch die wesentlichen Merkmale alles sittlich Guten ausgedrückt werden sollen, sondern auch noch darin sehr von einander ab, daß sie entweder durch eine und dieselbe Idee von diesem Guten jede Handlung, die sittlichen Werth haben soll, bestimmt werden lassen, oder daß sie zwey in wesentlichen Stücken von einander abweichende, und daher sogar einander oftmahls widersprechende Ideen und Muster für die sittliche Güte des menschlichen Handelns annehmen, so daß diesem Handeln jene Güte nach der einen Idee zukommen kann, ob es gleich, mit der andern verglichen, davon gänzlich entblößt ist. Was zwar die Alten, einen Plato und Aristoteles nämlich, betrifft, so bewahrte sie ihr wissenschaftlicher Geist, ferner ihre Ansicht vom Staate, von dessen Bestim-

S (2)

mung und von dem Leben in demselben, vor der
 Annahme einer zwiefachen Form und Ausbildung
 der obersten Idee in der Moral. Die Lehre vom
 Staate und von den Gesetzen für die Verhältnisse
 der Mitglieder desselben zu einander (die Politik),
 war ihnen der erhabenste und wichtigste Theil der
 practischen Philosophie, weil darin gezeigt werden
 sollte, wie der Idee vom höchsten Gute Einfluß
 auf menschliche Entschlüsse zu verschaffen sey,
 damit jene Idee im Leben verwirklicht werde. Als
 ferner im siebenzehnten Jahrhundert die Moral aus
 der Agonie, worein sie während der Barbarey der
 Mittleren Jahrhunderte gerathen war, erweckt
 wurde (wozu das Bestreben, in Ansehung der Ent-
 scheidungen über streitige Rechtsfälle durch die
 positive Gesetzgebung, vorzüglich durch die Römi-
 sche, Begründungsgründe ausfindig zu machen, die
 meiste Veranlassung gab), war man anfänglich auch
 weit davon entfernt, für die Idee vom rechtlichen
 Handeln Elemente anzunehmen, die von denen des
 tugendhaften Handelns, nach den damals herr-
 schenden Begriffen hiervon, wesentlich verschieden
 wären, wie aus Pufendorf's Bearbeitung des Na-
 tur- und Völkerrechts bekannt genug ist. Tho-
 masius aber, anfänglich bloß die Lehren jenes wei-
 ter ausbildend, und zu den Reformen, die er in
 manchen Theilen des positiven Rechts beabsichtigte,
 benutzend, glaubte späterhin, daß in der damals
 noch neuen Wissenschaft von einem Naturrechte,
 der Unterschied der innern und äußern Verbind-
 lichkeit, zum Nachtheile jener Wissenschaft und ih-
 res eigenthümlichen Zweckes, sehr vernachlässigt
 worden sey, und fand in diesem Unterschiede eine
 Veranlassung, das honestum, iustum und deco-
 rum schärfer zu unterscheiden, als von den Scho-
 lastikern, von Pufendorf und von ihm selbst in

der *jurisprudentia divina* geschehen sey, und für jedes ein besonderes Princip aufzustellen. Durch diese Unterscheidung jener Begriffe nun, die von seinen Schülern, und nachher von Andern, weiter ausgebildet wurde, erhielt die Moral-Philosophie einen ganz neuen, den Griechen völlig unbekanntem, Theil, nämlich eine in ihren Principien und Resultaten von der Ethik sehr verschiedene Rechtslehre, worin eine ganz eigene Art sätlicher Vollkommenheit des menschlichen Handelns bestimmt werden soll, die von der Vollkommenheit dieses Handelns nach der Ethik nicht etwa bloß in einigen besondern Bestimmungen abweicht, sondern derselben oft ganz und gar entgegengesetzt ist, so daß eine und dieselbe Handlung, ob sie gleich, vom ethischen Standpuncte aus betrachtet, tadelnswürdig und sogar abscheulich seyn mag, von dem naturrechtlichen aus erwogen, sich der vollen Billigung der moralisch gesetzgebenden Vernunft zu erfreuen hat.

Der Verfasser der jetzt anzuzeigenden Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts gesteht in der Vorrede, daß die Opposition, worin das Naturrecht der Schule des Thomastus mit der Ethik steht, für ihn von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen sey; daß ferner die, selbst von den eifrigsten Bearbeitern jenes Naturrechts eingestandene, Untauglichkeit desselben, mehrere der wichtigsten und unentbehrlichsten Rechts-Institute im Staate zu begründen und für diesen zweckmäßig zu ordnen, ihm ein Mißtrauen gegen die ganze darin entwickelte Weisheit eingeflößt und ihn genöthigt habe, für die Idee des Rechts, welche der Staat zu realisiren bemüht seyn soll, andere Principien und Fundamente aufzusuchen, deren Angabe und

Entwicklung das gegenwärtige Welt enthält. Er gesteht, daß dabey die Rechts-Philosophie der Alten ein Leitstern für ihn gewesen sey, und ist auch nicht in Abrede, daß bereits von Andern mehrere Theile der bürgerlichen Gesetzgebung aus ethischen Ideen, und deren Anwendung auf das eigenthümliche Leben des Staats, abgeleitet worden seyen; macht aber darauf Anspruch, diese Ableitung weiter, als in neueren Zeiten geschehen ist, getrieben, oder die, von so Vielen gewünschte Ausöhnung der philosophischen Rechtslehre mit der Ethik, der Vollendung näher gebracht zu haben. Sein Verfahren hierbey ist, daß er in der Untersuchung der Gründe und Gesetze für das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft von denjenigen ethischen Ideen, welche sich auf die verschiedenen Arten der Wechselwirkung der Menschen auf einander beziehen, ausgeht, und hernach zeigt, wie diese Ideen in der Anwendung auf jenes Leben, der Natur des Staates gemäß, besondere Zusätze und Bestimmungen erhalten. Und er behauptet sogar, daß auf dem Wege, welchen er für die Aufsuchung der Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts eingeschlagen hat, alle wahre Verbesserung und Ausbildung dieses Rechts durch die positiven Gesetzgebungen älterer und neuerer Zeit zu Stande gebracht worden sey, obgleich man sich desselben nicht immer deutlich bewußt war.

Gewiß erwarten die Leser in diesen Blättern weder eine vollständige Angabe des Inhalts des Werks und alles dessen, worin der Verfasser von andern philosophirenden Rechtslehrern abweichend denkt, noch weniger aber eine Beurtheilung des ganzen Unternehmens und des Gewinnes, welchen sich die Rechts-Philosophie und die Aufklärung

des Geistes der bürgerlichen Gesetzgebungen etwa davon zu versprechen haben dürfte. Vielleicht wünschen jedoch manche Leser eine Andeutung dessen, was sie in dem Werke finden können, und diesem Wunsche wollen wir jetzt, so weit es der Raum dieser Blätter erlaubt, Genüge thun.

Die Einleitung ist der Geschichte der Bildung der Idee von einer Philosophie des Rechts gewidmet. Am ausführlichsten wird darin von der Entstehung des Naturrechts der Thomastus'schen Schule, und von dem Einflusse des Römischen Rechts auf dasselbe, gehandelt.

Der erste Theil enthält die Fundamental-Lehren des bürgerlichen und peinlichen Rechts, von welchen diejenigen, welche das oberste Moral-Princip, die Elemente der Idee des Rechts und die eigenthümliche Natur oder den Zweck des Staats betreffen, die wichtigsten sind.

Darüber, daß das sittlich Gute nicht durch ein Hingeben an die bloßen Naturtriebe, und durch die Befriedigung dieser ihrer Forderungen, sondern aus einer Uebereinstimmung des menschlichen Handelns mit Idealen der Vernunft über den, von der Eigenmacht abhängigen Gebrauch unserer geistigen und körperlichen Kräfte entspringe, ist man unter den Moral-Philosophen so ziemlich einverstanden. Aber dieselben weichen in der Beantwortung der Frage: Wie denn die Vernunft zu jenen Idealen komme, und woher sie den Stoff und die Form dazu nehme, sehr von einander ab. Manche finden nämlich bloß in den mannigfaltigen angenehmen Gefühlen, deren unsere Natur fähig ist, den Stoff zu den Idealen für das Handeln, und denken sich einen, so viel als möglich ununterbrochenen Fluß von Genüssen als die Vollendung des

Zustandes, nach welchem die menschliche Natur streben soll. Andere hingegen setzen diese Vollendung in Aeußerungen der menschlichen Kräfte, welche, auch ohne alle Beziehung auf einen damit verbundenen Genuß, oder für sich selbst genommen, einen Werth haben. Von den letztern nehmen nun Einige an, daß die Regel für dergleichen Aeußerung völlig ausgebildet und fertig, oder auf angeborne Art in der menschlichen Vernunft liege, und das sittlich gute Handeln durch Unterordnung der Bestrebungen unserer Natur unter diese Regel zu Stande komme; nach Andern aber soll die Vernunft, nachdem sie sowohl die eigenthümliche Bestimmung jeder der Eigenmacht unterworfenen Kraft im Menschen, als auch den Einfluß, worin die verschiedenen Kräfte unserer Natur durch ihre Wirksamkeit auf einander stehen, erkannt hat, Vorstellungen von einer vollendeten Zusammensetzung jener Kräfte in ihrer höchsten naturgemäßen Aeußerung bilden, und solche als Muster für die menschliche Thätigkeit aufstellen. Dieser Partey unter den Moral-Philosophen ist auch der Verfasser zugethan. Ihm ist die so genannte practische oder moralisch gesetzgebende Vernunft eine, durch Ideale, worin sie zeigt, wie das Chaos der menschlichen Triebe zu einem harmonischen Ganzen zu ordnen sey, unsern Willen afficirende Vernunft. Daher hat er es sich auch angelegen seyn lassen, von jeder sittlichen Idee, die in dem Werke zur Begründung bürgerlicher Gesetze aufgestellt worden ist, theils den dazu in den Trieben des Menschen gelegenen Stoff, theils die Gestaltung dieses Stoffes zu einer moralischen Idee vermittelst der Vernunft, genau nachzuweisen. Und diesem Verfahren gemäß bekommt denn auch

die Idee des Rechts einen andern Inhalt und Umfang, als ihr gemeiniglich zugeschrieben wird. Sie ist nämlich, nach dem Verfasser, nicht auf dasjenige eingeschränkt, was die Achtung gegen die menschliche Natur, oder der Anspruch, welchen jeder Mensch, als solcher, auf Persönlichkeit oder äußere Freyheit macht, für das Einwirken auf denselben vorschreibt; sondern wird zugleich mit von den Gefinnungen des Wohlwollens und der Billigkeit gegen andere Menschen bestimmt. Was aber den Staat betrifft (der dem Verfasser weit mehr ist, als eine bloße Rechtsversicherungsanstalt, oder Affecuranz-Gesellschaft für die äußere Freyheit), so wird dessen Natur in dem Werke nur so weit genauer erforscht, als nöthig war, um begreiflich zu machen, daß und in wie fern sittliche Ideen bey der Anwendung auf das Leben in demselben, oder auf die Verhältnisse der Bürger zum Staate, als einer Totalität, so wie auch zu einander, nothwendig besondere Bestimmungen erhalten müssen, damit die Verwirklichung der Ideen, Darstellung von einem sittlich Guten, das jenem Leben angemessen ist, ausmache. Zum Beschlusse der Lehre von dem Staate werden die verschiedenen, auf die Bedingungen von dessen Erhaltung und Gedeihen Beziehung habenden Doctrinen angegeben (wodurch die Philosophie des bürgerlichen und peinlichen Rechts ihre bestimmte Stelle in einem Systeme der Moral-Philosophie angewiesen erhält), und die Gründe der Eintheilung des bürgerlichen Rechts in das öffentliche und in das Privat-Recht bengebracht.

Unter dem öffentlichen Rechte, wovon der zweyte Theil handelt, versteht der Verfasser das Recht

des einzelnen Bürgers in Beziehung auf den ganzen Staat, wovon die Ansprüche auf bürgerliche Selbstständigkeit, auf Gewissensfreiheit und auf Verdienstlichkeit um den Staat als die wichtigsten Bestandtheile angegeben worden sind. Bekanntlich kommen in Ansehung dieser Rechte große und mannigfaltige Einschränkungen in den wirklichen Staaten vor, über deren Nothwendigkeit und Güte viel gestritten worden ist. Der Verfasser hat alle hieher gehörigen Streitfragen aus seiner Idee von der Bestimmung des Staates zu einem Institute für die fortschreitende Ausbildung der menschlichen Natur beantwortet. Am ausführlichsten ist die Betrachtung der möglichen Verschiedenheit des Verhältnisses der Kirche zum Staat, und über die Güte jeder Art dieses Verhältnisses, ausgefallen, weil hierbey auch vielerley berücksichtigt werden muß, um das der Idee des Rechts Angemessene ausfindig zu machen.

Die Ober-Eintheilung des Privat-Rechts in dritten Theile ist die in das persönliche und dingliche Recht. (Die logische Richtigkeit des dritten Gliedes, oder des auf dingliche Art persönlichen Rechts, womit man neuerlich jene Eintheilung hat bereichern wollen, bestreitet der Verfasser.) Das persönliche Recht ist aber wieder in das allgemeine und besondere, oder das Familien-Recht, eingetheilt worden. Von dem allgemeinen sind die Verträge, welche die Bürger mit einander schließen, das Fundament, daher der Vortrag jenes Rechts auf die Theorie der Verträge eingeschränkt worden ist. In dieser Theorie wird nun, nachdem die Gründe der Verbindlichkeit, einen Vertrag zu erfüllen, entwickelt worden sind, die

Behauptung beleuchtet und bestritten, daß schon nach der practischen Vernunft die Nichterfüllung eines Vertrags zu einem Zwange gegen den Promittenten berechne, und dagegen gezeigt, daß ein solcher Zwang einzig und allein ein Institut des Staates sey, das sich aber vollkommen rechtfertigen lasse, weil der Promittent dadurch nur zur Leistung dessen angehalten wird, wozu er sich durch seine Vernunft selbst hätte zwingen sollen. Die Lehre von den Bedingungen der Gültigkeit der Verträge ist schon längst so gut bearbeitet worden, daß darin keine Verbesserungen von Erheblichkeit zu erwarten sind. Der Classification der Verträge, in welcher aber nur in Ansehung der obersten Glieder Vollständigkeit möglich ist, hat der Verfasser die Verschiedenheit der Personen, welche, ferner der Objecte, worüber sie einen Vertrag schließen, endlich der Bedingungen, unter welchen dieser gültig seyn soll, zum Grunde gelegt. Zuletzt wird noch dargethan, daß und warum in der Gesetzgebung civilisirter Nationen der Ausspruch des moralischen Gefühls immer als eine unveränderlich gültige Regel für die Rechte und Verbindlichkeiten aus Verträgen anerkannt worden ist, und daß die besondern Bestimmungen, womit manche Verträge in Ansehung ihrer Gültigkeit durch die positive Gesetzgebung versehen worden sind, noch keinen Abfall dieser Gesetzgebung von jener Regel enthalten oder beweisen, sondern vielmehr dazu dienen sollen, eine sichere Anwendung der Regel auf die darunter im bürgerlichen Leben gehörigen Fälle zu befördern.

Dem Verfasser ist die Ehe eine Schule der Bildung zur Humanität, und die monogamische Form derselben gerade diejenige, wodurch das

Liebenswürdigste in dieser Bildung und ihrer Aeußerung Gedeihen erhält. Nach dieser Ansicht von der Ehe ist das Familien-Recht abgehandelt, und die Güte der Gesetze, wodurch die Rechtsverhältnisse der Ehegatten, so wie auch der Eltern und Kinder zu einander, bestimmt worden sind, untersucht worden.

Um im dinglichen Rechte die Ansprüche auf den ausschließlichen Besitz und Gebrauch einer äußern Sache zu erklären und zu rechtfertigen, beruft sich der Verfasser auf das Daseyn eines Naturtriebes im Menschen zur Inhabung einer Gegend auf der bewohnbaren Erde, und zur ausschließlichen Benugung der darin befindlichen brauchbaren Dinge für den nöthigen Unterhalt, welcher Trieb auch bey einigen Thiergattungen angetroffen werde, bey dem Menschen aber, nach der Beschaffenheit seiner Bedürfnisse, sehr verschiedene Ausbildungen erhalte. Was jedoch die Befriedigung dieses Triebes betrifft, so ist sie einer Leitung, die aus der, das ganze Leben und' alle Verbindlichkeiten des Menschen ordnenden Vernunft stammt, bedürftig, um mit der Idee des Rechts zusammen zu treffen. Hierauf wird gezeigt, wie dieses Recht im Staate besondere Bestimmungen annehmen müsse, um dem Zwecke desselben angemessen zu seyn. Für diese Bestimmungen werden die obersten Regeln angegeben, und durch Anwendung auf die Vertheilung des Landeigenthums im Staate, so wie auch auf die Verleihung der Eigenthumsrechte an Geistes-Producten, erläutert. Die letzte Untersuchung dieses Theils betrifft die verschiedenen, in civilisirten Staaten eingeführten, Erwerbarten eines äußern Eigenthums, und die moralischen, durch

die Natur eines Staates bestimmten Gründe derselben.

Nachdem im vierten Theile die innern und äußern Unterschiede des bürgerlichen und peinlichen Rechts, und das Verhältniß dieses zu den Zwecken des Staats, ferner die Absichten, welche man durch die, seit fünfzig Jahren aufgesuchten und vorgeschlagenen Verbesserungen der Criminal-Justiz erreichen wollte, endlich auch die Hauptfragen bestimmt worden sind, welche eine philosophische Theorie des Criminal-Rechts zu beantworten hat; so kritisiert der Verfasser diejenigen Principien für diese Theorie, welche bisher in Deutschland den meisten Beyfall gefunden haben, nämlich das Princip der Abschreckung (oder des psychologischen Zwanges), der Wiedervergeltung und der Besserung, und zeigt, mit welchem unverfügbaren Fehler jedes behaftet sey. Hierauf stellt er die, seinen Rechts-Principien angemessene Strafrechts-Theorie auf, welche mit dem Titel der Selbsterhaltungs-Theorie versehen worden ist. Die Grundlage davon macht das, jedem Menschen zukommende Recht der Selbstvertheidigung gegen Angriffe und Beleidigungen (der Nothwehr, *inculcata tutela*). aus. Nachdem nun gezeigt worden ist, auf welche Triebe der menschlichen Natur sich diese Selbstvertheidigung beziehe, und wie ihre Aeußerung durch die Verschiedenheit der von Andern zugefügten Beleidigungen mancherley Modificationen annehme; so werden in der Vernunft die Regeln aufgesucht, denen die Ausübung der Nothwehr unterworfen werden muß; damit sie nicht in Rache ausarte, und Dienerinn des Egoismus werde. Hierauf sind die Verschiedenheiten, wor-

in das Recht der Selbstvertheidigung, das der Einzelnen gegen den Einzelnen zukommt, vor eben demselben, in wie fern es der Staat, besonders gegen den ihn beleidigenden Bürger besitzt, ihren Gründen und ihrem Umfange nach bestimmt. Nachdem aber auch noch die Zurechnungsfähigkeit der menschlichen Handlungen untersucht worden ist, so folgt die Beantwortung der beiden Hauptfragen im philosophischen Criminal-Rechte, nämlich: Welches sind die im Staate strafwürdigen Uebelthaten, und nach welchem Maßstabe muß das darauf zu verfügend Strafübel bestimmt werden? Diese Fragen werden mit derjenigen Ausführlichkeit abgehandelt welche möglich ist, wenn man noch keinen einzelnen Staat, und dessen besondere Bedürfnis vor Augen hat. Zugleich hat der Verfasser überall darauf aufmerksam gemacht, wie sehr seine Theorie in der Beantwortung jener Fragen von den andern Theorien abweichend sey, und daß solche, wenn sie richtig, d. i. mit Berücksichtigung der Individualität eines jeden Staates, angewendet werde, auf eine Bestrafung der Uebelthaten führe, welche die Erhaltung des Staats und die Erreichung seiner Zwecke sichern (so weit dieß nur durch Bestrafung der Uebelthaten geschehen kann), aber auch keine Beleidigung des nicht in Empfinden ausgearteter humanen Gemüths enthält.

Da in diesen Blättern von einem andern Werke desselben Verfassers noch keine Anzeige mitgetheilt worden ist, so hohlen wir solche bei dieser Gelegenheit nach. Bereits im Jahre 1810, und kurz vor dem Antritte seines Lehr-

amtes auf der Georgia Augusta, sind nämlich erschienen zu

Helmstädt

ben C. G. Fleckeisen: Grundsätze der allgemeinen Logik, von Gottlieb Ernst Schulze. Zweyte, von neuem ausgearbeitete Ausgabe. XVI und 209 Seiten in Octav.

Die Verbesserungen, womit diese Ausgabe versehen worden ist, betreffen nicht die Idee (oder den Zweck) der Logik, welche der ersten Ausgabe zum Grunde liegt, und wornach jene lediglich aus einer wissenschaftlichen Darstellung der analytischen Einheit des Denkens oder discursiven Erkennens bestehen soll, sondern nur die Ausführung der Idee. Es ist der Vortrag in mehreren Abschnitten mit größerer Bestimmtheit und Deutlichkeit versehen, so wie auch die Beziehung der einzelnen Lehren der Logik auf die Endabsicht derselben vollständiger angegeben, vorzüglich aber dahin gestrebt worden, die analytische Einheit des Denkens nach allen ihren verschiedenen Formen, und besonders nach ihren fortschreitenden Erweiterungen von dem kleinsten Umfange an (in den Begriffen und Urtheilen), bis zum größten (in einem Systeme mannigfaltiger Wahrheiten), so darzustellen, daß das Wesen derselben nicht leicht verkannt werden kann. Die meisten Verbesserungen hat die Schlusslehre und die so genannte allgemeine Methodenlehre, welche der Verfasser mit dem, gewiß weit passenderen Titel einer Wissenschaftslehre (der auch schon für die ganze Logik vorgeschlagen worden ist) versehen hat, erhalten. Von jener ist nämlich seine Absicht besonders darauf mit gerichtet

gewesen, die Darstellung der Function des Verstandes bey dem Schließen so zu vereinfachen, daß dadurch die Uebersicht aller Verschiedenheiten dieser Function an Leichtigkeit gewönne, und in den Ausarbeitungen über die Syllogistik, welche ihm von seinen Zuhörern geliefert worden sind, seitdem er sie nach der zweyten Ausgabe des Compendiums vorträgt, hat er schon manchen Beweis erhalten, daß die Absicht nicht mißlungen sey. In der Wissenschaftslehre hingegen, welche die Endabsicht der Logik ausmacht, wozu alles Uebrige in derselben nur Vorbereitung ist, hat er sich angelegen seyn lassen, zu zeigen, was bey einem wissenschaftlichen Ganzen mannigfaltiger Erkenntnisse von der richtigen Anwendung der Gesetze der logischen Einheit abhängig sey, was hingegen dem dadurch allein möglichen tieferen Eindringen in das Object einer Erkenntniß überlassen bleibe.

Wenn man den großen und folgenreichen Einfluß erwägt, welchen die Logik und das dadurch verdeutlichte Bewußtseyn des eigenthümlichen Mechanismus unsers Verstandes, auf die Ausbildung der menschlichen Erkenntnisse im Occident seit dem Plato und Aristoteles, welche jene Ausbildung mit der echt-wissenschaftlichen Form versehen, gehabt hat, und bedenkt, wie sogar manches Wissen, das dem Morgenländer, welcher die Ausbildung und Anordnung seiner Kenntnisse der Phantasie überläßt, selbst auf der höchsten Stufe der Cultur unbekannt blieb, sein Entstehen und Gedeihen lediglich jenem Einflusse verdankt; so muß man sich mit Recht über die Geringschätzung der Logik wundern, welche neuerlich von Manchen, die doch Verehrer und Beförderer des

wissenschaftlichen Geistes seyn wollen, durch Worte und durch die That zu erkennen gegeben worden ist. In Rücksicht auf diese Geringschätzung wird es aber Pflicht, den wahren Werth einer allgemeinen Instrumental-Wissenschaft seiner Natur, so wie auch seinem Umfange nach, faßlich und bestimmt darzulegen. Daß nun der Verfasser diese Pflicht bey der zweyten Ausgabe vor Augen gehabt habe, davon wird man in vielen Zusätzen und Verbesserungen, womit sie versehen worden ist, die Beweise leicht finden.

Paris.

Annales de Chimie (s. oben S. 228). *Tome 26.* — J. M. Hausmann beschreibt ein sehr vereinfachtes Verfahren, Baumwolle echt Türkisch roth zu färben, und rühmt, dasselbe mit Vortheil angewandt zu haben. — Desormes und Clement theilen die Beschreibung einer von dem verstorbenen Jos. Montgolfier ausgedachten Vorrichtung mit, um durch mechanische Mittel die Ausdünstung wässriger Theile zu beschleunigen. — Duportal über den von Chaptal bearbeiteten Artikel Wein im *Nouveau cours complet d'agriculture.* — Macheu Dombasle gibt ein Verfahren an, die Krystallisation des Traubenzuckers zu beschleunigen. — Gay Lussac über die Gährung. Der Verf. theilt in dieser Abhandlung einige von ihm gemachte Erfahrungen über die Gährung des Traubenmostes und Johannisbeersaftes mit, aus denen ihm bestimmt hervorzugehen scheint, daß dieselben nicht ohne Concurrenz von Oxygen in Weingährung gerathen können. Er glaubt demnach, daß die von Appert angegebene Methode, vegetabilische und animalische Substanzen vollständig zu erhalten, allein darauf

beruhe, daß der Zutritt der Luft völlig ausgeschlossen, und das anfangs in den Gefäßen enthaltene atmosphärische Oxygen durch Aussetzen der luftdicht verschlossenen Gefäße bis zur allmählichen Temperatur des kochenden Wassers, zerstört werde. — **Vauquelin** theilt eine Tafel mit über den Gehalt an Schwefelsäure von 66° B., welchen Mischungen aus Wasser und dieser Säure bey verschiedenen Areometergraden haben. — **Langier** Analyse des gelben Harzes von *Xanthorhea hastilis*, und des harzartigen Kittes, dessen sich die Eingebornen von Neuhoolland bedienen, um die Hacken und ähnliche Geräthschaften von Stein an die hölzernen Schäfte zu befestigen. — **Parmentier** über die Mittel, der Gährung des Traubenmostes vorzubeugen. — **Henry** über denselben Gegenstand. — **Robiquet** Analyse der Canthariden. Durch Digestion des bis zur Extractdicke verauchteten wässrigen Auszuges derselben mit Alkohol, und nachheriger Behandlung des geistigen Extracts mit Schwefeläther, gelang es dem Verf., das blasenziehende Princip daraus isolirt darzustellen. Er erhielt dasselbe in kleinen farblosen, dem Wallrath ähnlichen, Blättern, die im Wasser unauflöslich waren, sich aber in den Oehlen und im kochendem Alkohol auflöseten. Beym Erkalten der geistigen Auflösung schlugen sie sich indessen in krystallinischer Gestalt wiederum nieder. Der hundertste Theil eines Grans von dieser Substanz, an die untere Lippe applicirt, verursachte schon nach Verlauf einer Viertelstunde einen leichten Schmerz, und bald darauf zeigten sich auch kleine Blasen. Merkwürdig ist auch noch das von dem Verf. aufgefundenere Vorkommen der Harnsäure in diesen Insecten.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 15. März 1813.

Kiel.

Von Schmidt: Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften, von Carl Leonhard Reinhold, Professor der Philosophie zu Kiel u. s. w. 1812. XXXII und 320 Seiten in Octav.

Durch diesen neuen Versuch, die wahre Philosophie wissenschaftlich zu begründen, gibt der würdige Verfasser einen neuen Beweis seines rastlosen Enthusiasmus für Wahrheit, und seines ungemeynen Scharfsinnes. Das Buch scheint uns zu wichtig, als daß wir es nur mit wenigen Worten anzeigeln dürften. Aber zur speciellen Analyse der Behauptungen des Verfassers ist auch hier nicht der Ort. Wir müssen uns also darauf beschränken, den Geist und die Tendenz dieser philosophischen Synonymik darzulegen, und einige der Gründe anzuführen, warum, nach der Einsicht des Recensenten, der Verfasser, ungeachtet aller seiner bewundernswürdigen Anstrengungen, das Ziel, nach welchem er strebt, auch die-

Z (2)

ses Mahl, wie in seinen frühern Versuchen, verfehlt hat. Diese unbefangene Aeußerung des Recensenten muß hier der genaueren Anzeige vorgehen, damit nicht scheine, als wisse der Recensent selbst nicht, daß er, wie andere Sterbliche, fremde Meinungen nur in so fern darzulegen vermag, als er sie verstanden zu haben glaubt, indem er sie mit seinen eignen Ansichten der Wahrheit und Wissenschaft vergleicht. — Drey Zwecke, die wohl zu unterscheiden sind, sollen durch diese Synonymik zu einem einzigen Zwecke vereinigt werden. Eine durchgreifende Critik des bisher in der Philosophie üblichen, freylich überall schwankenden und unbestimmten, Sprachgebrauchs soll die Mängel der bisherigen Art, zu philosophiren, aufdecken, und eine Menge eingewurzelter Vorurtheile verschrecken, die, nach der Ansicht des Verfassers, nothwendig verschwinden müssen, ehe wahre Philosophie aufkommen und gedeihen kann. Wer möchte nicht mitwirken, diesen Zweck erreichen zu helfen? Nur zu wahr ist, was der Verfasser mit Jacobi sagt, daß die Geschichte der Philosophie sich als ein Drama ansehen läßt, in welchem Vernunft und Sprache die Menächmen spielen. Aber wie es nun anzufangen, dieses Erbübel der Philosophie zu heilen, das ist die große Frage. Der Verfasser glaubt, es müsse gelingen, wenn ein echter Rationalismus, der lange genug durch den Empirismus verdrängt wurde, von dem unechten geschieden, und wenn dadurch der Vernunft, die doch das Vermögen der Wahrheit im Menschen ist, ihr unverjährbares Recht wieder zuerkannt wird, den unwandelbaren Gesetzen des Denkens gemäß im Denken und durch das Denken das Eine zu entdecken, das die Grundlage aller Er-

Kenntniß des Wahren ist. Wenn nicht die Zeichen der Zeit uns trügen, so ist der Verfasser auch in dieser Hinsicht, dem zweyten Zwecke seines Buches, auf dem rechten Wege. Es fällt in die Augen, daß eine Philosophie, die alles menschliche Wissen auf Erfahrungs-Principien zurückführen will, am Ende zum entschiedenen Materialismus führen muß, weil alle unsere empirische Kenntniß von Dingen, und folglich auch von Wesen, auf die materielle Körperwelt beschränkt ist. Was nicht materiell ist, erscheint nach dieser Vorstellungsort zulezt immer als leerer Begriff. So lehrten auch Epicur und Hobbes; und die ganze Schule der Französischen Materialisten ist von den Erfahrungs-Principien ausgegangen, die durch Bacon eingeleitet, durch Locke systematisirt, und durch Condillac echt-sensualistisch ausgeführt waren. Soll die höhere Wahrheit, die Erkenntniß des Ueber sinnlichen, und irgend ein verständiger Glaube an Freyheit, Gottheit und Unsterblichkeit philosophisch gerettet werden, so bedarf es dazu, auch nach des Recensenten innigster Ueberzeugung, eines geläuterten Rationalismus, der aber ja nicht, wie der Kantische Formalismus, alle menschlichen Erkenntnißbegriffe, die empirischen abgerechnet, zu bloßen Verhältniß- und Regelbegriffen herabwürdigen darf. Daß nun der Verfasser den haltbaren Rationalismus, dessen die Philosophie zur Behauptung ihrer Würde dringend bedarf, herbey zu führen bemüht ist, auch dieß wird mehr als Ein unbefangener Wahrheitsforscher mit Dank anerkennen. Aber der Verfasser bleibt bey der unbestimmten Andeutung eines haltbaren Rationalismus nicht stehen. Nach seiner gegenwärtigen, durch Bardili's Logik veranlaßten, Ansicht der Verhältnisse des Sinnlichen zum Ueber-

sinnlichen liegt der haltbare Real-Nationalismus längst verborgen in den Grundwahrheiten der Logik. Daß die gemeinen und verblendeten Augen ihn da nicht erblickten, und noch immer nicht erblicken wollen, das ist, nach Hrn. Reinhold's neuer Lehre, das Unglück der Philosophie, und der wahre Grund des falschen Sprachgebrauchs und aller daher rührenden Mißverständnisse unter den Philosophen. Wie ernstlich es der Verfasser noch immer mit diesem Nationalismus meint, ob er gleich nicht mehr die Wardil'sche Logik unbedingt anerkennt, beurkundet diese Synonymik durchgängig. Deutlich und unumwunden spricht sie es aber erst S. 228 ff. aus. Da heißt es ausdrücklich: "Die formale, dem empirischen und dem reinen Denken gemeinschaftliche und in diesem Sinne allgemeine, Logik ist das Urding einer Wissenschaft des Denkens überhaupt; nichts weiter, als ein dialectisches Blendwerk. Die wahre Logik ist Wissenschaft des reinen und eigentlichen Denkens, und als solche die Wissenschaft der gewissen Wahrheit im Allgemeinen, folglich reine Denklehre und reine Wesenlehre zugleich, die reine Philosophie als reine Wissenschaft." Nun, dieß ist es ja, was die Wardil'sche Logik, allen bisherigen Logiken zum Troß, zuerst kategorisch verkündigte, und was seitdem, außer Hrn. Reinhold, fast Niemand hat zugestehen wollen. Der Verfasser erscheint also in dieser Synonymik nicht noch einmahl auf einem neuen Standpuncte. Er thut sich selbst Unrecht, wenn er zum vierten Mahle sein System im Wesentlichen geändert zu haben glaubt, nachdem er sich dem Publicum zuerst als Kantianer, dann eine kurze Zeit als Fichtianer, dann als Anhänger der

Bardili'schen Logik dargestellt. Die Grundlage des gesammten Rationalismus, den diese Synonymik vorträgt, ist nichts anders, als eine nach des Verfassers neuester Ansicht rectificirte Bardili'sche Logik, und eben deswegen — wir scheuen uns nicht, es gerade herauszusagen — ein neuer Scholasticismus. Hr. Reinhold braucht sich dieser Bezeichnung seines neuen Systems gar nicht zu schämen; denn der Erfinder des Scholasticismus war bekanntlich Aristoteles, einer der größten Denker aller Zeiten. Darin liegt das Characteristische des Scholasticismus, daß er die allgemeine Logik, die Theorie des gesunden Menschenverstandes, die sich mit nichts weiter, als mit der subjectiven Uebereinstimmung unserer Gedanken unter einander beschäftigt, ohne welche keine Erkenntniß des Wahren möglich ist, mit der objectiven Wahrheits- und Wissenschaftslehre vermengt und verwechselt. Allerdings müssen die höheren Functionen der Denkkraft, diese Functionen, durch welche das Wahre, als solches, unmittelbar erkannt wird, mit den logischen übereinstimmen. Nur in der Einheit des Denkens kann der denkende Geist Wahrheit erkennen. Aber die logische Einheit des Denkens besteht ja, nach der Ueberzeugung aller neueren Logiker, denen Hr. Reinhold den Krieg erklärt, nicht in der Erkenntniß einer metaphysischen Einheit, sondern einzig und allein in der folgerichtigen Uebereinstimmung unserer Gedanken unter einander, dem Princip des Widerspruchs gemäß, nach den übereinstimmenden Merkmalen vorausgesetzter Begriffe, die wieder eine Mannigfaltigkeit von Wahrnehmungen voraussetzen. Nach Hrn. Reinhold aber fällt diese logische Einheit des Denkens, durch welche eine relative Ueber-

einstimmung in einer vorausgesetzten Mannigfaltigkeit erkannt wird, mit der metaphysischen Erkenntniß des Urwesens zusammen, zu welcher die Vernunft sich erhebt, wenn sie in der reinsten Abstraction alle Mannigfaltigkeit unter die Einheit stellt, welche die Mannigfaltigkeit ausschließt. Diese Behauptung durchzuführen, und ihre Wahrheit durch Zergliederung der logischen, transcendentalen und metaphysischen Elementar-Begriffe unwidersprechlich darzuthun, hat der Verfasser in dieser Synonymik seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten. Er unterscheidet deswegen ein reines, logisches und eigentliches Denken von dem empirischen, das er das analogische nennt. Aber das so genannte bloß formale Denken, das, gleich dem Rechnen, keine Erkenntniß der Wirklichkeit und Wesenheit in sich schließt, ist, nach dem Verfasser, nur ein scheinbares, eingebildetes, falsches Denken, das er aus einer Vermengung des reinen logischen und des empirisch-analogischen Denkens erklärt. Mit der neuen Natur- und Identitäts-Philosophie kämpft er zu gleicher Zeit, weil diese Philosophie die Mannigfaltigkeit der Dinge dergestalt in die Idee der Einheit des Urwesens aufnimmt, daß das Urwesen selbst als Indifferenz aller Mannigfaltigkeit erscheint, indem, nach dieser Ansicht, im Urwesen Alles Eins ist. Nach dem Verfasser steht aber die Mannigfaltigkeit unter der Einheit, und das alleinige Urwesen muß gedacht werden als Grund und Ursache der Dinge, die nicht in der Einheit enthalten, sondern durch das alleinige Urwesen hervorgebracht sind. In einer systematischen Abhandlung würde die Lehre des Verfassers deutlicher in das Auge fallen. Aus dieser Synonymik muß man sie fragmenta-

risch zusammenlesen. Der Verfasser hat die logischen, transcendentalen und metaphysischen Elementar-Begriffe des menschlichen Denkens und Erkennens dadurch am einleuchtendsten analysiren zu können geglaubt, daß er diese Begriffe in acht Familien abtheilte. Erste Familie: Einheit, Einerleyheit und Einheit an sich. Zweyte Familie: Unterschied und Verschiedenheit. Seyender, verneinender, voraussetzender und entgegensetzender Unterschied. Dritte Familie: Vereinigung, Mischung und Zusammenhang. Unterschied, Trennung und Untrennbarkeit. Nichtmischende und mischende Vereinigung. Bestimmende, unterscheidende und verwirrende Vereinigung. Uebereinstimmung und Widerspruch. Einstimmung und Widerstreit. — Aber unsere Leser würden wenig dabey gewinnen, wenn wir ihnen das philosophische Synonymen-Verzeichniß des Verfassers nach der ganzen Folge der von ihm aufgestellten Familien abschreiben wollten. Wen die dialectische Trockenheit der ersten Hälfte des Buchs zurückschreckt, der wird vielleicht in der zweyten Hälfte, besonders von S. 190 an, mehr Befriedigung finden. Auch wenn man dem Verfasser im Wesentlichen nicht beystimmt, kann man doch mit Vergnügen und Belehrung seinen Bemerkungen über Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, und die verschiedenen Arten und Grade des Wissens und der Gewißheit folgen. Was er über die Gewißheit des Wesentlichen im Verhältnisse zum Außerwesentlichen sagt, verdient besonders überdacht zu werden. Daß aber die alte Frage: Was ist Wahrheit? ohne die Distinctionen, die der Verfasser macht, mit bewußtloser Sinnlosigkeit behaftet sey (S. 197), ist viel gesagt. — Treffliche Bemerkungen liefert man über das Verhältniß des Gewissens zum

Wissen und Glauben. Sehr gegründet scheint uns die Bemerkung über das Verhältniß des Unglaubens zum Aberglauben. Der gemeine Unglaube, sagt der Verfasser, läßt Nichts für gewiß gelten, als, was sich erfahren läßt; der gemeine Aberglaube wähnt, zu erfahren, was in der wahren Gewißheit entweder durchaus nicht, oder nur durch das Gewissen geglaubt, oder nur durch philosophische Erkenntniß gewußt werden kann. In der gemeinen Coalition des Unglaubens und Aberglaubens wird das Sinnliche als übersinnlich, und dieses als jenes vorgespiegelt.

Magdeburg.

In der Kreuzischen Buchhandlung: Kurze Geschichte der Schule zu Klosterbergen bis zu ihrer Aufhebung. 1812. 98 S. Octav.

Wie man nach der Beerdigung eines merkwürdigen Verstorbenen den Todtenacker verläßt, mit Dank an die Vorsehung für das viele Gute, welches sie durch ihn gestiftet hat, so legen wir diese Geschichte von Klosterbergen aus der Hand. Sie enthält eine kunstlose, schlichte Erzählung einer berühmten Klosteranstalt, die nach 875 Jahren ihrer Dauer unter ihrem 61sten Abte durch ein königl. Decret vom 10. December 1809 aufgehoben worden. Wir vermiffen nur eine Schilderung der Lehrgegenstände und der Lehrmethode, die der Verfasser, wenigstens von der letzten Periode, die ihm als Zeugen offenbar genau bekannt war, besonders unter Gurkitt's Direction von 1791-1802, unter welcher die Schule wieder merklich zunahm, so leicht hätte geben können. Durch eine solche Nachricht würde diese Geschichte an lehrreichem Inhalt ausnehmend gewonnen haben.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 18. März 1813.

Paris.

Traité de l'art de fabriquer la poudre à Canon, précédé d'un exposé historique sur l'établissement du service des poudres et salpêtres en France, accompagné d'un recueil de quarante planches au trait. Par MM. Bötté et Riffault, Membres de l'Administration Impériale des poudres et salpêtres de France. 1811. CLXIII u. 537 S. Quart.

Nirgends findet vielleicht der günstige Einfluß, den die mathematischen und Naturwissenschaften, ganz vorzüglich Mechanik und Chemie, auf die Verbesserung der technischen Gewerbe äußern können, größere Anerkennung, als in Frankreich; nirgends treibt man aber auch wohl diese Studien, so wie die Wissenschaften überhaupt, mehr aus dem Gesichtspuncte des practischen Nutzens, als gerade dort. Wie sehr man in Frankreich die genannten Wissenschaften auf die Ausübung der nützlichen Künste einwirken läßt, zeigen nicht allein die Institute, welche dort zur Verbreitung derselben bestehen, sondern ganz besonders auch die großen Fortschritte,

II (2)

welche die technischen Gewerbe aller Art in neueren Zeiten, hauptsächlich durch Anwendung der Mechanik und Chemie, in Frankreich gemacht haben: dann aber auch die vielen gründlichen technologischen Schriften, welche die Französische Litteratur besitzt, in welcher Hinsicht sich die Litteratur keiner andern Nation mit ihr messen darf. In die Reihe der gründlichen Schriften, welche rationelle Kenntnisse der technischen Gewerbe verbreiten, tritt ehrenvoll nun auch obiges Werk über Salpeter- und Pulver-Fabrication. Es ist nicht das erste classische Werk, welches über diesen, in der neuern Zeit so besonders wichtig gewordenen, Gegenstand in Frankreich erscheint; denn bekanntlich verdanken wir bereits früher der Französischen Litteratur das Beste, was über Salpeter- und Pulverbereitung geschrieben ist. Aber dieses Alles, selbst die trefflichen Chaptal'schen Arbeiten, werden von der vorliegenden Schrift durch die gründlichste Behandlung des Gegenstandes, welche jede Operation bis in die allerkleinsten practischen Details verfolgt, und die genaueste Kunde über den ganzen Zustand des Gewerbes in Frankreich verbreitet, weit übertroffen. Ein günstiges Vorurtheil für dasselbe muß gleich dadurch erweckt werden, daß die beiden Verfasser Mitglieder der kais. Administration des Pulver- u. Salpeterwesens in Frankreich sind. In Ansehung der Französischen Salpeter- und Pulver-Fabrication ist das Werk ganz erschöpfend. Es liefert ungleich mehr, als der Haupttitel erwarten läßt, indem keineswegs bloß vom Kanonenpulver darin die Rede ist, worüber aber auch schon ein langer Zusatz auf dem Titel unterrichtet, den wir nicht mit abschreiben wollten, weil er nur eine Uebersicht des Inhalts enthält, die sich aus der folgenden Anzeige noch vollständiger ergeben wird.

Nichts dürfte man dagegen vermiffen, als eine etwas genauere Berücksichtigung der Methoden, welche man in andern Ländern bey der Salpeter- und Pulver-Fabrication anwendet, unter denen uns besonders die Mittheilung der in England bey der Pulverbereitung üblichen Verfahrensarten, die sehr vorzüglich seyn müssen, willkommen gewesen seyn würde. So vermißt man unter andern auch ganz die Beschreibung der in Deutschland und in mehrern andern Ländern gebräuchlichen Erzeugungsart des Salpeters durch so genannte Plantation, worüber sich noch so Vieles sagen ließe. Solche Mängel können aber dem Werke auf keine Weise zum Vorwurfe gereichen; sondern es muß im Gegentheile an demselben besonders gerühmt werden, daß darin beynah nichts beschrieben ist, womit die Verfasser nicht durch eigene Ansicht und langjährige Praxis auf das innigste vertraut waren: eine Eigenschaft, auf die man bey Beurtheilung technologischer Werke stets zuerst sehen sollte, und die leider so vielen in neuen Zeiten herausgekommenen technologischen Schriften mangelt, daher man sich denn auch von so gar manchen durchaus keinen reellen Nutzen versprechen darf. —

Sehr zweckmäßig wird das vorliegende Werk mit der Geschichte des Pulver- und Salpeterwesens in Frankreich eröffnet. Sie ist, so wie die ganze Schrift, mit beynah ermüdender Weitläufigkeit verfaßt, aber dabey in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Wie belehrend müßte es seyn, wie nützlich besonders für den Staatsmann, wenn auch andere wichtige Gewerbe in verschiedenen Staaten Historiographen fänden, welche ihr Entstehen, ihre Ausbildung, ihre übrigen Schicksale, ihren Einfluß auf das Gesammte des Staats, so wie auf einzelne Glieder

deselben, pragmatisch schilderten! Aber die oft unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche mit solchen Forschungen verknüpft sind, geben nicht die Hoffnung zu vielen ähnlichen Arbeiten, als uns die Verfasser in der vorliegenden Schrift geliefert haben. Sie konnten eine solche Geschichte liefern, da das Pulver- und Salpeterwesen in Frankreich von jeher in den Händen des Gouvernements gewesen ist, und die Verwaltungs-Acten den Verfassern zu Gebote standen.

Zuerst kurz über die Erfindung des Pulvers im Allgemeinen, welches nicht befriedigt, und worüber wir von Deutschen Schriftstellern, namentlich unter andern von unserm, in solchen Forschungen schwer erreichbaren, Beckmann, schon gründlichere Untersuchungen besitzen, die den Verfassern entweder unbekannt waren, oder von ihnen ignorirt wurden. Bemerkenswerth ist es, daß schon zu den Zeiten, welche uns die ersten glaubwürdigen Nachrichten über die Anwendung der Kanonen in den Französischen Armeen liefern, die Fabrication des Salpeters und Pulvers ein Regal gewesen ist. Die Verfasser halten für die Zeit, von welcher sich die am wenigsten unsichern Nachrichten darüber datiren, das Jahr 1338, welches auch schon Beckmann anführt, dabey aber bemerkt, daß es ungewiß sey, ob das Pulver, wovon damahls Gebrauch gemacht wurde, unser jetziges war. Die Verff. theilen die Geschichte des Salpeter- und Pulverwesens in Frankreich in drey Epochen. Die erste gehet bis 1665, in welchem Zeitraume die Verwaltung der Regie unter der unmittelbaren Direction der Großmeister der Artillerie und der General-Intendanten des Pulver- und Salpeterwesens standen, welche gewisse Privat-Personen mit der Gewinnung des Salpeters und

der Fabrication des Pulvers beauftragten, die das Productions-Quantum in die königl. Magazine und Arsenalé für festgesetzte Preise liefern mußten. Die zweite Epoche geht bis in die Mitte des Jahres 1775. In diesem Zeitraume wurde die ganze Salpeter- und Pulver-Fabrication Einzelnen, theils in Entreprise, theils in Generalpachtung gegeben. Die Entreprenneurs und Generalpächter wurden durch Contracte verpflichtet, jährlich ein gewisses Pulver-Quantum für festgesetzte Preise der königl. Artillerie zu liefern. In der dritten Epoche übernahm das Gouvernement wieder die Administration. Vom 1. Jul. 1775 bis zum J. 1800 stand die Verwaltung der Regie unter den Befehlen der Controleure der Finanzen und der Finanzminister; von 1800 an unter der Ober-Direction des Kriegsministers.

Auf die Geschichte des Pulver- u. Salpeterwesens in Frankreich folgen sehr interessante Tabellen, welche allgemeine Uebersichten der Salpeter- und Pulver-Production in Frankreich vom 1. Jul. 1775 bis zum J. 1810 geben. Bis zum J. 1800 — wovon die Uebersicht besonders gegeben ist — betrug die ganze Salpeter-Fabrication 24,556,039 Kilogrammen; von 1800 bis 1810, 14,946,690 Kilogr. in allem also 39,502,729 Kilogr. Die Pulver-Fabrication hat betragen von 1775 bis 1800, 35,498,631 Kilogr. — in welchem Quantum aber dasjenige nicht mit begriffen ist, welches durch die außerordentlichen Maßregeln in den Jahren 1794-1796 und durch die so genannte revolutionäre Fabrication erzielt wurde. — Von 1800 bis 1810, 16,507,123 Kilogr. in allem also 52,005,754 Kilogr. In der ersten Periode fällt das Maximum der ordinären Production in das J. 1778, in welchem 1,920,029 Kil. fabricirt wurden. In der zweiten Periode wurde im J. 1806

das größte Quantum, nämlich 1,957,256 Kilogr., verfertigt. Das Kriegsministerium erhielt zum Verbrauch im Kriege in der ersten Periode 20,170,695 Kil., in der zweiten, 9,716,723; die stärkste Lieferung geschah im J. 1804, in welchem sie 1,176,243 Kilogr. betrug; das übrige Fabrications-Quantum wurde theils an Inländer, theils ins Ausland verkauft. Sehr bedeutende Quantitäten erhielt Nordamerika in den Jahren 1776 und 1777, Spanien und Holland in den Jahren 1780-1783. —

I. Partie. Des matières que l'on emploie pour la fabrication de la Poudre. 1. Du Salpêtre. Zuerst von den Bestandtheilen des Salpeters, von seiner Erzeugung und Gewinnung in Frankreich im Allgemeinen. Es findet sich natürlicher Salpeter unter andern an Kreidefelsen zu Roche Guyon im Departement der Seine und Oise, worauf Lauben zuerst aufmerksam gemacht haben, die nach der salzigen Efflorescenz begierig pickten. — Von den Salpetererden und andern Materialien zur Salpeterbereitung. — Von der Zubereitung der Salpetermaterialien. — Ueber die Auslaugung der Salpetererden. — Behandlung der Lauge mit Pottasche, schwefelsaurem Kali und Asche. Die Quantität der Pottasche zu bestimmen, welche erforderlich ist, um die Salpeterlauge zu zersetzen, hat in der Praxis Schwierigkeiten. Um die Ausmittelung der nöthigen Menge weniger schwankend zu machen, geben die Verfasser eine allgemeine Regel an. Man könne nach der Erfahrung annehmen, daß die Salpetermaterialien im Durchschnitt ungefähr zusammengesetzt seyen aus 0,1 Salpeter, 0,7 salpetersauren Erden, 0,15 salzsaurem Natron, 0,5 salzsauren Erden; so daß in 100 Kilogr. einer 15gradigen Lauge, in welcher das Aräometer 0,15 salzige Theile anzeigt,

nur 1 Kil. 5 Hectogr. Salpeter, und 10 Kilogr. 5 Hectogr. salpetersaure Erde enthalten seyen. Wenn man nun von dem durch die Salpeterwage angegebenen Salzgehalte nur ungefähr $\frac{2}{3}$ auf die zu zersezenden erdigen Salze rechnen könne, so habe man, da 100 Theile Salpeter 51,38 Theile Kali, nach Berthollet, enthalten, für den zur Bildung des Salpeters erforderlichen Zusatz an reinem Kali nur ungefähr $\frac{1}{3}$ der durch das Aräometer angezeigten Salz-Quantität anzunehmen. Wenn also z. B. die zwölfgradige Lauge 430 Kilogr. wiege, so würde man etwa 17 Kil. reines Kali zur Zersezung bedürfen — nämlich 4 Kil. für jedes Hundert vom Gewichte der Lauge. Da man nun aber das Kali nie in reinem Zustande anwende, so müsse man in dem Verhältnisse, in welchem fremdartige Stoffe mit demselben verbunden seyen, mehr davon zusehen. Es leuchtet sogleich ein, wie wenig diese Regel befriedigen kann, theils weil die verschiedenen Salpeter-Materialien nicht selten doch gar verschiedene Mischungsverhältnisse zeigen, theils weil die Salpeterwage nur auf Salpeter, nicht aber zugleich auf die übrigen beigemischten Salze eingerichtet seyn, und daher den Gehalt an solchen nicht genau anzeigen kann; theils aber auch, weil die verschiedenen salpetersauren Erden nicht allein unter einander, sondern auch von dem Salpeter in Ansehung ihres Kaligehalts abweichen, mithin der zur Zersezung jener erforderliche Kalizusatz sich nicht nach dem Kaligehalte des letztern berechnen läßt. Will man für den erforderlichen Pottaschezusatz ein etwas genaueres Anhalten haben, und sich nicht bloß auf die bekannten, nicht immer ganz sichern, Kennzeichen der Salpetersieder verlassen, dann wird man wohl nicht umhin können, zu Versuchen im Kleinen seine Zu-

sucht zu nehmen. — Die Verfasser empfehlen mit Recht sehr das schwefelsaure Kali zur Zerlegung der Salpeterlauge, welches in Frankreich u. a. bey der Fabrication der Schwefelsäure nach der Englischen Methode als Neben-Product im Großen gewonnen wird, und welches auch in Deutschland in großen Quantitäten bey solchen Siedereyen zu erhalten seyn würde, welche schwefelkieshaltige Braun- oder Steinkohlen und Holz gemeinschaftlich brennen. Hat man, wie gewöhnlich, eine nicht gereinigte, schwefelsaures Kali haltende, Pottasche, so verfährt man, nach den Verfassern, am besten, wenn man dieselbe nur in dem ungefähr doppelten Gewichte Wassers löset, und das dabey unauflöset Bleibende mit auf das Auslaugesäß gibt, um bey der Auslaugung der Salpetererde zugleich die Lösung des salpetersauren Kali und die Zerlegung eines Theils der Lauge zu bewirken, bey welcher Methode das Quantum der zur Zerlegung nöthigen Auflösung nicht übermäßig vergrößert, und daher an Brennmaterial gespart wird. Wenn man zur Zerlegung der Salpeterlauge sich der Asche bedient, so rathen die Verfasser, dieselbe unmittelbar durch siedewürdige Salpeterlauge auslaugen zu lassen, wobey die Zerlegung derselben eben so vollständig geschieht, als bey dem gewöhnlichen Verfahren, und die zerlegte Lauge ganz klar abfließt. Die auf solche Weise ausgelaugte Asche wird unter die frische, zum Auslaugen bestimmte, Salpetererde gemengt, um den Rückhalt an Salpeterlauge nicht zu verlieren. — Von der Abdampfung der Salpeterlauge und dem Krystallisiren des Salpeters. — Von der Behandlung der Mutterlauge. — (Die Fortsetzung im nachfolgenden Blatt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 20. März 1813.

Paris.

(Fortsetzung der S. 440. abgebrochenen Anzeige
von *Traité de l'art de fabriquer la poudre
à Canon etc.* par MM. Boitès et Riffault
etc. s. oben S. 433).

— Raffinirung des Salpeters nach der ältern
Methode. — Raffinirung des Salpeters nach der
neuen, in den Etablissements der Administration an-
genommener, Methode. Der Salpeter wird zuerst
in Wasser gelöst; die Auflösung wird abgeschäumt
und geklärt, dann aufs neue zum Krystallisiren be-
fördert, wobey man, durch Bewegung der krystalli-
sirenden Flüssigkeit, sehr kleine Krystalle erhält, in
welcher Form der Salpeter nicht allein reiner dar-
zustellen, sondern auch, besonders bey der nachheri-
gen Pulver-Fabrication, leichter zu zermalmen ist.
Auf diese Operation folgt dann endlich das Waschen
des Salpeters, abwechselnd mit einer gesättigten
Auflösung von Salpeter in Wasser, und mit reinem
Wasser. Obgleich nun diese Methode — größten
Theils wenigstens — schon seit einiger Zeit bekannt,
als die vorzüglichste anerkannt, und auch bereits

Æ (2)

hin und wieder nachgehmt worden ist, so verdienen die Herausgeber doch ganz besonders den Dank derjenigen, welche sich practisch mit der Salpetersiederey beschäftigen, für die sehr genaue Beschreibung der ganzen Procedur, und die Angabe der neuern, dabey eingeführten, Verbesserungen. — Von der Salpeterprobe. Um die Beymischung von Kochsalz und erdigen Salzen zu erforschen, bedient man sich des oben schon angeführten hinreichenden Mittels, einer gesättigten Auflösung nämlich von Salpeter in Wasser, welche die mit dem Salpeter etwa noch verbundenen fremdartigen Salze aufnimmt, ohne das salpetersaure Kali anzugreifen. Das dabey anzuwendende, von Hrn. Kiffault angegebene, Verfahren ist bis auf die allerkleinsten Handgriffe mit einer solchen Ausführlichkeit beschrieben, daß selbst eine in ähnlichen Arbeiten noch ganz unerfahrene Person dadurch in den Stand gesetzt werden muß, eine Salpeterprobe zu machen. — Von der Fabrication der rohen und calcinirten Pottasche.

Chap. II. Du Charbon. — Allgemeine Bemerkungen über die Kohlen. — Auswahl der Hölzer, welche sich zur Verkohlung für die Pulver-Fabrication am besten eignen. Man hält gewöhnlich *Rhamnus frangula* Linn. (*Bourdaine*) für das passendste Holz; aber sehr genaue Versuche von Lortet und Anderen haben gelehrt, daß Pappeln- und Weidenkohlen von größerm Effecte sind, und daß Kohlen von Eichenholz und mehreren Straucharten in der Wirkung den Kohlen von Faulbaumholz gleich oder doch sehr nahe kommen. — Von den in Frankreich gebräuchlichen Holzverkohlungs-Methoden. Für die Pulvermühlen wird am häufigsten eine verbesserte Grubenverkohlung angewandt. Das Verkohlen geschieht ganz offen, und man erstickt das Feuer, indem

man angefeuchtete wollene Decken über die Gruben ausbreitet, und diese dann mit Erde gehörig bewirft. — Von dem Product der Kohlung und von der Güte der Kohlen: Bey der Grubenverkohlung ist das geringste Ausbringen 16 bis 17 Procent. Doch wahrlich ein sehr geringes Resultat! Bey sorgfältiger Leitung des Processes kann etwas mehr erhalten werden; wie viel, wird nicht angegeben. Dennoch gebe man bey der Pulver-Fabrication der Grubenverkohlung den Vorzug vor der Ofenverkohlung, weil bey Versuchen mit den von der letztern erfolgten Kohlen eine geringere Wirkung sich gezeigt haben soll. Vermuthlich hat man in Frankreich die Ofenverkohlung noch nicht so weit vervollkommnet, als dieses unter andern in England und in einigen Gegenden von Rußland geschehen ist. Von einigen im Auslande gebräuchlichen Verkohlungsarten. Nur von einer in England üblichen Ofenverkohlungs-Methode und der zu Berlin gebräuchlichen Grubenverkohlung. — Von einigen Versuchen mit Kohlen von Hanfstängeln (Chânevotte), deren man sich in Spanien durchgehends zur Pulver-Fabrication bedient, die aber gegen die in Frankreich gewöhnlich angewandten kein vorzügliches Resultat geliefert haben.

Chap. III. Du soufre. Von der Beschaffenheit des käuflichen Schwefels. — Raffinirung des Schwefels durch Schmelzung. — Raffinirung durch Sublimation. — Beschreibung eines neuen Verfahrens, den Schwefel zu läutern, wobey man eine Art von Destillation anwendet.

Seconde partie. Des différents procédés employés tant en France que dans d'autres pays pour la fabrication de la poudre. — Des moyens d'en connaître la force et d'en faire l'analyse.

Chap. I. De la préparation des trois matières avant leur emploi à la fabrication de la poudre et première opération commune à tous les procédés de fabrication. Von der Pulverisirung des Schwefels und der Kohle. Der Schwefel wird für sich gestampft, oder besser, gemahlen, darauf gesteht; die Kohle wird mit ungefähr 0,7 ihres Gewichtes Wasser angefeuchtet, und ebenfalls für sich gestampft. — Von dem Verhältnisse des Pulvergemenges (Dosage). Für das zum Kriege bestimmte Pulver besteht das in Frankreich jetzt gebräuchliche Gemenge aus 0,750 Salpeter, 0,125 Kohle, 0,125 Schwefel. Das Jagdpulver wird zusammengesetzt aus 0,78 Salpeter, 0,12 Kohle, 0,10 Schwefel; das Bergpulver (zum Gebrauche bey Bergwerken) aus 0,65 Salpeter, 0,15 Kohle, 0,20 Schwefel. Das Pulver, welches man zum Schandenhandel verwendet (poudre de traite), ist von der schlechtesten Qualität, indem es aus 0,62 Salpeter, 0,18 Kohle und 0,20 Schwefel besteht. Rec. kann bey dieser Gelegenheit seine Freude nicht unterdrücken über die Offenheit, über den gänzlichen Mangel elender Geheimnißkrämeren, womit hier, unter der Autorität des Gouvernements, die genauesten Notizen über Gegenstände mitgetheilt werden, deren Bekanntmachung in manchen andern Staaten für ein großes Verbrechen gehalten wird. — Von der Mengung und innigen Verbindung der Gemengtheile. In Frankreich bedient man sich dazu jetzt allgemein der Stampmühlen.

Chap. II. De la poudre anguleuse, triturée et comprimée par les moulins à pilons, grenée par les cribles. Von der Composition. — Vom Stampfen. Zuerst wird die Kohle für sich zwanzig Minuten, höchstens eine halbe Stunde lang ge-

stampft, wobei jeder Stämpel 40 Mal in einer Minute gehoben wird. Dann werden Schwefel und Kohle hinzu gegeben, und das Ganze mit 0,15 Wasser angefeuchtet. Nun läßt man jeden Stämpel 55 bis 60 Mal in einer Minute heben. Für das zum Kriege bestimmte Pulver ist die Dauer des Stampfens auf 14 Stunden festgesetzt. — Vom Röhren. — Vom Glätten (lissage), mittelst um die Ase sich drehender Tonnen. Von Hrn. Cagniard Latour, Staatsraths-Auditeur bey der Administration des Pulver- und Salpeterwesens, sind Versuche angestellt worden, das Glätten in einer kupfernen, in einem Wasserbade beweglichen, Vorrichtung zu verrichten, welche ein gutes Resultat gegeben haben. — Trocknen des Pulvers. Zuerst von dem Trocknen an freyer Luft, dann von dem Trocknen durch Behülfe der Hitze. Der jüngere Champy hat zuerst eine Idee von Montgolfier, den Verdampfungs-Proceß durch Compression der Luft zu beschleunigen, mit sehr glücklichem Erfolge auf das Trocknen des Pulvers angewandt. Das nun schon bey mehreren Fabriken eingeführte Verfahren besteht darin, daß man in ein Zimmer, in welchem die Luft bis auf 60° Cels. erhitzt ist, mittelst eines Ventilators ein Luft-Quantum treibt, wodurch die Luftmasse in dem Zimmer comprimirt und genöthigt wird, in den Trocknungsraum und mit dem Pulver in Berührung zu treten, welches in einem Kasten auf mit Canefas bedeckten Hürden von Eisendrath aufgeschüttet ist. — Vom Stäuben des Pulvers. — Verpackung und Ein-Magazinirung. — Behandlung des Staubes und Kehrigs. — Von der Polizen bey den Pulvermühlen, und von den Arbeitern.

Chap. III. De la poudre anguleuse triturée par les tonneaux, mise en galettes par les plateaux et les presses, grenée par les cribles. Dieses, so genannte revolutionäre, Verfahren, welches während der Französischen Revolution in einigen Pulvermühlen zur Beschleunigung der Fabrication eingeführt wurde, ist nachher, wegen mancher damit verbundenen Nachtheile, wieder aufgehoben worden.

Chap. IV. De la poudre anguleuse, triturée par les pilons, mise en galettes par les meules, grenée par les cribles. Diese Methode, durch welche man die größt mögliche Verfeinerung und darauf folgende stärkste Compression der Pulverschicke, und hierdurch die größt mögliche Stärke des Pulvers, bewirkt, wendet man nur zur Fabrication desjenigen Pulvers an, welches für den eignen Gebrauch Sr. Majestät des Kaisers bestimmt ist. Der Pulverschlag ist übrigens derselbe, wie bey dem gewöhnlichen Jagdpulver. Die Mühle, auf welcher das Pulver, nachdem es gestampft worden, in eine Masse verwandelt wird, hat senkrecht laufende Mühlsteine, die, so wie die Unterlage, aus einer Art Stinkstein bestehen.

Chap. V. De la poudre ronde, triturée et mise en pâte par les moulins à pilons, grenée par les cribles et les bobines.

Chap. VI. De la poudre ronde, triturée et mélangée par les tonneaux, mise en pâte par addition d'eau, passée par les cribles et grenée par les mêmes tonneaux. Ein Verfahren, welches durch den ältern Champy in Vorschlag gebracht worden.

Chap. VII. Des améliorations à faire dans les procédés de fabrication des poudres en France,

et des diverses expériences et observations qui s'y rapportent. Dieser Abschnitt ist ungemein reich an neuen Ideen und Bemerkungen über die Verbesserung der Pulver-Fabrication, von denen viele weiter verfolgt zu werden verdienen; er ist aber hier um so weniger eines Auszugs fähig, da wir mit dieser Anzeige die von dem beschränkten Raume dieser Blätter uns gesetzten Grenzen beynahe schon überschritten haben.

Chap. VIII. De différentes poudres composées avec des sels, autres que le nitrate de potasse.

Chap. IX. Des divers moyens d'éprouver la poudre pour en connaître la force. Schon seit sehr langer Zeit bedient man sich in Frankreich, zur Probirung des für die Artillerie bestimmten Pulvers, des so genannten Mortier éprouvette, eines Mörsers aus Bronze, der ungefähr 17 Myriagramme wiegt, und dessen innerer Durchmesser 191 Millimeter beträgt.

Chap. X. De l'analyse de la poudre, et de la manière de réparer celle qui est avariée. Die Verfasser haben die verschiedenen bekannten Methoden, unter der Leitung von Bauquelin, geprüft, und sich überzeugt, daß das beste Verfahren darin bestehe: zuerst den Salpeter durch reines Wasser auszuziehen, und darauf den Schwefel durch eine mit Alkohol bereitete Auflösung von caustischem Kali, welche so verdünnt ist, daß sie auf die Kohle nicht wirkt, abzuscheiden.

Troisième partie. Des ateliers, machines et ustensiles, employés à l'extraction et au raffinage du salpêtre, à la calcination de la potasse, à la confection du charbon, à l'épuration du soufre, à la fabrication des poudres de toute espèce par divers procédés, et à l'épreuve de

ces poudres. — Die in diesem Werke beobachtete Trennung der ausführlichen Beschreibung der Maschinen und Vorrichtungen von der Erzählung der Operationen und Processen, gewährt zwar den Vortheil, daß der Vortrag der letztern ununterbrochen fortgeführt werden kann; dagegen hat sie dann aber das sehr Unangenehme, daß es unmöglich ist, die Beschreibungen der Operationen und Processen genau zu verstehen, bevor man nicht die letzte Abtheilung des Werks studirt hat. Uebrigens zeichnet sich dieser dritte Theil durch eben die große Genauigkeit und Deutlichkeit aus, welche die ersten Theile so vortheilhaft characterisiren. Die Kupfertafeln stellen die Geräthschaften, Vorrichtungen, Maschinen, nur in Umrissen dar; diese sind aber so richtig angegeben und so scharf gestochen, daß sie von Allem vollkommen deutliche Vorstellungen verschaffen. Die Abbildungen entsprechen auch in der Hinsicht dem beschreibenden Theile des Werks, daß sie die allerkleinsten Details liefern, indem auch nicht das geringste Gefäß, nicht das unbedeutendste Werkzeug, unabgebildet geblieben ist.

Duderstadt.

Im 114. St. dieser Anzeigen vom vorigen Jahre S. 1136 erwähnten wir mit gebührendem Lobe der von dem Hrn. Joseph Alinkhard, pensionirtem Senator zu Duderstadt, herausgegebenen Beiträge zu Verbesserung der Oefen; seitdem sind uns nun auch von demselben Verfasser einige Nachträge zu dieser Abhandlung auf 18 Seiten in klein Octav zugegangen, welche ebenfalls manches Lesenswerthe über den bemerkten Gegenstand, besonders noch über die Koste in den Oefen, enthalten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 20. März 1813.

Berlin.

Die Edda. Nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie, und einem Anhang über die historische Literatur der Isländer. Von Friedrich Rühls. 1812. VI und 288 Seiten in Octav. In der Realschul-Buchhandlung.

Die seit etwas länger als 150 Jahren wieder aufgefundenen Denkmahle einer im Mittelalter blühenden, aber auch schon darin verwelkten, Literatur Islands, wie bald sie auch zu uns — den Verwandten und Vettern — gebracht wurden, fanden keine so glänzende Aufnahme, als sie, nach dem damaligen Zustande des geschichtlichen Studiums, der Critik und der Vorliebe für, wo immer her geschöpfte, Nachrichten zur Darstellung der dunkeln, ältesten Lage, oder für Ausländisches, erwarten konnten. (Wurden die kühleren Väter durch ihr Gefühl richtiger geleitet, als bey der Fülle ihrer Kenntnisse und ihrem hohen Schwun-ge die begeisterten Enkel?). Erst Knybler und sein Freund Schütze drangen mit Macht Deutschlands Alterthum, als einen notwendigen Theil

P (2)

feines Wesens, die fremden Gebilde auf. Dann folgte für sie eine glücklichere Zeit. Uebersetzungen erschienen; Schimmelmann und Mallet schlossen diese Schätze allen Gebildeten des Volks, Europa's, auf, oder erregten die Aufmerksamkeit; die Geschichtschreiber, die edelsten Dichter, bemächtigten sich ihrer als vaterländischen Stoffs, und verbreiteten mit der Kenntniß derselben auch den Glauben an die allgemeine Wahrheit und Brauchbarkeit dieser Darstellungen und Erzählungen für die Geschichte, nicht bloß Islands, des erzeugenden Bodens, oder des Nordens überhaupt, sondern auch unsers Landes. Aber unmittelbar trat auch die ernste Critik ein, von Ihre, und besonders Schlözer — dem trefflichen Reformator der Nordischen Geschichte — geführt, und suchte dem Andrang gegen das Heiligthum der Göttinn zu wehren. Die gläubige Menge schwankte — bald aber auf beiden Seiten wieder unerwarteter Stillstand (sonst wären wir schon weiter). Die Verhandlungen ruheten (schienen sie zu unwichtig, oder nahm der angelegentlichere Streit um Ossian die Gemüther mehr in Anspruch?), und wie die neuern Ausgaben, oder die neuern Gaben aus der so genannten ältern Edda, der Heimskringla, ohne merkbare Wirkung blieben, so feierte auch die Critik. Was kürzlich Adelung wieder angehoben, von den Gegnern erwidert wurde, ist als neu und bekannt vorauszusagen. Abermahls hat denn die Critik den schirmenden Schild ergreifen müssen, und den Speer, der die Menge trennt. Wie die Sachen jetzt stehen, dürfen wir nun die endliche Beilegung des Streites hoffen, ohne neue Unterbrechung; hoffen, es werde, wenn auch nicht für alle jetzigen Theilnehmer (denn in der Wärme des Partengewühls sind Gründe das, was oft am wenigsten Eingang

gewinnt), doch für die Zukunft, eine allgemeine Ueberzeugung begründet, und dem Geschichtschreiber zu einem festen Standpuncte verholfen werden, um den er sich jetzt gebracht sah. Denn einzig und ewig und endlich siegend ist die Wahrheit, wenn auch wandelnd die Gestalt, der alle menschlichen Ansichten, Meinungen und Kenntnisse unterliegen. Diese Entscheidung wird um so dringender, da unerwartet ein vordem nicht geahnter Vertheidiger dem ältern und, wie wir nun gerade sagen wollen, unhaltbaren Stauben zu Hülfe eilen will, der, gleich als für sein Selbst, dessen Angelegenheiten verfechten, und dabei ungewöhnliche, schimmernde Waffen führen möchte, die vielleicht hier oder da einen Zuschauer blenden, stugig machen könnten, wenn sie gleich, vom Flammenschwerte der Critik oder der unbefangenen Vernunft berührt, zerspringen — die neupoetische Schule nämlich, und die Nachzügler ihrer Fahnen. Das gewiß von Niemand undankbar verkannte, sondern löblich gepriesene Betreiben, die ältesten Dichtungen unsers Volkes aus unverdienter Nacht diesem wieder in Licht und selbst Glanz vorzustellen, diese edle Liebe für das Treffliche der vaterländischen Vorwelt, springt bey dieser schwärmend über in einen thörichten Gögendienst gegen alte Ueberbleibsel dieser Art. Manchen haben Mode und lächerliche Hoffnungen zu ihnen geführt; es treibt die Sucht, durch neue und Staunen erregende Entdeckungen und Ansichten die Orakel der Zeit zu werden, in neuen oder wieder aufgefrischten Formeln längst bekannte Sachen als vordem unerhört zu vermelden. Hohl man in solcher unseligen Verblendung doch sogar die albernsten aller etymologischen Spiele, die Erklärung der Geschichte durch Ortsnamen, aus dem Staube der gelehrten Posterkam-

mern hervor! Es ist nicht genug, das alte hehre Epos der Nibelungen seinem Range gemäß zu ehren: man kündigt daraus den Aufgang eines neuen Heils der Welt an. In den Liedern der Isländer aber klingt Manches wieder aus den heimischen Gefängen: leicht erklärlich ist daher ihre Zuziehung zu dem großen Kreise, und gewaltige Riesengestalten der Vorzeit, Wunder mancher Art, läßt die Quelle erwarten, wenn man nur recht fest ihre Sturzen zum Deutschen Bache zu leiten unternimmt, Welche Erwartungen knüpft man nicht schon an den bloßen Nahmen Edda! Die ganze Gestalt der Nordischen Sagen ist so einladend; sie sind so reich für die Sprache der historischen Mystiker, daß ihre Vergötterung nicht ausbleiben kann. Die spätern Spiele roher Isländischer Sänger werden uns nun als Nachhall verlornen Weisheit gepriesen; Lehren, Ausagen und eine Verbindung alles Einzelnen in ein Ganzes findet man, würdig der edelsten und erleuchtetsten Weisen; Funken eines erloschenen Weltgeistes, die unter dem Schnee von Island sich geborgen haben! So schwärmt unter den Dänen Grundtvig, und kaum hat er den in ähnlichen Bestrebungen um das Ziel rennenden Deutschen eine Palme zu erringen übrig gelassen! Mit Eifer werden die Gefänge Islands aufgesucht: was schlimmer ist, ihre Ausagen werden als geschichtliche Wahrheiten verbreitet. Die Critik zerreißt oft gar zu unbequem den in fröhlicher Lust ausgesponnenen Faden: darum muß man sie verdächtig machen, ausschließen, gleich den den ersten Schritten verwirren. Sollte sie etwa die Beweise, daß Sámund oder Snorri die alten Sammlungen bewirkt hätten, welche man ihnen zuschreibt, nicht als solche annehmen? sollte sie, wunderbarlich genug, nicht glauben wollen, daß die Gothen aus dem

Standischen Norden hervorgebrochen? wollte sie Männer, deren Todestage ein ganzes Jahrhundert aus einander liegen, nicht als Zeitgenossen ansehen? oder erbärmliche, zusammenraffende Chronisten des 16. Jahrhunderts nicht als Beweise für Ereignisse des fünften betrachten, unbekümmert um alles Geschwäg von verlornen Quellen, lebendiger Aufbewahrung im Munde des leichtvergesslichen Volkes — wäre es dann nicht recht, einer so schalen, des Nahmens unwürdigen, Critik Halt! zuzurufen, die ohne Nothwendigkeit (sie braucht ja nicht zu untersuchen, sie kann glauben, was die neuen Lehrer sagen) die einfachsten Dinge angreift (den Sand, auf welchen die Hallen der Vorzeit gegründet werden sollen, wegweht)? Daher ist mehr, als je, ernste Abwehr Noth. Mögen die Dichter nehmen, was ihnen gehört; mögen sie bearbeiten die Stoffe, welche immer unter ihren bildenden Händen schöne, allen Jahrhunderten gefällige, Gestalten annehmen wollen; mögen sie mit noch größerer Liebe und Hoffnung, als sie die Ergüsse Indischer oder Aztekischer Sänger in unsern Boden überpflanzen, im hohen Gemüthe von besfreundeten Stämmen uns Herrliches aufschließen: unser Dank ist ihnen sicher. Aber stets unglücklich und verwerflich muß das Bestreben seyn, Unbedeutendes als erhaben, Lächerliches als schön uns aufzuhetzen, bloß darum, weil es ihrer Meinung nach zum vaterländischen Alterthum gehört: mögen sie es nur aufgeben, den Geschichtschreiber unterjochen, und ihn — dessen erste Tugend bey seinem heiligen Geschäfte Wahrhaftigkeit und die ängstlichste Sorgfalt für die Erforschung und Festsetzung der Wahrheit immerfort bleiben wird, so lange es nicht geglückt ist, die einfachsten und vernünftigsten Gesetze für diesen Zweig menschlicher Kenntnisse umzukehren — zwingen zu wollen,

diesen untreu werdend, ihren Fahnen folgend, in ganz fremde Gebiete sich zu verirren und darin unterzugehen! Mögen sie das nie gelingende Bestreben verlassen, den poetischen Schätzen unserer oder der Isländisch-Nordischen Vorzeit einen historischen Boden zu geben. Auch ohne alle historische Glaubwürdigkeit steht in eigener Würde und Schönheit die Aeneis da. Oder sollen wir alsbald den hörnen Siegfried und den Untergang Burgunds in die Deutsche Geschichte eintragen, wie man verlangt, daß wir Odin und die Asen in diese, in die Glaubenslehren unserer Väter, aufnehmen? Denn weniger beabsichtigt der Widerspruch nicht, als unter dem Schein vaterländischer Blüten Fremdes, Ungehöriges, uns aufzudringen. Fürchtet man denn, ohne Anknüpfung an Geschichte möchten die kostbaren Geschenke ohne Werth seyn? ist es, die Menschen anzulocken, nothwendig, auf alte Meinungen, alten Glauben, hinzuweisen? So vereinigt sich neue Schwärmeren, und hin und wieder Verschrobenheit arger Art, die man den Satyrkern zu geißeln überläßt, mit alter Gläubigkeit derer, welche ihre schön geschmückten und ausgefüllten Geschichten und Götterlehren nicht verlassen können. Der Verfasser dieser Anzeige wurde früh auf die Untersuchung der alten Denkmale der Isländischen Litteratur geleitet; er sprach vor nun 12 Jahren darüber gelegentlich, aber bestimmt, seine Ansicht und Ueberzeugung aus, indem er Adeling's Meinung, wenn auch nicht unbedingt (was man aber gern übersah), für die richtigere erklärte; und vielleicht hat er das Verdienst (oder wie man es nennen will), durch die Hinweisung auf die Adeling'schen Angriffe diesen aufs neue hervorgezogen und auf ihn aufmerksam gemacht, und so die neue Bewegung,

welche sich in diesem Felde erhob, mit veranlaßt zu haben. Sein Bestreben ging dahin, zuvörderst durch genaue Prüfung aller einzelnen Quellen für das Deutsche und Nordische Alterthum und beides zu glauben, an sich und dann in Verbindung unter einander, die Vermischung wieder zu scheiden, welche man unter beiden herbengeführt hatte, und dadurch den Weg der Untersuchung etwas mehr zu ebenen und abzukürzen; er wollte darlegen, welches die Quellen wären, aus denen wir das schöpften, was wir zu wissen glaubten, und was jede einzeln beytrüge, indem es dann leichter seyn mußte, über Werth, Würdigkeit und Wahrheit der einzelnen Nachrichten und einer ganzen Masse, die wir dann nur einem einzigen Borne entströmen sahen, zu urtheilen; endlich auch das Verhältniß aufsuchen, worin die Sagen Islands gegen die Zeugnisse ständen, welche ausländische Erzähler (deren Zeit und sonstiger Werth mehr bekannt waren) über den nämlichen Gegenstand abgaben. Diesen geschichtlichen Weg, den er für den einzig richtigen und dem Forscher geziemenden hielt, verkannte man indeß im Eifer über die ungewohnten Aussichten, welche er gab, und besonders in Dänemark schien man gerade am wenigsten Lust zu haben, den Verfasser verstehen zu wollen. Man schleuderte unwürdiges Geschosß umher, das, des Zieles verfehlend, nur bösen Willen zeigte, über den er sich um so eher trösten konnte, da gerade das ein Beweis war: Mangel an bessern Gründen verhindere, den Streit, wie es seyn sollte, wissenschaftlich zu führen. Darum schien es besser, zu schweigen, und liebere Studien zogen ihn so von der anhaltenden Beschäftigung mit diesen Gegenständen ab, um nicht solchen, die noch

mehr Beruf hatten, das Feld gern allein zu überlassen. Er enthielt sich jeder fernern Einmischung in den erbittert geführten Streit über die geschichtliche Wahrheit und historische Begründung der Darstellungen Isländischer Handschriften von der Glaubenslehre und dem Zustande der Nordischen Vorzeit; er erwartete es von der Zeit, der Wahrheit den Thron zu sichern, ohne es jedoch aufzugeben, die sich etwa darbietenden Gelegenheiten zu benutzen, um auf den historischen Weg der Untersuchung immer wieder aufmerksam zu machen, und diesen zu empfehlen: mochte es auch dem poetischen Gemüthe des Einen schmerzlich, der verjährten Gewohnheit des Andern unbequem, oder der Erbitterung des Dritten widrig klingen.

So viel mußte vorausgeschickt werden, um den Leser auf den gehörigen Standpunct zu setzen. Gerade ein Wort zu seiner Zeit, erscheint nun das vorliegende Werk, um die Vertheidigung gegen alle diese Unbilde, welche man begehen will, zu übernehmen. Welchem Freunde dieser Studien wäre es nicht schon der Uebersicht wegen werth? wer erwartete nicht etwas Erschöpfendes von seinem Verfasser? Hr. Prof. Kühn nahm in den Unterhaltungen (1803) Theil an dem Streite. Er stellte dort schon den fruchtbaren Gedanken der Abstammung der künstlichen Nordischen Dichtkunst von den Angelsachsen auf. In der Schwedischen Geschichte ließ der critische Forscher bekanntlich die ganze Ausbeute der Lieder und Sagen unbenutzt, und begnügte sich mit den zwar ärmlichen, aber doch allein brauchbaren, Brocken — nach des Rec. Ansicht keiner der geringsten Vorzüge dieses Werkes. Was wir hier erhalten, ist ohne Zweifel, wie die jüngste,

reichste und am weitesten gehende Forschung des Verfassers, so durch Umfang, besonnene Critik, Zusammenstellung und Gediegenheit der Ansichten das vorzüglichste über den abgehandelten Gegenstand, und (irren wir nicht ganz) bestimmt, darin Epoche zu machen. Außer dem echten critischen Geiste, der das Werk durchweht, ist es noch mit großen Vorzügen ausgestattet, welche solche Untersuchungen sich aneignen mögen. Ruhig wird die Ansicht und Ueberzeugung des Verfassers vorgelegt, beynahe ohne alle Polemik (gewiß hier eine sehr schwere Aufgabe), und mit unbefangener, aber tief eindringender, Würdigung über den wichtigen Gegenstand gesprochen. - Möchten die Gegner (denn auftreten werden sie, und es ist, damit die Angelegenheit durchaus erschöpft werde, nützlich, und führt den Verfasser auch wohl sonst unsern Wünschen zu) hier von ihm lernen! "In der neuesten Zeit sind Urtheile über die älteste Nordische Geschichte entstanden, mit denen ich nicht übereinstimmen kann: sie beruhen auf Gründen, die die wahre Critik nie anerkennen kann. — — — Eine lesbare Bearbeitung der jüngern Edda, mit einem vollständigen Register versehen, schien mir der beste Weg zu seyn, um sich einen vollständigen Begriff von der Nordischen Mythologie zu bilden." (S. VI). Sonach zerfällt das Werk in zwei Theile, die Uebersetzung der (so genannten) jüngern (Reseniuschen, profaischen) Edda (hier der letztern S. 161 - 266), und die wichtige Einleitung (S. 1 - 160). Diese beginnt mit Erinnerungen aus der Geschichte Islands und Norwegens in Beziehung auf Cultur und Sitten, geht dann zur Nordischen Poesie und Mythologie über, und der damit in Verbindung stehende

Anhang (leider nur von S. 277. 288) verbreitet sich über die historische Litteratur der Isländer.

Sollen wir im Stande seyn, die Früchte der Isländischen Litteratur richtig und sicher zu beurtheilen, so müssen wir den Boden kennen, der sie hervorbrachte; wir müssen alle Verhältnisse Islands und seiner Bewohner, — wie diese vom 10. bis 14. Jahrhundert waren, — geschichtlich so genau als möglich gegenwärtig haben. Darum beginnt der Verfasser mit "Erinnerungen aus der Geschichte Islands und Norwegens in Beziehung auf Cultur und Sitten." Auch Adelung hob damit an: doch man vergleiche jenes flüchtige Gemälde; überall hier der mehrjährige Forscher der Nordischen Geschichte. Uebertreibungen mögen sich die Nachrichten, besonders was die Fruchtbarkeit des Isländischen Bodens betrifft, allerdings schuldig gemacht haben; allerdings mag man oft mehr in ihnen lesen, als darin liegt: doch gibt es die Erfahrung auch bey uns (in Norddeutschland wenigstens), daß manche Fluren, denen man ehemahlige Venutzung zum Getreidebau noch ansteht, von denen sie Urkunden nachweisen, jetzt durchaus für untüchtig dazu erklärt werden, und selbst da kein Versuch zur Erneuerung ihrer Cultur gemacht worden ist, als man, vom hohen Preise des Getreides gereizt, so viele Wiesen umbrach. Wer erinnert sich nicht auch an den ehemahls bey weitem ausgedehnteren Bau des Weins und Hopfens in Gegenden, wo er durchaus nicht mehr fort will? Eine tiefere Untersuchung verdient die Sache, als Johann Snorro in seinem bekannten Werkchen über den Ackerbau Islands angestellt hat.) Dann die älteste Geschichte Islands und Norwegens, kurz, aber be-

deutend, und aus Quellen. "Norwegens frühere Geschichte, die — — — bis auf die Geburt Christi hinaufsteigt, ist bloße Dichtung: wie wunderbar ist es doch, daß man den Isländischen Sagen mehr Glauben zustellen soll, als dem Franken Hunnibald, oder dem Engländer Gottfried von Monmouth, deren Arbeiten die treffendsten Gegenstücke zu den Nordischen Geschichtsbüchern abgeben!" (Wenn die Critik so rückwärts, und die Schwärmercy vorwärts schreitet, wie seit zehn Jahren, so dürften des edeln Hunnibalds Sagen bald neu bearbeitet, das Handbuch der Geschichtsforscher werden!). Um die Mitte des 9. Jahrhunderts wird die Geschichte etwas glaubwürdiger. Ueber Religion. S. 10. Die Religion der Nordischen Völker hatte sich zu der Zeit, als wir sie kennen lernen, bereits ausgebildet. Der Name Asen, Asinnen, womit die Nordischen Götter bezeichnet werden, ist von späterer Entstehung, nachdem sich bey den Mönchen und Gelehrten ein System über die Bevölkerung des Nordens von Asen her gebildet hatte; daher erscheint das Wort so isolirt. (Wie passend ist also auch in der Hinsicht das schöne Wort Asalehre gewählt!). Im Volksglauben des Nordens werden vorzüglich Asen, Zwerge, gefunden, der besonders bey den Isländern ausgebildet, und hier aus dem Schottisch-Engeländischen erklärt ist. (Daß er indeß nicht alleiniges Eigenthum der nördlichen Völker, sondern ziemlich überall, auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Glaubens zu finden sey, scheint dem Rec. gewiß. Dafür spricht auch die ähnliche Ansicht der Altpreußischen Stämme, wie sie der seitdem vollständig bekannt gewordene Lucas David

aufbehalten hat.) Der Cultus der Scandinavisch-Germanischen Völker (warum doch diese Verbindung?) war äußerst roh — — — sie brachten auch Menschen zum Opfer dar. S. 29. (Nec, kann unmöglich seine frühere Ueberzeugung, daß Opfer dieser Art kein Theil des Cultus waren, am wenigsten in Deutschland, aufgeben. Anders ist es in Zeiten der Noth: aber dann müssen auch Menschen zur Erhaltung des Lebens dienen, ohne daß man deshalb die Menschenfresser-Völker vermehrt; dazu sagen die Stellen der ältern Schriftsteller wirklich die Thatsache nicht so bestimmt und glaubwürdig aus. Der Verf. weist hier noch eine solche beim Wilhelm von Jünieges (du Chesne hist. Nordm. S. 218) nach: aber dieser hat keine Kenntniß des Alterthums aus Jordanis geschöpft, und mit mehreren wörtlich abgeschriebenem Fabeln auch diese Nachricht daher entlehnt, mithin ist er nicht als Quelle anzusehen.) Einfach war die Religion, wie das Volk in der Wirklichkeit. Ein solches Volk konnte keine andere Religion haben. Wer wird sich einbilden, daß diese rauhen Krieger und Seeräuber ein weitläufiges System religiöser Ideen hatten, die zum Theil nur aus einer tief sinnigen Speculation entspringen konnten; daß sie eine ausgebildete Geschichte, eine vollständige Genealogie der Gottheiten, besaßen? (S. 31). Wie gern möchten wir noch mehrere Resultate, und namentlich die S. 59, abschreiben. — Wie die Nordische Poesie durch Angelfächische Berührung ausgebildet wurde, wie von hier die Alliteration in den Norden kam (S. 77 und 114); das alles können wir hier nicht näher angeben, sondern nur zum Studium der hier trefflich zusammengestellten Thatsachen auf-

fordern, die zum Theil sehr überraschen (wie S. 118 das Vorhandenseyn von Bildern, die in Island gar nicht entstanden seyn können; die Aehnlichkeit der eigentlichen Isländischen Versart; des Fornyrðalsg mit der Angelsächsischen (S. 86), und der Keim, der darin auch vom Drottmält liegt), selbst in der Sprache der Dichtkunst ist diese Nachahmung, aber in vielen Fällen über die Grenzen des gesunden Verstandes getrieben. Alle alten Gedichte, worauf sich Snorri beruft, sind, bis auf ein einziges, verloren. Es ist die Vermuthung gar nicht unwahrscheinlich, daß Snorri die von ihm angeführten Stellen alter Dichter, so gut wie Særo und andere alte Sagenschreiber, zum Theil selbst verfertigt habe (S. 99); daß Særo sie aus alten Nordischen Urschriften übersezt habe, ist eine eben so unnatürliche als unerwiesene Behauptung (S. 98). Die Dichtungen der Isländer haben vorzugsweise einen lyrischen Character; es gibt keine Epopden, nicht einmahl Reimchroniken, wohl aber Lobgesänge auf ausgezeichnete Männer, Verherrlichung einer glorreichen That. Zur Unterhaltung eigneten sie sich den Stoff der romantischen Poesie zu, verarbeiteten denselben nach ihrer Weise, brächten ihn mit einheimischen Sagen in Verbindung, und localisirten ihn aufs allerwillkürlichste. Es ist auffallend (sagt der Verfasser S. 101 so wahr und treffend), wie Männer, deren Bestrebungen um die Altdeutsche Litteratur eben so loblich als verdienstlich sind, der Vorstellung Raum geben konnten, als, wenn die Sagen, die die Isländer mit den Deutschen gemein haben, sich unabhängig bey den beiden Völkern erhalten hätten, und ihnen gemeinsame National-Traditionen zum Grunde lä-

gen: eine Vorstellung, die an sich unbegreiflich ist, die aber durch keine äußeren Gründe unterstützt, vielmehr völlig umgestoßen wird. Wort eines in den Geschichten erfahrenen Mannes! Was unter dem Rahmen der Nordischen Mythologie zu uns gekommen ist, ist nicht als Glaube der Scandinavisch-Germanischen Völker, sondern als ein Hülfsmittel der Isländischen Dichter zu uns gekommen (S. 120). Diese Ansicht muß durchaus festgehalten werden, wenn wir nicht in Behauptungen einstimmen wollen, die aller Critik und Geschichte Hohn sprechen wollen. Edda ist die weibliche Form von Othr, das Vernunft und Poesie bezeichnet, heißt also Poetik, Anweisung zur Dichtkunst. — Sehr schön ist der Einfluß des Christenthums entwickelt, und eben so gelehrt als scharfsinnig die wichtig aufgeworfene Frage beantwortet, wie die Mönche zu der Entstehung dieser Lieder voll. heidnischer Mythologie hätten die Hände bieten, oder den fortdauernden Gebrauch der heidnischen Götternahmen nur zulassen können? Dichteten sie doch selbst in die Bibel hinein (S. 139). Von S. 155 an ein ernstes, aber nöthiges, Wort gegen die Fieberträume des Hrn. Grundtvig, und das Unrecht, welches dieser gegen Deutschland begeht: doch was kann man von einem Manne erwarten, der selbst erklärt, daß die Humanität ihm ein Greuel sey, während man Porenzen und Cubus in die Gebilde der Isländer trägt, und diese dadurch bey allen Vernünftigen lächerlich macht. Warum enthält doch der Anhang, nicht so viel Vogen, als hier Seiten? Gleich der Eingang über die frühe Benutzung der Landessprache in den geschichtlichen Aufzeichnungen, da, wo kein fremder oder gebil-

detes Clerus vorhanden war, ist schön; was über Tradition — die einzige Quelle dieser Geschichten — gesagt ist, billig; richtig ist der Satz, daß der nächste Zweck der Nordischen Geschichtschreiber nicht Belehrung, sondern Unterhaltung war: was wir daran haben, wird an einigen Zügen, wo die Sage in fremde Vorfälle eingreift, klar und eindrucklich gezeigt, für den, der sehen will. Auch noch eine Andeutung (S. 286), wie wenig bis jetzt für die innere Critik des Snorri geschehen ist, muß beherzigt werden. Die Uebersetzung der Edda ist nach der Myrup'schen, Dänischen, jedoch, wie sich von selbst versteht, mit Zuziehung des Resenius'schen Textes, sehr brav und zweckmäßig gearbeitet, wiewohl Rec. gern gesteht, daß eine genaue Prüfung von seinen Neigungen etwas abliegt. Das Register sollte anfangs die Stelle eines Lexicons für die Nordische Mythologie vertreten, und die mythischen Nahmen sollten mit etymologischen Bemerkungen begleitet werden, der Raum gestattete aber diese Ausdehnung nicht.

Der Recensent hat geglaubt, bey einem so wichtigen Werke sich länger verweilen zu dürfen; einzelne kleine Verschiedenheiten in der Ansicht hat er schon bemerkt: aber es ist noch übrig, das zu erwähnen, was ihm mangelhaft im Ganzen scheint. Einmahl dürfte es doch vielleicht nothwendig gewesen seyn, für Viele, denen die erforderlichen litterarischen Kenntnisse nicht immer gegenwärtig sind, solche, und überhaupt mehr Literatur, zu geben! Irrt Recensent, wenn er annimmt, diese Weglassung sey daraus entsprungen, daß die Einleitung anfänglich den nun erreichten Umfang nicht bekommen sollte? Zweytens dürfte

es nothwendig seyn, die Beweise mehr zu belegen, als in der Regel geschehen ist, sonst bleibt doch dieser oder jener ungläubig. Endlich steht der Anhang mit den abgehandelten Gegenständen in einer so engen Verbindung, und ist für die Geschichte des Nordens so wichtig, keiner aber in jeder Hinsicht so geeignet, wie Hr. Professor Mühs, ihn zu einer ausführlichen und erschöpfenden Untersuchung umzugestalten, als daß er ihn nicht auffordern sollte, diesem Unternehmen sich noch zu unterziehen. Erst damit ist das vorliegende Werk gänzlich abgeschlossen. Möchte er aber auch mit der zweiten, also ausgestatteten, Auflage eine vollständige Litteratur des Isländischen Nachlasses, und was darauf Bezug hat (s. des vorigen Jahrganges dieser Blätter 103. Stück) verbinden; möchte er dieses eben so wichtige als verdienstliche, und (da dieses Feld nur kurze Zeit bebauet wurde, und was daraus emporgeschossen ist, die ganze Periode des Blühens schnell durchlaufen hat) für die allgemeine Geschichte, wie die besondere Nordische, gleich anziehende als scharf begrenzte und übersehbare Werk seinen vielen Verdiensten um die Nordische Nordwelt hinzufügen; möchten ihn dazu seine Nordischen Freunde unterstützen, und Deutschland würde abermahls den Ruhm erhalten, auch hierin ausgeführt zu haben, was selbst das eigene Volk, oder diejenigen, welche es näher angeht, nicht im Stande oder nicht thätig genug waren, herbeizubringen! Delius.

S. 327 Z. 9 ist Berkeley statt Berkley zu verbessern.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 22. März 1813.

Halle.

Bey Hemmerde: *M. T. Ciceronis Epistolae ad Atticum, ad Quintum fratrem, et quae vulgo ad Familiare dicuntur, temporis ordine dispositae. Recensuit selectisque superiorum interpretum suisque annotationibus illustravit Christianus Godofr. Schütz. Sechs Bände in Octav. 1809. 1812.*

Cicero's und seiner Freunde Briefe haben für die Geschichte eines ziemlich langen und sehr wichtigen Zeitraumes der Römischen Republik einen um so entschiedenern Werth, da sie von den einflussvollsten Zeitgenossen und Theilnehmern herühren, im Entstehen der Begebenheiten, und zum Theil nach denselben, verfaßt wurden, und in einem Style geschrieben sind, der nicht leicht classischer seyn kann. Von jeher waren sie daher die Gegenstände des Studiums der gebildetsten Männer. Noch jetzt sind sie unerreichte Muster in ihrer Art, und verdienen, in der ersten Classe gelehrter Schulen, jedoch mit Auswahl, gelesen zu werden, wenn gleich der Mann diese Briefe anders liest,

als der Jüngling. Für diejenigen unserer Landsleute, welche sie gern in der Muttersprache lesen wollen; hat der verewigte Wieland trefflich in seiner, leider noch nicht vollendeten, Deutschen Uebersetzung gesorgt: aber eine Ausgabe derselben im Grundrorte, wie sie seyn sollte, fehlte uns bisher noch. In dieser sollten die Bemerkungen der vorigen Ausleger mit Einsicht und Geschmack in bündiger Kürze ausgehoben, und durch eigne Vergestalt vervollständigt werden, daß diese kostbare Brieffammlung, die einzige in ihrer Art, ohne Anstoß und ohne mühsames und zeitkostendes Nachschlagen anderer Werke, die noch dazu nicht jedem Leser zur Hand sind, gelesen und studirt werden könnte. Selbst die Critik hatte noch allerley Ansprüche und Forderungen zu machen, die lange noch nicht erfüllt waren. Sehr vielen Dank verdient also Hr. Prof. Schüz in Halle, den das gebildete Publicum als einen der geschmackvollsten Kenner des Griechischen und Römischen Alterthums kennt, daß er, welchem Cicero schon so Vieles verdankt, sich der Arbeit unterzog, jenen Mangel zu ersetzen, und uns demnach, wie Titel, Vorrede und das Werk selbst besagen, eine Ausgabe dieser Briefe in chronologischer Ordnung zu liefern, welche in sich Critik und Erklärung vereinte, und dem stark gefühlten Bedürfnisse abhülfe. Zu diesem Behufe sind die so genannten Briefe ad familiares, welche unlateinisch ad diversos heißen, mit den Briefen an den Atticus und an den Bruder Quintus Cicero in der chronologischen Ordnung des Sigonius, nach Ad. Theod. Sibers und Anderer Beyspiele; zusammengestellt worden: worin schon Wieland vorangegangen war. Seltsam, daß Ernesti noch die alte Ordnung beybehalten hatte! Dieses um den Cicero sehr verdienten Gelehrten Text ist

hier mit Recht zum Grunde gelegt worden, jedoch ohne sich so slavisch an ihn zu binden, daß nicht die Resultate der Critik der Neuern oder des eignen Nachdenkens wären benützt worden. Insonderheit kam Hrn. Prof. S. hier die critische Ausgabe der ersten sechs Bücher dieser Briefe zu staten, welche wir als ein Musterwerk dem unermüdlischen Fleiße und der geübten geistreichen Critik des Hrn. Martyni Laguna verdanken (s. Götting. gel. Anz. 1804 St. 110), wovon Hr. S. mit dem verdienstesten Lobe in der Vorrede spricht. Wir wünschen herzlich, daß diesem würdigen Gelehrten bald ein für die Vollendung dieser Ausgabe und seiner übrigen litterarischen Plane, worunter uns besonders die Ausgabe des Lucans interessirt, recht günstiges Loß fallen möge. Von des Hrn. Prof. S. vielfach erprobter Einsicht im Fache der Critik ist leicht zu vermuthen, daß er sich auch hier seiner würdig bewiesen habe, und wir finden diese Vermuthung überall bestätigt. So hat manche schwierige Stelle jetzt eine Aufklärung gewonnen, die ihr sonst unwiederbringlich abzugehen schien. Um nur einige, nach den Gesetzen der Sparsamkeit unserer Blätter, zu erwähnen, so ist die viel besprochene Stelle 8, 1 (bey S. Ep. 192) *embasneticam facere*, durch Hrn. S. Vermuthung, die sich auf einige Manuscripte stützt, heller geworden, indem *emeticam facere* gelesen wird: welcher Besart eine gute Erklärung zu Hülfe kömmt. In Epist. ad Attic. I, 18 (bey S. Tom. I, 23) klagt Cicero über seine Einsamkeit, da sein Bruder abwesend sey. Hier kömmt die widersinnige Stelle vor: *Metellus non homo, sed litus atque aer et solitudo mera*. Was außer den Auslegern auch Wieland zu seiner Uebersetzung, und Garve zu Cicero über die Pflichten II. S. 195 darüber

sagen, befriedigt nicht. Desto ansprechender, ist Hr. S. Verbesserung: *et illius nunc domus est litus*. Unstreitig sehr sinreich! Gleichwohl ist Chambort's Verbesserung vorzuziehen: — *me telus non homo etc.*; woben etwa *cingit* oder etwas Aehnliches zu suppliren ist. Ohne Zweifel ist es ein tragischer Vers, etwa des Accius, der Sophokles Philoctet ins Lateinische übersetzt hatte. Anspielungen dieser Art liebte Cicero bekanntlich. Hätte Hr. S. mehr Zeit auf diese Arbeit verwenden können, so würde sie freylich in kritischer Hinsicht wenig zu wünschen übrig gelassen haben. Dann hätten Stellen, wie die *ad Attic. I, 9* (in der alten Ausgabe I, 4): *supero Crassum divitiis atque omnium, vicos et prata contemno*, wo Wassenbergh's Critik (Gött. gek. Anz. 1790 S. 1816) schwerlich befriedigt, und andere gewiß Licht erhalten. In der Stelle *ad Quint. fr. I, 2* (bey S. To. I. Ep. 52 S. 266) sind die Worte *majora ista erant* weder eingeschoben, noch verdorben. Cicero sagt in diesen Worten weiter nichts, als: deine Hitze war übertrieben. Der aus Ernesti abgeschriebene sinnwidrige Druckfehler daselbst *καραδίσσα* muß in *καραδίσσα* verwandelt werden. Es ist die aus Aristides Orat. Rhod. I. Tom. II. p. 346 C. bekannte Stelle von dem Rhodischen Steuermanne, der mitten im Sturme die dort in der Note angeführten Worte ausruft, worüber Valsenaer's Verbesserung zu Eurip. Hippolyt. 304 f. nachzusehen ist. Im sechsten Bande sind unter den Addendis noch einige schätzbare Verbesserungen nachgetragen. Uebrigens sind nur da Varianten beygebracht, wo sie Hr. S. Resultate gaben: sonst sind sie weggelassen. Gleichwohl heißt es von ihnen nicht selten, der Stein, den die Bauleute weggeworfen, ist zum Eckstein geworden. Der exegetische Theil ent-

hält Auszüge aus den besten Auslegern, deren Namen jedesmahl den Noten beygelegt sind. Das in ihnen Mangelnde hat der Herausgeber zu ersetzen gesucht. Kürze, Deutlichkeit, Zweckmäßigkeit und prunklose Gelehrsamkeit müssen wir diesen Erklärungen nachrühmen. Es ist Schade, daß Hr. S. nicht die nöthige Muße scheint gehabt zu haben, die in den Noten, nach alter Sitte, sehr unbestimmt angeführten Schriftsteller nachzuschlagen, und nach Buch, Kapitel, Seitenzahl, wie es gerade nöthig war, näher zu bezeichnen. Daß auf Wieland's Uebersetzung und Noten oft eine sehr nützliche, selbst bisweilen berichtigende, Rücksicht gerichtet sey, ist sehr schätzbar. Am Ende sind vier Register angehängt, welche die Vergleichung der alten und neuen Ordnung der Briefe, die Namen der Briefsteller, das Historische und Geographische, und die Merkwürdigkeiten von Cicero's Leben, nach den Jahren geordnet, enthalten, und ein Werk beschließen, das zu den nützlichsten gehört, dessen die philologischen Annalen seit langer Zeit gedenken, und dem wir in dieser leichten und einladenden Gestalt um so lieber viele Käufer und Leser wünschen, je interessanter die darin aufgestellte Geschichte und die Darstellung derselben ist, je mehr Vergnügen es gewährt, nach Wieland's Muster sich in jene idealische Welt zu versetzen, wo man ein so anziehendes Drama vor sich zu haben glaubt, und je mehr jene Zeiten denen gleichen, die wir vor kurzem erlebt haben, und noch erleben.

Straßburg.

Von diesem Druckorte sind uns neulich drey kleinere, aber gehaltvolle, Schriften zugekommen, in denen sich der Geist einer höchst milden Weisheit oder der Geist ihres Verfassers so anziehend

auspricht, daß wir den zahlreichen Freunden und Verehrern seines Namens wenigstens eine kurze Anzeige davon schuldig zu seyn glauben.

1) Der Priester der Gerechtigkeit. Gedächtnisrede auf Hrn. Johann Leonhard Fröreisen, Cammer-Präsidenten des kaiserl. Gerichtshofes zu Colmar u. c. bey seiner feyerlichen Beerdigung den 15. April 1812 gehalten von Dr. Johann Lorenz Blessig. Straßburg. 1812. S. 14 in Octav.

2) Rede bey der Einweihung des Oberlin'schen Monuments in der Kirche zu St. Thomä gehalten von Joh. Lorenz Blessig den 1. November 1811. Straßburg. S. 20 in Octav.

3) Instructions du Directoire du Consistoire général de la Confession d'Augsbourg à Strasbourg, adressées à MM. les Pasteurs du département du Bas-Rhin. 1812. S. 7 in Quart.

Es muß ein sehr ruhmwürdiger Mann gewesen seyn, dessen Angedenken in der ersten Rede gefeiert wird; je entschiedener aber der Ruhm des andern schon seit längerer Zeit, und je gerechter der Tribut war, der ihm durch das von mehreren seiner Freunde und Zöglinge seinem Gedächtniß errichtete Monument gezollt wurde, desto tiefere Eindrücke mußte der auch sonst trefflich vorbereitete Schluß der dabei gehaltenen Rede machen, womit sich Hr. Blessig vorzüglich an einen Theil seiner Zuhörer, an die edleren und aufstrebenderen unter Straßburgs studirenden Jünglingen, wandte. „Merkt es wohl, Jünglinge! nicht dazu fordere ich euch auf, daß ihr des Ruhmes Sklaven werdet, sondern des Ruhmes würdig euch macht. Unabhängig von Lob ist das Lobwerthe, und höher, als Ruf und

alles Geräusch und Gepränge, steht das reine Bewußtseyn des Rechts. Ihr wißt es aus Griechenlands Geschichte. In einer Nacht kann man der Hermen und Statuen viele zu Boden werfen. Eure innere Würde wirft man nicht um. An den Enkeln ist's, wahre Ehre dem Verdienste zu spenden, wie es heute geschieht; an euch ist's, wahre Ehre in euch selbst zu begründen. Was euch von jedem, auch dem geringsten, auch dem rühmlosesten Menschen bestritten oder versagt werden kann, dieß kann nicht das höchste Gut seyn. Darum geizet nicht nach Ruhm. Dieß macht euch abhängig, unruhig und klein. Jünglinge und Männer! wollt ihr auf Erden frey, unabhängig und gut seyn, so müßt ihr euren Strebepunct jenseit der Erde nehmen. Ihr müßt euch auf einen Verbündeten stützen, der euch mit halte, der euch über fremde Ungerechtigkeit und eure eigene Unvollkommenheit, der euch über Neid und Staub und über Jahrtausende zum vollen Lichte, das ihr sucht, voran führen könne.“ — Die dritte und wichtigste dieser Schriften ist eine ohne Zweifel auf höhere Veranlassung verfaßte, Instruction des protestantischen Consistoriums zu Straßburg für alle Prediger seines Sprengels, worin diese aufgefordert werden, ihre Amtswirksamkeit auch für die Erhaltung und Förderung einiger gemeinnützigen Regierungsanstalten, wie der Schutzpocken-Impfung, des Conscriptions-Wesens und des Straßenbaues, zu verwenden. Es sind höchst edle Gründe, welche ihnen dazu in einer sehr würdigen Sprache an das Herz gelegt werden, ja selbst der am Schluß angebrachte Grund ist es noch eben so sehr, als das Compliment, das er zu

472 G. g. A. 47. St., den 22. März 1813.

gleich für die höchste administrative Behörde des Departements enthalten sollte. "Les fonctions" — wird ihnen hier gesagt — "qui vous sont confiées, vous en font un devoir sacré, et félicitez vous, Messieurs, d'exercer ces fonctions sous l'influence d'un Magistrat, qui, en vous associant à ses sages et bienfaitantes ordonnances proclame par là, même une vérité, qui doit vous faire redoubler d'efforts dans l'exercice de votre saint ministère: c'est que de tous les élémens propres à gouverner et à ennoblir les hommes la force morale et l'action d'une religion efficace et simple sont les moteurs les plus puissans sur la terre.

Coburg.

Des Hrn. Professor Jacius Miscellen zur Geschichte der Cultur und Kunst des Alterthums (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 2046) sind 1811 unter dem Titel: Collectaneen zur Griechischen und Römischen Alterthumskunde, mit drey Aufsätzen vermehrt, aufs neue ausgegeben worden: 1) Zuerst Beyträge zur Deutung und Erklärung alter Kunstwerke aus Nachrichten der Alten. (Für das Kunststudium möchte man wohl die Nachrichten der Alten von den verschiedenen Vorstellungsarten einzelner Gottheiten, von Physiognomien merkwürdiger Personen u. s. w. an Einem Orte vollständig gesammelt wünschen.) 2) Griechische und Römische Reliquien, die in den Tempeln aufbewahrt wurden (Schaus- und Wunderstücke, die sich noch ansehnlich vermehren ließen). 3) Antiquarische Miscellen (wie man sie aus Collectaneen Büchern erwartet).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 25. März 1813.

Göttingen.

Von Johann Friedrich Röwer: Staatsrecht von Frankreich. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Erster Band. 1813. S. XVIII und 518 in groß Octav.

Allerdings muß es auffallend scheinen, daß wir bis jetzt noch kein allgemeines Werk besaßen, was sich gleichmäßig über alle Theile des Französischen Staatsrechts, d. h. über die Verfassung und die Verwaltung Frankreichs, verbreitete; denn einige höchst unvollkommene Compilationen ausgenommen, betrifft alles, was wir von guten Werken über das Französische Staatsrecht besitzen, nur mehr oder weniger einzelne Theile desselben. Und dennoch ist in den letztern Jahren das allgemeine Interesse an Frankreich, und folglich auch an der Kenntniß seiner Organisation, fortdauernd gestiegen, ist zumahl für uns in mehr als Einer Rücksicht von höchster Wichtigkeit geworden. Dagegen verliert sich freylich das Auffallende gar sehr, wenn man einen Blick auf die nicht geringen Schwierigkeiten wirft, die der Aus-

A (3)

arbeitung eines Französ. Staatsrechts im Wege standen, und die der Verf. sich kaum zu schmeicheln wagt, glücklich überwunden zu haben. Dahin gehört einmal die ungeheure Menge der gesetzlichen Bestimmungen aller Art. Frankreich ist ein neuer Staat; alles beruht dort auf Gesetzen und geschriebenen Constitutionen; die Revolution hatte durchaus alle Verhältnisse verändert; alles mußte neu geschaffen, neu organisiert werden. Daher verhältnißmäßig zu andern Staaten in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre die ungeheure Menge gesetzlicher Bestimmungen und Verordnungen. Dazu kommen ferner noch die Schwierigkeiten des Auffuchens und des Auffindens derselben. Die beiden allgemeinen Sammlungen, der *Moniteur* und die *Gesetz-Bulletins*, haben entweder gar keine oder nur partielle Register; vergeblich aber hoffte der Verf., durch die zahlreichen, über einzelne staatsrechtliche Materien in Frankreich erschienenen, Codes — freylich größten Theils nur unordentliche Compilationen — und durch die allgemeinen und besondern Repertorien, wenigstens des jedesmaligen eigenen Nachsuchens u. Nachschlagens überhoben zu werden. Alle diese Codes und diese Repertorien fand der Verf. im Fortgange seiner Arbeit mehr oder weniger mangelhaft; unter den Werken, die er bey seiner Arbeit benutzte, waren ihm die *Seidenstickersche* Litteratur des gesammten Napoleonischen Rechts, und *Spangenberg's* Repertorium sämmtlicher gegenwärtig in Frankreich gültige Kraft habenden Gesetze von vorzüglicher Brauchbarkeit. Zu diesen, dem Französischen Staatsrechte eigenen, Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, gehörte ferner die große Veränderlichkeit der öffentlichen Legislation in Frankreich: ein sehr natürliches Phänomen in einem neuen Staate, wo noch alles

im Werden begriffen ist, wo alle Verhältnisse neu geordnet und neu bestimmt werden mußten, wo beynahe jede nachfolgende Verfügung die vorhergegangenen in irgend einem Puncte modificirt, wo also ein beständiges Nachsuchen, beständige Zurückweisungen, unvermeidlich sind. — Die gedruckten Quellen über das Französische Staatsrecht fand der Verf. größten Theils in unserer reichen Bibliothek, um so mehr aber hat er freylich die Lücken zu fürchten, zu deren Ausfüllung anschauliche Kenntniß würde erforderlich gewesen seyn. Der Verf. bestimmte sein Buch zugleich auch für Practiker, und wenn gleich andere Rücksichten ihn bewogen, seine Arbeit in einige Bände zusammen zu drängen, so hofft er dennoch, durch genaue Angabe der gesetzlichen Quellen und durch eine ausgesuchte Litteratur die Ausführlichkeit zu ersetzen, welche vielleicht diejenigen, die nur in der Absicht sein Buch zur Hand nehmen, um sich über einen bestimmten besondern Gegenstand zu unterrichten, vermiffen möchten. Zugleich verspricht er, um seinem Werke dauernde Brauchbarkeit zu sichern, jährlich ein Supplementheft nachzuliefern, welches die in jedem Jahre erfolgten Veränderungen enthalten wird, und deren einige wiederum einen Supplement-Band ausmachen sollen. — Das gesammte Französ. Staatsrecht zerfällt in zwey ungleiche Hälften, nämlich in das Verfassungs- und das Regierungsrecht, wovon dieser erste Band, außer einer Einleitung, das Verfassungsrecht nebst den fünf ersten Capiteln des Regierungsrechtes enthält. — **Einleitung. Erster Abschnitt.** Von dem Französischen Staatsrechte überhaupt — Begriff, Eintheilung, Quellen, Hülfsmittel und Litteratur. **Zweyter Abschnitt.** Historische Uebersicht der Entstehung und Ausbildung der gegen-

wärtigen Organisation des Französischen Kaiserreiches. **Dritter Abschnitt.** Von dem Lande, nebst einer Uebersicht der gesammten Departements des Reichs. **Vierter Abschnitt.** Von der Nation, hauptsächlich von den Ständen, dem Adel, den Städten und dem Bauernstande. **Fünfter Abschnitt.** Von der ehemaligen Verfassung vor der Revolution. **Erster Theil.** Verfassungsrecht, und zwar, nach einigen vorläufigen Bemerkungen über den Character der Französischen Staatsverfassung, im ersten Kapitel von dem Kaiser; — Entstehung der kaiserl. Würde in Frankreich —. **Erster Abschnitt.** Von der Thronfolge. **Zweiter Abschn.** Von der Regentschaft und der Aufsicht über den minderjährigen Kaiser. **Dritter Abschn.** Von der kaiserl. Familie; — Civilstand, Civilstands-Acten, und Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen des kaiserl. Hauses; Gewalt der Ober-Aufsicht, der Disciplin und der Polizei, welche der Kaiser im Innern seiner Familie übt, und Familienrath. **Vierter Abschn.** Von den Einkünften und Ehrenbezeugungen des Kaisers und den Mitgliedern der kaiserl. Familie —. Einkünfte des Kaisers, Civilliste, Dotation der Krone, außerordentliche Domäne und Privat-Domäne des Kaisers; Einkünfte der verwitweten Kaiserin und der Prinzen und Prinzessinnen des kaiserl. Hauses; Ehrenbezeugungen des Kaisers und der Mitglieder der kaiserl. Familie; Residenz, Titel, Wapen und Urkunde. **Fünfter Abschn.** Von den Souveränitätsrechten des Kaisers in Beziehung auf die gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt. **Zweytes Kapitel.** Von dem Hofstaate. **Erster Abschnitt.** Von den Großwürdeträgern des Reichs. **Zweiter Abschn.** Von den Groß-Officieren des Reichs, den militärischen und den bürgerlichen. **Dritter Ab-**

Schnitt. Von dem Hause des Kaisers, dem bürgerlichen und militärischen Hofstaate. Viertes Abschn. Von dem Hofstaate der übrigen Mitglieder der kaiserl. Familie. Drittes Kapitel. Von den Orden. Erster Abschn. Von dem Orden der Ehren-Legion. Zweyter Abschn. Von dem Orden der drey goldenen Bliese. Dritter Abschn. Von dem Orden der Reunion. Viertes Kapitel. Von dem Erhaltungssenate. Entstehung und Bestand des Senats; Organisation und innere Administration; Senatorien und Administration der Güter des Senats; — Attributionen; Senatorial-Commissionen der individuellen und der Pressfreiheit. Fünftes Kapitel. Von den Wahl-Collegien. Geschichte derselben; Cantonsverssammlungen; Arrondissements und Departements-Wahlcollegien. Sechstes Kapitel. Von dem gesetzgebenden Corps. Geschichte und anfängliche Organisation; Bestand der Series und der Deputirten eines jeden Departements zum gesetzgebenden Corps; gegenwärtige Organisation desselben. Zweyter Theil. A. Allgemeine Verwaltung. Erstes Kapitel. Von den allgemeinen Regierungsbehörden. Erster Abschnitt. Von den Ministerien, sowohl im Allgemeinen, als von jedem insbesondere. Zweyter Abschn. Von dem Conseil der Minister, den Administrations-Conseils, dem großen Conseil und dem geheimen Rathe. Dritter Abschn. Von dem Staatsrathe. — Bestand und Eintheilung; Staatsräthe, General-Secretär des Staatsraths, Requetenmeister, Staatsraths-Auditoren. — Attributionen des Staatsraths; hohe administrative Polizen, streitige Sachen, Commission der Petitionen. Viertes Abschn. Von dem hohen kaiserl. Gerichtshofe. Bestand, Attributionen und Verfahren. B. Besondere Verwaltung. Zweytes Kapitel.

Von der Administration im engeren Sinne. **Erster Abschnitt.** Von der Departemental-Verwaltung: Präfecten, General-Secretär der Präfectur, und die den Präfecten zugegebenen Auditeurs des Staatsraths, Präfectur- u. General-Departements-Räthe. **Zweyter Abschnitt.** Von der Arrondissements-Verwaltung; Unter-Präfecten und Arrondissements-Räthe. **Dritter Abschn.** Von der Municipal-Verwaltung; Maire, dessen Adjuncten, Polizei-Commissairs, Municipal-Räthe. **Vierter Abschnitt.** Von den General-Gouvernements: General-Gouvernement der Departements jenseit der Alpen, der Departements von Toscana, der Römischen, der Holländischen und der Hanseatischen Departements und der Jüryischen Provinzen — letzteres sowohl im Allgemeinen, als im Besondern. **Drittes Kapitel.** Von der Justiz-Verwaltung. **Erster Abschnitt.** Von dem Justizwesen im Allgemeinen. Geschichte; Ansetzung der Richter, deren nothwendige Eigenschaften, Dauer des Richteramts, Instanzen, Subordination der Gerichte und Verfahren; öffentliches Ministerium, General- und kaiserl. Procureurs und deren Substitute; Greffiers und Huissiers oder ministerielle Beamte. **Zweyter Abschn.** Von dem Cassationshofe. Bestand und Organisation; Attributionen und Geschäfte. **Dritter Abschnitt.** Von der Verwaltung der Civiljustiz. Gesetze; kaiserl. Gerichtshöfe, Verzeichniß derselben mit Angabe ihrer Sprengel, Bestand, Organisation und Geschäfte; Tribunale erster Instanz, Bestand, Organisation; Friedensgerichte; Schiedsrichter. **Vierter Abschn.** Von der Verwaltung der Criminaljustiz. Gesetze; Gerichtswesen im Allgemeinen; Instruction; Assisenhöfe, deren Bestand, Verfahren

und Attributionen; geschworene Gerichte; Rechtsmittel gegen die gefällten Urtheile; ordentliche Specialhöfe, Bestand, Organisation, Competenz und Verfahren; außerordentliche Specialhöfe, Bestand, Organisation, Competenz und Verfahren. Fünfter Abschn. Von den Prevotalthöfen und den gewöhnlichen Douanen-Tribunälen. Sechster Abschnitt. Von den Polizeygerichten. Corrections-Tribunäle; Tribunäle der einfachen Polizey; Beamte der gerichtlichen Polizey. Siebenter Abschnitt. Von den Handelsgerichten. Bestand, Organisation und Competenz der Tribunäle; Conseils der Prud'hommes; kais. Prisen-Conseil. Achter Abschn. Von dem Notariatswesen. Im Allgemeinen; Geschäfte der Notárs; Notariatskammern. Neunter Abschn. Von den Sachwaltern oder Advocaten. Im Allgemeinen; Register der Advocaten; Disciplinar-Conseils; Rechte und Pflichten der Advocaten. Zehnter Abschn. Von den Avoués. Im Allgemeinen; Avouéskammern. Viertes Kapitel. Von dem Religionswesen; im Allgemeinen. Erster Abschnitt. Von der katholischen Kirche im Allgemeinen, und deren Eintheilung und gegenwärtiger Zustand. Zweyter Abschnitt. Von der protestantischen Kirche. Im Allgemeinen; reformirte Kirche, und lutherische Kirche. Dritter Abschn. Von dem Jüdischen Cultus; bürgerlicher Zustand der Juden; kirchliche Verfassung derselben. Fünftes Kapitel. Von dem öffentlichen Unterrichte; im Allgemeinen. Erster Abschnitt. Von der kais. Universität. — Allgemeine Organisation, Facultäten, Lyceen, Collegien, Institutionen, Pensionen und Secundär-Schulen für Böglinge des geistlichen Standes; von den

Graden; von der Ordnung unter den Mitgliedern der Universität, den Titeln und dem Range per verschiedenen Functionen und dem Unterrichte; von den Verpflichtungen der Mitglieder der kaiserl. Universität; von der Aufsicht, der Disciplin und der Jurisdiction der kaiserl. Universität; von dem Conseil der Universität; von den academischen Conseils; von den Inspectoren der Universität und der Academien, und von den Rectoren; von den Reglements für die Lyceen, Collegien, Institute, Pensionen und Primär-Schulen; von der Ernennung und Ergänzung der Beamten und Professoren der Universität, den Aspiranten und der Normal-Schule und den Aggregirten; von den Emeriten und der Pensionierung; von den Einkünften und den Ausgaben der Universität; gegenwärtiger Bestand derselben. Zweyter Abschnitt. Von den Unterrichtsanstalten außer der kaiserl. Universität. Schulen für den öffentlichen Dienst: kaiserl. militärische Special-Schule zu St. Cyr, militärisches Prytaeum, kaiserl. polytechnische Schule, Artillerie- und Genie-Schulen, militärische Special-Schule der Cavallerie zu St. Germain en Laye, kaiserl. Schule der Schiffsbau-Ingenieurs der Marine, Schiffahrtsschulen, kaiserl. Schule der Handwerke und Künste, kaiserl. Schulen der landwirtschaftlichen Thierarzen, Oeconomie zu Lyon und Alfort, sonstige Lehranstalten für Künste und Wissenschaften. Dritter Abschnitt. Von den gelehrten Gesellschaften. Kaiserl. Institut für Wissenschaften und Künste; große zehnjährige Preise; sonstige gelehrte Gesellschaften. Vierter Abschn. Von den Bibliotheken, Museen und Theatern.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 27. März 1813.

Landsküt.

Vollständiges Handbuch der Kriegs-Polizienwissenschaft und Militär-Deconomie mit vorzüglicher Rücksicht sowohl auf die älteste, als auch auf die neueste (Französische, Oesterreichische, Baiersche, Westphälische, Württembergische u. s. w.) Gesetzgebung und Literatur für Civil- und Militär- und Staatsbeamte, Polizen-, Landgerichts-, Rent-Amts- und Municipal-Behörden und gebildete Leser, von Dr. Joh. Paul Hari, Prof. der Philosophie und Kameralwissenschaften an der königl. Alerschen Universität zu Erlangen. Theil 1. 2., mit Tabellen, Beylagen und alphabetischem Register. Bey Phil. Krüll 1812.

Es ist allerdings in unsern Tagen sehr nützlich, daß die Mittel und Maßregeln wissenschaftlich geordnet und geprüft werden, welche sich von Seiten der Regierungen anwenden lassen, um den Uebeln, die der Krieg erzeugt, zu begegnen, und um das Heer der Kriegslasten so zu vertheilen, daß es den einen Theil der Bevölkerung nicht zu Bettlern macht, im

B (3)

deß hin und wieder irgend Jemand durch verschmigte Benützung der öffentlichen Bedrängniß bereichert wird. Eine übersichtliche Darstellung dieser Mittel und Maßregeln, ihre Untersuchung und Würdigung, ist zwar schwierig, und könnte sich überhaupt nicht auf das erstrecken, was kein Gesetz, als das der äußersten Noth, erkennt, also nicht auf das, was auf dem Kriegsschauplatz vorgeht, und eben so wenig auf das, was die Kräfte der Regierung übersteigt, z. B. die Verhütung des Uebels, welches die Betriebsamkeit durch die Beunruhigung der Gemüther vor und während des Kriegs erleidet. Aber es könnte handeln: von den allgemeinen Vorsichtsmaßregeln bey dem Ausbruch eines Kriegs, von der Vorsorge für Handel und Gewerbe, Begünstigung oder Beschränkung der Ausfuhr, von Verpflegung fremder Truppen und Bestimmung der Entschädigung dafür, von den Lieferungen für Festungen, Hospitäler und Armeen, und von den Vorsichtsmaßregeln gegen zufällige Unordnungen und die gewöhnlichen Folgen der Kriege. Die weise Ausführung dieses Unternehmens würde einen Thränenstrom trocken helfen, der täglich höher anschwillt. Es müßte zusammengestellt werden, was in den einzelnen Ländern geschehen sey, und welche Folgen das Verfahren gehabt habe; es müßte gezeigt werden, was das Recht will, und der Drang der Umstände erheischt. Es gehörte endlich dazu, mit Vorsicht und Besonnenheit jeden Anstoß zu vermeiden, und doch die Gewalt der Gedanken und der Sprache so kräftig zu handhaben, daß ihr die Macht althergebrachter Trägheit und des wohlverpanzerten Eigennuzes weichen müßte; damit erkannt würde, was weise Regierungsmaßregeln zum Schutz des Wohlstandes zu leisten vermögen, selbst da u. dann, wo und wenn sein Untergang unvermeidlich scheint.

Die Ausarbeitung eines solchen Werks erfordert so viele Säch-, Verfassungs- und Verwaltungskenntnisse, die Behandlung seiner Gegenstände in den verschiedenen Staaten ist so abweichend, und die Grundsätze des Verfahrens sind noch so wenig bestimmt, daß brauchbare Rathschläge darüber zu ertheilen, kaum die Arbeit eines Mannes seyn möchte.

Der Titel der vorliegenden Schrift, und noch mehr die Begriffsbestimmung, welche der Verf. von Kriegs-Polizen u. Militär-Deconomie gibt, ließ vermuthen, daß dabey ein solcher Plan befolgt, und in dem ersten Theil die Grundsätze, in dem zweyten aber ihre Anwendung entwickelt seyn würden. Indes wird schon die Inhaltsanzeige der Kriegs-Polizenwissenschaft hinreichend überzeugen, daß diese Erwartung auf keine Weise erfüllt ist.

S. 149 wird der Begriff der Kriegs-Polizen also bestimmt: daß ihr "die hinlängliche Sorge für die öffentliche und Privat-Sicherheit bey dem Ausbruche eines Krieges und während desselben obliegt;" oder "zweckmäßige und außerordentliche Einrichtungen zu treffen, um auch im Kriege die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, und die Sicherheit des Lebens und Sacheigenthums der Privaten zu bewirken." Die Militär-Deconomie dagegen soll sich mit der zweckmäßigen Einrichtung der Vertheidigungsmittel mit der hinlänglichen Verpflegung der Armeen, mit der gerechten Vertheilung der Kriegslasten und der Peräquation der Kriegsschäden beschäftigen.

Nachdem der Verf. in 19 Abschnitten von der "empirischen und rationellen Genesis des Staats, von der Feststellung des eigentlichen und wahren Staatszweckes, von Begriff, Umfang, Grenzen und Wichtigkeit der Polizen" u. und von ihrer Litteratur gehandelt hat, kommt er zur Kriegs-Polizen,

und handelt 1) von der Trennung der Polizen von der Civil- und Criminal-Justiz, und von der Finanz-Behörde), und von der Errichtung eines Polizen-Ministerii; 2) von Erfordernissen, Verantwortlichkeit, Gehalt und Belohnung der Polizen-Beamten; 3) von der Nothwendigkeit eines Polizen-Gesetzbuches; 4) von der Organisation der bewaffneten Macht, Einführung der Gensd'armerie (Gendarmerie), Nationalgarden, und von der Hülfleistung von Seiten des Militärs, der mobilen Colonnen und eines Cordons; 5) von Aufsicht und Wachsamkeit der Polizen; 6) von der Einführung einer gleichförmigen Polizen-Gerichtsordnung; dann folgt ein Abschnitt für besondere polizenliche Gesetze und Anstalten, und endlich die Militär-Deconomie (sonst Kriegsverwaltung genannt).

Ist es nicht im höchsten Grade auffallend, daß sich unter allen Abschnitten der so genannten Kriegs-Polizen auch nicht ein einziger findet, der auf die Uebel, welche der Krieg erzeugt, unmittelbar Bezug hat? Daß von der neuern Armee-Polizen nicht ein Wort vorkommt, möchte sich nicht allein entschuldigen, sondern auch vertheidigen lassen; auch würde es gern übersehen werden, daß die Schrift sowohl mit vielen fremdartigen Einmischungen überladen, als auch nicht streng wissenschaftlich geordnet ist, wenn nur in der Hauptsache Etwas gelöst wäre, und wenn dieselbe Verwirrung, die in der Anordnung herrscht, sich nicht leider gleichfalls in der Ausführung fände.

Man mag sich die Leser denken, wie man will, sie werden nicht befriedigt werden. Gelehrte werden mit dem Verf. nicht die ganze Schule der Polizen-Wissenschaft durchgehen wollen; Geschäftsmänner nach brauchbaren Hülfsmitteln für diesen

ober jenen Fall, und nicht nach den Myfterien der empirifchen und rationellen Staats-Genefis, begierig feyn; und Militär-Personen darin nicht die Organifation der bewaffneten Macht und des Kriegs-verwaltungs-Minifterii zu Paris, fondern diejenige Gefchäftsweige fuchen, welche mit dem Etappen-, Lieferungs-, Hofpitalwefen und dergleichen mehr, in Verbindung ftehen.

Uebrigens bletet die Schrift das reichhaltigfte Feld zu Berichtigungen an, für denjenigen, welcher darauf Jagd machen will. Indeß foll hier der Raum lieber für einige Bemerkungen über die Etappen und Lieferungskosten gefpart werden. Ihre Aufbringung ift dem Verf. kinderleicht, indem er auf den Grundfag verweiset, daß jeder steuerpflichtige Unterthan zu den ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedürfniffen nach dem Verhältniß feines Vermögens beitragen muß (S. 561), woben er den Vers von Schiller: "Jeder wird beſteuert nach Vermögen," anführt, und den Abzug der Schulden zuläßt (S. 589); auch kommt S. 597 zu dem Vermögen der Erwerb noch hinzu, ja er bringt endlich (S. 521) eine Tabelle zur Einquartierung bey, worin in 20 Säßen berechnet wird, daß wenn auf einen Anſchlag von 500 Fl. Ein Mann kommt, auf 10,000 Fl. 20 Mann kommen. Doch genug davon. — Wo das Wort Heerſtraße ſeine volle Bedeutung erhält, iſt, ohne Hülfe der Regierung, der ganze Landſtrich umher verloren; iſt kein Preis, kein Werth mehr für Haus und Hof, für Land und Vieh; der Pflug ſteht ſtill, weil die Pferde bey dem Vorſpann gefallen; der Pächter fordert ſtatt Pachtzahlung Zuſchuß, und der Bürger ſtellt ſein Haus in der Obrigkeit Hand. So war es im dreyßigjährigen Kriege. So kann es jetzt nicht

werden, da den Regierungen bekannte und bewährt Gegenmittel zu Gebote stehen. In großen Gemeinden mit beträchtlichen Cammereinkünften ist der Cafernen-Bau das Rathsamste, wenn Lage und Verhältnisse fortdauernde Durchmärsche vorhersehen lassen. In den übrigen Gemeinden ist vor Allem nöthig, daß das Quartirungsgeschäft Männern anvertrauet werde, welche sich zu helfen wissen, und eben so ortserfahren als menschenfreundlich sind. Diese Wahl hilft mehr, als die weitläufigsten Vorschriften, welche bey der unergründlichen Mannigfaltigkeit der Fälle nie genau befolgt werden können, und desto mehr Verwirrung veranlassen, je künstlicher sie sind. — Weder Einquartirung, noch Vorspannstellung lassen sich zwischen mehreren tausend Pflichtigen haarscharf abmessen; es ist alles erreicht, was sich erreichen läßt, wenn augenscheinliche Ueberlastung vermieden, und der Schifane von oben herab gesteuert wird. — Die unvermeidliche Ungleichheit schadet auch nicht sehr, wenn für Verpflegung und Vorspann angemessene Entschädigung bestimmt und ohne Verzug gereicht wird. Das Eine ist so unerläßlich, wie das Andere. Alle diese Leistungen können sowohl nach dem gesunden Menschenverstande, als nach der schärfsten Schlußfolge, nur als ein Vorschuß betrachtet werden, den das Land erstatten muß. In mehreren Staaten ist dieser Grundsatz durch die Gesetzgebung bestimmt ausgesprochen, in keinem das Gegentheil. Aber die Art und Weise der Bestimmung und Berichtigung der Entschädigung, darin liegt die Schwierigkeit. Wegen der ersteren verdient die königl. Sächsische Verordnung vom 7. März 1812 vorzügliche Berücksichtigung. Wegen der zweyten ist außer Zweifel, daß, wenn sie von den laufenden

Einkünften nicht erfolgen kann, der Steuerfuß, nach welchem die Etappen-Vergütung erhoben werden soll, sich nothwendig nach der Steuerverfassung jedes Landes richten muß. Eine Einkommenssteuer möchte am geschicktesten seyn, wo sie noch nicht vorhanden, und die Personal-Steuer keine verkappte Einkommenssteuer ist. England wählte sie gleichfalls für Kriegskosten. Sonst scheint die Verteilung auf die verschiedenen Steuerarten, nach Maßgabe ihres gegenseitigen Verhältnisses und der Lage des Standes, den sie treffen, zu gleicher Zeit Annäherung zu einer Steuerausgleichung bewirken zu können. Das ist in Oesterreich geschehen. — Besonders wichtig ist, daß der unvermögendere Quartier-Pflichtige, dessen Gewerbsamkeit während des Krieges oder Kriegesgeschreyes durch die Beunruhigung der Gemüther schon an sich leidet, und überdem durch die Quartier- und Vorspannsleistung behindert wird, nicht gezwungen ist, auf die Vorschußerstattung Jahre lang zu warten; eine unglaublich große Hülfe ist es, wenn er die Quartier-Scheine sogleich versilbern, oder sie wenigstens an Zahlungs Statt bey der Steuererhebung anbringen kann. Der gewöhnliche Handwerker ist nicht täglich Fleisch, hat nicht immer Geld vorrätzig, und wird ohne die schleunige Erstattung der Etappen-Auslagen nur zu oft dem Wucher preis gegeben. Die kaiserl. Decrete vom 30. May 1806 und 17. März 1808 über die Schuldverschreibungen der Landleute an Juden, sind in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Schleunige Erstattung allein kann verhindern, daß der minder wohlhabende Stand nicht in Gewerb und Erwerb zurückkommt, daß er nicht Steuerrückstände auf Steuerrückstände, Schulden auf Schulden häuft, mit Frau und Kind nicht ver-

kümmert, und daß nicht endlich ganze Landstriche von allen Steuern befreit werden müssen.

Eben so verhält es sich mit den Natural-Lieferungen: sie sind so alt, wie Deutschland. Ohne sie kann kein Krieg geführt werden; in dem Augenblicke des Bedarfs fehlt es an Zeit, sie durch Abschätzung auszugleichen, und wäre auch diese vorhanden, doch an Geld, sie zu berichtigen. In-
des liegt auch hierbey den Lieferungsplichtigen alles daran, den Vorschuß sogleich zurück zu erhalten. Das beste Mittel ist, die Lieferungsscheine, wie in Oesterreich, Preußen und Dänemark geschieht, bey der Steuerberichtigung in Zahlung anzunehmen, und auf den Gesamtbetrag eine Kriegssteuer auszusprechen. Wenigstens werden dadurch keine Lieferanten auf Kosten des Landes bereichert.

Aber das ist die Hauptsache, daß das erreicht werde, womit der Koran anfängt: "Hier ist keine Ungewißheit." Im Dunkeln darf weder das Geschäft der Truppen- und Lieferungsbelegung, noch der Entschädigung, schleichen. Einfach und bestimmt müssen die allgemeinen Grundsätze über die Vertragspflicht durch das Gesetz ausgesprochen, nach dem Durchschnittspreise die Entschädigungsätze öffentlich bekannt gemacht, und der Steuerfuß dazu gesetzlich bestimmt werden. Sehr wohlthätig ist endlich, wenn die Ober-Aufsicht über das ganze Geschäft einer besondern Behörde anvertrauet wird, gleich befugt zu rechtlicher Entscheidung, wie zur Verwaltung: da dasselbe wohl zu einem Nebengeschäft bey weitem zu verwickelt und von zu folgenreichem Einfluß für das Wohl und Wehe der Staaten und Völker ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 27. März 1813.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 3. May angelegt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Frent. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 5 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

S (3)

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Theologische Encyclopädie trägt Hr. Consistorial-Präsident Planck, nach seinem unter der Presse befindlichen Grundrisse, um 3 Uhr vor;

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Hr. Prof. Planck, um 6 Uhr Morgens.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Prof. Ritter Eichhorn erklärt den Pentateuch um 10 Uhr; Hr. Prof. Lychsen, die Psalmen, um 9 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Prof. Dr. Pott erklärt die drey ersten Evangelien, mit ausführlicher Erläuterung der im N. T. vorkommenden Jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Prof. Ritter Eichhorn, die kleineren Briefe des Paulus und die cathol. Briefe, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, den Brief an die Römer und den Brief an die Corinthier (als den dritten Theil seiner exeget. Vorlesung über das N. T.), 6 Stdn wöch. um 9 Uhr.

Die Dogmatik handelt Hr. Consistorial-Präsident Planck um 11 Uhr ab; Hr. Prof. Dr. Stäudlin trägt sie, nebst der Dogmen-Geschichte, nach seinem Lehrbuche (Ausg. 3. Gött. 1809), um 8 Uhr vor.

Ueber die Geschichte der neueren symbolischen Schriften der Lutherischen Kirche hält Hr. Prof. Planck Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die theologische Moral trägt Hr. Prof. Dr. Stäudlin, nach seinem "Neuen Lehrbuche der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen. Gött. 1813" um 7 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consistorial-Präsident Planck, um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr. Prof. Dr. Pott in einer seinen Zuhörern bequemen Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarii fortsetzen. — Hr. Dr. Gräffe lehrt die Homiletik, nach seinem Lehrbuche "die Pastoral-Theologie nach ihrem ganzen Umfange. Gött. 1803" 5 Stunden wöchentlich, um 2 Uhr, so wie auch die Uebungen des homiletischen Seminarii auf die Art fortgesetzt werden, wie sie in seiner Schrift "Ueber den Werth academischer homiletischer Vorübungen. Gött. 1812" beschrieben sind. Zu der Recension der gehaltenen Predigten ist die Abendstunde von 6 bis 7 Uhr Mont. und Donnerst. bestimmt.

In dem Repetenten-Collegio wird Hr. Repetent Bauermeister die beiden Briefe an den Timotheus, 2 Stunden wöchentlich, erklären.

Rechtswissenschaft.

Die Litterär-Geschichte der Rechtswissenschaft, vorzüglich der bürgerlichen, trägt Hr. Prof. Ritter Hugo, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten heuigen Rechts, Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausg.

seines Lehrbuches, um 10 Uhr; den Anfang dieser Vorlesung erbietet sich Hr. Syndicus-Adjunct Riedel für diejenigen nachzuhohlen, welche durch zu spätes Ankommen ihn veräumt haben.

Das Europäische Völkerrecht trägt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem "Grundriß 1c. Göt. 1809" 4 Stunden wöchentlich, um 8 Uhr in Französischer oder Deutscher Sprache vor.

Zu einem diplomatischen Cursus bestimmt Hr. Prof. Saalfeld die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Das Westfälische Staatsrecht trägt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem "Handbuch 1c. Göt. 1812" um 10 Uhr vor;

Das Criminal-Recht, nebst einem kurzen Abrisse des Westfäl. Criminal-Processus, Hr. Prof. Meißner, nach der 5. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr; Hr. Trib. Procur. Dr. Jordan, privatiss.; Hr. Dr. v. Wening, nach Feuerbach, in einer demnächst zu bestimm. Stunde;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechts, Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr.

Eine exegetische Vorlesung über die wichtigsten Beweisstellen des Röm. Rechts hält Hr. Dr. v. Weyhe um 11 Uhr; Hr. Dr. Erb in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Die Institutionen liest Hr. Prof. Waldeck, nach der 4. Ausgabe seines Lehrbuches, um 11 Uhr; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Trib. Procur. Brinkmann, nach einer Einleitung in das juristische Studium überhaupt, und in Verbindung mit einer zu schriftlichen und mündlichen Prüfungen bestimmten Stunde, um 8 Uhr;

Die Pandecten, nach der Legal-Ordnung, Hr. Trib. Procurator Dr. Thoms und Hr. Trib. Procur. Dr. Jordan, privatissime;

Das System der Pandecten, Hr. Prof. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundriss, um 8 Uhr, und Mont., Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr; Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuchs des heutigen Röm. Rechts, um 8 Uhr; Hr. Dr. v. Weyhe, nach eigenen Dictaten, mit Rücksicht auf Thibaut's System des Pandecten-Rechts, 14 Stunden wöchentl. um 8 und um 10 Uhr, und in zwey andern bequemen Stunden; Hr. Dr. Erb, nach eignem Plane, in Verbindung mit Rechtsalterthümern, täglich 2 Stunden;

Die vorzüglichsten Streitigkeiten über das bürgerliche Recht, nach der Ordnung der Pandecten, verbunden mit andern dahin gehörenden Rechtspuncten, welche in den gewöhnlichen Vorlesungen meistens zurückgesetzt werden, Hr. Trib. Procurator Dr. Thoms, 2 Stunden wöchentlich.

Die Lehre vom Besitz handelt Hr. Dr. Erb, 2 Stunden wöchentlich, unentgeltlich ab.

Zu Privatissimis über das Röm. Recht er bietet sich Hr. Dr. v. Weyhe, und Hr. Dr. Erb;

Zu Examinatoriis und Repetitoriis über dasselbe, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. v. Weyhe, Hr. Syndicus-Adjunct Kiedel, und Hr. Trib. Procurator Brinkmann.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 11 Uhr vor;

Das Deutsche Recht, nach Runde, nebst dem Lehenrechte, Hr. Prof. Ritter Bauer um 9 Uhr;

Deutsches Privat-Recht, mit Inbegriff des Lehenrechts, nach seinem heutigem Gebrauche im Königr. Westfalen, Hr. Trib. Procur. Dr. Quentzin um 7 Uhr;

Das Französische und Westfälische Privat-Recht, in so fern es in dem Napoleonischen Gesetz-

buche nicht enthalten ist, Hr. Prof. Bergmann, um 9 Uhr.

Vorlesungen über das bürgerl. Recht nach dem Napoleonischen Gesetzbuche: Hr. Prof. Bergmann trägt das bürgerl. Recht des Napoleon. Gesetzbuches um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Ritter Bauer, nach der 2. Ausg. seines Handbuches, das System des Napol. bürgerl. Rechtes, täglich um 7 Uhr, und vier Stunden wöchentlich um 2 Uhr. Hr. Dr. Rothamel hält privatissime Vorlesungen über dieses Gesetzbuch. Hr. Assessor Dr. Ballhorn lehrt das Recht des Napoleon. Gesetzbuches um 6 Uhr. Hr. Trib. Procur. Brinkmann bestimmt für seine Vorlesung 8 Stunden wöchentlich von 7 bis 8 Uhr und Dinst. und Frent. von 2 bis 3 Uhr, und verbindet damit, so wie bisher, practische Ausarbeitungen.

Die Vermögensverhältnisse der Eheleute, nach dem Code Napoléon. handelt Hr. Trib. Procurator Brinkmann Sonnab. um 9 Uhr unentgeltlich ab.

Examinatoria und Repetitoria über das Französische Recht hält Hr. Dr. Rothamel und Hr. Trib. Procurator Brinkmann.

Das Forstrecht trägt Hr. Assessor Dr. Ballhorn unentgeltlich vor.

Das Verfahren in peinlichen Sachen nach Französischen und Westfälischen Gesetzen handelt Hr. Prof. Ritter Bauer Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab.

Den Westfälischen Criminal-Proceß erbieat sich Hr. Prof. Meißner ausführlicher, als dieses bey seiner Vorlesung über das Criminal-Recht Statt finden kann, in 2 Stunden wöchentl. vorzutragen.

Die Theorie des bürgerl. Processus trägt Hr. Prof. Waldeck, nach Martin, um 2 Uhr vor;

Die Theorie des Westfälischen bürgerl. Processus, Hr. Trib. Procur. Dr. Quentin um 8 Uhr; Hr. Assessor Dr. Ballhorn um 3 Uhr.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bergmann hält seine seit ein paar Jahren ausgelegten Practica, in welchen auch Uebungen im Referiren angestellt werden, um 8 Uhr. Hr. Prof. v. Billers hält ein diplomatisches Practicum in Französ. Sprache Sonnab. um 2 Uhr. — Hr. Assessor Dr. Ballhorn lehrt die Praxis des bürgerl. Processus und die Kunst zu referiren um 8 Uhr; Hr. Trib. Richter Desterley die Praxis des Westfälischen Processus, verbunden mit Uebungen im Referiren, nach der zweyten Ausg. seiner "Pract. Erläuterung der Westfäl. Process-Ordnung" und seiner "Anleitung zur Referir-Kunst" um 8 Uhr.

Zu cursorischen Vorlesungen einzelner Theile der Jurisprudenz, verbunden mit einem Examinatorio, ist Hr. Trib. Procur. Dr. Thoms privatissime erbötig; zu Repetitoriis und Examinatoriis Hr. Trib. Procur. Dr. Jordan, so wie auch Hr. Dr. Rothamel.

Zeilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Die Litterär-Geschichte der Medicin trägt Hr. Prof. Ritter Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 4 Uhr vor.

Ein Examinatorium über Anatomie hält Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Die Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel, nach der 2. Ausg. seiner "Anfangsgr. der Anatomie" Mont. und Donnerst. um 11 Uhr;

Die Physiologie, Hr. Prof. Ritter Blumenbach, 6 Stden wöch. um 8 Uhr; Hr. Prof. Hempel um 4 Uhr.

Die **Arzneymittel-Lehre** trägt Hr. Prof. Ritter v. Crell um 3 Uhr vor; **Arznei- und Heilmittel-Lehre** in der wissenschaftlichen nothwendigen Verbindung einer geläuterten allgemeinen Pathologie und Therapie, Hr. Dr. Breden, 8 Stunden wöchentl. um 9 Uhr und Dinst. und Donnerst. um 4 Uhr; **Arzneymittel-Lehre**, Hr. Dr. Winiker um 7 Uhr; **practische Arzneymittel-Lehre**, Hr. Dr. Kraus, nach der von ihm besorgten 5. Aufl. der Arneimanischen Handbücher, mit Uebungen in der Arzneymittel-Kunde und im Recept-Schreiben; **chirurgische Arzneymittel-Lehre**, Hr. Dr. Kraus, 2 Stdn wöch. unentgeltlich; **Arzneymittel-Lehre**, Hr. Dr. Spangenberg, 5 Stunden um 5 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens.

Ein **Examinatorium** über die chemischen und medicinisch-practischen Kräfte der Arzneymittel hält Hr. Prof. Ritter v. Crell um 4 Uhr.

Die **allgemeine Pathologie** lehrt Hr. Prof. Ritter v. Crell um 8 Uhr; Hr. Dr. Kraus, auf den Wunsch derer, die ihn dazu aufgefordert haben, nach eignen Dictaten, in einer demnächst zu bestimmenden Stunde;

Die **allgemeine Zeichenlehre**, Hr. Dr. Winiker, 3 Stunden wöchentl. um 10 Uhr;

Die **specielle Pathologie**, Hr. Prof. Stromeyer (der ältere) um 6 Uhr; Hr. Dr. Breden um 11 Uhr.

Die **zweyte Hälfte der speciellen Therapie**, welche die chronischen Krankheiten begreift, trägt Hr. Prof. Stromeyer (der ältere) um 7 Uhr vor. — Hr. Prof. Himly handelt, 6 Stdn wöchentl. um 10 Uhr, die Pathologie und Therapie der Verdauungswerkzeuge, der Respirations-Organen, der Haut, der Harnwerkzeuge und der Geschlechtsrtheile ab. Hr. Dr. Oslander trägt specielle Therapie, nach Richter u. Pinel, in Verbindung mit einer Uebungsstunde

im Recept-Schreiben und Abfassen von medicin. Consultationen, in einer zu verabredenden Stunde vor.

Ueber die Augenkrankheiten hält Hr. Prof. Himly, 5 Stunden wöchentl. um 3 Uhr, eine Vorlesung.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck um 7 und 2 Uhr vor.

Ein Privatissimum zu Uebungen in den bey Augen- und Gehörkrankheiten zu verrichtenden Operationen hält Hr. Prof. Himly.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Oslander um 9 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen bey den im Entbindungshause vorkommenden Fällen;

Die gerichtliche Arzneykunst, Hr. Prof. Oslander um 5 Uhr. Hr. Prof. Hempel trägt sie, bloß für Juristen, nach einer voraus geschickten allgemeinen Anleitung zur Kenntniß des menschl. Körpers, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt, um 7 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academ. Hospitale u. in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Prof. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift "Verfassung der medicin. chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803" entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Hospitale, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr festgesetzt.

Die Thier-Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Anrer. — Hr. Dr. Uhlendorff handelt die Gesundheits-Erhaltungskunde der vorzüglichsten Hausthiere, nebst der Beurtheilung derselben nach ihrem Aeußern in Hinsicht auf Alter, Fehler und Krankheitsanlagen, ab. — Hr. Dr. Lappe hält, 6 Stunden wöchentl. um 11 Uhr, nach eignen Dictaten, eine Vorlesung über die Krankheiten der Pferde und die Seuchen der übr-

gen landwirthschaftlichen Hausthiere; in 2 noch zu bestimmenden Stunden eine unentgeltliche Vorlesung über die Kinderpest.

Zu einem Examinatorio über die medicinischen Wissenschaften erbiethet sich Hr. Dr. Breden; zu Examinatoriis über Therapie, Arzneymittel-Lehre &c. Hr. Dr. Spangenberg.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Prof. Bousterwek um 4 Uhr vor;

Logik, nach der 2. Ausg. seines Lehrbuches, und philosophische Encyclopädie, Hr. Prof. Schulze um 7 Uhr;

Logik und Einleitung in die Philosophie, Hr. Prof. Bousterwek, nach seinem "Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse" 4 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 11 Uhr;

Psychologie, Hr. Prof. Schulze, um 8 Uhr;

Metaphysik, Hr. Prof. Bousterwek, nach dem ersten Theile seines "Lehrb. der philos. Wissenschaften" Mont., Mittw. und Freyt. um 5 Uhr; Hr. M. Kern, um 2 Uhr;

Natürliche Theologie, Hr. Prof. Ritter v. Crell, nach eigenem Leitfaden, Mittw. u. Sonnab. um 3 Uhr öffentl.;

Practische Philosophie, Hr. M. Voelken, nach Herbart, 4 Stunden wöchentlich, um 6 Uhr Morgens;

Naturrecht, Hr. Prof. Schulze, nach seinem "Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerl. und penl. Rechts. 1813" um 5 Uhr;

Die Grundlehren der Statistik und Politik, Hr. Prof. Lueder, nach seiner "Critik der Statistik und Politik" um 4 Uhr;

Die gesammte Politik, oder Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungslehre (Policey, Cameral-Wissenschaft, oder Staatswirthschaft), Hr. Prof. Sartorius, 6 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr;

Die National-Oeconomie, Hr. Prof. Lueder, um 9 Uhr;

Die Finanz-Wissenschaft, Hr. Prof. Sartorius, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr.

Ein staatswissenschaftliches Practicum hält Hr. Prof. Sartorius Wittw. und Sonnab. um 9 Uhr. Hr. Prof. Lueder gibt Anleitung zur Cameral-Praxis Wittw. und Frey. um 3 Uhr.

Die Viehzucht, mit besonderer Rücksicht auf Gestüte, handelt Hr. Dr. Lappe, 4 Stdn wöchentl. um 2 Uhr ab.

Die Technologie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach Beckmann, 5 Stunden wöchentl. um 10 Uhr vor, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Eine Anleitung, den Farsz mit Nutzen zu bereisen, gibt Hr. Prof. Hausmann um 6 Uhr Ab. öffentlich.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Zhibaut um 9 Uhr, und Sonnab. hält er die gewöhnl. Übungsstunden. Privat-Unterricht in der reinen Mathematik erteilen Hr. M. Ebell, Hr. M. Schrader, Hr. M. Focke.

Die Analysis endl. Größen lehrt Hr. M. Ebell, n. Kästner;

Die Trigonometrie, Hr. M. Schrader;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell, Hr. M. Schrader, Hr. M. Focke;

Die pract. Geometrie, Hr. Prof. Zhibaut um 2 Uhr; Hr. M. Ebell; Hr. M. Schrader, nach Waper, verbunden mit dem Nivelliren, in besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstämänner und Oeconomen, drey Mal wöchentlich von 5 bis 7 Uhr Abends;

Die Marktscheidkunst, Hr. M. Schrader;

Die höhere Mechanik, Hr. Prof. Zhibaut, um 11 Uhr;

Die Anfangsgründe der theoret. Astronomie, Hr. Prof. Ritter Gauß um 9 Uhr; Hr. Prof. Harding um 10 Uhr;

Die Berechnung der Verfinsterungen, Bedeckungen und Durchgänge, Hr. Prof. Ritter Gauß um 10 Uhr.

Die Lehre von der Bestimmung der Zeit handelt Hr. Prof. Harding um 5 Uhr ab

Astrognosie lehrt Hr. M. Ebell;

Pract. Astronomie, Hr. Prof. Ritter Gauß, privatissime.

Vorlesungen über die Baukunst: Hr. Prof. Fiorillo erläutert Vitruvius Werk über die Baukunst um 11 Uhr. Hr. M. Ebell handelt die bürgerliche und öconomische Baukunst, nebst dem Bauanschlage, so wie auch die gerichtl. Baukunst, privatissime ab. Hr. M. Schrader trägt die Theorie der

bürgerl. Baukunst, nach Gilly und Meinert, um 8 Uhr vor, und gibt in einer belieb. Stunde Unterricht im architectonischen Zeichnen, woben besonders darauf Rücksicht genommen werden soll, Stadt- und Landgebäude zweckmäßig erfinden, und die Entwürfe dazu gehörig ausarbeiten zu lernen. Hr. Districts-Baumeister Müller wird in den verschiedenen Zweigen der Architectur Privat Unterricht erteilen.

Eine militär. Encyclopädie wird Hr. Hauptm. M. Klare um 10 Uhr oder in einer andern bequemern Stunde vortragen.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Prof. Ritter Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentl. um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik lehrt Hr. Prof. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst-Botanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik, oder die Kenntniß der officinellen Pflanzen, und derjenigen Theile derselben, die als Arzney gebraucht werden, Mont., Dinst., Mittw. u. Freyt. um 1 Uhr. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botan. Excursionen an, und gibt in den gewöhnl. Stunden im botan. Garten Demonstrationen. — Hr. Dr. Spangenberg lehrt, 5 Stdn wöchentl. um 6 Uhr M. pharmacolog. Botanik.

Die Geognosie lehrt Hr. Prof. Hausmann, 4 Stdn wöch. um 6 Uhr M., u. verbindet damit geognostische Excursionen.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Lehrb., um 8 Uhr vor, und verbindet damit sowohl pract. mineralogische Uebungen, als auch mineralog. Excursionen.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Prof. Mayer, nach seinem Lehrbuche, um 4 Uhr vor.

Ueber die Theorie des Lichtes, und die neuesten Versuche über die Polarität desselben, hält Hr. Prof. Mayer Sonnab. um 11 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die physische Astronomie und Geographie, nebst der Meteorologie, trägt Hr. Prof. Mayer, als die zweite Hälfte seiner physicalischen Vorlesung, um 11 Uhr vor;

Die physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 7 Uhr.

Ueber die Geschichte der Chemie, und vorzüglich über die verschiedenen wissenschaftl. Ansichten derselben, hält Hr. Prof. Ritter v. Crell eine öffentliche Vorlesung um 11 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere), nach seinem Handbuche, 6 Stunden wöchentl. um 9 Uhr vor;

die Lehre von der chemischen Verwandtschaft der Körper handelt er Sonnab. um 7 Uhr öffentlich ab.

Eine Anleitung zur chemischen Analyse gibt Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere) Mont., Mittw. u. Donnerst. um 3 Uhr; und zu chemisch-pract. Uebungen im acad. Laboratorio bestimmt er die Stunden von 4 bis 7 Uhr Mont. u. Donnerst.

Zu einer Vorlesung über pharmaceutische Chemie erbietet sich Hr. Prof. Ritter v. Crell.

Die technisch-öconom. Chemie lehrt Hr. Prof. Stromeyer (der jüng.) Dinst., Mittw., Donnerst. u. Freyt. um 7 Uhr.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde, oder einen kritischen und systematischen Inbegriff unserer gegenwärtigen Kenntnisse der Erde und der sie bewohnenden Völker, trägt Hr. Prof. Heeren um 6 Uhr M. vor, und erläutert alles durch einen reichen Vorrath der besten und neuesten Karten, welche er seinen Zuhörern vorlegen wird, so wie auch durch die ethnographische Sammlung in dem akademischen Museum;

Die alte Geschichte, Hr. Prof. Heeren, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, Hr. Prof. Heeren, nach seinem Handbuche, um 2 Uhr;

Die Geschichte der Deutschen, Hr. Prof. Lueder, um 6 Uhr Morgens;

Die Geschichte des Deutschen Reiches, Hr. Dr. Sieveking, um 7 Uhr;

Die Statistik der Europ. Staaten und der vereinigten Staaten von Nordamerica, mit besonderer Hinsicht auf die Verfassung und Verwaltung derselben, Hr. Prof. Sartorius; 5 Stunden wöchentl. um 3 Uhr.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theol. Wiss.

Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Prof. Neuf 4 Stunden wöchentl. vor;

Die Litterär-Geschichte von der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Ritter Eichhorn, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr;

Die Geschichte der Griech. Litteratur und Kunst, Hr. M. Fiorillo um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften u. Künste sind bey jeder Wissensch. u. Kunst erwähnt.

Schöne Künste.

Einen histor. u. crit. Abriss der Geschichte der Franzöf. Litteratur gibt Hr. Prof. v. Willers Mont. u. Mittw. um 2 Uhr; Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich, beide in Französischer Sprache;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der ältern und neuern Deutschen Litteratur, Hr. Prof. Bouterwek Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr.

Rhetorik lehrt Hr. Prof. Bunsen um 6 Uhr N., und verbindet damit eine Anleitung zum Deutschen Style.

Ueber Aristoteles Buch von der Poetik hält Hr. M. Fiorillo eine Vorlesung um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Kunst unter den Aegyptern, Griechen, Etruskern u. Römern von ihrem ersten Anfange bis auf Constantin den Gr. trägt Hr. Prof. Fiorillo um 12 Uhr privatim vor; — Kunstgeschichte des Alterthums, Hr. M. Zoellen um 7 Uhr, mit Benutzung der Kupferwerke auf der königl. Bibliothek.

Die Geschichte der Baukunst, Mahlerey, Bildhauerey, Steinschneidekunst 2c. von der Wiederherstellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr. Prof. Fiorillo, mit Benutzung der acad. Gemälde- und Kupferstichsammlung, und in vorzüglicher Hinsicht auf diejenigen, welche Italien u. Frankreich zu bereisen gedenken, um 7 Uhr privatim, ab.

Die Zeichenkunst u. Mahlerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoret. u. practisch. — Hr. Zeichenmeister Eberlein gibt Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen, in beliebigen Stunden.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und pract. Unterricht in belieb. Stdn erteilen.

Alterthumskunde.

Die Alterthümer der Hebräer trägt Hr. Prof. Lachsen um 10 Uhr vor; Hr. Repetent Bauermeister, 4 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr, in Latein. Sprache;

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine historische Darstellung der Verfassung u. Verwaltung des Griechischen

Staates, der Religion, des Kriegswesens, des Privat-Lebens und der Künste u. Wissensch. unter den Griechen, Hr. Prof. Wunderlich um 5 Uhr; Hr. M. Lünemann um 3 Uhr.

Alte Sprachen.

Die Hebr. Sprache lehrt Hr. Prof. Dr. Pott um 10 Uhr; Die Arab. Sprache, Hr. Prof. Ritter Eichhorn, um 11 Uhr; Die Aramäischen Dialecte, besonders das Chaldäische und Syrische, Hr. Prof. Eschen um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte u. Neue Testam. s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griech. Schriftsteller: Hr. Prof. Mitscherlich erklärt Homers Odyssee um 7 Uhr; Mont. u. Mittw. um 11 Uhr liest er mit den Mitgliedern des philolog. Seminaris die Opp. et dies des Hesiodus, und die Stunde von 11 bis 12 Uhr des Dinst. bestimmt er zu Proberübungen und Erklärung ausgewählter Idyllen des Theocrits. Hr. Prof. Wunderlich erläutert um 2 Uhr die Philippischen und die übrigen Staatsreden des Demosthenes (von denen ein wohlfeiler, 1813 bey Lauchnitz erschienener, Abdruck in der Dieterichschen Buchhandlung zu haben ist) in chronologischer Ordnung, sowohl in Hinsicht auf die Geschichte jener Zeiten, als auch auf die Kunst des Redners. Hr. M. Fiorillo hält eine Vorlesung über einige dunkle Theile der Griech. Grammatik. Hr. M. Lünemann erklärt Pindars Olympische und Pythische Siegeshymnen, 4 Stdn wöch. um 4 Uhr. Hr. M. Schulze erklärt, Pindars Siegeshymnen, 4 Stdn wöch. um 4 Uhr, und hält 2 Stdn wöch. eine Vorlesung über die Metrik. Hr. Bibliotheksr. Secr. M. Renke erklärt Herodots Erzählung der Perserkriege philologisch und historisch, 4 Stdn wöch. um 8 Uhr. — Zum Privat-Unterrichte im Griechischen erbiethet sich Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Lünemann, und Hr. M. Schulze.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Prof. Mitscherlich übt die Mitglieder des philolog. Seminars Mont. u. Mittw. um 11 Uhr in dem sprachrichtigen Gebrauche der Latein. Sprache bey dem schriftlichen und mündlichen Vortrage; Sonnab. um 7 Uhr beendigt er in einer öffentl. Vorlesung die Erklärung der Horazischen Briefe, und geht alsdann zu den Satiren dieses Dichters fort. Hr. Prof. Wunderlich übt die Mitglieder des philolog. Seminaris und diejenigen, welche in dasselbe aufgenommen zu werden wünschen, Donnerst. und

Freyt. um 11 Uhr in der Erklärung des 13. und 14. Buches der Annalen des Tacitus; um 3 Uhr erklärt er die Satiren des Juvenals und Persius Hr. Director M. Kirken erklärt, 4 Stdn wöch. um 4 Uhr, Cicero's Schrift de Inventione, u. bestimmt die beiden übrigen Stunden zu Uebungen im Latein. Schreiben u Disputiren. Hr. M. Schulze erklärt die Oden des Horaz, 4 Stdn wöch.; Hr. Bibliotheks-Secr. M. Menke, Lucans Pharsalia, 4 Stdn wöch., um 5 Uhr, unentgeltlich. — Zum Privat-Unterrichte im Lateinischen erbietet sich Hr. Director M. Kirken, Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Lünemann, und Hr. M. Schulze.

Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß der ältern Deutschen Litteratur und zum gründl. Verstehen der besonders aus dem Schwäbischen Zeitalter übrigen Gedichte gibt Hr. Prof. Benecke um 7 Uhr, oder in einer bequemeren Stunde.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Französ. ertheilen.

Ausgewählte Stücke der Englischen Poesie erläutert Hr. Prof. Benecke privatissime. — Zum Privat-Unterrichte in der Engl Sprache erbietet sich Hr. Brown u. Hr. Kenyon.

Zum Unterricht in der Italiänischen Sprache und der Erläuterung Ital. Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Abendstunden von 4 bis 6 Uhr. Hr. M. Doelken lehrt um 6 Uhr Ab. die Ital. Sprache grammatisch u. practisch, und ist außerdem auch zu Privat-Stunden in ders. erbötig. — Auch wird Hr. Rossi fernerhin im Italian. Unterrichte ertheilen. Die Span. Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen privatissime.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Bohrt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Hedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 29. März 1813.

Halle und Leipzig.

In der Ruffischen Verlags-Handlung: **Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten.** Von J. G. L. Naass, Professor der Philosophie zu Halle. 1811. 551 Seiten in Octav.

Durch dieses Werk vermehrt der Verfasser die Verdienste, die er schon durch ähnliche Arbeiten um die specielle empirische Psychologie sich erworben hat. Nach der systematischen Topic, der er besonders in seiner Abhandlung über die Leidenschaften gefolgt ist, ordnet und analysirt er auch hier alle Gefühle der menschlichen Natur. Nachdem er zuerst den Begriff des Gefühls im Allgemeinen aufzuklären und festzustellen gesucht hat, handelt er in diesem ersten Theile von den Gefühlen überhaupt. Von der Betrachtung der Gefühle an sich wendet er sich zur Entwicklung des Zusammenhanges der Gefühle mit den verschiedenen Vermögen des Menschen. Bey dieser Gelegenheit werden einige psychologische Gesetze angezeigt, nach denen die Gefühle in ihrer Beziehung auf die verschiedenen Seelenzustände sich richten.

D (3)

Dann wird gehandelt vom Einflusse der Gefühle erstens auf den Verstand, zweytens auf die Einbildungskraft, drittens auf die Sinne, viertens auf das Begehrungsvermögen, und fünftens auf den Körper; hierauf rückwärts in derselben Ordnung von dem Einflusse, den erstens der Verstand, zweytens die Einbildungskraft, drittens die Sinne, viertens das Begehrungsvermögen, und fünftens der Körper, auf die Gefühle äußern. Diese Topik umfaßt beynabe alles, was bey der Zergliederung menschlicher Gefühle in Betracht kommt, mit einer Vollständigkeit, die innerhalb ihrer Schranken kaum Etwas zu wünschen übrig läßt. An die theoretische Abhandlung über die Gefühle im Allgemeinen schließt sich dann noch in diesem ersten Theile die practische Gefühlslehre, wie der Verf. sie nennt. Es wird gezeigt, wie der freye Wille die Gefühle beherrschen kann und soll, und zwar wieder erstens im Allgemeinen, zweytens durch besondere Regeln in Ansehung erstens des Verstandes, zweytens der Einbildungskraft, drittens der Sinne, viertens des Begehrungsvermögens, und fünftens des Körpers. Angehängt sind Bemerkungen über die Krankheiten, die auf Gefühlen beruhen, und über die Heilmittel dagegen. Wenn nun auch nicht Jeder durch die Behandlung des reichhaltigen, wir dürfen wohl sagen unerschöpflichen, Stoffes nach diesem Plane sich befriedigt findet, so wird doch, wer mit dem Verf. über die Eintheilungs-Principien einverstanden ist, nicht leicht etwas Neues über die Gefühle sagen können, das sich in den von dem Verfasser beliebten Abtheilungen nicht systematisch unterbringen ließe. Auch die Klarheit in der Entwicklung der Begriffe, und die Bestimmtheit des Ausdrucks, empfehlen fast durchgängig dieses Buch. Ein besonderes Interesse

erhält es noch durch mehrere Stellen, die beweisen, z. B. in der Lehre vom Einflusse der Träume auf die Gefühle, und des Gefühls auf die Träume, mit welcher Genauigkeit der Verf. sich selbst beobachtet hat. Der wissenschaftliche Werth des Werks kann also nicht bezweifelt werden. Ob es aber dessen ungeachtet Alles leistet, was man von einer philosophischen Gefühlslehre erwarten darf, ist eine andere Frage. Unbequem für denjenigen, der über die Hauptfachen mit dem Verf. einverstanden ist, aber besonders durch neue Bemerkungen belehrt zu werden, nicht bloß das Bekannte in systematischer Ordnung zu überschauen wünscht, kann schon die systematische Einrichtung werden, nach welcher hier auch das Bekannte, um der Vollständigkeit willen, mitgenommen und mit den neuen Bemerkungen vermischt werden mußte. Ganz neue Ansichten des Gefühlsvermögens konnten hier schon deswegen nicht Statt finden, weil der Verf. auf den neuerlich zur Sprache gebrachten Unterschied zwischen Verstand und Vernunft sich nicht einläßt, und in der Theorie der Seelenkräfte genau den hergebrachten Abtheilungen folgt. Wir müssen annehmen, daß den Verf. diese hergebrachten Abtheilungen befriedigen, und daß er also, seiner Theorie zufolge, neue Ansichten, die eine andere Theorie begünstigen, für irrig halten muß. Darüber des Recensenten Gutachten abzugeben, ist nirgends weniger Raum, als in diesen Blättern; und Niemand ist entfernter als Rec., von der Annahme, in einer öffentlichen Critik, die keine durchgreifende Analyse der Principien zuläßt, sein System zum Maßstabe der Zulänglichkeit der Gedanken eines andern selbstdenkenden Kopfes machen zu wollen. Doch können vielleicht einige Bemerkungen, die er sich erlauben will, der Wissenschaft nützen, ohne des Verf. Verdienst zu schmälern. Sehr zu

billigen scheint uns, daß der Verf., da er sich auf empirische Psychologie einschränken wollte, mehr die Gefühle, als das Gefühl, zum Gegenstand wählte; denn die Mannigfaltigkeit der Gefühle bleibt, wir mögen vom ursprünglichen Verhältnisse des Gefühls zur Vernunft denken, wie wir wollen. Betrachten wir nun auch die Vernunft, als Denkkraft überhaupt, nur logisch, so fern sie sich als Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse offenbart, wo sie dann, zur genauern Bezeichnung, Verstand genannt wird, so läßt sich ferner der psychologische Einfluß der Gefühle auf den Verstand, und des Verstandes auf die Gefühle, sehr zweckmäßig so erörtern, wie es der Verf. gethan hat. Aber ganz gleichgültig scheint uns doch auch in empirischer Hinsicht nicht zu seyn, wie sich das Gefühlsvermögen ursprünglich zur Vernunft, als Denkkraft überhaupt, verhält. Denn, wenn sich beweisen läßt, daß die Vernunft, noch vor der Erzeugung der Begriffe als höchste geistige Lebenskraft, oder als das Vermögen der Einsinnlichung im Menschen, den innern Sinn unmittelbar afficiren, und dadurch Gefühle erzeugen kann, die unmittelbar als Befühle aus der Vernunft selbst hervorgehen, indem sie Wirkungen der Vernunft, als höchster geistiger Lebenskraft, sind, so entsteht eine ganz andere psychologische Ansicht der Gefühle, als wenn wir der Denkkraft nur da einen Einfluß auf das Gefühlsvermögen zugestehen, wo sie logisch, d. i. durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, wirkt. Und höchst wichtig bleibt doch die practische Frage, welchen Einfluß wir den Gefühlen auf unsere Ueberzeugung, besonders die moralische und religiöse, verschaffen sollen. Auch darauf läßt sich sehr verschieden antworten, je nachdem man über das ursprüngliche Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Denkkraft so, oder anders, urtheilt. — Der Verf.

geht von den Empfindungen aus, um zu zeigen, was Gefühle sind. Er theilt die Empfindungen in subjective und objective, oder Erkenntnißempfindungen. Wie er aber die Empfindung des Geruchs zu den bloß subjectiven zählen kann, verstehen wir nicht. Allerdings sind es nicht die Geruchsempfindungen selbst, durch welche wir erkennen, ob es z. B. eine Nelke, oder eine Rose ist, was den Geruch verbreitet, der von diesen Körpern ausgeht; aber das Characteristische aller äußern Sinne, die eben deswegen objectiv heißen, liegt doch darin, daß wir durch sie, wenn auch noch so dunkel und unbestimmt, empfinden, daß Etwas von außen auf uns wirkt, sey es auch übrigens, was es wolle. Daß in den Geruchs- und Geschmacksempfindungen das Subjective vorwaltet, hebt die Objectivität dieser Sinne nicht auf. Unterdessen erklärt der Verf. die Gefühle als subjective Empfindungen. Wie? Wenn man die Ordnung nun umkehrte? Dann kann man die Empfindungen objective Gefühle nennen, das Gefühl überhaupt aber für die erste und ursprüngliche Aeußerung der geistigen Lebenskraft erklären, durch deren objective Functionen Empfindung und Wahrnehmung entstehen. Dann unterscheidet man auch den innern Sinn als eigentliches Gefühlsvermögen genauer von den äußern Sinnen. Der Verf. aber begnügt sich damit, zu sagen, das Gefühlsvermögen (S. 5) sey nichts anders, als der innere und äußere Sinn. Was ist denn nun das Wahrnehmungsvermögen? — Die angenommene Classification der Seelenkräfte, welcher der Verfasser folgt, glaubt er hinlänglich gerechtfertigt zu haben in einer frühern Schrift, der Abhandlung über die Leidenschaften, auf die er hier verweist. Aber gerade die Lehre vom Gefühle macht, wie uns dünkt, diese angenommene Classification der Seelenkräfte verdächtig.

Dem Verfasser wird nicht unbekannt seyn, daß unter andern neueren Psychologen auch einer unserer verdienstvollsten und aufgeklärtesten Erziehungslehrer nöthig gefunden hat, zwischen das Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen und das Begehrungsvermögen das Gefühlsvermögen einzuschieben, weil sich anders keine hinlängliche Anleitung zur pädagogischen Cultur dieser Seelenkräfte geben ließ. Und der Recensent gesteht, daß auch er, je länger er sich mit diesen Untersuchungen beschäftigt, um so weniger bey der gewöhnlichen Theorie stehen bleiben kann, nach der man einen befriedigenden Grundriß der Psychologie entworfen zu haben glaubt, wenn man die sämmtlichen Seelenkräfte in ein Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen und ein Begehrungsvermögen, und dieses, wie jenes, wieder in ein oberes und unteres abtheilt. Doch auch darüber mehr zu sagen, ist hier der Ort nicht. — Gern gingen wir nun mit dem Verfasser in das Einzelne ein; wenn es die Grenzen dieser Blätter erlaubten. Reich an gemeinnützigen Bemerkungen ist schon der erste Abschnitt von den Gefühlen, an sich betrachtet. Aber auch hier scheint uns Manches gar nicht, oder nicht streng genug bewiesen. Daß, wie der Verfasser lehrt, alles Uebrige gleich gesetzt, ein Gefühl stärker ist, als eine objective Empfindung, läßt sich nicht bezweifeln. Aber sollte die Ursache nur die vom Verfasser angegebene seyn, daß durch das Auffassen des Objectiven die Aufmerksamkeit getheilt wird, während das Gefühl auf das Subjective als einen einzigen Punct gerichtet ist? Der Satz, daß Gefühle, unter übrigens gleichen Umständen, die größte Stärke haben, wenn sie noch neu sind, ist im Ganzen wahr, und vom Verf. gut erklärt. Aber auf die Umstände kommt hier so

Vieles an, daß die Regel in der Anwendung alle Augenblicke beschränkt werden muß. Den Unterschied zwischen Affect und Leidenschaft setzt der Verf. auch hier, wie wir glauben sehr richtig, darin, daß die Affecten, als solche, bloße Gefühle sind, die Leidenschaften aber als Wirkungen des Begehungsvermögens zu den Begierden und Verabscheulungen gehören. Aber auch diese Unterscheidung wird in der Praxis dadurch gestört, daß jeder Affect (z. B. der Zorn, den man keine Leidenschaft nennen kann) von einer leidenschaftlichen Aufwallung begleitet ist, die oft größeres Unheil stiftet, als wirkliche Leidenschaften. Den Satz, daß ein Gefühl, je lebhafter, desto stärker ist, können wir wenigstens nach der eingeführten Bedeutung der Wörter nicht unterschreiben. Denn lebhaft nennt man gewöhnlich nicht, wie der Verf. (S. 32) sagt, dasjenige, wodurch das Leben sich offenbart, sondern man bezeichnet mit diesem Worte den raschern Gang der Lebensthätigkeit. Ein tief fühlender Mensch ist in diesem Sinne nicht immer lebhaft, und die Gefühle eines Lebhaften können sehr flach und schwach seyn. Gegen den Satz, daß, alles Uebrige gleich gesetzt, ein klares Gefühl stärker und lebhafter sey, als ein dunkles, möchten wohl, ungeachtet des Beweises, den der Verf. hinzufügt, mehrere Stimmen streiten, zu denen auch die unsrige gehört. Ebenso wenig halten wir für erwiesen, daß (S. 62) jedes Gefühl von dem niedrigsten Grade anfangt und nach und nach wächst. Weiter dürfen wir den Verf. nicht in das Einzelne begleiten.

Magdeburg.

Von Heinrichshofen: Anleitung zur Erfindung und Ausführung Elementargeometrischer Beweise und Auflösungen für das gründliche Studium der

Geometrie auf Schulen. Von Joh. Andr. Matthias, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. Planimetrie. 166 Octavf. 7 Kupfert. 1811.

Geometrische Beweise und Auflösungen zu finden und auszuführen, müssen Einbildungskraft, Verstand und Gedächtniß in vereinigter Thätigkeit wirken, dazu bedürfe auch der gut vorbereitete Schüler einer Leitung, die seinen selbstthätigen Kräften ihre Richtung ertheile, damit er, was hier sorgsam zu verhüten ist, nicht über seiner Uebung ermüde, und das Interesse an derselben einbüße. Daher gibt der Verf. seinen Schülern bald eine Analysis, um ihnen zu zeigen, wie sie die auf eine Auflösung oder auf einen Beweis hinführende Ueberlegung anzustellen haben, und fordert, daraus die Synthesis zu entwickeln und anzuordnen; bald theilt er ihnen eine Disposition zu einem Beweise mit, welche bloß die Hauptschlüsse andeutet, und überläßt ihnen, die Prämissen zu denselben aufzufuchen und folgerrecht zu combiniren; bald deutet er ihnen die Synthesen einer Auflösung an, und sie müssen deren Gründen nachforschen, und die Auflösung ausführen; bald liefert er ihnen die Data, deren Combination sie auf ein Theorem und dessen Beweis leitet, und legt ihnen Fragen, Theoreme oder gewisse Folgen aus Constructionen und Theoremen vor, um die Gründe davon aufzufuchen. So kömmt in diese Untersuchung Mannigfaltigkeit, die die Ermüdung des Geistes verhütet, und den Unterricht angenehm und lehrreich macht. Bei den Sätzen, welche in dieser Schrift, nach dem angeführten Plane behandelt worden sind, sind Euclids Elemente und Lorenz Grundriß, zum Grunde gelegt worden, und wir finden das Ganze so gut ausgeführt, daß diese Anleitung zum gründlichen Studium der Geometrie auf Schulen allerdings sehr nützlich gebraucht werden kann.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 1. April 1813.

Paris.

Bey Treuttel und Würz: *Grandes Vues pittoresques des principaux sites et monumens de la Grèce, de la Sicile et des sept collines de Rome, dessinées et gravées à l'eau forte, au trait par MM. Caffas et Benze; accompagnées d'une explication des monumens par M. C. P. Landon.* 8 Seiten Text XVI Kupferplatten im größter Atlasformat. 1813.

Die große Anzahl von Ansichten in Griechenland, Sicilien und Rom, welche uns berühmte Künstler in architectonischer Rücksicht geliefert haben, machen das vor uns liegende Werk keinesweges überflüssig, indem es zu den vorzüglichern Erscheinungen in dem artistischen Fache gehört, und die Blätter, obgleich nur in einfachen Umriffen, und mit sparsam angedeutetem Licht und Schatten ausgeführt, was den Styl, den Beobachtungsgest, die Auswahl der Gegenstände und den Umfang des Formats betrifft, das größte Lob verdienen. Sie sind sämmtlich über zwey Fuß hoch, und einige sieben Fuß lang, und stellen nicht nur die Ruinen antiker Herrlichkeit, sondern auch die sie umgebende nimmer alternde Natur, die Bäume und das wilde

E (3)

Gesträuch, in dreisten, aber meisterhaften, Linien so vortrefflich dar, daß wir sie selbst Landschaftsmählern zum Studiren empfehlen können. Pl. I. Allgemeine Ansicht von Athen. In der Mitte des heutigen Athen liegt ein Felsen, auf dem die Acropolis oder die Citadelle sich erhebt. Rechts, am Fuße desselben, sieht man den Tempel des Theseus, den Hügel des Musäus, gekrönt mit dem Monument des Philopappus, den Areopag, das Aegeische Meer, die Gebirge Arcadiens. Links erscheinen der Bogen des Theseus, das Pantheon des Hadrian, der Hymettus, ein Wald von Oehl-bäumen. Im Vorgrunde zieht sich eine Landstraße, mit Gruppen von Reisenden, hin. — Pl. II. Der Porticus und die Caryatiden an dem Tempel der Pandrosos zu Athen. Der Tempel wurde zu Ehren der Pandrosos, einer Tochter des Cecrops, errichtet, und ist das einzige alte Gebäude, dessen Gebälke und Dach von Caryatiden getragen wird. Eine ausführliche Beschreibung desselben findet man in Stuart's Antiquities of Athens. — Pl. III. Das Monument des Philopappus. Es befindet sich auf einem Hügel, der von dem Sänger Musäus den Namen führen soll, und ist zum Andenken des Cajus Julius Antiochus Philopappus errichtet worden. Man sieht daran zwey Statuen in Nischen, von denen die eine den Philopappus darstellte, und ein beschädigtes Basrelief. Man glaubt, daß Philopappus aus der Familie der Antiochier in Syrien entsprossen sey, und ihm die Athener aus Schmeicheley dieß Denkmahl gesetzt haben. Der Inhalt des Basreliefs ist ein Triumphzug. Der Hügel wird heut zu Tage Tosoggio, von den Franzosen aber la colline de l'arc de Trajan genannt. Zwischen den beiden Statuen liest man folgende Inschrift: C. Julius C. F. Fab. Antiochus Philopappus Cos. frater Arvalis

suffectus inter praetorios ab Imp. Caesare Ner-
 va Trajano optimo Augusto Germanico Da-
 cico. Nach Spon's Meinung war er nicht Con-
 sul, sondern nur Suffectus. — Pl. IV. Vorder-
 seite des großen Tempels der Concordia zu
 Agrigent. — Pl. V. Nebenseite desselben Ge-
 bäudes. Dieß prächtige Monument stammt aus
 den Zeiten der schönsten Blüthe der Griechischen
 Kunst, und kann dem Tempel der Minerva zu
 Athen an die Seite gestellt werden. Es ist in
 dem edelsten Dorischen Styl aufgeführt. Die
 Landschaft, zumahl auf Pl. V., ist entzückend. —
 Pl. VI. Trümmer des Tempels der Juno Lacinia
 zu Agrigent. Auch dieser majestätische Bau
 hat durch Zeit und Unfälle sehr gelitten. Im
 verflohenen Jahrhundert standen noch 13 Säulen,
 von denen sechs umgestürzt, und die übrigen be-
 schädigt worden sind. In diesem Tempel bewun-
 derte das Alterthum jene berühmte Venus des
 Zeuxis, zu deren Modell der Mahler die schönsten
 Mädchen aus Agrigent erhielt, von denen er fünf
 der reizendsten auswählte. Die üppig wuchernde
 Pflanzentwelt erhebt das Ganze zu einem bezaue-
 bernden Gemälde. — Pl. VII. Ein Theil der
 Trümmer des Tempels der Juno Lacinia.
 Diese Partie macht einen außerordentlichen Effect;
 im Vorgrunde liegt im Gebüsch ein prächtiger
 Sarcophag mit erhobenen Arbeiten geschmückt,
 den bereits Houel und Andere beschrieben haben.
 Pl. VIII. Ueberbleibsel des Theaters zu Taor-
 mina. Das Orchester und die Sitze der Zu-
 schauer sind gänzlich zerstört, von der Scena aber
 haben sich noch die drey Eingänge nebst verschie-
 denen Stierathen, Säulenträufen und dergl. mehr
 erhalten. Zwischen den Ruinen des Haupteingan-
 ges sieht man die Stadt Taormina, und in weiter
 Ferne den Aetna, und zur rechten Seite das Klo-

ster der Capuziner liegen. — Pl. IX. Ueberbleibsel des Theaters zu Syracus. Dieses Theater war das prächtvollste in Sicilien, und diente zugleich den Bürgern zum Sammelplatz, um über wichtige Angelegenheiten zu sprechen und zu beschließen. Von diesem Standpuncte kann man die Insel Ortygia, den Tempel des Olympischen Jupiters und Neapolis, erblicken. Da die Wasserleitung zerstört worden ist, so quillt das Wasser an mehreren Stellen empor, und bildet kleine Fälle über die Stufen des Theaters. Pl. X Das Ohr des Dionysius, Tyrannen von Syracus. Die Landschaft stellt den alten Steinbruch in der Nähe von Syracus dar, der unter dem Nahmen des Ohrs des Dionysius bekannt ist, und zu dessen Zeiten zum Gefängniß diente. Die eigenthümliche Structur dieses Steinbruchs bewirkt, daß jedes leise gesprochene Wort an den Felsenwänden hintanzt, und oben gehört wird. Hier befindet sich ein in Felsen gehauenes kleines Zimmer, in welchem Dionysius die Opfer seiner Grausamkeit belauscht haben soll. Mit diesem Blatte schließen sich die Ansichten von Athen und Sicilien. Es folgen von S. 7 an: Itinéraire pittoresque de Rome, divisé en sept collines. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es noch immer an einer Reihe treuer Abbildungen der vormahligen Hauptstadt der Welt fehle, welche einen, der sie nicht betreten kann, in Stand setzen mag, sich von ihrer Größe, ihren alten Trümmern und neuen Denkmahlen, nebst den reizenden und immer abwechselnden mahlerischen Landschaften, die ihnen zum Hintergrunde dienen, einen deutlichen Begriff zu machen. Pl. I. Ansicht des Capitolinischen Berges. Der Standpunct ist in den Farnesischen Gärten, vom Palatinischen Berge, genommen, wo man jenen hoch berühmten Ort und die Zerstörung so

vieler großen Denkmähler übersehen kann. Im Vorgrunde liegen die Ruinen der Mauern des alten Pallastes der Cäsare, umwuchert von Lorbergebüsch, Cypressen und andern Gewächsen; von hier schweift der Blick über die Säulen des Tempels des Jupiter Tonans, über den Bogen des Septimius Severus, über die Trümmer des Tempels des Friedens, über Campo Vaccino, über die Säulen des Tempels des Jupiter Stator, über viele päpstliche Gebäude des neuen Roms; und ruhet endlich aus auf der hintern Seite des Capitols. Unter den tausend Gegenständen, die unser Blick auffaßt, sind auch die drey Kuppeln auf dem Platze des Trajans, die, wie in einer Anmerkung gesagt wird, niedergerissen werden sollen! Pl. II. (indrey zusammengefügtten Blättern). Wenn man aus den Farnesischen Gärten tritt und dem Palatinischen Hügel folgt, so kommt man zu dem Kloster des heil. Bonaventura, aus dessen mittlern Fenstern sich eine herrliche Aussicht darbietet. Rechts liegt der Aventinische Berg, dem Berge Coelius gegen über, auf welchem die einzige Palme grünt, die man in Rom antrifft. Hier hat der Künstler seinen Standpunct genommen, wo man die Trümmer Römischer Größe in ihrem ganzen Umfange überschaut. Zur Linken sieht man einen Theil des Colisäum, zahlreiche Weingärten, und die Gegend, welche vor Zeiten *Suburra* hieß. Ferner den Tempel der *Minerva medica*, die Mauern der Stadt, die Wasserleitungen, die Sabinischen Gebirge im Hintergrunde; rechts das Nymphäum des Nero, die Basiliken von S. Maria Maggiore, und von S. Johannes Lateran, die Bäder des Caracalla, verschiedene andere Gebäude, die Pontinischen Sümpfe und das Meer im Hintergrunde, so wie den Aquäduct des Pallastes der Kaiser im Vorgrunde. Aus den rechts lie-

genden Fenstern des oben erwähnten Klosters beschauet man den Aventinischen Berg, und ganz vorn die Gärten der Geistlichen, von Mauern umgeben, in deren Bezirk auch die Via crucis sich hinzieht. Etwas höher ragen die Ruinen des kaiserlichen Pallastes, und zwischen der reichsten Vegetation viele Gebäude, nebst einem Theile des Janiculum, empor. Pl. III. (in zwey Blättern). Eine Ansicht des Palatinischen Berges, gezeichnet auf der Treppe der Kirche des Klosters des heil. Gregor. Der Palatinische Berg enthält die prächtigsten Ueberreste des Pallastes der Cäsare, dieses Schauplatzes der größten Revolutionen; etwas tiefer, die Wasserleitung, und über derselben das Kloster des heil. Bonaventura. Aus den Fenstern desselben schweift der Blick über die Palme hinweg, und hier sind die Hügel des Coelius und Aventinus, der Glockenthurm der heil. Francisca der Römerinn, der Bogen des Constantin, und ein Theil des Colisäum gezeichnet worden. Pl. IV. (in zwey Blättern). Ansicht des Esquilinischen Berges, gezeichnet auf dem ersten Umkreis des Colisäum. Ungeachtet diese Landschaft nur wenige Ueberreste des alten Roms, wie den Thurm des Nero, die Bäder des Titus und einen Theil des Colisäum, aufweisen kann, so ist sie dennoch reich an neuen Gebäuden aus den Zeiten der Päpste, und entzückt das Auge durch eine endlose Mannigfaltigkeit von Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen. Pl. V. Ansicht des Berges Janiculum und der Gebäude von Ripa grande, gezeichnet bey der Kirche, il Pratorato genannt. Der Gesichtspunct ist von dem Aventinischen Berge genommen. Im Vordergrund liegen die Ruinen verschiedener Gebäude; man sieht den Lauf der Tiber mit einigen Fahrzeugen, Ripa grande, Trastevere, und im Hintergrunde die St. Petrikirche und den Vatican-

schen Pallast. Endlich Pl. VI. (in zwey Blättern) Ansicht des Quirinalischen und eines Theils des Viminalischen Bergeß, gezeichnet bey S. Maria Maggiore. Wieder eine der mahlerischsten Gegenden des päpstlichen Roms, in welcher die schönsten Palläste, wie der Pallast Colonna u. a., die Gärten und ein Theil von Monte Cavallo, nebst zahllosen andern Gebäuden liegen. — Die Ansichten von Athen und Sicilien sind von dem Hrn. Cassas gezeichnet, und dem Hrn. Bence in Kupfer gestochen worden. Die Römischen Ansichten aber (mit Ausnahme von Ripa grande, gezeichnet von Hrn. Cassas) sind sämmtlich eine Arbeit des Hrn. Bence, was Zeichnung und Stich betrifft. Man kann sie also als Originale, an Ort und Stelle aufgenommen, betrachten, und wirklich glaubte Rec. bey ihrem Anblick, in die Zeiten seiner Jugend und in die Mauern der heiligen Roma wieder versetzt zu seyn.

Leipzig.

Bev Gerh. Fleischer dem jüngern: *Euripidis Supplices recensuit* Godofredus Hermannus. In Klein Octav 28 und 102 S. 1811.

Nach demselben Plane und auf dieselbe Weise fährt der Hr. Prof. S fort, des Euripides Tragödien zu bearbeiten, als er schon im J. 1810 den Hercules furens herausgegeben hat (f. G. g. A. 1810 S. 2085). Er stimmt in der Vorrede Hrn. Boeckh bey, welcher dargethan hat, daß diese Tragödie nicht, wie Barnes, Markland u. Jacobs in den Supplementen zum Sulzer V, 2 S. 408 meinen, Olymp. 90, 3 geschrieben sey, sondern Olymp. 89, 4. Die Festsetzung dieser Zeit hat auf die Critik u. das Verständniß des Stücks Einfluß, und verdient daher Aufmerksamkeit. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich darthun, daß im Alterthume zwey Recensionen des Stücks, wie auch von andern bekannt ist, vorhanden waren. Die Behandlungsart ist ganz cri-

tisch, also der Zweck ein so viel möglich gereinigter Text. Die zweite Person des Singulars im Passiv endigt sich hier sters auf *si*, wenn auch die Mscrpte nicht zusagten, dagegen setzt er *ἐὶ* jetzt, wenn die Mscr. bestimmen. Die Lesart der Handschriften und der Aldina ist größtentheils begehret, weil Porson zur Medea 675 sagt, in diesem Stücke u. in den beiden Iphigenien habe die Aldina bessere Lesarten, als die Handschriften, wovon das Gegentheil jetzt klar ist. Aus zwey Florentinischen Handschriften sind bey schwierigen Stellen vom Hrn. Kirchenr. Aug. Matthia zu Altenburg Lesarten mitgetheilt, die Hr. H. beigebracht hat. Gründe u. Erläuterungen fehlen zwar oft, oder sind hier nur kurz berührt, aber diese sind, wie der Herausgeber bemerkt, für die mündliche Erklärung aufbehalten. Was über die beiden Stellen in Platons Phädon in der Vorrede gesagt wird, in Bezug auf des Hrn. geh. Rath's Wolf Anmerkungen (s. G. A. 1812 S. 987) hätte wohl eine weitere Ausführung verdient. Mit Vergnügen hat Rec. die Erläuterung über die Vertheilung der Personen in den melischen Theilen des Stück's, und den Beweis, daß der Chor aus den sieben Müttern der erschlagenen Fürsten und den sieben Slavinnen derselben bestehe, gelesen, u. überall die große Gelehrsamkeit, den Scharfsinn u. die Geradheit, welche des Vf. Arbeiten auszeichnen, auch hier wieder gefunden: Eigenschaften, welche, wie er selbst in der Vorrede zu erkennen gibt, mit Bescheidenheit sehr gut zu vereinigen sind. Unusquisque nostrum, *βραχυσιδαρον ἀκοντα πάλων*, sagt er, aliquid in commune confert, non unus omnia complecti potest. Da unsere Anzeige sich auf das Einzelne nicht einlassen kann, so müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß die Bearbeitung des Stück's wenig zu wünschen übrig lasse, und daß wir wünschen, der Verf. möge fortfahren, uns alle Stücke des Euripides so bearbeitet zu schenken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 3. April 1813.

Paris.

Ordonnances des Rois de France de la troisième race; recueillis par ordre chronologique. Quinzième Volume, contenant les ordonnances rendues depuis le commencement du règne de Louis XI. jusqu' au mois de Juin 1463; par Mr. le Comte de PASTORET, Sénateur, Membre de l'Institut Impérial etc. 1811. LXXX u. 892 Seiten in Folio. Den Kennern der Französischen Geschichte kann es nicht unbekannt seyn, von welchem wichtigen Werke wir hier die Fortsetzung anzeigen. Es gilt einer der ersten Quellen-sammlungen, ohne welche die Französische Geschichte immer mangelhaft und unzuverlässig bleibt; ohne welche man den Gang der Gesetzgebung, und also die ganze allmähliche innere Gestalt des Staats, so wie die Sitten der verschiedenen Zeitalter, nicht gründlich kennen lernen kann. Wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir aus der Vorrede des gelehrten Herausgebers zuerst die Geschichte dieser Sammlung mittheilen.

F (3)

Nach mehreren Versuchen solcher Sammlungen, die immer unvollständig blieben, wurde zuerst in der letzten Periode von Ludwig XIV. die Idee zu einer solchen vollständigen Sammlung gefaßt, aber erst nach seinem Tode ausgeführt. Daguesseau wählte zu dem Geschäfte den Hrn. de Launay, und dieser rechtfertigte jene Wahl durch die Herausgabe der ersten zwey Bände, von denen der erste 1723 erschien. Ihm folgte Hr. Secousse, auch noch von Daguesseau gewählt, der die folgenden sieben Bände besorgte. Als er 1754 starb, ward das Unternehmen Hrn. de Villevalle anvertrauet, der selber sich Hrn. de Brequigny zum Gehülfen erbat. Beide zusammen gaben die folgenden vier Bände heraus; der folgende vierzehnte ward vom Hrn. de Brequigny allein besorgt. Er hatte nach seinem Tode keinen Nachfolger. Nach der Errichtung des National-Instituts dachte man an die Fortsetzung dieser großen Sammlung. Sie ward dem Hrn. Pastoret übertragen, anfangs in Verbindung nach einander mit Hrn. Anquetil, Bigot de Preameau und Camus. Da der erstere und der letztere starben, und der mittlere zu andern Geschäften berufen ward: so überließ man das Werk Hrn. Grafen Pastoret allein; und dem Fleiße dieses ausgezeichneten Geschichtsforschers verdanken wir also den gegenwärtigen Band.

Der gelehrte Verfasser erscheint aber nicht als bloßer kritischer Sämmler und Erläuterer, sondern auch als Geschichtsforscher. Dem Beispiele seiner berühmten Vorgänger folgend, hat er einen *Discours* voran geschickt: *Des Revenus publics en France, depuis le commencement de la troisième race jusqu' au règne de Louis XI.* Die Wichtigkeit, die Schwierigkeit und den Umfang

des Gegenstandes sieht Jeder leicht ein. Der Verf. hat ihn daher auch in zwey Theile getheilt, von denen der zweyte dem folgenden Bande vorge-
 setzt werden wird. Der erste, jetzt erschienene, handelt von den Domänen und allen Domani-
 als Rechten. Der zweyte wird von den Auflagen,
 ihrer Einrichtung und Geschichte handeln.

Unter Domänen begreift der gelehrte Verfasser nicht bloß die Kronländeren, sondern auch die Regalien; sowohl die bestimmten, als unbestimmten. Zuerst also von den eigentlichen Domänen. Schon seit Hugo Capet ward zwar ihre Vertheilung und Veräußerung verboten. Aber die Anagnen der Prinzen und die Aussteuer der Prinzessinnen wurden doch darin gegeben. Erst im 13. Jahrhundert sungen diese an, in Geld entrichtet zu werden. Die weitere Durchführung, wie sich das Gesetz der Unveräußerlichkeit der Domänen unter manchen Modificationen bis ins 14. Jahrhundert immer mehr befestigte, ist eine der interessantesten. Daß erst damahls jenes Princip sich befestigte, wird mit Selden und Laurière gegen Henault gezeigt. Hierauf: *Du Droit d'amortissement*, oder der Abgabe, die von den Gütern der todten Hand bey ihrer Acquisition der Krone entrichtet ward. — Von dem *Droit de francs fiefs*, d. i. die Abgabe, welche die Roturiers, wenn sie von den Seigneurs Ländereyen erkanden, an die Krone zu bezahlen hatten. Diese Abgabe entstand im 13. Jahrhundert, bey Gelegenheit des Kreuzzuges von Ludwig dem Heiligen. — *De la regale*, d. i. die Einkünfte, welche die Könige als Lehensherren von der Belehnung mit geistlichen Gütern zogen. — Von dem *Droit d'Aubain*, die Einkünfte von Fremden (*L'aubain*, *alibi natus*), d. i. von denen, welche man für Fremde

anfab. Die großen Mißbräuche, welche damit getrieben wurden, macht der Verfasser bemerklich. Die Untersuchung ist um so interessanter, da sie tief in die Handelsgeschichte eingreift. — *Droit de batardeise*. Die Abgabe, die von natürlichen Kindern erhoben wurde, um erbfähig zu werden. — *Desh. rance, biens vacans, trésors découverts etc.* Gefundene Schätze gehörten der Krone. Als aber unter Ludwig IX. in dem Dorfe bey St. Denis eine Goldstange gefunden ward, eigneten die Mönche sie sich zu, unter dem Vorwande, es sey kein Schatz. Und sie behielten bey dem Pariser Parlamente Recht. — *Mines, droits sur les Métaux; Droits sur les Carrières*. Aus einer Stelle in Vita Dagoberti schließt der Verfasser, daß das Regal der Bergwerke so alt, wie die Monarchie sey. Sollte auch dieß Eine Beispiel dieß darthun, so zeigen dagegen die Reclamationen von Carl VI., daß es außer Uebung gekommen war. — *Forets: Droits de gruerie, tiers et danger*. Bey den Wäldern ward das Princip der Unveräußerlichkeit am stärksten und am strengsten befolgt. Gruerie ist die Abgabe, welche Particuliers für den Verkauf ihres Holzes bezahlen mußten. In gewissen Gegenden; wo dieß ein Drittheil und noch ein Zehnthel des Verkaufspreises betrug, hieß dieß tiers et danger. — *Monnoies*. Dieser wichtige Gegenstand war schon in den Abhandlungen der früheren Bände behandelt. Gleichwohl gehet der Verf. ihn noch einmahl chronologisch nach den Verordnungen wieder durch. Die erste Verordnung über die Münzen ist von Ludwig dem IX. Nachher besonders bekanntlich unter Philipp dem Schönen. "Wenn man alle diese Gesetze durchgeht, erwecken sie nur schmerzliche Empfindungen; man sieht, wie Eine falsche

Maßregel immer die andere nach sich zieht.“ — *Des Amendes et Confiscations*. Sehr ausführlich. Und dann noch: *de quelques autres droits perçus dans l'administration de la Justice*. Die ganze lehrreiche Abhandlung, deren Inhalt wir wenigstens bemerklich machen mußten, gehet von S. I bis LX. Der zweite Theil derselben muß fast noch ein größeres Interesse haben.

Wir gehen nun zu dem Inhalt des **Werks** selber fort. Voran gesetzt ist: *Table des années de J. C. des lettres Dominicales, de Pâques et des Indictions, depuis le commencement de la troisième race jusqu' au premières années du règne de Louis XI.* — Ferner: *Table contenant année par année les prix du Marc d'or et d'argent, les noms des espèces, leur Loi, leur Poids et Taille, et leur Valeur depuis le règne de Louis VI. jusqu' à la fin du règne de Charles VII.* Diese, für die Geschichte des Münzwesens im Mittelalter so wichtige, Tabelle ist die von le Blanc gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bekannt gemachte, die, da sie zu den Seltenheiten gehört, hier um so passender wieder steht, da auch die frühern Theile schon Tafeln über das ältere Französische Münzwesen enthielten.

Die in diesem Bande enthaltenen **Verordnungen** von Ludwig XI. gehen von seinem Regierungsantritt dem 22. Julius 1461 (die erste ist erst vom 30. Julius, weil er in Brabant abwesend war, als der Vater starb) bis zum 7. Junius 1463; umfassen also noch nicht volle zwey Jahre. Sie folgen sich nach strenger chronologischer Ordnung, meist in Französischer, zuweilen in Lateinischer Sprache. Am Rande ist auf jeder Seite oben Jahr und Datum bemerkt. Wenn in den Verordnungen frühere wiederholt oder ein-

geschoben sind, werden diese mit eingerückt; oder wenn sie in den frühern Bänden schon abgedruckt waren, darauf verwiesen. Die Sorgfalt des Abdrucks scheint nichts zu wünschen übrig zu lassen. Alle Verordnungen sind mit den Anmerkungen des Hrn. Grafen Pastoret begleitet. Die Anmerkungen sind gewöhnlich kurz, aber äußerst zweckmäßig. Erstlich wird bey jeder Verordnung angezeigt, wo sie sich findet, *Tresor des Chartes, Actes du Parlement etc.* Wo in den Verordnungen sich auf eine frühere bezogen wird, wird stets nachgewiesen, wo sie in den frühern Bänden zu finden ist. Andere enthalten wieder kurze historische Aufklärungen, wo Personen oder Sachen vorkommen, welche diese erforderten. Ein Hauptverdienst des gelehrten Herausgebers aber besteht in den Worterklärungen. Wo dunkle Ausdrücke vorkommen, sind diese unten jedesmahl erläutert, so daß gewöhnlich auch ihr Ursprung nachgewiesen wird. Hier ist es, wo der Kenner der Sprache des Mittelalters sich zeigt. Wie sehr dadurch der Gebrauch erleichtert, wie viele Mühe, wie manches Nachschlagen, dem Leser erspart wird, brauchen wir nicht erst zu sagen. Die *Ordonnances* dieses Bandes füllen 692 Seiten aus. Auf sie folgt alsdann zuerst: *Table chronologique des Ordonnances contenues dans ce Volume.* Nämlich ein chronologisches Verzeichniß auch der ältern, in den Verordnungen Ludwigs XI. mit aufgenommenen oder wiederholten, *Ordonnances*, so wie demnächst seiner eigenen. Jene folgen natürlich nach den Königen, von Ludwig dem Frommen an. Jahr, Datum und Inhalt wird von jeder bemerkt. Dann folgt eine ausführliche *Table des matières*, so daß man durch ihre Hülfe über alle vorkommenden Gegenstände sogleich alle Nachweisungen findet.

Darauf: *Table alphabétique des Noms des Provinces, des Duchés, Comtés, Villes etc.* also ein geographisches Register. Dann: *Table des Noms des Personnes dont il est parlé dans ce Volume.*

Aus diesem Allem geht klar hervor, wie vollkommen der gelehrte Herausgeber seine Wahl zu der Fortsetzung dieses Nationalwerkes gerechtfertigt hat. Von Allem, was die critische Genauigkeit, und was die Bequemlichkeit des Lesers fordern kann, ist durchaus nichts vernachlässigt. In der Vorrede bemerkt der Herausgeber, daß ein Theil des 16. Bandes auch schon gedruckt sey; und so eben finden wir die erfreuliche Nachricht, daß er wirklich schon erschienen ist. Daß das Werk, da es auf Kosten der Regierung erscheint, in der kaiserl. Druckerey gedruckt wird, versteht sich von selbst.

Leipzig.

Von Gerh. Fleischer d. j.: *Euripidis Tragoediae ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit Aug. Seidler. Vol. I. Troades.* Auch mit dem Titel: *Euripidis Troades ad etc.* X und 154 S. in klein Octav.

Schon längst war es unser Wunsch, eine Handausgabe der Tragödien des Euripides zu besitzen, worin die Critiken der Neuern mit der gehörigen Einsicht u. Besonnenheit benutzt wären, und wovon Brundt einige schöne Proben an einzelnen Stücken gegeben hatte. Auch hofften wir der Erfüllung des Wunsches nahe zu seyn, als Hr. Hofr. Beck im J. 1792 den ersten Band erscheinen ließ, der unsern Wünschen, die zunächst auf einen verbesserten Text sich beschränkten, ganz angemessen war. Allein die Fortsetzung unterblieb. Desto erwünschter kommt nun dieser Anfang einer solchen Ausgabe, welche der Hr. Prof. Aug. Seidler zu Leipzig, den unsere Leser schon als einen vorzüg-

lichen Metriker und Kenner der Griech. Sprache kennen, innerhalb zwey Jahren zu vollenden denkt. Er hat die meisten Ausgaben des Dichters, die critischen Werth haben, besonders die Aldinische, nebst den Bemerkungen der Gelehrten, auch zu einigen Stücken neue Vergleichen von Manuscripten, meist aus der freundschaftlichen Mittheilung des Hrn. Prof. Hermann, der ihm auch über viele schwierige Stellen seine Meinung mitgetheilt hat. Die Aldinische Ausgabe, noch nie mit der gebührenden Sorgfalt verglichen, hat er bey jedem einzelnen Verse zu Rathe gezogen, und die Varianten der übrigen Ausgaben, der Handschriften und die Conjecturen auf das genaueste geprüft. Der Hauptzweck ist also critisch, doch ohne die Erklärung besonders für junge Leser ganz auszuschließen, und die metrische Behandlung zumahl der lyrischen Stellen, welche bisher nur in geringer Maße geübt wurde. Dieß alles hat unsern ungetheilten Beyfall, und wir werden uns sehr freuen, wenn Hr. S. in den übrigen Stücken seinem Plane so getreu bleibt, wie in den Troades, bey welchen er bloß die von Musgrave mitgetheilten, aber nicht gebrauchten, Vergleichen dreier vortrefflicher Manuscripte vortheilhaft benutzt hat. Unter diesen ist die Florentinische Handschrift die vorzüglichste, die von der Aldinischen Ausgabe sehr oft ganz abweicht, und herrliche Lesarten darbietet. Am meisten hat das Stück durch die tiefe Kenntniß der Metrik, die dem Verf. eigen ist, gewonnen. Die Erläuterungen sind kurz und sehr zweckmäßig: sie sowohl, als die critischen Bemerkungen, zeichnen sich durch richtigen Blick, Umsicht, Gelehrsamkeit und feine Latinität aus. An dem Rande sind die Zahlen der Verse der alten Ausgabe beygesetzt worden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 3. April 1813.

Hannover.

Bei den Gebrüdern Hahn: Dr. Friedr. Benj. Oslander, Professor der Medicin u. über den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung, und die Mittel gegen denselben. Eine Schrift sowohl für Polizei- und Justiz-Beamte, als für gerichtliche Aerzte und Wundärzte, für Psychologen und Volkslehrer. XII und 438 Seiten in groß Octav, nebst Inhaltsanzeige und Namenregister.

Vom Selbstmord hört man in neueren Zeiten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands so viele und so schauerhafte Fälle, daß dieser schon oft bearbeitete Gegenstand wohl einer neuen Bearbeitung werth war. Dieser Gedanke sowohl, als die Bemerkung des Verfassers, daß bey seinen Vorlesungen über gerichtliche Arzneiwissenschaft kein Theil derselben einen so lebhaften Eindruck auf das Herz seiner jugendlichen Zuhörer machte, als dieser, veranlaßte ihn, ein Wort zu seiner Zeit auch öffentlich über diesen Gegenstand zu sagen, und ihn von allen Seiten zu betrachten; mehr

G (3)

aber durch Anführung von Thatsachen, als durch bloßes Raisonnement, den Gegenstand zu erläutern, und die Aufmerksamkeit des Lesers zu erhalten. Diese Thatsachen sind theils aus den Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers, theils mit Fleiß aus allgemein bekannten und gelesenen neuen Zeitschriften genommen, damit man um so weniger Zweifel in die Wahrheit der Sache setzen dürfte. — In dem ersten Kapitel zeigt der Verfasser den Unterschied zwischen Selbstmord und freywilligem Dahingeben des Lebens in den Tod. Jenes Herbeyführen des Todes ohne tugendhaften Zweck ist ein Mord; sein Leben hingegen zu tugendhaftem Zweck aufopfern, ist jedes Menschen Pflicht, vom vornehmsten bis zum geringsten. Das Recht haben, sein Leben nach Gefallen zu endigen, entschuldigt den Selbstmord nicht, denn zwischen Recht haben und dem vernünftigen und tugendhaften Anwenden dieses Rechts ist ein großer Unterschied. Der Mensch mit gesunder Vernunft wirft aber weder sein Geld, noch sein Leben leichtsinnig und schnöde von sich. Jeder Selbstmörder entsagt daher erst der gesunden Vernunft, und ist im eigentlichen Sinn verrückt. In dem zweyten Kapitel werden die Ursachen des Selbstmordes abgehandelt. Die Hauptursache ist Mangel an richtigem Verstande. Der Mensch hat eine außerordentliche Liebe zum Leben, und diese ist eine der größten Wohlthaten für ihn und die menschliche Gesellschaft; aber Krankheiten des Körpers und Geistes schwächen diese Liebe, und führen oft die unnatürliche Liebe zum Sterben herben; oft sind es nur so genannte große Kleinigkeiten, die solches, wie so viele wichtige Begebenheiten in der Welt, veranlassen. Krankheiten, welche Verstandesverwirrung und

Entschluß zum Selbstmord herbeiführen, sind:

- 1) alle Arten von Kopf-Affectionen. Schmerzen an entfernten Theilen verträgt der Mensch eher, doch wirken sie auch manchmahl lebendhaft erregend auf ihn. Mehrere Beispiele zur Erläuterung.
- 2) Jede Gehirn- und Nervenschwächung durch zu häufigen Genuß geistiger Getränke und zu häufige Reizung der Zeugungslieder.
- 3) Unbefriedigte Zeugungsbegierde bey genährter Zeugungslust. Daher in den Harems der Asiaten und in den Klöstern öfters Wahnsinn und Selbstmord.
- 4) Schwarzgallichte Constitution.
- 5) Chronische Entzündungen der dünnen Gedärme.
- 6) Krankhafte Ausdehnung des Herzens.
- 7) Anschwellen der Drüsen des Unterleibes.
- 8) Hartnäckige Verstopfung des Darmcanals, und
- 9) Fehler der Geschlechtsheile. Eben so mächtig, und noch geschwinder, wirken heftige Leidenschaften und Gemüths-Affecten; am öftesten 1) Liebe, überspannte, schwärmerische, romanhafte, getränkte, unbefriedigte ic. 2) Eifersucht. 3) Ehrgeiz. 4) Unzufriedenheit über eheliche und häusliche Widerwärtigkeiten, und heftiger Schrecken über einen plötzlich eintretenden Unglücksfall. 5) Zorn, über sich und Andere, über selbstverschuldete Ereignisse und unverschuldete Begegnungen, oft verbunden mit Rachgier und Bosheit, wie bey den Neger-Sclaven. 6) Furcht vor der Zukunft, vor öffentlicher Schande und entehrender Strafe, vor Mangel und unüberschwenglicher Arbeit. 7) Schreckliches Erwachen aus dem Rausche eines Lasters, besonders der Spielsucht. 8) Ueberfättigung in allen Genüssen eines schwelgerischen Lebens. 9) Uebermäßige Geistesanstrengung mit verkehrter Richtung des Geistes auf übersinnliche und trost-

lose Dinge. Vieles Studiren nützlicher Wissenschaften hat selten einen nachtheiligen Einfluß auf Geist und Körper: aber das Brüten über einem Jacob Böhmischen Unsinn, und der poetische Furor, für ein bewundernswürdiges Genie gelten zu wollen, hat Manchen schon zum Selbstmord gebracht.

10) Schwärmeren, besonders fromme Schwärmeren, Theosalgie, die oft zu indirectem Selbstmord durch Mord verleitete. 11) Modesucht, Mounier's Allemanderie. Daher selbst in gewissen Perioden eine Art Selbstmord vor der andern Mode ist. 12) Betriegerische und boshafte Drohung und feige Prahlerey. Bey manchen von solchen Boshaftigen wird es wider ihren Willen Ernst mit dem Selbstmorde. 13) Duellsucht, oder die Raserey, sein und seines Nächsten Leben um einer nichtswürdigen Ursache willen im Zweykampf preis zu geben. 14) Verzweiflung eines Lasterhaften an sich und seiner Besserung. Zwen Laster machen den Menschen vorzüglich entnervt und muthlos, die Onanie und die Trunkenheit. Und endlich 15) kommt zu allen diesen Ursachen die allgemeinste, am weitesten verbreitete und mächtigste hinzu, nämlich die allzu sehr vermehrte oder verminderte Elasticität unserer Atmosphäre, in Verbindung mit der im menschlichen Körper sich anhäufenden und sehr vermindernden Electricität. Daher in gewissen Jahren, Monathen, Tagen, die Selbstmorde häufiger sind, als in andern. Alle diese Ursachen werden durch hinzugefügte Beyspiele erläutert. — Das dritte Kapitel handelt von den verschiedenen Arten des Selbstmordes. Der eine sucht langsam, der andere schnell, sein Leben zu enden; der eine durch fremde Hände, der andere legt selbst Hand an sich. Einige verfallen in den Wahnsinn, lebensgefähr-

liche Operationen an sich vorzunehmen oder vornehmen zu lassen. Zu der einen oder der andern Art des Selbstmordes bestimmt den Menschen manchmahl eine körperliche Ursache. Die, welchen das Blut aus Mangel an Elasticität der Luft zu sehr vom Kopf herab zu dem Herzen drängt, erhenken sich eher; die, denen der Durchgang des Bluts durch die Lungen gehemmt ist, die am Pulsader-System leiden, schneiden sich eher den Hals ab, und die an Kopf-Affection in hitzigen Fiebern oder an Eingeweide-Entzündung im Unterleibe leiden, stürzen sich eher ins Wasser. Auf diese, in der fehlerhaften und krankhaften Organisation des menschlichen Körpers liegenden, Ursachen der Verbrechen und Laster sucht der Verfasser hierdurch aufmerksam zu machen. Folgende Arten des Selbstmordes werden aufgezählt, und mit Beyspielen erläutert. 1) Sich ertrinken. Was bey der Untersuchung eines Ertrunkenen zu beobachten, um auszumitteln, ob er vorsätzlich oder durch Zufall, lebendig oder todt ins Wasser kam. Auch Thiere wählen zuweilen aus Schmerz und Lebensüberdruß diese Selbsttödtungsart. 2) Sich erhenken. Auch diesen Schelmentod wählen zuweilen Thiere, wie Prof. Schent's Affe. Untersuchung, ob das Erhenken durch Zufall oder Vorsatz, im Leben oder Tode, geschah. 3) Sich erschließen. Dessen verschiedene Arten, und Untersuchung. 4) Sich herabstürzen von einer Höhe. 5) Sich den Hals abschneiden, und die Adern an den Armen u. entzwey schneiden, oder sich verbluten lassen durch chirurgische Aderlässen. 6) Sich erstechen, den Leib aufschneiden u. 7) Sich vergiften. 8) Sich tödten durch Niederschlucken unverdaulicher, den Magen und die Gedärme mechanisch oder chemisch verletzender, entzündender

und Brand erregender Dinge. 9) Vorzügliches Hungersterben, am häufigsten unter den Neger-Sclaven. Auch Thiere tödten sich auf diese Weise. Die meisten weißen Menschen hingegen werden anders Sinnes, wenn sie eine Zeitlang gehungert haben. 10) Sich ersticken durch Schwefel- oder Kohlendampf, kohlensaures Gas u., freiwilliges Anhalten des Athmens. Der Verfasser räumt die Zweifel hinweg, welche Physiologen und Aerzte vorbrachten, daß es möglich sey, sich durch Athem-anhalten zu tödten. 11) Sich zu tödten laufen, tanzen u. 12) Sich verbrennen. 13) Sich durch Schießpulver in die Luft sprengen. 14) Sich durch Frost tödten. 15) Sich selbst kreuzigen. — In dem vierten Kapitel werden die Ursachen des unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Ländern, Gegenden und Städten, besonders in England, häufiger vorkommenden Selbstmordes aufgezählt und erörtert. Der Verfasser sucht besonders zu zeigen, wie Religions- und Sittenbegriffe, Erziehung, Bildung des Verstandes und Herzens, und Mißbildung derselben, wie Stand und Lebensart, Lecture und Umgang, Vergnügen und Arbeit, Land und Luft, Essen und Trinken u. einen mächtigen Einfluß auf Willen und Thun des Menschen haben, und bey einer Nation vor der andern mehr Neigung zum Selbstmord verursachen. Dieß ist an den Chinesen und Japanesen, Siamesen, Indostanern, Negern, vorzüglich aber an den uns genauer bekannten Engländern, sehr auffallend. Der Verfasser sucht genauer, als seine Vorgänger, die vielen und mancherley Ursachen derjenigen Englischen Krankheit auf, welche die Britten selbst the English Malady nennen, nämlich den in England einheimischen Wahnsinn, sich das Leben zu rauben. Er geht daher alles

dasjenige durch, was diesen Wahnsinn auf der nebelumschlossenen Insel begründet, und wodurch freilich die Englische Nation in einen Schatten kommt, in welchem sie manche Anglomanen des festen Landes nicht zu sehen gewohnt sind. Zu diesen Ursachen zählt er die eigene Luftbeschaffenheit, besonders in der Hauptstadt, die cold damps, die fast das ganze Jahr herrschen; die narcotischen Biere, die in Wein-Fabriken verfertigten und vom Auslande eingebrachten starken, mit Alkohol noch über das Natürliche verstärkten, Weine; den Hang, solche im Uebermaß zu trinken; den nach Dr. Becker noch manche Menschen in England verrückt machenden Cyder, und den allgemein verbreiteten übermäßigen Genuß des Thees; den Mißbrauch des Opiums, das selbst den Kälbern zur Beförderung der Mastung gegeben wird; den Genuß recht fetter animalischer Speisen, das Ueberfüllen des Magens, das geschwinde Essen, und das Essen in tiefer Nacht, das späte Schlafengehen und späte Aufstehen; und die Abnahme des Tobakrauchens nach Dr. Johnson. Aber mehr noch, als Essen und Trinken, wirken auf Geist und Gemüth des Engländers seine Erziehung, seine Gesetze, seine Sitten und Gebräuche; und der Verfasser zeigt, wie die zusammen den Hang zum Selbstmord begünstigen. Mangel an Parochial-Schulen im eigentlichen England, altfränkisch pedantische Erziehung in Privat-Anstalten, verkehrte Religionsbegriffe des großen Haufens, Nachlässigkeit des Britischen Staats in der Sorge für den Gottesdienst in den Indischen Besitzungen; erzwungene Freugebigkeit gegen Arme, neben barbarischer Behandlung der gefangenen Feinde, und Liebe zum Sklavenhandel; Hang zur Verschwendung der Großen und

Reichen, und Nachahmung von unbemittelten Menschen, Ueberfättigung und Lebensfessel von zu schnellem Genuß aller die Sinnen kitzelnden Annehmlichkeiten des Lebens; Hang zu den Hazardspielen, Hahnenkämpfen, Bullenbeißereyen, zu Boxereyen und Duellen, selbst unter den Großen des Reichs, von wo aus sich die Liebe zu dieser Barbarey auch auf das feste Land verbreitete, und als der empörendste Rest der tohen Vorzeit selbst auf den Sigen der friedlichen Musen erhielt; Gefallen an dem mit Mord endigenden Trauerspiel; Neigung zu tollen Streichen, Whims, durch Erziehung genährt, äußerste Rohheit der niedrigsten Ständen u. s. w. begünstigen alle zusammen den Selbstmord unter beiden Geschlechtern; ja unter dem sonst sanfteren schönen Geschlechte in England herrscht noch bis auf den heutigen Tag aus gleichen Ursachen dieses unselige Unternehmen. Von den Britten geht der Verkehr zu andern Europäischen Nationen über, unter denen sich der Selbstmord häufig gezeigt hat, nämlich zu den Dänen, Preußen, Sachsen, Oestreichern, Franzosen u. s. w. Er entwickelt die Ursachen, warum in protestantischen Ländern der Selbstmord häufiger beobachtet werde, als in katholischen, und warum er bey den Franzosen seltener sey. — In dem fünften Kapitel trägt er die Mittel zur Verhütung des Selbstmordes in einem Staate vor. Diese Mittel sind: 1) gute Privat-Erziehung neben guten öffentlichen Schulen. 2) Eine sich immer gleich bleibende, durch Verstand und Güte des Herzens geleitete, Strenge bey der Erziehung. 3) Entfernung aller pedantischen, ewig quälenden, Trappistischen, Jesuitischen, Erziehung. 4) Früh hergebrachte Ehrfurcht vor der Christlichen Religion. 5) Vermeidung, schein-

heilige Schwärmer zu erziehen. 6) Die Erziehung strebe beständig dahin, die Vernunft zum Verstande auszubilden. 7) Man vermeide, bey der Erziehung von irgend einer Freyheit zu sprechen, die nach den gemeinen Begriffen ein Unding ist. 8) Man wehre dem Hange zur Selbstbefleckung auf eine vernünftige Weise. 9) Man gewöhne die Jugend früh an eine ordentliche Sparsamkeit, gleich weit von sitziger Knäuferey und prahlender Verschwendung. 10) Man pflanze keinen Keim zur Spielsucht in die Herzen der Kinder. 11) Man verbiete, unterdrücke und vernichte alle Romane, Trauerspiele und andere schöngeistliche Schriften, in welchen der Selbstmord als eine Heldenthat oder als eine Handlung eines großen Genies dargestellt wird. 12) Man verbiete daher auch das Aufführen solcher Trauerspiele. 13) Man vermindere auf alle Weise das überhand nehmende ehelose Leben. 14) Man hebe nicht alle die Ehre nach dem Tode schmälernde oder ganz entziehende und für das Volk abschreckende Gesetze und Gebräuche ohne allen Unterschied der Selbstmörder auf. 15) Endlich lasse man schwachfinnige, melancholische und wahnsinnige Menschen nie ohne Aufsicht, und traue ihnen nie, weil so oft Mord und Selbstmord durch sie geschah, wo man es am wenigsten vermuthete. — Das sechste und letzte Kapitel handelt von der medicinisch-gerichtlichen Untersuchung eines Selbstmordes, wie mit dem Leichnam vorsichtig zu verfahren, auf was zu achten, was und wie er zu untersuchen ist. Aber bey der genauesten Untersuchung vergesse man nie, daß es manchemal ganz unmbglich ist, die krankhafte Veränderung im Körper, besonders im Nerven- und Lymph-Systeme, zu entdecken, wenn man auch längere Zeit dazu ver-

wendete, als eine gerichtliche Untersuchung gewöhnlich darauf zu verwenden erlaubt; und daß man daher, wenn man nichts Krankhaftes findet, nicht immer schnell den Schluß machen darf, der Mensch, der sich ermordete, sey vollkommen gesund gewesen.

Paris.

Im *Tome 77.* der *Annales de Chimie* (s. oben S. 228, 423) theilt *Deyeux* seine dem Institute übergebenen neuen Versuche über die Gewinnung des Zuckers aus Runkelrüben mit, und beschreibt zugleich ausführlich das Verfahren, durch welches es ihm gelungen ist, einen trefflichen Zucker daraus zu erhalten. — *Vauquelin* gibt ein Verfahren an, die Reinheit des käuflichen Zinns zu erproben. — *Mathieu de Dombaste* über die Zubereitung des inländischen Saleps. — *Geonouin* über ein kürzlich am Fuße des Frugi bey Quimper entdecktes Grau-Spieglerz. — *Vauquelin* Analyse der Mineralwasser von Néris und Argentieres. Sie gehören beide zu den alkalischen Wassern. — *Gay-Lussac* über die Blausäure. Die letzten Arbeiten von *Proust* hatten es wahrscheinlich gemacht, daß diese Säure im ungebundenen Zustande gasförmig sey. Unser Verf. beweiset dagegen, daß sie zu den tropfbar flüssigen Säuren gehöre. In diesem Zustande besitzt sie bey 7° C. ein eigenthümliches Gewicht von nur 0,70583. Sie ist dabey so flüchtig, daß sie schon bey 26°,5 kocht, und bey 20° C. das Volumen der Luft und anderer Gasarten verfünffacht. Bey — 15° C. hingegen erstarrt sie zu einer festen krystallinischen Masse. Das Verfahren, welches der Verf. angewandt hat, um sie in diesem Zustande zu erhalten, ist sehr sinnreich, und verdient bey Darstellungen anderer eben so flüchtigen tropfbaren Flüssigkeiten Nachahmung. — Verf. über die Tripelsalze. Ein bloßer Auszug einer größern Arbeit

des Wf. über diesen Gegenstand. — Mercier über den nachtheiligen Einfluß, welchen die Eyer und Larven verschiedener Insecten auf die physischen, chemischen und medicinischen Eigenschaften der Arnicablumen haben. — Dubuc liefert Nachträge zu seinen frühern Untersuchungen über den Zucker aus Äpfeln und Birnen. — Duportal über den gegenwärtigen Zustand der Franz-Branntweimbrennerey in Frankreich, und die Mittel, die Branntweimbrennerey in allen Ländern zu vervollkommen. Ein höchst interessanter Aufsatz, durch den wir zum ersten Mal eine vollständige Kenntniß von den großen und wichtigen Verbesserungen, welchen der Destillir-Apparat durch Adams, Bérard und den Verf. erhalten hat, bekommen. Es ist daher von Hrn. geh. Rath Hermbstädt ein sehr verdienstliches Unternehmen, daß er durch eine in der Amelang'schen Buchhandlung zu Berlin vorige Ostermesse herausgegebene Uebersetzung, die von ihm mit trefflichen Bemerkungen und Winken über die Vortheile, welche unsere Deutschen Branntweimbrennereyen von den gedachten Verbesserungen des Destillir-Apparats ziehen können, zur allgemeinem Kenntniß dieser wichtigen Arbeit beizutragen bemüht gewesen ist. — Pfaff Versuche und Beobachtungen in Bezug auf Berthollet's Verwandtschaftslehre. Pf. sucht darin gegen Berthollet das von Bergman insbesondere aufgestellte Princip der Wahlverwandtschaft zu vertheidigen. In einer Anmerkung wird indessen von Berthollet bemerkt, daß der Wf. die von ihm in der Statique chimique hierüber gegebenen Ansichten nicht gehörig aufgefaßt habe. — Guyton-Morveau über die Platinirung des Kupfers. — Verf. theilt auch noch mehrere neue Erfahrungen über die heilsamen Wirkungen der organirten Salzsäure in ansteckenden Krankheiten mit. — Vauquelin über einige Gold-Präparate. Die von Dr.

Chrestien zu Montpellier neuerdings wieder empfohlene Anwendung des Goldes in venerischen und lymphatischen Krankheiten gaben V. zu diesen Untersuchungen Veranlassung. Sie betreffen insbesondere die durch Kali und Natron und deren kohlenstoffsaure Salze in der Gold-Solution bewirkten Niederschläge, welche sich, nach dem Verf., im Zustande des Dryds befinden. — Den Beschluß dieses Bandes macht ein dem Institute von Sourcroy, Dauquelin, Berthollet, Vanspaendonck und Vincent abgestatteter Bericht über die von de la Boulaye-Marillac erfundenen haltbaren Farben.

Tome 78. — Duportal und Pelletier über die neuerdings von Chrestien in der Medicin empfohlenen Gold-Präparate. Die Verf. beschränken sich darin hauptsächlich auf die Darstellung dieser Präparate, und ihre Bemerkungen darüber verdienen berücksichtigt zu werden. — Th. de Saussure Analyse des gaz oléfiants. Dasselbe war auf die bekannte Weise durch Destillation von einem Theil Alkohol mit vier Theilen Schwefelsäure gewonnen. Das specifische Gewicht desselben fand S. = 0,9852, und das Gewicht eines Cubit-Decimeters dieses Gases im trockenen Zustande bey 12°, 5 C. und 0^m,76 Barometerstand = 1,2098 Grammes. 100 Theile desselben dem Volumen nach im Voltaischen Eudiometer verbrannt, verzehrten 292 Theile Oryngengas, und producirten 201 Theil kohlen-saures Gas. Bey einem andern Versuche fand S. das Gewicht von einem Cubit-Decimeter dieses Gases bey der angezeigten Temperatur und dem Barometerstand = 1,228 Grammes, und 100 Theile desselben verzehrten bey ihrem Verbrennen 306 Theile Oryngengas, und bildeten 208 Th. kohlen-saures Gas. Ob diese Abweichungen von Fehlern der Methode abhängen, oder darin ihren Grund haben, daß dieses Gas selbst in seinem Mischungs-

verhältniß abweicht, wagt der Verf. nicht zu entscheiden. Er glaubt indessen sich von der Wahrheit nicht sehr zu entfernen, wenn er nach diesen Versuchen das Mischungsverhältniß dieses Gases in 100 Gewichtstheilen desselben zu 80,0 Kohlenstoff und 14,0 Wasserstoff festsetzt. Durch Vermischen von 100 Theilen des Gases mit 500 Theilen Sauerstoffgas dem Volumen nach glückte es ihm, eine vollständige Verbrennung desselben zu bewirken, ohne Gefahr zu laufen, das Eudiometer durch Zersprengen zu verlieren. — Gay-Lussac über das Verhalten der Metalloxyde gegen die Hydrofluores. — Verf. über die Fällung des Silbers durch Kupfer. — Leslie über ein neues Verfahren, Körper zum Gefrieren zu bringen. — Desormes u. Clement über das von Leslie in vorstehender Abhandlung angezeigte Verfahren, das Gefrieren von Körpern zu bewirken. Die Verf. fanden dasselbe gleichfalls bestätigt. — Boullay über eine neue Aetherart, welche durch die Einwirkung der Arseniksäure auf Alkohol gebildet wird. B., von dem wir kürzlich sehr lehrreiche Erfahrungen über den Phosphoräther erhalten haben, lehrt uns nun auch einen Arsenikäther kennen. Derselbe kommt in seinen Eigenschaften und seiner Mischung übrigens mit dem Schwefeläther und Phosphoräther überein.

Tome 79. — Figuer theilt ein von ihm mit Glück versuchtes Verfahren mit, den Essig mit Hülfe thierischer Kohle zu entfärben, und von dem in zu großer Menge darin vorkommenden Extractivstoff zu reinigen. — Clement über die Verdunstung des Wassers durch heiße Luft, in Bezug auf Curaudau's in Nr 18. der Annales des Arts et Manuf. über dieses Verfahren gemachte Ankündigungen. Auf diese Bemerkungen wird im folgenden Bande der Annal. de Chimie von Curaudau geantwortet. — Pelletier Analyse des Opoponax. 50 Grammes desselben fanden sich, dieser Analyse zufolge, zusammengesetzt aus: 21,0 Gram-

mes Harz, 16,7 Gummi, 4,9 Holzfaser, 2,1 Amidon
 1,4 Aepfelsäure mit etwas Kalk verbunden, 0,8 Extrac-
 tivstoff, 0,15 Wachs, eine Spur Caoutchouc und 2,9
 flüchtiges Oehl nebst Verlust. 10 Gramm. Opopona;
 der Destillation unterworfen u. die rückständige Kohl-
 eingewässert, lieferten 0,37 Gramm. Asche. Diese be-
 stand aus 0,18 Gramm. kohlenstoffsaurem Kalk, 0,02
 Kieselerde u. 0,15 kohlenstoffsaurem, schwefelsauren
 u. salzsaurem Kali. — Lassenfrag über die Eisenoxy-
 de. S. glaubt in dem Umstande, daß der Spatheisen-
 stein bey der Destillation gasförmiges Kohlenstoffoxyd
 ausbebe, einen Grund zu finden für die Annahme eines
 dritten niedrigeren Oxydationsgrades des Eisens als
 das schwarze Eisenoxyd ist. — d'Arcet macht auf den
 großen Pottaschengehalt der Asche von den Früchten
 der Kastanie aufmerksam. Er fand denselben dem
 der besten American. Perlasche gleich. — Cuppuri
 über das Nickel. Die erste Hälfte dieser vorzüglichen
 Abhandlung befindet sich bereits in dem vorhergehen-
 den Bande der Annalen. Um dieses Metall in einem
 vollkommen reinen Zustande zu erhalten, bediente sich
 der Verf. folgenden Verfahrens: Die salpetersaure
 Auflösung der Speise wurde zuerst durch Abrauchen
 hinreichend concentrirt, um bey dem Erkalten von dem
 größten Theil der aufgelösten arsenichten Säure sich zu
 reinigen. Hierauf wurde die Auflösung vorsichtig mit
 kohlenstoffsaurem Natron bis zur anfangenden Fällung
 des arseniksauren Nickels versetzt, u. nachdem auf diese
 Weise das arseniksaure Eisen, Kupfer, Wismuth, Co-
 balt u. Magnesium fortgeschafft worden waren, wurde
 durch die rückständige Auflösung ein Strom Schwefel-
 Wasserstoffgas hindurch geleitet, um das arseniksaure
 Nickel zu zerlegen, u. das Arsenik daraus zu scheiden.
 Um nun das Nickelmetall hieraus zu gewinnen, wurde
 die reine Nickelauflösung durch äzendes oder kohlen-
 stoffsaures Kali oder Natron gefällt, und der getrock-
 nete Niederschlag mit Hülfe von Harz in einem gut

lutirten Kohlentiegel reducirt, indem es einem 2½ bis 3stündigen heftigen Gebläsefeuer ausgesetzt wurde. Auffallend ist es uns, daß der Verf. die von Richter'n angewandte Reduction per se nicht benutzt hat, u. selbst an mehreren Orten seiner Abhandlung ausdrücklich bemerkt, daß dieses Metall nicht per se reducibel sey, ohne übrigens Richter'n zu widerlegen. Das specifische Gewicht des Nickelmetalls gibt T. im geschmolzenen Zustande zu 8,380, und im gehämmerten Zustande zu 8,820 an. Dasselbe enthielt indessen stets etwas Kohle. Durch Erhitzen in Berührung mit der Luft konnte der Vf. dieses Metall nicht vollständig oxydiren. Den Oxygeengehalt des schwärzlich aschgrauen Nickeloryduls gibt T. zu 27 auf 100 Metall an. Das Nickelhydrat hält, nach ihm, 24 Proc. Wasser. Durch Verbindung mit Schwefel geht der Magnetismus dieses Metalls verloren. Durch Kupfer und Eisen wird das Nickel aus seiner schwefelsauren Auflösung nicht gefällt, u. durch Zink wird es nur zum Theil als Oxyd niedergeschlagen, so bald die Auflösung keinen hinreichenden Säureüberschuß hat, um ein dreifaches Salz, aus Zinkoryd, Nickeloryd u. Schwefelsäure bestehend, zu bilden. Concentrirte Schwefelsäure hat, nach unserm Verf., auf dieses Metall nur wenig Einwirkung; die diluirte Säure löset es hingegen, gleich der Salzsäure, mit Unterstüzung der Wärme, unter Entbindung von Wasserstoffgas, auf. Die Bemerkungen u. Versuche, die ferner der Verf. über die Eigenschaften der vorzüglichsten Nickelsalze u. über das Verhalten der Alkalien, des Schwefel Wasserstoffs u. der Hydroculturares gegen die Nickelsolutionen mittheilt, sind gleichfalls sehr lehrreich, u. enthalten manche neue Erfahrung, wodurch unsere Kenntniß dieses merkwürdigen Metalls bereichert wird. — Braconnot Untersuchungen über die Natur der Schwämme. Die fleischichte unauflöseliche Substanz, woraus diese Gewächse vorzüglich bestehen, sieht der Verf., ihrem chemischen Verhalten zufolge,

als einen eigenthümlichen, dieser Pflanzenfamilie bis jetzt ausschließlich eigenen, nähern Pflanzenstoff an, u. bezeichnet ihn daher auch mit dem Nahmen *FUNGINE*. Außer dieser, den Hauptbestandtheil der Schwämme ausmachenden, Substanz fand der Verf. in denselben noch folgende Substanzen: 1) eine besondere Art Zucker, die sehr krystallisirbar ist, und in rechtwinklichten vierseitigen Säulen mit vierseitigen Endpyramiden anschießt, durch Versetzen mit Säuren ihre Krystallisirbarkeit nicht verliert, weingährungsfähig ist, und, mit Salpetersäure behandelt, eine reichl. Menge Sauerflensäure liefert. Aus dem *Merulius Cantharellus* Perf., *Hydnum repandum* L. u. *H. hybridum* Bull. erhielt der Verf. diese Zuckerart in vorzüglich großer Menge. 2) Schleimzucker im *Boletus Pseudo-igniarius* Bull. 3) eine besondere Art Pflanzengallerte, welche durch Galläpfelinctur getrübet wird, und sich überhaupt als eine animalische Substanz verhielt. 4) eine dem thierischen Schleim analoge Substanz im *Boletus viscidus* L. 5) Pflanzeneyweiß. 6) eine dem Wallrath ähnliche Substanz. 7) Wachs. 8) eine öhlartige Substanz. 9) eine eigenthümliche Pflanzensäure, *ACIDUM BOLIVICUM* vom Vf. benannt, mit Kali verbunden, die indessen wohl nichts anders als Benzoesäure seyn möchte. 10) einen scharfen flüchtigen Stoff, u. 11) verschiedene Salze, als phosphorsaures, effigsaures und salzsaures Kali, effigsaures Ammoniak, u. kohlenstoffsauren Kalk. Die vom Verf. analysirten Schwämme sind: *Agaricus volvaceus* Bull., *A. acris* Bull. (*A. piperatus* Perf.), *Hydnum repandum* L., *H. hybridum* Bull., *Merulius cantharellus* Perf., *Boletus viscidus* L., *B. pseudo igniarius* Bull., *Reticularia hortensis* Bull. u. *Phallus impudicus* L. — *Charpentier* u. *Emman. de Cerf* über den aus den Samen von *Iris Pseudo-Acorus* bereiteten Kaffee.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 5. April 1813.

Göttingen.

Am 18. März wurde der königl. Societät von dem Prof. Gauß eine Vorlesung übergeben, mit der Überschrift: *Theoria attractionis corporum sphaeroïdorum ellipticorum homogeneorum, methodo nova tractata*. Bekanntlich haben sich seit Newton's Zeiten die ersten Geometer mit dieser berühmten Aufgabe gleichsam wetteifernd beschäftigt. Newton that den ersten Schritt, indem er die Anziehung eines Punctes in der Aze eines Umdrehungs-Sphäroids bestimmen lehrte, so wie außerdem das einfache Verhältniß zwischen den Anziehungen aller Puncte, die im Innern des Sphäroids in einem und demselben Diameter liegen. Maclaurin glückte es hiernächst, in seiner berühmten Preisschrift über die Ebbe und Fluth die Anziehung aller Puncte auf der Oberfläche des Sphäroids zu bestimmen, auf welche sich auch, vermöge des Newtonschen Lehrsatzes, die Anziehungen im Innern reduciren ließen, so daß also nur noch die Anziehung der äußern Puncte fehlte, deren Bestimmung freylich den schwierigsten Theil der Aufgabe ausmachte. Auch hierin that Maclaurin schon einen Schritt: er bestimmte die Anziehung der Puncte in der Verlängerung des Aequators und der Aze. Maclaurin's Entdeckungen wurden als Meisterstücke der Synthesis allgemein bewundert, und eine Zeit-

H (3)

lang als Beweise angesehen, daß es Fälle gebe, wo die synthetische Methode einen entschiedenen Vorzug vor der analytischen habe. Lagrange setzte letztere wieder in ihre Rechte ein, indem er ihr eine Aufgabe unterwürfig machte, welche nur der Synthesis zugänglich geschienen hatte, und mit der ihm eignen Gewandtheit alle Entdeckungen Maclaurin's auf analytischem Wege zu finden lehrte. Obgleich dadurch in der Sache selbst kein neuer Fortschritt gemacht war, so mußte dieß doch als eine höchst wichtige Vorbereitung der spätern Arbeiten angesehen werden. Legendre war es, dem es gelang, die Theorie der Anziehung der Umdrehungs-Sphäroide zu vollenden, indem er den schönen Lehrsatz fand, und bewies, daß die Anziehung eines äußern Punctes von einem Sphäroide dieselbe Richtung hat, wie die Anziehung desselben Punctes von einem zweyten Sphäroide, dessen Oberfläche durch diesen Punct geht, wenn die beiden erzeugenden Ellipsen einerley Brennpunct haben, und daß die erstere Anziehung sich zur andern verhält, wie die Masse des erstern Sphäroids zur Masse des andern.

Alles dieses bezieht sich auf die Sphäroide, welche durch Umdrehung einer halben Ellipse um die eine oder die andere Axe erzeugt sind. Allein jetzt blieb noch die weit schwerere Aufgabe zurück, die Anziehung eines Ellipsoids zu bestimmen, bey welchem auch der Aequator elliptisch ist, oder eines Körpers, von welchem jeder Schnitt mit einer Ebene eine Ellipse gibt. Die Bestimmung der Anziehung für Puncte in der Richtung der drey Hauptaxen hatte schon Maclaurin angedeutet, und d'Alembert und Lagrange hatten dafür analytische Beweise gegeben. Legendre hatte ferner aus Induction die allgemeine Gültigkeit seines vorhin angeführten schönen Theorems geahnet, ohne doch einen strengen Beweis finden zu können. Laplace war es vorbehalten, diese Lücke auszufüllen, und die Auflösung der Auf-

gabe in ihrer ganzen Allgemeinheit zu vollenden (1782). Hiermit, könnte man glauben, sey nun die Untersuchung als geschlossen anzusehen. Allein schon der Umstand, daß mehrere Geometer seit der Zeit sich wieder von neuem mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, zeigt, daß noch viel zu wünschen übrig blieb. Das Erste und Wesentlichste bey einer Aufgabe ist immer, daß sie überhaupt nur aufgelöst werde. Allein zu einem und demselben Ziele führen oft mehrere Wege. Nicht selten kommt man zum ersten Mahle auf einem langen dornigen Umwege zum Ziele; der kürzeste, der wahre echte Weg wird erst viel später entdeckt. Die Laplace'sche Auflösung ist ein schönes Document der feinsten analytischen Kunst; allein der Weg, auf welchem er dazu gelangt, ist lang und beschwerlich, und gewiß ist die Anzahl der Geometer und Astronomen, die ihm darauf gefolgt sind, nur klein. Auch der Gebrauch der unendlichen Reihen, deren Convergenz nicht bewiesen ist, thut der Klarheit und Bündigkeit des Beweises einigen Eintrag. Legendre hat zwar 1788 eine andere Auflösung gegeben, von welcher indeß fast das selbe gilt, was wir gegen die von Laplace erinnern haben. Ein kompetenter Richter, Lagrange, fällt über die Auflösungen jener beiden großen Analytiker folgendes Urtheil (in den *Nouv. Mém. de l'Acad. de Berlin* 1793): "On ne peut regarder leurs solutions que comme des chefs-d'oeuvres d'analyse, mais on peut désirer encore une solution plus directe et plus simple; et les progrès continuels de l'analyse donnent lieu de l'espérer." Seitdem haben noch Biot und Plana jene beiden Beweise zu vervollkommen und zu vereinfachen gesucht. Indessen obgleich diese Arbeiten schätzbar sind, muß man doch noch immer diese Auflösungen zu den verwickeltsten und subtilsten Anwendungen der Analyse rechnen.

Der Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung, welcher seit lange schon die Ueberzeugung hatte, daß die echte Auflösungsart jener berühmten Aufgabe erst noch gefunden werden müsse, wurde vor einem halben Jahre veranlaßt, sich mit derselben näher zu beschäftigen, und indem er einen von den vorigen ganz abweichenden Weg nahm, hatte er das Vergnügen, auf eine so überraschend kurze und einfache Auflösung zu kommen; daß das Wesentliche davon sich auf zwey Seiten bringen ließ. Freylich hat er sie hier nicht ganz so kurz vorgetragen. Theils wünschte er sie auch weniger geübten Lesern verständlich zu machen (denen diese für die Gestalt der Erde so interessanten Untersuchungen bisher ganz unzugänglich waren), und daß sich die neue Auflösung dazu vollkommen qualificire, davon hat er bereits mehrere Beweise. Theils schien es der Mühe werth, die Gründe, worauf sie beruht, und die auch bey andern Gelegenheiten oft mit Vortheil anzuwenden seyn werden, etwas ausführlicher zu entwickeln, als für den nächsten Zweck erforderlich gewesen wäre.

Wir wollen jetzt hier noch die Haupt-Momente der ganzen Auflösung in möglichster Kürze darstellen, doch für Kenner vollkommen hinlänglich. Wir müssen hier Verzicht darauf leisten, auch solchen Lesern ganz verständlich zu werden, die mit Untersuchungen dieser Art noch nicht vertraut sind: diese müssen wir auf die ausführliche Abhandlung selbst verweisen, welche schon gedruckt ist, und in kurzem in dem zweyten Bande der *Commentationes recentiores* der Societät erscheinen wird.

Der Verf. fängt damit an, sechs verschiedene allgemeine Lehrsätze zu begründen, vermittelst deren dreysache, durch einen körperlichen Raum auszuwehnende, Integrale auf zweysache, nur über die Oberfläche des Körpers auszuwehnende, Integrale reducirt werden. Wir geben hier von diesen Lehr-

sägen nur drey; da die andern zur gegenwärtigen Untersuchung nicht notwendig sind.

Es sey ds ein Element der Oberfläche eines Körpers von beliebiger Gestalt; PQ, PM, PX, PT, PZ , gerade Linien, von einem Punkte P dieses Elements gezogen, senkrecht auf die Oberfläche und nach außen zu, nach dem angezogenen Punkte M , parallel mit den drey Axen der Coordinaten. Es sey ferner r Abstand des Punktes M von P ; MQ der Winkel zwischen PM und PQ ; MX der Winkel zwischen PM und PX ; QX der Winkel zwischen PQ u. PX . Endlich bezeichne π das Verhältniß des Kreisumfanges zum Durchmesser, X die Anziehung, welche der ganze Körper auf den Punkt M parallel mit den Coordinaten x ausübt. Man hat dann

$$\text{I. } \int \frac{ds \cdot \cos MQ}{r^2} = 0 \text{ oder } = -4\pi, \text{ je nach}$$

dem M außerhalb oder innerhalb des Körpers fällt.

$$\text{II. } \int \frac{ds \cdot \cos QX}{r} = X$$

$$\text{III. } \int \frac{ds \cdot \cos MQ \cdot \cos MX}{r} = -X$$

wo die Integrale über die ganze Oberfläche des Körpers auszudehnen sind. Die Beweise dieser Behauptungen unterdrücken wir hier, und bemerken nur, daß die zwey ersten sich auf Zerlegung des Körpers in Kegelelemente, die ihre Spitze in M haben, gründen, der dritte hingegen auf Zerlegung des Körpers in prismatische Elemente, parallel mit der Axe der Coordinaten x .

Für die Oberfläche eines Ellipsoids, dessen drey halbe Axen A, B, C sind, hat man zwischen den Coordinaten x, y, z die Gleichung

$$\frac{xx}{AA} + \frac{yy}{BB} + \frac{zz}{CC} = 1$$

Ferner wird $\cos QX = \frac{x}{AA}$, wenn man Kürze halber setzt

$$\sqrt{\left(\frac{xx}{A^2} + \frac{yy}{B^2} + \frac{zz}{C^2}\right)} = p$$

Bedeutet a, b, c die Coordinaten des Punctes M , so hat man

$$r = \sqrt{(a-x)^2 + (b-y)^2 + (c-z)^2}$$

$$\cos MX = \frac{a-x}{r}$$

$$\cos MQ = \frac{1}{pr} \left(\frac{(a-x)x}{AA} + \frac{(b-y)y}{BB} + \frac{(c-z)z}{CC} \right)$$

Es werden jetzt zwei neue veränderliche Größen p, q eingeführt, von denen x, y, z so abhängen, daß $x = A \cos p, y = B \sin p \cos q, z = C \sin p \sin q$. Um also die ganze Oberfläche des Ellipsoids zu umfassen, muß man p von 0 bis $180^\circ, q$ von 0 bis 360° ausdehnen. Man setze endlich noch $X = ABC\xi$. Aus bekannten Gründen ergibt sich $ds = dp \cdot dq \cdot ABC \sin p$. Obige drei Theoreme erhalten hierdurch folgende Gestalt, wenn man Kürze halber

$$\frac{(a-x)x}{AA} + \frac{(b-y)y}{BB} + \frac{(c-z)z}{CC} = \psi \text{ setzt.}$$

$$[1] \int \frac{dp \cdot dq \cdot \sin p \cdot \psi}{r^3} = 0 \text{ oder } = -4\pi$$

$$[2] \int \frac{dp \cdot dq \cdot \cos p \cdot \sin p}{r} = A\xi$$

$$[3] \int \frac{dp \cdot dq \cdot \sin p \cdot \psi (a-x)}{r^3} = -\xi$$

Man betrachte nun A, B, C als bestimmte besondere Werthe dreier veränderlicher Größen α, β, γ , die aber so verbunden sind, daß $\alpha\alpha - \beta\beta, \alpha\alpha - \gamma\gamma$ constant bleiben. Die Formel [1] führt leicht zu dem Schluß, daß für ein unendlich wachsendes α, ξ unendlich abnimmt. Differenziert man [2] in Beziehung auf die veränderlichen Größen α, β, γ , und bedient sich dabey des Variationszeichens δ , so kommt

$$\alpha \delta \xi + \xi \delta \alpha = - \int \frac{dp \cdot dq \cdot \cos p \cdot \sin p \cdot \delta r}{r^2}$$

$$= \delta \alpha \iint \frac{d p . d q . \sin p . x \psi}{r^3}$$

oder wenn man hier statt ξ seinen Werth aus [3] setzt,

$$\alpha \delta \xi = \delta \alpha \iint \frac{d p . d q . \sin p . \alpha \psi}{r^3}$$

Dies mit [1] verglichen, gibt

[4] $\delta \xi = 0$, wenn der Punct M außerhalb d. Ellipsoids,

[5] $\delta \xi = -\frac{4 \pi \alpha \delta x}{\alpha \alpha \beta \gamma}$, wenn M innerhalb liegt.

Aus [4] folgt, daß ξ konstant, oder die Anziehung der Masse proportional ist, für alle Sphäroide, deren Hauptschnitte Ellipsen von einerley Brennpuncten sind, so lange M nicht innerhalb fällt. Die Bestimmung d. Anziehung eines Sphäroids auf einen äußern Punct reducirt sich also auf die Bestimmung der Anziehung eines andern Sphäroids, das aus dens. Brennpuncten beschrieben durch den angezogenen Punct geht. Um diese zu bestimmen, werde der andere Fall betrachtet, wo der angezogene Punct innerhalb liegt. Durch die Substitution von $\beta \beta = \alpha \alpha - AA + BB$ u. $\gamma \gamma = \alpha \alpha - AA + CC$ in der Gleichung [5] wird diese, wenn man zugleich $\frac{A}{\alpha} = t$ setzt, und statt des Zeichens δ wieder das gewöhnliche d schreibt

$$\xi = \frac{4 \pi a}{A^3} \int \frac{t t d t}{\sqrt{[(1 - (1 - \frac{BB}{AA}) t t)(1 - (1 - \frac{CC}{AA}) t t)]}}$$

wo das Integral so bestimmt werden muß, daß es für $t = 0$ verschwindet, und dann, für das bestimmte Sphäroid, bis $t = 1$ auszudehnen ist. Man hat also, in demselben Sinne,

$$[6] X = \frac{4 \pi a B C}{A A} \int \frac{t t d t}{\sqrt{[(1 - (1 - \frac{BB}{AA}) t t)(1 - (1 - \frac{CC}{AA}) t t)]}}$$

Diese Formel gibt die Anziehung für alle Puncte, die nicht außerhalb liegen, u. da sie bis zur Oberfläche selbst

gültig seyn muß, u. die Anziehung äußerer Punkte bereits auf die Anziehung der Punkte auf der Oberfläche zurückgeführt war, so ist dadurch die Aufgabe vollständig aufgelöst. (Es braucht kaum erinnert zu werden, daß die Anziehungen parallel mit den beiden andern Hauptaxen sich schlechthin durch Umtauschung von A, a gegen B, b oder gegen C, c ergibt.)

Die Gleichung [6] lehrt ferner, daß für einen innern Punkt die Anziehung aller Sphäroide, die einander ähnlich sind u. ähnlich liegen, identisch ist. Denkt man sich also ein solches Sphäroid in Schichten getheilt, die durch ähnliche ellipsoidische Flächen begrenzt sind, so ist klar, daß alle außerhalb des angezogenen Punktes liegenden Schichten gar nichts zur Anziehung beitragen, u. bloß die Anziehung des sphäroid. Kerns übrig bleibt, dessen Oberfläche durch den angezogenen Punkt geht.

Zum Schluß erwähnt der Vf. noch der neuesten Arbeit über denselben Gegenstand von Hrn. Ivory in den Philos. Transact. 1809, welche er, aufmerksam gemacht durch den Hrn. Grafen Laplace, erst kennen lernte, als seine eigene Abhandlung schon ganz vollendet war. Durch eine sehr glückliche Idee hat Hr. Ivory die Anziehung eines äußern Punktes auf die Anziehung eines innern zurückgeführt. Allein die Art, wie er die Anziehung innerer Punkte selbst bestimmt, ist zwar voll Scharfsinn u. Kunst, aber zum Theil, eben so wie Laplace's Auflösung für äußere Punkte, auf die Betrachtung unendlicher, nicht überall convergirender, Reihen gegründet, u. weit von der Einfachheit entfernt, die gewünscht werden konnte, so daß die Ivory'sche Auflösung des Problems, als ein Ganzes betrachtet, im Grunde nicht viel weniger künstlich u. verwickelt ist, als die Auflösungen von Laplace u. Legendre. Uebrigens beruhet jene u. diejenige, von welcher hier Bericht erstattet ist, auf ganz verschiedenen Gründen, und beide haben gar nichts gemein, als den Gebrauch der 2 veränderl. Größen, welche oben mit p, q bezeichnet sind

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 8. April 1813.

Paris.

Histoire des Croisades. Première partie, contenant l'histoire de la première Croisade; par Mr. MICHAUD. Avec une carte de l'Asie mineure, le plan d'Antioche, de Jerusalem, et ceux de batailles de Dorylée et Ascalon. 1812. Octav 575 Seiten. — Die Kreuzzüge haben unter allen Begebenheiten des Mittelalters in unsern Tagen am meisten die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber beschäftigt. In Frankreich, wo die Preisfrage des National-Instituts über die Folgen der Kreuzzüge so viel dazu beitrug, sie wieder darauf zu lenken, war jedoch, so viel uns bekannt ist, ihre Geschichte in neueren Zeiten nicht wieder erzählt worden; und ein Schriftsteller, der dieses mit Geschicklichkeit ausführte, durfte daher um so eher auf eine günstige Aufnahme seiner Arbeit hoffen.

Das Werk des Hrn. M. wird, nach dem Zuschnitt dieses ersten Theils, mehrere Bände umfassen müssen; da ihm gar keine Vorrede vorgesetzt ist, so können wir über den weitem Plan des Werf. nicht urtheilen. Dieser erste Band umfaßt, wie der

Titel sagt, die Geschichte des ersten Kreuzzuges bis zur Eroberung Jerusalems und ihre nächsten Folgen; der anziehendste und auch am öftersten behandelte Theil aus der Geschichte der Kreuzzüge. Um nicht der neuern Deutschen Bearbeitung des Hrn. Prof. Wilken zu erwähnen, ist dieser auch in dem Französischen Werke, *Esprit des Croisades*, ausführlich erzählt. Nach solchen Vorgängern (der Verf. hat sie nirgends erwähnt) darf man bey diesem Theil der Geschichte am wenigsten eigentlich neue Aufschlüsse erwarten. Unsere Pflicht ist, das Werk des Verf. zu characterisiren, und das ihm Eigenthümliche hervorzuheben. Hr. M. tritt zugleich auf als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Er hat oft seine Quellen angeführt, und die am Ende beygefügtten *Pièces justificatives*, auf die wir noch unren zurückkommen werden, beziehen sich größten Theils darauf. Der Verf. zeigt viele Bekanntschaft mit den abendländischen Quellen, nicht bloß denen, die im Bongard gesammelt sind, sondern auch andern, auch einige mit den Byzantinischen; Orientalische Schriftsteller haben wir nur an ein paar Stellen erwähnt gefunden. Das erste Buch, in welchem der Verf. genauer und ausführlicher, als es von den meisten seiner Vorgänger geschehen ist, die Schicksale des heiligen Landes und der heiligen Stadt, besonders in Rücksicht der Wallfahrten, vor den Kreuzzügen erzählt, hat uns sehr für ihn eingenommen. Er hat dadurch den Zweck erreicht, die Entstehung der Kreuzzüge viel klarer und begreiflicher gemacht zu haben, indem er die Beweise gibt, daß die Idee nicht plötzlich entstanden, sondern lange schon vorbereitet gewesen sey. Die folgenden drey Bände enthalten nun die Geschichte des ersten Kreuzzuges selbst bis auf die bald nach Jerusalems Einnahme erfolgte Schlacht

bey Ascalon. Der Verf. macht bey mehreren Gelegenheiten auf sein Bestreben aufmerksam, sich möglichst genau selbst an die Worte der alten Erzähler anzuschließen. Es gibt gewiß wenige Gegenstände in der Geschichte, bey denen so sehr, wie hier, der Stoff dem Schriftsteller zu Hülfe kommt. Er bedarf so wenig der Ausschmückung, daß der Verf. selber bey mehreren Stellen es ausdrücklich zu erinnern für nöthig fand, daß er genau den Verichten, wie sie in den Quellen enthalten seyen, folge. Er verläugnet das Bestreben nicht, die Erzählung in einem gewissen Grade anschaulich zu machen; doch ist sie frey von gesuchter Malerey und falschem Prunk. Eine größere Ausführlichkeit ist dagegen ihr Character. Bey seinem Zwecke, für das gebildete Publicum überhaupt zu schreiben, nicht bloß für den Gelehrten, war dieß Bedürfniß. Diese Deutlichkeit und Ausführlichkeit finden wir besonders auch in der Beschreibung der Schlachten und der Belagerungen. Es gehört wohl mit zu den jetzt gemachten Forderungen, besonders in Frankreich, daß die Geschichte auch aus dem militärischen Gesichtspuncte mehr gefaßt werde. Der Verf. hat deshalb auch selbst, wie schon auf dem Titel angegeben ist, die Pläne der Hauptschlachten beygefügt. Sehr zweckmäßig! Denn bey einer Geschichte, welche die eines Krieges ist, muß die klare Darstellung der Hauptbegebenheiten ein Hauptpunct seyn. Die critische Untersuchung dieser Pläne müssen wir freylich den Tactikern überlassen. Bey einigen dieser Scenen, wie bey dem Entsatze von Antiochien, sind wir auf einige sehr treffende Bemerkungen gestoßen. Der Verf. erklärt jene große Waffenthat der Kreuzfahrer theils aus der Uneinigkeit, die unter den 28 Emirs, welche unter Kerbogas Ober-Befehl vereinigt waren, herrschte; theils daraus, daß das Heer meist aus neuen Soldaten bestanden habe, da

die alten Krieger, die Gefährten von Malek Schah, meist in den Bürgerkriegen umgekommen seyen, welche das Reich der Selджуken vernichteten. — Die Geschichte der Belagerung und Eroberung der heiligen Stadt ist von dem Verf. mit der Klarheit erzählt, welche der Gegenstand erfordert; nur vermiffen wir die Erzählung des so merkwürdigen Fußaufzuges der Kreuzfahrer gleich nach der Eroberung. Der beygefügte Plan von Jerusalem wird, auch ohne Rücksicht auf diese Begebenheit, Vielen angenehm seyn.

Bei einer Geschichte der Kreuzzüge, zumahl von einem Französischen Schriftsteller, ist es eine wichtige Frage, in welchem Lichte er die ganze Sache betrachtet und dargestellt habe? Man weiß aus frühern Behandlungen, daß sie eben sowohl dem Spott, als der Wigotterie haben zum Ziele dienen müssen. Unverkennbar ist das Streben unsers Verf., sie in dem Lichte ihrer Zeit zu betrachten, und sie als eine Frucht der Religiosität und der Chevalerie des Mittelalters darzustellen. Der letztere Gegenstand hätte indeß in dem ersten Buche noch wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient. Sonst steht der Verf. zwischen jenen beiden Extremen in der Mitte; und wir haben eher einen Anstrich von Religiosität (jedoch ohne Schwärmerey und Mysticismus), als das Gegentheil, gefunden; und können sein Werk nicht anders, als ein gelungenes und lehrreiches Werk den Lesern empfehlen.

Wir versprochen, noch Etwas über die *Pièces justificatives* zu sagen. Wir bemerken darunter zuerst die Notice bibliographique, critique et géographique sur l'itinéraire de Bordeaux à Jerusalem, welche Hr. C. U. Walckenaer dem Verf. mitgetheilt hat. Von diesem alten Itinerarium, das ums Jahr 333 nach Chr. verfaßt ward, finden sich zwar Abdrücke bey dem Itinerario Antonini von

Schott, und nachher von Wesseling. Die erste, höchst seltene, Ausgabe ist aber die von Pierre Pithou 1588. Hr. Walckenaer besitzt davon ein Exemplar (auf 38 S. in Duodez, ohne Druckort und Drucker, auch der Name von Pithou steht nicht auf dem Titel, sondern vor der Vorrede). Hr. W. gibt von dem Ganzen eine lehrreiche Analyse. — Ferner ein von Hrn. Chaban de Cirbied aus dem Armenischen Geschichtschreiber Matthias von Edessa übersetzter Brief des K. Simiscus an den K. von Armenien über seinen siegreichen Zug gegen Syrien, und seine dortigen Eroberungen (974), woraus wir unter andern lernen, daß Baalbet damahls noch eine reiche und glänzende Stadt war. — Auszüge aus den Actis Sanctorum über die ältern Pilgerfahrten nach Jerusalem, in chronologischer Ordnung. — Ferner mehrere interessante Actenstücke aus der Periode des ersten Kreuzzuges, übersetzt. — Zuletzt eine Analyse der beigefügten Karten und Pläne.

Wir hoffen, daß das Werk des Hrn. W. in Frankreich die verdiente Aufnahme finden, und zu der Fortsetzung ihn ermuntern werde, die wir um so mehr wünschen, da die Geschichte der nachfolgenden Kreuzzüge viel weniger behandelt ist.

Venedig.

Ἀνθίμου Γαζή Λεξιόν ἑλληνικόν πρὸς χρῆσιν τῶν περὶ τοὺς παλαιούς συγγραφῆς ἐνασχολουμένων. Ἐκδοσις πρώτη. Ἐπιστολὰ καὶ διαρθεῖαι Σπυρίδωνος Βλαυτῆ. Drei Bände in Quart. 1809. Mit dem Brustbilde des Herausgebers.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, die Nachkommen einer alten, in so vielen Rücksichten um die Menschheit höchst verdienten und höchst achtungswürdigen Nation, die durch die schrecklichsten Unglücksfälle seit 2000 Jahren in den tiefsten Verfall gerathen waren, die Neugriechen, sich seit einiger Zeit wieder

empor heben zu sehen, bereitwillig, die Thorntons und andere Verläumder durch große Kraftanstrengung u. Cultur zu widerlegen u. Lügen zu strafen. Mit großer Wonne bemerken wir es, wie mehrere Neugriechen, nach einem in der That auffallenden Wechsel u. Kreislaufe der Dinge, ihre Bildung aus Europa, besonders aus Deutschland, wo sie mit Ruhm und Nutzen die Universitäten besuchen, geholt haben und noch holen, und dann ihrem Vaterlande als echte Patrioten in vielfacher Hinsicht nützlich zu werden streben. Die Folgen dieser edeln Bemühungen zeigen sich je länger, je erfreulicher. Ueberall bilden sich in den Städten des Europ. und Asiat. Griechenlands sowohl Gesellschaften zur Veredlung der Nation, als gute Bildungsanstalten, wo nach sehr wol durchdachten Plänen zur Erlernung von Sprachen u. Wissenschaften u. zur Aneignung edler Gesinnungen Unterricht u. Anwendung erteilt wird: vorzüglich wird, doch ohne Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte u. Geographie zurück zu setzen, das Studium der altgriech. classischen Litteratur in diesen Schulen zu Pergamum, dem Sitze von Karaoglu's Nachkommen (s. G. A. 1810 S. 127), Smyrna, Chios, Salonichi, Bucharest etc. sehr lebhaft betrieben, um den edeln Geist wieder zu wecken, der die hehren Vorfahren für Tugend, Freiheit und feinere Geistesbildung entflammte. Zu den patriotischen Männern, welche diese schönen Pläne der zwar stillen, aber desto nützlichern u. gründlichern, Aufklärung zunächst den höhern Ständen der Nation so ruhmvoll u. segensreich befördern, gehören insonderheit der treffliche Arzt u. Critiker, Hr. Coray in Paris, und Hr. Anthonius Gazis der Verfasser des Wörterbuchs, von welchem wir um so weniger eine Anzeige zurückhalten dürfen, je auffallender die Erscheinung, und je vortrefflicher und wissenschaftlicher der Zweck dieses Werks ist. Es ist ja dazu bestimmt, zu den ewig frisch u. erquickend fließenden Quellen der Humanität die Neugriechen einzula-

den, u. ihnen den Zugang zu diesen Schätzen der Weisheit ihrer Vorfahren zu eröffnen! Da nämlich das unter den Neugriechen immer lebhafter betriebene Studium der altgriechischen Litteratur den Mangel eines guten Wörterbuchs schon lange denselben fühlbar gemacht hatte, so entschloß sich Hr. Gazis bereits im J. 1800 zur Verfertigung desselben, welches er nach mancherley, in der neugriechisch geschriebenen Vorrede angeführten, Hindernissen glücklich zu Stande gebracht hat. Er legte mit Recht des Hrn. Prof. Schneiders's kritisches Griechisch-Deutsches Wörterbuch 2ter Auflage zum Grunde, welches er neugriechisch übersetzte und mit mancherley sehr brauchbaren Zusätzen vermehrte. Der Gedanke sowohl, als die Ausführung, gereicht Hrn. Gazis zu sehr vieler Ehre. Man erkennt den denkenden, gelehrten u. patriotisch gesinnten Mann in diesem Werke mit vielem Vergnügen wieder. Auch die Ausführung über die Dialecte in der Vorrede ist recht gut gerathen. Darauf folgt ein Verzeichniß der Griech. Wörterbücher, sie mögen gedruckt, ungedruckt od. verloren seyn, woben Fabricius Griech. Bibl. nach Harles Ausgabe sehr nützlich gebraucht ist. Hier hätte Hr. G. ein wenig ausführlicher seyn können. So viel wir verglichen haben, ist das Werk mit Fleiß, Sorgfalt u. Kenntniß der Sache gearbeitet, und sogar mit einer Menge histor., geogr., grammatischer u. a. Zusätze bereichert worden, welche den Neugriechen sehr willkommen seyn müssen, wiewohl sie zum Theil dem Plane des Schneiderschen Werks fremd seyn würden. Die aus Hesychius, dem Etymologicum magnum, den Glossen ꝛc. aufgenommenen Zusätze sind nicht immer vollständig u. kritisch sicher. Manche Wörter, die bey S. durch ein zw. verdächtig sind, hat Hr. G. wieder zu Ehren gebracht, indem er ihnen einen Gewährsmann gegeben hat. So wird bey ἀδάμαντος Adamantius phlogn. p. 201, bey ἐραζω werden d. Psalmen angeführt.

560 G. g. A. 56. St., den 8. April 1813.

Freylich haben dagegen wieder sehr viele andre Wörter ihr zw. auch hier noch beybehalten, als ἀγχιτοκος, was doch Strabo 10 S. 314 Lipsf. beglaubigt. Da sein Zweck auf eine Uebersetzung zunächst ging, so war die Musterung der Artikel nicht seine Schuldigkeit, und die Mängel des Schneiderschen, sonst sehr schätzbaren, Werks finden sich in der Regel auch hier. Man vergleiche nur ἀλιβατος, wo ἀλιβατος stehen muß; βύβλος, wo am Ende anstatt Theophrastus nach Athen. XV, 676 d. Theopompus zu lesen ist (vgl. Böttiger's Sabina S. 195). In γλήνη ist Eurip. Phöniss. 861 angeführt, wo doch jetzt γλήνη nicht steht. Πάσ' ἀπήνη, die alte Lesart, gibt keinen Sinn, παῖς ἀνηβος, Hrn. Jacobs sinnreiche Emendation, ist zu gewagt: dafür nahm Hr. S., wie aus dem Intelligenzbl. der Hall. Allg. L. Z. erhellet, Hn. Kuhkopfs Emendation πᾶσα γλήνη als richtig an, ohne es jedoch anzumerken. Bey διογκυλάω sagt Hr. G., vielleicht stehe bey Lunapius διογκυλωμένου für διογκωμένου oder διηγκυλωμένου. Die neueste, noch nicht ins Publicum gekommene, obgleich fast ganz vollendete, Ausgabe des Lunapius von Hn. Boissonnade zu Paris, wovon wir uns schon seit 1809, da sie zuerst bekannt wurde, viel versprochen, hat am richtigsten S. 112 διογκυλλομένου, wie schon der sel. Bast im J. 1809 in Append. ad epist. crit. p. 18 geurtheilt hat. Die bey Hrn. S. fehlenden Wörter fehlen auch hier. Doch sind Erklärungen, die bey S. fehlen, nicht selten nachgetragen, wie in ἰσρὸς bey der Redensart τὸν ἀφ' ἰσραῆς- πεττὸν κινεῖν. Hr. G. wird nun sehr wohl thun, wenn er aus diesem großen u. kostbaren Werke einen Auszug verfertigt, der süglich in einen Octavband zusammengezogen werden kann. Dadurch wird die große Brauchbarkeit des Werks eine sehr beträchtliche Ausdehnung erhalten, die wegen der Kostbarkeit des größern Werks stets geringe bleiben muß.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 10. April 1813.

Leipzig.

Bey Kühn: Acta Instituti clinici Caesar. Universitatis Vilenfis. Auctore *Josepho Frank*. Annus III - VI. 126 u. XVI S. in Octav. 1812.

Ein an merkwürdigen Beobachtungen reiches Heft, in welchem der Verf. fortfährt, den Weg reiner und einfacher Erfahrung zu verfolgen, und die erheblichsten Wahrnehmungen in aller Kürze, aber doch bezeichnend genug, mitzutheilen, und sich selbst streng zu richten. Von 1807-1811 wurden im dortigen Hospital, die Kranken der Stadt-Clinik nicht mitgerechnet, aufgenommen 506, geheilt 424, erleichtert 53, entlassen 29, es starben 60. Ehemahls waren Wechselfieber in Wilna eine Seltenheit; seit 1807 vermehren sie sich von Jahr zu Jahr, und sind vom März bis September die gewöhnlichste Krankheit. Das Aushauen der nahen Wälder, meint der Verf., habe das Hinderniß weggenommen, welches sich ehemahls dem Eindringen von Sumpfausflüssen in die Stadt entgegen setzte. Er bringt nicht in Anschlag, daß die Wechselfieber in diesen und frühern Jahren über so viele Länder von Europa verbreitet waren. In Local-Ursachen hat man nie aufzusuchen.

R (3)

was so große Landstrecken trifft: es müßte denn seyn, daß andere Theile von Polen frey blieben, was zu bezweifeln wir einige Data haben. Mir sah der Verf. ein Quartan-Fieber zu Wilna. Im letzten Jahre sey Typhus, der sich schon früher mit den Folgen des vorigen Krieges verlor, eine höchst seltene Krankheit daselbst geworden; wahrscheinlich wegen Wohlfeilheit der Nahrungsmittel. Diese Erklärung fällt aber weg, wenn man erwägt, daß in Deutschland und England, vielleicht auch in andern Staaten, diese Fieberart in dem Zeitraum sich meistens verlor. In allgemeinen atmosphärischen Verhältnissen war dieses also begründet, nicht in den Eigenthümlichkeiten einer Stadt. Es ist möglich, daß das, was das Hervortreten der Wechselfieber begünstigt, den Typhus zurückdrängt. Typhus und Encephalitis werden gegen einander gestellt, aber nicht befriedigend und tief genug, obgleich wir von ihrer großen, am Krankenbette nicht zu verkennenden, Verschiedenheit überzeugt sind, die in jeziger Zeit nicht genug herausgehoben werden kann. Eines Theils werden die vorwaltenden Kopfschmerzen, vom Eintreten des Typhus an und mit desselben ganzer Entwicklung im engsten Zusammenhange stehend, in Kopfschmerzen, in Delirien, in Wuth, Stumpfsinn, Hinbrüten, Betäubung, Schlassucht und Erbrechen jeder Art sich ausdrückend, nicht umfassend genug geschildert; andern Theils ist nur Eine Art der Encephalitis berücksichtigt, bey welcher vom Anfange an Deliriren, und zwar am häufigsten Delirium furiosum, sich äußern. In diese Einseitigkeit verfiel auch Horn in seinem höchst schätzbaren Aufsatz über denselben Gegenstand. Entschiedene Hirnentzündung, oder vielmehr Entzündung der Gehirnhäute, für sich, nicht in Verbindung oder Uebergang in Wasseransammlung, sah Rec. bey Kindern und Erwachse-

nen mehrmals unverkennbar, ohne Wuth, selbst ohne Phantasien im ersten Zeitraume, durch die unerträglichsten Kopfschmerzen, häufiges Erbrechen, Mangel und Schwierigkeit der Leibesöffnung, wenig Uriniren, Schlafsucht, oft durch langsamen Puls, Stimmlosigkeit, einige Mahl durch Herausrecken und ewiges Bewegen der Zunge, ein paar Mahl im Zeitraum des fast ganz sinkenden Bewußtseyns durch Betasten der Geburtstheile, und bey Kindern durch Convulsionen, sich characterisirend. Im Gegentheil sah er drey Mahl die heftigste Wuth und Berrücktheit schnell ausbrechen, nie auch nur auf einen Augenblick unterbrochen werden, und bald tödten. Die weit getriebenste antiphlogistische Behandlung half nicht, und die Leichenöffnung zeigte in den zwey Fällen, wo sie gestattet wurde, keine Spur von Entzündung des Gehirns, oder andere Fehler. Vom Typhus heißt es hier: *Autopsia cadaveris parum notatu dignum exhibet.* Statt dessen hätte dargethan werden sollen, wie wenig die Wahrnehmung gewisser Entzündungserscheinungen im Gehirn und in andern Eingeweiden nach dem Tode an Typhus darthue, daß hier Entzündung als Krankheitsursache anzuerkennen ist; wie solche Erscheinungen oft die Folge jedes tödlichen hitzigen Fiebers seyn müssen, das einen einzelnen Theil besonders ergriff. Dennoch habe er in den letztern Jahren oft typhose Fieber wahrgenommen, die aus veräuerten oder schlecht behandelten Catarrhen ihren Ursprung nahmen, und das catarrhalische typhose Fieber (nervose Pneumonien?) bilden. Dieses sey in Witna einheimisch, besonders im Frühjahr und Herbst; im Anfange des Winters 1807 sey es dort epidemisch gewesen. Nicht selten zeigte sich in derselben Zeit die febris typhodes, oder die febris nervosa Fluxhamii. Es werden zwey Fälle erzählt, wo im

Verlauf einer hieher gehörigen Krankheit der heftigste Schmerz der musculi gemelli cruris schnell entstand, ohne sichtbare Entstellung oder fühlbare Veränderung dieser Theile, nur in dem einen Fall mit Zittern und marmorner Kälte des Unterschenkels später im Gefolge. Der Tod war nicht abzuwenden. Die Leichenöffnung zeigte in dem einen Fall, in welchem sie unternommen werden konnte, die musculi gastrocnemii fast gänzlich geschwunden und einen Sack mit Jauche darstellend; die Oberfläche des Tendo Achillis war brandig. Als gangraena spontanea führt der Verf. diese Fälle auf, wogegen sich Erinnerungen machen lassen. Auch Burserius erzählt in s. Instit. Vol. I. p. 293 Edit. Lips. eine solche Geschichte umständlich und interessant. (Ob nicht frühzeitiges und starkes Ansehen von Blutigen an den leidenden Theil das Fortschreiten des Uebels am kräftigsten hemmen würde?). Das jetzt bey den fieberhaften Ausschlägen gangbare ewige Verschreiben des Spiritus Mindereri ist auch dem Verf. ein Vergerniß. Lob des Gebrauchs der Belladonna im zweyten oder convulsivischen Zeitraume des Stichhustens. Die Auentriethsche Brechweinsteinsalbe hätte da nichts geleistet. Unter mehr als hundert Scharlachkranken verlor Hr. F. in Wilna nur ein einjähriges Kind, das sterbend schon in die Klinik kam. In Wien habe er so oft Tod vom Scharlach gesehen. Unde vero tanta eventus diversitas? Pendetne ea a mutatione rationis medendi, vel, quod conscientiae meae magis pacis conciliaret, a diversa morbi indole? Proh dolor! prius fere cogitare cogor. Der Verf. behandelt diesen Ausschlag jetzt mit kühlenden, schwächenden Mitteln. Drey Fälle von Rose bey Erwachsenen, die nach und nach auf mehrere Theile des Körpers wanderte, mit darauf folgender Hautgeschwulst und stockender Urinabson-

derung. Dennoch ist die Vergleichung mit Scharlachfieber ganz und gar nicht treffend; dieses ist in keiner Rücksicht eine allgemeine, specifische, contagiöse Rose zu nennen. Abschilfern ist mehreren Krankheiten eigen; leucophlegmatische Geschwulst folgt auf verschiedenartige Desorganisation des Haut-Organ. Der Scharlachauschlag ist nicht so constant, so fixirt, ganz und gar nicht der Art und des Verlaufs, daß wenn man die nichts sagende und sich nicht einmahl gleich bleibende Hautfarbe ausnimmt, irgend eine Aehnlichkeit mit Rose anzunehmen ist. Die bessern Aerzten sollten in nichts so bedenklich seyn, als wenn sie verschiedenartige Krankheitsformen zusammenstellen. *Erythema mercuriale*. Hr. Frank ist der erste Deutsche Schriftsteller, der von dem dem Gebrauche des Quecksilbers folgenden Ausschlag spricht, und zwar aus eigener Beobachtung, obgleich mit Benutzung mehrerer früherer Englischer Aufsätze. Das Unschickliche des in England nun verlassenen Namens *Erythema mercuriale* sieht er ein, unterscheidet diesen Ausschlag von der Art *Ptydracia*, welche auf den Stellen oft hervortritt, denen Quecksilberfalbe eingerieben wird, und stellt *Impetigo venerea* und *Exanthema mercuriale* diagnostisch gegen einander. *Leprosia*. *Plica*. Mit vielem Fleiße ist diese lehrreiche Gegeneinanderstellung bearbeitet, und der Prüfung derer zu empfehlen, welche diese und andere große chronische Hautübel zu erforschen streben. *Morbus maculosus haemorrhagicus Wertholii*. Ja wohl *dolendus casus!* Die Behandlung scheint uns nicht kräftig und angemessen. Hier pasten in keinem Zeitraume schwächende Mittel. Ein Uebergang in typhöses Fieber ist in solchem Fall nicht anzunehmen. Drey merkwürdige Fälle von *Hydrocephalus internus*. *Angina laryngea*. Für den Kenner sind einige kleine

Umstände in den Leichenöffnungen nicht unbemerkenswerth. Mehrmahls ward die Hülfe bey diesen Croups zu spät gesucht, oder das Uebel im Anfange vom Arzt verkannt, oder mit der Anwendung der großen Mittel zu lange geögert. Man muß nicht warten, bis die Zufälle nur zu sprechend und dringend werden. An andern Orten werden die Judenkinder nicht vom Croup verschont, wie in Wilna bis jetzt der Fall war. Ob irgendwo Krähige vom Croup befallen wurden? Bey erster Gelegenheit will der Verf. bey einem erst entstehenden Croup auf den Kehlkopf gestoßenes Eis legen. Ein gefährlicher, nicht nöthiger, Versuch, da in diesem Zeitpuncte Blutentziehen so bewunderungswürdig viel leistet. Die neueren Verhandlungen über diese Krankheit scheinen dem Verf. noch nicht hinlänglich bekannt gewesen zu seyn. Den Fall von Angina pectoris können wir nicht als solchen erkennen. Die äußere Veranlassung, die frühe Entstehung, der ganze Gang des Uebels, rechtfertigen unsern Widerspruch. Des Prof. Walffgang höchst genaue Analyse des Urins eines an Diabetes Leidenden verdient Aufmerksamkeit. Die alten Aerzte hätten viele Geschichten von Diabetes unter die Rubrik von unmäßigen Durst, Polydipsia, gestellt, und die jezigen Aerzte führten bloßen unstillbaren Durst, den unmäßiger Urinabgang begleite, nicht selten als Diabetes auf. Ein 15jähriges, noch nicht menstruirtes, Mädchen litt seit 8 Jahren an unlöschbarem Durst, trank innerhalb 24 Stunden 10-12 Pf. Wasser, und ließ ungefähr eben so viel Urin, war aber doch nicht abgemagert, hatte keine trockene Haut, und war nicht kraftlos, wie bey Diabetes. Sie leitete ihr Uebel von d. Stichen eines Wienenhaufens ab. Zwen kleine Wilnaer Dissertationen v. 1811 sind beygefügt: *Ambr. Buczinski observ. de retroversione uteri*, und *Onuphr. Niechwiedowicz observ. de ratiore linguae vitio*.

Göttingen.

Johannes Wolf: Das Geschlecht der edlen Herren von Rosdorf, durch Urkunden erläutert. 1812. 58 S. und 18 S. Urkunden. Quatt.

Wir haben schon wieder das Vergnügen, eine neue Frucht des sich immer gleichen, unverminderten Fleißes anzuzeigen, womit unser würdiger Nachbar zur Bereicherung u. Berichtigung unserer Kenntnisse vom Zustande der vaterländischen Vorzeit so eifrig sorgt: ein Fleiß, dessen Lob wir jetzt nicht mehr zu übernehmen brauchen. An mühsamen Forschungen, Eifer in der Zusammentragung, an innerem Gehalt u. in der Behandlung steht dieses Werkchen den lezt angezeigten nicht nach, hat aber zugleich für unsere nächsten Umgebungen kein kleines Interesse, und muß uns deshalb doppelt willkommen seyn. Denn nächst den Herren v. Pleßse nimmt im 13. u. 14. Jahrh. kein anderes edles Geschlecht so vielen Antheil an den Verhandlungen der hiesigen Gegend, als das der Herren v. Rosdorf; sein tragisches Ende mußte auf dasselbe aufmerksam machen, und erkennt dieß auch die echte Critik nicht an, so erfahren wir das doch erst hier. Die Entwicklung und Festsetzung der Rosdorffschen Geschlechtsreihe, von den ersten aufzufindenden Anfängen an (so weit dieß alles nach den dem Vf. zugänglichen Quellen möglich war — denn unsere Forscher werden noch lange über den Mangel brauchbarer u. genügender Materialien klagen), ist daher etwas Verdienstliches, das Niemand verkennen wird, der den Einfluß solcher Untersuchungen in einer Menge vorher nicht aufzuzählender Fälle nur einiger Maßen erfahren hat. Doch nicht auf unsre Gegend ist d. Interesse an diesem Werke eingeschränkt, wie denn überhaupt eine so behandelte Zusammenstellung der von einem großen Grundeigenthümerhause übrigen Nachrichten nicht local bleiben kann u. wird, je früher sie hinaufsteigen. Die Verbindung der Ros-

dorfer mit dem ausgestorbenen Geschlecht der Grafen v. Luttenberg, oder mit dem noch blühenden Hardenberg'schen erstreckt ihren Einfluß über ihr Grab hinweg, oder in entferntere Landstriche, auch wenn sie nicht Minden einen Bischof gegeben hätten. Wie manche Fragen gibt es hier zu erörtern, auf die man anderwärts nicht stößt, und deren Beantwortung doch so erwünscht ist, z. B. über den sonderbaren Wechsel des Hardenberg'schen Wapens, die unerwartete Erscheinung des Dynasten-Standes! (Jedoch dieses letztere erst im 13. und Anfange des 14. Jahrh. Hier hätte man dem Vf. die Benutzung mehrerer Urkunden wünschen mögen, wo man zwischen mehreren Hypothesen die Wahl hat, deren keine völlig zureichen will, diese unlängbare Thatsache (S. 42) zu erklären. Verhals persönl. Ansehen (nach Wenk 2. 740) dazu, oder der Besitz einer Herrschaft, die durch Umfang, alte Vorrechte, oder wer weiß es noch wodurch? die Uebertragung ihrer als anklebend geachteten Vorzüge auf den Inhaber bewirkte, mag es Hardeggen oder eine andere gewesen seyn; oder stand der Vorzug nur Einer Linie des Geschlechts zu, während die andern im ursprüngl. Kreise unter dem niedern Adel blieben? Die Sache ist für mehrere Verhältnisse des Mittelalters doch zu einflußreich, um die Discussion derselben nicht gern zu sehen; ein solches gelegentliches, durch nichts Aelteres unterstütztes, Anschließen an die Dynasten oder den hohen Adel, u. wieder Ueberspringen in den anfänglichen Stand, will dem Rec. am wenigsten genügen.)

Wir sind es vom V. schon gewohnt, daß er den Werth seiner Arbeiten durch Zugabe schätzbarer ungedruckter Urkunden noch erhöht. Auch hier sind deren 20 angehängt, von 1236 an, die durch manche gewünschte Nachrichten zum Dank auffordern. Man sehe nur, wie schön die letzte die dunkle Geschichtsfolge der jüngsten Sprossen der Grafen von Luttenberg aufstellt!


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 10. April 1813.

Paris.

Bey Guiffon: *Histoire de France, pendant le dix-huitième siècle*; par Mr. Lacroix le jeune. T. III. 1809. S. 406. T. IV. 1810. S. 404 (von hier an mit Hinzufügung des Titels von dem unlängst dem Autor übertragenen Amte: Professeur d'histoire à l'université impériale). T. V. 1811. S. 355. T. VI. 1812. S. 408 in Octav.

Im Ganzen muß der Rec. bey dem Urtheile verharren, welches er von den beiden ersten Bänden des vorliegenden Werkes in diesen Blättern (Jahrg. 1809 S. 322 f.) gefällt hat. Es kann keineswegs mit der Geschichtschreibung, welche (um der Alter zu geschweigen) mehrere Dritten uns zur Nachahmung aufgestellt haben, verglichen werden. Es fehlt dem Verf. die Tiefe des Gemüths, der gesunde, gebildete, richtige politische Blick, die zu dem Herzen dringende Rede, welche ohne Kunst und Mühe der Wirkung gewiß ist, weil sie aus dem bewegten Innern hervorquillt. Aber die Sprache ist rein, sie verräth ein Studium des Bessern, was die Nation besitzt; man trifft meist auf ein verstan-

diges Urtheil, welches sich öfters über National-Vorurtheile zu erheben weiß: ganz vorzüglich aber bemerkt man viel Geschick in der Auswahl dessen, was das große Publicum zu fordern scheint, so daß eine nicht allzu sehr angreifende Reflexion, eine hübsch verwebte Anekdote, den Leser oder Zuhörer angenehm beschäftigt und munter erhält. Wir wollten es deshalb auch sogleich auf uns nehmen, in einem Salon, wo eine gemischte Gesellschaft von verschiedenem Geschlechte und von gutem Ton sich eingefunden hätte, das Werk vorzutragen, und wären gewiß, daß das erwünschte freudige Zusammenschlagen der Hände uns nicht fehlen sollte. So muß es denn seyn! In wohlthönder Sprache werden die Intriguen des Hofes, die Streitigkeiten zwischen diesem und dem Parlamente, diesem und dem Adel und der Geistlichkeit; die Bestrebungen der Litteratoren, die Thorheiten, seltener die Weisheit, der Minister (weil sie meist eben nicht weise waren), die Verhältnisse zum Auslande; die Kriegs-Abenteuer zu Wasser und zu Lande seit dem Achener Frieden bis zur Revolution erzählt; nirgends aber wird eben besonders tief eingedrungen, damit die würdige Gesellschaft nicht Langeweile verspüre, oder zu große Anstrengung machen möge. Dabey ist das Ganze zufolge eines guten Plans angelegt, und durch ein angehängtes Register von sieben Bogen und ähnliche Mittel ist auch für den geforgt, der seinem ungetreuen Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen wünscht, wenn er, um mit Anstand in der Societät sich zu benehmen, irgend eine historische Notiz schnell etwa zur Hand haben mußte.

Demnach begreifen wir es sehr wohl, daß, wie wir aus einer dem Register vorgedruckten Anmerkung vernehmen, die drey ersten Bände bereits eine zweyte Auflage erlebt haben, und bezweifeln gar

nicht, daß die letztern eine gleiche günstige Aufnahme finden werden. Wenn nun ein grämlicher Recensent dans le fond du Nord noch etwas Mehreres fordern möchte, so unterdrücken wir dieß um so lieber, weil wir in seinem Mahnen versichern können, daß er dafür halte, der Verf. habe, so viel seine Individualität es erlaubt, in der letztern Zeit entschiedene Fortschritte zum Bessern gemacht.

Zwar steht man oft beim Lesen an, und fragt sich, ob man eine Universal-Geschichte der Zeit oder eine Geschichte Frankreichs vor sich habe, wenn man alle die Gefechte des siebenjährigen und des Americanischen Krieges, auch solcher, woran nie ein Franzose Theil nahm, oder die Charactere fremder Fürsten und Staatsmänner, auch das Erdbeben von Lissabon, erwähnt findet: allein es waren daher mehrere reizende Bilder zu entlehnen, und dieser Versuchung zu widerstehen, war gar zu schwer; es gehören die Kunstgriffe mit zur Manier. Die weitläufige und hier unzweckmäßige Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten weckt bey dem Leser die Vergleichung mit einem andern neuern Franzöf. Schriftsteller, wo bey unser Verf. verliert, wir meinen mit Glassan, dessen Werk wir zu seiner Zeit in diesen Blättern empfohlen haben. Man lese und vergleiche nur beide in dem, was über die Oestreichsche Allianz und den letzten Handels-Tractat zwischen Frankreich und England vorkommt, und man wird uns beypflichten. Indes müssen wir doch auch gestehen, daß in diesen Bänden weit weniger lange bey den ekelhaften Maîtres-Geschichten verweilt wird; daß die Damen Pompadour u. Dubarri mit wenigen Zügen hinlänglich gezeichnet werden; daß das Verfahren der Minister in den Hauptbeziehungen einsichtsvoll beurtheilt wird; daß das Treiben und der Streit der verschiedenen Corporationen unter einander, daß die ver-

worfen Apathie Ludwigs XV. u. die edle Gesinnung und die nie genug zu beklagende Schwäche seines unglücklichen Nachfolgers gerecht dargestellt wird. Wir geben zu, daß der Unterrichtete in dem Allem wenig Neues finden wird, daß dem rechtlich Gesinneten der hier behandelte Stoff widerlich, ja ekelhaft und empörend scheinen wird: aber eben dieser Unterrichtete wird doch auch Manchem in dem Buche begnügen, was ihn aufregen und fesseln wird.

Nach des Rec. Urtheil wird dieß besonders für die Ausländer bey dem Theile der Fall seyn, in welchem die Thätigkeit und der politische Einfluß der so genannten Franzöf. Philosophen entwickelt wird. Die Darstellung, wie Dichter, Litteratoren, Oeconomisten, Encyclopädisten, Artheisten, Materialisten und Phantasten aller Art sich nach und nach zu einer politischen Macht bilden, die öffentl. Meinung beherrschen, ihre Schüler an den Hof, ins Parlament, ins Ministerium, unter den Adel, die Geistlichkeit, und hinab unter die Advocaten, kleinen Bürger, Kammerjungfern u. Lakayen bringen, und in allen diesen Kreisen einen solchen Lärmen treiben, daß unter zwey schwachen Regierungen endlich der Umsturz des Ganzen erfolgt: diese Erzählung ist in mancher Hinsicht zu empfehlen. Die gänzl. Unwissenheit dessen, wie man politische Gebrechen heilen müsse, weil die Nation sich in einem öffentlichen polit. Leben nicht versucht hatte, verbunden mit dem Treiben jener Philosophen und dem ohnmächtigen Bestreben polit. Quacksalber, führte die Revolution unter dem lauten Jubel der lärmenden Jünger herben, bis das Regiment des Schreckens, die Guillotine u. andere Mittel sie zum Schweigen brachten, worauf sie betäubt, beschämt, verzweifelt, mit seltsamer Geberde da standen, u. die Ueberlebenden eben so klug als zuvor waren. Der dritte Band hebt mit der Entwicklung dieser Ge-

schichte an; er füllt das ganze neunte Buch aus, und der Faden wird auch in den folgenden Abschnitten von Zeit zu Zeit wieder aufgenommen.

Nach des Rec. Ueberzeugung hätten zwar mehrere Schriftsteller unbedenklich mit Stillschweigen übergegangen werden können; die Wirkung würde dadurch nur um so größer geworden seyn, wenn der Vf. sich an die Häupter der Schulen gehalten u. gezeigt hätte, wie sie auf den Geist oder die Ansichten u. Meinungen des Volks wirkten, und sich dadurch zu einer unwiderstehlichen Macht erhoben. Durch das entgegengesetzte u. hier befolgte Verfahren verliert der Leser den Zweck zu leicht aus dem Auge, er glaubt zuweilen eine Geschichte der Französ. Litteratur zu lesen, welches gewiß des Vf. Absicht nicht war: allein man wird ihm, trotz dieser und einiger andern Erinnerungen, die zu machen seyn möchten, dennoch zugestehen müssen, daß er, ziemlich frey von der Vergötterung der frivolen Schriftsteller, oft ein reiferes Urtheil fället, als von der in mancher Beziehung so gerechten National-Vorliebe jetzt bereits zu erwarten stand. Allerdings hat der große Schmelzofen der Revolution Manches schnell geläutert u. den, wie es schien, gediegensten litterär. Ruhm verflüchtigt. Auch merkt man es dem Vf. an, daß er um seine Schultern einen Mantel geworfen hat, wie ihn eben die Gegenwart fordert: aber es enthüllt sich dem aufmerksamen Auge hier u. da das nach frühern Zuschnitte gemachte, nicht immer mit Glück verborgen gehaltene, Kleid.

Recht gut wird es dargestellt, wie die Schriftsteller nach u. nach unter Ludwig XV. dem stillen, bescheidenen Leben, das ihnen ziemte, entsagten; wie sie in den glänzenden Gesellschaften der Hauptstadt Zutritt fanden & wie es zum guten Ton sofort gehörte, einige aus ihrer Mitte als habitués de la maison zu besitzen; wie sie, unter sich in Meinungen verschieden, durch kleinliche Eifersucht getrennt, dennoch, wiewohl ohne alle Corre-

poration, als ein geschlossenes Ganzes zusammenhielten, wenn es die Religion des Landes, den Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente, den Hof, die Minister — mit einem Worte alle die wirklich vorhandenen polit. Corporationen galt. Es wird belehrend dargethan, wie diese so genannten Philosophen (unter welchem Nahmen die verschiedenartigsten litterär. Wesen begriffen wurden) nach u. nach die Tactik auf das gründlichste lernten, wie man über einen so planlosen u. ohnmächtigen Widerstand setzen könne und müsse. Wenn Pahn u. wann einer von ihnen durch eine Lettre de cachet in die Bastille kam, so vermehrte dieß nur ihren Triumph, und einer prise de corps, welche das Parlament höchst ehrenvoll decretirte, mußte sich diese ehrenwerthe Versammlung bald selbst schämen, u. der in bester Form Rechtens gefasste Beschluß konnte kaum zur Ausführung gebracht werden, indem der Ergriffene oder Gefäßtete durch die öffentl. Meinung als Märtyrer der guten Sache erklärt ward, und das vom Büttel verbrannte Buch in neuen Auflagen um so begieriger gelesen wurde.

Alle Verfolgten, auch die geistlosesten unter ihnen, fanden leicht bey andern hohen Gönnern, besond. beym Könige v. Preußen, dem Beschützer alles Unglaubens u. jeder Keckheit, so lange man seine Soldaten, seine Eroberungen, seinen Schatz, sein entsehl. Finanzsystem u. seine erkünstelten Manufacturen nicht angriff, immerhin Schutz, besonders durch Worte, Verse u. Satiren; denn wenn diese Philosophen ihm nahe kamen, so zeigte sich freylich oft die widerlichste Zwietracht. Er war ihnen immer jedoch in so fern verwandt, als er Atheist war, oder wenigstens aller positiven Religion Hohn sprach, denn dieß kostete nichts, u. es brachte Lob ein. Von den Deconomisten schien er keine Notiz zu nehmen, sondern sie als Narren zu betrachten, dagegen aber konnte die republican. Gesinnung der Amerikaner

eher gerühmt werden, denn die Britten liebte er nicht, u. zwischen Preußen u. America war ein großes Meer. Die Franzöf. Scribenten spendeten Ruhm u. Lob aus; jeder Ehrgeizige mußte, so viel möglich, sie schonen. Auch die Semiramis des Nordens beugte ein Knie vor ihnen, in so fern sie eben diesen Nahmen u. die Unsterblichkeit von ihnen erwartete. Dagegen verstanden es mehrere aus ihrer Mitte, den hohen Gönnern, ohne sich eben gerade immer hinweg zu werfen, auf die angenehmste Weise zu schmeicheln, unter andern, weil man auch in Frankreich an ihnen einen gewissen Rückhalt haben konnte; dabey aber verstanden sie es nicht weniger, ihren hohen Freunden im Rücken Eins zu versetzen, auf daß man bey den Zunftgenossen u. Landsleuten die nöthige Achtung nicht verlieren möchte. So erhielt der gefeierte König von Preußen den Beynahmen *métromane*, und in den Salons wurde fleißig die Mordgeschichte Peters III. vortragen, oben drein aber, wie man sagt, Geld genommen, damit sie bey Lebzeiten der würdigen Gönnerin nicht gedruckt werden möchte.

Ludwig XV. in seiner wollüstigen Apathie hatte zuweilen eine Ahnung, daß der Thron der Bourbons durch dieß Getreibe umgestürzt werden könnte: aber kein Mensch zeigte sich, der es hätte angeben können, wie diesem Wahnmis ein Ziel zu setzen seyn möchte. Die Machthaber selbst spielten mit den gefährl. Waffen. Madame de Pompadour stieg oft hinauf ins kleine Stübchen zu ihrem *docteur par excellence*, Quessan, um sich die hohe metaphysische Weisheit der Economisten vortragen zu lassen, und versprach dem unglücklichen Wolfe von da her die Rettung von allem Uebel: es war aber so ernstlich nicht gemeint, und der Rausch, wenn es einer war, konnte unmöglich lange dauern, da die Sorge, in den *parc aux cerfs* frisches, junges zierliches Wild für den königl. Freund u. Jäger zusammen zu treiben, ein paar elende Generale nach

Deutschland zu ernennen, u. einige Hof-, Parlaments- u. Minister-Cabalen zu zerstören, zu viel edle Zeit hinweg nahm, und man unmöglich dem Traum des öconomistischen Schäferlebens lange nachhängen konnte. Der Sieg der Philosophen war schon entschieden, bevor Ludwig XV. starb; unter ihm hätte der drohenden Gefahr vorgebaut werden müssen, wenn man die nöthige Einsicht und Kraft gehabt hätte. Der leichtfertigen Tactik hätte Ernst, Festigkeit, vorsichtiges und consequentes Fortschreiten zum Bessern entgegen gesetzt, ein Anhang unter den ausgezeichneten u. rechtlich gesinnten Schriftstellern gesucht, sie hätten hervorgezogen, belohnt, unterstützt werden müssen; der Feind, der die neuen Waffen mit solchem Glück gebrauchte, hätte mit gleichen und bessern besiegt werden sollen; aber der im Harem verweilichte Sultan und seine Favoritinnen konnten solche Ideen nicht fassen, und wenn etwa ein zu solchem Zwecke fähiger Minister sich zeigte, so ward er nicht gehörig unterstützt. Man brauchte vielmehr die Schriftsteller, um diesem oder jenem Eins zu versehen, erlaubte sich hernach wieder einen Gewaltstreich, um den allzu Dreisten das Maul zu stopfen, und lullte sich gefälligst mit dem alten Liede von der Anhänglichkeit des Volks an die Bourbons und die Monarchie ein.

Endlich nach jahrelangem Bemühen hatten es die Chefs der Philosophen denn so weit gebracht, daß sie ruhig und ihres Sieges gewiß sterben konnten, denn ihre Lehren waren bereits unter alle Classen des Volks also verbreitet, daß gar kein besonders hervorragender Mahne mehr nöthig war, um ihre Lehren aufrecht zu erhalten, u. sie ins Leben hinüber zu führen. Die jungen Leute, welche auf Bildung Anspruch machten, und allmählich zu den Staatsämtern gelangten, waren bereits größten Theils von der neuen Lehre durchdrungen. Ludwig XVI., welcher, zufolge der edelsten Ges-

fühle, nicht zufolge das Herz austrocknender Begriffe, ein wahrer, inniger Freund der Menschen war, nahm die Edelsten jener Schulen in sein Ministerium auf; ihre Fehler und seine Furchtsamkeit machten, daß der Versuch mißlang; Necker mit seinen Bankier-Künsten schaffte vorläufig Rath, einen kostbaren Krieg zu führen, der, trotz aller Fehler, höchst ehrenvoll für die Französ. Marine ausfiel, und den alle Sectirer eifrig wünschten, weil zugleich für die Freyheit der Americaner gefochten ward, u. weil ein Theil der Armee jenseit des Meeres einen öffentlichen Zustand kennen lernen konnte, den man herüber zu tragen um so leichter für möglich hielt, weil man eben jene Freyheit in der Verblendung für identisch mit der hielt, welche in den Schul-Systemen vorkam. Zerrüttung der Finanzen war die Folge dieses Kriegs; Necker ward verabschiedet. Calonne führte mit vieler Gefälligkeit, welche dem Hofe und einer jungen, heitern Königin gefallen mußte, die Finanzen; des Mannes Hülfquellen schienen unerschöpflich, und wirklich besaß er weit mehr Geist, Gewandtheit u. Character, als sein grämlicher u. steifer Vorfahre. Aber er mußte die Notabeln berufen: — doch wir brechen ab, die Folge ist allzu bekannt.

Nächst der Einwirkung der Gelehrten werden auch die Veränderungen in den Sitten bemerkt, nach unserm Urtheile ziemlich befriedigend. Alles griff in einander. Ein solches Gemählde aber konnte hier um so leichter und treuer gegeben werden, weil man zu diesem Zwecke eben nichts, als Paris, zu kennen nöthig hatte: denn dieß war der Punct, von welchem alles ausging. Die einfachen Sitten der Bürger und Bauern in den Provinzen waren von keinem Gewichte, sie dienten nur als Stoff zum Spott. Die Gesellschaften in der Hauptstadt aber entschieden alles; hier singen nun auch verschiedene Britische Affen an, sich zu zeigen. Englands Reichthum, Glanz und Freyheit war Allen so lange

gepriesen worden, daß man nun in Kleidung, Equipagen, Parks, Wagen, Jockeys, Pferderennen u. Clubs (das Boren ist nicht Mode geworden) den hohen Mustern nachstrebte. Auch die Parlamentsräthe in Paris, die sich in klein. Intriguen athemlos gesprochen hatten, ließen sich gern mit den Rednern des Hauses der Gemeinen in England vergleichen. Marie Antoinette liebte zwar diese Anglomanie nicht, sie war den Americanischen Freiheitspredigern nicht gewogen: allein die alten steifen Formen der Kleidung, der Meubles, der Feste, gefielen der jungen Königin auch nicht, und es freuete sie nur zu sehr, der Madame Etiquette dann und wann einen Streich zu spielen.

Fest u. würdig steht nur Einer in dem tollen Haufen da, er verehrt, er liebt, er glaubt an seinen Gott; er betet für sein Volk, für sein mit schwerem Unglück bedrohetes Haus; in ihm hat sich das moralische Gefühl ungeschwächt erhalten: ihm fehlt nur Eins, das kostlichste Kleinod, das ein Regent nie erlernen, nie erwerben kann, wenn die Natur es ihm versagt hat, Muth u. Festigkeit, und weil ihm dieß fehlt, so muß er so endigen! Das Herz zerspringt bey diesem Anblick! —

Ganz andere Gefühle werden wach, wenn man unter den Pseudo-Philosophen verweilt; es kommt Einem zuweilen vor, als wenn man nicht eben in der besten Gesellschaft sich befände. Der Eine schickte mehrere Mahle hinter einander seine Kinder in das Findelhaus, welches ein Euphemismus für das Morden derselben war, er wirft alsdann eine rhetorische Blume auf ihr Grab, woben jedes hysterische Weib die sanftesten Thränen vergießen kann, während die rechtliche Mutter empört wird, welche Jenes Ermahnung nicht bedurfte, ihre Kinder, wenn sie anders die Kräfte dazu hat, selbst zu stillen; ein Anderer verfolgt den ersten bis aufs Blut, nicht eben des Kindermords wegen, sondern weil er kräftiger schreibt, und ein größeres,

enthusiastischeres Publicum, besonders bey der Jugend, findet; ein Dritter macht die Entdeckung, daß der Mensch ein egoistisches Thier sey, und läugnet gelegentlich alle edle Antriebe hinweg, an welche der alberne Haufe bisher geglaubt hat; mit den Händen müßt ihr alles am Menschen greifen können, l'homme machine, ruft ein Viertes; ein Fünfter predigt cynisch den Fatalismus, drückt zugleich seinen Freund, und endlich kommt ein Mathematiker hinzu, der mit Zahlen und Buchstaben der Menschen Thun, als einen leblosen Kegel, berechnet. So herrlich weit hat man es nun endlich gebracht, daß ein Almanach der Atheisten erscheinen, u. der Triumph solcher Zeit, Figaro's Hochzeit, auf dem Theater dem entzückten Volke in hundert Vorstellungen hinter einander gegeben werden kann. Auf so würdiger Grundlage wollen die neuen Propheten das goldene Kalb der Freyheit dem Volke zur Anbetung aufstellen, sie sind emsig, die abergläubischen Fundamente jeder Freyheit, Tugend, moralische und religiöse Gesinnung, oder wenigstens alle positive Religion, hinweg zu räumen, weil die goldene Zeit u. die Anbetung d. Kalbes erst dann kommen wird, wenn der letzte Pfaff seinen Untergang wird gefunden haben.

Den Wahnsinn theilen freylich nicht alle, die zu diesen Schulen gezählt werden, auf gleiche Weise; manche strafen ihre tollen Lehren durch ein moralisches Betragen Bösen; andere, viele der echten Physiocraten, zeigen in Wort u. That Verehrung vor dem, was den edelsten Menschen ewig heilig war und seyn muß: aber alle müssen doch mit dem Strome schwimmen, und alle hoffen auf das tausendjährige Reich, welches sie auf den Trümmern der Vergangenheit aufzuführen werden.

Man kann sich der Frage nicht erwehren: Wie war es möglich, daß diese Menschen solch einen Einfluß erhielten? Weit entfernt, behaupten zu wollen, daß sie den Umsturz allein herbey geführt hätten (dies ist uoto

trisch falsch), so ist doch seit der Reformation kein ähnlicher Einfluß dieser Classe irgendwo bezumessen; nirgends ist durch Schriftsteller u. Gelehrte das Volk so bearbeitet und hinauf geschrieben worden. Bey einer festern, Achtung gebietenden, Regierung, bey Ordnung in den Finanzen, wären alle diese Künste verloren gewesen: allein dadurch, daß dieß eben mangelte, wird die Erscheinung keineswegs befriedigend erklärt. Hat nicht eben das auch besonders mitgewirkt, daß man dieser, durch die Schriftsteller gebildeten, öffentlichen Meinung nichts anderes Oeffentliches entgegen setzen konnte? England hat auch seine Atheisten, seine scandalösen Schriftsteller, seine Schwindler und Gleichmacher, seine Clubs und so gefährliche Clubs, selbst in den neuesten Zeiten, gehabt; nun hatte es zwar zu gleicher Zeit einen Minister von einer unerschütterlichen Kraft, aber auch der möchte schwerlich allein etwas ausgerichtet haben, wenn nicht eben der Senat, in welchem so Viele saßen, die, nach einem bekannten Ausdrücke, als Ballast das Staatsschiff im Gleichgewichte erhielten, vor allen jähren Neuerungen den Staat bewahrt hätte. Gleichwohl kamen im Parlamente die Fragen, mit welchen sich Europa beschäftigte, öffentlich zur Sprache, aber sie wurden daselbst auf eine ganz andere Weise und von ganz andern Menschen ventilirt. Es ist gut, daß die Staatskunst in Schulen verhandelt werde, aber es ist wenigstens eben so nöthig, daß sie nicht daselbst allein verhandelt werde. Die Schriftstellerwelt hat seit mehr denn hundert Jahren auf das Britische Parlament immer nur einen sehr entfernten, sehr spät sich wirksam zeigenden und eben deßhalb wohlthätigen, Einfluß gehabt; die flüchtige Mode, welche bey jener sich zuweilen zeigte, hat hier sofort nicht eindringen können. Dagegen waren in Frankreich die Schriftsteller die einzige öffentliche Stimme, die man vernahm.

Gewiß werden Schriftsteller nicht leicht je wieder solch einen politischen Einfluß erhalten, als jene erhielten; die Sprache erweiterte ihren Wirkungskreis auf Europa und auf die höheren Classen, auf welche die National-Schriftsteller nicht wirken konnten, zum Theil, weil sie von diesen hohen Ständen nicht gelesen wurden. Und wie wohlthätig hätte dieser Einfluß gebraucht werden können, wenn er nicht zum Zertrümmern und Verspotten alles dessen, was den Menschen heilig war, wäre gebraucht worden!

Burke sagt irgendwo: Kings will be tyrants by policy, when subjects are rebels from principle. Und im Contraste mit der Freiheit dieser Menschen sagt der Dichter:

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer
zuwider,

Willkühr suchte doch jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befreien, so wag' es, Vielen zu
dienen!

Wie gefährlich das sey; willst du es wissen?
versuchs.

Wir übergehen das Uebrige, das Historische ist bekannt, es ist nicht nöthig, den Inhalt näher anzugeben; bey dem, was dieß Werk am meisten auszeichnet, schien es nöthig, am längsten zu verweilen. Doch wollen wir noch Eins und das Andere, was uns aufgefallen ist, ausheben.

Byn Dingen, wie folgende: Merslebourg (Mersseburg), Weissenfelds, Kloster-Sevarn und vielen andern ähnlichen wollen wir so wenig verweilen, als andere kleine Verstöße gegen die Chronologie aufspüren. Freylich ist es Sitte der Recensenten unter uns, verunstaltete Deutsche Nahmen in fremden Werken aufzusuchen, ohne zu bedenken, daß man uns dieß öfters zurückgeben könnte: wäre nichts weiter, als diese kleine Mängel auszusagen, so möchte es im-

mer drum seyn. Ganz etwas Anderes aber ist es, wenn man an einem Schriftsteller zu rügen hat, daß er durch Nationalhaß zu ungerechten Urtheilen sich verleiten läßt: und dieß muß man an unserm Verf. in Bezug auf die Britten an mehreren Orten aussetzen. Ist ein Volk mit einem andern im Kriege begriffen, so mag in Wort und That die Regierung sich Manches erlauben, was dem Geschichtschreiber, der kein Partey-Schriftsteller ist, wenig ziemt; wir würden an Lord Chatham tadeln, was unser Verf. tadelt, wenn er nicht als Minister und Parlamentsredner, sondern als Geschichtschreiber aufgetreten wäre. Ueberall kennt Hr. L. England viel zu wenig, und doch vermißt er sich oft, darüber abzusprechen. So heißt es unter andern von der Opposition während des American. Krieges: *Burcke, l'ami et l'émule de Fox, développoit avec moins de force et de profondeur (nämlich mit weniger Tiefe, als Fox) mais avec plus d'éclat une doctrine qu'il devoit un jour repousser de toute la force de son indignation.* Hier sind in wenig Worten viele sehr wesentl. Irrthümer; es ist eine ganz sinnlose Phrase für den Kundigen. Jeder einigermaßen Unterrichtete würde das entgegen Gesetzte sagen, wenn er Burke's und Fox's Reden jener Zeit mit einander vergleicht. Jedermann kann es wissen, wie Burke eigentlich die Quelle aller großen Ideen von Fox war, und in welche Irrthümer er gerieth, als er von jenem verlassen da stand; wir brauchen nicht dabei zu verweilen, da ganz neuerlich unter uns in einem andern gelehrten Blatte ein meisterhafter Aufsatz die Unkundigen darüber belehrt hat. Dem Manne wird Mangel an Tiefe vorgeworfen, der in einzelnen Zeilen eine weit größere Tiefe zeigt, als in diesen sechs Bänden irgendwo aufzufinden ist. Wir sind überzeugt, daß der Verf. Burke nur dem Nahmen nach

kennt; wir würden ihm aber rathen, wenn unsere Stimme bis zu ihm dringen könnte, Burke zu studiren, denn billig sollte Niemand sich unterfangen, über neuere politische Geschichte, oder über Staatskunst überhaupt, zu schreiben, ohne diesen Schriftsteller wenigstens gelesen zu haben. Allein es zeigt sich ein noch weit größerer Irrthum in jenen Worten, nämlich die heillose Verwechslung des Ursprunges und Zweckes der Americanischen und der Franzöf. Revolution. Burke ist sich durchaus nicht in seinen Grundsätzen untreu geworden; eben weil er sich treu blieb, so vertheidigte er die Americanische und verdamnte die Franzöf. Revolution; und bewies eben damit, wie viel besser er, als alle andere, diese zu würdigen vermochte. Jener Vorwurf zeigt genügend, was für Begriffe unser Verf. von der Freiheit hat; es zeigt, daß seine Freiheit nach der der Franzöf. Pseudo-Philosophen schmeckt, und daß er die andere und wahre nicht kennt.

Ein paar Anekdoten wollen wir noch anführen, nicht weil wir eine besondere Liebhaberey für so lose Speise hätten, sondern aus andern Gründen. Th. V. S. 207 heißt es: Les Anglois en apprenant l'espèce de délire avec lequel on célébroit parmi nous un si foible triomphe (die Wegnahme der Insel Grenada) disoient avec dédain: Voilà la joie d'un peuple-enfant. Tant d'acclamations prouvaient moins à leurs yeux la passion que la disette de la gloire. Il devoit croître, ce peuple-enfant, et devenir en moins de vingt années, le peuple-roi. Wenn hiermit halb und halb zugestanden zu werden scheint, daß die Franzosen vornehmlich ein kindisches Volk, oder ein Volk von Kindern gewesen seyen: so müssen wir, ohne zu dem Volke zu gehören, dagegen protestiren; auch dieß

schmeckt etwas nach der so genannten Philosophie. Sonst war es üblich, daß man das Große auch an seinen Vorfahren ehrte: dadurch glaubte man sich und die Lebenden zu ehren; ein Volk stammt nicht von gestern; es fehlte nur das Haupt.

Als Ludwig XVI. einst einem Pferderennen, welches die Prinzen und Hofleute durch ihre Jockeys halten ließen, beywohnte, und der Graf von Artois ihm, dem das Ganze ein Greuel war, eine Wette auf seinen Kenner, den er eben mit großen Kosten aus England hatte kommen lassen, anbot, so antwortete der König: Eh bien! je parie un écu de trois livres. Es wird richtig bemerkt, daß, wenn Ludwig XIV. etwas Aehnliches gesagt hätte, der tolle Spuk sogleich und für immer ein Ende gehabt haben würde: allein bey Ludwig XVI. hielt man es für den Ausdruck einer gemeinen Seele. Hätte er nur den Muth gehabt, da sie eine so sanfte Ermahnung nicht fühlen wollten, ihnen kein Geld weiter zu geben, und sie von seinem Hofe zu entfernen, bis sie ihre Schulden bezahlt gehabt hätten!

Als Joseph der Zweyte unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein, wie er es liebte, eine Cotterie in Paris besuchte, wo so eben die Freyheit der Americaner lebhaft verfochten ward, hatte eine dreiste Frau (une dame) die Frechheit, ihn zu fragen: Qu'en pensez vous Mr. le Comte, et quel parti tenez vous? Seine Antwort war: Eh! mais, Madame, mon métier à moi est d'être royaliste. Diese Antwort gefiel den Philosophen nicht; sie ist gleichwohl fein und geistreich zu nennen: aber besser wäre es, ein Souverän setzte sich solchen Fragen nicht aus, und besaßte sich mit solchem Volke nicht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 12. April 1813.

Paris.

Q. HORATII FLACCI *Carminum libri V. Ad fidem XVIII Ms. Parisiensium recensuit; notis illustravit et Gallicis versibus reddidit C. VANDERBOURG. Tomus primus, duos priores libros tenens. Lutetiae Parisiorum, sumptibus F. Schoell, Bibliopolae, via dicta des Fossés-Montmartre Nr. 14. 1812. Auch mit dem Französischen Titel: Les Odes d'Horace, traduites en vers, avec des argumens et des notes, et revues pour le texte sur XVIII Ms. de la bibliothèque impériale par Ch. Vanderbourg. Tome premier, contenant les deux premiers livres etc. In Octavo 64 und 430 Seiten.*

Schon lange bemüht, zur Erhöhung diese und jene Ode von Horaz als Französischer Dichter wiederzugeben; ließ sich Hr. Vanderbourg, der uns längstens schon als ein geistreicher Gelehrter bekannt ist, durch die der Französischen Sprache von den ausgezeichnetsten Deutschen Dichtern, vorzüglich Klopstock, gemachten Vorschläge; daß sie für die

M (2)

hohe Poesie nicht taugte, und besonders unfähig sey, die bestimmte Kürze der Lateinischen Sprache, zumahl der Horazischen Gedichte, darzustellen, zur ernsthaften Uebersetzung aller dieser Oden ins Französische reizen. Der echt-Französische, doch gegen die Deutschen nicht ungerechte, Patriot wollte namentlich mit Hrn. Hofr. Voss, dem trefflichen Uebersetzer Horazens, wetteifern, so viel es die Französische Sprache und Prosodie verstaten. Fast hätte ihn die indeß erschienene Uebersetzung des Hrn. Darü gleichwohl zurück gehalten, aber dieser fehlte die letzte Feile. Also ward die Uebersetzung in Versen begonnen; denn der Epiker, Tragiker und Lyriker müssen, wenn auch die übrigen Dichtungsarten Prosa vertragen, durchaus in Versen übersetzt werden, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, und gut beweiset. Freylich konnte er die metrische Treue nicht so, wie sie Horazen eigen und dem Deutschen erreichbar ist, darstellen, da beider Sprache die Sylben der lyrischen Verse wägt und zählt oder mißt, die Französische nur das Zählen verstatet; aber er hat sich dagegen aufs ernstlichste bemüht, die Schönheiten der Franzöf. Sprache und Prosodie zu benutzen, und Horazen so nahe als möglich zu kommen, ohne jedoch irgend Etwas anzubringen, was diesem Dichter fremd war. So hat er, so viel ein Ausländer davon urtheilen kann, seinen Reimen, deren Gebrauch, selbst mit der großen Röm. Dichter Beispiele gut vertheidigt wird, eine Harmonie und Musik eingehaucht, die Horazen, falls er Kenntniß davon nehmen könnte, gewiß ergötzen würden. Da es nicht möglich war, im Französischen Strophe für Strophe wiederzugeben, so suchte der Verf. mit möglichster Kürze und Bestimmtheit in parallelen Strophen zu übersetzen, und, wenn die

Delicateffe (oder, sagt Rec., die Ueberfeinheit) der Franzöf. Sprache und der Geschmack der Franzöf. Leser ihre Opfer verlangte, diese doch so wenig als möglich fühlbar zu machen, und stets dafür Sorge zu tragen, daß die Wirkung des Originals dieselbe bleibe. Jedemahl hat Hr. W. dergleichen in den jeder Ode angehängten kleinen Noten selbst aufrichtig angezeigt. Der richtige Geschmack des Verf. offenbart sich dann auch darin, daß er das Wichtig, Spiße und Epigrammatische der Franzöf. Poesie vermieden hat, daß man den schönen Versen die große Mühe nicht ansieht, welche sie gekostet haben, und daß er den Franzosen, so viel möglich, zu verläugnen bemüht gewesen sey. Man freuet sich der Natürlichkeit und der Einfachheit von ganzem Herzen, und erkennt überall seinen Horaz wieder. Dieß fühlt man selbst da, wo der Verfasser Alexandriner statt des Alcäischen Versmaßes, oder Ideen und Bilder den Horazischen wegen der Franzöfischen Sprache oder des Franzöfischen Geschmacks vorziehen mußte, oder, nach eigenem Geständnisse, den Horaz nicht erreichen konnte. Die Wirkung des Originals bleibt auch hier dieselbe. Am Ende ist dieß doch die Absicht, warum man Uebersetzungen macht und liest. Zu der neuen Recension des Textes bewog ihn die in unsers Hrn. Prof. Mitscherlich Ausgabe des Dichters gefundene Notiz, daß noch 40 Manuscripte unverglichen in der kaiserl. Bibliothek zu Paris lägen: 18 davon waren sehr alt und schätzbar, und weder von Dacier noch Sanadon, noch von dem lügenhaften Valart (f. G. A. 1771 St. 122) benutzt worden. Die daraus gezogenen Varianten sind S. 413-422 angegeben. Eine dieser Handschriften ist aus der Vaticanischen Bibliothek, mit bisher unbekanntem Scholien von

Werth, und mit einer Vita Horatii, welche Hr. W. nebst der Suetonischen, critisch behandelt, mitgetheilt hat. Außerdem sind alle nach Codices abgedruckte ältere classische Ausgaben verglichen. Die Resultate dieser höchst mühsamen und dankenswerthen Vergleichung waren, ein neues Vertrauen zu den alten Manuscripten, ein Mißtrauen gegen Bentley's, Cuningam's, Sanadon's und anderer Critiker Conjecturen, und eine Art von Achtung gegen die gewöhnlichen Ausgaben (editiones vulgatas), an deren Spitze besonders Lambin als Grundleger steht. Natürlich legte er diese auch bey seiner Recension zum Grunde. Da Hr. W. Gelehrsamkeit, Geschmack, richtiges Urtheil und Einsicht vereint, und den Horaz mit Dichtersinn beurtheilt: so kann man diesem Texte, der, wie der Verf. selbst sagt, einige Stellen ausgenommen, untadelhaft ist, sehr viel Glauben beymessen. So wie wir seine Grundsätze in Hinsicht der Critik billigen, so gefallen uns auch die, welche er über die Orthographie vorträgt: sie kommen mit denen überein, die unser verewigter Heyne in der Vorrede zum Virgil (2ter Ausgabe) aufgestellt hat. So ist die Regel, man müsse in den Schriftstellern des Zeitalters Augustus, also im Virgil und Horaz, die Nominat. und Accusat. plur. der dritten Declination der Wörter, die sich im Genit. plur. auf ium endigen, als mons, gens, nicht es, noch weniger eis, als wozu gar keine Manuscripte berechtigen, sondern is schreiben, bey weitem so fest nicht, als Nic. Heinsius u. A. behauptet haben. Die Handschriften schwanken, das Urtheil des Ohres ist unsicher, und Valerius Probus bey Aulus Gellius 13, 20 ist ein leichter Schwächer. Man folget also am sichersten der üblichen Orthographie, und schreibe montes, gentes.

Gewöhnlich findet man den vulgaten Text hier wiedergegeben, und die in den neuern Zeiten hochgepriesenen Conjecturen, die sogar in den Text aufgenommen sind, haben den Manuscripten mit Recht weichen müssen. Um einiger zu erwähnen, so ist Joh. Schrader's und Valart's Conjectur I, 7, 7 — *celebrare, Indeque decerptam fronti* der Lesart der Handschriften, *celebrare, et Undique d. f.* billig nachgesetzt worden. Die alte Lesart gibt, wie nach Bentley Hr. B. zeigt, einen guten Sinn. Die Verbesserung, sagt der Verf., ist unnütz, und hat gar keinen Grund. Sie verdiente auch in dem Texte der neuern Ausgaben keinen Platz, wenn sie gleich, für sich betrachtet, nicht ohne Werth ist. In solchen Fällen ist die Frage: was rührt bloß vom Abschreiber, was vom Verfasser her? Der Critiker kann den letztern wie ein Home tadeln: aber seine von alten Manuscripten bestätigten Worte muß er uns unverändert lassen, so lange der Sinn gut, dem Zusammenhange angemessen, und frey von Widersprüchen ist, wie hier offenbar der Fall war und ist. I, 2, 39 weicht *Marsi peditis* der alten Lesart *Mauri peditis*, wo der Verf. des sel. Prof. Christ's zu Leipzig Erklärung: *Mauri equo dejecti, peditis facti*, und unsere Voß Uebersetzung: Und der Maur, gaullos, vorzieht. I, 3, 18 behält das alte *secis* mit Rechts vor Bentley's *rectis*. Cuningam's und Sanadon's *fixis*, den Preis. I, 4, 8 zieht er das *vist* des einen Theils der Manuscripte als bestimmter, örtlicher und poetischer dem *urit officinas* in den andern Manuscripten vor; I, 16, 8 *sic* dem *si*, mit Hinweisung auf Dacier über diese Stelle. 19, 2 hat *ex Semelae*; 21, 13 *hic — hic*. 25, 20 ist

Libro gut vertheidigt. Die Inhaltsanzeigen sind eben so zweckmäßig abgefaßt, als die kleinen, jeder Ode angehängten, Noten, und der größere, über einzelne Gegenstände, deren Anführung uns der Platz versagt, sich verbreitende, Commentar. Man sieht, Hr. W. hat sich in die Litterär-Geschichte der Horazischen Werke sorgfältig hinein studirt. Wer sich um den Horaz verdient gemacht hat, ist ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Beurtheilung geworden, von den frühern, als Cruquius, an bis auf unsern Hrn. Prof. Mitscherlich und den sel. Rector Wetzel in Prenzlau, dessen zu Liegnitz 1799 in 2 Octavbänden herausgekommene Ausgabe des Horaz Hr. W. ungemein lobt, und jeder neuern vorzieht. Der bekannte Abbé Galiani, von dessen Bemerkungen über den Horaz Hr. Suard mehrere Proben gegeben hat, verdient den Beyfall nicht, der ihm zu Theil geworden ist. Man kann gute Gespräche über das Korn schreiben, und doch ein schlechter Erklärer des Horaz seyn. Wie unbefangen und unparteyisch Hr. W. urtheilt, mögen folgende Stellen beweisen, die selbst einem Franzosen von nicht ganz gemeinem Schlage sehr sauer angekommen wären. *Mais ce n'est guère qu'en Allemagne qu'Horace a été parfaitement connu.* Von Hrn. Hofr. Voss' Deutscher Uebersetzung des Horaz (Heidelb. 1806) sagt er; *Il a entendu son auteur en philologue et en poëte; et sa traduction est, si l'on peut s'exprimer ainsi, calquée si fidèlement sur son modèle, que l'on y reconnoit toujours et la leçon, qu'il a suivie, et le sens, qu'il a préféré.* Wenn unser Wort bey dem wackern Verf. etwas gilt, so dürfen wir hoffen, daß er die Fortsetzung dieser in mehr als

Einer Hinsicht schätzbaren Arbeit bald nachfolgen lassen werde.

Kopenhagen.

Die königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen hat für das Jahr 1813 folgende Preise ausgesetzt:

1) in der mathematischen Classe: In solutione problematum physico-mathematicorum interdum occurrit haec series

$$\frac{1}{1 \cdot 3} + \frac{1}{5 \cdot 7} + \frac{1}{9 \cdot 10} + \frac{1}{13 \cdot 15} + \frac{1}{17 \cdot 19} + \text{etc.}$$

vel si terminis generalioribus haec series exprimatur

$$\frac{a}{b(b+d)} + \frac{a}{(b+d)(b+2d)} + \frac{a}{(b+2d)(b+3d)} + \frac{a}{(b+3d)(b+4d)} + \frac{a}{(b+4d)(b+5d)} + \text{etc.}$$

Desideratur invenire formulam summatoriam generalem hujus seriei, aut saltem monstrare, quomodo in cito convergentem transformari potest.

2) In der physischen Classe: Quodlibet acidum duas habet partes constitutivas. Pars una est oxigenium seu principium illud universale, quod aciditatis causa efficiens est. Pars altera est substantia aut substratum, quod acescere potest, quodque basin vel radicale nominant. Quaedam dantur acida, quorum radicalia prorsus ignorantur. Societas Regia Havniensis praemio ornabit eum, qui ignota haec radicalia detegere valet.

Difficultatem hujus indaginis Societas perspicit, ideoque praemium decernatur ei, qui unius solummodo acidi radicale, hucusque incognitum detexerit.

492 G. g. N. 59. St., den 12. April 1813.

3) In der historischen Classe: Colligantur et ordine chronologico accurate disponantur omnes, quae habentur; relationes de historia artis delineatoriae aliarumque huic affinium bellarum-artium, de initis earundem et progressibus in regionibus Danices usque ad annum 1754.

4) In der philosophischen Classe: Cum leges illius nexus perceptionum; quem associationem idearum vulgo nominant, satis jam explicatae sint, sed ejus ratio physica adhuc prorsus obscura sit, quaeritur primum, quatenus tentamina jam facta ad hanc vel ex organica corporis fabrica vel ex ipsius animi indole explorandam, certis cautionibus adhibitis infervire queant; deinde si haec conamina forte parum profuisse videantur, quaenam alia via ineunda est, ut huic rei aliqua lux affundatur, et ita quidem, ut consuetudinum et habituum vires et originēs eodem modo simul aperiantur.

Der Preis für jede ist eine goldene Medaille; 50 Dänische Ducaten an Werth. Die Antworten können in Lateinischer, Französischer, Deutscher, Englischer, Schwedischer und Dänischer Sprache abgefaßt seyn; der Verfasser einer jeden fügt in einem versiegelten Zettel, der gleiches Motto mit der Schrift selbst in der Aufschrift hat, seinen Namen, Character und Wohnort bey, und adressirt sie an den Secretär der Societät, Hen. Thomas Bugge, Staatsrath, Professor der Astronomie und Mathematik, und Ritter des Dannebrog-Ordens.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 15. April 1813.

Heidelberg und Mannheim.

Von Schwan und Gög: Arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwirtschaftliche Fragen, Mortalität, Bevölkerung und chronologische Bestimmungen, von Carl Christian Rangsodorf, großherzogl. Baadischen geheimen Hofrath und Professor der Mathematik zu Heidelberg. 173 Octavseiten.

Eigentlich ein Leitfaden zum Unterrichte in der politischen Arithmetik, mit Weglassung alles dessen, was zu viel Kenntniß der höhern Mathematik voraussetzen würde, und denjenigen überlassen bleiben muß, die Veruf zu einem tiefern mathematischen Studium in sich fühlen. Es sey ein Hauptzweck des academischen Unterrichts, auf die Ausbildung junger Männer in Bezug auf die unmittelbare Brauchbarkeit für den Staat zu wirken, und daher werde man den Nutzen von Vorlesungen über so wichtige Gegenstände, als in dieser Schrift behandelt sind, um so weniger verkennen, als der Verf. sich zugleich bemüht habe, nur solche Fragen aus der politischen Arithmetik auszuwählen, welche den

N (3)

künftigen Geschäftsmann zunächst interessiren können, und nicht auf leeren Speculationen beruhen, wodurch die ohnehin kurze academische Laufbahn nur mit unnötigem Zeitaufwand belastet werden würde. Um die in dieser Schrift vorkommenden Sätze zu verstehen, hält der Verf. die arithmetischen Lehren, welche er hier im I. bis IV. Kapitel vorausgeschickt hat, für vollkommen hinreichend. Sie betreffen das Allgemeine aus der Buchstabenrechnung, aus der Lehre von den Gleichungen des ersten und zweiten Grades, von den arithmetischen und geometrischen Progressionen, und den Logarithmen. Nach dieser Vorbereitung beschäftigt sich nun der Verf. im V. Kapitel zuerst mit der Lehre vom Interfurium und dem antichretischen Vertrage. Die hieher gehörigen Formeln verstaten auch andere Anwendungen, und gelten überhaupt von Größen, die jährlich um einen bestimmten aliquoten Theil zunehmen. Daher man durch sie auch allerley Fragen über die Vergrößerung eines Waldbestandes, über die Volksmenge und dergl. beantworten kann. VI. Kap. Gesetze der Mortalität. Die gewöhnlichen Gründe, daß die Mortalität in Städten größer, als auf dem Lande sey, wollen dem Verf. keine Genüge leisten, wenn er gleich die Erfahrung anerkennt, daß in großen Städten die Zahl der jährlich Sterbenden größer, hingegen auf dem Lande kleiner ist, als die Zahl der jährlich Gebornen. Man erwäge nicht den Umstand, der allein schon hinreichend sey, das anscheinend größere Maß der Sterblichkeit in den großen Städten zu erklären, nämlich daß nicht alle, die in großen Städten sterben, auch darin geboren seyen, und daher ein Theil der Sterbenden in den Todtenlisten solcher Städte vorkomme, den man nicht in dem städtischen Verzeichnisse der

Gebornen finde, so wie umgekehrt ein beträchtlicher Theil derer, die auf dem Lande geboren sind, nachher in den Städten sterben, mithin zwar in den Geburtslisten auf dem Lande, aber nicht in die dasigen Sterbelisten eingetragen werde. Im 68. §. Betrachtungen, welchen Einfluß die Ausrottung der Blattern auf die Bevölkerung haben könne. Nach der Rechnung des Verf. käme wegen Ausrottung der Blattern die Volksmenge um ein Sechstel der sonst erforderlichen Zeit früher zur Verdoppelung. Es bleibe aber hierbey immer ein wichtiger Zweifel übrig: Würden nicht diejenigen, welche den Blattern unterliegen mußten, wenigstens großen Theils das Opfer einer andern Kinderkrankheit geworden seyn? Ließen nicht die Kinderblattern, im Ganzen genommen, nur die stärkern Kinder zurück, die dann auch bey andern Kinderkrankheiten der Gefahr des Sterbens weniger unterworfen waren? so daß wir, so lange die Blattern allgemein herrschten, den Grad der Tödtlichkeit anderer Kinderkrankheiten nur weniger kennen lernten. Wenn daher von dem Einflusse der Blattern-Impfung auf zunehmende Bevölkerung die Rede sey, so könne man nur auf diejenigen Rücksicht nehmen, welche als von dem Blatterntode gerettet, auch wirklich die Zeugungs-Periode erreichten. Der Vergrößerungs-Exponent der Volksmenge hänge bloß von dem Alter ab, welches in die Zeugungs-Periode fällt. Gesezt, die von dem Blatterntode Geretteten würden nach und nach bis zum 22. Jahre durch andere Krankheiten so weggerafft, daß endlich bis zum 22. Jahre (als womit sich ungefähr die Zeugungs-Periode anfangt) keine größere Anzahl übrig bliebe, als vorher wegen der Blattern, so würde zwar die Volksmenge mehr einjährige, zweijährige — 16jährige — 21jährige Menschen enthalten,

als vorher, aber die Volksmenge von Menschen über 22 Jahren würde nicht zunehmen, folglich die Anzahl der jährlich Gebornen nicht steigen können. Die Volksmenge würde immer nur Menschen von gedachten Jahren, und vorzüglich von 1 - 12 Jahren, künftig in einer bestimmten größern Anzahl enthalten. Der Staat nähme also bis zu einer bestimmten Grenze hauptsächlich nur an solchen Menschen zu, welche an der Consumtion, an den Erziehungsanstalten und allen zur Erziehung erforderlichen Kosten Theil nähmen, ohne selbst dem Staate nützen zu können. Eine solche Vergrößerung der Volksmenge sey also für den Staat im Ganzen eigentlich von keinem Nutzen. — Unmittelbare Verminderung der zur Zeugungs-Periode gehörigen Menschenclasse sey daher das wirksamste unter allen denkbaren Mitteln zur Verminderung der Bevölkerung, folglich zur Schwächung eines Staates, und daher schon in dieser einzigen Hinsicht der Krieg, wo er Bedürfnis ist, das schlimmste unter allen Staatsbedürfnissen, worüber denn der Verf. noch besonders einige Rechnungen beifügt. VII. Kap. Leibrenten-Rechnung. VIII. Kap. Legatum annuum und Quarta fascidii. IX. Kap. Lontinen. X. Kap. Witwen-Cassen. XI. Kap. Waisen-Cassen. XII. Kap. Chronologische Bestimmungen. Das Allgemeine über die Berechnung des Osterfestes. Den Beschluß dieser lehrreichen und mit viel Deutlichkeit verfaßten Schrift machen einige Tafeln, welche zur Abkürzung und Erleichterung der Rechnungen dienen.

Paris.

De l'imprimerie de Didot jeune : Etat militaire du corps impérial de l'artillerie de France. 1811. 568 Seiten in klein Duodez.

Strenge genommen, und seinem Wesen nach, gehört der Militär-Stand nicht zu den gebildetsten in der menschlichen Gesellschaft. Mit etwas Tactik ausgerüstet, kann der Officier, zu Fuß und zu Pferde, in seinem Berufe jede andere Kenntniß entbehren. Nicht so der See-Officier, der Ingenieur, der Artillerist. Diesen ist höhere Mathematik, reine sowohl als angewandte, Physik, Metallurgie, Kriegs- und Civil-Baukunst, und eine Menge anderer wichtiger Kenntnisse durchaus nothwendig. Auch bilden sie unter den heutigen Kriegern gleichsam gelehrte Innungen (*corps à talent* werden sie genannt), die sich von dem gemeinen Haufen ihrer Waffengenossen sehr vortheilhaft auszeichnen. Um bloß bey der hier angelegten Französischen Artillerie (bey welcher Ker. seine ersten Jugendjahre zubrachte) stehen zu bleiben, so war von jeher zwischen diesem Corps und der übrigen Armee eine Spannung, eine Entfernung, welche von der einen Seite durch vornehme Verachtung, herabsehenden Cultur-Stolz erzeugt, und von der andern durch Neid und beleidigte Eitelkeit belebt war. Freulich muß man es eingestehen, die Französische Artillerie, schon vor diesem nun zwanzig Jahre bestehenden Kriege, ragte hoch über alle andere Französische Truppen in mehrfachen Beziehungen; und die Geschichte weiß sich sehr wohl zu erinnern, welche bedeutende Dienste die Artillerie bey dem Ausbruche dieses verheerenden Krieges leistete, wie sie entschied, wie sie allein das übrige, noch ungeübte, Kriegsvolk rettete, und wie sie dem Feinde Furcht und Achtung einflößte. Aus ihrem Schoße sind verhältnißmäßig eine Menge geschickter Feldherren und Staatsmänner empor gestiegen (wenn man bedenkt, wie geringe ihre Anzahl war, und daß sie noch durch die Auswanderung um mehr

als die Hälfte zusammen schmolz). Der größte, der Kaiser selbst, gehört dazu; d'Aboville, La-combe St. Michel, Pichegru, Marmont, Gassendi, Andreossi, Lauriston, Duroc, Eblé u. A. m. Auch unser Westfälischer General Allix. Bedeutende Schriftsteller in mehreren Fächern zeigten sich unter diesen Männern, deren unmittelbarer Beruf die Litteratur doch nicht war, wie Belidor, Caszotte, Laclos, Dommereul, d'Artubie, Puysegur, Cardy, Tronson du Coudrai, Gassendi, Lespinasse, Andreossi, Gröbert und viele Andre. Kein Wunder, daß sich Geisteskräfte da entwickelten, wo ernste Studien Pflicht eines Jeden waren: und zwar Studien, die am Ende das Hauptziel und das Mark der gesammten National-Cultur waren.

Den heutigen Zustand des Artillerie-Corps in Frankreich gibt das angezeigte Werk an. Ungeachtet die Artillerie schon in dem allgemeinen Etat militaire der Französ. Armee enthalten ist, so schien doch von jeher diese Abtheilung der Armee wichtig genug, um ihr einen besondern Etat mit größerer Ausführlichkeit zu widmen. Gleich voran findet man einen Essai historique sur le corps impérial de l'Artillerie de France, welcher im Wesentlichen bis S. 36, derselbe ist, als der Etat historique sur le corps royal etc., der seit so vielen Jahren, und lange schon vor der Revolution, an der Spitze dieses Etat's sich befand. Ludwig XIV. ist wohl der erste Regent, der für den Dienst des Geschüzes ein eigenes, immer bestehendes, Corps errichtete. Woher war die Bewahrung des Geschüzes dem tapfersten Kriegsvolke anvertrauet: La garde de l'artillerie fut toujours confiée aux corps les plus distingués; Charles VIII. en chargea les Suisses. . . . alors la meilleure et peut-être la seule bonne infanterie de l'Europe. . . . Les Lansquenets

(Landsknechte) succédèrent aux Suisses dans l'honorable et pénible emploi de garder l'artillerie. Ces Lansquenets étaient un corps d'infanterie allemande, connu par sa bravoure et sa fermeté, que Louis XII. prit à son service. Also war schon damals den Soldaten Deutschen Stammes der Ruhm einer vorzüglichen Tapferkeit und Tüchtigkeit von Französischen Heerführern selbst eingestanden, welchen Ruhm sie auch in den neuesten Zeiten noch bewahrt haben. Uebrigens hat kein militärisches Corps je so viele und große Veränderungen erlitten, als die Artillerie. Unter beständigen Vermehrungen und Umschmelzungen erreichte es endlich A. 1765 die feste Form, die es bis zum Revolutionskrieg behauptete, da es in sieben Regimenter, oder vierzehn Bataillone, eingetheilt wurde. Der Urheber davon war der berühmte Premier Inspecteur-général, Hr. v. Gribeauval, der früher in Oesterreichischem Dienste gestanden hatte. Abwechselnd war auch das Corps der Ingenieurs mit der Artillerie verbunden, und nicht verbunden gewesen; 1758 ward es auf immer (und mit Recht) davon getrennt. In unsern Tagen ist wieder die Rede von der Vereinigung beider gewesen, welches nach des Rec. Meinung sehr zweckwidrig wäre. Schon genug umfaßt der Dienst der Artillerie! Außer dem wirklichen Kriegsdienste im Felde und im Belagerungsgeschäfte, außer dem Mineur-, Sapeur- und Pontonier-Dienst, gibt es noch die Arsenalé, Kanonengießereyen, Waffen-Fabriken, Eisenhütten, Pulvermühlen, Werkstätten so vielerley Arten u. s. w. zu versehen. Eine schon ungeheure Menge von Gegenstände für den, der in diesem Fache vollkommen unterrichtet seyn will und muß! Im J. 1791, unter dem Kriegs-Ministerio des Hrn. Grafen v. Narbonne (jetzt Ambass.

in Wien) kam auch die reitende Artillerie dazu, nach dem Vorbilde der in Preußen durch Friedrich II. eingeführten. Erst 2 Compagnien, die dann bald bis 30 (oder 6 Regimenter) stiegen. Freylich ward auch bald das Mineur Corps der Artillerie weggenommen, und mit dem Ingenieur-Corps vereinigt. Im J. 8 der Republik wurde das Artillerie-Fuhrwesen besser organisiert, und als Bataillons du train den regelmäßigen Truppen gleich gestellt. Den schnellen Anwachs der Artillerie in Frankreich seit dem Revolutionskriege kann man beurtheilen, wenn man weiß, daß vorher die gesammte Zahl der Artilleristen kaum 12,000 betrug, worunter ungefähr 1000 Officiere; im Jahr 13 (1804) dagegen diese Zahl 43,400 auf dem Friedensfuße, und 52,739 auf dem Kriegsfuße war, welche letztere A. 1811 schon bis 76,765 gestiegen war, worunter mehr als 2000 Officiere; und wahrscheinlich hat sie seitdem die Zahl von 80,000 erreicht. Freylich werden darunter 15,000 Canonniers-garde-côtes gerechnet, die ehemahls nicht in Betracht kamen, und, zur Marine gehörig, von der eigentlichen Land-Artillerie getrennt waren.

§. 90 bis 296 fortlaufend folgt nun ein Etat général par anciennete des officiers du corps impérial d'Artillerie. Von §. 296 bis 474, Destination actuelle des officiers d'artillerie, worunter alle Employés, wie z. B. Professoren in den Ecoles d'artillerie (deren ehemals sieben, jetzt zwölf sind), vorkommen. Endlich, sehr bequeme alphabetische Register. Rec., der einen solchen Etat vom J. 1791 vor sich hatte, verglich ihn wehmüthig mit den Nominal-Reihen des gegenwärtigen, und fand darin beynabe nichts, als eine lange Sterbeliste. Heu, diro inventa est ab Jove tanta lues!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 17. April 1813.

Edinburgh.

Den Beschluß der drey ersten Viertelsjahrs-Stücke des 8. Bandes des dortigen Medical and Surgical Journal (s. oben S. 304) macht Report of Diseases treated at the Public Dispensary, near Carey-Street, London from Septemb. 1811 to Jun. 1812. von Dr. Vatermann. In einem Fall von Scharlachfieber verbreitete sich die Halsentzündung auf die innere Haut der Luftröhre, und erzeugte so den wahren Croup. Eine cylindrische Röhre aus geronnener Lympe, fast von 4 Zoll in der Länge, wurde ausgehustet, aber nur mit vorübergehender Erleichterung. Der Tod erfolgte 2 Tage nachher. — J. Cassils behauptet, Milch löse Campher und die Gummiresinen, wenn sie mit ihr abgerieben werden, so gut auf, als Weingeist, selbst abgeschäumte Milch, Wolken, der gerinnbare Theil der Milch, wären hierzu brauchbar. Er verschreibt daher: Camphor ℥β. Lactis vaccin. ℥iv. Solve et adde Aq. font. ℥viiβ. Derselbe empfiehlt mit großem Lobe gegen scrophulöse Geschwüre eine so starke Auflösung von

D (3)

schwefelsaurem Zink in Wasser, als nur vertragen werden kann. Leinene Lappen werden darcin getaucht, und zwey bis drey Mal des Tages angewendet. Entstehen heftige Schmerzen davon, so wird kaltes Wasser übergeschlagen, bis jene nachlassen. Oft fließe Blut aus dem Geschwüre, oder es entstehen an dem Rande einige Bläschen, aber in einigen Tagen zeigt sich Besserung. Zu Baltimore hat James Smith bekannt gemacht, er vermöge, aus dem ihm zugesickten Schorf einer Kuhpocke zu beurtheilen, ob die Vaccination gehörig verlaufen sey, und genügend sichern werde. Am 8. Tage nach der Operation (so ist bestimmt in Worten gesagt, obgleich bey echten Kuhpocken dann noch kein Schorf gebildet ist; wenn dieses also nicht auf fehlgeschlagene Impfung zu beziehen ist, so macht diese Aeußerung uns die elfjährige Forschung des Americanischen Arztes über diesen Gegenstand mehr als verdächtig), oder so bald die Kruste oder der Schorf lose wird, muß er abgenommen und ihm wohl verwahrt zugesendet werden. Jeder Anders, der hierauf seine Aufmerksamkeit richtet, würde mit derselben Zuverlässigkeit, als er, einen Ausspruch thun können. Dr. Willan ist zu Madeira gestorben. Es ist leider nicht zu zweifeln, daß dieser der berühmte Londoner Arzt ist, dem wir so vortrefliche Werke über die Hautkrankheiten und über die Vaccination verdanken.

Nicht nur durch vorzügliche Abhandlungen zeichnet sich dieses medicinisch-chirurgische Journal aus, sondern auch durch tief eindringende, sehr verständige, freymüthige Beurtheilung neuer Schriften des In- und Auslandes. Wir benugen also auch diesmal den noch rückständigen Abschnitt *critical Analysis* der drey Vierteljahrsstücke des achten Bandes jener Zeitschrift, um unsere Leser in fortwährendem Be-

kannenschaft mit der Englischen medicinischen Literatur der letzten Jahre zu erhalten, und ihnen wichtige Forschungen, Ideen und Rathschläge mitzutheilen, die der Gegenstand und das Resultat folgender Schriften sind. 1) A Treatise on the Principal Diseases of Dublin. By *Mart. Tuomy*. Octav. S. 399. Dublin 1810. Eine Schrift ohne besondern Werth, wie denn alle medicinische Topographien Europäischer Städte mißglücken. Die jetzt in Mißbrauch ansartende, wo sie hingehört höchst heilsame, Anwendung des Quecksilbers nennt der Schottische Recensent sehr treffend *general devotion to this new god of physic, before which modern empiricism bows down and worships, with a blind adoration.* 2) *Disquisitions in the History of Medicine, Part first etc.* By *Rich. Millar*, Lecturer on *Materia medica* in the University of Glasgow. Octav. Edinb. 1811. Der Verf. sucht das von den Brahmanen in einer sehr frühen Zeit eingeführte medicinische System zu entwickeln, und seine Ähnlichkeit mit den Vorschriften der alten Hierarchien von Iran (dem alten Assyrischen Reiche der Griechen) und Aegypten darzuthun. In diesem ersten Theile stellt er Forschungen über den Zustand der Medicin in Griechenland, in dessen erstem oder sagenvollem Zeitalter und in Aegypten an. In folgenden Theile sollen diese Untersuchungen auf die zwei andern Morgenländischen Monarchien: Hindustan und Iran, ausgedehnt werden, so wie auf die Arzneykunde der Juden. Des Verf. Bemühungen werden gepriesen: aber was davon mitgetheilt und selbst hier getadelt wird, macht uns nicht wenig mißtrauisch. 3) Ein Schreiben von *W. S. Wollaston* an *Dr. Marcet*, und desselben Antwort in den *Philos. Transact.* von 1811. Häufige Versuche mit dem Blutwasser der an *Diabetes mellitus* Kranken,

die zu Edinburgh angestellt wurden, hätten nicht die geringste Spur von Zuckerstoff in demselben finden lassen, noch irgend einen chemischen Unterschied zwischen dem Blute dieser Kranken und dem von gesunden Menschen dargethan. Auch Nicolas u. Gueudeville hätten im Blute solcher Kranken keinen Zucker wahrgenommen, aber doch den Faserstoff in geringerer Menge, und einen größern Reichthum von Serum. Dr. Wollaston stellt Forschungen dieser Art seit 1798 sehr vielfach an. Er brachte vorerst aufs Neue, wie der Eiweißstoff des gesunden Blutwassers vollständig zum Gerinnen zu bringen, und wie man den Zucker, den man hinzu mische, am leichtesten darin entdecken könne. Zu 6 Quentchen Serum mischt er $\frac{1}{2}$ Quentchen Salzsäure, welche vorher mit $1\frac{1}{2}$ Quentchen Wasser verdünnt wurde, und tauchte die diese Masse enthaltende Röhre 4 Minuten in siedendes Wasser. Im Laufe weniger Stunden schwigt nun eine Drachme Wasser wenigstens aus dem so zum Gerinnen gebrachten Serum. Wenn ein Tropfen dieses Wassers evaporirt ist, so krystallisiren sich die Salze, die er enthält, und die vorzüglich gemeines Salz sind, in einer leicht zu erkennenden Form. Hat man vor der Coagulation Zuckerstoff hinzu gefügt, so ist das Krystallisiren der Salze erschwert oder gänzlich verhindert, nach Verhältniß der hinzu gefügten Menge Zuckers. Durch diese Versuche kann man sich vom Nichtdaseyn des Zuckers im Blute und Serum der Diabetischen überzeugen. Wollaston meint, es könne einen unbekanntem Weg vom Magen nach der Blase geben! Er gab so viel blausaures Kali, als ohne Nachtheil genommen werden konnte, der Urin wurde bald geschwängert davon, aber in andern Flüssigkeiten nahm er keine Spur davon wahr. Dr. Marcet erzählt den Erfolg mehrerer Versuche dieser Art. Ein an Dia-

betes mellitus leidendes Frauenzimmer erhielt 5 Gran blausaures Kali, in Wasser aufgelöst, und diese Gabe wurde oft wiederholt. Nach der fünften Dose wurde ihr Urin durch 1 oder 2 Tropfen von schwefelsaurem Eisen alsbald blau gefärbt. Das unter einem Span. Fliegenpflaster ergoffene Serum veränderte durch ein solches Hinzutröpfeln seine Farbe nicht. Eine Person hatte innerhalb 12 Stunden ein Quentchen blausaures Kali verbraucht, das aus ihrem Blute erhaltene Serum verrieth durchaus in nichts die Anwesenheit dieser Substanz, obgleich ihr Urin ein lebhaftes Blau annahm, wenn man die kleinste Menge schwefelsaures Eisen demselben zumischte. Der Urin von Personen, die Blausäure bekommen haben, verhält sich aber nicht immer auf dieselbe Art, und wird oft selbst gar nicht von ihr verändert. (Diese Thatsachen verdienen in jeder Rücksicht das ernsthafteste Nachdenken der Aerzte. Unmittelbares Uebertreten aus den ersten Wegen nach der Urinblase kann nicht angenommen werden. Diabetes mellitus hängt sicherlich mit einem veränderten Seyn der ganzen Constitution, und besonders mit dem Verdauungsact, zusammen. Findet eine so unglaublich vermehrte und so wesentlich entstellte Urinabsonderung Statt, so muß der Stoff zu derselben aus der Blutmasse zugeführt und genommen werden, gesetzt auch, die zuckerartige Beschaffenheit selbst trete erst in der Nierenabsonderung hervor. Ein solches Blut muß anders gemischt seyn, um eine solche abweichende Secretion des Urins einzuleiten, oder anders gemischt werden, wenn es dem Urin Stoffe in solcher Menge gibt, die derselbe ihm sonst nicht entzieht. Vermögen chemische Versuche das nicht aufzuhellen und nachzuweisen, so zeigt sich in einem neuen eclatanten Beispiel, wie wenig ihnen in Anwendung auf die thierische Oeconomie zu ver-

trauen ist. Es ist zu bedauern, daß der Chylus diabetisch Kranker nicht solchen Versuchen unterworfen werden kann.) 4) *An Account of the Ravages committed in Ceylon by Small-pox, previously to the introduction of Vaccination, with a statement of the circumstances attending the introduction, progress, and success of Vaccine Inoculation in that island. By Th. Christie.* London. Berichte, die zum Theil vorher schon in Zeitschriften mitgetheilt, und von uns ausgehoben wurden. Vom October 1800 bis Sept. 1802 wurden in den verschiedenen Hospitälern und Dörfern von Ceylon von Aerzten 2170 an natürlichen Blattern behandelt, hiervon starben 473, fast also der vierte; die natürlichen Blattern durch Impfung erhielten 4158, hiervon starben 108, und also 1 von 38. 5) *Observations on the Hydrargyria, or that Vesicular Disease arising from the exhibition of Mercury. By George Alley.* Quart. S. 103. London 1810. Drey Arten dieses durch den Gebrauch von Quecksilber entstehenden Ausschlages werden angenommen, *Hydrargyria mitis*, *Hydr. simplex febrilis*, und *Hydr. maligna*. Die erste Art stellt auf den ersten Blick sich nur als eine leichte rosenfarbichte Efflorescenz dar, bey genauerer Beobachtung im gehörigen Lichte sieht man die Oberfläche mit unzähligen kleinen, durchscheinenden Bläschen erfüllt, doch ist in einigen Fällen dem unbewaffneten Auge es sehr schwer, sie als Bläschen zu erkennen. Unter dem Ausbruch empfindet man eine stechende Hitze und Jucken, und manchemahl stellen sich auf einige Stunden leichte Kopfschmerzen und Uebelkeit ein. Gemeinlich erscheint der Ausschlag zuerst an den obern und innern Theilen der Darschine, am Hodensacke, an der Schamgegend und am untern Theil des Leibes; oft erstreckt er sich nicht weiter, oft aber ver-

breitet er sich auf den ganzen Körper. Die Bläschen sind so enge an einander und zahlreich, daß sie eine gleichförmige Untergießung darzustellen scheinen. Auf Druck geht die rothe Farbe zurück, und stellt sich nach dessen Nachlaß wieder ein. In einigen Fällen sah der Verf. die Haut abschilfern, ohne daß ein Ausschlag vorher gesehen wurde, aber dann ging viel Jucken voran, und die Haut fühlte sich zu gleicher Zeit rauh an. Der Schottische Recensent meint, mit einem Vergrößerungsglase würde man an diesen rauhen Stellen Bläschen gefunden haben. Führt man fort, Quecksilber zu geben, so geht diese Art in die zweyte, und selbst in dritte Art über. Pearson behauptet aber, das sey nicht immer der Fall. Der zweyten Art gehen Ermüdung, Unruhe und Frostanfalle voran; in ihrem Gefolge ist viel Hitze und Jucken der Haut, und diese fühlt sich viel rauher an. Ehe der Ausschlag in einander fließt, gleicht er in etwas den Masern, aber ist breiter, und nimmt nachher die ringförmige Gestalt nicht an. Pearson bemerkt, daß die Bläschen, die eine sehr helle Flüssigkeit enthalten, bey ihrer ersten Erscheinung so klein sind, daß sie ohne Vergrößerungsglas nicht leicht vom Papula zu unterscheiden sind. Jedes Bläschen hat einen rothen Kreis um sich, und wenn es in einem frühern Zeitraume aufgerissen wird, so nimmt es die Gestalt des Knopfes einer großen Stecknadel an, und enthält eine undurchsichtige, eiterähnliche Flüssigkeit. Bey dieser zweyten Art treten Fieberzufälle ein, als Kopfweh, Uebelkeit, weiße Zunge, Durst, Hitze und beschleunigter Puls, mit Druck in den Præcordiis. Die Abschuppung beginnt gewöhnlich um den 4. Tag, oft aber auch später; sie hinterläßt die Haut röthlich in der Tiefe, und geneigt, mehrmahls abzuschilfern. Die dritte Art

beginnt wie die zweite; ihr trauriger Ausgang läßt sich aus folgenden Zufällen voraussehen: 1) das Gefühl von Brennen der Oberfläche steigt bis zu einem schmerzhaften Grade; 2) die wirkliche Hitze der Haut wird sehr stark; 3) sehr große Hals-schmerzen; 4) der Ausschlag hat eine dunklere Farbe, die zu Zeiten selbst purpurn ist, mit beträchtlichem Anschwellen der Haut; 5) die Bläschen sind von breiterer Gestalt und so zahlreich, daß die ganze Haut abschilfert. Reißt die größern Bläschen, so ergießen sie eine scharfe Flüssigkeit. Mit dem Steigen der Krankheit wird diese ergossene Flüssigkeit schärfer und zäher, und nimmt einen höchst widrigen Geruch an. Große Beängstigung und niedergedrücktes Wesen sind durch den ganzen Verlauf der Krankheit da, so wie Schlaflosigkeit, welcher Opiate nur auf kurze Zeit abhelfen. Der elende Zustand von Kranken dieser Art läßt sich kaum denken. Zu den Leiden des Gemüths, die kein unbeträchtlicher Theil der Agonie sind, gesellet sich die höchste körperliche Tortur, denn die Oberfläche ist ganz rauh und unbeschützt geworden, oder die Haut ist durch den Erguß der scharfen Feuchtigkeit verhärtet, und klebt theilweise an, was die Marter vermehrt. Bey jeder Bewegung entstehen solche Schmerzen, daß ein Kranker sich ausdrückte, es wäre, als wenn sein Fleisch aus einander gerissen würde. An der rauhen und zarten Haut haben die Kranken in jedem Puncte der Verührung mit dem Bette, auf dem sie liegen, die Empfindung, als wenn sie mit Nadeln gestochen würden. Erst den 8. oder 10. Tag nimmt in Fällen dieser Art die Desquamation ihren Anfang. — (Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 17. April 1813.

Paris.

Deux Normand: *Voyages du Chevalier Charadin en Perse et autres lieux de l'Orient, enrichis d'un grand nombre de belles figures en taille-douce, représentant les antiquités et les choses remarquables du Pays. Nouvelle Edition, soigneusement conférée sur les trois éditions originales, augmentée d'une Notice de la Perse, depuis les temps les plus reculés jusqu'à ce jour, de Notes etc. par L. Langlès. 1811. 10 Bände in Octav, jeder ungefähr 1½ Alphab. stark.*

Charadin's Reisen, die Krone aller Reisebeschreibungen des siebenzehnten Jahrhunderts, verdienen ihres innern Werthes wegen auch jetzt noch, 125 Jahre nach ihrer ersten Erscheinung, Studirt zu werden; und Hrn. Langlès, der durch diese neue Ausgabe dieses Studium erleichtert, gebührt unser Dank. Charadin gehörte unter die seltenen Reisenden. Die Natur hatte ihn mit Anlagen zu einer Gewandtheit, die sich in alle Sachen, Personen und Verhältnisse leicht zu finden weiß, aus-

P (3)

gerüflet, und die Erziehung in der Hauptstadt und in einem von den oberen Ständen viel besuchten Hause, hätten diese Anlagen so früh ausgebildet, daß Chardin schon in seinem 22. Jahre von seinem Vater, einem Juweller zu Paris, in wichtigen Handelsgeschäften nach Indien geschickt werden konnte. Er trat diese Reise mit einer allgemeinen Bildung, die in nichts kleinstädtisch verliebt ist, mit einem früh-reifen Verstande, kenntnißreich und unbefangen; In Jahren an, welche zum Auffassen neuer Eindrücke vorzüglich geschickt sind, und verwandte auf sie die Blüthe seines Lebens, von seinem 22. bis 36. Jahre, von denen er nur 15 Monathe, die seinen Aufenthalt in Asien in zwey Reisen theilten, zu Paris, in seiner Vaterstadt, zugebracht hat. In Persien allein, auf welches Reich seine Hauptaufmerksamkeit gerichtet war, hielt er sich fast eisk volle Jahre unter den günstigsten Verhältnissen auf. Sechs Monathe nach seiner Ankunft zu Ispahan war er vom Persischen Kaiser schon zu seinem Kaufmann ernannt, wodurch ihm der freyeste Zutritt an den Hof und bey allen Ständen zu Beobachtungen und Erforschungen geöffnet, und ihm die Nothwendigkeit aufgelegt war, sich mit der Landessprache bekannt zu machen. In dieser Lage und bey solchen Verbindungen mußte er zu den tiefen Kenntnissen von Persien, den Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner, der Beschaffenheit des Landes und seiner Verfassung, gelangen, welche er zuerst mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, wie kein früherer Reisender, nach Europa trug. Gegenwärtig kann er freylich nicht mehr das dem Leser seyn, was er ihm ehemals war. Seit den 125 Jahren seiner Anwesenheit in den von ihm beschriebenen Ländern hat sich Vieles darin verändert; manche

Gegeben sind von einzelnen Reisenden noch genauer, als von ihm, beschrieben worden; und die Art der Darstellung seiner Beobachtungen entspricht nicht mehr ganz dem gegenwärtigen Geschmack. Von einem Reisebeschreiber verlangt man nichts mehr, als einen genauen Bericht von dem, was er selbst gehört, gesehen, erfahren und empfunden hat; aber damit nicht zufrieden, wollte Chardin seiner Reisebeschreibung, nach dem Geschmack seines Zeitalters, auch einen Anstrich von Gelehrsamkeit geben: und war doch kein Gelehrter von Profession. Er las daher (was er freilich nicht selbst sagt, was sich aber aus dem Augenschein ergibt) nach seiner Rückkunft über die von ihm bereiseten Länder Bücher nach, und webte das Gelesene unter seine eigenen Bemerkungen ein, als wäre es sein erkundetes Eigenthum. So lange diese Zusätze mit seinen im Orient erworbenen Kenntnissen verwandt waren, ist das Gelesene großen Theils richtig aufgefaßt; wo er aber dabey ins Alterthum hinüber streift, und den Antiquarier oder Forscher der alten Geschichte und Geographie machen will, da sind der Mißgriffe viele. So ist das Meiste, was er über gelehrte Kenntnisse und Wissenschaften der Perser zusammenstellt, aus andern Schriftstellern zusammen getragen, und um den armen Stoff, den er vor sich hatte, scheinbar reichhaltig zu machen, ist auch alles aufgenommen, was er in Pocock's Specimen historiae Arabum gefunden hatte, wovon doch nur Weniges zu seinem Thema gehört hätte; und schon in solchen, ihm nicht fremden, Gegenständen rächt sich das Haschen nach Gelehrsamkeit durch Unrichtigkeiten, die den eigentlichen Gelehrten nicht hätten beschleichen können. (wie wenn er Coptisch und Cufisch mit einander ver-

wechselt). Noch ärger werden die Versehen, wenn er zur Bereicherung und Belebung seines Stoffes das Alterthum zu Hülfe nimmt; da bekommt der Pontus Euxinus seinen Namen von Atchkenas, dem Enkel Japhets, was jeder Mann von classischer Bildung aus seinem ersten Schulunterrichte besser weiß. Man könnte zwar geneigt seyn, solche Ausflüge in alte Geschichte, Geographie und Alterthümer auf Charpentier, der als Mitglied der Französischen Academie und der der Inschriften 1702 gestorben ist, zurück zu führen, weil die Sage ging, daß ihm Charadin, aus Mißtrauen gegen seine Schreibart, der nach einer so langen Abwesenheit aus seinem Vaterlande die nöthige Reinigkeit fehlen möchte, seine Reisen vor ihrem Abdruck zur Revision im Styl übergeben habe. Aber in diesem Falle müßte der Antheil Charpentier's an Charadin's Reisen in einer völligen Umarbeitung bestanden haben, da dieser gelehrte Prunk fast durch das ganze Werk hindurch in dasselbe verwebt ist; und ihn so weit auszudehnen, hat man doch keinen sichern Grund. Auch ist dieser Annahme die zuweilen etwas grobe Art der Verstöße, und der frühe Tod Charpentier's nicht recht günstig, da dieser schon 1702 erfolgt ist, und die vollständigen Reisen Charadin's erst 1711 erschienen sind, wornach sich Charpentier's gelehrter Beystand doch nicht durch das ganze Werk könnte erstreckt haben. Es möchte daher doch der größte Theil des gelehrten Anstrichs Charadin zum Urheber haben. Endlich waltete über seine Reisen anfangs kein ganz günstiges Schicksal bey der Herausgabe. Die erste Ausgabe (London 1686) wurde nie vollendet; die zweyte (Amsterdam 1711) wurde vom Verleger, zum Besten des Absatzes in catholischen Län-

dern, castrirt; die dritte (Amsterdam 1735) schaltete zwar die unterdrückten Stellen zwischen Klammern wieder ein, ist aber dagegen voll Fehler der Nachlässigkeit, nicht bloß in einzelnen Wörtern, sondern öfters in ganzen Sätzen.

Ist diese unsere Schilderung von Chardin und seinen berühmten Reisen nach Persien getroffen, so lassen sich daraus die Forderungen, die man an ihren neuen Herausgeber in unsern Zeiten zu machen berechtigt ist, leicht ableiten: er hätte für genauern Abdruck, für Berichtigungen und Ergänzungen zu sorgen.

Der ersten Forderung scheint völlig Genüge geschehen zu seyn: die drey Original-Ausgaben sind so sorgfältig verglichen worden, daß an einer treuen Darstellung des wirklichen Chardinischen Textes nicht zu zweifeln ist. Selbst die von dem Herausgeber für unrichtig gehaltenen Orthographien in einzelnen Wörtern sind im Texte geblieben, und nur in Paranthesen oder kurzen Noten abgeändert worden. Da diese in Anspruch genommenen Rechtschreibungen meist Asiatische Wörter betreffen, so ist das Publicum Hrn. Langlès um so mehr für diese Treue Dank schuldig, da doch manche Leser die Chardinische Rechtschreibung der Langlèschen vorziehen, und ihren Augen Qyrym für Crim, Qoran für Koran, Qahwéh für Cahvé (Café u. s. w.) wehe thun möchten.

Der Berichtigungen sind eine große Anzahl: sie sind etymologischen und grammatischen, geographischen und antiquarischen Inhalts. Einen großen Theil derselben hat die eigene Sprachkunde und Belesenheit des Herausgebers dargeboten; doch hat ihn auch, wie man an vielen Stellen wahrnimmt, der Dienst seiner gelehrten Freunde, wo er ihn bedurfte, nicht verlassen,

wie bey den meisten Vergleichen der neuen Geographie mit der alten die Hülf des gelehrten Barbé du Boccage. Es konnte nicht anders seyn, als daß die meisten berichtenden und wort- erklärenden Anmerkungen sehr bekannte Dinge betrafen, die sich auf der Stelle aus dem Gedächtniß angeben ließen. Daraus erklären wir uns wenigstens, wie so manche, grammatisch nicht ganz schulgerecht ausfallen, und andere nur halb wahr oder nicht bestimmt genug ausgedrückt werden konnten, wovon man, wo man ausschlagen mag, einzelne Beispiele finden kann. Gleich I, 17 reicht nicht hin, was zur Erklärung von *avaries* gesagt wird. In hundert Stellen, wo es bey Reisebeschreibern vorkommt, bedeutet es *Erpressungen* überhaupt; es ist aber insonderheit der Zehnte von einer bestrittenen Sache, den sich die Richter in der Levante anmaßen. S. 24 für *Caïmacan* reicht (wenn es einmahl erklärt werden sollte) die Anmerkung nicht hin: "ce mot arabe qui s'écrit *qāym maqām* signifie lieutenant." Der *Kaim Makan* ist bey den Türken bloß der Stellvertreter des Großherrn oder seines Großwesirs (daher auch Chardin schon weit bestimmter sagte: *Le caïmacan, qui est comme un lieutenant de grandvir*); es ist also, nach dem eigentlichen Sinne des Wortes, immer bloß ein temporärer Magistrat; es gibt keine beständige *Kaim Makans*, was man bey dem Worte *lieutenant* noch nicht denkt. S. 99: "*Kiāyā, corruption de Kekkodd, major-dome; on donne aussi ce titre à l'officier chargé de l'inspection des arts et métiers,*" bedarf wieder mehrerer Bestimmungen. *Kiaja* ist überhaupt jeder Vorwäser eines großen Herrn: beym Pa-

scha ist es der Richter, der ihn aller Orten hin begleitet, und unter ihm das Recht spricht; beim Großwesir ist es der, welcher ein Geschäft versteht, das dem Großwesir zukommt; und solcher gibt es viele, weil der Großwesir in einem so weitläufigen Reiche unmöglich allen Dingen selbst vorstehen kann: und daher kann es auch in gewissen Fällen der Beamte seyn, der im Nahmen des Großwesirs die Aufsicht über Künste und Handwerker hat. Oder, um noch ein anderes Beispiel aus einem andern Bande (wie es uns in die Hände fällt) anzuführen, II, 279: le mot *qahwén* designe le breuvage, et non la feve avec la quelle on le prépare, ist, so allgemein ausgedrückt, nicht richtig. Ordentlich ist freylich *قهوة* der Nahme des Getränkes; aber auch die Bohnen werden so in ihrem Vaterlande genannt; nicht bloß Chardin sagt un sac de cahvé, sondern auch die frühesten Reisebeschreiber, die des Products erwähnen, stimmen ihm bey: "Cauwa," sagt Burckhain, "ist eine Art von Bohnen, die allein in den um Moccha liegenden Gebirgen zu wachsen pflegen" u. s. f. Auch möchte man das Folgende bezweifeln: "Le premier voyageur européen, qui fait mention de l'un et de l'autre" (des Café-Getränktes und der Bohne) "est Prospère Alpin." Schon Kaunolf (S. 98) beschreibt beides nach der Kenntniß, die er davon zu Aleppo erlangt hat, in seiner schon 1582 im Druck erschienenen Reisebeschreibung, und Prosper Alpinus hat erst seine Reise nach Aegypten 1580 angetreten. Doch wir wollen nicht fortfahren, Ausstellungen zu machen, da die aus wenigen Seiten angegebenen Beispiele schon hinreichen, den Leser beim Gebrauch dieser Ausgabe zum

Mitforschern aufzumuntern: es sind Unvollkommenheiten, die bey dem Reichthum der über den Schriftsteller zusammengestellten Bemerkungen Niemand befremden werden. An andern Stellen wird man dagegen durch unbekante Notizen und eigene Ideen, die einer strengen Prüfung unterworfen zu werden verdienen, überrascht. Von der erstern Art wollen wir nur (VIII, 245) P. Antonio de Govea über die Persepolitischen Inschriften, von letzterer die mehrmahls wiederholte Behauptung, daß Chaldäisch mit dem Altpersischen und Sanscrit verwandt sey (s. B. V, 435), zum Beweis anführen, weil uns der Raum Sparsamkeit der Belege gebietet.

Ob der Herausgeber den Plan gehabt habe, seinen Chardin, als Haupt-Autor über Persien, zur Uebersicht unserer zeitigen Kenntnisse von diesem Reiche zu bestimmen, und ihn deßhalb mit so zahlreichen ergänzenden und erweiternden Notizen begleitet habe, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, da es darüber an einer ausdrücklichen Aeußerung, und auch an einem Verzeichniß der nach Chardin erschienenen Reisebeschreibungen nach Persien, fehlt, welche in diesem Falle nicht hätte mangeln dürfen. Man muß daher annehmen, daß die Ergänzungen mehr dem Zufall, als einem festen Plan, ihre Entstehung zu verdanken haben; es scheint ihrem Verfasser weder um genaue Erforschung und um Erschöpfung der berührten Materien, noch um vollständiges Ergänzen seines Autors, zu thun gewesen zu seyn: die Zusätze sollten bloß enthalten, was gerade dem Verfasser zur Erläuterung seines Autors gegenwärtig war; zuweilen bloß Notizen, an die ihn sein Autor erinnerte, oder die er gerade unter seinen Samm-

lungen fand, ohne eigene genaue Prüfung hingestellt. Man kann daher mit ihm nicht wegen mancher wichtigen Auslassungen rechten: dessen ungeachtet wird in Zukunft Niemand, der Chardin's Reise brauchen will, diese Ausgabe entbehren können, wenn gleich nicht gerade immer zur Berichtigung, so doch zur Erinnerung an Manches, was seitdem richtiger und vollständiger dargestellt worden, und zur Vollendung des von dem Herausgeber beygebrachten Zusages. Das ausführlichste Supplement ist die Notice chronologique de la Perse depuis les temps les plus reculés jusqu'à ce jour (Vol. X. S. 151-244), wodurch Hr. Langles ein von Chardin in seiner Reise mehrmahls gegebenes, und nachher doch nicht gehaltenes, Versprechen, einen chronologischen Abriss der Persischen Geschichte zu geben, hat erfüllen wollen. Aus eigenen Forschungen ist diese Uebersicht nicht erwachsen; bey jeder Periode ist irgend ein neuer Bearbeiter derselben zum Grunde gelegt und nur in Auszug gebracht: von den ältesten Zeiten bis auf die Aschganier oder Arsaciden Will. Jones; von da an bis zu der Eroberung des Landes durch die Araber, Visconti (der Verfasser der Iconographie grecque): Richter's historisch-critischer Versuch der Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie, aus dem sich manche nähere chronologische Bestimmungen hätten nehmen lassen, ist dem Verfasser entgangen. Die Periode von der Einverleibung Persiens in das Chalifat bis zu den Sophi (vom J. Ehr. 652-1501) ist selbst für einen bloß chronologischen Abriss viel zu kurz behandelt: die Dynastien, welche seit dem neunten Jahrhundert in Persien auf- und abtraten, sind kaum mit ihren Nahmen berührt.

Einen andern, vom Texte des Buches abgesonderten, Zusatz enthält der erste Band: ein Leben Chardin's. Der Stoff dazu ist fast bloß aus zerstreuten Stellen der Reisebeschreibung zusammengestellt, und enthält daher wenig Neues. Selbst der Umstand ist dem Biographen entgangen, daß von den Notes sur un fort grand nombre de passages de l'Ecriture Sainte, die Chardin herauszugeben Willens war, sechs so genannte Nachrichten in die Hände des Engländers Harmer gekommen, und in die zweite Ausgabe seiner Observations on divers passages of Scripture eingedruckt worden sind. Man findet sie auch in dem dritten Theil der Deutschen Uebersetzung der Beobachtungen über den Orient, welcher die Zusätze der zweiten Englischen Ausgabe enthält (Hamburg 1779. Octav). Das Verhältniß, in welchem Chardin gegen das Ende seiner Reisen zu seinem Zeichner Grelot stand, hat keine neue Aufklärung erhalten. Um sich für seine Mühe bezahlt zu machen, soll ihm Chardin die Zeichnungen von Constantinopel, auch wohl die dazu gehörigen, von Chardin abgefaßten, Papiere überlassen haben. Da Grelot in seiner Beschreibung von Constantinopel Chardin's mit keinem Worte erwähnt, so ist es herkömmlich, Grelot einen Undankbaren zu schelten, obgleich auch der Fall sehr denkbar ist, daß Grelot gegründete Ursachen zu Beschwerden gegen Chardin gehabt, und Zartheit des Gefühls sein Stillschweigen veranlaßt habe, um einem mehrjährigen Freunde seine Unzufriedenheit nicht öffentlich bezeugen zu müssen. Hr. Vangles ist so billig, zu gestehen, daß die wahren Ursachen der Mißverständnisse unbekannt wären. Die Kupfer sind treu nachgestochen und gut gearbeitet.

Berlin.

Platonis Dialogi selecti, cura Lud. Frid. Heindorfii. Vol. I. E libr. Naukiana. 1802. Enthält den Lysis, Charmides, Hippias major und Phaedrus. Eben daselbst Vol. II. ann. 1805, welches den Gorgias und Theaetetus umfaßt. Vol. III. ann. 1806, oder der Cratylus, Parmenides und Euthydemus. Endlich Vol. IV. pars pr. oder der Phaedon, ann. 1809, und vollständig: Phaedon, Sophistes und Protagoras. Ven. Hitzig. 1810.

Wenn man bedenkt, wie unverzeihlich der Platon in den neuern Zeiten von den Philologen vernachlässigt war, wie diesem in so manchem Betracht unvergleichlichen Schriftsteller noch nicht zur Hälfte die Hülfe und Erklärung zu Theil geworden war, deren viele der schlechtesten sich längst erfreuen, so muß man in alle Wege den Eifer loben, mit welchem die treffliche Wolfische Schule den ersten Griechen in seine Rechte einzusetzen Anstalt macht. Darum können wir auch nicht umhin, den Lesern dieser Blätter die verspätete Anzeige der Heindorfischen Bemühungen um den Platon nachzuholen. Zwar verspricht diese Ausgabe nur Dialogos selectos, indeß auch diese sind dankbar anzunehmen, bis die versprochenen größern Ausgaben erscheinen. Ein großer Schatz neuer Collationen stand dem Herausgeber nicht zu Gebote, doch erhielt er Einiges, wie eine Collation des Stobäus zu Paris für die in demselben angeführten Stellen aus dem Phaedrus, von Schneider überlassen; ferner zum Cratylus, ebenfalls von Schneider, die Collation des Codex Gudianus in der Wolfenbütteler Bibliothek; in den übrigen war er meist an das Frühere gewiesen, das er aber besser genutzt hat. Es kam

ihm dabey zu statten seine vorzügliche Belesenheit im Platon, dann die Unterstützung Schleiermacher's und Kuttmann's, deren in den Noten mehrmahls Erwähnung geschieht, und von dem letztern ist auch im zweyten Volumen ein eigenes Auctarium Animadversionum in Gorgiam et Theaetum angehängt. Der Text ist mit einem fortlaufenden Commentar begleitet, wo in den nöthigen Fällen von den Lesarten kurze Rechenschaft gegeben, besonders aber der Sprachgebrauch des Platon erläutert wird. Man findet hier sehr viele glückliche Verbesserungen und Erklärungen dunkler Stellen, und dabey eine lobenswürdige Bescheidenheit, welche nicht verschmäht, wo sie keine Hülfe weiß, dieses freymüthig zu bekennen. Bey dem allen ist der Commentar eher kurz, als ausführlich zu nennen, und es ließe sich derselbe sehr wohl um das Doppelte vergrößert denken. Dafür hätte manches Unbedeutendere wegfallen können, wie die genugsam bekannte Comparativconstruction *μανικώτεροι ἢ ἀνδραγαθώτεροι* Theaet. p. 289, das *ἔλαρον εἶναι μὴ* Lysis p. 8 u. Aehnliches, was jedoch hier ungleich seltener ist, als in andern Commentaren. Besonders ist die Erklärung kurz in allem, was zum Sachverständniß gehört, u. beschränkt sich vornehmlich auf die Sprache. Man findet daher hier auch wenig Auskunft, wir wollen nicht sagen, über die Philosophie des Platon, was außer dem Gesichtskreis des philologischen Erklärers liegen kann, aber auch über den Zusammenhang in den Gesprächen und dem Fortschritt von einem zum andern, u. wenn auch die Schleiermachersche Uebersetzung und was dort in den Vorreden von demselben über die Folge sowohl der Gespräche, als den Inhalt, scharfsinnig bemerkt ist, als Ergänzung gedacht wird zu dieser Ausgabe, so wird doch schwerlich dadurch ein junger Freund

des Platon sich mit allem ausgerüstet finden, was zum vollständigen Verständniß dieser Schriften gehört. Doch wir wollen uns lieber zu dem wirklich Vorhandenen wenden, und von den Erklärungen einige Beispiele geben; da wir aber auch hier der Kürze uns befeßigen müssen, so wird es hinreichen, den Herausgeber nur durch Einen Dialog zu begleiten. *Theaet.* p. 288 dieser Ausgabe: Το γὰρ εὐμαθῆ ἔντα, ὡς ἄλλω χαλεπὸν, πρῶτον αὖ εἶναι διαφερόντως καὶ ἐπὶ τοῦτοις ἀνδρείον παρ' ὄντινον. ἐγὼ μὲν οὐτ' ἂν ὤμην γενέσθαι. οὔτε ὁρῶ γιγνομένους. Der Herausgeber, der mit Recht die Stelle für unverdorben hält, zieht für die Erklärung vor, das erste als casus absolutus durch quod attinet ad zu bestimmen, und nach γενέσθαι zu ergänzen τοιοῦτόν τινα. Allein die Ergänzung dieses τοιοῦτόν τινα ist gewiß anstathhaft, und gerade wenn eine solche Construction des Infinitivs mit dem Artikel im Anfange des Satzes steht, wird gewöhnlich das Beziehungswort auf irgend eine Art nachgebracht, wie eben die vom Herausgeber für seine Erklärung angeführten Stellen und viele andere beweisen. Es ist also gewiß das Ganze als eine untheilbare Construction anzusehen, u. der Vorschlag war nicht zu verwerfen, welcher das letzte im Allgemeinen durch οὐτ' ἂν ὤμην δύνατον erklärte. Denn daß Platon alsdann für γιγνομένους würde γιγνομένον geschrieben haben, wie Hr. H. meint, ist doch unnöthig, und gar kein Beweis, daß nun das Uebrige auch sprachrichtig sey. Wir sehen in der That gar nicht, daß Platon, nachdem er einmahl den Satz so angefangen, und das folgende γιγνομένους auch in der ersten Stelle dasselbe Verbum nöthig machte, anders hätte schreiben müssen, als er wirklich schrieb. S. 306: Καὶ ἐὰν νέον ὄν δόξῃ ἀμβλίσκειν, ἀμβλίσκουσι. Hier, wo das νέον ὄν ganz unverständlich ist, schlägt der Herausgeber καὶ ἐὰν δέον δόξῃ vor, wel-

ches aber. Griechisch schon δὲν δόξῃ heißen würde. Buttmann, der im Anhange δ'αβλίσκειν richtig erklärt durch ἀποβάλλειν, διαφθερίζειν τὸ νόημα, auch mit Jug den Heusde widerlegt, möchte so Etwas, wie νοσῶδες ὄν, substituiren. Allein dann würde auch noch ein Substantiv nöthig werden. Es scheint am besten, νόον zu streichen, und καὶ ἐν αὐτῷ δόξῃ ἀμβλίσκειν zu lesen. S. 309: Πολλοὶ ἤδη τοῦτο ἀγνοήσαντες καὶ ἑαυτοὺς αἰτιατάμενοι, ἐμοῦ δὲ καταφρονήσαντες; ἢ αὐτοὶ ὑπ' ἄλλων πεισθέντες ἀπῆλθον κ. τ. λ. Iokhen wir die Verbesserung des Herausgebers ἢ αὐτοῦ ἢ ὑπ' ἄλλων κ. Denn wenn Schleiermacher in den Noten zu seiner Uebersetzung behauptet, dieser Gegensatz lasse sich nicht, wie er doch müßte, auf das Frühere zurück beziehen, so ist dieses nur so lange wahr, als man auch ἀγνοήσαντες mit herein zieht: was unnöthig ist. Man übersetze also: Viele, indem sie dieses nicht wußten, und entweder aus eigenem Wahn, oder durch Andere überredet, sich selbst alles zuschrieben, mich aber verachteten, gingen fort. Was er aber selbst vorschlägt, ἢ nach ἤδη einzusetzen, würde, des unbequemen αὐτοὶ nicht zu erwähnen, bestimmt keinen Gegensatz geben. Denn man kann sich ja die Ueberredung der Andern nicht anders denken, als daß sie, eben auch durch Erregung jener falschen Meinung, vom Socrates abwendig machte. S. 315: μηδενὸς δυτος ἐνός μητὲ τινός μητὲ ὁποιοῦν ist zwey Mahl μητὲ für μητὲ zu schreiben. Denn sonst entstünde eine unstatthafte Eintheilung, die auf das Frühere zurück bezogen werden müßte, während hier nur fortgehende Bestimmung ist. S. 318 ist in ἢ οὐχ αὐταὶ γενέσεις πυρός nichts zu ändern, wenigstens würde αὐταὶ αἱ γενέσεις πυρός für τοῦ πυρός ein Solocismus seyn. S. 325 stimmt Buttmann richtig mit Heusde darin überein, daß nach ἡμῖν der Satz zu schließen sey; daß aber dessen ungeachtet mit

ὦν im Folgenden fortgefahren werde, wird wohl Jeder in dieser Stelle für eine große Härte erkennen. Wir sind der Meinung, daß statt ὦν wenigstens οὐκοῦν gelesen werden müsse. S. 346 oben ist τῷ λόγῳ zu σκοπομένους zu ziehen. S. 355: Δείγῃ μέντοι, εἰ σώσοιμεν τὸν προὔδεν λόγον, ist σώσοιμεν zu lesen. S. 366: ἀλλ' οἶμαι, πονηρῶς ψυχῆς ἔξει δοξάζοντα συγγενῆ αὐτῆς χρηστῆ ἐποίησ' ἀξίως εἶτα τοιαῦτα, stimmen wir mit dem Herausg. für den Dativ χρηστῆ. Schleiermacher will χρηστῆ im Nominativ; allein das τοιαῦτα steht in der ganzen Stelle von der Person, und eine Zweideutigkeit kann nach dem ganzen Zusammenhange gar nicht Statt finden. Eben das. unten halten wir mit Schleiermacher ἀληθεῖς für falsch. S. 370 ist προσηρέαμην nicht notwendig corrupt, so wenig als ἐπήρξατο Hom. hymn. in Apoll. v. 125 ed. Herm. S. 379 unten ist ἔπειτα δὲ zu schreiben. S. 398: Ἰλιγγίων τε γάρ, ἀπὸ ὑψηλοῦ κρημασθεῖς καὶ βλέπων μετέωρος ἄνωθεν, ὑπὸ ἀηθείας, ἀδημονῶν τε καὶ ἀπορῶν κ. τ. λ. ziehen wir ὑπὸ ἀηθείας ebenfalls zu Ἰλιγγίων, und sehen die beiden Participle κρημασθεῖς und βλέπων als Erklärung von Ἰλιγγίων an; aber deswegen muß nun auch notwendig καὶ vor ἀδημονῶν ausgefallen sein, da man ja nicht sagen kann Ἰλιγγίων — ἀδημονῶν τε καὶ ἀπορῶν. Schleiermacher scheint dieses gefühlt zu haben, und beginnt daher in seiner Uebersetzung des zweyten Colon schon von καὶ βλέπων, wodurch aber dieses unbequem von dem Vorhergehenden abgerissen wird. S. 421 vermuthen wir mit Schleiermacher τὴν δὲ φορὰν καὶ περιφορὰν. P 425 med. ist οὔτε τιν' ἄλλην zu schreiben. S. 427: Οὐκοῦν ὦ Θεόδωρε, τοῦ τε σοῦ ἑταίρου ἀπηλλάγμεθα καὶ οὐπω συγχωροῦμεν αὐτῷ κ. τ. λ. muß man mit dem Herausg. οὐπω gegen οὔτω beschließen. Denn weder kann im folgenden ἄν μή

Φρόνιμος τις ἢ heißen, was Schleiermacher will, indem er οὕτω vertheidigt, noch auch will die ganze Verbindung der Sätze anders, als so: Sowohl den Protagoras sind wir los, und geben ihm seinen Satz noch nicht zu, als auch, daß Erkenntniß Nachahmung sey; werden wir nicht zugeben u. Daß aber οὕτω sei γαρρούμεν milder ist, als ἀπηλλάγμεθα, daran darf doch Niemand sich im Platon stoßen. S. 430 ist vortrefflich von Buttman verbessert. P. 430 infr. behalten wir die Personen-Abtheilung der Aldina mit Schleiermacher. S. 455 ἢ μὴ οἶδεν, αἰσθάνεσθαι δὲ erklärt Schleiermacher richtiger. S. 459: Παραλαβέτω δὴ γέ που — τὸ ἀμφοῖν γινώσκοντα καὶ ἀμφοῖν ὄρωντα ἢ τινα ἄλλην αἰσθησιν ἔχοντα ἀμφοῖν τῷ σημείῳ μὴ κατὰ τὴν αὐτοῦ αἰσθησιν ἀκρίτερον ἔχειν u. t. l. Richtig stimmt hier Buttman dem Heusde bey, der τῷ σημείῳ liest. Dagegen aber scheint unnöthig, nach ἀμφοῖν noch καὶ ἔχοντα ἀμφοῖν einzuschieben. Wohl aber mag, unsers Bedünkens, αὐτοῖν oder αὐτῶν gelesen werden müssen für αὐτοῦ, da αὐτοῦ für ἀκατέρου nicht abzusehen ist, auch an dieser Stelle, wo es auf genaue Bestimmung ankommt, keine sonst verzeihliche Unbestimmtheit zu dulden steht. P. 463 infr. ὅτι αὐτὸν τὸν ἀνδρωπον u. t. l.: darf αὐτὸν τὸν ἀνδρωπον gar nicht stehen; denn jenes αὐτὰ τὰ πέντε καὶ ἑπτὰ S. 464 ist, wie die Stelle zeigt, etwas ganz Anderes. Wir übergehen Dinge, wie πρὶν ἀν λάβοι S. 476 für λάβῃ, was auch sonst bisweilen übersehen ist, wie z. B. Gorgias p. 257 ὅτι ἀν τύχοι für τύχη; denn um wie Vieles der Text des Herausgebers in solchen Dingen correcter ist, wird man leicht finden, wenn man z. B. den Wyttenbachschen Phaedon mit der Ausgabe des Hrn. Heindorf vergleicht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 19. April 1813.

Göttingen.

Ueber Wirtschafts-Anschläge oder Budgets. Ein Versuch, Privatwirthen, Kommüne- und Staats-Administratoren, besonders im Königreiche Westphalen, gewidmet von Georg Friedrich Petersen, Commissair des vorigen Marstalls und Geflüts-Departements zu Hannover. 1811. Bey J. Fr. Dankwerts. Auf XVI und 86 S. in Octav.

Rec. kann freylich einen Wirtschaftsanschlag für nichts anders, als die Darstellung der Resultate des Wirtschaftsplans in Zahlen ansehen; in der Anweisung zu der Ausarbeitung eines solchen Anschlags also auch nicht die Vorschriften für die Aufstellung des Wirtschaftsplans, sondern nur diejenigen suchen, wodurch die Darstellung des Plans in Zahlen ihre nähere Bestimmung erhält, und folglich der oben genannten Schrift in der Hauptsache seinen Beyfall nicht geben, indem sie sich mehr mit dem Wirtschaftsplane, als mit dem Anschlage selbst beschäftigt, und diesen Gegenstand doch auch selbst im Allgemeinen nicht erschöpft; weil hier nicht die rechte Stelle dazu war. Un-

Q (3)

bemerkt kann er aber nicht lassen, daß er an dem Verfasser einen sehr denkenden Kopf, und in dem Gesagten viel Gutes und Treffendes gefunden hat. Wenn indessen der Verfasser tadelt, daß man sonst im Preussischen auch auf 6 Jahre hinaus Anschläge gemacht habe, so hat er wohl nicht erwogen, daß man sie bey den sechsjährigen Pacht- und Wirthschafts-Perioden auf weniger Jahre gar nicht machen konnte, und daß die Ersparung der Veranschlagungskosten in $\frac{2}{3}$ dieser Perioden für den Staat wohl noch ein größerer Gewinn war, als die kleinen Vortheile, die durch die jährliche Wiederholung dieser Arbeit bey der Einnahme oder Ausgabe hätten heraus gerechnet werden können. Beym Lesen dieser sonst interessanten Schrift fällt übrigens hier und da der gesuchte und doch nicht immer richtig getroffene Ausdruck etwas auf, als z. B. Güter-Quellen statt Fonds, sanctionirtes Anschlag statt genehmigter, und dergl.

Paris.

Bei P. Didot, dem ältern: *Choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs, mesurées et dessinées par Charles Percier et P. L. F. Fontaine.* Livraison VII. VIII. IX. Pl. XXXIX – LVII. S. 29 – 43 in groß Folio.

In unserer Anzeige der ersten Lieferungen dieses Werks (s. diese Blätter vom J. 1811 St. 196 S. 1954) haben wir bereits bemerkt, daß es zu den unterhaltendsten Producten des Französischen Künstlerfleißes gehöre. Jetzt können wir versichern, daß auch die Fortsetzung unsern Erwartungen entsprochen hat, wir mögen die Ansichten, oder die technische Ausführung, die lehrreichen Alterthümer und die typographische Schönheit des Ganzen be-

trachten. Mit dieser Fortsetzung ist auch die noch fehlende zwanzigste Kupfertafel erschienen, die als Frontispice zur Beschreibung der Villa Borghese dienen soll, und den Tempel des Aesculap, verschiedene antike Bruchstücke der genannten Villa, einen herrlichen Altar, und die ruhende Statue einer Fußgöttin oder einer Nymphe darstellt. — Pl. XXXIX. Frontispice, zur Beschreibung der Villa Madama gehörend. Ein schön componirtes Blatt, das zugleich den geometrischen Grundriß dieser Villa enthält. Sie liegt eine halbe Meile von der Porta Angelica, am Abhange des Berges Marius, und ist von dem Cardinal Julius von Medicis, in der Folge Pappst Clemens VII., nach den Zeichnungen Raphael's, oder, wie Andere wollen, Julio Romano's erbauet worden. Den Nahmen Villa Madama erhielt sie von der Margaretha d'Austria, einer natürlichen Tochter Carls V., die sie bewohnte, und als Witwe des Alexanders von Medicis im J. 1538 den Octavius Farnese, Herzog von Parma, heirathete. Alle Güter des Hauses Farnese fielen späterhin an den Neapolitanischen Hof. Die architectonischen Schönheiten der Villa erinnern an die goldenen Zeiten der Mediceer. Vor der Beschreibung im Texte ist ein meisterhaftes Bruchstück aus der Villa Albani angebracht, das zwey Amorine darstellt, von denen der eine einem geflügelten Greif zu trinken gibt, der andere aber auf der Leyer spielt. Pl. XL. Grundriß der Villa Madama. (Auf demselben Blatte sieht man einen Grundriß der Villa Sacchetti, von der gleich die Rede seyn wird). Pl. XLI. Ansicht der Villa Madama, genommen auf einer niedrigen Terrasse seitwärts des großen Saals. Pl. XLII. Ansicht des großen Saals des Casino der Villa Madama. Pl. XXXIX. (zwey Mahl) Grundriß, Durchschnitt und Aufsriß der Villa Sac-

getti, restaurirt nach den vorhandenen Ruinen. Dieser romantische Ort liegt in einem kleinen Thale des Berges Marius, und verdankt sein Daseyn dem Cardinal Julius Sacchetti im J. 1626, der sich der Zeichnungen des Pietro da Cortona bediente. Die Verfasser glauben, daß die Villa noch vor ihrer Vollendung in Trümmer verfallen sey. Sie haben sich viele Mühe gegeben, die Richtung der Fundamente aufzufuchen, und nach diesen und den noch da stehenden Ruinen das Ganze darzustellen. Pl. XLIII. Ansicht der Ruinen der Villa Sacchetti, von der Seite des Haupteinganges. Villa Altieri. Sie befindet sich innerhalb Roms, gegen Ende des Esquilinischen Berges, auf der Straße San Felice, zwischen Santa Maria Maggiore und Santa Croce in Jerusalem. Der Architect, der den Plan zu derselben entworfen hat, war Giovanni Antonio De' Rossi. In der Anlage des Ganzen herrscht eine edle Einfachheit. Der Pallast ist mit Malereien, die Villa mit Statuen und andern Monumenten verziert. Pl. XLIV. Grundriß der Villa Altieri, mit einem Theil des Gartens. Pl. XLV. Ansicht der Facciade der Villa Altieri. Am Schlusse der Beschreibung (S. 34) sieht man ein schönes Basrelief aus der Villa Albani, das den Theseus darstellt, wie er den großen Stein wegschiebt, unter dem das Schwert und die Schuhe seines Vaters Aegeus verborgen liegen. Es ist bereits in Winkelmann's Monumenti inediti aus Licht gestellt. Villa des Papstes Julius. Sie liegt außerhalb Roms, unweit der alten Via Flaminia, und ward vom Papst Julius III. im J. 1550 erbauet. Vasari behauptet in seinen Schriften, daß er die ersten Zeichnungen dazu geliefert habe: allein nach Andern gebührt der Ruhm dem großen Michel Angelo. Mehrere Künstler wandten ihre Talente zur Verschönerung dieser Villa an, vorzüglich Giacomo Barozzi, genannt

Mignola, Bartolomeo Ammanati und Taddeo Zuccheri. Letzterer malte die Arabesken und die übrigen Vorstellungen, welche die zirkelförmige Galerie schmücken. Die Villa hat ihren alten Glanz völlig verloren, und wird gegenwärtig *la vigna di papa Giulio* genannt, weil alle Gärten in Nebenhügel verwandelt, und die Statuen nach dem Vatican gebracht worden sind. Allein das Hauptgebäude verdient seiner Schönheit und Zierde wegen noch die Aufmerksamkeit geschmackvoller Kenner. Pl. XLVI. Grundriß der Villa des Papstes Julius. Pl. XLVII. Allgemeine Ansicht des Casino, eben daselbst. Pl. XLVIII. Ansicht des innern Hofes und einer unterirpischen Grotte. Pl. XLIX. Ansicht des innern großen Hofes, der mit einem prachtvollen Porticus, von Ionischen Säulen getragen, und mit Malereyen von Zuccheri geschmückt, versehen ist.

Villa Bolognetti. Diese Villa, in der Nähe von Porta Pia, wurde von dem Cardinal Mario Bolognetti ums J. 1743 nach dem Entwurf des Nicola Salvi aufgeführt, der mit großer Kunst die Schwierigkeiten des Terrains zu bestegen wußte. Pl. L. Grundriß der Villa. Pl. LI. Ansicht des Hofes und des Casino der Villa.

Villa Monte Dragone. Sie liegt 12 Meilen von Rom zwischen Frascati u. Monte Porzio, in einer Gegend, wo man Rom, die Sabinischen u. Umbrischen Gebirge, und die ganze Ebene bis zum Gestade des Meeres überschauen kann. Ihr Stifter war der Cardinal Marco Litico Altamps, ein Neffe Pius V., der sich des Baumeisters Martino Lunghi bediente. Sie wurde im J. 1567 angelegt, von Gregor XIII. zu seinem Landsitze gewählt, auf das prächtigste aber von Paul V. und seinem Neffen, dem Cardinal Scipione Borghese, verschönert. Die offene Galerie nach dem kleinen Garten zu wurde von Flam. Porzio angefangen, und von Giov. Vasanzio vollendet. Unstreitig sind die Gebäude dieser Villa die

größten ihrer Art in der Nähe von Rom, und jede Beschreibung ohne Ansicht der Kupfer würde nur ein schwaches Bild ihrer Herrlichkeit geben können. Nach dem Tode Pauls V. fiel sie als Erbtheil an die Familie Borghese; gegenwärtig ist sie ganz verlassen, vieler ihrer Schönheiten beraubt, und verfällt immer mehr u. mehr. In kurzer Zeit wird man nur ihre Ruinen bewundern. Pl. LI. Grundriß der Villa Montecavallo, mit einem Theile der Gärten. Pl. LII. Allgemeine Ansicht der Villa. Pl. LIV. Ansicht des Springbrunnens. Villa Taverna oder Borghese. In der Nähe von Frascati, nicht weit von der oben beschriebenen, liegt diese Villa, welche der oben erwähnte Cardinal Scip. Borghese nach den Zeichnungen des Girol. Rainaldi errichten ließ. Sie ist zwar nicht so prächtig, als die Villa Montecavallo; allein die Zimmer sind besser vertheilt, u. gemächlicher eingerichtet. Die Verff. preisen bey dieser Gelegenheit mit Recht die Kunstliebe Pauls V. u. seinen Hang zu großen architectonischen Unternehmungen. Er hat nicht nur viele Bauten selbst aufgeführt, sondern auch mehre angefangene vollendet, namentlich den Pallast von Montecavallo, der gegenwärtig für den König von Rom eingerichtet wird; den Porticus von St. Peter, den Springbrunnen von aqua Paolina u. s. w. Pl. LV. Allgem. Grundriß der Villa Taverna. Pl. LVI. Ansicht d. Casino der Villa Taverna. Villa Muti. Wir wissen weder die Zeit, in welcher diese Villa angelegt worden ist, noch den Nahmen ihres StifTERS. Der edle Geschmack ihrer Bauart, u. die verständige Benützung des Platzes, verdienen die Bewunderung aller Kenner der Baukunst. Auch sie liegt in der Nähe von Frascati. Endlich Pl. LVII. Grundriß d. Casino der Villa Muti.

München.

Ueber Thucydides und Tacitus; vergleichende Betrachtungen; gelesen in der kön. Bayerischen Acad.

d. Riff. am 13. Oct. 1812 von Friedr. Roth, Dr. 23 S. in Quart. Ein einladendes Thema, das sich wohl zu einer öffentlichen Vorlesung schickte, und in dieser nicht ohne Geist behandelt ist. Der V. wirft seine Blicke zuerst auf die politischen, dann auf die bürgerl. Lagen beider Geschichtschreiber; dann auf d. Stoff ihrer Werke, auf ihre Quellen u. ihre Critik; auf die Treue ihrer Darstellungen; auf ihre Charactere, und den Abdruck derselben in ihren Werken; auf ihre Behandlung, Anordnung, u. endlich ihren Vortrag. Die Leser werden leicht erachten, daß ein weiterer Auszug aus einem solchen Vortrage sich nicht machen läßt, wenn man ihn nicht so gut wie ganz abschreibt. Statt dessen beschränken wir uns lieber auf einige Bemerkungen über einzelne Punkte. Eine Vergleichung zwischen beiden Geschichtschreibern muß schwer seyn, weil der Verschiedenheiten fast mehr, als der Aehnlichkeiten sind. Diese Verschiedenheiten mußten sowohl aus dem Innern des Einen und des Andern, als noch mehr aus den äußern Lagen der Staaten, worin beide schrieben, hervorgehen. Aber nicht weniger aus ihrem Stoff. Tacitus lebte durch diesen in der Vergangenheit, Thucydides in der Gegenwart. Tacitus stellte die Vergangenheit gewiß dar, wie sie ihm erschien: aber man kann doch zweifeln, ob sie ihm immer wahr erschien. Bei Thucydides fällt selbst dieser Zweifel weg. Daß er die Gegenwart so treu dargestellt habe, als sie von einem unbefangenen Schriftsteller sich darstellen ließ, in einer Lage, wie die seinige war, kann man ihm unmöglich absprechen. Aber Tacitus brachte zu seiner Geschichte mehr Gemüth; Thucydides mehr Verstand u. pract. Einsicht. Darum bildet Tacitus mehr den Character: aber Thucydides ist unterrichtender. Das Bild einer schon verdorbenen Monarchie, welches Tacitus uns aufstellt (wäre es auch durchaus treu aufgestellt) kann doch nicht so lehrreich seyn, als das Bild sich erst verderbender Freystaaten,

welches uns Thucydides gibt. Das Wirken des Despotismus überhaupt, vor allem aber eines so greuelvollen Despotismus, als Tacitus zu schildern hatte, ist einfach; denn der Despotismus wird immer einfacher, je mehr er wächst; und Caligula's Ausruf, er wolle, daß das Röm. Volk nur Einen Kopf habe, bezeichnet das Extrem desselben auf das treffendste; das Getreibe republicanischer Factionen in den Zeiten solcher Staatsumwälzungen, als die Griechischen zur Zeit des Peloponnesischen Krieges waren, behält immer den Reiz der Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Selbst auch in den ausgezeichneten Charakteren wird sich diese Verschiedenheit zeigen. Unter dem Schwerte des Despotismus ist Muth im Widerstande fast die einzige Tugend, für die Platz bleibt; wie viele dagegen könnten sich in dem Getreibe bürgerl. Unruhen u. Kriege entwickeln? Bey dem allen wirft doch Tacitus tiefere Blicke in das menschl. Herz; aber Thucydides tiefere Blicke in das menschl. Wirken. Die überraschende, oft furchtbare, Wahrheit, wenn er die verborgensten Falten des Gemüthes enthüllt, wird jenem Leser verschaffen, so lange der Mensch die Aufgabe für den Menschen bleibt; Thucydides könnte vielleicht uninteressant, wo nicht unverständlich, werden, wenn das Schicksal je eine Universalmonarchie herbeiführen sollte. Gauden doch auch im Röm. Reiche die Grammatiker u. Rhetoren wenig mehr an ihm, als seine Schreibart, merkwürdig; wie Wenige mögen wohl, außer Tacitus, ihn damals mit Verstand gelesen haben?

Die von dem Vf. gemachten Bemerkungen werden denkende Leser leicht zu weitern Betrachtungen führen. Wahr u. schön ist der Uebergang, den der Vf. am Ende zu der Veranlassung der Feier des Tages durch die, auch von der Regierung anerkannte, Wichtigkeit des Studiums der classischen Literatur macht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. u. 65. St.

Den 22. April 1813.

Göttingen.

Von Schneider: Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminal-Prozesses, von Dr. Christoph Martin, Justizrath und ordentl. Prof. der Rechte zu Heidelberg. 1812. 343 S. in Octav.

So sehr in den neuern Zeiten die Forschung philosophischer Rechtsgelehrten sich in reger Thätigkeit mit der Strafrechtswissenschaft beschäftigt hat, so wurde gleichwohl das gerichtliche Verfahren in Strafsachen sehr lange mit ziemlichem Kältsinne angesehen und vernachlässigt. Befremdend ist diese Erscheinung nicht. Die neue Epoche wissenschaftlicher Behandlung begann mit der neuen Epoche in der Philosophie. Die mächtige Erschütterung, welche der Philosophie frisches Leben und veränderte Gestalt gegeben, theilte sich der ihr verwandten Wissenschaft mit, wirkte aber darum zunächst bloß auf diejenigen Theile, welche mit ihr selbst in der nächsten Verührung standen. Vor allem regte es sich also am lebhaftesten in dem Gebiete des so genannten allgemeinen Theils des Strafrechts, wo es den höhern und höchsten Grundsätzen galt: etwas

N (3)

ffiller ward es schon in dem besondern theoretischen Theile, wo der zergliedernde Scharfsinn des Auslegers weit mehr zu thun fand, als der bloß in die Tiefe und Höhe strebenden Speculation zusagte; der Proceß, welcher nur dem Leben und Handeln galt, und wenig zu speculiren, freylich aber desto mehr zu beobachten gab, wurde meistens nur obenhin, gleichsam als ein bloßes Beywert, behandelt, und das Recht, sich um denselben Verdienst zu erwerben, bereitwillig dem so genannten Practiker überlassen. Nur einige Partien desselben, welche in den Kreis der Philosophie gezogen werden konnten, wie die Lehre von dem Beweis und von den Anzeigen (Indicien), gewannen schon im Anfange jener Periode wenigstens einen bessern Grund, eine würdigere Ansicht. Indessen verhält sich das Strafverfahren zu der Straf-Theorie ungefähr so, wie die Verwaltung eines Staats zu seiner Verfassung; diese sey noch so vortreflich, so steht es mit dem Ganzen schlimm, wenn die erstere fehlerhaft und verderblich ist. Die besten Strafgesetze werden zur Landplage, wenn es dem gerichtlichen Verfahren an Weisheit gebricht; die schlechtesten werden wenigstens erträglich, wenn die Proceß-Gesetzgebung wohl berechnet, und der Verstand des Richters durch Wissenschaft erleuchtet, durch feste Grundsätze geleitet ist. Sehr billig also, daß jene einseitige Vorliebe für die theoretischen Theile des Strafrechts allmählich verschwand. Sey es, daß man gegen die Verheißungen der Philosophie überhaupt mißtrauischer geworden, oder weil die alles erschütternden Zeitbegebenheiten den Geist aus seiner stolzen Selbstgenügsamkeit aufgeschreckt, und mehr auf das wirkliche Leben hingewendet haben: es trat, nebst manchen andern ehedem vernachlässigten Gebieten des practischen Wissens, auch der Criminal-Proceß zu

größerer Bedeutsamkeit hervor. Wir erhielten in kurzer Zeit theils über das Ganze, theils über einzelne Hauptgegenstände desselben verschiedene, mehr oder minder bedeutende, Werke, unter welchen vor allen Stübel's Handbuch des Criminal-Verfahrens in den Deutschen Gerichten genannt zu werden verdient. An einem zweckmäßigen Lehrbuche, welches den Criminal-Proceß selbstständig behandelte, fehlte es bisher. Hr. Prof. Martin sucht auch diesem Bedürfnisse durch das oben angezeigte Werk abzuheifen. — Sehr zweckmäßig trennte Hr. M. als Universitäts-Lehrer seine Vorlesungen über das Criminal-Recht von denen über den Criminal-Proceß; denn dieser ist viel zu wichtig und umfassend, als daß er nur als ein Anhang des ersten behandelt werden dürfte, wenn er nicht oberflächlich behandelt werden soll. Dem theoretischen Theile seiner Vorlesungen legte der Verf. das Feuerbach'sche Lehrbuch zum Grunde; für den Proceß bildete er sich ein eignes System, und las über Hefte, aus welchen dann vorliegendes Werk entstand. In der That sieht man es (die Lehre vom Beweis und von den Anzeigungen abgerechnet) dem Feuerbach'schen Werke nicht ganz un deutlich an, daß die Theorie des Processes von dessen Verfasser nur mit halber Zuneigung bearbeitet wurde. Was man von dem Verfasser eines Lehrbuchs hauptsächlich zu fordern berechtigt ist: daß er seines Gegenstandes und der Wissenschaft in ihrem dermaligen Zustande Meister sey, daß er diese Wissenschaft in einer der Sache selbst und dem Bedürfnisse des Unterrichts angemessenen Ordnung, zwar nur im Grundriß, doch zugleich in ihrem ganzen Umfange, in bündiger Kürze, aber auch klar und deutlich, darstelle; diese Forderungen hat der Verf. großen Theils erfüllt. In den Nachweisungen der Litteratur findet sich

einige Ungleichheit, welche aber nicht sowohl Hrn. M., als dem Schicksale des Buchs, zuzurechnen ist, und worüber sich derselbe in der Vorrede hinreichend gerechtfertigt hat. Was vorzüglich zu loben, ist die scharfe Parallele, welche zwischen dem Civil- und Criminal-Proceße gezogen, und durch alle Hauptlehren durchgeführt worden, so daß das Uebereinstimmende und Abweichende in den Grundsätzen beider Proceß-Theile überall sehr bestimmt in die Augen fällt. So werden auch immer zuerst die dem Anlags- und Untersuchungs-Proceße gemeinschaftlichen Grundsätze, sodann die eigenthümlichen Bestimmungen, wodurch sich die eine Proceßart von der andern unterscheidet, insbesondere abgehandelt. Dieses könnte, bloß von der practischen Seite erwogen, vielleicht tadelnswerth scheinen, weil denn doch der Deutsche Anlags-Proceß nur noch unter den Alterthümern lebt, mithin nach solcher Methode das Geltende mit dem Nichtgeltenden vermischt wird. Allein die Darstellung gewinnt dadurch an Gründlichkeit und wissenschaftlicher Haltung, die Anordnung der Theile an logischem Zusammenhange; auch können auf solche Art (weil denn doch der Anlage-Proceß nicht übergangen werden darf) unnöthige Wiederholungen vermieden werden. Ueberhaupt ist die systematische Anordnung des Deutschen Criminal-Processes eine der schwersten Aufgaben. Der Untersuchungs-Proceß hält keinen gleichförmigen Schritt, hat keinen fest bestimmten, nach gesetzlichen Regeln abgemessenen, Gang, zeigt keine durchgängig unterscheidbare Abtheilungen, keine dem Civil-Proceße, oder dem Verfahren vor einem Geschwornengerichte ähnliche Epochen der Verhandlung. Vieles, was in der Vorstellung mit Recht gesondert wird, wie z. B. die General-

und Special-Inquisition, fließt oft in der Wirklichkeit wieder zusammen, zeigt da wenigstens keine deutlich bezeichneten Grenzen. Welche Handlungen der Untersuchungsrichter vorzunehmen berechtigt und verbunden? mit welchen Bedingungen? in welcher Form? mit welchen Wirkungen? das ist wohl durch Gesetze, Gerichtsgebrauch und Rechtswissenschaft bestimmt. Aber wann? in welcher Ordnung? dafür gibt es außer dem Princip der Zweckmäßigkeit und Thunlichkeit keine allgemeine Regel. Wo daher der eine Untersuchungs-Proceß beginnt, da endigt vielleicht der andere; was hier gleich an der Spitze des Verfahrens steht, kann dort in der Mitte, dort am Ende, seinen Platz schicklich annehmen. Soll nun ein Lehr- oder Handbuch folgende zwei Forderungen erfüllen, soll es einerseits die einzelnen Handlungen und Bestandtheile des Processes gründlich darstellen, andererseits auch in klarem Bilde eine anschauliche Vorstellung von dem Gange des Verfahrens wiedergeben: so ist es ganz unthunlich, beide Zwecke auf Einem Wege zu verfolgen, ganz unmöglich, dieselben gleichsam mit Einem Mahle zu erreichen. Nimmt man, wie in ältern Lehrbüchern, z. B. dem Koch'schen, geschehen, den Gang des Processes zum Haupt-Princip der Anordnung: so werden unvermeidlich beide Zwecke verfehlt. Denn alsdann muß immer die Theorie der einzelnen Proceß-Handlungen so gelegentlich eingeschaltet werden, wodurch dann nicht nur die Darstellung des Proceß-Ganges selbst stets unterbrochen, mithin die klare Uebersicht unmöglich gemacht, sondern auch die Theorie der Proceß-Handlungen selbst verschoben, verzerrt und in unwahres Licht gestellt wird. Es bleibt daher nichts übrig, als, beides zu sondern, die Theorie der Proceß-Handlungen

von der Darstellung des Proceß-Ganges selbst, den rein-dogmatischen Theil von dem erzählenden getrennt zu behandeln. Diese Methode, welche zuerst Feuerbach angenommen, wird in ihrer Haupt-Idee auch von Hrn. M. befolgt, jedoch im Einzelnen auf eine ihm eigenthümliche Weise durchgeführt. Manchen Satz, manche Lehre, hätte Rec. freylich lieber an einem andern Orte gesehen; allein in solchen Dingen behauptet immer die eigne Ansicht billig ihre Rechte. Keine Anordnung ist so gut, daß nicht noch eine bessere zu wünschen wäre, und eine andere Ansicht ist dann doch auch nicht immer die beste. Einiges scheint übrigens selbst für ein Lehrbuch noch zu kurz abgefertiget. Bedarf auch das Ungehorsamsverfahren keines eignen Abschnittes, so ist doch das Sätzchen Nr. V. in dem §. 55 bloß eine Andeutung des dem Rechts-Proceße zum Grunde liegenden Principis. Hätte nicht in der Abtheilung, welche die Mittel zur Benützung der gerichtlichen Erkenntnisquellen zum Gegenstande hat, wo unter andern gehandelt wird von den Zwangsmitteln zur Bewirkung des Erscheinens vor Gericht, auch das Ungehorsamsverfahren wenigstens einen Paragraphen verdient? Für einen besondern Mangel unserer Lehr- und Handbücher achtet es Rec., daß darin meistens die Frage über das Recht zur Wiederaufnahme der Untersuchung nur so obenhin, und nicht in ihrem vollständigen Zusammenhange, behandelt wird. Die Rechtsgelehrsamkeit auswärtiger Staaten ist in Erörterung und Begründung einer Theorie über das: bis in idem oder non bis in idem, weit belehrender, als die unsrige. Was unser Verf. §. 21 hierüber sagt, ist wenigstens nicht erschöpfend. Denn das Problem: wann das Verbrechen, wel-

ches schon Gegenstand richterlicher Beurtheilung gewesen, von neuem Gegenstand der Untersuchung und Beurtheilung werden dürfe? löset sich in drey untergeordnete Fragen auf, je nachdem dasselbe bezogen wird entweder auf die Voraussetzung, 1) daß der Angeeschuldigte nur von der Instanz entbunden worden, oder 2) daß über das Verbrechen ein lossprechendes, oder 3) ein verurtheilendes Erkenntniß ergangen. In der letztern Hinsicht ist besonders weiter zu untersuchen a) in wie weit zum Vortheil des Verurtheilten, oder b) zum Nachtheil desselben die Untersuchung wieder aufgenommen werden dürfe? daß, wie §. 21 gesagt wird, ein Verbrecher nicht mehr untersucht werden dürfe, wenn er "wegen des in Frage stehenden Verbrechens von der zuständigen Behörde bereits verurtheilt worden ist," bedarf wenigstens noch mancher nähern Bestimmung, um ganz richtig zu seyn. — Wenn §. 20 behauptet wird, ein Staat habe wegen der im Auslande begangenen Verbrechen kein selbstständiges Recht zu Ausübung der Criminal-Gewalt, es sey sogar der Inländer in Ansehung dessen, was er im Auslande unternimmt, als temporeller dortiger Unterthan nur den dortigen Gesetzen unterworfen: so scheinen die Grundsätze, von welchen hier auszugehen ist, etwas zu einseitig ergriffen zu seyn. Könnte auch jene Behauptung durch ein Raisonnement aus bloßen Begriffen begründet werden, so würde sie doch aus Gründen der höhern Politik und in völkerrechtlicher Beziehung schwerlich einem Gesetzgeber zu empfehlen seyn. — Denjenigen Rechtsgelehrten, welche zur Begründung der Prävention die Ladung des Angeeschuldigten oder andere der Ladung gleich geltende Gerichtshandlung erfordern, wird im §. 41 der Vorwurf gemacht.

daß von ihnen die Rechtshängigkeit mit der Prävention verwechselt werde. Diesen Vorwurf könnten jene Rechtsgelehrte fogleich mit der Bemerkung ablehnen, daß diese Rechtshängigkeit es sey, welche im Fall einer Collision verschiedener Gerichtsstände das ausschließende Vorrecht des einen vor dem andern begründe, und zwar um so mehr, als der eigentliche Criminal-Proceß erst mit solchen Handlungen beginne, welche gegen eine bestimmte Person als Urheberinn der That gerichtet sind. — Daß das gemeine Recht keine eigentliche Rechtskraft eines peinlichen, zumahl verurtheilenden, Erkenntnisses anerkenne, ist wohl richtig; daß aber das Gegentheil den Grund-Principien des heutigen Criminal-Processes (d. i. des Untersuchungsverfahrens) widerspreche, wie §. 56 allgemein behauptet wird, dürfte zu viel behauptet seyn. Wäre dem so, dann müßte auch jede Gesetzgebung, welche das Gegentheil verordnete, eines Widerspruchs mit sich selbst beschuldigt werden. Und doch sind erhebliche Gründe vorhanden, welche die Rechtskraft peinlicher Urtheile in jeder Proceßart rätlich und selbst nothwendig machen. Gehen lossprechende Erkenntnisse nie in Rechtskraft über, so bleibt ein Bürger, welcher die Beschwerden und Gefahren eines Criminal-Processes siegreich bestanden, sein Leben lange der Gefahr ausgesetzt, wegen derselben That, worüber schon von seinem Richter gültig erkannt worden, von neuem beunruhiget zu werden. Gibt es für verurtheilende Erkenntnisse keinen bestimmten Punct, bey welchem sie fest bestehen, so ist die Kraft der Criminaljustiz-Verwaltung gelähmt. Freylich kann die Rechtskraft lossprechender Erkenntnisse vielleicht einmahl einen Schuldigen der Strafe entziehen; die Rechtskraft verurtheilender

Erkenntnisse vielleicht einem Unschuldigen oder minder Schuldigen einmahl zum Nachtheile gereichen. Allein ist es denn anders bey der Rechtskraft der Civil-Urtheile? Dort, wie hier, ist es lediglich die Gerechtigkeit, welche durch den Ausspruch geltend gemacht werden soll. Ein Wiederaufnehmen der Untersuchung verträgt sich mit der Rechtskraft peinlicher Erkenntnisse eben sowohl, als das Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand mit der Rechtskraft der Urtheile in bürgerlichen Streitsachen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß, wenn die unbedingte Verhauptung gegründet ist: kein peinliches Urtheil gehe in Rechtskraft über, schwerlich ohne Widerspruch behauptet werden mag, daß (wie §. 31 gesagt wird) ein Verbrechen für getilgt zu achten sey, welches von der zuständigen Behörde bereits gestraft worden ist. Wie? wenn sich nach geschehener Bestrafung neue, die That beschwerende, Momente offenbaren; wenn die That, die als bloß fahrlässige Uebertretung bestraft worden, sich späterhin als vorsätzliches Verbrechen, der bestrafte Versuch als Vollendung, der gemeine Diebstahl als beschwerter Diebstahl offenbärt und dergl. Will man sich hier etwa mit der Bemerkung ausreden, es sey in solchen Fällen *idem delictum* nicht vorhanden? — Im §. III läßt der Verf. nächst dem Reinigungsseide auch noch den Erfüllungsseid zu dem Zwecke zu, um einen zu hoher Wahrscheinlichkeit gebrachten Beweis einer Einrede zu vervollständigen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß unter solcher Voraussetzung der Angeschuldigte zum Eide zuzulassen sey. Allein welches ist das Merkmal, wodurch dieser Eid wesentlich vom Reinigungsseide zu unterscheiden wäre? Er läßt sich ganz bequem unter den Ver-

griff vom Reinigungsseide bringen, und da niemals der Beschuldiger, sondern nur der Beklagte schwört, so ist wenigstens kein dringender Grund zu dieser Sonderung aufzufinden. — Der. hätte noch Vieles dergleichen zu erinnern. Allein solche Ausstellungen beweisen weiter nichts, als, daß der Recensent hier und da anders denkt, als der Verfasser, was dem erstern eben noch nicht zum Verdienste, dem letztern nicht zur Schuld zuzurechnen ist. Der Verfasser eines Lehrbuches hat keine Gelegenheit, seine Behauptungen vollständig zu begründen, zu erklären, zu entwickeln; daher hätte ein Beurtheiler gewonnen Spiel, welcher es darauf anlegte, seine entgegen gesetzten Ueberzeugungen als eben so viele Gründe des Tadels geltend zu machen.

Edinburgh.

(Fortsetzung der S. 608 abgebrochenen Anzeige des Abschnitts critical Analysis der drey ersten Vierteljahrs-Stücke des achten Bandes des Medical and Surgical Journal (s. oben S. 304).

Innerhalb zehn Jahre hatte Dr. Alley an Hydrargyria mitis 6 männliche und 4 weibliche Kranke, an Hydr. simplex febrilis 12 männliche und 7 weibliche und an Hydr. maligna 10 männliche und 4 weibliche Kranke. Es starben hiervon 6 männlichen und 2 weiblichen Geschlechts. Die vom Quecksilber bewirkte Neigung ist sicherlich die Ursache der Krankheit und nach Pearson unabhängig von Verkältung und der Menge des Quecksilbers. Alley führt so viele andere Speisen und Arzneyen an, die vom Magen aus Ausschläge auf der Haut erregen, aber nur wenige erzeugen einen blasenhaften Ausschlag. Die Behandlung der Hydrargyria mitis

erfordert nur Unterbrechung des Quecksilbergebrauchs, Verlassen des bis jetzt bewohnten Zimmers, warmes Abwaschen des Körpers und ein sanftes Abführungsmittel. Der Verf. ist in den schlimmeren Fällen sehr für Begießung mit kaltem Wasser, hat aber nicht selbst dieselbe in Anwendung gebracht. Warme Bäder fand er in dem Zeitpunkt der Eruption heilsam, so wie er den Nutzen von Purganzen rühmt. Säuren, die als säulnißwidrige Mittel und um den Durst zu stillen, nützlich sind, sind bey dem secundären Fieber selten anwendbar, weil dann ein Durchfall da ist, es sey denn, man verbinde sie dann mit Mohnsaff. China vermehrt die Brustzufälle. Dem Wein vertraut er sehr. Auf Reinlichkeit, Verhinderung des Einsaugens ist zu sehen, daher warmes Baden, sanftes warmes Abwaschen und die Anwendung absorbirender Mittel so viel leisten; eine Verbindung von der Kohle, Zink, Mehl u. s. w. rühmt er. Die Eruption scheint aus bloß braunen maculis zu bestehen, nicht unähnlich der pityriasis oder einigen Arten der Rubeola. Seit 1783 beschrieb Mr. John Pearson diesen Ausschlag in seinen Vorlesungen, die Aerzte der Royal Infirmary zu Edinburg kannten ihn schon lange. Mit Ausnahme einer kurzen Notiz von demselben in Benj. Vess's Treatise on Gonorrhoea machte ihn unser Verf. zuerst zum Gegenstand einer Schrift im Jahr 1804, und nannte ihn Mercurial Disease. Dr. Moriarty legte ihm aber den Rahmen Mercurial Lepra, Dr. Spens Erythema Mercuriale bey. Letztern Rahmen nahm Dr. M. Mullin in seiner Inaugural-Dissertation über diese Krankheit an. Pearson in seinen Observat. on the effects of various articles of the Mater. Med. in the cure of Lues Venerea, 2d. Edition und Dr. Willan führen ihn treffend als Eczema auf. Auf diesen Ausschlag die Aufmerk-

samkeit Deutscher Aerzte zu ziehen und ihn ihnen bekannt zu machen, damit sie solche Vorfälle, wenn sie in ihre Praxis fallen, zu würdigen wissen, veranlaßte diesen ausführlichen Auszug. Große Gelehrsamkeit und Genauigkeit wird dem Verf., der, während er eine neue, dritte Schrift über denselben Gegenstand ausarbeitete, starb, zugestanden, nur verbreite er sich zu sehr über verwandte Gegenstände.

6) Practical Observations in Surgery, illustrated by Cases: second edition, corrected and enlarged; with additional plates. By William Hey. 1810. 7) Transactions of the medical Society of London. Vol. 1. Part 1. London 1810. pp. 280. Eine Fortsetzung der 6. Bände Memoirs derselben Gesellschaft. Von dem, zum Theil wichtigen, Inhalt können wir nichts anziehen. Aus einer schrecklichen Vergiftungsgeschichte einer Londoner Familie und aus andern Nachrichten geht hervor, daß jetzt Zucker oft mit Blei vermischt wird. Sieben Fälle vom Gebrauch des Terpentindöhlts gegen den Bandwurm, wovon fünf davon befreuet wurden. Im sechsten Falle leistete es keine Hülfe, aber sein Gebrauch hatte auch keinen Nachtheil. Der siebente Kranke hatte früher eine Unze schon genommen, die einen Theil des Wurms mit weniger Beschwerde wegschaffte. Eine zweite solche Gabe verursachte heftiges Würgen, Stuhl- und Urinzwang, große Rückenschmerzen, und etwas Zumischung von Blut zum Urin. 8) Medico-Chirurgical Transactions, published by the Medical and Chirurgical Society of London. Vol. II. London 1811. Dr. Koget rettete ein Mädchen, das 60 Gran weißen Arsenik genommen hatte. Heftiges Brechen und Abführen hatte denselben wohl größten Theils ausgeleert; Verdünnungsmittel waren reichlich gegeben. Was nun ausgebrochen wurde, zeigte fei-

ne Spur vom Arsenik mehr. Alle Gefahr hing nun von der Magentzündung ab, und der Verf. ließ nun die Behandlung der idiopathischen Gastritis eintreten, Blutlassen bis zur Ohnmacht, ein großes Vesicatorium auf die epigastrische Gegend, und öftere Gaben von Oleum Ricini. Große Schwäche entstand so, aber die Schmerzen wurden auf einige Zeit zum Nachlaß gebracht, das Erbrechen hörte auf. So konnte die völlige Genesung eingeleitet werden. Nervenzufälle, Lungenentzündung, epileptische Anfälle, die nun hervortraten, konnten beseitigt werden. On the Mercurial Treatment of Dysenterie, with Observations on the same practice in Fevers, by Mr. Ferguson, Inspector General of Hospitals. Die letzten Feldzüge in Portugal und Spanien hätten vielfache Gelegenheit gegeben, die Wirksamkeit der mannigfaltigen Arten, die Ruhr zu behandeln, zu prüfen. Des Verf. Erfahrung über die Vortheile des Gebrauchs des Quecksilbers gegen diese Krankheit sey sehr ausgedehnt und überzeugend. Er gibt jede Stunde einen halben Gran Calomel und 1 Gran Ipecacuanha, bis das Zahnfleisch angegriffen wird, welches gewöhnlich in 48 Stunden bewirkt wird, wenn die Heilung mit Zuversicht zu erwarten ist. Das diagnostische Symptom, das den Gebrauch von Quecksilbermitteln anzeige, sey ein hoch gefärbter, sparsamer, stechender Abfluß von Urin. Die mildereren Fälle von Ruhr wurden mit sanften, sehr verdünnten Purgirmitteln behandelt, die heftigeren Ruhren aber fest mit Quecksilber, selbst durch Einreibungen. So trat in den Regiments-Hospitälern kaum Ein Todesfall unter 200 ein. Die remittirenden Fieber daselbst erfordern bey ihrem Entstehen die reine und allgemein entzündungs-

widrige Behandlung. Rob des Aderlassens. In dem zweyten Zeitraum, wenn Congestion nach den Eingeweiden des Unterleibes Statt findet, muß ein kühner Gebrauch von Quecksilber gemacht werden. (Möchte dieser viel Lehrreiches enthaltende Band bald nach Deutschland kommen, und, wie der erste, übersetzt werden können!). 9) A Treatise on the Management of Infants: containing the general principles of their Domestic Treatment; with the History and Method of Cure of some of their most prevalent and formidable Diseases. By *John Syrrs*, Surgeon. Octav S. 295. London 1812. Enthält zu viele weitläufige, oberflächliche Entwicklungen; die populäre Tendenz wird mit Recht getadelt: aber auch viele gute, obgleich nicht neue, Vorschriften werden hier aufgestellt, und manche Krankheiten nach der bessern Methode behandelt. Es ist kein Werk, von dem das Ausland Notiz zu nehmen hat. 10) An Essay on the Disease called Yellow-Fever, with Observations concerning Febrile Contagion, Typhus Fever, Dysentery, and the Plague, partly delivered as the Gullstonian Lectures before the College of Physicians, in the years 1806 and 1807. By *Edward Nathaniel Bancroft*, Physician to the Army and late Physician to the St. George's Hospital. Octav S. 811. London 1811. Ein hier sehr gepriesenes Werk eines sehr gelehrten, scharfsinnigen, genau forschenden Arztes, der in verschiedenen Theilen der Welt die epidemischen Fieber beobachtete. Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes, der Reichthum an neuen und sorgfältig entwickelten Thatsachen, nöthigen uns zu einem weitläufigen Auszug dessen, was hier mitgetheilt wird. Die Benennung *Causus* oder *hisi-*

ges Fieber scheint Hrn. W. die zweckmäßigste für gelbes Fieber. Eine Thatsache sey, daß in allen Ländern, in welchen die atmosphärische Hitze in gewissen Jahreszeiten gewöhnlich auf oder über 85 Grade Fahrenh. steigt, alle dann entstehende Fieber einen Hang haben, eine heftige und gefährliche Gestalt anzunehmen, die man als das Characteristische des gelben Fiebers ansieht. Diese sporadischen Fieber hätten stets einen anhaltenden Typus, das epidemische gelbe Fieber aber meistens Theils allenthalben eine Neigung zu remittiren, wenn nicht schneller Tod oder baldige Genesung den zweiten Paroxysm verhindert. Die Ursachen sporadischer Fieber wären bekannt, und könnten vermieden werden, als z. B. Trunkenheit und andere Ausschweifungen, Verkältung, zu große Anstrengungen, Leidenschaften u. s. w. bey vorhergegangener oder darauf folgender zu starker Einwirkung der Sonnenhitze. Das remittirende oder epidemische gelbe Fieber tödte gemeinlich in Folge einer nicht zu hebenden Verletzung des Gehirns oder Magens, die in jedem Fall mehr oder weniger leiden. Die an einer Gehirn-Affection sterben, erliegen in einer frühen Zeit der Krankheit, mit wenigem Erbrechen, und ohne damit viel von den schwarzen oder dunkel gefärbten Stoffen auszuleeren; ist aber diese Art Erbrechen häufig, so sind die Geisteskräfte gewöhnlich frey, obgleich oft sehr schwach, und der Tod tritt selten vor dem Ende des 4ten oder dem Anfange des 5. Tages ein. In Fällen der erstern Art zeigen sich bey der Zergliederung unzweydeutige Zeichen der Entzündung des Gehirns oder seiner Häute; in Fällen der letztern Art aber Entzündung des Magens. Man sehe dann manchmahl die ganze innere Haut des Magens entzündet. Sehr oft waren Theile der

villösen Haut abgeschabt, und Schwammen nicht selten in den Flüssigkeiten des Magens herum. Von dieser Magenentzündung entstehe das schwarze Erbrechen, nicht von kranker Galle. Zahlreiche Leichenöffnungen des Dr. Physick zu New-York hätten dargethan, daß die Leber bey diesem schwarzen Erbrechen selten angegriffen ist, sondern stets der Magen; daß solche schwarze Massen sich nie in der Gallenblase oder in der Leber finden, und daß der Magen selbst von ihnen erfüllt gefunden werde, wenn ein Zusammenschnüren des Pylorus alle Verbindung zwischen Magen und Zwölffingerdarm unmöglich gemacht habe. Farbe und Geschmack dieser schwarzen Masse zeige nicht auf eine gallichte Natur hin. In manchen Fällen hängen solche schwarze Stoffe an einzelnen Theilen der innern Oberfläche des Magens, der sich unter denselben, wenn man sie wegschaffe, entzündet darstelle, während der Theil des Magens, woran nichts davon anfleht, von Entzündung frey ist. Die gelbe Hautfarbe wird von Galle abgeleitet, aber nicht von einer zu häufigen Absonderung, sondern von ihrem Rücktritt ins Blut, besonders durch die heftige convulsivische Thätigkeit des Zwerchfelles und der Bauchmuskeln unter dem Erbrechen. Von der Pest unterscheidet sich das gelbe Fieber dadurch, daß dasselbe unter einem Grade von Hitze sich nur auszubilden vermag, der hinreicht, jene zu hemmen oder zu unterdrücken; daß dasselbe ohne Bubonen und Carbunkel auftritt; daß es immer mit einem heftigen Fieber-Paroxysm beginnt, welcher der Pest nicht durchaus wesentlich ist, und daß dasselbe selten Neger befällt, und alsdann weit weniger heftig, als Weiße, unter denselben Umständen. — (In einem der nächstfolgenden Blätter die Fortsetzung)

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 24. April 1813.

Göttingen.

Am 4. April, demselben Tage, welcher der hiesigen Universität durch die abermahlige Anwesenheit Seiner Majestät, unsers Allergnädigsten Königes, und durch Höchstihre lange, und an Beweisen königlicher Huld und Theilnahme an der Blüthe unserer Lehranstalt reiche Unterredung mit dem auf der Bibliothek versammelten Corps der Professoren, auf immer unvergeßlich bleiben wird, langte bey uns auch folgendes Prachtwerk an, das wir als ein neues Geschenk königlicher Munificenz verehren:

Paris.

De l'imprimerie de D. Colas 1812: Les Peuples de la Russie, ou description des moeurs, usages, et costumes des diverses nations de l'empire de Russie, accompagnée des figures coloriées. Tome I. — vom Hrn. Grafen Carl von Rechberg, der sich auch unter der Zueignung an den Kaiser von Rußland genannt hat. In gr. Folio 48 Kupferblätter und 124 Seiten Text.

S (3)

Discours préliminaire, S. 1-13. Das Russische Kaiserthum ist eine beispiellose Erscheinung in der Weltgeschichte. Zwey Mahl so groß, als ganz Europa, grenzt es an den stillen Ocean, wie an das Eis, und an das schwarze Meer, und enthält in seinem ungeheuern Raume zahllose Völkerschaften, die theils in dem schönsten Clima der Erde, theils in beschneyeten Hütten am Eisgürtel wohnen, oder als Nomaden in unübersehbaren Steppen weiden. Und dennoch ist die Geschichte dieses Colosses jung. Stark verflochten mit der Scandinavisch-Nordischen, fängt sie erst mit Kurik und dem neunten Jahrhunderte an. Mit wenigen, aber meisterhaften, Zügen entwirft der Verfasser ein Gemälde derselben, das er bis auf Katharine und Alexander ausführt, die sich bemüheten, der Bildung und der Cultur ihrer Nation eine höhere Richtung zu geben. Welche Mannigfaltigkeit von Menschenarten, nach Nation und Sprache, welche Verschiedenheit in Physiognomien und Trachten, umfaßt die Russische Monarchie! Welche schneidende Contraste bilden der Lievländer und der Kalmucke, der Russe und Samojede, der Finne und Kaukasier, der Aleute und Kosake? Wie unähnlich ist der Samojede in seiner Jurte dem verfeinerten Russen in den Marmorpallästen des neuen Byzanz des Norden? Um alle diese Völker mit ihren auffallendsten Verschiedenheiten kennen zu lernen, haben Katharine und Alexander mehre Männer mit kaiserlicher Freygebigkeit ermuntert, die Bequemlichkeiten ihrer Heimath zu verlassen, und sie mit den beschneyeten Ebenen Sibiriens und den Salzsteppen der Krim zu vertauschen. Die Tagebücher eines Pallas, Jalk, Georgi und Anderer sind von Europa dankbar aufgenommen wor-

den, und auf gleichen Dank können die Berichte eines Krusenstern, Gallowkin, Sprengporten, Anspruch machen. An diese Männer schließt sich der Hr. Graf von Rechberg an, der nicht nur die Zeichnungen, welche Hr. Karnejeff auf seiner ethnographischen Reise für den General Sprengporten entworfen hatte, käuflich an sich brachte, sondern auch in Gesellschaft dieses Künstlers eine Reise von der Preussischen Grenze durch beide Hauptstädte des Russischen Reichs nach der Krim, dem Kaukasus, dem schwarzen, Azowischen und Caspischen Meere, und nach andern entlegenen und wenig besuchten Gegenden unternahm. Anfänglich war es seine Absicht, die Früchte seiner Reise in der Form eines Voyage pittoresque herauszugeben: allein die dem Buchhandel so ungünstigen Zeiten bewogen ihn, nur auf den ethnographischen Theil sich zu beschränken; wissenschaftliche Genauigkeit mit der Eleganz der Schreibart zu verbinden, und so ein Werk zu liefern, das dem Gelehrten wie dem Dilettanten eine angenehme Unterhaltung gewähren muß. Was die Classification der Russischen Nationen betrifft, so theilt sie der Verf. in fünf Classen, in Slaven, Finnen, Tararen, in Völker unbekanntes Ursprunges, und in eingewanderte Völker.

Der erste Band umfaßt nur die drey ersten Classen. So gern wir von diesem Werke, das sich dem Forscher in den Wissenschaften durch die Neuheit der Gegenstände, durch die Bestätigung so mancher erst eben bekannt gewordenen, so mancher ungewöhnlichen Sittenschilderungen entfernter Nationen empfiehlt, einen gedrängten Auszug mittheilen möchten, so würde er dennoch, ohne Ansicht der prächtigen illuminirten Kupferstiche, dürr und unfruchtbar ausfallen. Diese stellen nämlich die ver-

schiedenen Trachten der Russischen Völker, Ceresmonien und andere Gebräuche, Frauenzimmer von allen Classen, Russische Bauern, Feierlichkeiten bey der Taufe, der Hochzeit, der letzten Dehlung und dem Tode und dergl. mehr dar. Ein sehr unterhaltender Abschnitt ist den verschiedenen Spielen gewidmet, dem Svayky und dem Babky, oder dem Knochenpiel. Mit Recht bemerkt der Verf., daß dieses Spiel sehr alt sey, indem man Knochenpielerinnen auf Griechischen Vasen und auf einem Herkulanischen Gemälde abgebildet findet: allein das Russische Knochenpiel scheint doch von dem Griechischen verschieden zu seyn. Der Russe stellt eine Reihe Knochen auf den Boden, und sucht irgend einen mit einem andern zu treffen, dagegen die Griechen kleine Wirbelknochen in die Höhe werfen, und sie entweder einzeln oder alle mit der Hand auffangen, so wie noch unsere Jugend zu thun pflegt. Andere Spiele heißen Gorodky und Pristinky. Dieß letzt genannte ist ebenfalls ein beliebtes Spiel unserer Kinder, indem sie eine Münze gegen eine Wand werfen, und ihr eine gewisse Richtung zu geben suchen. Die Russischen Tänze zeichnen sich durch Originalität aus, und können Pantomimen genannt werden, indem die Tänzer und Tänzerinnen durch die Bewegungen ihres Körpers Liebe, Verachtung, Haß, Bösn und andere Leidenschaften auszudrücken suchen. Die Tänze werden mit einem Instrumente (Balalaika) begleitet, das einer Gitarre mit einem langen Halse und zwey Saiten nicht unähnlich ist. Eine andere Ergöglichkeit der Russen ist das Eislaufen, vorzüglich in der letzten Woche des Carneval, oder in der, die ihrem Osterfeste voran geht. Das Blatt stellt die zugefrorene Niewa mit vielen Eisläufern, und im Hintergrunde das

prächtige Gebäude der Academie der Künste, in welchem sich der Senat versammelt, dar. Mehre andere Spiele, von denen einige gefährlich werden können, hat Storch in seinem Gemälde von St. Petersburg B. II. S. 266 beschrieben. Bekannt sind die Russischen Bäder, wo Männer und Weiber zusammen kommen, ohne dieß unanständig zu finden. Einem Ausländer mag dieß sehr auffallen, für den Russen aber hat es nichts Anstößiges, auch war diese Sitte bey den Griechen in den frühesten und unverdorbenen Zeiten ihrer Republiken herrschend. Das strenge Clima, das viele Baden, nach welchem die Russen aus der größten Hitze sich in die größte Kälte wälzen, härtet Leib und Seele der Nation so ab, daß der Russe zu einer völligen Fühllosigkeit inclinirt, und nur selten krank ist. Merkwürdig ist es, daß bereits Nestor erzählt, daß der heil. Andreas, der den Slovenen (Slaven) das Evangelium predigte, diesen Geschmack am Baden bey jenem Volke bemerkt habe. Von den Malorossen. Kleinrußland bestand ehemahls aus den Gouvernements Kiew, Nowogorod, Pewersky und einem Theil der Polnischen Ukraine. Die Einwohner nannten sich Tscherkassen oder Kosaken. Im J. 1784 wurde ihre militärische Verfassung neu organisirt. Sie haben einen schönern Körperbau, als die andern Russen, sind auch dem Trunke nicht so sehr ergeben, und besitzen viele Neigung zu den Wissenschaften und Künsten, wozu die Universität zu Kiew und das Gymnasium zu Charkow das Ihrige beytragen. — Von den Kosaken. Der Ursprung dieses kriegerischen Volks ist sehr dunkel; sein Name Cozaqui und Cozoqui kommt bereits in den Schriften des Const. Porphyrogenetes vor. Allein der Name Kosak ist mehren Völkern gemeinschaftlich, und

man findet sogar unter den Kirgisen eine Horde, die Kosaken genannt wird, und von den eigentlichen Kosaken ganz verschieden sind. Die Gedanken des Verf. über diese Nation können hier nicht näher geprüft werden. Er schließt mit den Worten: "Il est certain, que les *Cosaques* appartiennent aux deux Nations à la fois: aux *Tatares*, par leur grand mélange avec les hordes errantes de l'Asie; aux *Slaves*, par leurs mariages avec les filles Russes, qu'ils surent se procurer par des enlèvements selon le noble usage des *Tatares*." Die Kosaken selbst werden in fünf Classen getheilt, in die Donischen, Uralischen, Grebenskischen, in die vom schwarzen Meere, und in die Zaporozger. — Von den Albanern oder Arnauten. Sie stammen aus dem alten Illyrien, und sind, wie die Russen, Slavischer Abkunft. Ihre Sprache soll die alte Macedonische seyn, vermischt mit einigen fremden Wörtern. Unter der Regierung der Kaiserinn Katharine unterwarf sich ein großer Theil der Arnauten dem Russischen Scepter, und zog in das Gouvernement Ekaterinoslaw. — Finnische Völkerschaften. Einer der weit verbreitetsten Menschenstämme ist der Finnische, der seit langen Zeiten das Dänische Lappland, die östlichen Grenzen von Norwegen, den Ural, die Ufer des Eismeres bis zur Dwina und dem Jaik bewohnt. Beym Nestor heißen die Finnen Tschouden. Die ethnographischen Untersuchungen des Verf. und seine Meinung über eine Stelle des Tacitus (*Germania*, c. 46), so wie seine von Adelnung und Water abweichende Ansicht leiden keinen Auszug. Die Lappländer hält er für ausgeartete Finnen. Die Beschreibung ihrer Lebensweise, und des großen Nutzens, den sie von dem Reuthier ziehen,

ist von Väffon entlehnt. In der Schilderung ihrer Trachten findet man viel Aehnliches mit der in Georgi's Werke. Zu dem Finnischen Völkergamme gehören auch die Tschuwasschen, Tscheremissen, Morduinien und Wotiaken. Sie bewohnen die Grenzen zwischen Europa und Asien, die beiden Ufer der Wolga im Casanischen und Orenburgischen Gouvernement. Einige halten sie für Abkömmlinge der Bulgaren von dem Flusse Kama, andre für Tataren. Mit vielem Vergnügen liefert man eine Skizze ihrer Heirathsceremonien und religiösen Begriffe. Der Character des Tschuwasschen wird sehr gepriesen; er kennt keine Heuchelei; sein Ja und Nein ist ihm so heilig wie ein Eid. Die Tscheremissen sind den Tschuwasschen sehr ähnlich, so wie auch die Morduinien. Obgleich zum christlichen Glauben bekehrt, haben sie dennoch viele abergläubische Ceremonien nicht ablegen können. Die Wotiaken wohnen in dem Casanischen und in einem Theil des Orenburgischen Gouvernements an den Flüssen Kama und Blaitka. Sie sind Heiden, und glauben an ein höchstes Wesen (Jama) in der Sonne, und an einen bösen Dämon (Schätkou) im Wasser. Von den Ostiaken. Nachdem der Verf. ihre Trachten, Wohnungen, Sitten, ihre Religion, ihre Jagd und Fischerey ausführlich beschrieben hat, untersucht er den Ursprung des Volkes. In Sibirien unterscheidet man drey Stämme von Ostiaken. Der erste bewohnt die südlichen Ufer des Irtysh und Obj in der Provinz Tobolsk, Werezow und Surghut. Da seine Sprache mit der Permischen Aehnlichkeit hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er aus Permien stammt. Der zweyte Stamm hat sich an den nördlichen Ufern des Obj, zwischen der Stadt Surghut und Narim, vorzüglich bey der Mündung

des Tom niedergelassen, daher sie auch Ostiaken von Tomsk genannt werden. Ihre Sprache weicht von der eben erwähnten ab, und hat mit der Samojesdischen viel gemein, daher auch Fischer behauptete, daß die Samojesden und Ostiaken zu einer und derselben Nation gehören. Der dritte Stamm endlich bewohnt die Ufer des Jenisei, und die nördlichen Ufer des Ket. Ihre Sprache ähnelt der, der Affenen und Kaibats. Esthländer. Das ehemalige Herzogthum Esthland, gegenwärtig das Gouvernement Reval, machte einen Theil von Livland aus, und war nach und nach im Besiz der Dänen, des Deutschen Ordens, der Polen und der Schweden, die es den Russen in dem Frieden zu Nystadt im J. 1721 abtraten. Die Sitten, Gebräuche, Trachten und eine kurze Geschichte Livlands sind mit vieler Anmuth geschildert. Tataarische Völkerschaften. Nach einigen Untersuchungen über den Ursprung des Wortes: Tataar, kommt der Verf. auf die Zeiten der Weltstürmer Dschingiskhan und Tamerlan, unter deren Anführung die Tataaren Schrecken und Furcht verbreiteten. Jetzt sind von der ganzen Nation nur noch freie oder abhängige Horben übrig, die den Russen, Persern, Tärken oder Sinesen einen Tribut zahlen. Sie wohnen im Casanischen und Orenburgischen Gouvernement, in Tobolsk, an den nördlichen Küsten des Caspischen Meeres; am schwarzen Meer, und in den Steppen und Wüsten zwischen den Flüssen Ural und Jenisei. Die Turkomanische Sprache ist unter ihnen die herrschende, auch sind sie größten Theils Mohammedaner. Sie haben ein Oberhaupt oder einen Musti, der im Caucasischen Gouvernement wohnt, und dem drey Agouns, oder Alte, untergeordnet sind, die zu Casan, Tobolsk und

Astrakan sich aufhalten. Sehr anziehend ist die Beschreibung der Tataren zu Casan, ihrer Lebensart, ihrer Trachten, hochzeitlichen Gebräuche und Pferderennen, die jährlich daselbst gehalten werden, und auf einem Blatte dargestellt sind. Die Tomskischen Tataren bewohnen die beiden Ufer des Tom ben Tomsk, bis zu seiner Vermischung mit dem Obj. Ihr Hauptsitz ist Wolost, oder der Flecken Tcharost, und ihre Aehnlichkeit mit den Tataren von Tobolst scheint zu beweisen, daß sie zu einer und derselben Horde gehören. Sie haben einen schlanken Körper, einen großen Kopf und eine den Kalmücken ähnelnde Physiognomie. Die Karschinskischen Tataren wohnen seit uralten Zeiten in dem Gouvernement Tomsk, am linken Ufer des Jenisei, von Abacan bis Catai, und haben, was Sitten und Gebräuche betrifft, mit ihren Brüdern viel Aehnliches. Da sie aber eine Zeitlang unter der Herrschaft der Kalmücken gestanden, so sind in ihre Sprache mehrere Mongolische Worte übergegangen. Die Krimischen Tataren besitzen die Halbinsel, welche ihre Vorfahren unter der Anführung eines der Söhne des Dschingischan im J. 1213 eroberten. Die Geschichte der Krim, und der vielen Kriege, die Rußland um ihren Besitz mit den Tataren und Türken führen mußte, werden hier ausführlich erzählt. Im Jahr 1783 unterwarf sich der letzte Khan Chabyn Gueraï der Kaiserin Katharine, welche die Krim mit dem Russischen Reiche vereinigte, und sie der Taurischen Statthalterchaft einverleibte. Die Verschiedenheit, welche man zwischen den Thal- und Bergbewohnern wahrnimmt, ist, nach Pallas, schon entwickelt. Die Sayanischen Tataren bewohnen die Gebirge Sayan, die sich zwischen den See Baikal und den Jenisei hinziehen. Sie leben

als Nomaden, haben einen weit größern und stärkern Körperbau als die Katschinskischen Tataren, und sind, obgleich Nachbarn der Mongolen, von aller Vermischung mit ihnen frey geblieben, so, daß man sie als die wahren und echten Repräsentanten der Tatarischen Nation ansehen kann. Die Nogaischen Tataren leben in den Steppen, nördlich vom Caucasus, an den Ufern des schwarzen Meeres bis zur Donau und in dem nördlichen Theil von Kuban. Einige Horden irren als Nomaden umher. Die der Krone unterwürfigen Tataren wohnen in dem östlichen Nogai und in einem Theil von Kuban; allein die Geschichte dieses Stammes ist unbekannt. Ihr Körperbau, ihre physische Beschaffenheit, ihre Wohnungen und Sitten werden sehr genau beschrieben. Sie haben eigene Fürsten oder Mursas's, und unter den Kupfern sieht man die Abbildung eines solchen Oberhauptes und einer Prinzessin. Die Tugend der Gastfreundschaft wird von allen Tataren gegen Fremde ausgeübt. **Baschkiren.** Die Wohnsitz dieses merkwürdigen Volkes liegen in der Provinz Ufa, in der Statthalterschaft gleiches Namens, und in der Provinz Ekatherinenburg in der Permischen Statthalterschaft. Auch von ihren Sitten wird hier ein getreues Gemälde geliefert. **Kirgisen.** Dieser Völkerstamm, der auch Kirguis-Kaisak genannt wird, ist sehr zahlreich, und theilt sich in drey Horden, von denen jede unter einem besondern Khan steht. Sie bewohnen die noch unabhängigen Steppen der Tatarei, den Norden und Westen des Aral-Sees. Die große Horde hat ihre Freyheit bis jetzt behauptet, die mittlere und die kleinere aber stehen seit 1732 unter Russischem Schutz. Die Fürsten und Adlichen lieben die Jagd, aber nur zum Vergnügen,

und haben eine eigne Art von Falken (*Falco fulvus* L.), die sie *Birkout* nennen, zum Fang abgerichtet. Man sieht auf einem Kupferstiche eine Falkenbaize mit lebhaften und rüstigen Jägern zu Pferde abgebildet —.

Was das Äußere dieses Werkes betrifft, so gehört es zu den prächtigsten, die in unsern Tagen erschienen sind, wir mögen das blendend weiße, geglättete Papier oder die Schärfe und Schwärze der Lettern betrachten. Allein die Kupferstiche, gezeichnet von Hrn. Karnejeff, und ausgeführt von Hrn. Wagner, geben ihm einen noch größern Werth. Diese sind nicht leicht hin illuminirt, sondern wirklich *ausgemahlt*, und zwar mit einem bewundernswürdigen Fleiß, und einer sich immer gleich gebliebenen Sorgfalt. Da aber die meisten dargestellten Völker gern lebhaftere Farben zu ihren Kleidungen wählen, so konnte, wenn die Wahrheit nicht verletzt werden sollte, sie dem harmonischen Eindruck des Ganzen nicht untergeordnet erscheinen. Daher werden manche Gemälde zu bunt und zu brillant seyn; und diese Farbenpracht erstreckt sich selbst auf die Nebenwerke, die Landschaft und den Himmel. Dieser geringen Mängel ungeachtet, verdient das Werk einen hohen Rang unter den neuesten literarischen und artistischen Producten.

Berlin.

In Commission bey Wittich: Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Eine Rede, bey dem Antritte seines Rectorats an der Universität zu Berlin den 19. October 1811 gehalten von J. G. Fichte, der Philosophie Doctor und ordentl. Professor. 1812. 32 S. in Octav.

Der eigenthümliche Character der Deutschen Universitäten ist durch die Zeitumstände von neuem ein Gegenstand der öffentl. Aufmerksamkeit geworden. Was man in Deutschland academische Freyheit nennt, konnte sich bey dieser Gelegenheit einer genaueren Erörterung nicht entziehen. Bekanntlich ist aber über diesen Gegenstand schon so Vieles gesagt, daß man von einem so scharfsinnigen Denker, wie der Verf. dieser Antrittsrede ist, auch einmahl etwas Neues und Durchgreifendes darüber zu vernehmen erwarten darf. Schon das einzig Mögliche, wovon der Titel spricht, erregt eine gespanntere Erwartung. Denn bisher haben sich nach den einzig möglichen Beweisen, Zwecken, Standpuncten, die, als solche, von philosophirenden Schriftstellern zur Sprache gebracht wurden, sehr bald andere Beweise, Zwecke und Standpuncte gezeigt, welche die Grenzen jener Möglichkeit gar sehr erweiterten. Der Verf. geht vom Begriffe einer Universität aus. Um zu zeigen, was eine Universität ist, lehrt er, die "gesammte Welt sey lediglich dazu da, damit in ihr dargestellt werde das Ueberweltliche, die Gottheit." Wie dieß zu verstehen ist, wenn es nicht schwärmerisch gemißdeutet werden soll, wird nicht hinzu gefügt. Der Verf. fährt fort: "So wie der Verstand in immer höherer Klarheit sich ausbilde, erscheine ihm auch das Bild des Göttlichen gleichfalls in höherer Klarheit und Reinheit, Die ausschließliche Bedingung aber, unter welcher das Ueberweltliche als Muster der Weltbildung immerfort in neuer und frischer Verklärung heraus trete, sey ununterbrochener und stetiger Fortschritt der Verstandesbildung. Diese Fortbildung sey das Einzige (!), wodurch das Menschengeschlecht seine Bestimmung erfülle. Eine Universität

nun sey diejenige Anstalt“ (auch nur die einzige?), „welche ausdrücklich von Menschen zur Sicherung jenes Fortganges getroffen sey. Daraus sey klar, daß eine Universität“ (nicht nur eine wichtige und gewisser Maßen heilige, sondern) „die wichtigste Anstalt und das Heiligste sey, was die Menschheit besitzt. Eine Universität sey die sichtbare Darstellung der Unsterblichkeit unsers Geschlechts, indem sie nichts wahrhaft Seyendes ersterben lasse.“ — Man hat dem Verfasser öfter vorgeworfen, daß er durch Uebertreibung und schwärmerische Ausschmückung dem Wahren und Guten selbst schade, das er zu lehren und zu fördern wünscht. Was jenen Behauptungen Wahres, Gutes und Großes zum Grunde liegt, ist nicht zu verkennen. Aber so hingestellt, wie der Verfasser sie ausspricht, welche Blößen geben sie einer besonnenen Critik! Waren denn, um nur an Eines zu erinnern, die Griechischen Bildungsanstalten, unter denen es keine Universität gab, aus des Verfassers Gedächtnisse ganz verschwunden? Oder ging die Griechische Cultur und Wissenschaft deswegen unter, weil es an Universitäten fehlte? Oder hat sich wirklich schon eine Universität um die geistige Fortschreitung und Veredlung der Menschheit so verdient gemacht, als das einzige Athen ohne Universität? — Aus dem Begriffe einer Universität folgert nun der Verfasser weiter, daß eine solche Anstalt, um ihren Zweck zu erreichen, in Allem, was von diesem Punkte ausgeht, sich selbst überlassen bleiben müsse; daß darin die wahre academische Freyheit, in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes, bestehe; daß diese Freyheit durch keine äußeren Einwirkungen und Eingriffe gestört werden dürfe.

Wie Vieles darauf ankommt, daß einer öffentlichen Lehranstalt diese Freiheit gesichert werde, hätte der Verfasser wohl noch umständlicher und nachdrücklicher aus einander setzen können. Denn ist nicht diese Freiheit der Lehrenden das Palladium der Wissenschaft? Aber indem der Verfasser darauf aufmerksam macht, vergißt er, daß er uns über eine einzig mögliche Störung der academischen Freiheit belehren wollte. Aus dem, was er wahr und treffend darüber sagt, folgt doch augenscheinlich, daß die Freiheit der Lehrenden durch Eingriffe und Einwirkungen von außen gestört werden kann. Aber es folgt daraus noch mehr. Die öffentlichen Lehrer werden doch ihre Bemühungen der leitenden Aufsicht der Regierung nicht entziehen sollen. Wenn nun ein öffentlicher Lehrer selbst die academische Freiheit mißbraucht; wenn er mit schwärmerischer Unbesonnenheit, ohne auf Zeit und Umstände zu achten, das, was er auf eine gewisse Art hätte ungestört lehren können, so lehrt, daß es öffentlichen Anstoß erregt; und wenn er dadurch die Regierung selbst zu Schritten nöthigt, die für den Augenblick der öffentlichen Lehrfreiheit nachtheilig werden müssen: ist das nicht auch Störung der academischen Freiheit? Aber der Verfasser wendet sich sogleich zur Freiheit der Lernenden. Er zeigt recht gut, daß den Studirenden auf Universitäten eine gewisse Unabhängigkeit von mehreren Verpflichtungen, die andern Ständen obliegen, nicht füglich entzogen werden kann, wenn der Studirende ganz für seine Studien leben, und eben dadurch sich geehrt fühlen soll. Nun aber sucht der Verfasser weiter zu zeigen, die einzig mögliche Störung der academischen Freiheit entspringe aus dem Mißbrauch dieser

Freiheit von Seiten der Studirenden. Nicht ohne Beredtsamkeit entwirft er ein Bild von dem widersinnigen Studenten-Leben, in welchem mehrere rohe oder bethörte Jünglinge das Wesen der academischen Freiheit suchen. Aber von einem förmlichen, folgerecht durchgeführten System, das der Verfasser jenen rohen und bethörten Jünglingen, als einer besondern Menschenclasse, zuschreibt, ist dem Recensenten in seiner Erfahrung nichts vorgekommen.

Göttingen.

Hey Vandenhoeft und Ruprecht: Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen, von D. C. J. Stäudlin. gr. 8. 1813.

Jedes von den drey Lehrbüchern dieser Wissenschaft, welche der Verfasser bisher herausgegeben hat, hatte einen andern Titel, weil sie sich zu sehr von einander unterschieden, um elnen gemeinschaftlichen zu führen. Auch dieß vierte hat einen neuen Titel empfangen, weil es so viel als ein neues Buch ist. Die Principien sind abgeändert, und neben dem Philosophischen und Exegetischen ist nun auch das Historische, so weit es der Umfang eines Lehrbuchs erlaubte, hinzugekommen. Der Verf. ist bey fortgesetzten Forschungen immer mehr davon zurückgekommen, daß es Ein absolut höchstes Princip der Moral gebe, daß in dieser Wissenschaft jeder Alles aus sich selbst herausspinnen und nach Neuheit und Eigenthümlichkeit streben müsse. Er hat sich überzeugt, daß dieser Wissenschaft mehrere comparativ allgemeine Principien zum Grunde gelegt werden müssen, wenn man sie nicht unrechtmäßig beengen und inconsequent machen will, daß

gerade in ihr die Beobachtungen und Erfahrungen, die Forschungen und Vorstellungen anderer, der Vorwelt und Mitwelt ganz vorzüglich zu Rathe gezogen und verglichen werden müssen, und daß man eher dahin streben muß, die Parteyen zu vereinigen und auszuföhnen, als noch mehr zu trennen und zu vervielfältigen, eher dahin, die Wissenschaft mit dem gemeinen Menscheninne in Einstimmung zu bringen, als sie wie etwas Ungemeines mit demselben in Widerspruch zu setzen, daß man endlich auch in moralischen Dingen der Grenzen der menschlichen Erkenntniß eingedenk seyn, und nicht dadurch, daß man die Fragen und Räthsel, welche wir auch hier nicht beantworten und auflösen können, gleich den Sophisten und Jesuiten, immer mehr anhäuft und in ihrer Unauflöslichkeit darstellt, die ganze Wissenschaft des sittlichen Lebens in Gefahr und Verachtung bringen muß. Philosophie hat er so viel beygebracht, als er der theologischen Schule angemessen und den studierenden Theologen nothwendig hält, er hat auf Moralphilosophen aller Zeiten und Gegenden, auch auf die neueste Rücksicht genommen. Die ganze biblische Moral ist eingeschaltet. Er kennt keine Moral für Theologen, welche nicht zugleich philosophisch und biblisch wäre, und die Geschichte zu Rathe zöge. Die Litteratur ist weit reicher, als in den vorhergehenden Lehrbüchern, doch mit Auswahl angeführt. Auch für einen zugleich gefälligeru und engeru Druck ist gesorgt worden.

St. 57 S. 566 Z. 21 ist Prof. Wolfgang zu lesen statt Prof. Walffgang.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 26. April 1813.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn. Bemerkungen über die französische Geburtshülfe, nebst einer ausführlichen Beschreibung der Maternité in Paris, von Joh. Fried. Oslander, Dr. Privat-Docent in Göttingen, Assessor der königl. Societät der Wissenschaften daselbst 1c. XII und 308 S. in Octav.

Der Verfasser, der sich ein Jahr lang (von 1809 bis 1810) in Paris aufhielt, bemerkte bey seiner Rückkunft, daß die bey uns verbreiteten Kenntnisse vom Zustande der Geburtshülfe in Frankreich mancher Berichtigung und Erweiterung bedürfen. In Paris hatten ihm des berühmten Daudelocque's Freundschaft, und der Umgang mit mehreren Lehrern der Entbindungskunst, vor allen aber seine ihm durch Daudelocque vergönnten Besuche der, den studirenden Aerzten sonst unzugänglichen, Maternité, die seltene Gelegenheit verschafft, eine Menge von Notizen über diesen Gegenstand zusammen zu tragen, die er jetzt zu einer besondern Schrift über die französische Geburtshülfe zu verarbeiten be-

schloß. In Frankreich, wo die Geburtshülfe als Wissenschaft und Kunst einem großen Theile nach ihre würdige Gestalt erhalten hat, in der wir sie jetzt besitzen, ist auch in neueren Zeiten manches zu ihrem Besten geschehen; und so, wie es überhaupt interessant ist, den Zustand einer Kunst oder Wissenschaft bey einer fremden Nation kennen zu lernen, so gewährt es auch wahres Interesse, mit der Lage und Beschaffenheit der Entbindungskunst in Frankreich genauer bekannt zu werden. Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte, wovon der erste von dem Hospital der Maternité handelt. Aus der Beschreibung dieser Anstalt erhält der Leser eine deutliche Vorstellung von der Einrichtung, dem Nutzen, und den Vorzügen dieses großen Instituts. Oeconomische Details hat der Verf. bey dieser Beschreibung so viel, wie möglich, zu vermeiden gesucht, da diese weit sicherer aus den angeführten Quellen geschöpft werden können, und er hat sich mehr an das gehalten, was von allgemeinem Interesse zu seyn schien. Das Findel- und Gebärhaus von Paris sind zwey in Hinsicht ihrer Lage zwar getrennte Anstalten, sie stehen aber in genauem Zusammenhange mit einander, und werden unter dem gemeinschaftlichen Nahmen "Maternité" begriffen. Diese existirt erst seit ungefähr sechszeihen Jahren; denn obgleich Paris schon seit Jahrhunderten ein Findelhaus besaß, so fehlte es doch daselbst immer an einem besondern Gebärhause. Im Findelhause werden jährlich 4000 Kinder aufgenommen, wovon einen großen Theil das Gebärhaus, den größten Theil aber die Stadt liefert. Täglich pflegen 10 bis 12 Kinder dem Portier des Hauses übergeben zu werden. Diese Kinder, wenigstens die gesunden, bleiben nur so lange in der Anstalt, bis sie

an Ammen vom Lande, die in großer Zahl beständig nach Paris kommen, abgegeben werden können. In dem Kapitel von dem Findelhause wird unter besondern Aufschriften von den Findelkindern, den Hausammen, den Landammen, den Schwangeren, (die einen großen Theil nach im Findelhaus wohnen,) und von der Verwaltung dieser Anstalt gehandelt. Im Gebärhause fallen jährlich gegen funfzehnhundert Geburten vor, und für die Wöchnerinnen sind 82 Betten bestimmt. Es wird hier eine genaue Beschreibung des Geburtszimmers, der eigenthümlichen Leitung und Hülfe der Geburten, des Krankensaals der Wöchnerinnen und der Hebammen- und Hebammenunterricht der Maternite durch Baudelocque und Mad. Lachapelle verdient besonders die Aufmerksamkeit des Lesers. Durch diesen Unterricht werden jährlich für Frankreich mehr als hundert Hebammen gebildet. Die Lehrzeit dauert ein ganzes Jahr und die Hebammenschülerinnen der Maternite unterscheiden sich sehr von denen, die man in unsern Hebammenschulen zu sehen gewohnt ist, wo das Vorurtheil des Publicums, daß nur Frauen von Jahren, und solche, die selbst schon Kinder geboren haben, sich zu Hebammen schicken, so alte Schülerinnen liefert. Hier sind es der Mehrzahl nach junge unverheirathete Frauenzimmer von 18 bis 24 Jahren, die bey gründlichem Unterricht und einem Reichthum von Erfahrung, die sie in der Anstalt erhalten, zu Geburtshelferinnen gebildet werden, und im Examen durch ihre Kenntnisse, und durch die Präcision, womit sie dieselbe an den Tag legen, Erstaunen erregen. So vortrefflich auch Baudelocques Unterricht war, so hatte er doch Schattenseiten, die

hier angegeben werden. Der zweyte Abschnitt enthält unter dem Titel: **Bemerkungen über einige der wichtigsten Gegenstände der Französischen Geburtshülfe**, historische und critische Beobachtungen über die Grundsätze, Theorien und Methoden der Französischen Geburtshelfer, in Behandlung der natürlichen Geburt, in der Anwendung der Zange, der Wendung, der Perforation, des Schambeinschnittes, und in dem Verhalten der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder. Der Verf. nimmt überall ganz besonders auf den gegenwärtigen Zustand der Entbindungskunst Rücksicht, und hält sich daher auch vorzüglich an die Grundsätze von Baudelocque, Ant. Dubois, Gardien, Flamant, Dannau, Maigrier, Capucon ic. Ob gleich dieser Theil des Buches bey weitem der wichtigste ist, so erlaubt er doch am wenigsten einen kurzen Auszug. Der Leser wird hier aber eine Menge von Thatsachen zusammengestellt finden, die ihn in den Stand setzen, von dem Zustande der Geburtshülfe in Frankreich ein richtiges Urtheil zu fällen. Wir deuten hier nur Einiges aus den einzelnen Kapiteln an. 1. Kapitel. Geburtshülflche Beobachtungen aus der Maternite von Paris. Von den Geburtslisten der Maternite, und ihren auffallenden Resultaten wird bemerkt, daß diese Listen, wie sie Baudelocque geliefert hat, größten Theils von der Hebamme des Hospitals und ihren Schülerinnen abgefaßt worden sind, und daß sie weit weniger Werth haben, als man ihnen gewöhnlich beylegt, indem sie nur Zahlenverhältnisse liefern, keines Weges aber über die Art und Dauer der Geburtsarbeit und den Ausgang des Wochenbettes uns belehren. Die erstaunlich geringe Zahl von künstlichen Geburten wird zum

Theil auch daraus erklärt, daß der Hebamme de Hautes fast ganz die Leitung der Geburten überlassen ist, daß man in Paris jetzt mit der "médecine expectante" auch die Entbindungskunst sehr beschränkt, und daß die Administration sowohl, als das Publicum der Hebamme für ihr Nichtsthun mehr Dank weiß, als dem Geburtshelfer für seine wohlthätige Hilfe. 2. Kap. Von der Behandlung der natürlichen Geburt. Es wird hier das Geburtslager, le petit lit, die Art den Damm unterstützen und das Eigenthümliche beym Unterschneiden beschrieben und gewürdigt. 3. Kap. In der Beschreibung und Critik des Gebrauchs, welchen die Französischen Geburtshelfer von der Zange machen hat sich der Verf. besonders weitläufig ausgelassen und mit vielen Gründen bewiesen, daß in den Französischen Grundsätzen und Methoden, die Zange zu gebrauchen, große Reformen nöthig sind, um die Entbindungskunst demjenigen Grade der Ausübung nahe zu bringen, den sie fähig ist zu erreichen. In Frankreich sind vorzüglich zweyerley Zangen gegenwärtig im Gebrauch, die verlängerte Levret'sche, oder Baudeloques'sche, und die Dubois'sche Zange. Außerdem bedienen sich einige auch die Zange von Lhenance. Alle drey werden beschrieben. Der Verf. hält dafür, daß die Französischen Grundsätze in der Anwendung der Zange mit denen großen Ähnlichkeit haben, die vor dreßßig Jahren in Deutschland am allgemeinsten herrschend waren, und zu denen sich noch diejenigen bekennen, die unwandelliche Anhänger von Stein geblieben sind. Er tadelt mit Recht ihre Verstellung von der Schlichkeit der Zange, wenn durch dieselbe, um trüchtliche Verengung des Beckens zu überwinden

große Gewalt ausgeübt werden muß, oder wenn sie über die Stirn und das Hinterhaupt angelegt wird; ferner die Fehlschlüsse aus Vaudelocques Experimenten über die Compressionsfähigkeit des Kopfes; die sonderbare Art, sich der Zange bey eingekleideten Köpfe zu bedienen, indem ein Blatt hinter die Schooßbeinvereinigung, das andere vor das Heiligbein zu liegen kommt; das Zurückschieben und plöglische Drehen des Kopfes mittelst der Zange und andere ähnliche Grundsätze und Methoden. 4. Kap. Von dem Verfahren der Französischen Geburtshelfer bey der Wendung, der Fuß- und Steißgeburt. Die Französischen Geburtshelfer haben fast alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, erschöpft. Ihre, besonders Vaudelocques, Methode ist aber zu minutios, und es fehlt ihr an allgemeinen Principien. Fast allgemein ist die nachtheilige Meinung verbreitet, daß das Zurückschieben eines tief herabgetretenen Hintern der Mutter große Gefahr bringe. 5. Kap. Kopfbohren, Zerstückeln und Anwenden schneidender Haken sind in Frankreich noch gewöhnliche und ehrenvolle Operationen; niemand hat dort noch vermocht, ja nur den Gedanken laut werden lassen, daß durch geschickte Anwendung der Zange und der Wendung das Kopfbohren und Zerstückeln gänzlich vermieden und der Kaiserschnitt seltener gemacht werden könnte. Es wird eine von Vaudelocque in der Maternite verrichtete Perforation beschrieben, und aus der beygefügten Critik der Indicationen zu dieser Operation geht hervor, daß alle Gründe zu ihrer Rechtfertigung nicht Stich halten. Zuletzt noch von Asfalini's Perforationsmethode und von einem neuen Kneipzangenartigen Werkzeuge

hierzu. 6. Kapitel. Der Enthusiasmus für den Schambeinschnitt war in Paris vorüber (Leroy hat der Operation mit seinen übertriebenen Lobpreisungen mehr geschadet, als genützt, und Baudelocque ihr Ansehen besonders geschwächt) als Gardien sie von neuem dringend empfahl, und Dubois sie mit Glück verrichtete. Beschreibung von zwey Schambeinschnitten, welche Dubois in funfzehn Monathen an einer Person mit günstigem Erfolg machte, und Gardiens Gründe zu ihrer Vertheidigung. Der Verf. ist der Operation günstig, die er durch neue Gründe rechtfertigt, und die Einwürfe, z. B. von der Verkücherung des Schamknorpels, von der unbedeutenden Erweiterung des Beckens u. s. w. hergeleitet, widerlegt.

7. Kap. Die Art der Pflege der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder in Frankreich wird zum Theil als nachahmungswürdig empfohlen, und von der Vertreibung der Milch, den Vorurtheilen der so genannten *lairs repandus*, von den Ammen, der Ernährung der Kinder, den Belebungsmiteln derselben, und den Leichenöffnungen der in der Maternite verstorbenen Kinder speciell gehandelt.

8. Kap. Die medicinische Behandlung der kranken Schwangeren und Wöchnerinnen in der Maternite weicht von der in Frankreich immer mehr sich ausbreitenden *medicina per expectationem* nicht sehr ab; sie ist aber zugleich ganz symptomatisch. Cataplasme, Dampfbäder, Stahls Temperierpulver, *potions calmantes*, und eine Menge von Lisanen sind die gewöhnlichen Mittel. Die Behandlung der Unterleibsentzündung durch heiße Leinsamenumschläge und abführende Mittel wird mit Recht sehr getadelt; dagegen aber die

Anwendung der Blutigel, welche einige Französische Aerzte in großer Menge an den Unterleib setzen, in Schutz genommen. Unter besondern Aufschriften werden in diesem Kapitel folgende Gegenstände abgehandelt, die Unterleibsentzündung der Wöchnerin, der Brand der Geburtstheile, die Zuckungen der Gebärenden, der Vorfall der Gebärmutter, die Blutflüsse aus der Gebärmutter, und die Zurückhaltung der Nachgeburt nach Fehlgeburten. Dritter Abschnitt. Von dem geburtshülflichen Unterrichte in Paris und in Frankreich überhaupt. In vorigen Zeiten, wo der geburtshülfliche Unterricht sich noch nicht so sehr vervollkommnet und ausgebreitet hatte, und wo noch keine Gebärhäuser zum Unterrichte in Deutschland waren, war Paris den studierenden Geburtshelfern von Wichtigkeit. In neuerer Zeit aber hat es in der Hinsicht viel verloren. Der practische Unterricht ist nämlich noch immer, wie von jeher in Paris, bloße Privatsache. Es existirt keine öffentliche Gebäranstalt zum Nutzen der Studirenden; denn die Maternité steht nicht einmahl Französischen jungen Aerzten, sondern nur weiblichen Schülerinnen offen. — Von den Privatcursen und den Lehrern der Entbindungskunst, und der Art des Studiums in Paris. In Straßburg ist der geburtshülfliche Unterricht sehr blühend; diese Stadt besitzt aber auch seit etlich und achtzig Jahren eine noch fortdauernde öffentliche Gebäranstalt. Montpellier hingegen die alte hohe Schule für die Heilwissenschaft hat noch keine Gebäranstalt zum Nutzen der Studirenden.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 29. April 1813.

Wien.

Von den Fundgruben des Orients ist der zweyte Band mit dem 3. und 4. Stücke (S. 212 — 475, ohne das Inhaltsverzeichniß und Druckfehler) vollendet. Diese beiden Stücke enthalten: I. für die Rubrik Philologie 1) die Fortsetzung und den Schluß des *Pend nameh*, übersetzt von Hrn. de Sacy. S. 211, 451 fig. 2) Anfang der ersten Geschichte aus dem *Somajun Nameh*, übersetzt von Hrn. v. Hammer. S. 271. 3) *Textus turcicus colloquii patriarchae Genadii restitutus*, von demselben. S. 316, 470. 4) Ueber die Inschriften des *Dschebel al Mocattab*, von Hrn. Dr. Seezen, mit einer Abbildung. Die meisten Inschriften sind in einer unbekanntten Schriftart, einige wenige Griechisch und Arabisch, aber auch diese sind, so wie sie hier stehen, schwer zu entziffern. — II. Poesie: 1) *Jussuf und Zuleicha*, von *Dschami*, übersetzt von Hrn. v. Rosenzweig. S. 313, 392. Die Schilderung der Schönheit *Zuleicha's* ist in ihrer Art merkwürdig; sie zeigt, wie die spätern

U (3)

Persischen Dichter durch Ueberbieten ihrer Vorgänger ins Spielende und Frohliche fallen. S. 400 ist jedoch die sonderbare Stelle: die Lende glich dem halbgelbten Haar, war feiner noch u. nicht auf Rechnung des Dichters zu setzen. میان bedeutet hier die Mitte des Leibes, wie auch der Zusammenhang ergibt. 2) Selim III. Klagelied nach seiner Absetzung, im Gefängniß, in fünfzeiligen Strophen, Türkisch. S. 368. 3) Mythische Oden des Seid Ahmed Harif, Persisch, mit Uebersetzung von Hrn. Jouannin. Der Verf., der im 18. Jahrhundert starb, gehörte zu der Secte der Soufi's, die durch freyere und tolerantere Religionsgrundsätze sich auszeichnet. Beide Lieder enthalten den Gedanken, daß auch im Magismus und im Christenthum der einzige höchste Gott verehrt werde, und sind zugleich Beispiele der Manier der spätern Orientalischen Dichter, unter sinnlichen Bildern einen geheimen Sinn zu verbergen. Daß Hr. J. das و durch Jehovah übersetzt, scheint doch zu willkürlich. 4) Traduzione interlineare del libro Krisna, vom Hrn. Bischof Münter eingesandt; gehört zwar nicht eigentlich in den Plan der Fundgruben, ist aber um so schätzbarer, da die Uebersetzung sehr genau zu seyn scheint. Es enthält die 8. Incarnation des Wischnu, welche Andere für die neunte rechnen, voll der seltsamsten Dichtungen. (Da hier von der Quelle nichts gesagt wird, so bemerkt Rec., daß diese Uebersetzung aus einer Handschrift des Vorgianischen Museums von einem Missionar, P. Marcus, herrühre. vergl. Paullin Sykt Brahm 310). 5) Probe einer Uebersetzung des Schahnameh, von Hrn. v. Hammer (S. 421 flg.), in gereimten Versen, mit sorg-

kältiger Nachbildung des Rhythmus und Wohl-
lauts des Originals. Hr. v. Hammer ist schon
seit längerer Zeit mit einer Uebersetzung des gan-
zen Gedichts in dieser Manier beschäftigt, und
gibt dieses Stück als Probe seiner Arbeit, um
das Urtheil der Kenner der Orientalischen Lite-
ratur zu erfahren. Rec., dem das Schah Nameh
nicht fremd ist, muß den Grundsätzen des Ver-
fassers über die Uebersetzung dieses Gedichts, so
wie der hier gegebenen Probe, seinen ganzen
Beifall schenken. Er hat die Kunst bewundert,
mit welcher der Verfasser sich der Manier und
dem Ton des Originals anzuschmiegen gewußt
hat, und ist überzeugt, daß der Verfasser, der
schon in ähnlichen Arbeiten seine Gewandtheit
und poetisches Talent erprobt hat, ein gelunge-
nes Werk liefern werde. Ob aber eine Ueber-
setzung des ganzen Gedichts für die Kenntniß der
Geschichte und Poesie des Orients wünschens-
würdig seyn, und die darauf verwandte Mühe
belohnen würde, ist eine Frage, die Rec. sich nicht
getrauet zu bejahen. Das Schahnameh ist von
Seiten der Poesie so ungleich, ist an vielen Stel-
len so geschwäzig, und nähert sich häufig so sehr
dem Bänkelsänger-Ton, wie selbst die hier gege-
bene Probe zeigt, daß eine Uebersetzung des Gan-
zen schwerlich ihr Glück machen würde. Der
Verfasser sagt selbst, daß der Uebersetzer wenig-
stens zehn Jahre dieser Arbeit würde weihen müs-
sen; und würde nicht ein Geist, wie Hr. v. Ham-
mer, diese zehn Jahre tühmlicher und nützlicher
anwenden können? Was, nach des Rec. Einsicht,
könnte gewünscht werden, wäre, außer einer Ue-
bersetzung einiger vorzüglicheren Stellen, mit Bey-

gabe des kritisch berichtigten Textes, eine kritische Untersuchung über die Quellen des Gedichts, wovon der historische Werth der darin behandelten Thatsachen abhängt, ferner ein vollständiger Auszug des Historischen und Chronologischen, welches dem Gedichte zum Grunde liegt; endlich eine Sonderung dessen, was vom Ferdusi, und was von andern Dichtern, besonders Defiki, zum Schahnameh bengetragen ist. Einen Beytrag zu diesen Untersuchungen hofft Rec. in kurzem geben zu können. — III. Geschichte. Ueber das Reich von Sira, von unserm Hrn. Professor Ritter Eichhorn. S. 359: ein Commentar zu der von ihm edirten Stelle des Ibn Koteibah, wo sich unter mehreren wenig bekannten historischen Erläuterungen die merkwürdige Entdeckung auszeichnet, daß die berühmte Zenobia eine Tochter eines Königes Amru war, der in Mesopotamien eine kleine Herrschaft besaß. Abulfeda nennt diesen Amru einen Amalekiten. — IV. Geographie. Fortsetzung des Auszugs aus der Beschreibung Jerusalems und Hebrons. S. 357 flg. viel von den Vorzügen der Moschee zu Jerusalem und des da verrichteten Gebetes. — V. Astronomie: 1) Ueber die Sternbilder der Araber und ihre Nahmen für einzelne Sterne, von Hrn. v. Hammer. S. 235. Varianten zum Agjaib al Machlufat, mit einigen Ergänzungen zu der Abhandlung des ersten Bandes. 2) Ideler, Fragmente zur Erläuterung der Arabischen Sternnahmen. S. 239. Aenderungen und Zusätze zu seiner bekannten Schrift, die jetzt ins Französische übersetzt wird. Mehrere Bemerkungen sind von Hrn. de Sacy mitgetheilt. — VI. Gesetz-

wissenschaft. Uebersetzung des Koran, von Hrn. v. Hammer. S. 336. Proben aus den ersten zwölf Suren. Den Wunsch, daß diese Uebersetzung, ehe sie zusammen erscheint, einer Revision unterworfen werde, um sie dem Texte genauer anzupassen, muß Rec. wiederholen. Sur. 1. heißt der Schluß: derer, denen du nicht zürnend gnädig warst, und die nicht irren; undeutlich und ungenau. Sur. 2, 2. die — zum Gebet aufstehen, *يَقِمْ وَجْهَكَ لِلدِّينِ حَنِيفًا*. B. 11. Und wenn man zu ihnen spricht, verderbt auf Erden nicht, sagen sie: wir wissen, woran es uns gebriecht. B. 61. Die da glauben und den wahren Weg gehen. Der Verfasser scheint an *عَدُوًّا* gedacht zu haben, wodurch der Sinn der classischen Stelle ganz verändert wird. — VII. Bibliographie und Miscellaneen; 1) Catalogus codd. orientall. Bibliothecae Caesar. Reg. Vindobon. cura J. de Hammer, S. 283, 403 (ist schon nach dem besondern Abdruck in diesen Blättern angezeigt 1813 S. 233). 2) Auszug aus einem Briefe des Hrn. Dr. Seezen an Hrn. v. Hammer, Wocha 14. November 1810. S. 275. Zuerst von den Arabischen Pferden. Nach Hrn. Seezen gibt es in Arabien weit weniger Pferde, als man glaubt. Ganze Provinzen haben keine, und in ganz Arabien könne man höchstens 5 bis 6000 annehmen. (Diese Rechnung scheint dem Rec. sehr unsicher.) Auch die Schönheit und übrigen Vorzüge vor andern Pferde-Racen bezweifelt der Verfasser, und um den Adel sehe es gar mißlich aus. Dann eine Nachricht von alten Samjaritischen Inschriften, die der Verfasser, nach Niebuhr's An-

weisung, in der Gegend von Doffar, dem alten Sitz der Hamjaritischen Könige, fand. Von vier derselben, und dem Anfange der fünften, sind Abschriften gegeben, und eine (Nr. 4) hat Hr. S. mitgebracht. Diese ist vertieft eingehauen, aber die Züge sind undeutlich, und haben mit keiner bekannten Schrift eine Aehnlichkeit. In den übrigen sind einzelne Zeichen, die mit der Sanscrit-Inscription eines Pfeilers zu Dehli aus der Zeit des (Patanen) Firuz Schah Aehnlichkeit haben, die deswegen hier abgebildet worden.

Zugleich erhalten wir schon des dritten Bandes erstes Stück, wovon wir den Inhalt kürzlich angeben wollen. Dieses Stück zeichnet sich besonders durch interessante historische Abhandlungen aus. 1) Gasi Hassan Pascia, gran Ammiraglio del impero Ottomano: enthält noch nur die ersten Begebenheiten dieses merkwürdigen Mannes, die Verbrennung der Türkischen Flotte bey Tchesme, seine Ernennung zum Capudan Pascha u. brs 1776. 2) Fortsetzung und Schluß der Abhandlung über das Reich Sira, als Commentar zum Ebn Kotalbah, vom Hrn. Prof. Ritter Eichhorn. S. 21. Die oft mangelhafte und undeutliche Geschichtserzählung des Ebn Kotalbah wird mit sorgfältiger Critik und Zuziehung der Byzantiner berichtigt und ergänzt. Unter mehreren Druckfehlern ist S. 27 Z. 7 zu verbessern: um 5 Jahre zu früh. 3) Extrait historique relatif à l'histoire des croisades, aus dem Tarich el Kode, von Hrn. v. Hammer. S. 70. Nachrichten von Jerusalem seit dem Tode des Hafem; Herstellung der Kirche des heil. Grabes; Eroberung durch die Franken, und

durch Saladin, bey dessen Thaten der Verfasser umständlicher ist. — Zur Rubrik Poesie gehören einige Uebersetzungen von Helmine v. Chezy. S. 19, 79. Sententiae Turcicae collectae a Rev. D. Horck. S. 20. Persische Verse des Abu Taleb Khan, Englisch übersetzt von Hrn. v. Hammer. S. 40. Probe einer Uebersetzung des Schahnameh, von demselben. S. 57. Die Erzählung von Sam und seinem Sohne Sal, der wegen seines weißen Haares vom Vater ausgelegt, aber vom Simurg erhalten wird: eine Dichtung, reich an Wunderbarem. — Philologie. Ueber die Sprache Thaberistan's, von Hrn. v. Hammer, so wie S. 46 Verzeichniß sinn- und schallverwandter Persischer Wörter, aus Kemel Pascha Zade. S. 47 über die Abstammung des Wortes Homaiun. — Miscellaneen: Lettre de Mr. Rousseau, consul général à Alep, sur les chevaux arabes, S. 65, bezieht sich zwar nicht auf den oben angeführten Brief des Hrn. Scezen, bestätigt aber aufs neue die Vorzüge der Arabischen Pferde, und gibt, was besonders merkwürdig ist, ein Modell eines Certificats über den Adel eines Pferdes. Hr. Scezen scheint dergleichen nicht gesehen zu haben, sonst würde er darüber weniger strenge urtheilen. Die Zeugen bezeugen nur die edle Abkunft durch drey Zeugungen, und darin ist nichts Unwahrscheinliches oder Verdächtiges. Hr. Rousseau verspricht die Uebersetzung eines Arabischen Tractats über die Reit- und Veterinärkunst, der dem Chalifen Ali beygelegt wird. Mit besonderer Theilnahme hat Rec. den Aufsatz des Hrn. v. Klaproth: Ehrenrettung Stephan Sourmont's, S. 41, gelesen. Er betrifft die

680 G. g. A. 68. St., den 29. April 1813.

bekante, von Stählin verbreitete und oft nach-
erzählte, Anekdote, daß Fourmont eine Rolle
mit Langutischer Schrift von Peter dem Großen
erhalten, und, wie man nachher gefunden, ganz
unrichtig erklärt habe. Hr. v. Klaproth zeigt,
daß die ganze Anekdote erdichtet sey, und daß die
Fourmont's für die Erklärung mehr geleistet haben,
als man damahls und bey ihren Hülfsmitteln er-
warten konnte, obgleich sie den Sinn nicht überall
richtig getroffen haben. Das Langutische Blatt
und Fourmont's Lateinische Uebersetzung finden
sich noch auf der Bibliothek der kaiserl. Aca-
demie zu St. Petersburg. — Auf der beygefügt
Kupferplatte sind, außer einer Vorstellung zu
der Stelle des Schahnameh, wo Sam seinen
Sohn von Simurg zurück erhält, zwey Steine
abgebildet: einer mit Aegyptischer Buchstaben-
schrift; der andere, ein Abraras, mit Aegypti-
schen Figuren und Griechischer Schrift. Bey er-
sterem vermißt man eine Beschreibung und Nach-
richt, woher er sey, die vielleicht nachgeliefert wird.

Leipzig.

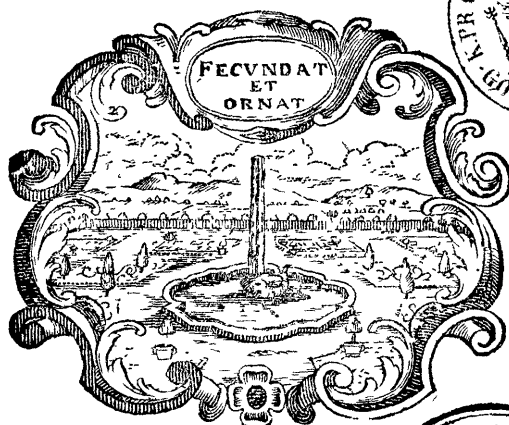
Bei Hahn, mit der Jahrzahl 1813, sind zwey
bekante Schulbücher in neuen Auflagen erschie-
nen: 1) *Selectae e profanis scriptoribus histo-*
riae, deren Text Hr. Professor Schäfer aus den
neuesten besten Ausgaben der Classiker, aus denen
sie gezogen sind, berichtigt hat; und 2) die *Li-*
viana Excerpta vel Chrestomathia Liviana in
usum scholarum castigatius repetita a C. L. Baue-
ro (ed. 3), ohne Aenderung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1813.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieckhoff



Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1813

by unknown author

Göttingen; 1813

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

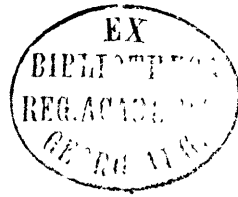
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1813.

Carlruhe.

Von Philipp Maclot: Denkmähler der Römer im mittäglichen Frankreich, von C. L. Ring. Mit (3) Grund- und Aufrissen in Steindruck. 37 Seiten in Quart. 1812.

Diese kleine Schrift enthält eine Beschreibung von drey merkwürdigen Ueberresten der Römischen Baukunst in Frankreich, nämlich des Tempels, der unter dem Nahmen Maison carrée de Nimes bekannt ist (S. 1-13), des ebenfalls zu Nimes befindlichen Amphitheaters (S. 14-27), und des Triumphbogens zu Orange (S. 28-37). Die Monumente zu Nimes sind bereits von mehreren Antiquaren, vorzüglich von Menard, Raffei, Gauthier, Clerisseau und Millin, untersucht worden, auch hat Recensent bey der Beurtheilung der Antiquités de la France von Clerisseau in diesen Blättern (vom J. 1807 St. 187 S. 1858) von ihnen gehandelt. Dem letzt genannten Baumeister scheint der Verfasser vorzüglich gefolgt zu seyn, indem die beygefügtten Grund- und Aufrisse aus Clerisseau in verjüngtem Maßstabe genommen sind, die ge-

K (3)

naue artistische und geschichtliche Darstellung aber nach Millin entworfen worden ist, so weit es ihm zwar als Augenzeugen und aufmerksamen Beobachter, jedoch nur als Laien in der Kunst, zu thun möglich war. Die Maison carrée ist ein Tempel, der alle die Verhältnisse hat, welche Vitruv von einem Pseudoperipteros fordert, indem er ein rechtwinkliches Parallelogramm mit 6 Korinthischen Säulen in der Fassade, und 11 an den Seiten bildet, von denen 8 in die Mauern eingefügt sind, die andern aber, nebst denen der Fassade, zu dem Porticus gehören. Der hintere Theil des Tempels hat ebenfalls 6 zum Theil in die Mauer eingefugte Säulen. Die Säulen sind cannelirt, und zeigen in ihrer Dimension die Krümmung der Entasis. Was ihre Verhältnisse, und überhaupt die architectonischen Details, betrifft, so müssen wir auf die oben erwähnte Anzeige verweisen. Eine unter Ludwig XIV. unternommene unglückliche Restauration hat den Fries der Mauerzelle zu Grunde gerichtet, dessen Spuren noch an einigen Säulen zu sehen sind. Millin glaubt, daß zur bessern Beleuchtung des Innern vielleicht ursprünglich noch eine Oeffnung im Dache angebracht gewesen seyn könne. Diese Meinung wird von dem Verfasser S. 7 mit Recht verworfen. Denn man weiß, daß alle dergleichen parallelogrammförmigen Tempel nur durch die Eingangsthüre absichtlich ihr spärliches Licht erhalten, um das mysteriöse Halbdunkel hervorzubringen, das durch die Wirkung des rauchenden Opferaltars und durch den düstern Lampenschein noch erhöht wurde. Auch war schon nach der Form des Daches, das nicht gewölbt, sondern mit einem horizontalen Gebälke versehen ist, eine Oeffnung, um das Licht von oben hinein zu lassen,

nicht wohl anzubringen möglich. Die höchste Eleganz der Capitale, ihre sorgfältige und meisterhafte Ausführung, der edle Character der Ausladungen und des Bildwerks am Fries und am Gesimse, kurz alles, was an diesem so schönen und geschmackvollen Gebäude ein so bezauberndes Ganzes ausmacht, hat bey Clerisseau und andern geprüften Kunstlern wirklich die Idee erweckt: Ob es nicht das Werk Griechischer Künstler sey? Von S. 9 an erzählt der Verfasser die mehrfältigen Umwandlungen, welche dieses Gebäude im Mittelalter, und selbst noch in neuern Zeiten, zu erdulden hatte, und die nicht anders, als zum Verderben desselben mitwirken mußten. Es hat seine Wiederherstellung und Erhaltung den Augustinern zu verdanken, welche es in eine Kirche verwandelten. Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Untersuchung der von Seguier entziferten Inschrift, nebst den Gründen, welche gegen die Authenticität derselben von Hrn. Sainte-Croix (Magazin encyclopédique an. I. Tome I. p. 337) vorgebracht worden sind. — S. 14 das Amphitheater zu Nimes. Ungeachtet dieß Gebäude nur zwey Stockwerke hat, so setzen uns doch sein Umfang, seine ungeheuern Massen, und seine über Alles hervorragende Höhe in Erstaunen. In der Beschreibung der einzelnen Theile ist Clerisseau's Werk benutzt worden; auch liefert der Verfasser auf Tafel II. den Grundriß, Durchschnitt und geometrischen Aufriß. Ohne Ansicht dieser Tafel würde eine nähere Beschreibung dem Leser unnütz seyn. Jede Gradine des Amphitheaters hat 18 bis 20'' Breite, um bequem darauf sitzen zu können, und wenn man nun annimmt, daß 32 solcher Gradinen bis zur Arena

herunter gingen, so kommen ungefähr 21,000 Sitze heraus. Mehrere Basreliefs, die man in und an dem Gebäude entdeckt hat, verdienen ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. Man erblickt die aus der Geschichte Roms bekannte Figur der säugenden Wölfin mit den beiden Knaben Romulus und Remus, zwey nackte Fechter und mehrere Figuren von Priapen, die auf eine ganz eigenthümliche Art dargestellt sind. Mit vielem Scharfsinn macht es der Verfasser aus einer Stelle des Isidor (XVIII. 42) wahrscheinlich, daß in den Theatern und Amphitheatern der Römer besondere Arkaden zum Aufenthalt öffentlicher Weiber befindlich waren, daß man ähnliche Bezeichnungen in den öffentlichen Bädern der Römer antraf, und daß daher obige Bilder an den Arkaden des Amphitheaters zu Nimes auch gleiche Bedeutung haben sollten. In dem Colosseum zu Rom hat man erst in den neuesten Zeiten solche Arkaden entdeckt, die ebenfalls dem Priapus geweiht — und hiernach bezeichnet waren. Unter den Westgothen wurde das Amphitheater in eine Festung umgeschaffen, mit zwey viereckigen Thürmen versehen, und mit einem Vertheidigungsgraben umgeben. Man nannte es Castrum arenarum. Der Verf. erzählt die ferneren Schicksale desselben bis auf unsere Tage, wo man an der gänzlichen Aufräumung und Ausgrabung arbeitet, und bereits manche merkwürdige Sachen entdeckt hat. — S. 28 der Triumphbogen zu Orange. Er ist der Gegenstand vieler Forschungen gewesen, aber eine getreue Abbildung hat man bisher noch nicht davon gehabt. Ueber die Zeit seiner Erbauung ist man noch nicht einig; man weiß nicht, wem er zu Ehren errichtet worden sey: und eine andere Veranlassung zu seiner

Aufrichtung kann man eben so wenig zuverlässig angeben. Er bildet ein massives Parallelogramm von 60 und 66' Höhe und Breite, durch welches drey große Bogendurchgänge gesprengt sind. Der mittlere Bogen ist höher und breiter, als die beiden, unter sich gleich hohen, Seitenbogen. Jeder Thorbogen hat zwey cannelirte Korinthische Säulen zur Seite, wovon die beiden äußersten zugleich Ecksäulen sind. Die Felder enthalten einen überflüssigen Reichthum von Basreliefs, welche Trophäen und beynahe alle Werkzeuge des Seewesens, als Vordertheile von Schiffen, Ankern, Rudern und dergl. darstellen. Einige glauben, er sey dem Cäsar, Andere, dem Marius, dem N. Lutatius Catulus, dem Domitius Aenobarbus, ja dem Fabius Maximus, zu Ehren aufgeführt worden. So viel aber der Rec. weiß, so war der Triumphbogen, den Fabius Maximus wegen seines Sieges über die Allobroger im J. 632 (nach Erb. R.) auf der via sacra erhielt, von Holz, und diente nur für den Einen Tag des Einzugs. Maffei will im Styl der Baukunst das Zeitalter des Hadrian wahrnehmen, und Millin (*Voyage* T. II. p. 147) verspricht eine besondere Abhandlung mit einer vollständigen Darstellung aller Theile dieses merkwürdigen Denkmahls. Rec. enthält sich daher eines Urtheils über die Bestimmung des Gebäudes, bemerkt aber nur, daß der Gedanke, die beiden Seiten des Bogens, wo keine Eingänge sich befinden, mit Frontons zu versehen, unmöglich aus dem Kopfe eines Architekten während der Blüthe der Kunst stammen kann.

Berlin.

Wey Friedrich Maurer: *Theorie des Infinitesimal-Calculs*, von Joseph Nürnberger, Post.

beamten zu Landsberg an der Warthe. 46 Quartseiten 1 Kupfertafel. 1812.

Der Verf. bemüht sich, zu beweisen, daß, wenn man die Lösung einer Aufgabe, bey der Z die unbekante (von einer veränderlichen Größe x abhängige) Größe bezeichnen maa, durch irgend eine unmittelbare Betrachtung des Unendlichkleinen, auf ein Differential $dZ = p dx$ gebracht habe, woben sich jedoch aus der Art, wie dieß Differential aus Betrachtung einer Figur oder aus andern Gründen deducirt wor-

den ist, ergebe, daß der Quotient $\frac{dZ}{dx} = p$ nur

als ein unendlich angenäherter, mithin nie völlig genauer, Ausdruck gelten könne, man dennoch jederzeit aus der nicht völlig genauen Gleichung

$$\frac{dZ}{dx} = p \text{ oder } dZ = p dx \text{ durch die gewöhnliche}$$

Integration den wahren, der Aufgabe ein Gesnüge leistenden Werth von Z finden werde, und zwar aus der Ursache, weil der durch die falsche Voraussetzung $dZ = p dx$ in die Rechnung gebrachte Fehler $= z$ sich gerade so hoch belaufe, als der Fehler, den man begehen würde, wenn man bey der Differentiation des für Z gefundenen Integrals die höhern Potenzen von dx weglasse. Mit andern Worten, wenn $Z = \int (p dx + z)$ den wahren Werth von Z bezeichnet, und nun vermittelst der Integration des (durch unendliche Abnahme von z) bloß genäherten Ausdrucks $p dx$, der Werth \int gefunden werde, so müsse doch allemahl $z = Z$ seyn. Denn es lasse sich jederzeit beweisen, daß, wenn man nunmehr z differentiire, so daß man auch die höhern Potenzen von dx mitnehme (wodurch denn $d z$ allemahl die Form $p dx + q dx^2 + r dx^3 \dots$ erhält), nothwen-

noch von der Muttermilch genährt werden, kommt dem Kalbfleische sehr nahe, ist aber schwarz. Gleichwohl besteht die Hauptnahrung in getrocknetem Bärenfleische. St. Paul ist 30 bis 40 Werste lang, und ganz entblößt von Gebüsch und Bäumen. Das Clima ist rauh; im Winter und Frühjahr hat man die fürchterlichsten Stürme, und im Sommer häufige Nebel. Die Haupt-Producte bestehen theils in Stein- und Eisfächsen, theils in einer Menge von Seebären. Die Füchse, welche in Fallen gefangen werden, geben jetzt nur noch eine unbedeutliche Ausbeute. Die Seebären kommen um die Mitte des Aprils trüchtig auf St. Paul an, werfen am Lande ihre Jungen, und entfernen sich gewöhnlich wieder im September. Von den Fellen derselben zieht die Compagnie nicht geringe Vortheile. Funfzehn Menschen, die der Compagnie nichts kosten, können leicht in Einem Sommer 100,000 Felle abstreifen. Jedes Fell wird in Canton für 1 bis $1\frac{1}{2}$ Span. Thaler, und in Kiachta für 2 bis 3 Rubel verkauft. Vor einigen Jahren verdarben denn aber auch für mehrere Millionen Rubel Häute in dem Magazine der Compagnie! Das Fett, woraus man einen vortrefflichen Tränke sieden könnte, wird weggeworfen. Die Seebären, welche man todt schlagen will, treibt man 1 bis 2 Werste vom Ufer ins Innere, um die übrigen nicht zu verschrecken. Die kostbaren Seeottern, deren man in den ersten Jahren gegen 3000 erlegte, und deren Felle das Stück zu 100 bis 150 Rubel verkauft wurden, sind fast ganz ausgerottet. Fische gibt es sehr wenige; dagegen aber ist St. Paul ein Sammelplatz für Millionen von Seevögeln, die zur Brütezeit sich einstellen, und deren Eyer während eines großen Theils des Jahrs eine Hauptnahrung ausmachen. Die Einsammlung derselben ist eine höchst gefahr-

Schaffenheit einer Aufgabe nicht immer so leicht, wie z. B. bey der Parabel, wissen oder finden, was bey der Annäherungsgleichung $dZ = p dx$ die weggelassenen Größen zusammen für einen Werth $= z$ haben, um diesen mit den durch die Differentiation erhaltenen Gliedern $q dx^2 + r dx^3$.. vergleichen zu können. Liese sich in dessen für jede Aufgabe die Identität $z = q dx^2 + r dx^3$.. erweisen, so würde dadurch allerdings Etwas zur Hebung der gewöhnlichen Schwierigkeiten, die man der Differential-Rechnung aufbürdet, geleistet seyn. Aber der Verfasser gesteht selbst, daß er keinen allgemeinen Beweis zu geben wisse, wenn er gleich noch durch einige andere Beispiele die Richtigkeit der Gleichung $z = q dx^2 + r dx^3$ zu erläutern sucht. Uebrigens stimmen wir darin dem Verfasser sehr gern bey, daß man bey den Anwendungen der Differential-Rechnung auf wirkliche Gegenstände der Natur, der Idee des Unendlichkleinen, oder vielmehr der Vorstellung von Größen, welche ohne Ende abnehmen, nicht gut entbehren kann, und so gut man auch durch die Functions-Lehre und ähnliche Darstellungen jenem Begriffe auszuweichen gesucht hat, so ist er doch nur darin verschleiert, und tritt aus jenen Darstellungen so gleich wieder hervor, als solche auf irgend einen Gegenstand angewandt werden sollen, ohne in ungeheure Weitläufigkeiten zu verfallen. Die gegenwärtige Schrift verdient immer, als ein Beytrag zur Lösung der bekannten Schwierigkeiten, die man der Analysis des Unendlichen aufbürdet, gelesen zu werden, wenn sie uns gleich keine vollkommene Genüge zu leisten scheint.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 1. May 1813.

Frankfurt am Main.

Bey Fr. Wilmans: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1807, von G. S. von Langsdorff. II. Band, 1812. 335 S. in 4.

Hr. v. L. liefert hier die Beschreibung seiner Reise nach den Aleutischen Inseln und der Nordwestküste von Amerika, so wie der Rückreise durch Sibirien nach St. Petersburg. Weit reicher, als der erste, ist dieser zweite Band an geographischen sowohl, als an nautischen und naturhistorischen Beobachtungen. Er enthält die schätzbaren Beiträge zur Erd- und Völkerkunde in reichster Fülle.

Die Nachrichten von der Russisch-Amerikanischen Compagnie, ihren Etablissements und ihrem Gewerbe verdienen nicht bloß in Rußland die höchste Beachtung. „Was die Compagnie eigentlich ist, sagt Hr. v. L., das gestatten oft die Verhältnisse nicht, so geradezu zu sagen.“ Gleichwohl wagte es der Hr. Verf., so edel als kühn, den Vorhang hoch genug aufzuziehen. Man erblickt da einen alles aufreibenden und zerstörenden Unverstand, verbunden nicht nur mit der unglaublichsten politischen

V (3)

Unwissenheit, sondern auch mit einer Härte und Unmenschlichkeit, die unter den Schlachtopfern der Compagnie einen Jammer und ein Elend verbreitete und erhält, das nur zu oft weit jenes der Sklaven in Westindien übertrifft. Auch die Russisch-Amerikanische Compagnie ist eine der scheußlichen Geburten des Handelssystems; jenes Systems, das doch ein Auswurf der Hölle ist und bleibt, wurde es auch von dem Menschenfreunde Colbert zuerst in Anwendung gebracht.

Bei der Abreise am 13. Jun. 1805 waren die hohen Gebirge und Caps von Kamtschatka noch mit Schnee bedeckt. Der Matrosen Stelle mußten 60 Menschen vertreten, die als Wild- oder Pelzjäger in der Compagnie Dienste standen. Es waren Abenteurer, Trunkenbolde, verschuldete und verdorbene Kaufleute und Handwerker, mitunter auch geknüttete und gebrandmarkte Verbrecher. Diese Unglücklichen waren schlecht genährt und noch schlechter gekleidet. Die Compagnie fütterte sie mit Brot, getrockneten und gefrorenen Fischen und Seehund- und Wallfischfett; alles gereicht in kargen Portionen. Die meisten litten am Scorbut und waren beim größten Mangel an Kleidungsstücken überdeckt mit Ungeziefer.

Auf der Insel St. Paul, wo, wie auf der Insel St. Georg, die Compagnie Niederlassungen besitzt, zeigten sich Seebären zu vielen Tausenden, die fast gar keine Furcht äußerten, als man sich ihnen näherte. Diese Thiere leben in Polygamie. Die Männchen streiten zuweilen recht heftig über den Besitz der Weiber. Erzürnt sich das Männchen, so suchen seine Weiber durch Schmeicheleyen es zu besänftigen. Den Ungehorsam der Weiber bestraft das Männchen, indem es grimmig um sich beißt. Das Fleisch der jungen Seebären, wenn diese nur

noch von der Muttermilch genährt werden, kommt dem Kalbfleische sehr nahe, ist aber schwarz. Gleichwohl besteht die Hauptnahrung in getrocknetem Bärenfleische. St. Paul ist 30 bis 40 Werste lang, und ganz entblößt von Gebüsch und Bäumen. Das Clima ist rauh; im Winter und Frühjahr hat man die fürchterlichsten Stürme, und im Sommer häufige Nebel. Die Haupt-Producte bestehen theils in Stein, und Eisfächsen, theils in einer Menge von Seebären. Die Füchse, welche in Fallen gefangen werden, geben jetzt nur noch eine unbeträchtliche Ausbeute. Die Seebären kommen um die Mitte des Aprils trächtig auf St. Paul an, werfen am Lande ihre Jungen, und entfernen sich gewöhnlich wieder im September. Von den Fellen derselben zieht die Compagnie nicht geringe Vortheile. Funfzehn Menschen, die der Compagnie nichts kosten, können leicht in Einem Sommer 100,000 Felle abstreifen. Jedes Fell wird in Canton für 1 bis $1\frac{1}{2}$ Span. Thaler, und in Riacha für 2 bis 3 Rubel verkauft. Vor einigen Jahren verdarben denn aber auch für mehrere Millionen Rubel Häute in dem Magazine der Compagnie! Das Fett, woraus man einen vortrefflichen Trahn sieden könnte, wird weggeworfen. Die Seebären, welche man todt schlagen will, treibt man 1 bis 2 Werste vom Ufer ins Innere, um die übrigen nicht zu verschrecken. Die kostbaren Seeottern, deren man in den ersten Jahren gegen 3000 erlegte, und deren Felle das Stück zu 100 bis 150 Rubel verkauft wurden, sind fast ganz ausgerottet. Fische gibt es sehr wenige; dagegen aber ist St. Paul ein Sammelplatz für Millionen von Seevögeln, die zur Brütezeit sich einstellen, und deren Eyer während eines großen Theils des Jahrs eine Hauptnahrung ausmachen. Die Einsammlung derselben ist eine höchst gefahr-

volle Arbeit. Sorgfältig wäscht man die Eyer, und nachdem sie an der Luft getrocknet sind, werden sie in einem Fasse voll reinlich abgekochten Trahns aufbewahrt, wo sie dann nicht nur den ganzen Sommer über, sondern auch den größten Theil des Winters so frisch bleiben, als wären sie eben aus dem Neste genommen.

Die Insel Unalaska besteht aus einer Felsenmasse. Das Holz zu den Erdhütten, Kanots u. s. w. wird von der See angeschwemmt. Die Einwohner machen eine Mittel-Race zwischen Mongolen und Americanern aus. Sie wohnen in Gruben, bedeckt mit einem Dache von Erbe. Haben diese einige Jahre gestanden, und ist hohes Gras darauf gewachsen; so erscheint ein Dorf wie ein Europäischer Kirchhof. Die Anzahl der Einwohner ist jetzt so geringe, daß man sie nicht angeben wollte. Als Hauptursache der schnellen Entvölkerung gibt Hr. v. L. das Verschenden der besten Schützen nach Kodiak, und sogar bis nach der nordwestlichen Küste von America, an, wo die großen Seeottern gefangen werden. Die dorthin geschickten kehren gewöhnlich nie wieder in den Schoß ihrer Familie zurück. In Seehunden besteht die Hauptnahrung der Bewohner Unalaska's. Ohne Seehunde zu leben, wäre den Aleuten kaum möglich. Aus der Haut dieser Thiere machen sie sich Kleider, Teppiche, Riemen, Schuhe und verschiedene Geräthschaften, sogar das Kanot. Dieses besteht aus einem hölzernen Gerippe, mit Seehundsfellen überzogen. Das Fleisch wird gegessen, und das Fett oder der Trahn theils zur Nahrung, theils zur Erwärmung und Erleuchtung angewandt. Der Schlund wird zu wasserdichten Stiefeln und Weinkleidern umgeschaffen, und aus dem, Blasen ähnlichen, Magen werden Aufbewahrungsgefäße zu

allen Arten von Flüssigkeiten bereitet. Aus den Eingeweiden macht man Regenkleider, und zugleich dienen sie statt der Fensterscheiben. Sogar die Bartborsten benutzt man zum Puz und zur Kopfzierath. Eine andere Lieblingsspeise ist das Speck von Wallfischen, welche öfters von den Aleuten erlegt, aber auch zuweilen von der See ausgeworfen werden. In den letztern Jahren singen die Russen den Kartoffelbau an, der glücklich gedieh, und auch hier eine allgemein beliebte Nahrung verschaffte. Wilde Enten und Gänse kommen in Menge im Herbst und Frühjahr: aber ihnen zieht der Aleute kein Wallfisch- und Seehundspeck vor. Brot hat man gar nicht. Der Hauptreichtum der Insel, der denn auch die Russen herbey zog, besteht in Pelzwerk, besonders in schwarzen und silbergrauen Fuchs- und Otterfellen. Die Felle der letztern wurden ehedem zu Tausenden ausgeführt; jetzt werden jährlich kaum noch zwey bis drey hundert gewonnen. Ist es den Aleuten gelungen, einen Wallfisch zu fangen, so bemächtigt sich die Compagnie der einen Hälfte. Auf dem Meere zeigt auch der Aleute die größte Geschicklichkeit. Ihre Kanots sind denen der Grönländer ähnlich, nur für Eine, zuweilen für zwey, und selten für drey Personen. Mit diesen kläglichen Fahrzeugen wagen sie sich sogar bey stürmischem Wetter in die offene See, und leicht und flüchtig durchschneiden sie die schäumende Brandung.

Der Aleute reißt sich sorgfältig jedes Barthaar aus, und die Weiber tatuiren sich einen Schnurrbart. Die täglich auf dem Wasser herum treibenden Aleuten besitzen wasserdichte Kleider, die nichts zu wünschen übrig lassen. Ihre Damen schmücken sich mit Federtleidern, an deren Vollendung ein

ganzes Jahr gearbeitet werden muß, die aber auch so trefflich sind, wie man sie nur von der Hand der geschicktesten Europäischen Stickerinn erwarten könnte. Rehnthier- und Wallfischsehnen vertreten des Zwirnes Stelle. Hochzeitsgebräuche sind hier nicht gewöhnlich. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach des Mannes Vermögen. Verarmt der Mann, so schiebt er die eine und die andere Frau ihren Eltern zurück. Man findet auch wohl, daß Eine Frau mit zwey Männern lebt. Noch mehr: Männer vertauschen nicht selten ihre Weiber; und damit ganz nichts fehlt, werden dann auch schöne Knaben ganz weiblich erzogen, und in allen Verrichtungen der Mädchen unterrichtet. Sorgfältig rauft man ihnen den Bart aus, kommt dieser; man tatiirt sie um den Mund, wie die Weiber; man behängt sie mit Schmuck u. s. w. und läßt sie endlich auch der Concubinen Stelle in jedem Sinne ersetzen. Hr. von L. fügt noch die Bemerkung hinzu: "man hat bis jetzt noch keine Maßregel ergriffen, dieser Sittenlosigkeit und unnatürlichen Lust, die schon seit den ältesten Zeiten hiez Statt fand, Einhalt zu thun."

Kodiak oder Kadjak ist eine der größten nördlichen, zwischen America und Asien liegenden, Inseln. Nach dem Jahre 1784 wurde hier von einem Irkutskischen Kaufmanne, Gregori Schelichoff, ein Etablissement angelegt. Nach Schelichoff's Aussage betrug damals die Volksmenge 50,000. Durch Hülfe von Feucrgewehren wurde die bey nahe wehrlose Nation bald unterjocht, und allmählich ihres Eigenthums beraubt. Nun nahm die Volksmenge sichtbar von Jahr zu Jahr ab. Im Jahre 1793 betrug die Anzahl aller Einwohner von Kodiak und den benachbarten Inseln drey tau-

send Arbeitsfähige männlichen Geschlechts, und diese Anzahl schmolz zusammen bis auf fünf hundert. "Veränderte Lebensart, fremde Sitten und Gebräuche, Mangel an Nahrung und Kleidung, Verbreitung ungewöhnlicher, zum Theil unbekannter, Krankheiten, Druck und Mißbräuche aller Art, besonders forcirte und gewalthätige Jaadpartien, Kummer und Sorgen, Meuterey und viele andere dergleichen Ursachen haben, gleich einer Pest, diese Länder und Inseln auf eine unglaubliche Art entvölkert. Dieselben zerstörenden Einflüsse dauern noch immer fort, und drohen dem Reste dieses Völkchens den gänzlichen Untergang" ic. — "Die Aleuten (S. 62) in jenen entfernten Inseln und Ländern stehen unter der Aufsicht irgend eines Promüschleniken, oder mit andern Worten, eines unwissenden Menschen und Böfewichts, von dem diese gutartigen und jetzt wehrlosen Urbewohner auf alle mögliche Art gedrückt, gekränkt und ausgefaugt werden." — Freylich ist es sonderbar, und weit mehr noch als sonderbar, daß in einem monarchischen Staate, wie Rußland, eine Handels-Compagnie existirt, die unter keinem Gerichte steht, und ungestraft ihre Gewalt über große Länder ausübr. Da findet der beleidigte, mißhandelte Russische Unterthan keinen Schutz des Eigenthums, keine Sicherheit, keine Gerechtigkeit. Die Agenten des Comptoirs und ihre Untergeordneten handeln, von ihren Launen und ihrem Interesse geleitet, ganz nach Willkühr. Klagen und Kläger sind in Menge da, aber kein Richter. "Ich habe nahmentlich Beyspiele," fügt Hr. v. G. hinzu, "daß einige Russische Wildschützen oder Promüschleniken über das Leben der dortigen Eingebornen nach Willkühr und ungerügt disponirten, und diese wehrlosen Geschöpfe auf die grau-

samste Art zu Tod gemartert haben. Daher werden auch die Russen allenthalben nebst ihren Weibern und Kindern von den Eingebornen gefaßt, und wenn sich nur irgend eine Gelegenheit findet, ermordet.“ An der Nordwestküste von America war es schon drey Mal der Fall, daß Russische Etablissements von den Americanern überfallen, und Alle, Männer wie Weiber und Kinder, niedergemetzelt wurden. Schon Sauer erzählte, die Compagnie habe sich aller Vöthe der Eingebornen bemächtigt. Damit aber wurden den Unglücklichen alle Mittel zu ihrem Erwerb genommen. Jetzt sind die Aleuten so Slaven der Compagnie, daß sie ihre Vöthe, Knochen zu den Pfeilen, ja selbst die Kleidung von ihr erhalten, und dagegen die ganze Beute der Jagd ihrer Gebieterinn überlassen müssen. “Es ist empörend, wenn man diese Leute hungrig und beynah nackt arbeiten, und die Magazine der Compagnie voller Provisionen und Kleidungen sieht.“ Aber nicht nur die Aleuten, sondern auch die Russischen Promüschleniken, die nicht als Handwerker und Unter-Aufseher, sondern bloß zur Arbeit, zum Bau, Holzfällen, Rudern u. s. w. angestellt sind, haben zum Theil kein besseres Schicksal. Sie werden so lange zur Arbeit getrieben und gemißhandelt, bis ihre Kräfte unterliegen, und wenn sie erkranken, so haben sie weder Unterstützung noch medicinische Pflege zu hoffen. — Rec. ist auf das innigste überzeugt, daß jedes Mittel, von der Russischen Regierung gegen die Compagnie ergriffen, nichts anders ist und seyn kann, als Scheinmittel. Soll nicht noch mehr Blutschuld auf das Land geladen werden; so muß die Regierung die Compagnie aufheben, und alle die, welche das Mordwerk trieben, hinschaffen, wohin sie gehören,

in die Karre, an den Galgen und auf das Rad. Jede andere Anlegung des Capitals der Compagnie wird ohne alle Frage dem Reiche größere baare Vortheile bringen. Uebrigens giebt es keine Nation, der das Handelssystem so unnenbar viel kostete, als der Russischen seit Peter dem Großen, der vom ausländischen Handel die ungeheuersten Wunder erwartete.

Die Kaluschen oder Koloschen, Urbewohner von Norfolk-Sound, haben ihre Kinder schon wenige Tage nach ihrer Geburt und in jeder Jahreszeit in der See. Kinder, noch an der Mutter Brust, waren kaum mit einem alten Lappchen umwunden bey einer Kälte von 8 bis 10 Gr. Gewöhnlich hat ein Kalusche nur eine Frau; die sehr reichen und wohlhabenden Oberhäupter aber zwey, eine alte und eine junge. Sittlichkeit, Schamhaftigkeit, Anhänglichkeit und eheliche Treue characterisiren, im Allgemeinen, das weibliche Geschlecht dieser Nation, und unterscheiden sie wesentlich von allen den nördlicher wohnenden Aleutischen Völkern. Werden bey einem jungen Mädchen die ersten Zeichen der Mannbarkeit bemerkt, so läßt man sie in einer kleinen Hütte, von Eltern und Bekannten absondert, wohnen. Man gibt ihr alsdann in zwey Tagen gar nichts und an den folgenden nur sehr wenig zu essen und mäßig zu trinken. Das Getränk, das in Wasser besteht, muß sie durch den Flügelknochen eines weißköpfigen Adlers schlürfen, und darf, wenn sie durstig ist, niemahls mehr als drey Züge thun. Man meint, daß je weniger ein Mädchen zu dieser Zeit trinkt, je länger sie eine strenge Enthalttsamkeit fortsetzt, und je mehr sie sich häuslich beschäftigt, um desto größer werde in der Folge die wechselseitige Anhänglichkeit in der Ehe.

Um nun dieses Glück der künftigen Ehe in höherem Grade zu erreichen; so lebt ein solches Mädchen zuweilen ein ganzes Jahr lang eingezogen, eingesperrt und von allem Umgange ihrer Geschwister und Gespielinnen abgeschnitten. Ob diese Leute irgend einen Begriff von Gott haben, konnte Hr. v. L. nicht erfahren. Ihren Todten bezeigen sie besondere Ehre.

Das Etablissement St. Francisco hatte das Ansehen eines Deutschen Meyerhofes. In der kleinen und unansehnlichen Wohnung des Commandanten waren auch die Hausgeräthe sehr schlecht; aber bedient wurde die Gesellschaft auf einem reichen Silber-Service. Jährlich gehen von Europa nach Vera Cruz 300 Geistliche. Jeder derselben erhält 400 Piafter Besoldung, welche er zu seinen Bedürfnissen und zum Besten seiner Gemeinde verwenden muß. Jene Summe aber wird nicht in Geld, sondern in Waren gereicht. In der Provinz Neucalifornien befinden sich jetzt 19 Missionen und in jeder derselben 600 bis 1000 und mehrere neubekehrte Christen, zu deren Schutz 6 Presidien gehören, in welchen 200 bis 300 Mann Cavallerie vertheilt liegen. Glaubwürdige Personen versicherten, daß der Spanische Hof jährlich eine Million Piafter für das Militär und die Geistlichkeit in beiden Californien zur Ausbreitung der christlichen Religion aufwendet. Jeder Mönch hat mehrere Pferde zu seinem Gebrauche, und wird, wenn er seine Mission verläßt, von einem oder mehreren Soldaten begleitet. Jene werfen, wenn sie in das Innere des Landes reisen, um Rekruten zur alleinseligmachenden Kirche anzutwerben, einen ledernen Brustharnisch über die Achseln, um sich bey feindlichen Angriffen gegen die Pfeile der In-

dianer zu sichern. Alle Mädchen und Wittwen werden in verschiedenen Häusern gleichsam unter Schloß und Riegel bewacht, und zum Arbeiten angehalten; sie dürfen nach erhaltener Einwilligung am Tage ausgehen, jedoch niemahls die Nacht außerhalb des Klosters zubringen: so bald aber ein Mädchen verheirathet wird, erhält sie die Freiheit und wohnt alsdann bey ihrem Manne in dem zur Mission gehörigen Dorfe der Indianer, das mit dem Nahmen las Rancherías beleat wird. Durch solche Vorkehrung hoffen die Geistlichen die Männer desto mehr an ihr Etablisement zu fesseln, und die Religion mit desto größerer Leichtigkeit und Sicherheit zu verbreiten. — Zwey bis drey Mönche und 4 bis 5 Soldaten halten eine Gemeinde von 1000 bis 1500 rohen, uncultivirten Menschen im Zaum, und gewöhnen sie an eine, von ihrer bisherigen ganz verschiedene Lebensart, ohne faum den Gedanken zu hegen, daß ein Aufruhr oder eine Meuterey entstehen könnte. Diese Erscheinung erklärt Hr. v. L. theils aus der Milde, Nachsicht, Liebe und Freundschaft, welche die geistlichen Väter gegen ihre Kinder zeigen, theils aus der Einfalt dieser Kinder, die nur der Gestalt nach Menschen sind. — Wie aber Hr. v. L. in der Erscheinung dieser so einfältigen Menschen in einem mildern Clima und bey der Fülle von Nahrungsmitteln, welche die Natur ihnen darbeut, ein unerklärbares Räthsel finden kann, begreift Rec. auf keine Weise. Nur im Gedränge von Bedürfnissen, Noth und Leiden wird der Mensch zum Menschen. Dieß lehrt die Erfahrung aller Zeiten und Länder. — Auch nicht eine einzige Mühle, nicht einmahl eine Handmühle fand sich in der Mission, so viele Windmühlen auch in Spanien sind. Man begnügte sich

mit schlecht geriebenem Mehle, und die Geistlichen wollten keine Mühle, um nur die Menschen das ganze Jahr hindurch beschäftigen zu können. Aber zahllos waren die Heerden von Hornvieh, die alle von fünf Stück abstammen sollen, welche man im J. 1776 in das Land brachte. Nach des Gouverneurs Versicherung hatte in den drey letzten Jahren in den drey nördlichsten Missionen das Hornvieh sich so sehr vermehrt, daß er vor einigen Monaten ein Commando Soldaten aus sandte, um 20,000 Stück davon zu erlegen, weil er fürchtete, daß es bey so starker Vermehrung an Weide fehlen könne. Eben dieselbe Besorgniß hegt in Ansehung der Menschen Malthus nicht nur, sondern auch Doctor Hegewisch.

Der ungesundeste Ort auf der Halbinsel Californiens ist St. Blas; daher die großen Besoldungen. Ein Matrose erhält monatlich 30 und mehrere Piafter oder Spanische Thaler, ein Lieutenant 2 bis 300, und der Commandant, der an andern Orten nur 4 bis 500 Piafter erhält, empfängt hier 5 bis 6000. Der Gouverneur von Arrelaga theilte Hrn. v. Langsdorf die wichtige Nachricht mit, daß man die Kuhpocken von Europa nach Mexico gebracht, und ein dortiger Wundarzt schon viele Menschen vaccinirt habe. — In den Kapiteln von Kamtschatka fanden wir eine reiche Nachlese. Die Hunde spielen da mit großem Rechte eine Hauptrolle. — Der Koräken Wohl und Wehe hängt von ihren Rehnthieren ab, gerade so, wie die Existenz der Aleuten von dem Seehunde. Die Pferde der Jakuten leben den ganzen Winter über im Freyen, und man versichert, daß sie sich um so viel besser befänden, je kälter es sey, ja daß sie in einem warmen

Stalle mager würden; und doch ist hier eine Kälte von dreßzig Graden gar nichts Ungewöhnliches.

Frankfurt an der Oder.

Adolphi Guiliemi Otto, Medicinae ac Chirurgiae Dr. in theatro anatomico profect., Monstrorum sex humanorum anatomica et physiologica disquisitione. Cum tabulis aeneis. 42 Seiten in Quart.

Der Verfasser beschreibt sechs menschliche monströse Früchte, und von der letzten theilt er zugleich eine Abbildung ihrer untern Hälfte mit. Die erste ist eine männliche, ungefähr achtmonathliche, Frucht, welcher der größte Theil des Gehirns mangelt. Stirn- und Seitenbein lagen fast auf der Basis des Schädels auf; am Hinterkopfe hing ein Sack herab; vier Halswirbel fehlten; die Augennerven hingen nicht zusammen, und das Rückenmark bestand nur aus parallel laufenden zarten Fäden. Der große Intercostal-Nerve war jedoch vom Halse bis zu den Lenden wohl geformt, und hatte seine Ganglien. Nieren und Nebennieren waren natürlich beschaffen. — Das zweyte Monstrum war eine weibliche Frucht, deren Schedel und Gehirn größten Theils mangelten, und der nach hinten zu zwey membranöse Säcke im Nacken herabhängen hatte. Außer den Augennerven waren keine Gehirnnerven und keine Blutgefäße des Gehirns da, auch kein kleines Gehirn. Drey Halswirbel und die Nebennieren mangelten, und die Luftröhre war völlig geschlossen. — Das dritte gehirnarme Monstrum hatte nur Ein Nasenloch, keine obere Schädelsknochen, und die Hälfte der knö-

thernen Rückensäule mangelte. Auch in diesem waren durchaus keine Nebennieren. — Die vierte solche Mißgeburt weiblichen Geschlechts hatte nur Eine Nabel-Arterie, und eine verkehrte Lage der Gedärme, die nicht mit dem Magen zusammenhängen, sondern nach oben mit einem blinden Darm in einem besondern Sacke der Pleura endigten. In den für sich bestehenden kleinen Magen ging der ductus choledochus und pancreaticus. Das Herz war ohne Herzbeutel. Diese Gattung von Monstrositäten, welche man mit Unrecht Acephalos nenne (frensch, denn die wirklichen Früchte ohne Kopf machen eine eigene Gattung von Mißgeburten aus), nennt der Verfasser Aëncephalicos fetus, und meint, dieß sey der schicklichste Name. Allein diese Benennung ist eben so wenig richtig, indem das Gehirn (ἐγκεφαλος sc. μυελός) niemahls vollkommen diesen Mißgeburten mangelt, sondern nur großen Theils. Richtiger wäre daher die Benennung ὀλιγοεγκεφαλος, wenig Gehirn habend, so wie z. B. ὀλιγοέτης, wenige Jahre habend; oder, weil doch meist die untere Hälfte des Kopfes noch da ist, ἡμιεφαλίον, Halbkopf, hemicephalicus fetus. Auch ist es nicht ausgemacht, daß diese Monstrosität, wie der Verfasser meint, die häufigste sey; denn aller Wahrscheinlichkeit nach kommen die Mißgeburten mit gespaltenen Oberlippen und Gaumen noch häufiger vor, als die Halbköpfe. Hr. Sömmerring habe schon 76 Beispiele von letztern angeführt, und man könnte die Zahl leicht verdoppeln. Im Walterischen Cabinet finden sich ein und zwanzig. (Auch hier im Pflanderschen sind zwölf.) Es gebe aber doch nur wenige genaue Beschreibungen davon, und

ihre wiederholte Untersuchung sey immer für die Physiologie interessant. Ehemahls habe man geglaubt, die Vorstellung der Mutter bey einem Schrecken bringe solche Monstrosität hervor. Heutiges Tages hingegen haben berühmte Männer, wie Prochaska, Sömmerring und Andere behauptet, diese Monstrosität bestehe von der ersten Bildung des Embryo an. Er glaube aber mit Haller, Sandifort und Andern, daß vielmehr eine Krankheit des Embryo diese Mißbildung hervorbringe, und führt dafür gültige Gründe an, unter andern, daß, wie bey den Wasserköpfen, der hintere Theil der Augenhöhlenbeine herab gedrückt sey, und die Augen daher weit hervorstehen; auch oft, wie bey jenen, Nerven mangeln, und Spaltungen des Rückgrathes und Zerstörungen des Rückenmarks verbunden seyen. Merkwürdig sey die von ihm, wie er glaube, zuerst genau beobachtete und dargestellte Beschaffenheit der Basis des Schedels, nämlich daß solche gleichsam in der Mitte entzwey gebrochen und so beschaffert sey, daß die vordere Hälfte horizontal liege, die hintere aber, vom Sattel an, fast vertical zur Wirbelsäule hinab steige, und der Mangel an Halswirbelbeinen bey den meisten. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können — auch die auffallende Größe des Hinterhauptbeines. Die meisten dieser Mißgeburten, und überhaupt der zu früh abgegangenen Früchte, seyen weiblichen Geschlechts. Was Hewson zuerst, und hernach Mehrere, beobachtet haben, daß die Nebennieren bey diesen gehirnarmen Früchten sehr klein seyen, oder auch, nach Winslow, ganz mangeln, sey immerhin merkwürdig; aber auch er gibt darüber keinen Aufschluß, durch welchen Nexus

zwischen Gehirn und Nebennieren solches bewirkt werde. Was er von der Ursache des baldigen Todes solcher Früchte muthmaßet, wird durch die lange Lebensdauer eines Kindes bey großem Mangel des Gehirns widerlegt, welches der Professor Oslander im 139. Stück dieser gelehrten Anzeigcn vom vorigen Jahre beschrieben hat. — Die fünfte beschriebene monströse Frucht war zeitig, männlichen Geschlechts, und ganz wasserfüchtig, selbst der Nabelstrang; hatte kurze Arme, einwärts gekrümmte Füße, und an jedem Fuße sechs Zehen; an der linken Hand sechs, und an der rechten sieben Finger. — Die sechste Mißgeburt war eine einfüßige menschliche Frucht, die gleichsam in einen Stelzfuß sich endigte, den man gewöhnlich mit einem Fischschwanz vergleicht; äußerlich ohne Geschlechtscheile und After; der Darmcanal endigte in einen blinden-Sack, mit Kindespech angefüllt. Die Nebennieren waren da, aber die Nieren und Harngänge mangelten. Eine ganz kleine Urinblase und eine eben so kleine Gebärmutter mit Mutterröhren und Eyerstöcken zeigten sich, und nur Eine Nabel-Arterie, welche nicht aus der hypogastrica, sondern aus der Aorta selbst entsprang; auch ein kleines, unten geschlossenes, Becken, und an demselben Ein Schenkelbein und ein Theil vom Schinnbein, ohne Kniescheibe. Diese Mißgeburt hat selbst in den innern Verunstaltungen die größte Aehnlichkeit mit derjenigen, welche Rossi in seiner *dissertatio foetus monstruosi Holmiae nati descript. etc.* Jenae 1800 Quart, beschrieben und abgebildet hat.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. u. 72. St.

Den 3. May 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 27. März hielt der Professor Hausmann eine Vorlesung: de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas. — Daß ein gewisses Verhältniß zwischen der chemischen und äußern Beschaffenheit der Mineralkörper Statt findet, daß bey einem gewissen Mischungsverhältnisse auch gewisse äußere Eigenschaften sich zeigen, und daß bey verschiedenartigen Bestandtheilen auch in dem Aeußern gewisse Abweichungen sich offenbaren, davon wird man sich schon bey einer nur oberflächlichen Kenntniß der unorganisirten Naturkörper überzeugen müssen. Es ist daher auch leicht darzuthun, daß keine wissenschaftliche Bearbeitung der Mineralogie möglich ist, wenn man dabey nicht von der gemeinschaftlichen Untersuchung der chemischen und äußern Beschaffenheit der Mineralkörper ausgeht, und daß wir die Ergründung des Verhältnisses zwischen der chemischen und äußern Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper als die wichtigste

Aufgabe für den wissenschaftlichen Mineralogen anzusehen müssen. Wie ist nun aber der Zusammenhang zwischen dem Mischungsverhältnisse und den äußern Beschaffenheiten? Können wir nachweisen, daß diese letztern ohne Ausnahme von dem Mischungsverhältnisse abhängig sind, oder führen uns unsere Nachforschungen zu einer gewissen Grenze, jenseit welcher wir nicht mehr im Stande sind, den so oft sich auffallend darstellenden Einfluß der Mischung auf das Äußere zu erkennen? Bevor eine gründliche Untersuchung hierüber angestellt werden kann, muß man sich nothwendig darüber vereinigen: worin die Gleichartigkeit und Verschiedenartigkeit unter den unorganisirten Naturkörpern besteht. Wenn wir zugeben müssen, daß das Wesen derselben in ihren Bestandtheilen, nicht aber in ihren äußern Beschaffenheiten liegt, so folgt hieraus unmittelbar, daß wir auch die specifische Differenz, nur in den Bestandtheilen suchen dürfen, wenn wir uns gleich in manchen Fällen mit glücklichem Erfolge der äußern Beschaffenheit, in so fern diese durch die chemische bedingt wird, bedienen können, um uns zur Erkenntniß der Verschieden- oder Gleichartigkeit leiten zu lassen. Hat aber die Natur, bey der großen Mannigfaltigkeit von Substanzen, wirklich scharfe Grenzen zwischen ihnen abgesteckt, und ist es der chemischen Kunst möglich, diese mit Sicherheit aufzufinden? Schon bey dem gegenwärtigen Zustande der Chemie können wir dieses in Ansehung einer sehr großen Anzahl von Substanzen bejahen. Nicht nur bey den bis jetzt chemisch unzerlegbaren unorganisirten Naturkörpern, den Metallen und den einfachen Inflammabilien, sondern auch bey dem größern Theile der Salze, der Metalloxyde, der Erze, so wie bey manchen erdigen Fossilien, den Oxydoiden und

Säuren, sind wir im Stande, sehr bestimmte Grenzen nachzuweisen, welche die Natur zwischen verschiedenartigen Substanzen zog. Die größten Fortschritte haben wir hierin besonders in neuester Zeit durch die merkwürdigen Arbeiten des trefflichen Schwedischen Chemikers Berzelius gemacht, die es nicht allein schon jetzt möglich machen, mit mathematischer Schärfe die bestimmten Proportionen in den Mischungen vieler unorganisirter Naturkörper auszumitteln, sondern uns zugleich die angenehme Aussicht zu eröffnen scheinen, in der Folge diese Proportionen auch bey vielen andern Substanzen aufzufinden, deren scharfe Grenzen bis jetzt nichtverfolgt werden konnten. — Durch diese vorläufigen Betrachtungen war nun der Weg gebahnt zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen der Mischung und der äußern Gestalt und Structur der unorganisirten Naturkörper im Allgemeinen, welche den ersten Haupttheil der vorgelesenen Abhandlung ausmacht. — die nur als der Vorläufer einer umfassenderen Arbeit über den oben bemerkten Gegenstand betrachtet werden kann, indem sie sich allein auf die Untersuchung des Verhältnisses beschränkt, welches zwischen der chemischen und der extensiven äußern Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper obwaltet, alles Uebrige aber einer weitem Bearbeitung vorbehält.

Das bey weitem am meisten in die Augen springende extensive äußere Merkmal der Mineralkörper ist ihre äußere Gestalt; und unter den gar mannigfaltigen äußern Formen müssen die Krystallisationen — dieses ausschließende Eigenthum der unorganisirten Natur, welches weder Thiere noch Pflanzen ihr streitig machen können — besonders wegen ihrer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit, zuerst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das

Interesse, welches sie billig einflößen, muß aber noch um Vieles erhöht werden durch die Bemerkung des innigen Verhältnisses, welches zwischen ihren verschiedenen Bildungen und den verschiedenen Mischungen sich bemerklich macht. Wir finden nämlich, daß da, wo dieselben Bestandtheile vorhanden sind, alle vorkommende Krystallisationen auf die eine oder andere Grundform sich zurückführen lassen, und daß verschiedenartige Substanzen in den häufigsten Fällen auch abweichende Krystallisations-Systeme zeigen. Sorgfältig müssen wir aber freylich hierbey die eigentlichen Krystallisationen, welche an das Wesen der Substanz geknüpft sind, von den so genannten Aster-Krystallisationen unterscheiden, deren Bildung nicht die Substanz, sondern gewisse zufällige Umstände bedingten, welche bewirkten, daß ein Mineralkörper die äußere Form eines andern annahm.

Der großen Anzahl krystallinischer unorganisirter Naturkörper stehet eine bedeutende Menge anderer gegen über, die keine Spur krystallinischer Bildung zeigen; an denen wir nicht einmahl eine bestimmte Begrenzung, durchaus keine Individualität, wahrnehmen. So weit die Kluft ist, welche die vollkommen krystallinischen Bildungen von den gänzlich amorphen entfernt hält, so gibt es doch eine Brücke, welche beide verbindet. Es findet sich eine große Menge äußerer Gestalten, die sich bald mehr dem Krystallinischen, bald mehr dem Formlosen nähern, und die auf solche Weise eine unmerkliche Abstufung zwischen beiden bilden. Den krystallinischen Formen zunächst stehen diejenigen, welche man schicklich unter der Benennung der Krystalloidischen begreifen könnte, nämlich das Drath-, Zahn-, Haarförmige, das Gestrickte, Dendritische u. m. a., bey denen man noch eine

bald größere, bald geringere Tendenz zur Krystallbildung, aber keine vollendete krystallinische Ausbildung, wahrnimmt. Der Einfluß der Mischung auf dieselben ist besonders daran wahrzunehmen, daß sie nur bey solchen Substanzen vorzukommen pflegen, die sonst auch wohl vollkommen krystallisirt erscheinen. Aber sehr viel loser ist doch dieses Band geknüpft, als dasjenige, welches die Erscheinung einer gewissen Krystallisation von einer gewissen Substanz unzertrennlich macht; denn wir bemerken eben nicht, daß gewisse Arten jener Formen ausschließend der einen oder andern Substanz angehören, wenn sie gleich im Allgemeinen das Eigenthum von verhältnißmäßig sehr wenigen Substanzen sind.

Sehr abweichend von den krystallinischen und krystalloidalen Bildungen verhalten sich die, welche man sphäroidische und stalactitische nennen könnte: die vollkommen fugligen oder dem Kugligen sich nähernden äußern Gestalten, die eigentlich so genannten *sintrischen* und die ihnen zunächst verwandten Bildungen, z. B. das *Getropfte*, *Traubige*, *Nierenförmige*, *Röhrenförmige* u. s. w. In den sphäroidischen äußern Formen erkennen wir die Wirkung der gemeinen (centralen) Anziehungskraft, die, so bald sie vollkommen frey sich äußern kann, und nicht durch gewisse chemische Bedingungen zur polarisch wirkenden Krystallisationskraft wird, die unorganisirten Naturkörper, ohne Rücksicht auf die Substanz, zu Kugeln formt. In den stalactitischen Gestalten erblickt man die Wirkung der gemeinen Anziehungskraft noch vorwaltend, aber doch schon mehr und weniger beschränkt, theils durch verschiedenartige äußere Einwirkungen, z. B. durch Adhäsion, theils selbst durch die Krystallisationskraft. Nur in so fern diese beschränken-

den Einwirkungen zur Eigenthümlichkeit einer gewissen Substanz gehören, ist bey jenen äußern Formen noch ein gewisser Einfluß der Mischung auf dieselben nachzuweisen, der im entgegen gesetzten Falle gänzlich verschwindet. Uebrigens findet von den sphäroidischen und stalactitischen Formen ein unmittelbarer und sehr leichter Uebergang in das ganz Amorphische Statt, wenn die einzelnen Bildungssphären einander so genähert werden, daß die Kraft, welche die einzelnen Massen zu einem Ganzen zu vereinigen strebt, größer wird, als diejenige, welche die Trennung und Formung der einzelnen zu bewirken sucht; wie dieses unter andern besonders deutlich bey dem Kogenstein, bey manchem körnigen Thon-Eisenstein, wahrzunehmen ist. — Bey dem Ueberblicke der unendlich mannigfaltigen äußern Bildungen der unorganisirten Naturkörper und der Vergleichung derselben mit den Mischungen, drängen sich folgende allgemeine Bemerkungen auf: 1) daß nicht bloß die Mannigfaltigkeit der krystallinischen Formen ungleich größer ist, als die der übrigen äußern Gestalten, sondern daß auch die Anzahl der Substanzen, welche nicht krystallisirt vorkommen, sehr gering ist im Vergleich zu denen, welche krystallisirt sich finden; 2) daß nicht in allen Classen und Ordnungen der Mineralkörper — in so fern diese nämlich eine chemische Grundlage haben — ein gleiches Verhältniß zwischen den krystallinischen und nicht krystallinischen Statt findet, wovon aber die ausführliche Erörterung hier nicht wohl eines Auszugs fähig ist.

Nächst der äußern Gestalt verdient ganz besonders die *Structure* der Mineralkörper da eine nähere Beleuchtung, wo es auf die Ausmittlung des Verhältnisses ankommt, in welchem die extensiven äußern Beschaffenheiten zu den chemischen stehen.

In Ansehung der Structur der unorganisirten Naturkörper nehmen wir ein ähnliches auffallendes Verhältniß wahr, wie bey ihrer äußern Gestalt; wir sehen nämlich hier eine große Bestimmtheit und Regelmäßigkeit in der innern Zusammensetzung der Theile, während wir dort eine mehr und weniger continuirliche Verbindung derselben bemerken. Zwischen diesen beiden Extremen liegt eine große Anzahl von Mittelgliedern, die durch sanfte Uebergänge beide verknüpfen. Die regelmäßig blättrige Structur zeigt sich in so fern gleichbleibend, daß die Winkel, unter denen gewisse Blätterdurchgänge einander schneiden, in der Regel constant sind, wenn gleichwohl bey einer Substanz die Anzahl der deutlichen Durchgänge variiert. Bey verschiedenartigen Substanzen kommen wohl dieselben Durchgangswinkel vor: aber es gibt doch eine viel größere Menge von Substanzen, denen verschiedene eigen sind. Bey den übrigen Arten der Structur, dem Strahligen, Faserigen, Schuppigen, den verschiedenen Modificationen des Dichten, nehmen wir viel weniger Constantes in Beziehung auf die Mischung wahr, indem ein und dieselbe Substanz oft die mannigfaltigsten Arten der unregelmäßigen Structur zeigt.

Auch zwischen regelmäßiger Structur und regelmäßiger äußerer Gestalt findet ein auffallendes Verhältniß Statt, indem jene nur bey Mineralkörpern vorkommt, denen krystallinische Bildung eigen ist, wenn gleich bey weitem nicht immer das regulär blättrige Mineral zu gleicher Zeit regelmäßige äußere Gestalt zeigt. Auch die Richtungen der Blätterdurchgänge, so wie die Winkel, welche sie mit einander machen, stehen in einem bestimmten unabänderlichen Verhältnisse zu den Krystallisationsflächen, und zwar laufen die Blätter entweder ge-

nau parallel mit diesen Flächen, oder sie machen mit gewissen Krystallisationsflächen gewisse constante Winkel. Ganz anders verhalten sich strahlige und faserige Textur, die übrigens unmittelbar an die regelmäßig blättrige sich anschließen. Am häufigsten sehen wir das Strahlige und Faserige mit den sphäroidischen und stalactitischen äußern Gestalten vereinigt, und zwar sehr oft so, daß die Strahlen und Fasern gegen das Centrum der Attraction gerichtet sind. Wir bemerken im Allgemeinen: daß die verschiedenen Arten der unregelmäßigen Structur hauptsächlich da vorkommen, wo die Umstände die Krystallenbildung nicht begünstigen; entweder wo die äußere Form durch gemeine Attractionskraft bewirkt wurde, welche den Sieg über die Krystallisationskraft gewann, die ihre Tendenz nur in einer Anlage zur regelmäßigen Structur, oder an dem freyen Umfange offenbaren konnte; oder wo Mangel an Raum, Druck von außen, die vollständige Ausbildung der regelmäßigen Structur hinderten.

Mit der Absonderung der Theile der Mineralskörper, welche der Textur angehört, darf die eigentlich so genannte Absonderung nicht verwechselt werden. Diese ist in Ansehung des Grundes ihrer Bildung nicht sowohl der Textur, als der äußern Gestalt verwandt. Sie wurde bewirkt durch eine Tendenz der Masse, eine bestimmte, entweder von der Krystallisationskraft oder von der gemeinen Attractionskraft abhängige, Gestalt anzunehmen, die aber entweder wegen gewisser Impedimente nicht zur vollen Wirkung gelangen konnte, oder wobey der Bildungs-Proceß auf irgend eine Weise unterbrochen, oder schon einmahl beendigt, aber wieder erneuert wurde.

Recapituliren wir nun alle Verhältnisse zwischen der Mischung und den extensiven äußern Beschaffenheiten der Mineralkörper, so erhalten wir als End-Resultat: daß nur Krystallisation und regelmäßig blättrige oder krystallinische Structur für gewisse Substanzen ganz constant sind; daß, da dieselbe Substanz immer dieselbe Krystallisation und krystallinische Structur besitzt, diese aber bey verschiedenen Substanzen oftmahls sehr abweichend, oft aber auch übereinstimmend sind, die Wirkung der Krystallisationskraft abhängig angesehen werden muß von der Wirkung der chemischen Anziehungskraft; daß aber dieses Verhältniß zwischen beiden sich stufenweise verringert, und in Hinsicht gewisser äußerer Formen ganz verschwindet, so daß die mechanische Kraft endlich völlig unabhängig wird.

Wie wirken aber gewisse Modificationen der Bestandtheile bey einer und derselben Substanz auf Krystallisation und krystallinische Structur? wie kann man bey diesen Eigenschaften das für eine gewisse Substanz Wesentliche von dem Zufälligen unterscheiden? Diese und verwandte Betrachtungen machen den Hauptgegenstand des zweyten Theils der Abhandlung aus: der genaueren Untersuchung des Verhältnisses zwischen Krystallisation, Krystallinischer Structur und chemischer Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper. — Zuerst eine kurze Geschichte von dem Entstehen und der Ausbildung der Kenntnisse über diesen Gegenstand. — Daß wir in den Schriften der Alten in dieser Hinsicht so gut wie gar nichts finden, ist wohl leicht begreiflich. Doch entgingen ihnen nicht ganz die Kenntnisse von der regelmäßigen äußern Gestalt einiger Mineralkörper, und nahmentlich fiel diese besonders bey dem Bergkrystall auf, dessen regelmäßige Form Plinius

richtig beschreibt. Derselbe führt auch Krystallisationen vom Demant an, wobey es doch aber wahrscheinlicher zu seyn scheint, daß er den echten Demant mit dem Bergkrystall verwechselt habe. Auch in späteren Zeiten hat man keinem krystallinischen Mineralkörper größere Aufmerksamkeit gewidmet, als dem Bergkrystall. Außerdem aber fielen besonders die regelmäßigen Formen einiger Salze auf. Man bemerkte schon früh, daß verschiedenartige, theils natürliche, theils durch Kunst dargestellte, Salze gewisse Krystallisationen besitzen, und glaubte, daß die Fähigkeit, Krystalle zu bilden, den salinischen Substanzen ganz eigenthümlich sey, und daß dieses von ihnen andern Substanzen, mit denen sie Verbindungen eingingen, mitgetheilt würde: eine Meinung, die sich sehr allgemein bis in die Zeiten von Linné erhalten hat. Schon Boetius de Boor äußerte dieselbe, und eine ähnliche findet sich bey Athanasius Kircher, der zugleich eine Hypothese über die mechanische Bildung der Krystalle des Bergkrystalls aufstellte. Robert Boyle verglich ebenfalls die Krystallisationen der Edelfeine mit denen der Salze; theilte aber außerdem schon genauere Beschreibungen der Krystallisationen einiger Edelfeine und mehrere treffliche Bemerkungen über ihre Structur mit. Erasmus Bartholin beschrieb zuerst die regelmäßige Structur des so genannten Doppelspathes, die nach ihm auch von Newton bemerkt wurde. Dieser Körper gab denn auch Veranlassung zur ersten geometrischen Bestimmung von Winkeln an den regelmäßigen Spaltungsstücken, welche sowohl von Huygens, als auch von Newton geschah. Unter den mineralogischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts hat unstreitig Stenonis — der in mehreren Schriften, selbst seiner Zeit, irrig Steno genannt

worden ist — die genauesten und scharfsinnigsten krystallinischen Beobachtungen mitgetheilt. In seiner seltenen Schrift *de solido intra solidum*, sind sehr gute Bemerkungen über die Krystallisationen des Eisenglanzes, des Demanten, des Schwefelkieses, niedergelegt. Auch finden sich darin schon einige Winke über die Gestalt der Massentheile verschiedener Krystallisationen. Hierüber sind nun aber weit genauere Untersuchungen im Anfange des 18. Jahrhunderts von Gulielmini in seiner sehr interessanten Schrift *de salibus*, und in seiner *oratio de salium figuris*, geliefert. Ihn kann man mit Recht als den ersten Gründer der in unsern Tagen besonders ausgebildeten Lehre von der Zusammensetzung der Krystalle aus regelmäßig geformten Massentheilen betrachten. Nach Gulielmini haben sich besonders Lappeler und Burguet Verdienste um die Krystallogie erworben. Auch Linné hat Einiges dafür gethan, besonders durch die *Dissertation de crystallorum origine*, in der er sich übrigens ganz zur Lehre von Gulielmini bekannte, die er nur noch weiter ausbildete. Er nahm nämlich mit ihm an, daß verschiedenen Salzen gewisse spezifisch verschiedene Krystallisationen eigen seyen, und daß durch Vermischung derselben bey den übrigen Mineralien die verschiedenen Krystallisationen bewirkt würden. Nairan, der ebenfalls in der Mitte des 18. Jahrhunderts schrieb, hat in seinem Werke: *sur la glace*, nicht nur über die Form, Structur und Bildungsart der Eis- und Schneekrystalle viel Treffliches geliefert, sondern auch manche gute Bemerkungen über andere Krystallisationen. Durch die classischen systematischen Werke von Wallerius und Cronstedt hat die Kunde von den Verhältnissen zwischen Krystallisation, krystallinischer Structur und Mischung, keine

bedeutende Fortschritte gemacht. Den berühmte Mineralogen Romé de l'Isle und Werner waren die größten Verdienste um die Krytallographie vorbehalten. Der erstere wurde zugleich Gründe der Krytallometrie; der letztere gab dagegen genauere Aufschlüsse über den verschiedenen Völkern durchgang der Mineralkörper. Ein Jahr früher, als Werner's berühmte Schrift von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien erschien, begann mit einer Abhandlung des genialen Torbern Bergman, de formis crystallorum, die er zuerst im Jahre 1773 herausgab, eine neue Epoche für das gründliche, auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Mineralogie den wichtigsten Einfluß geltend machende, krytalogische Studium. Er zeigte, wie von den verschiedensten Krytallifikationen des Kalkspaths ein rhomboedischer Kern von bestimmten Winkeln, eingeschlossen werde, und wie man bey dem Kalkspathe, so wie bey andern krytallinischen Substanzen, die verschiedenen Formen von dem Krytallkerne und den nach gewissen Gesetzen denselben umgebenden, ähnlich geformten Massentheilen herleiten könne. Zugleich widerlegte Bergman die allgemein verbreitete Meinung, daß alle krytallinische Substanzen beygemischten Salzen ihre Bildung verdankten, und zeigte, daß bey den krytallinischen Salzen weder der Säure — wie besonders Gulielmini annahm — noch der Basis allein — wie solches z. B. Lomberg glaubte — sondern beiden gemeinschaftlich, die regelmäßige äußere Form zuzuschreiben sey: ein Satz, der, weiter benutzt, von dem wichtigsten Einflusse auf die systematische Bearbeitung der Mineralogie wird. Im Jahre 1784 erschien des berühmten, um die Mineralogie so hoch verdienten, Haüy *Essai d'une théorie sur la structure des cristaux*,

in welchem derselbe einen ganz ähnlichen Gang bey der Untersuchung der regelmäßigen Structur der Krystalle ging, als Bergman, aber ihn sehr viel weiter und gründlicher verfolgte. Er bewies, daß den verschiedenen krystallinischen Substanzen eine gewisse Forme primitive eigen sey, und daß alle Formes secondaires sich aus der Form und dem regelmäßigen décroissement der molécules mathematisch herleiten lassen. Er wies dieses bey mehreren Substanzen sorgfältig nach, und fuhr in der darauf folgenden Zeit fort, seine weiter ausgedehnten Untersuchungen bekannt zu machen. Im Jahre 1801 erschien sein Meisterwerk: *Traité de minéralogie*, in welchem er alle früheren einzelnen Beobachtungen, durch eine Menge neuer vermehrt, zu einem systematischen Ganzen vereinigte, und den Erfahrungssatz zur Grundlage seiner Classification machte: daß mit einem gewissen Mischungsverhältnisse auch eine gewisse unwandelbare Beschaffenheit der Krystallisation und krystallinischen Structur verknüpft sey, und daß hierin also der Character der specifischen Differenz liege. Das innige Verhältniß zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und Structur ist dann neuerlich von Haüy noch genauer erörtert worden in seinem 1809 erschienenen *Tableau comparatif des résultats de la cristallographie et de l'analyse chimique*.

Haüy ist durch seine Untersuchungen des Verhältnisses zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und krystallinischen Structur zu vielen, für das wissenschaftliche mineralogische Studium sehr bedeutenden, Resultaten gelangt. Gar manche Mineralkörper, welche man bisher als verschiedenartige ansprach, hat er als gleichartige

erkannt, und dadurch das mineralogische Studium um Vieles vereinfacht; anderer Seits hat er hin und wieder scharfe Grenzen zwischen verschiedenartigen Körpern gezogen, wo man sonst nur Gleichartigkeit zu erblicken glaubte. Wenn man aber die Hauy'schen mineralogischen Species durchläuft, so wird man doch mehrere finden, welche gewisse auffallende Verschiedenheiten im Mischungsverhältnisse, und dabey auch gewisse Modificationen in Hinsicht der krystallinischen Structur zeigen, welches veranlaßt hat, daß Manche mißtrauisch gegen die Wahrheit der Hauy'schen Lehre geworden sind; dagegen wird man anderer Seits bemerken, daß es Mineralkörper gibt, deren Krystallisation und Structur übereinstimmend, oder auf einander zurück zu führen ist, die auch in den Bestandtheilen in gewisser Hinsicht Uebereinstimmung zeigen, welche aber dennoch von Hauy als verschiedenartige Species betrachtet werden. Hieraus scheint zu folgen, daß in der Untersuchung des Verhältnisses zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und Structur noch Manches zu thun übrig sey; daß man den Einfluß, welchen jene auf diese äußern, noch schärfer auszumitteln suchen müsse, um dadurch zu einer noch sichereren Bestimmung der mineralogischen Species geleitet zu werden, und genauer die Modificationen, welche innerhalb der Grenzen einer Species liegen, von denen zu unterscheiden, welche diese Grenzen selbst bilden. — Der zweyte Theil des zweyten Hauptabschnitts der hier angezeigten Abhandlung liefert nun dazu einige Beiträge. Wir begnügen uns, nur die Hauptsätze anzuführen, zu welchen die Untersuchungen leiteten, um so mehr, da die Abhandlung selbst nächstens gedruckt erscheinen wird.

1) Eine geringe Differenz in dem qualitativen oder quantitativen Verhältnisse der Mischung ist oft sehr auffallend in einer bedeutenden Verschiedenheit der Krystallisation und krystallinischen Structur ausgedrückt. 2) Eine nur unbedeutende Vermischung eines gewissen Stoffes ist zuweilen fähig, bey einer sonst krystallinischen Substanz die Krystallisations-Tendenz zu unterdrücken. 3) Innerhalb der Grenzen einer Substanz können gewisse Modificationen im Mischungsverhältnisse auch in so fern gewisse Modificationen in der Structur und Krystallisation hervor bringen, daß z. B. die Anzahl oder Deutlichkeit der Blätterdurchgänge verschieden sich zeigt, oder verschiedene Krystallisationen aus einem und demselben Krystallisations-Systeme vorkommen. Aber nur in höchst seltenen Fällen werden innerhalb der Grenzen einer Substanz durch gewisse Vermischungen die Winkel des Blätterdurchganges um etwas verändert. 4) Keinesweges ist in einem, aus mehreren Stoffen zusammengesetzten, Mineralkörper der Bestandtheil, von welchem der Typus des Ganzen abhängt, immer vorwaltender Bestandtheil, sondern oftmahls ist dieser wesentliche — charakterisirende — Bestandtheil nur in sehr geringer Quantität vorhanden. — Da wir also bey der Vergleichung verschiedener krystallinischer Substanzen bemerken, daß von einigen Stoffen verhältnißmäßig mehr, von andern weniger, in einer Mischung erforderlich ist, um dem Ganzen eine gewisse Krystallisation und krystallische Structur mitzutheilen, so werden wir, wie es scheint, berechtigt: eine specifische Krystallisationskraft bey den verschiedenen krystallinischen Substanzen anzunehmen, deren relative Größe

durch die Vergleichung der quantitativen Mischungsverhältnisse, mit Rücksicht auf Krystallisation und Structur, auszumitteln ist, wobey man finden kann, daß die Substanz a eine größere Krystallisationskraft besitzt, als die Substanz b, und diese wieder eine größere, als die Substanz c. Man wird vielleicht dahin kommen können, die Größe der Krystallisationskraft einer gewissen allgemein verbreiteten krystallinischen Substanz als Einheit anzunehmen, um damit, wie bey Bestimmung des specifischen Gewichtes, die übrigen zu vergleichen. Durch künstliche Mischungen krystallinischer Substanzen würde man übrigens bey dieser interessanten und wichtigen Untersuchung am schnellsten mehrere sichere Resultate erhalten können.

Am Schlusse der Abhandlung ist noch die Bemerkung mitgetheilt, daß nicht bloß in chemischen Verbindungen sich die Wirkung einer specifischen Krystallisationskraft auffallend äußert, sondern daß auch in den Gemengen verschiedenartiger Substanzen, welche die feste Erdrinde zusammensetzen, die Krystallisation des einen Gemengtheils oftmahls die Herrschaft über die übrigen, vielleicht in weit größerer Masse vorhandenen, führt; daß die Structur des einen Gemengtheils einer Gebirgsart nicht selten die Structur ganzer Berge und Gebirgsmassen bestimmt; durch welche Wahrnehmung ein einiges Band zwischen der eigentlich so genannten Mineralogie und der Geologie geknüpft wird. Die Resultate hierauf sich beziehender Untersuchungen werden von dem Professor Hausmann bey einer andern Gelegenheit der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt werden.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1813.

Stuttgart und Tübingen.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1812:
Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des
Ritters und Sängers Ulrich von Lichtens-
stein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer
alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben
von Ludwig Tieck. VIII u. 287 Seiten.

Den Deutschen Liederdichtern des dreizehnten
Jahrhunderts ist häufig der Vorwurf gemacht wor-
den, daß in ihren Arbeiten, besonders in ihren
Liebesliedern, eine ermüdende Eintönigkeit herr-
sche, daß eines immer der Wiederhall des andern
sey, und daß, wer ein Paar derselben gelesen habe,
sie alle gelesen habe. Urtheile dieser Art zu
widerlegen, möchte wohl eben so zwecklos seyn,
als gegen Kunstkenner zu streiten, welche be-
haupten, wer Eine Madonna gesehen habe, habe
sie alle gesehen; wer ein Paar Allegro und Adas-
gio gehört habe, habe sie alle gehört. Geistlose
Nachahmungen, handwerksmäßige Stümperereyen,
finden sich allenthalben. Auch unserer Altdeutschen
Litteratur fehlt es nicht daran; aber sie hat auch
manches Vortreffliche aufzuweisen, und die Zahl

A (4)

desselben ist nicht geringe. Daß sich dieß auch bey unsern Minneliedern so verhalte, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich erstlich die Mühe nicht verdrießen läßt, sich die Sprache, in der sie geschrieben sind, vollkommen geläufig und lebendig zu machen, und der zweyters die Fähigkeit und Geschmeidigkeit besitzt, dem Liede die eigenthümliche Lage und Stimmung des Dichters abzuhorchen, und mit ganzer Seele sich in dieselbe zu versetzen. Diese beiden Bedingungen sind gleich unerläßlich, und keine von beiden genügt allein; aber vereint werden sie den Leser in den Stand setzen, selbst bey Liedern, die sich auf den ersten flüchtigen Blick höchst ähnlich sehen, eine ganz verschiedene Bildung und durchaus eigenthümliche Gesichtszüge und Mienen zu erkennen. Die Aufgabe, sich für jedes Lied (von schalen Meimereyen ist, wie sich von selbst versteht, hier die Rede nicht) das bestimmte Verhältniß, aus dem es hervorgegangen ist, zu denken, ist allerdings bisweilen schwer zu lösen, in einigen Fällen vielleicht gar nicht. Erleichtert würde diese Lösung, wenn wir mehr von den Lebensumständen unserer alten Dichter wüßten, und für einen höchst glücklichen Zufall ist es also anzusehen, daß es einem derselben, und zwar einem der vorzüglicheren, unserm Ulrich von Lichtenstein, in den Sinn gekommen ist, die Geschichte seiner Liebshafren selbst aufzuzeichnen, und daß diese Geschichte sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wir finden in diesen Nachrichten, die etwas über funfzig Lebensjahre des Dichters umfassen, ein treuherziges Gemählde der Lebensweise eines reichen Ritters des 13. Jahrhunderts. Alles bezieht sich bey unserm Lichtenstein auf den Dienst der Frauen, daher er sein

Buch auch selbst Frauendienst nennt. Schon als Kind hörte er die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht sonder Dank guten Weiben zu Diensten bereit sey, und Markgraf Heinrich von Oesterreich († 1228), bey dem er als Knappe diente, sagte ihm, wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben, und lehrte ihn, sprechen zu den Frauen, auf Rossen reiten, und in Briefen süße Worte dichten. Ulrich wählte sich daher auch schon als Knabe von zwölf Jahren eine Dame von dem höchsten Stande, bey der er als Page diente, zum Gegenstande seiner Verehrung. "Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frauen hin; und wenn sie diese in ihre weiße Hand nahm, so dachte ich in meiner Freude: wo du sie angreifst, habe ich ihnen eben so gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frauen Wasser über ihre weißen Händlein goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir, und trank es aus vor Liebe." — Als der Fürst Leopold aus Oesterreich seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl gab, wurde er in Wien zum Ritter geschlagen. (Jahreszahlen kommen durchaus in diesem Buche nicht vor; ohne Zweifel ist aber hier die Vermählung von Agnes, der zweiten Tochter Leopolds VII., gemeint, welche 1222 zu Wien mit vieler Pracht gefeiert wurde.) Um die Gunst seiner Geliebten zu erhalten, wohnt Ulrich nun nicht nur jedem Turniere bey, sondern stellt auch, als Göttinn der Minne gekleidet, einen Ritterzug von neun und zwanzig Tagen an, in welchem er 307 Spere versieht, und 271 goldene Ringe an geschickte Gegner verschenkt. Von Zeit

zu Zeit schickt er Briefe und Lieder an seine Gebieterinn, die seiner Erzählung eingereiht sind. "Die Deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr, und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch." Endlich, nach mancherley Abenteuern, beweiset sich seine Geliebte gnädig gegen ihn; allein sein Glück hatte kaum zwey Jahre gedauert, so that ihm "seine Frau ein Ding, das er immer klagen muß, und Niemand sagen will." Auch sein Zorn und seine Trauer ergießen sich in Liedern, bis ihn ein Weib, von der man viele Tugenden rühmte, hat, daß er um alle gute Weib sein Zürnen gegen die Liebe, die er sonst seine Frau nannte. Doch auch als frauen-freyer Mann schied er nicht von Weibes Lob, sondern sang mehrere süße Lieder, und endlich findet er eine andere Frau, in deren Dienst er glücklicher ist, und die er in neuen Liedern preiset. Ihr zu Ehren schreibt er einen neuen Ritterzug aus, in welchem er als König Artus erscheint. An der Schlacht, in der Herzog Friedrich II. fiel (1246 Jul. 15) nahm Ulrich v. L. Theil, und beschreibt den Tod des Herzogs auf eine ruhende, von der Erzählung Oesterreichischer Geschichtschreiber aber etwas abweichende Weise. Bald darauf wurde er selbst auf seinem Schlosse Frauenburg hinterlistiger Weise überfallen, und in Ketten gelegt. Seine Gemahlin (von der nur selten die Rede ist) und sein Gesinde wurde nach Lichtenstein gejagt. Ein Jahr und drey Wochen lag er gefangen, und oft bedroheten ihn seine Feinde mit dem Tode; doch selbst in dieser angstvollen Lage singt er ein Liebeslied. Endlich machte Graf Meinhard von Görz ihn ledig, jedoch mußte er seine beiden Söhne und seine Burg zum Pfande lassen. Bey dem allen blieb er hohen Mu-

thes, und als seine Gebieterinn ihn anlachte, vergaß er aller seiner Noth. Auch will er, nachdem er nun drey und dreyßig Jahre Ritter gewesen und sich beflissen, gute Weib zu loben, noch nicht das Frauenlob lassen: "wer dann will, daß es auch hie siehe, der schreibe es hinzu, wann ich es gesungen habe, so hat er züchtiglich daran gethan." — Dieser nichts weniger als vollständige Auszug wird hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von diesem Buche zu geben, und es ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Die Lieder, welche der Erzählung einge-
reihet sind, stehen, mit Ausnahme des Leichs, sämtlich in der Sammlung von Minnesingern, und wie es scheint, ohne bedeutende Abweichungen; was ihnen aber durch die Liebesgeschichte ihres Verfassers zu gute kommt, ist die historische Erläuterung ihres Entstehens. Bey den meisten hätte sich dieses ziemlich treffend errathen lassen; bey einem aber, dem 49. (Samml. v. Minnes. II. 40^b) möchte wohl Niemand auf das wirkliche bestimmte Verhältniß gefallen seyn. Hätten wir nur noch eine solche Lebens- und Liedergeschichte von einem der ärmern Dichter, etwa von Walthar von der Vogelweide, wie vieles Licht würde dadurch über diesen ganzen Zweig unserer alten Dichtkunst verbreitet werden! Schon aus diesem Frauendienst ergibt sich Vieles, was die Lage der Dichter, das Benehmen der Frauen, und so manches Andere aufklärt. So lernen wir die mannigfaltige Rolle besser kennen, welche die so oft vorkommenden Boten spielen; die Verfertigung der Lieder nach bereits vorhandenen Tanz- oder Singweisen, zum Theil ausländischen. (Eine Dame in Wozzen sendet Ulrichen eine Weise, die im Deutschen Lande noch unbekannt ist, und läßt ihn bitten, daß er sie Deutsch fingen möge. Er lernt sogleich die Weise, und singt darin. — Nicht ganz deutlich

ist, was S. 204 steht: "Ich sang einen Leich mit Noten hoch und auch mit schnellen Noten; mancher Fiedeler sagte mir Dank, daß ich die Noten so hoch gemacht." Die Pracht des Ritterlebens, die unersättliche Lust an ritterlichen Uebungen erscheinen hier weit auffallender, als in den romantischen Epopöen, wo man gar zu leicht für Dichtung hält, was treues Bild des Zeitalters ist; so auch die Verbindung zwischen Religion und einer nichts weniger als Platonischen Liebe. Selbst der reiche, rittermäßig erzogen, allreich, der geübte Dichter, konnte weder lesen noch schreiben (S. 33); die Frauen aber, wie es scheint, können es. Die vielen Nahmen von Rittern, gegen die Ulrich seine Spere verfiel, und deren einige auch in der Samml. v. Minnes. vorkommen, können vielleicht zur genauern Bestimmung der Lebenszeit der letzteren dienen, so wie sie auch für die Geschichte der adligen Familien nicht unwichtig sind. — Von dem berühmten Hadmar von Kunringen erfahren wir (S. 129), daß er in dem Verdacht stand, "er minne die Mann" (ein Laster, das, den Anspielungen der Dichter zufolge, im 13. Jahrh. gemeiner war, als man glauben sollte).

Was die Bearbeitung dieser in so manchen Beziehungen höchst merkwürdigen Handschrift betrifft, so läßt sich davon wenig sagen, da das Original noch nicht gedruckt ist. Auffallend ist es, daß von diesem auch nicht die mindeste Nachricht gegeben wird, so wie sich überall weder Vorrede noch Einleitung findet. Das Einzige, was wir (S. 229) erfahren, ist, daß vor dem 25. Kap. sich eine Lücke von wenigstens sechs oder acht Blättern findet. (Für einen Theil unserer Leser bemerken wir, daß das Original durchaus in Reimen abgefaßt ist, und in einer schön geschriebenen Pergament-Handschrift sich auf der königl. Bibliothek zu München befindet; vergl. Hardt's Nachricht

in Prague B. 4. Abth. 2. S. 192.) Die Uebersetzung der Lieder, die mit den Originalen in der Samml. v. Minnes. verglichen werden kann, ist in der bekann- ten, aus Altem und Neuem zusammenaefetzten Zwi- tersprache, die einem der alten Sprache unkundigen Leser ein sehr verzerrtes und mattes Abbild des Ori- ginals gibt. Bald kommen jetzt noch ganzbare Worte in ihren alten, jetzt unverständlichen Bedeutungen vor (dies ist selbst in der prosaischen Erzählung der Fall: so möchten wir z. B. wissen, was die Leser, für die diese Uebersetzung bestimmt ist, sich bey dem Ausdruck (S. 258) denken: es erschien eine ge- schwinde Sommerzeit); bald sind, bloß des Reimes wegen, angemessene Worte des Originals in müßige u. flache verwandelt. Eine solche bloß für die Bequemlichkeit des Uebersetzers berechnete Manier muß nothwendig zu schiefen Urtheilen verleiten, und dadurch der guten Sache unserer Altdeutschen Lite- ratur nachtheilig werden. — Auch an Druckfehlern mangelt es nicht; so gleich S. 3: Markgr. Heinrich von Oesterreich statt Nsterreich. — Es ist also recht sehr zu wünschen, daß Hr. Bibliotheks-Custos Docen baldigst sein schon lange gegebenes Wort löse, und diese in ihrer Art einzige Schrift in der Ursprache herausgebe.

Prag.

Auf Kosten der Redaction, und in Commission bey J. H. Caloe: *Kronos*. Eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts. Januar 1813. Februar. Mit fortlauf. Seitenzahl S. 264 in Octav.

Wir glauben unsern Lesern das Beqinnen einer Zeitschrift anzeigen zu müssen, die den reichen Stoff, den uns die Geschichte unserer Tage und die Betrachtung der gegenwärtigen Menschheit darbietet, nicht nur mit Emsicht sammelt, sondern schon zum Theil

würdig und gut bearbeitet gibt. Hr. Bran, ehemahliger Redacteur der trefflichen politisch-mercantilischen Zeitung, Liste der Börsen-Halle genannt, der sehr geschätzten und gelese- nen Nordischen Miscellen, und schon in der letzten Lebensperiode des Hrn. v. Archenholz Herausgeber der *Minerva*, ist auch der Unternehm- er und Herausgeber des mit Glück auftretenden *Kronos*. Da durch die Einverleibung Hamburgs, seines damahligen Wohnortes, in das Französ. Reich die zwey ersten dieser Zeitschriften bald vernichtet wurden, und andere (dort genug bekannte) Umstände dazu eintraten, so entschloß sich der obgenannte Gelehrte zu einer Auswanderung, erst nach Leipzig, und dann nach Prag, wo er unter dem Schutze Oesterreichs lebt. *Kronos* ist eine Frucht seiner dortigen nützlich angewandten Muße. Davon erscheint jeden Monath ein Heft; drey machen einen Band aus, dem ein besonderer Titel und ein Register beygefügt werden. Jedes Heft enthält erst Original-Abhandlungen über historische Gegenstände sowohl, als über Poesie und Litteratur als Zeichen der Zeit. Darunter zeichnen sich besonders aus: "Rückblicke auf die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1812;" — "Schicksale einiger Missionäre auf den Südsee-Inseln, nach Original-Berichten;" — "die Entstehung und der Schluß des romantischen Schauspiels, die Gründung Prags, von Clemens Brentano an seine Freunde." Dann folgen Correspondenz-Nachrichten, biographische und litterarische Notizen und andere Miscellen. Führt dieses Journal fort, wie es bis jetzt gethan, eine Auswahl von unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen zu treffen, und interessante, noch unbekante, Actenstücke zu liefern, so glauben wir dem alten *Kronos* das günstige Schicksal der jüngern *Minerva* versprechen zu dürfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 8. May 1813.

Göttingen.

Bei Röwer: Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen. Erster Theil. Allgemeine Einleitung. Apodictik. Metaphysik. Religionsphilosophie. Von Friedrich Rauterwaß. 1813. XVI und 264. Seiten in Octav.

Wir müssen den Inhalt dieses neuen Lehrbuchs der Philosophie anzeigen, wie der Plan dieser Blätter es mit sich bringt, indem wir die Beurtheilung Andern überlassen. Der Verf. konnte zur öffentlichen Ausstellung des ganzen Systems seiner philosophischen Ueberzeugung, so wie es sich durch ein zwanzigjähriges Studium ausgebildet hat, vielleicht keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen, als den gegenwärtigen. Der unbefangene Theil des denkenden Publicums ist, nicht ohne Grund, der neuen Systeme der Philosophie überdrüssig geworden; das System des Verf. schmeichelt keinesweges dem Zeitgeiste; und die Welt hat überdieß gerade jetzt genug andere Sorgen. Aber eine Schule stiften zu wollen in dem Sinne, wie es seit Kant Mehrere ver-

D (4)

sucht haben, ist dem Verf. eben so wenig eingefallen, als, eine allein gültige Philosophie zu verkündigen, die, gleich der Mathematik, von Jedem anerkannt werden soll, der ihre Lehren verstanden hat. Aus der unveränderlichen Einrichtung der menschlichen Natur weiß der Verf. sich hinlänglich zu erklären, warum kein System der Philosophie jemahls das letzte seyn wird, und warum die ewige Wahrheit selbst, wenn sie je in die Form eines vollendeten Systems eingeschlossen werden könnte, nie allen Köpfen einleuchten würde, die übrigens zu den guten gehören. Aber wenn es überhaupt Wahrheit im philosophischen Sinne für den Menschen gibt, so muß sie durch den unvermeidlichen Wechsel der Meinungen immer in dem Verhältnisse hervorleuchten, wie der denkende Kopf bald mehr, bald weniger, den allgemeinen Gesetzen des Denkens gemäß, in sich selbst dasjenige anerkennt, was eigentlich Vernunft ist. Philosophie, als Wissenschaft, ist das eigentliche Vernunftsystem. Dieses System nun, wenn es auch nie vollendet werden sollte, wird, nach der Ansicht des Verf., der Vollendung immer näher gerückt durch die vereinten Bemühungen der wahren Philosophen, die nicht voraussetzen, daß es schon in irgend einer Schule ganz, wie es seyn sollte, zu finden sey. Es bildet sich gewisser Maßen von selbst, wenn der Schul- und Sectenstolz dem Wahrheitsgeiste weicht, der von der einen Seite die eigentliche Vernunft im Menschen gegen die Gewalt der Sinnlichkeit und der Phantasie vertheidigt, von der andern Seite aber auch immer bereit ist, sich selbst der Belehrung eines Bessern zu unterwerfen. Durch den neuen Schwung, den Kant der philosophischen Forschung gegeben hat, ist, nach der Ansicht des Verf., das System der einzig wahren Philosophie der Vollend-

dung näher gerückt, als je zuvor. Es kommt nur darauf an, nicht den Muth zu verlieren, um fortzufahren, wo Andere aufhören. Sinkt aber das Interesse für wissenschaftliche Philosophie, so ist es auch um ihr Fortschreiten geschehen. Belebt von diesem Interesse, theilt nun der Verf., unbekümmert um den Effect des Augenblicks, sein System denen, die es prüfen mögen, in der unscheinbaren Gestalt eines trockenen Compendiums mit, weil es dieser Gestalt bedurfte, um academischen Vorlesungen zum Grunde gelegt zu werden. Sind die Lehren, die es enthält, von der Art, daß durch sie in der That die Philosophie als Wissenschaft gewinnt, so werden sie zur rechten Zeit auch schon außerhalb des Auditoriums die nöthige Wirkung thun. Sollten aber auch nur die Hauptsätze dieser Lehren da, wo der Verf. es wünscht, schon jetzt als Wahrheiten anerkannt werden, so wird die neueste Deutsche Modephilosophie, die pantheistische Naturphilosophie, um so früher bey mehreren vorzüglichen Köpfen für das gelten, was sie nach des Verf. innigster Ueberzeugung ist, nämlich für eines der verderblichsten Hirngespinnste, die jemahls den menschlichen Verstand umstrickt haben. Diesem Conflict der Systeme gemäß, müssen denn freylich auch die Urtheile, die von den pantheistischen Naturphilosophen über dieses Lehrbuch gefällt werden möchten, dem Verf. um so gleichgültiger seyn, da er sich selbst voraussagen kann, wie sie lauten werden. — Die Vorrede gibt weitere Auskunft über das Verhältniß dieses Lehrbuchs zu den früheren philosophischen Versuchen des Verf. Mit dem modificirten Kantianismus, zu dem er sich vor zwanzig Jahren bekannte, hat sein gegenwärtiges System nichts gemein. Aber er ehrt die Kantische Schule; nicht, weil er selbst einige Zeit

zu ihr gehörte, sondern, weil er in ihr, wie in wenigen andern, den wahrhaft philosophischen Geist bewundert, der die Vernunft von der Sinnlichkeit scharf absondert, und in der Analyse der Grundbegriffe und Grundgesetze des menschlichen Erkennens den Anfang aller philosophischen Wissenschaft sucht. Auf diesem Wege, oder auf keinem, ist, nach des Verfassers Ansicht, das Ziel zu erreichen. Aber fortgesetztes Studium überzeugte den Verf., daß durch den Kantianismus so wenig, als durch ein anderes bisher aufgestelltes System der Philosophie, der echte Skepticismus hinlänglich gewürdigt, viel weniger widerlegt sey. Ja, er glaubt auf das deutlichste einzusehen, und beyläufig auch in diesem Lehrbuche gezeigt zu haben, daß der Kantianismus durch consequente Fortsetzung des idealistischen Theils seiner Lehren sich selbst in echten Skepticismus auflöst. Aus dem unbefangenen Streben nach einer haltbaren Würdigung des Skepticismus entsprang vor funfzehn Jahren des Verf. Idee einer Apodictik. Er bedauert jetzt sehr, daß ein voreiliger Enthusiasmus ihn hinriß, diese Idee einer Apodictik dem Publicum mitzutheilen, ehe sie bey ihm selbst die nöthige Reife erhalten hatte. Aber machten es damahls die meisten philosophirenden Köpfe in Deutschland anders, wenn sie neue Wahrheiten entdeckt zu haben glaubten? Längst hat der Verf. den größten Theil jener Apodictik vor sich selbst zurückgenommen. Mehrere von ihm seitdem herausgegebene Abhandlungen, besonders in dem Museum der Philosophie und Litteratur, zeigten, wie Vieles er noch zu bedenken fand. An die Stelle der älteren Apodictik tritt jetzt eine neue, die mit der älteren nur den Namen gemein hat. Um die wahre Bedeutung dieses Namens genauer zu bezeichnen, nennt sie sich auch **allges.**

meine Wahrheits- und Wissenschaftslehre. Daß nun der Verf. durch ein Nachdenken, das nicht ruhen kann, genöthigt werden sollte, auch die neue Apodictik, oder gar sein ganzes gegenwärtiges System der Philosophie, zurück zu nehmen, kann er, aus Gründen, die in der Vorrede berührt sind, nicht glauben. Er sieht deswegen dieses Lehrbuch gewisser Maßen als sein philosophisches Testament an. — Was der erste Theil, den wir hier anzeigen, im Gebiete der wissenschaftlichen Philosophie Neues und vorzüglich Bemerkenswerthes enthält, oder nicht enthält, erwartet der Verf. von Andern zu vernehmen. Wir beschränken uns hier auf eine Anzeige der Hauptsache, zu deren sorgfältiger Prüfung der Verf. alle philosophirenden Köpfe auffordern möchte, die ein neues System nicht schon deswegen verwerfen, weil es nicht das ihrige ist. Der wissenschaftliche Begriff der Philosophie läßt sich, so lange der Streit der Systeme dauert, von der unbefangenen Vernunft, nach dem Verf., nicht anders fixiren, als durch das Problem, das von jeher der philosophischen Forschung zum Grunde lag. Die Philosophie unternimmt, das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen zu lösen durch apodictische Trennung des Scheins von der Wahrheit. Sie darf also mit nichts Anderem anfangen, als mit der Analyse der höchsten Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens, weil anders der Mensch nicht einmahl sich selbst über dasjenige verstehen kann, was er unter den Rahmen Wahrheit und Wissenschaft sucht. Ueber das Verhältniß der allgemeinen Wahrheits- und Wissenschaftslehre, die, nach dem Verf., Grund und Schwelle aller philosophischen Wissenschaften ist, zu den verschiedenen Theilen der Philosophie gibt

die allgemeine Einleitung die nöthigen vorläufigen Erörterungen. Dann folgt sogleich die Wahrheits- und Wissenschaftslehre oder Apodictik selbst. Ihre erste Aufgabe ist logisch. Durch Analyse der allgemeinen logischen Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens sucht der Verf. zu zeigen, daß durch bloßes Raisonniren oder richtiges Combiniren vorgesehener Begriffe nach dem Princip des Widerspruchs überall gar nichts erkannt, gar kein Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung ausgemittelt, folglich auch nichts bewiesen werden kann. Derjenige Rationalismus, der das richtige Raisonniren, als solches, für hinreichend zur Begründung und Erweiterung des menschlichen Erkennens hält, ist, nach dem Verf., der falsche. Große Köpfe haben ihm gehuldigt. Durch die Scholastik erhielt er einen neuen Schwung, bis er, unvermögend, sich vor der entfesselten Vernunft zu behaupten, dem falschen Empirismus Platz machte. Grundsätze, als solche, sind überall keine Beweisgründe. Jeder Grundsatz, als solcher, ist nur eine Synthesis übereinstimmender Begriffe. Woher die Begriffe stammen, und was sie gelten sollen, kann kein Grundsatz lehren, weil die Wahrheit eines Grundsatzes schon die Gültigkeit der Begriffe voraussetzt. Nun sind aber Begriffe, als solche, bloße Vorstellungen, und jede Vorstellung, als solche, etwas Subjectives. Ueber den objectiven Gehalt der eigentlichen Erkenntnisvorstellungen kann also durch kein bloßes Raisonniren jemahls Etwas ausgemittelt werden. Durch bloßes Raisonniren läßt sich also auch der echte Scepticismus nicht widerlegen, und so lange dieser nicht widerlegt ist, gibt es keine wissenschaftliche Philosophie. In der Ausführung dieser Lehren stimmt die neue Apodictik des

Verf. mit der älteren völlig überein. Also, es muß zu dem bloßen Raisonniren Etwas hinzukommen, was es auch sey, damit sich die bloß logische Combination subjectiver Vorstellungen in ein wirkliches Erkennen und Wissen verwandle. Alles Erkennen schließt Wahrnehmung in sich, entweder äußere, oder innere. Ohne innere Wahrnehmung des Substrats der Begriffe im Bewußtseyn kann nicht einmahl ein Begriff entstehen. Daraus folgert nun derjenige Empirismus, den der Verf. den falschen nennt, daß alles menschliche Erkennen und Wissen aus der Erfahrung entspringe, nämlich so, daß die Denkkraft (Vernunft in der weitesten Bedeutung des Worts) überhaupt nur den Vorstellungen, die ursprünglich alle der Sinnlichkeit angehören sollen, die logische Form gebe. Diesem Empirismus, der, nach dem Verf., nothwendig zum Materialismus führt, stellt der Verf. einen neuen Rationalismus entgegen, der zugleich, in einem andern Sinne, dem wahren Empirismus die Hand bietet. Hier trifft die Untersuchung auf den entscheidend wichtigen Unterschied zwischen Vernunft und Verstand. Vernunft überhaupt heißt bey dem Verf. die Denkkraft in allen ihren Functionen. Verstand nennt er die Denkkraft, so fern sie bloß logisch wirkt. Nun sucht er zu zeigen, wie selbst den logischen Functionen der Denkkraft die ursprünglichen und früheren zum Grunde liegen, die man, nach der gewöhnlichen Ansicht, für bloße Gefühle hält. Die Vernunft, als ursprünglich wirkende Kraft, reißt den denkenden Geist von der Sinnlichkeit los, erhebt ihn über die Sinnlichkeit, und macht ihn eben dadurch fähig, sich selbst, das heißt hier, seine Sinnlichkeit, zu beherrschen. Aber in dieser reinen Erhebung des denkenden Geistes über

die Sinnlichkeit liegt kein Erkennen. Alles menschliche Erkennen setzt Mitwirkung der Sinnlichkeit voraus. Ohne den innern Sinn, durch dessen unergründliche Vereinigung mit der Denkkraft das Bewusstseyn sich bildet, weiß die Vernunft von sich selbst nichts. Gleichwohl gibt es, nach dem Verf., Erkenntnisse, die aus der Vernunft selbst abstammen; und diese entstehen, wenn die Vernunft durch ihre ursprünglichen und höheren, nicht bloß logischen, Functionen, als lebendige Kraft, den inneren Sinn unmittelbar afficirt (wie er z. B. auch durch die Einbildungskraft und den Willen afficirt werden kann). Dadurch entstehen Gefühle und innere Wahrnehmungen, die, als solche, zwar der Sinnlichkeit angehören, aber doch aus der Vernunft abstammen. Aus diesen Gefühlen und inneren Wahrnehmungen bildet dann weiter die Denkkraft, als Verstand, durch ihre logischen Functionen, die philosophischen Erkenntnißbegriffe. Aber auch mit diesen Begriffen wäre der Philosophie nicht mehr geholfen, als mit den empirischen, die aus sinnlichen Eindrücken abstammen, wenn die Vernunft nicht dadurch sich als wahre Vernunft bewährte, daß sie an sich selbst glaubt. Sie glaubt an sich selbst, indem sie denjenigen Vorstellungen, die aus ihr selbst abstammen, unbedingt vertrauet, also auch diese Vorstellungen, wo sie einen objectiven Character haben, für wahrhaft objectiv, d. h. für Vorstellungen hält, durch die wir wirklich erkennen, was ist, nicht bloß, was wir uns subjectiv vorstellen. Ueber diesen Glauben an sich selbst entscheidet, nach dem Verf., kein Raisonniren. Dieser Glaube selbst ist die erste Bedingung der Möglichkeit, durch Raisonniren überzeugt zu werden. Ohne diesen Glauben ist kein Scepticismus widerlegbar,

weil man sich ja immer vorstellen kann, daß überhaupt Alles, was man sich vorstellt, auch das Vernünftige, am Ende bloß subjective Vorstellung sey. Glaubt aber die Vernunft an sich selbst, so wird sie von dem Scepticismus nicht weiter erschüttert, so bald sie sich selbst verstanden hat. Nun sucht der Verf. weiter zu zeigen, daß selbst der Scepticismus eines logischen Glaubens der Vernunft an sich selbst bedarf; daß dieser bloß logische Glaube nur ein unvollständiger philosophischer ist; daß wir durch die Sinne wirklich das Daseyn einer Außenwelt erkennen, weil der Begriff des Daseyns überhaupt aus der Vernunft abstammt, die Vernunft aber durch ihre unmittelbaren und höheren Functionen, nicht durch Schlüsse, den denkenden Geist nöthigt, seinen gesunden Sinnen zu trauen; daß aber auch durch die unmittelbaren und höheren Functionen der Vernunft, nicht durch Schlüsse, dem denkenden Geiste in einer entgegen gesetzten Richtung sich das Urwesen offenbart. Wir übergehen eine Menge von Untersuchungen, durch die der Verfasser bey dieser Gelegenheit das Verhältniß der eigentlichen Philosophie zur empirischen Psychologie anders, als bisher geschehen, aufzuklären, und zugleich die gewöhnlichen Theorien der Seelenkräfte von Grund aus zu berichtigen gesucht hat. Nur kurz wollen wir anzeigen, wie die neue Apodictik des Verfassers sich zu seiner Metaphysik und Religionslehre verhält. Seine Metaphysik verwirft gänzlich die so genannte Anschauung des Absoluten im Sinne der pantheistischen Natur Philosophie. Sie sucht deutlich zu zeigen, daß diese angebliche Anschauung, durch welche unmittelbar eine metaphysische Indifferenz des Subjectiven und Objectiven, des

Ideen und Reellen, der Vernunft und der Natur, des Geistes und der Materie u. s. w. erkannt werden soll, eine unverkennbare Selbsttäuschung ist, die von einer überspannten Phantasie nach willkürlichen mystischen Voraussetzungen erzeugt wird, und eben deswegen so leicht schwärmerische Köpfe bethört. Die Metaphysik des Verfassers geht einen logisch-analytischen Gang, wie die Aristotelische, und wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Gegen Kant sucht der Verfasser zu zeigen, daß die Begriffe vom Daseyn, der Wesenheit, Ursache und Wirkung u. s. w. ontologische Erkenntnißbegriffe von wahrhaft metaphysischem Gehalte, und keinesweges im Kantischen Sinne Kategorien sind. Dann erläutert er, den ontologischen Elementarbegriffen gemäß, das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, um zu zeigen, daß es ohne allen Zweifel eine unmittelbare Erkenntniß des Urwesens für den menschlichen Geist gibt, und daß das Urwesen nothwendig als Urgrund alles natürlichen und relativen Daseyns, auf keine Art aber als alleiniges Wesen, und eben so wenig als absoluter Inbegriff alles relativen Daseyns gedacht werden muß. Nach dem Verfasser offenbart sich das Urwesen dem menschlichen Geiste unmittelbar durch die der Vernunft einwohnende Idee, wie sich von der andern Seite die Natur, und mit ihr das relative Daseyn der Dinge außer uns, durch den Eindruck offenbart, den die gesunden Sinne empfangen. Man wird hier leicht eine Uebereinstimmung des Systems des Verfassers mit der Jacobi'schen Philosophie bemerken. Aber nach dem Verfasser offenbart sich das Urwesen durch die Idee dem denkenden Geiste durchaus nicht

geradezu als Gott. Es offenbart sich als höchstes Object des menschlichen Wissens nur durch transcendente, noch lange nicht religiöse, Beziehungen auf die ontologischen Elementarbegriffe und auf die Natur, in der wir leben und sind. Aus dem transcendenten Verhältnisse unserer Erkenntniß des Urwesens zur Natur sucht der Verfasser darzuthun, daß das Werden so unbegreiflich ist, wie das Seyn, daß aber, wenn der Verstand darauf besteht, das Werden begreiflich zu machen, allerdings die pantheistische Hypothese der All-Einheit unvermeidlich ist. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, des Verfassers metaphysische Lehren von der Natur und von der Seele anzuzeigen, die in zwey Kapiteln abgehandelt sind. Das Kapitel von der Gottheit nach rein metaphysischen Ansichten bahnt den Weg zur Religions-Philosophie, die, nach dem Verfasser, zu ihrer Begründung der Metaphysik bedarf, aber, ihrem eigenthümlichen Character nach, außer dem Gebiete der Metaphysik liegt, weil die Metaphysik, nach dem Verfasser, den Gott, der der Gegenstand unserer moralischen Anbetung ist, gar nicht kennt. In Beziehung auf den Pantheismus, den verständigen sowohl (nach Spinoza), als den schwärmerischen der neuen Natur-Philosophen, sucht der Verfasser einleuchtend zu zeigen, daß, wenn gleich der Pantheismus unvermeidlich ist, so bald der Verstand darauf besteht, das unbegreifliche Werden der Dinge begreiflich machen zu wollen, dennoch diese moralisch trostlose und scientifiche verführerische Lehre nach den transcendenten Grundbedingungen der Möglichkeit alles menschlichen Erkennens sich selbst zerstört. — Die Reli-

gions-Philosophie des Verfassers erkennt keinen Gott für den wahren an, als den, der als ein vollkommenes Wesen im moralischen Sinne so wohl, als im metaphysischen, verehrt wird. Der Gott der pantheistischen Natur-Philosophie, der von sich selbst und der Welt nichts weiß, hat für ein wahrhaft religiöses Gemüth, nach dem Verfasser, nicht einmahl den Werth der heidnischen Götter. Aber directe Demonstration des Daseyns des wahren Gottes findet auch nach dem Systeme des Verfassers so wenig, wie nach dem Kantischen, Statt; und auch den in der Kantischen Schule so genannten moralischen Beweis des Daseyns Gottes läßt der Verfasser nicht gelten. Religion ist ihm Sache des Gefühls, aber eines Gefühls, das aus der Vernunft abstammt, und sich selbst vor dem Verstande durch die Reflexionen zu rechtfertigen weiß, ohne die es nicht entsteht, und auf denen es ruhet. Diese Reflexionen nennt der Verfasser Glaubensgründe, deren Beweiskraft aber als eine Wirkung des göttlichen Urwesens selbst empfunden werden muß, also durch keine Demonstration mitgetheilt werden kann. Von der wahren Religion, die der Verfasser auch die moralische nennt, unterscheidet er die gemeine Volks-Religion und die mystische. Aber ohne einen Mysticismus des Gefühls, der von der wissenschaftlich seyn sollenden Mystik wesentlich verschieden ist, findet, nach dem Verfasser, überall keine Religion, Statt. Selbst die Religion des kalten Verstandes nach angeblichen Demonstrationen des Daseyns Gottes verliert sich in mystischen Gefühlen, indem sie eingestehet, daß sich doch das Wesen der Gottheit nicht ganz begreifen lasse. — Doch wir müssen diese An-

zeige schließen, so Manches auch noch hinzu zu setzen wäre, um nur die Lehrsätze, die wir mitgetheilt haben, vor Mißdeutung zu sichern. In den Anmerkungen ist durchgängig auf die Geschichte der Philosophie verwiesen. Büchertitel mitzutheilen, lag außer dem Plane eines Compendiums, wie dieses seyn sollte. Nach der höchsten Klarheit der Sprache hat der Verfasser gestrebt, so weit sie mit der compendiarischen Kürze zu vereinigen war. Von unnötigen Kunstwörtern wird man hoffentlich eben so wenig eine Spur finden, als von poetischen Phrasen, mit denen Systeme der Schwärmeren so gern ihre Blößen bedecken.

Carlsruhe.

Bei Phil. Macklot: Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper, von Dr. Carl Wilhelm Böckmann, Professor der Physik, Director des großherzogl. physicalischen Cabinets, großherzogl. Baadischen Hofrathen u. Eine von der Holländischen Gesellschaft der Experimental-Philosophie zu Rotterdam gekrönte Preisschrift. 308 Octav. 2 Kupfertafeln. 1812.

Diese Schrift ist eigentlich eine weitere Ausführung derjenigen, welche der Verfasser nach Rotterdam gesandt hatte, indem sie noch eine beträchtliche Menge von Versuchen mehr enthält, wodurch die Zahl der in Rücksicht auf die Wärmeleitung untersuchten Substanzen von 50 auf 150 erweitert worden ist. Der Verfasser hat nicht nur die Erwärmungs- und Ertältungsfähigkeiten der Körper in der Luft, sondern auch in unterschiedenen andern Mitteln untersucht, und ist dabey auf mehrere Resultate gekommen, welche manchen Naturlehrern, welche die verschiedenen Ver-

griffe von Wärmeleitung nicht gehörig fixirt haben, sehr unerwartet seyn dürften. Da das Wort Wärmeleitung von den Naturlehrern in so verschiedenem Sinne genommen wird, daß man darunter bald die Erwärmungs- oder Erkältungsfähigkeit der Körper in diesen oder jenen umgebenden Medii, bald die Fähigkeit derselben, die Wärme durch sich fortzupflanzen oder durchgehen zu lassen, bald wiederum die Fähigkeit gewisser Substanzen, andern Wärme mitzuthellen oder zu entziehen, versteht, so ist freylich kein Wunder, daß öfters in dem einen Sinne ein Körper ein sehr guter Wärmeleiter, in dem andern hingegen ein sehr schlechter Leiter derselben seyn kann. Daher zum Theil die Widersprüche der Naturlehrer, wenn sie von Wärmeleitungskraft sprechen. Die Rotterdammer Academie scheint bey der Aufgabe ihrer Preisfrage hauptsächlich den erstern Begriff der Wärmeleitung im Sinne gehabt zu haben, weil die Versuche des Verfassers vorzüglich auf diese gerichtet sind, und die Academie sich mit diesen befriedigt hat. Hingegen gehören offenbar z. B. Bior's und Ingenhoußens Versuche, deren der Verfasser in der historischen Einleitung zu dieser Schrift S. 8, 10, Erwähnung thut, mehr zur zweyten angeführten Bedeutung der Wärmeleitungskraft, und lassen sich, wie der Verfasser selbst auch wohl anerkennt, auf die erstere nicht geradezu reduciren, ja es dürften noch manche Untersuchungen über diesen zweyten Gegenstand anzustellen seyn, das Gesetz selbst zu erforschen, wie diese Wärmeleitungskraft der Körper sich etwa nach ihrer specifischen Wärme, Dichte und andern Umständen derselben richten dürfte, wenn gleich für einen und denselben Körper das Gesetz der Fortpflanzung der

Wärme durch ihn, nach den Ordinaten einer logarithmischen Curve erfolgt, wie Newton, Lambert und Biot gezeigt haben. Was nun aber die Versuche über die Wärmeleitungskraft in der erstern Bedeutung des Worts betrifft, so hat der Verfasser hier gewiß alles geleistet, was nur nach der Verschiedenheit der Umstände, welche auf die Versuche Einfluß haben können, und nach den verschiedenen innern und äußern Verhältnissen der untersuchten Materien verlangt werden kann. Aus bekannten Schriften des Verfassers über ähnliche Gegenstände der Wärmelehre kennt man bereits die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der er Untersuchungen dieser Art anzustellen gewohnt ist, und die Güte des Apparats, der ihm zu solchen Versuchen zu Gebote steht. Die in dieser Schrift angestellten Versuche bestätigen nun sehr schön das Gesetz, welches unser Professor Mayer schon vor mehreren Jahren in seiner Schrift über die Gesetze und Modificationen des Wärmestoffs (Erlangen 1791), und noch allgemeiner in den Commentationen unserer Societät der Wissenschaften für das Jahr 1800 bis 1803, aus theoretischen Betrachtungen abgeleitet hat, nämlich daß die Zeiten, in denen zwey Körper von unterschiedenen Materien, aber von gleicher Figur und Oberfläche, von einer gewissen Temperatur an, um gleich viele Grade erkalten, sich verhalten, wie die Producte aus ihren specifischen Wärmen in ihre Massen, und daß folglich die Wärmeleitungskräfte sich umgekehrt wie diese Producte verhalten, vorausgesetzt, daß die übrigen Bedingungen in Ansehung des umgebenden Mediums Statt finden, wovon in obgedachter Schrift das Mehrere nachgesehen werden kann. Wo sich eine merkliche Abweichung dieses Ge-

fezes von den Beobachtungen zeigte, welche Fälle jedoch sehr selten sind, z. B. bey einigen flüssigen Substanzen, Hölzern und andern lockern Körpern, da findet man leicht die Ursache dieser Abweichung, z. B. in der Schwierigkeit, die specifische Wärme solcher Körper in der gehörigen Genauigkeit zu erhalten, den Einfluß der Feuchtigkeit, womit manche Körper bald mehr, bald weniger durchdrungen sind, die Wirkung des Verdampfens, insbesondere flüssiger Substanzen, den Einfluß der äußern Hülle, in die man solche Substanzen bey dergleichen Versuchen einschließen muß und dergl. mit gehöriger Genauigkeit in Rechnung zu bringen. Wie sehr der Verfasser bemüht gewesen ist, selbst andere, bis jetzt nicht beachtete, äußere Umstände mit in Erwägung zu ziehen, erhellet daraus, daß er auch den Einfluß der Zugluft auf das Erkalten eines Körpers, den Einfluß der Electricität und dergl. in einigen Versuchen untersucht hat. Merkwürdig sind auch die Versuche im 10. Abschnitt, um zu finden, ob die durch Sonnenstrahlen erwärmten Körper nach einem andern Gesetze erkalten, als solche, die bloß im Sandbade erhitzt wurden. Rührt die Erwärmung in dem Sonnenlichte von Wärmestoff her, welcher durch die Einwirkung des Lichtes aus dem latenten Zustande in den freyen übergeht, und haben die Körper, wenn man sie aus dem Sonnenlichte entfernt, die Eigenschaft, durch ihre Anziehungskraft sich mit eben so viel Wärmestoff wieder zu sättigen, so ist leicht einzusehen, daß die Erkältungsgesetze hier anders seyn müssen, als wenn Wärme bloß von außen mitgetheilt war, welches denn auch die Versuche vollkommen bestätigen.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. May 1813.

Göttingen.

In der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 3. April, in welcher der Professor Eichhorn die Vorlesung hielt, ertheilte der Professor Gauß eine Nachricht von zwey neuen astronomischen Instrumenten, welche die hiesige Sternwarte aus der Werkstatt des berühmten Künstlers, Hrn. Salinenrath Reichenbach in München, seit einigen Monaten besitzt, und legte zugleich die Ergebnisse der damit angestellten Beobachtungen vor.

Das erstere ist ein Repetitionskreis mit zwey Fernröhren, von 12 Zoll Durchmesser. Man bewundert an diesem Kunstwerke eben so sehr die Feinheit und Genauigkeit der Theilung, die fast ungläubliche Empfindlichkeit der Libellen, die Vollkommenheit der Fernrohre, als die Accurateße und Schönheit der Ausarbeitung aller einzelnen Theile des Instruments, die Leichtigkeit aller der vielfältigen Bewegungen und die mancherley sinnreich angeordneten

E (4)

Vorrichtungen, wodurch der geniale Künstler für die Bequemlichkeit des Beobachters gesorgt hat.

Der Hauptkreis ist auf eingelegtem Silber unmittelbar von 5 zu 5 Minuten getheilt, und jeder der vier Nonien theilt einen solchen Theil wiederum in 75 Theile, also von 4 zu 4 Secunden. Diese Nonien, unter rechten Winkeln von einander abstehend, befinden sich, in derselben Ebene mit dem Gradbogen, auf einem vollständigen zweiten Kreise, der sich innerhalb des erstern so vollkommen concentrisch bewegt, daß er, obgleich mit bloßen Augen gar kein Zwischenraum wahrgenommen wird, doch jenen nirgends berührt, und daher die Bewegung mit größter Leichtigkeit vorstatten geht. Auch durch die absichtlich etwas schief gestellten Microscope bemerkt man diesen Zwischenraum nicht, sondern die Striche der Nonien scheinen unmittelbar an die Striche des Gradbogens zu stoßen. Dadurch wird die Genauigkeit des Ablesens sehr befördert, so wie durch eine zweckmäßige Beleuchtung, und durch ungemeine Zartheit und Gleichheit der Theilstriche, und man kann süglich 2", ja allenfalls einzelne Secunden, schätzen. Die vier Nonien weichen nie mehr als ein paar Secunden von einander ab, wodurch sich sowohl die Abwesenheit aller merklichen Excentricität, als die unübertreffliche Genauigkeit der Eintheilung selbst beweiset.

Die drei zum Kreise gehörigen Libellen sind von außerordentlicher Empfindlichkeit. Das Haupt-Niveau am hintern Fernrohr gibt auf Eine Secunde Neigung einen Ausschlag von mehr als Einer Pariser Linie. Diese so äußerst geringe und doch gleichförmige Krümmung im Innern der Glasröhre, welche einen Halbmesser von mehr als 1400 Fuß voraussetzt, konnte nur durch eine sehr künstliche und delicate Bearbeitung

erhalten werden, und die Glasröhren sind daher, um diese Krümmung nicht wieder zu verlieren, an ihren beiden Enden nicht zugeschmolzen, sondern mit genau eingeschliffenen Glasstöpseln, worüber noch eine Blasenhaut gezogen ist, auf das vollkommenste verschlossen.

Die beiden Fernröhre sind, obgleich sie nur eine Länge von 16 Zoll und eine Oeffnung von 15 Linien haben, doch von ganz ausgezeichnete Güte, aufs vollkommenste achromatisch, und vertragen bey ihrer ungemeinen Präcision starke Vergrößerungen. Das Pointiren auf den feinen, im Brennpunct eingezogenen, Spinnefäden geschieht daher mit großer Schärfe. Das vordere Fernrohr hat ein prismatisches Ocular, so daß beym Höhenmessen das Auge immer durch horizontale Strahlen sieht, und daher hohe Sterne sich eben so bequem, wie niedrige, beobachten lassen. Der Verlust an Lichte ist dabey fast ganz unmerklich.

Alle die Schrauben, welche zur feinem Stellung dienen, sind mit größter Accurateffe gearbeitet. Auf die leiseste Berührung sprechen sie sogleich gehörig an, und durch besondere Bremschrauben ist auch auf die Zukunft allem todten Gange vorgebeugt. Ihre Feinheit ist so groß, daß über 100 Gänge auf die Länge eines Zolls gehen.

Wir übergehen, da hier nicht der Ort zu einer vollständigen Beschreibung des Instruments ist, mehrere eben so sinnreiche als zweckmäßige Vorrichtungen, welche den Reichenbachschen Kreisen eigenthümlich sind, z. B. die Mittel, die Ebene des Kreises auf das genaueste vertical zu stellen, die Gegenstände mit Leichtigkeit aufzufinden und in das Gesichtsfeld zu bringen und dergl.

Mehrere Umstände verzögerten den Anfang der astronomischen Beobachtungen mit diesem Kreise bis zur Mitte des März. Von den Beobachtungen, welche seitdem Prof. Gauß, mit Beyhülfe des Hrn. Prof. Harding, der die Einstellung des Niveaus beforderte, gemacht hat, theilen wir hier als Probe die Resultate für die Polhöhe mit, die sich aus den beobachteten untern Culminationen des Polarsterns ergeben haben, und deren schöne Uebereinstimmung am besten für die Vortrefflichkeit des Instruments zeugt.

Polhöhe der Göttinger Sternwarte aus Beobachtungen des Polarsterns, in der untern Culmination

1813	Anzahl der Beobacht.	
März 20	10	51° 31' 54" 86
22	18	55,73
26	18	57,41
31	18	56,25
April 3	18	56,55
7	32	55,20
8	22	57,33

Das Mittel aus allen 136 Beobachtungen ist 51° 31' 56" 20, wovon das äußerste Resultat nur 1" 34 abweicht. Hiervon geht noch ab 0" 16 Reduction auf den Mittelpunkt der Sternwarte, deren Polhöhe folglich 51° 31' 56" 04 wird, nur 2" größer, als sie Tob. Mayer bestimmt hat. Dieß Resultat ist noch abhängig von der Declination des Polarsterns, welche nach Hrn. v. Zach's Bestimmung zum Grunde gelegt ist, und wird daher vielleicht, wenn der Polarstern erst in der obern Culmination beobachtet werden kann, noch eine, aber gewiß sehr kleine, Modification erleiden. Hätte man für die Declination das Mittel aus v. Zach's, Oriani's, Bouvard's und Pond's Bestim-

mungen (deren Extreme nur $\frac{1}{2}$ Secunden von einander abweichen) zum Grunde gelegt, oder Pond's Bestimmung allein, welche mit diesem Mittel genau übereinstimmt, so wäre die Polhöhe noch um 0"44 kleiner ausgefallen.

Das zweyte Instrument, in seiner Art ein eben so bewundernswürdiges Meisterwerk, ist ein Repetitions-theodolith von 8 Zoll Durchmesser. Der Horizontalkreis ist unmittelbar von 10 zu 10 Min. getheilt; jeder der vier Nonien gibt 10"; kleinere Theile lassen sich noch schätzen. Auch hier sind die Nonien auf einer vollständigen Kreis Scheibe innerhalb des getheilten Kreises, und mit diesem in derselben Ebene. Der innere oder Noniuskreis trägt zwey Stützen, auf welchen das Hauptfernrohr von 12 Zoll Länge und 13 Linien Oeffnung, gerade wie ein Passagen-Instrument, an einer horizontalen, in zwey vollkommen gleiche cylindrische stählerne Zapfen auslaufenden, Axe aufgehängt ist, und dessen Gesichtslinie auch, gerade wie die eines Mittagsfernrohres, durch Umlegen auf das genaueste auf diese Axe senkrecht gebracht werden kann. Um die Ebene des Kreises horizontal, und die erwähnte Axe ihr parallel zu stellen, dient ein an der Axe anzuhängendes Niveau, bey welchem 1 Secunde einen Ausschlag von einer halben Linie gibt. Das Fernrohr kann, ehe es den Horizontalkreis berührt, bis zu 40° über und unter den Horizont geneigt werden, und diese Neigung wird an einem besondern Verticalkreise von 5 Zoll Durchmesser gemessen, dessen Nonius einzelne Minuten gibt, und an welchem halbe oder Drittelminuten sich noch schätzen lassen. Das zweyte, untere, Fernrohr ist dem obern ganz gleich, dient aber nur als Versicherungsfernrohr für den unbeweglichen Stand des Instruments. Es er-

regt Erstaunen, wie genau sich mit einem so kleinen Instrumente Winkel messen lassen. Einzelne Messungen geben die Winkel allemahl bis auf wenige Sekunden genau, und durch Repetition kann man sich der wahren Werthe der Winkel bis auf 1", höchstens 2", versichern. Vorzüglich wichtig für den astronomischen Gebrauch ist die Leichtigkeit und Genauigkeit, womit man, vermittelt Beobachtung der Sonne oder der Fixsterne (wovon man die von der ersten Größe mit Leichtigkeit am hellen Tage sieht), Azimuthe irdischer Gegenstände bestimmen kann, so wie diese, wenn sie für einen gewissen Standplatz einmal scharf ausgemittelt sind, wiederum zu bequemen und von der Refraction unabhängigen Zeitbestimmungen dienen können: ein Vortheil, der besonders in den Wintermonathen auf einer Sternwarte, welche kein Passagen-Instrument besitzt, sehr hoch anzuschlagen ist.

Besonders erfreulich ist, daß die schönen Fernröhre an diesen Instrumenten, welche an Vollkommenheit den besten Englischen von gleichen Dimensionen nichts nachgeben, sondern sie eher noch übertreffen, ganz Deutschen Ursprunges sind: das Flintglas zu den Objectiven wird in Benedictbeuren verfertigt. — Das hier in Verbindung von Hrn. v. Uhschneider, Reichenbach und Fraunhofer errichtete optische Institut hat die Kunst der Verfertigung optischer Werkzeuge sehr weit getrieben, und wir glauben vielen unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier noch ein uns vom Hrn. geh. Rath v. Uhschneider mitgetheiltes Verzeichniß der Preise der in diesem Institute verfertigten Sehwerkzeuge abdrucken lassen.

	Fl.	Rr.
Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Statio, feiner Verticalbewegung, 2 irdischen, 4 astronomischen Ocularen, Sonnenglas und Kasten	400	—
Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 38 Linien Oeffnung, mit Statio, feiner Verticalbewegung, 2 irdischen, 3 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten	350	—
Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Oeffnung, mit Statio, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten	200	—
Tubus von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, 24 Linien Oeffnung, mit Statio, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen	160	—
Sernrohr von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 33 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	94	—
Sernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	74	—
Sernrohr von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, 21 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	37	—
Sernrohr von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	29	—
Zugfernrohr von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	43	—

	Fl.	Kr.
Zugfernrrohr von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	30	48
Zugfernrrohr von 20 Zoll Länge, 14 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	22	48
Theater-Persepticiv von Messing, mit dop- peltem Objectiv	6	30
Detto. von Messing, mit einfachem Objectiv	5	—
Detto — — — — —	4	—
Zusammengesetztes Microscop, mit 4 achromatischen Gläsern, 2 Ocularen, Ap- parate und Kästchen	77	—
Zusammengesetztes Microscop, mit 3 Ob- jectiven, 1 Ocular, Apparate u. Kästchen	58	—
Loupen in Messingröhrchen	1	24
Detto, größere	1	30
Detto, große, in Ringe gefaßt	1	48

Die angezeigten Dimensionen sind in Baierschen Lothen zu verstehen, und die Preise im 24 Guldenfuß.

Das optische Institut beschäftigt sich auch, unter der unmittelbaren Aufsicht und Bemühung seiner Mitglieder, mit der Verfertigung großer achroma- tischer Refractoren. Es gelang bereits ein **Re- fractor** von $7\frac{1}{4}$ Zoll Oeffnung und 9 Fuß Brennweite, welcher paralausch aufgestellt ist, und durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch grö- ßere, die mit allem Rechte den Namen **Riesen-Re- fractoren** verdienen, sind in Arbeit, und man hofft, es bald bis zu 10, vielleicht auch 12 Zoll Oeffnung zu bringen. — So ist auch ein großes **Microscop** mit achromatischen Objectiven, von vorzüglicher Wirkung, fertig geworden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
Der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

76. Stück.

Den 13. May 1813.

Erlangen.

Von Palm: Historisch-Critische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments, von D. Leonhard Bertholdt, ordentl. öffentl. Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen. Erster Theil, 1812. Zweiter Theil, worin die allgemeine Einleitung beendigt ist, 1813. VIII, XII und 746 Seiten in groß Octav.

Der schon durch mehrere gelehrte Schriften rühmlichst bekannte Verf. bemerkt in der Vorrede zum ersten Theile der vorliegenden Schrift: daß er, wegen der Kürze des Aufenthalts der Studirenden auf Akademien, schon seit 3 Jahren die Einleitung ins N. T. und in die canonischen u. apocryphischen Schriften des A. T. in Verbindung mit einander vortragen habe. Dabey habe eine bloße Aneinanderreihung dieser verschiedenen Lehrfächer nicht genügt, sondern es habe der ganze Lehrstoff zusammengeworfen und eine Einheit daraus formirt werden müssen. Dieß habe sich auch leicht thun lassen, da kein in der Sache

liegender Grund vorhanden sey, die canonischen Schriften des A. u. N. T. und die Apocryphen von jenem als **von einander zu isolirende Theile zu betrachten** ; an sich selbst bilden nämlich diese drey Bücherclassen ein **litterarisches Nationalganzes**, und als ein solches werden sie auch in dieser histor. critischen **Isagogik** angesehen: Auf solche Weise werde es auch erst möglich, die allgemeinen Gesichtspuncte zu fixiren, unter welche die bibl. Bücher gestellt werden müssen, um ihre wechselseitige Beziehung auf einander anzudeuten. Dies sey eben der letzte Zweck der bibl. Einleitungswissenschaft, das **Recualverhältniß** der biblischen Bücher für einander bemerklich zu machen, oder zu erklären, in welchem sie der Form und Materie nach mit einander stehen. Aus diesen vorausgeschickten **Bemerkungen des Verf.** ergibt sich nun die **Anlage dieser Schrift**, die zunächst zum **Handbuch für die Zuhörer des Hrn. V.** bey den **Vortrefungen über diese theologische Disciplin** bestimmt ist, und, um das Ganze in sechs wöchentl. Stunden in einem Semester absolviren zu können, eine größere Reichhaltigkeit, als die gewöhnlichen Compendien, haben sollte, damit dem mündlichen Vortrage nicht zu Vieles zu ergänzen übrig bliebe; dann aber zugleich **Geistlichen Candidaten**, die sich nicht im Besitz eines großen **critischen u. exegetischen Apparats** befinden, einen **deutlichen und vollständigen Abriss** des Besten, was bisher in dieser Wissenschaft geleistet ist, darbieten sollte. Der Plan des Ganzen, über welchen wir ungern eine kurze, jedem Bande vorausgeschickte, **Inhaltsanzeige** vermiffen, ist nämlich in beiden vorliegenden Bänden folgender: Nach vorangeschickten **Prolegomenen** über die **Litteratur der Hebräer**, **Ursprung u. Fortgang** derselben, und zwar zuerst über die **ältere Litteratur** oder die **canonischen Bücher des A. T.**, dann über die

jüngere Hebr. Litteratur oder die Apocryphen des A. T., u. zuletzt über die Litteratur des Urchristenthums oder die Schriften des N. T., ferner über Einleitung in die Bibel überhaupt oder im weitern Sinne, über bibl. Einleitungswissenschaft im engeren Sinne oder historisch-critische Einleitung in die Bibel, und über die bisherige allgemeine u. specielle Litteratur derselben, wird S. 16, 17, der allgemeine u. specielle Theil der historisch-critischen Einleitung in die bibl. Schriften vorgezeichnet. Der allgemeine Theil zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste Abschnitt, ohne specielle Ueberschrift, zerfällt in zwey Abtheilungen: Onomatologie, u. Genesiologie. Die Onomatologie redet von den Benennungen der canonischen und apocryphischen Schriften der Bibel. Die Genesiologie enthält die Geschichte der Bildung dieser Bücher zu einem Ganzen. Der zweyte Abschnitt enthält die Geschichte des Textes der canonischen und apocryphischen Schriften des A. und N. T., und zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste enthält die formelle Geschichte des Textes oder Geschichte der äußerlichen Formen des bibl. Textes; die zweyte enthält die materielle Geschichte des Textes oder Geschichte der Veränderungen in dem Wesen oder der Substanz des bibl. Textes selbst, und die dritte enthält die diplomatische Geschichte des bibl. Textes oder die Geschichte der Urkunden desselben. Der specielle Theil, der die sämtlichen canonischen und apocryphischen Bücher des A. und N. T. als ein litterarisches Nationalganzes darstellen soll, bringt nun, frey von den Fesseln der gewöhnl. Folge der Bücher im Canon, sämtliche canonische Bücher des A. und N. T., nebst den Apocryphen des A. T., unter folgende Classen: 1) historische Bücher; 2) poetische Bücher; a) Bücher der prophetischen Poesie, b) psalmodische Bücher, c) Bücher der philosophia

schen Poesie, d) Bücher der elegischen Poesie, e) Bücher der romantischen Poesie, f) Bücher der erotischen Poesie (hierbey bemerken wir gleich, daß in der fünften Abtheilung der zweyten Classe neben Jonas, Esther, Tobias und Judith auch das Buch Ruth entschieden unter die Bücher der romantischen Poesie gesetzt wird, wenn es gleich bey diesem letzten Buch noch keinesweges so entschieden zu seyn scheint); g) epistolische Schriften oder Schriften in Briefeform; a) encyclische oder Umlaufschreiben, b) Privatschreiben, α) an ganze Corporationen oder gesellschaftliche Vereine, β) an einzelne Personen. Von dem, was nun das Werk nach diesem Abriß enthalten soll, ist in den vorliegenden zwey Bänden vermahlen. bloß der erste Haupttheil oder der allgemeine Theil enthalten, indem die diplomatische Geschichte des Textes, die den ganzen zweyten Band einnimmt, so ausführlich gerathen war, daß die specielle Einleitung mit ihren eigenthümlichen Erörterungen einem dritten besondern Bande aufbehalten werden mußte. Was nun die Anordnung des Ganzen nach dem vorgelagten Plan betrifft, so muß Rec. bey aller Achtung, die er für die Gelehrsamkeit und den unbefangenen Forschungsgeist des Hrn. V. unterhält, dennoch gestehen, daß er zu denen gehört, die sich von der Zweckmäßigkeit dieses Plans nicht ganz überzeugen können. Mögen nämlich immerhin die drey hier berücksichtigten Bücherclassen oder drey Corpora librorum, wie Hr. V. sie S. 64 selbst nennt (allein eben weil hier nur drey Bücherclassen berücksichtigt sind, nämlich die canonischen Bücher des A. und des N. T., und die apocryphischen Bücher des A. T., finden wir schon den Titel: Einleitung in die sämmtlichen canonischen und apocryphischen Schriften des A. und N. T., nicht ganz adäquat, indem die apocry-

phischen Schriften des N. T., die freylich kein solches geschlossenes Corpus ausmachen, mit Recht von dem Plan des Verf. ausgeschlossen sind), — mögen also die drey Bücherclassen ein litterarisches Nationalganzes ausmachen, das nach seinem Verualverhältniß dargestellt werden soll: so glaubt Rec. dennoch, daß die Absicht des Verf., dieses Verualverhältniß bemerklich zu machen, sich eben so gut hätte erreichen lassen, wenn er, nach einer kurzen vorläufigen Hindeutung auf das litterarische Nationalganzes und auf das Verualverhältniß der einzelnen Bücher u. Bücherclassen, dann die Einleitung in jede einzelne Bücherclasse, für sich allein genommen, abgehandelt, aber diese drey besondere Theile eines einzigen Ganzen, nämlich die Einleitung ins A. T., ins N. T., und in die Apocryphen des A. T., nach einem gleichen Plan, und mit wechselseitiger Beziehung des einen Theils auf den andern, behandelt hätte: dagegen es nun dem Leser sehr unangenehm auffällt, die Uebersicht jedes einzelnen Theils dieses Ganzen sehr erschwert, und besonders den Anfänger nur verwirren möchte, wenn der Verf. nach seinem dormaligen Plane immer von einer Bücherclasse zur andern übergeht, und z. B. in einer Abtheilung von der Entstehung des alttestamentlichen Canons, von der Sammlung der Apocryphen des A. T., und von der Bildung des neutestamentlichen Canons redet, und so nachher in Einer Section von den Grundsprachen des A. T., der Apocryphen, und des N. T., von den Schriftzeichen der Hebräer, der Apocryphen des A. T., und der Bücher des N. T., von Hebräischen Vocalzeichen, Accenten und dergl., von der scriptio continua der Hebräer, und dann wieder von der stichometrischen Schreibart des N. T., der Wortabtheilung, Interpunction und Accentuation

desselben, endlich von den besondern Eintheilungen des A. T., der Apocryphen und des N. T. redet, also bloß wegen der Aehnlichkeit der Rubrik des abzuhandelnden Gegenstandes öfter durch plötzlichen Uebergang von einer Bücherclasse zur andern Dinge mit einander verbindet, die an sich ganz heterogen sind. Dasselbe ist dann wieder bey der zusammengefaßten critischen Geschichte des Textes des A. T., der Apocryphen, und des N. T. der Fall, wie in dem Abschnitt von den Handschriften u. s. w. Rec. bedauert um so mehr, über diese Anordnung seine Meinung offenherzig sagen zu müssen, da der Verf. sie so absichtlich gewählt hat, und auf dieselbe ein großes Gewicht zu legen scheint. Auch kann sich Rec., der selbst wiederholt Einleitung ins A. und N. T., jede für sich genommen, ohne zu großen Zeitaufwand vorgetragen hat, von der großen Zeiterparung, die auf dem von Hrn. V. beliebten Wege erreicht werden soll, nicht überzeugen.

Doch er ist auch der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß der Hr. Dr. Zerholdt, von dieser ihm eigenen Anordnung und von den zu gesuchten Benennungen Onomatologie, Genesiologie und dergl. abgesehen, durch das vorliegende Werk einen neuen schätzbaren Beweis von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seiner gründlichen Forschung und seiner unbefangenen Prüfung ablegt, und daß er auch da, wo er dem Scheine nach nur bekannte oder schon aufs Neue gebrachte Gegenstände abhandelt, doch durch eigenthümliche Bemerkungen beweiset, daß er auch da seinen Vorgängern nicht blindlings folgte, sondern selbst untersuchte. Nur verstatten es die Grenzen dieser Blätter nicht, uns darüber weiter zu verbreiten. Wir können daher bloß als Beispiele solcher eigenthümlichen Ansich-

ten des Verf. anführen: die Vorstellung von einer durch Eras zuerst niedergesetzten Deputation oder einem besondern Ausschuss des großen Raths zu Jerusalem, der als eine *συναγωγή των γραμματέων* die heiligen Schriften aufzusuchen und zu einem Ganzen zu verbinden hatte, und dem dann von Eras Zeiten an der Anfang wie der Fortgang unserer alttestamentlichen Sammlung, und etwa 150 Jahre vor Christi Geburt die Schließung unsers alttestamentlichen Canons zuzuschreiben sey, Th. I. S. 69 f.; die Entscheidung des Streites über das Verhältniß des Palästinschen und Aegyptischen Canons zu einander, nach welcher die Wahrheit in der Mitte liegt, S. 97 f.; die Hypothese von der allmählichen Bildung des *ευαγγελιον* und *αποστολος*, als der Grundlage unsers neutestamentlichen Canons, S. 100 f.; die Vorstellung, der wir eine besondere Prüfung wünschen, daß die meisten unserer neutestamentlichen Briefe von ihren im Griechischen zu wenig geübten Verfassern Aramäisch concipirt, und dann von Hermeneuten erst ins Griechische übersetzt seyen, S. 150 f.; die Entscheidung über die Benennung catholische Briefe, S. 216 f.; die unbesangene Prüfung des Griesbachschen Recensionen-Systems, S. 316 f., wobey wir bloß zu S. 326 Note 1 noch bemerken, daß Griesbach im zehnten Meletema vor seinem *comment. crit. in textum graec. N. T. Partic. II.* 1811 p. XLI f. das Zugische Recensionen System noch selbst gewürdigt hat; ferner im zweiten Theile das Dringen des Verf. auf eine systematische Benutzung der Vorarbeiten für alttestamentliche Wortcritik, und besonders auf eine ähnliche Unterscheidung der Verwandtschaften zwischen den Hebräischen Manuscripten, wie bey dem

N. L., S. 435 f., vergl. Vorrede S. VI f.; die muthmaßliche Entstehung des Griechischen Pentateuchs, S. 524 f.; das Urtheil über den Text der Hesichio des N. L., S. 641 f.; die Rettung des Namens Itala (verflo), welche aber mit der usitata, vulgata, communis, einerley gewesen wäre, S. 722 f.; und überhaupt die Anordnung der alten Versionen als kritischer Zeugen, nicht nach Sprache und Vaterland, sondern nach ihrer Unmittelbarkeit oder Mittelbarkeit, S. 517 f., vergl. Vorrede S. X, woben wir bloß zu Anfang dieses Kapitels eine kurze Uebersicht der sämtlichen alten Versionen vermissen. Noch müssen wir die überaus reichliche Ausstattung mit litterarischen Nachweisungen als einen besondern Vorzug dieses Handbuchs rühmen; und finden bloß diese Kleinigkeit zu erinnern, daß die §. 136, von gemeinen Handschriften, citirte Quadratische Dissertation de atramento Hebraeorum, schon §. 129, wo von den Schreibmaterialien der Hebräer die Rede war, hätte erwähnt werden mögen; und daß diese gelehrte Dissertation in Zasse's Magazin für biblisch-Orientalische Litteratur Th. I. S. 17 f. in einem lehrreichen Auszuge steht. — Als nicht angezeigter Druckfehler bemerken wir noch, daß S. 679 Z. 3 v. u. und S. 688 Z. 2 Version für Recension gesetzt ist. — Uebrigens sehen wir der Vollendung dieses schätzbaren Wertes, das im speciellen Theil noch mannigfaltigere Belehrung verspricht, mit Verlangen entgegen.

St. 28 S. 275 Z. 2 v. u. ist Characteristische statt Critische zu verbessern.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1813.

Leipzig.

Bei Vogel: Ueber Newton's Farbentheorie, Hrn. v. Goethe's Farbenlehre, und den chemischen Gegensatz der Farben. Ein Versuch in der experimentalen Optik, von Dr. C. H. Pfaff, ordentl. Professor der Physik und Chemie auf der Universität zu Kiel. 182 Octav. 1 Kupfert. 1813.

Die Recensionen, welche in verschiedenen gelehrten Zeitschriften über Hrn. v. Goethe's neue Farbenlehre erschienen sind, konnten sich nur im Allgemeinen mit den in dieser Schrift vorkommenden eigenthümlichen Ansichten, so wie mit den Widersprüchen und Ungereimtheiten, welche Hr. v. G. der bisher gangbaren Farbentheorie aufbürdet, beschäftigen. Alle Urtheile stimmten darin überein, daß das Werk dieses berühmten Mannes und Lieblingsdichters unserer Nation zwar sehr viel Neues und Interessantes über die ästhetische Wirkung der Farben, über ihre Verwandtschaft mit andern Erscheinungen, und über ihr Verhalten zu unserm Sinnorgan enthalte, daß aber die darin aufgestellte neue Farbenlehre auf keinen Thatsachen be-

E (4)

ruhe, welche uns berechtiget, die Lehre Newton's zu verlassen, deren experimentale Begründung im Ganzen so ungetheilten Beifall erhalten, und bereits zu so viel wichtigen, in der Erfahrung vollkommen bestätigten, Folgerungen in Rücksicht der Verbesserung der Fernröhre und anderer optischen Werkzeuge Veranlassung gegeben hat, daß vielmehr die Einwürfe, welche Hr. v. G. gegen verschiedene Versuche Newton's erhoben hat, nur von Mißverständnissen und falschen Ansichten dieser Versuche herrührten, dagegen die neue Theorie selbst, nach welcher Hr. v. G. alle Farben nur aus einem Conflict von Licht und Schatten, aus gewissen mißverstandenen Wirkungen der von ihm so genannten trüben Mittel, und aus gewissen angeblichen, durch Brechung, oder wie sich Hr. v. G. ausdrückt, durch Verrückung entstandenen Nebenbildern und dergl. ableiten will, durchaus auf unhaltbaren Principien und Ansichten beruhe. Auf dieß Alles konnte in obgedachten Recensionen nur im Allgemeinen hingedeutet werden. Für Kenner war dieß immer hinlänglich: aber es mußte auch durch eine mehr ins Detail gehende Critik für diejenigen gesorgt werden, welche sich so leicht durch das Vorurtheil des Ansehens bewegen lassen könnten, eine von einem so ausgezeichneten Manne aufgestellte und mit so viel Beredsamkeit und Phantasie durchgeführte Lehre für Wahrheit und Wissenschaft gelten zu lassen. Hierzu kommt dann noch, daß gewisse Controvers-Versuche, die Hr. v. G. der Newtonischen Farben-Theorie entgegen gesetzt, in den meisten jener Recensionen gar nicht berührt, viel weniger widerlegt worden sind, und also noch manche Nachlese übrig bleiben mußte, die unhaltbaren Stützen der neuen Lehre dem unbefangenen Beobachter nur noch desto

augenfälliger darzustellen. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift hat die Mühe übernommen, in eine solche umständlichere Critik der neuen Farbenlehre des Hrn. v. G. einzugehen, und ist bey diesen Untersuchungen auf manche neue Bemerkungen über Licht und Farben geleitet worden, wodurch der polemische Inhalt dieser Schrift um so interessanter wird. Umständlich beschäftigt sich der Verf. zuerst mit den hellen oder trüben Mitteln, und deren Einwirkung auf Licht oder Schatten, worauf ein so großer Theil der neuen Farbenlehre beruhet. Hier finde man denn gleich bey der ersten Darstellung der hierauf gebaueten Phänomene nicht die Wahrheit der Natur. Nach dieser Theorie müßte nämlich die blaue Farbe, in welcher sich die Finsterniß, durch ein trübes Mittel gesehen, dem Auge darstellt, um so dunkler, satter und selbst violett erscheinen, je durchsichtiger die Trübe werden kann, und diese Ableitung des Violetten mußte von Hrn. v. G. auf diese Art geschehen, damit eine Farbe, die uns in den prismatischen Versuchen so constant entgegen tritt, auf das Urphänomen, nämlich auf die Wirkung der Zwischenmittel auf das Licht, reducirbar ward. Aber die blaue Farbe des Himmels gehe ja nicht in das Violette über, wenn man auf Berge sich erhebe, und eben damit die Trübe reiner werde. Das Blaue werde nur immer dunkler, je höher man sich erhebe, und verliere sich endlich völlig in das Schwarze, ohne seinen specifischen Character zu verlieren, wie Hrn. v. Saussure's Versuche mit dem Rhanometer unwiderleglich bewiesen. Man bemerke hierbey keine Spur von violetter Nuance. So müsse denn auch, nach Hrn. v. Goethe's Theorie, die blaue Farbe des untern Theiles der Lichtflamme bloß darin ihren

Grund haben, daß dieser Theil der Lichtflamme einen dünnen durchsichtigen Dunst darstelle, durch welchen der dunkle Hintergrund erscheine, während der obere Theil der Flamme, als selbstleuchtend, undurchsichtig angenommen wird. Aber des Grafen Rumford's photometrische Versuche zeigten denn doch, daß dieser obere Theil der Lichtflamme vielmehr vollkommen durchsichtig ist. Auch er müßte also gegen einen dunkeln Grund blau, und selbst violett erscheinen. Daß die blaue Farbe des untern Theiles sich nicht darstelle, wenn man sie gegen einen hellen Grund betrachtet, lasse sich leicht daraus erklären, daß jene Helligkeit das schwache blaue Licht nur nicht wahrnehmen lasse, so wie man den Phosphor bey Tage nicht leuchten sieht. Dagegen erscheine die blaue Farbe der Weingeistlampe gegen einen schwach beleuchteten Grund unverändert, und bestrahle in der dunkeln Kammer alles mit ihrem eigenthümlichen Lichte. Ein dünnes echtes Goldblättchen, welches man doch wohl als ein trübes Mittel ansehen dürfe, zeige das helle durchgehende Licht nicht in einer gelben, rothen oder rubinrothen Farbe, sondern vielmehr grünlichblau. Halte man dagegen dieß trübe Mittel gegen einen dunkeln Grund, indem man es durch darauf fallendes Licht erleuchtet, so komme keine blaue Farbe, sondern die bekannte Goldfarbe zum Vorschein, und so erschienen manche Turmaline gegen einen dunkeln Grund dunkelroth, braun, vor die Helle gehalten, grün; manche Glimmerblättchen vor einem dunkeln Grunde röthlichgelb, vor die Helle gehalten, bläulich; Alles auf eine entgegen gesetzte Weise, als es nach der Theorie des Hrn. v. G. seyn müßte. Uebrigens können die Erscheinungen des Lichtes durch

trübe Zwischenmittel die ganze Farbenreihe durchlaufen, und welche Farbe sich durch ein Trübes darstelle, hänge von der eigenthümlichen Natur des Trüben ab, das Licht in Farben zu theilen, und eine gewisse Gattung der farbigen Strahlen durchzulassen, andere zurückzuwerfen oder auch zu verschlucken. Wir zweifeln nicht, daß Hr. v. G. in Rücksicht auf diese Thatsachen mit Ausflüchten bereit seyn wird, aber schwerlich wird sich etwas von Erheblichkeit gegen die in dieser Schrift sehr gründlich ausgeführte Widerlegung der v. Görhe'schen Theorie der Nebenbilder, und der ihnen angewiesenen Rolle in der Farbenerzeugung, aufbringen lassen, da diese angeblichen Nebenbilder theils in der Natur gar nicht Statt finden, und mit andern bekannten Dingen, z. B. den so genannten Zerstreuungskreisen bey den dioptrischen Gläsern, auf eine ganz naturwidrige Art verwechselt werden, theils auch, wo sie vorkommen, z. B. bey Glasspiegeln, gar nicht mit den Farbenercheinungen begleitet sind, die nach Hrn. v. G's. Theorie erfolgen müßten. So untergraben denn auch die doppelten Bilder, welche durch den Doppelpath, große Bergkrystalle und dergl. erzeugt werden, ganz diese neue Farbenlehre, wie der Verf. in einer besondern Beylage zu dieser Schrift umständlich, und mit Zuziehung derjenigen Beobachtungen, welche er bereits über die farbigen Ränder jener Bilder in Schweiger's neuem Journal der Chemie und Physik mitgetheilt hat, ausführt. Aus allen diesen Untersuchungen ergeben sich die Resultate, daß so wenig eine blaue als violette Erscheinung entsteht, wenn ein weißes Nebenbild über einen dunkeln Grund, als eine gelbrothe Erscheinung, wenn ein dunkler Grund, das Nebenbild eines dunkeln Grundes über ein weißes

Bild oder über einen hellen Grund geführt wird; daß ferner auch Ränder, als Grenzen des Hellen und Dunkeln, in den Brechungs-Phänomenen nicht immer Farbenentstehung, Bilder farbiger Säume hervorbringen, indem die farbigen Säume bey der Brechung im Doppelspathe nur am Nebenbilde, d. h. an dem vom ungewöhnlich gebrochenen Strahle herrührenden Bilde, und unter denselben Bedingungen nicht an dem Bilde, welches von der gewöhnlichen Brechung herrührt, vorkommen, so wie denn überhaupt die Farben nur immer unmittelbar aus dem weißen Lichte und dessen Brechung hervorgehen. — So bleibt denn überhaupt die neue Lehre auch sich selbst nicht getreu. Nicht bloß das Trübe soll jene allgemeine äußere Bedingung seyn, unter der eine Farbe entstehe, sondern auch der Schatten und die Grenze, ohne daß die Identität dieser beiden letzten Bedingungen in ihrem Wesen mit dem Trüben auch nur angedeutet wäre. Eben so mißlich sieht es nun auch mit den Versuchen aus, wodurch Hr. v. G. die Newtonische Theorie der verschiedenen Brechbarkeit der farbigen Strahlen zu entkräften sucht, wie der Verfasser im 77. und folgenden Paragraphen dieser Schrift sehr gründlich zeigt, und sich dabey mit einigen Gegenversuchen beschäftigt, welche die wahre Bedeutung der Newtonischen Lehre und die falschen Ansichten des Hrn. v. G. in das vollkommenste Licht setzen. Freylich hätte Newton einige Versuche besser ordnen, manche weniger künstlich combiniren, andere mit genauerer Angabe der einzelnen Umstände, unter denen sie den angeblichen Erfolg gehabt haben, darstellen können, so würde er wohl weniger mißverstanden worden seyn. Aber man muß überlegen, daß er für Pphytiker von Be-

ruf und nicht für Dilettanten schrieb, und daß erstere, wenn sie das Ganze übersehen, und in den Geist der Theorie eingedrungen sind, die Anordnung und den Zusammenhang leicht für das besondere Bedürfniß entweder der Schüler, oder auch der Liebhaber abändern können, vollends in einem Zeitalter, wo die Kunst und die Methode der Darstellung einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, dessen damaliger Mangel nicht sowohl dem unsterblichen Newton, als dessen Zeitalter zur Last fällt. In der zweyten Beylage zu dieser Schrift ertheilt der Verf. einige Bemerkungen über die Homogenität der prismatischen Farben, insbesondere des prismatischen Grün, das bekanntlich durch eine abermahlige Brechung nicht in Blau und Gelb sich zerlegt, aber in Rücksicht seiner Wirkung auf das Auge doch eben so, wie eine Mischung aus blauem und gelbem Lichte, sich verhalten könne, ohne daß man deswegen genöthigt sey, eine Identität zwischen beiden Arten von Grün anzunehmen. Was der Verf. in der vierten Beylage über den von einigen Natur-Philosophen behaupteten chemischen Gegensatz der Farben beybringt, kann denjenigen zu einer nützlichen Belehrung dienen, welche aus gewissen unvollständigen Versuchen und Analogien die Naturlehre sogleich mit neuen Lehrgebäuden überschwemmen, und sich nun mit ihren so genannten höhern Ansichten sehr weise dünken.

Eben daselbst.

Ben Schwickert: *Xenophontis Oeconomicus*. Edidit *Guilielmus Kusterus*. IV u. 268 Seiten in Octav. 1812.

Als Probefchrift eines angehenden Philologen, der seine erworbenen Kenntnisse, seine Belesen-

heit und seine critische sowohl als exegetische Fertigkeit zeigen will, eine recht gute Arbeit, welche wir in dieser Hinsicht gern den jüngern Freunden der Griechischen Litteratur empfehlen. Sie werden dieß reizende Werkchen Xenophons hier critisch sehr gut dargestellt, und exegetisch reichhaltig erläutert finden, und Vieles daraus lernen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß sehr viel Bekanntes darin vorkomme, welches nun schon als Gemeingut in die Grammatiken und Wörterbücher aufgenommen ist: aber die Angabe und Kenntniß der Quellen, aus welchen dasselbe in jene Bücher gezogen, hat auch seinen Werth. Nur muß das ne quid nimis dabey nicht vergessen werden, welches freylich, wie schon Corinna bey Pindar that, an jungen Männern, die zuerst in die Schranken treten, entschuldigt werden kann. Viel weniger dürfen wir die Einkleidung der Gedanken, wenn sie von denen eines Schneiders und anderer würdigen Bearbeiter dieses Stücks abweichen, noch den Ton billigen, worin das Ganze vorgetragen ist. Schwerlich wird der Verfasser noch jetzt seine, aus andern Blättern schon bekannte, burleske Verkappung, oder den inhumanen Ton schicklich finden. Auch er hat gar nicht fehlerfrey gearbeitet: wie würde es ihm nun gefallen, wenn die Tadler ihre gerechten Vorwürfe in so herben Formen aussprächen, und alles Anstandes, aller Humanität, wovon diese lebenswürdigen Studien so würdig benannt werden, durchaus uneingedenk, mit stipes, fungus und dergl. ihn beehrten? Das hat er nicht von einem seiner würdigen Lehrer, dem, und nur noch wenigen, er volle Gerichtigkeit widerfahren läßt. Unständige Geradheit ist das nicht, was wir tadeln.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 15. May 1813.

Paris.

Université impériale. RAPPORT sur l'instruction publique dans les nouveaux départemens de la basse Allemagne; *Fait en exécution du décret impérial du 13. Déc. 1810.* par M. Cuvier, conseiller titulaire, et par M. Noël, conseiller ordinaire et Inspecteur général de l'Université impériale. (chez Fain, imprimeur de l'Université impér.) 116 Seiten in Quart.

Interessanter, als jetzt, wäre die Anzeige dieses wichtigen Actenstücks vor einem Jahre gewesen. Da es aber durchaus dem Publicum nicht überliefert, sondern nur in kleiner Anzahl für den Staatsrath und für den großen Universitätsrath gedruckt ward, so konnte man sich erst spät und mit Mühe ein Exemplar davon verschaffen. Hier finden wir also nicht nur die Vorschläge zu den neuen Einrichtungen, welche die Französisch-kais. Universität vermöge ihres besondern Geistes und der gesammten Tendenz ihrer Gesetzgebung in den Deutschen Departementen zu treffen sich veranlaßt fand; sondern wir lernen auch die

Meinung und das Urtheil kennen, welches zwey einsichtsvolle und liberale Gelehrte dieser Nation von Deutschen Schulen und von Deutscher Weise im Unterrichte nach einer zwar kurzen, aber fleißigen und redlichen, Beschauung gefället haben. Im Ganzen ist dieß Urtheil billig, und frey von vorgefaßten etwanigen nationellen Abneigungen, und wie man es von solchen hochverehrten Männern erwarten konnte. Der erste der gedachten Gelehrten ist nicht im eigentlichen Frankreich geboren, und hat sogar zum Theil seine Bildung auf Deutschen Anstalten erhalten. Doch war es auch wiederum von einem so einsichtsvollen Kopfe zu erwarten, daß der fremde Geist und die fremden Anstalten nicht mit übertriebener Vorliebe sollten ausposaunt werden.

Die 9 ersten Seiten enthalten eine Einleitung, und lesenswerthe allgemeine Betrachtungen über Deutsche Cultur und Art. Den Rec. freuete es, zu sehen, daß die über diesen Gegenstand zuerst von ihm verbreiteten, und gleichsam in fixen Formeln geprägten Begriffe, hier wörtlich angenommen, und so zu einer gewissen Officialität im benachbarten Reiche gelanget sind. Die Verfasser haben sich übrigens mit Sorgfalt über die Beschaffenheit der verschiedenen Grade des öffentlichen Unterrichts Bescheid geben lassen, von dem Universitäts-Unterrichte an, den sie instruction définitive nennen, bis zur instruction secondaire und instruction primaire herab; selbst den Volksunterricht in den Ecoles rurales und die Armen- und Industrie-Schulen haben sie nicht verschmäht, sondern Alles gewürdigt, wo nicht immer getrosfen, doch mit Ernst und Wohlwollen. (Hätten die Verfasser J. D. Schulzens Litteratur der sämtlichen Schulen im Deutschen Reiche, 1804, ge-

habt, so hätten sie freylich vieles Nachfragens und vieler Mühe überhoben seyn können.) — Erst berichten die Verfasser (S. 9, 34) über die ehemahligen Bischümer Münster und Osnabrück, dann über Oldenburg (bis S. 40); ferner (von S. 40 bis S. 69) über die drey Hansestädte in folgender Ordnung: Hamburg, Bremen, Lübeck; endlich (bis S. 93) über die Hannöverschen, und (bis S. 107) über die Preussischen Länder, und zuletzt auch über Jever. Sie rühmten besonders die beiden Schullehrer-Seminarien in Münster und in Oldenburg (letzteres unter Krusens trefflicher Leitung); das Lutherische Gymnasium in Osnabrück unter dem Hrn. Director Fortlage, und das in Oldenburg unter dem Hrn. Director Rickleffs. Von dem Hamburgischen Gymnasium, vorzüglich aber von dem dortigen Johanneum, und von der Methode des würdigen Vorstehers desselben, Gurlitt, wird (S. 41-51) ausführlich und rühmlich gehandelt. — Hierauf folgt die eben so ausführliche Berichterstattung über die schönen und zahlreichen Anstalten in Bremen (aus deren Vereinigung bekanntlich eine Académie und ein Lycée hervorgehen sollen). Bey dieser Gelegenheit wird mit vieler Achtung des Scholarchats des vormahligen Hrn. Senators Smith, eines höchst einsichtsvollen und verdienten Mannes, gedacht. Nur mit den untern Schulen Deutschlands sind die Verfasser nicht so zufrieden, als mit denen in Holland, woher sie eben kamen, und worüber auch ein besonderes Rapport von ihnen existirt: *En général, l'instruction primaire de Brème nous a paru mieux organisée que dans beaucoup d'autres lieux des nouveaux départemens Allemands, et cependant il s'en faut bien qu'elle ait cette uniformité, ces lois générales et ob-*

servées partout, que l'on admire en Hollande. Desters wird dieser den Holländischen niederen Schulen gegebene Vorzug ausgesprochen. Hier wird besonders der Mangel an Pragmatismus gerügt: Il nous a semblé qu'on faisait trop raisonner les enfans, et qu'on ne les exerçait point assez à la pratique — wobei von der getadelten Seite sowohl, als von der tadelnden, die Hauptanlage beider Nationen sich so ziemlich offenbart. Sonst machen die Verfasser noch wiederholt den Mangel an einem hinreichenden mathematischen Unterricht, und an einer richtigen Aussprache des Französischen, zum Vorwurf. — In Lübeck werden die Tüchtigkeit der Catharinen-Schule und die Verdienste des vortrefflichen Director Mosche laut anerkannt. Mit Lob werden noch mehrere würdige Männer angeführt: Hr. Director Wagner, und Hr. Bohnhorst, Vorsteher einer Bürgerschule in Lüneburg, Hr. Superintendent Velthusen in Stade, und Andere. — Dem Schulwesen im Hannöverschen können die Verfasser überhaupt ihren Beyfall nicht versagen. "Ces échantillons" (sagen sie S. 85) "ont pu faire voir que l'instruction secondaire n'était pas moins soignée dans les différentes villes de l'état Hannoverien, que celle des facultés l'est à Goettingue. L'instruction primaire l'était encore mieux, s'il est possible. Sa bonne organisation est, comme on fait, mise par les protestans au nombre des devoirs religieux des gouvernemens; et les souverains de la maison de Brunswick ont presque toujours servi à cet égard de modèle aux autres princes Allemands." — Drey Seiten (89-91) über Industrie-Schulen, nach einer handschriftlichen Abhandlung, welche der würdige Superintendent

Wagemann in Göttingen den Verfassern selbst eingehändigt hatte. Obgleich indirecte, so werden doch immer Zeichen der Achtung unserer Academie gegeben; und wo ein Lehrer im nördlichen Deutschland sich als ein Elève de l'Académie de Goettingue bekennt, wird dieß als eine wichtige Note angemerkt.

Nachdem die beiden Verfasser ihre Rolle als Referenten beendigt, so gehen sie, von S. 107 an, zu den Vorschlägen und zu dem Projet de Décret über, welche die neue Ordnung der Dinge begründen sollen. Die Hauptsache soll seyn, daß man sich nach dem Unterschied der Glaubensbekenntnisse richte. Und da die zwey südlichen Departemente, die der Lippe und Ober-Ems, meistens catholisch, die drey nördlichen (Ost-Ems, Mündungen der Weser und der Elbe) dagegen protestantisch sind: so soll eine catholische Academie in Münster, und eine protestantische in Bremen (wenigstens der theologischen Facultät nach) errichtet, ein catholisches Schulmeister-Seminarium in Münster, ein protestantisches in Oldenburg u. s. w. angelegt werden, so daß immer auf Religion Rücksicht genommen wird. Wo mehrere Anstalten, die Einen Zweck haben, co-existiren, sollen sie vereinigt werden, und eine einzige ausmachen, wie z. B. in Lüneburg: L'existence simultanée de trois écoles d'ordre supérieur dans une ville comme Lünebourg, tient à ce respect pour les fondations et les droits anciens qui formait l'esprit de la constitution Germanique. (S. 70). Da nun aber dieses Respect nicht mehr Statt haben soll, so wird natürlich anders disponirt. Zum Range der Lyceen sollen vorzüglich die beiden Schulen in Hamburg und Lübeck erhoben werden. (S. 109). Die Pri

mär-Schulen sollen unter Inspection der Geistlichkeit verbleiben, wie vorher. Die Französische Sprache soll Hauptstudium werden, und keine Privat-Erziehungsanstalt fort dauern, die nicht beweisen kann, daß diese Sprache darin gelehrt werde. — Doch da dieses Project bis jetzt noch nicht förmlich angenommen worden, so möchten wohl einige dieser bloß in Vorschlag gebrachten Verfügungen nicht in wirkliche Vollziehung übergehen.

Witzburg.

1812 bey Stahel: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, von Ignaz RUDHART, der Rechtswiss. Dr. und öffentl. ordentl. Professor an der großherzogl. Universität zu Witzburg. XXXIII u. 368 S. gr. Octav.

Hr. Prof. R. ist derselbe, welcher vor einigen Jahren den juristischen Preis für Studierende in Landsbut, durch eine systematische Eintheilung der Verträge, erhalten hat, und dessen Antrittsrede über die Rechtsgeschichte in unsern Anzeigen 1812 S. 306 von einem andern Recensenten erwähnt worden ist. Auf Ersteres bezieht sich die hier öfters vorkommende Note, welche bey unsern Deutschen Juristen nicht ohne Beyspiel ist, "Meine gekrönte Preisschrift: Systematische" u. s. w. Seiner Antrittsrede aber nimmt er sich hier nicht nur in der Vorrede gegen Hrn. Hofr. Thibaut's "sehr werthe Recension" an, sondern der Inhalt derselben ist auch hier in dem letzten Abschnitte, von S. 441 bis 477, wiederholt, und Rec. findet hier alles, was ihm aus Recensionen jener Antrittsrede noch erinnerlich ist, nahmentlich das wenigstens unparteyische Urtheil, daß beides "höchst fehlerhaft" sey, sowohl seine, des Rec., Abson-

derung der Geschichte der Quellen von der Geschichte des Systems, bey jeder Periode (S. 353), als auch die chronologische Rechtsgeschichte jeder einzelnen Lehre (S. 360). Von dem gegenwärtigen Buche wird nicht gesagt, ob es zum Lehrbuche oder zum eigenen Studium bestimmt sey, doch sollte man ersteres aus der Note zum §. 6, die bloß heißt: "Erklärung des Wortes Organismus," vermuthen. Es zerfällt in zwey sehr ungleiche Theile, 40 S. Encyclopädie, und alles Uebrige Methodologie. Jene ducirt daraus, daß das Universum ein Organismus, daß das Leben der Menschheit nur durch Existenz der Menschen möglich, und daß der Mensch ein physisch-psychisches Wesen sey, folgende Theile des öffentlichen Rechts: Staatsrecht, Völkerrecht, Criminal-Recht, Militär-Recht, Proceß-Recht, und als Theile des Privat-Rechts das Civil-Recht und das Handelsrecht. Diese sieben Nummern werden dann unmittelbar darauf auch noch als eben so viele Wissenschaften aufgezählt, von der Staatsrechts-wissenschaft bis zur Handelsrechtswissenschaft herab. Rec. war lange in der größten Verlegenheit, warum das Kirchenrecht, also die Kirchenrechtswissenschaft, gar nicht genannt sey, selbst das Wort Kirche war ihm im ganzen Buche nur ein einziges Mahl, §. 183, und Kirchenrecht nur §. 155 vorgekommen; bis er endlich ganz hinten, vor der oben erwähnten Art von Anhang über die Rechtsgeschichte, noch einen solchen von §. 425 bis 440 über das canonische Recht fand, aus dem er ersah, daß der Verf. die Kirche als einen aus allen Christlichen Staaten zusammengesetzten Staat für sich betrachte, bey welchem denn wieder eben die sieben Theile vorkommen müßten, die wir eben gehabt haben. Das Cameral-Recht ist nach §. 88

kein eigener Theil, weil es kein Rechts-Institut gibt, das nicht zugleich öconomische Anstalt wäre. (Die Ehe scheint freylich, in diesem Sinne des Worts, nichts Deconomisches.) Das Polizen-Recht aber setzt man nach §. 91 "mit sehr großem Unrecht in die Reihe der streng juridischen Fächer," da der Polizen Minister (wo es einen gibt) vom Justiz-Minister verschieden ist (ein Grund, der auf das Völkerrecht wegen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, auf das Militär-Recht u. s. w. auch paßt). Das Juristische hat es mit dem Bürger, die Polizen mit dem Einwohner zu thun. (Hierin ist nun auch wieder eine große Aehnlichkeit zwischen dem Criminal-Recht und dem Polizen-Rechte, denn auch bey eigentlichen Verbrechen, so gut wie bey Polizen-Vergehen, wird auch der bloße Einwohner bestraft.) Bey der Erörterung der einzelnen Theile von S. 18 bis 40 verläßt der Verf. seine Ordnung, indem er das Militär-Recht hinter das Civil-Recht und Handelsrecht, das Proceß Recht aber zwischen diese beiden setzt. Acht volle Seiten gehen auf das Criminal-Recht und dessen Proceß, wo freylich, bey aller Kürze, doch der Schreiber eine eigene Nummer hat bekommen müssen. Dagegen ist das ganze Civil-Recht fast auf zwey Seiten abgethan. Hr. Prof. R. theilt es in Personenrecht, Sachenrecht und Recht der Forderungen, und Rec. stimmt hiermit weit mehr überein, als wenn der Verf. den nur so hinaeworfenen Gedanken eines scharfsinnigen Schriftstellers über den Code Napoleon, in den zwey ersten Büchern desselben seyen Personen und Sachen in Ruhe, im dritten Buche aber in Bewegung vorgestellt, nicht nur bey dem Code selbst in allem Ernste S. 273 wiederholt, sondern ihn auch zur Erklärung dieses seines all-

gemeinen Systems anwendet. Wer sollte da nicht glauben, dieses sein System und das System des Code seyen einerley? Und wenn man weiß, die Intestat-Erbfolge stehe zwar im zwayten Theile dieses Systems, aber erst im dritten Buche des Code, so muß man ja ganz irre werden, ob sie Hr. Prof. N. für Ruhe oder für Bewegung hält. Beyläufig sey es gesagt, daß freylich auch Lehren, welche nach beider Eintheilungen zur Ruhe gehören, viel von Bewegung an sich haben, z. B. die Schließung der Ehe, die Scheidung, die Adoption u. s. w. — Bey den Hülfswissenschaften, womit die Encyclopädie endigt, wußte Rec. nicht, wie ihm geschah, daß er zwar die Wapenkunde, die Münzkunde, die Geschlechtskunde u. s. w. als lauter eigene Nummern aufgeführt fand, aber von Philosophie und Mathematik kein Wort. Wegen der Philosophie beruhigte ihn S. 349, wo der Verf. den kühnen Satz aufstellt, die Philosophie sollte aufhören, eine eigene Wissenschaft zu seyn, weil die Bearbeiter aller andern Fächer selbst auch philosophiren müßten. Solche Beweise liebt der Verf. sehr, man muß beides wissen, also muß man beides zugleich lernen; man muß beides vortragen, also dürfen es nicht zwey verschiedene Collegien seyn! Daß die Mathematik nicht genannt ist, soll ohne Zweifel durch die Bemerkung der Vorrede S. VIII entschuldigt werden, es sey gar Vieles hier nicht gesagt, „z. B. von den Hülfswissenschaften, was ein Jeder weiß, ohne dieß Buch zu bedürfen.“

In der Methodologie kommt denn alles vor, was hier von der Geschichte der Quellen und dem Systeme der Rechtswissenschaft überhaupt, und eines jeden einzelnen Theiles insbesondere, gesagt werden soll. Hr. Prof. N. hat seine Noth erstens

mit den bloßen Brot-Juristen, die aber, wie er sich zuweilen ausdrückt, gar auch um deswillen getadelt werden, weil sie sich nicht um alle positive Rechte, die es irgendwo gegeben hat, bekümmern, denn alles, was je wirklich gewesen ist, gehört, wie er mehrmahls wiederholt, zur Darstellung der Idee, und seine gewöhnliche Vergleichung ist, daß man sich ja auch in der Universal-Geschichte weder auf eine bestimmte Zeit, noch auf ein bestimmtes Volk, einschränken dürfe. Begreiflich sind dieses Gründe, welchen der Verf. selbst nicht immer getreu bleibt, z. B. S. 294 zeichnet auch er nur die Römische, die Deutsche und die Französische Civil-Gesetzgebung aus, weil diese heut zu Tage das größte Interesse erregen, ganz so, wie wir andern auch. Fast eben so hat er zweitens seine Noth mit den Civilisten, d. h. den ihm, mit denen, welche die Rechtswissenschaft bloß auf das Römische Recht einschränken (wer thut dieß?), oder welche doch jus civile nur für Römisches Recht nehmen. (Das ist freylich etwas Anderes, und einem gewissen, gar nicht fehlerhaften, Sprachgebrauche ganz gemäß.) S. 242 sagt der Verf.: Manche sehr gelehrte Schrift beginnt; so oft wir den Ausdruck im Corpus Juris finden, bedeutet er u. s. w., und über solchen Erörterungen einzelner Stellen sieht am Ende der Leser, und auch vielleicht der Schriftsteller, den Satz nicht mehr, welcher hätte zum Grunde gelegt werden sollen. (Rec. muß gestehen, daß er nicht über die Menge solcher Schriftsteller klagen kann, eher über ihre Seltenheit.) Die rechte Methode besteht, nach Hrn. Prof. N., darin, daß man erst den reinen Begriff irgend eines juristischen Verhältnisses aufstellt, wobey denn freylich die eben verworfene Bemerkung des Sprachgebrauchs,

vollends recht vieler Völker, dagegen sichern könnte, daß dieser Begriff nicht ganz willkürlich ist. Statt dessen wird hier §. 284 das Belauschen der Lebensverhältnisse empfohlen, die Deniers (soll wohl heißen: Teniers's) und Ostade's seyen die wahren Galleriestücke für das Studium der Civilisten (warum nicht noch besser die Originale selbst, also könnte ein Jurist nichts Besseres thun, als was man sonst das zu Dorfe Streigen nannte?). Jedes positive Recht beruht nicht bloß auf 1. Legislation, sondern auch auf 2. Doctrin, und auf 3. Jurisprudenz. Damit, daß Gesetzgebung nicht alles ausmache, kann nun kein Mensch mehr zufrieden seyn, als Rec., der gewünscht hätte, auch hier wäre nicht so oft von Gesetzen die Rede, wo bloß Rechtsläge gemeint seyn können; er will es sich auch gern gefallen lassen, daß so jus civile im eigentlichsten Sinne, die Theorie der Juristen, und res judicatae von einander getrennt werden, wenn das Gegentheil der eigentlichen Gesetzgebung bestimmter zu nennen ist, als sonst durch das Wort Gewohnheit zu geschehen pflegt; aber die beiden hier gebrauchten Nahmen scheinen ihm nicht ganz passend, weil Doctrin in diesem Sinne erst seit einigen Jahren, und zwar meist nur in Journalen und Recensionen, vorkommt, Jurisprudenz in diesem Sinne aber vollends ein Wort ist, welches wir, wie so vieles Andere, der nagelneuen Bekanntschaft mit Französischen Juristen zu danken haben, bey welchen der Zusatz des arrêts hinter jurisprudence doch nicht so ganz müßig ist, sondern eben andeutet, daß zur jurisprudence überhaupt noch mehr gehört, z. B. gerade auch die hier so genannte Doctrin. Hr. Prof. N. weiß dieses freylich sehr viel besser, denn nach seinem §. 124 ist

es ein Sprachfehler (der Ausdruck scheint ihm aber noch zu gelinde), den man in Deutschland begangen hat und noch begeht, wenn man Jurisprudenz für gleichbedeutend mit Rechtswissenschaft nimmt, als ob dabey alles auf die Entscheidung von Streitigkeiten ankäme, da doch "es im Staate nicht nur Gerichte, sondern auch eine gesetzgebende Behörde gibt. . . In Frankreich hat auch das Wort Jurisprudence seine Schranken bewahrt. . ." Welch ein lehrreiches Beispiel ist dieser Paragraph, daß die vom Verfasser so sehr verworfene Methode doch auch ihr Gutes, die feine aber ihre Gefahren habe! Wenn er doch in irgend einem gelehrten Buche gelesen hätte, so oft *juri-prudentia* im *Corpus Juris* vorkommt, so bedeutet es *divinarum atque humanarum rerum notitia, iusti atque injusti scientia* §. 1. *Inst. 1. 1.* wesswegen denn auch Conring seine Gegner ermahnt hat, sich mit keiner bloßen *juris-peritia* zu begnügen, und diesen führt ja doch Hr. Prof. A. S. 366 selbst an; ingleichen hat Monteaquieu, von welchem er mehrmahls sagt, man lese ihn nicht genug, von der *Jurisprudence* auch im Römischen Sinne gesprochen, *Ter rassons l'histoire de la jurisprudence Romaine* nicht zu gedenken. Da hat nun aber der Verfasser einen reinen Begriff von Jurisprudenz gesucht, und diesen aus einigen Büchern über den Code genommen.

Was nun Legislation, Doctrin und Jurisprudenz an einem Begriffe bestimmt haben, das soll denn auch beurtheilt werden nach der Gesetzgebungs-Politik (warum denn nicht auch nach der Politik, die bey allen positiven Quellen eintritt, denn es läßt sich doch eben so gut fragen, ob ein Gewohnheitsrecht zu den Umständen passe, als,

ob dieß bey einem Gesetze der Fall sey?) Allein diese Prüfung soll man, nach §. 234, ja nicht aussetzen, bis man das ganze positive Recht schon durchgegangen hat, weil sonst ein unseliges Zerreißen unvermeidlich wäre, sondern so bald man eine Theorie dogmatisch erörtert hat, soll sogleich zu dieser Prüfung geschritten werden.

Am Ende jedes Theils ist eine Anzahl Bücher genannt, aber im §. 5 macht es sich der Verfasser bequem, er stellt sie nach der Jahreszahl der "ihm vorliegenden" Ausgaben, so steht Leibnizens *Metnodus* beyhm Jahre 1748. Beym Staatsrechte, wo allgemeines und Deutsches durch einander liegt, nennt er §. 186 als *codices diplomatici* folgende drey: Schmaußens *Corp. Jar. Publ.*, *Wend* und *Dumont*, und doch stehen §. 247 die *codices diplomatici* auch wieder, und zwar richtiger, beyhm Völkerrechte. Keinem Buche ist hier mehr Ehre widerfahren, als dem *Senkenbergischen Corpus juris feudalis*; von S. 129 bis S. 141 beschäftigt sich der Verfasser damit. Als "Werke, welche bloß die Litteratur des Römischen Civil-Rechts behandeln," nennt er §. 365 den *Lipenius*, *Struv* und *Westphal*, und darauf ganz eben so *Häubold*.

Noch muß *Rec.* bemerken, daß, obgleich der Verfasser, wie es scheint, am Druckorte gegenwärtig gewesen seyn wird, doch mancher *Correctur-Bogen* weniger Fehler enthält, als was hier abgedruckt und dem Publicum vorgelegt ist. In so fern sollte man sich freylich in Acht nehmen, *Hrn. Prof. N.* wegen so vieler Provinzialismen Vorwürfe zu machen: es könnten ja wohl Druckfehler seyn! Folgendes kommt aber doch gar zu oft vor: rücksichtlich und hinsichtlich; um-

lehren statt befehren; das Urtheil scharfsinniger Gelehrter (in der Vorrede); jene für diejenige; Vorles-Catalog; Schulbuch für Lehrbuch; es handelt sich; das der Wissenschaft aufgebürdete Trockne; die Aposteln, die Titeln, die Mitteln; es kann sich nicht fehlen; fraglich; zu Grunde legen; unterliegen (für zum Grunde liegen); an der Universität sich etwas eigen machen; Warnung vor vorlautes Urtheil; gleichheitlich; Körpersnahrung, Irtzeit, Schankung, geschmackhaft, Verband (außer der Chirurgie); Zuthaten für Zusätze; sündern; versammeln für sammeln u. s. w. Und dieß alles sagt ein Schriftsteller, der denn doch auch wieder Stellen aus Schiller und Göthe anführt! (Von letzterem zum Unglück Worte, wo Mephistopheles recht wieder den Teufel spielt!).

Recensent gesteht, daß dieses Buch eine traurige Empfindung in ihm wieder erneuert hat, und er wagt es, hier öffentlich davon zu sprechen, ob er gleich weiß, daß über das Schicksal catholischer Schriftsteller in protestantischen Recensionen geklagt, und daß der angebliche Haß der Norddeutschen gegen die Süddeutschen recht bitter erwidert worden ist. (Was letzteres betrifft, so ist Rec. selbst, seiner Geburt nach, auch ein Süddeutscher.) Sogar das weiß er, daß man alles, was gegen den Universitäts-Zwang gesagt wird, bey einem Professor für eine Rede pro domo gehalten hat, wogegen ihn doch schon ein Blick auf die Landkarte dießmahl sichern sollte: denn gar viele protestantische Universitäten sind Baiern und Oesterreich näher, als wir, und zu einer etwas bedeutenden Zahl wird immer sehr viel auf die geographische Lage an-

kommen. Was dem Rec. wehe thut, ist nämlich das Bannrecht, welches die Regierungen des südöstlichen Deutschlands, nach dem nicht musterhaften und nun längst zurückgenommenen Beispiele Preußens, ihren Landes-Universitäten beylegen. Der Zwang, unter welchem ihre Studirenden sich befinden, wird dadurch nicht gut gemacht, daß man einzelne fremde Gelehrte, selbst auch einzelne Lehrer, ins Land zieht, oder daß man auf Kosten der Regierung einzelne junge Leute ausschickt, sich auf auswärtigen Lehranstalten zu bilden. Völlige Freyheit, es sey wo es wolle, Etwas zu lernen, und zur Sicherheit, daß sie nicht mißbraucht wird, eine Prüfung, was Jeder gelernt hat, ist ein viel besseres und viel wohlfeileres Mittel, sich die wissenschaftliche Aufklärung des übrigen Deutschlands, und durch diese auch die Aufklärung der Franzosen und Engländer, zu verschaffen. Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daß der Verfasser bey der gehörigen Leitung und bey den gehörigen Hülfsmitteln etwas Vorzügliches hätte leisten können. Bey der Anhänglichkeit an eine Philosophie des Tages und des Landes, durch welche alle seine Ansichten getrübt werden, und bey dem hohen Tone, den er gegen alles Andere annimmt, wenn es gleich noch so entschieden wenigstens auch wissenschaftliches Streben ist, bey der Unbekanntschaft mit Französischer und Englischer Litteratur, von welcher sich Proben zusammenstellen ließen, hat er es nicht geleistet.

Hugo.

Leipzig.

Von Joh. Ambrosius Barth: *Dissertatio de Codicis membranacei Titi Livii Patavinii Histo-*

784 G. g. N. 78. St., den 15. May 1813.

riarum libros olim complexi fragmento Norimbergae in Bibliotheca Murrina reperto. Scripsit Jo. Throphil. Kreyffig, AA. LL. Mag. Lycei Annaemontani Rector etc. 1812. Quart 12 Seiten.

Der Verfasser, den unsere Leser schon als einen guten Humanisten kennen, erhielt aus der Versteigerung der Murr'schen Bibliothek, die am 7. April und folgenden Tagen des vorigen Jahres Statt hatte, ein pergamentenes Fragment, stark beschnitten, und demnach sehr verdorben. Es enthielt Liv. XXVII, 15. 16. Der sel. v. Murr hatte beigefchrieben, daß der Codex, wozu dieß Blatt gehöre, im 11. Jahrhundert geschrieben sey, und mit Recht. Die Buchstaben sind minuskel, der Diphthong ae ist mit einem einfachen e und einem Häkchen, i ohne Punct u. s. w. Zu den höchst sorgfältig geschriebenen Codices gehörte er nicht. Das Fragment ist diplomatisch-genau abgedruckt, mit der Laroisschen 4. Ausgabe (1485) und der Drafenborchischen verglichen, und ein gelehrter Commentar beigefügt worden, welcher dem Verfasser Ehre macht. — Mit Vergnügen zeigen wir aus einer Lateinisch geschriebenen und zu Ende des Jahres 1812 zu Annaberg gedruckten Nachricht an, daß Hr. Kreyffig willens sey, *T. Livii Patavini et C. Crispi Sallustii historiarum fragmenta de bellis a Sertorio ac Spartaco concitatis, Romae et Lutetiae Paris. reperta* critisch und exegetisch, mit allen darüber bekannt gemachten Anmerkungen und Uebersetzungen, gegen Subscription um den Preis eines Sächsischen Thalers, herauszugeben.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. May 1813.

Berlin.

Bei C. Salfeld 1811: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, als Heilmittel (Heilmittels), von C. A. F. Kluge, Dr. und Ober-Chirurgus bey der königl. Preussischen medicinisch-chirurgischen Peviniere. XIV u. 612 S. in groß Octav. Mit dem Motto: Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Das Vertrauen zu der vom Dr. Mesmer erfundenen Kunst, mancherley Krankheiten vermittelst des Streichens und Berührens des menschlichen Körpers mit Magnetstäben, und auch mit bloßen Händen, heben zu können, hat bekanntlich seit einigen Jahren in Deutschland große Ausbreitung erhalten. Mehrere Aerzte und Naturforscher erzählen und preisen jetzt, in besondern Schriften oder Journalen, die wundervollen Heilungen, welche durch die Anwendung jener Kunst zu Stande gebracht seyn sollen. Zu dem fast schon vergessenen Erfinder derselben hat man Wallfarthen angestellt, um sich darin die letzte Weihe zu holen. Mit einem seltenen Wetteifer hat man endlich das geheimnißvolle Dunkel, welches deren Wirkungen umgibt, durch eine Menge von Hy-

pothesen darüber aufzuklären sich angelegen seyn lassen. Unter denjenigen Deutschen Aerzten aber, welche um jene Kunst sich verdient zu machen, und sie zu einem Zweige der Therapie zu erheben bemüht gewesen sind, nimmt unstreitig der Verf. des gegenwärtigen Werks einen der ersten Plätze ein. Und dieses Werk hat wegen der deutlichen Darstellung, wegen der Menge der darin über die Wunder des thierischen Magnetismus gesammelten Nachrichten, und wegen der dabey angebrachten Belesenheit und Gelehrsamkeit, bey Manchen bereits ein classisches Ansehen erhalten, kann auch allerdings dazu benutzt werden, um den schon so lange dauernden Streit über die Natur jenes Magnetismus seinem Ende um vieles näher zu bringen. In dieser Rücksicht ist es also wohl der Mühe werth, davon eine ausführliche Anzeige mitzutheilen. Da übrigens die Benennung einer Sache gar nicht gleichgültig ist, und durch Erregung von Nebenvorstellungen auf das Urtheil über dieselbe Einfluß hat, jetzt aber als völlig ausgemacht angenommen werden darf, daß an der von Mesmer'n erfundenen Kunst die dem Magnet beywohnende Kraft nicht den geringsten Antheil hat, so werden wir uns des Namens Magnetismus enthalten, und die Sache nach ihrem Erfinder benennen.

Das ganze Werk besteht aus zwey Theilen, davon der erste eine theoretische, und der zweyte eine practische Ansicht des Mesmerianismus liefert. Jener enthält die ältere und neuere Geschichte desselben, ferner die Uebersicht seiner Erscheinungen, endlich eine Erklärung dieser Erscheinungen. Im zweyten Theile werden aber die zum Mesmerisiren erforderlichen Fähigkeiten, das dabey nöthige Verfahren und die dadurch heilbaren Krankheiten angegeben. Nach dem Verf. ist der Mesmerianismus schon seit den ältesten Zeiten ausgeübt worden. Denn die Sprüche der von den Alten göttlich verehrten Orakel, besonders der, durch die unter ihr aufsteigenden me-

phitischen Dämpfe begeisterten, und mittelst Ein-
gebung durch den Bauch mit Weissagungen er-
füllten Pythia; ferner die Heilung mancher Krank-
heiten durch die Berührung der Priester, oder durch
das Auflegen der Hände, sollen, nach den darüber
vorhandenen Nachrichten, nichts anders gewesen seyn,
als bloße Folge eines im höchsten Grade entwickelten
Mesmerischen Zustandes. Eben so will er auch die
Divinations-Gabe bey hypochondrischen und hysteri-
schen Menschen, die sympathetischen Curen, die Hei-
lung der Kröpfe durch die Berührung mit der Hand
eines Todten, oder mancher Fürsten, z. B. der vor-
mahligen Könige von Frankreich und England, welche
die Einfalt als Aberglauben verlacht hat, für Ueber-
reste einer schon ehemahls blühenden, mit der Zeit
aber verblichenen und durch Mesmer'n nur wieder-
hergestellten, Kunst betrachtet wissen.

In der neuen Geschichte, die mit M'n. anhebt, ist
denn freylich eine größere Zuverlässigkeit erreichbar,
wenn sie mit Unbefangenheit abgefaßt wird. In
welchem Grade sich aber der Vf. dieser befeißigt ha-
be, wollen wir an einer einzigen darin vorkommen-
den, für die Beurtheilung des Mesmerianismus je-
doch sehr wichtigen, Angabe zeigen. Nachdem näm-
lich von ihm angeführt worden ist, wie M. zu der
Erfindung seiner Kunst kam, und sie nach und nach aus-
gebildet habe, ferner, wie derselbe durch sein Beneh-
men, sowohl bey seinen Curen, als auch gegen die
damahlige Regierung in Frankreich, natürlicher Weise
bey allen Vernünftigen den Verdacht erregte, ein
bloßer, aber das Beste seines Beutels wie aus den
Augen verlierender, Charlatan zu seyn, und wie
gleichwohl die Menge der wundervollen Curen, wel-
che von ihm selbst und seinen Schülern verrichtet wur-
den, das Mißtrauen gegen die neue Heilart endlich
besiegt habe: so kommt er S. 67 auf die, nach einem
königl. Befehl zur Untersuchung des Mesmerianis-

mus ernannten, Commissionen zu sprechen, und fällt über den Werth ihrer Arbeiten folgendes Urtheil: „Die Commissarien begingen schon dadurch einen großen Fehler, daß sie ihre Untersuchungen nicht bey M'n. selbst, der sich standhaft jede Comm. ission verbat, nur Zeugen und durchaus keine Schiedsrichter haben wollte, sondern bey dessen Schüler Deslon, der sich Freywillig erbot, die Commissarien von M's. Theorie, so wie auch von seiner Behandlung der Kranken, ganz genau zu unterrichten, anstellten. Franklin habe wegen Kränklichkeit den wenigsten Antheil an dem höchst oberflächlich und mit der größten Nachlässigkeit betriebenen Geschäfte der Untersuchung genommen: denn obgleich die Commissionen aus den gebildetsten Köpfen der damaligen Zeit bestanden, so waren sie doch vor der Untersuchung gegen die mit einer Hülle von Charlatanerie umgebene Sache eingenommen, verkannten die Wahrheit, und sahen, durch eine seltsame Geistesbefangenheit verhindert, das nicht, was doch so klar am Tage liegt. Justieu hingegen, der den meisten Antheil an den angestellten Untersuchungen nahm, war der einzige, der die Sache ohne Vorurtheil betrieb, sich durch unläugbare Thatfachen von der Wahrheit überzeugte, und daher jene einseitige Berichte nicht mit unterschrieb, sondern sein eignes, ganz für die verkannte Sache sprechendes, Gutachten einreichte.“ Man kann leicht vorhersehen, daß dieses Urtheil, worin Männern, die in vieler Rücksicht ehrwürdig sind, große Nachlässigkeit bey einem wichtigen Geschäfte Schuld gegeben wird, ob solches gleich von dem Vf. mit keinen Beweisen unterstützt worden ist, manche Nachbeter finden werde. In dieser Rücksicht dürfte eine Beleuchtung desselben nicht überflüssig seyn. Es war keinesweges, wie der Vf. auch angeführt hat, die Schuld der ernannten Commissarien, daß sie ihre Untersuchungen nicht bey M'n. selbst anstellten. Dieser mischte sei-

nen gewöhnlichen Klagen über Unterdrückung auch die ein, daß er die medicinische Societät zu Paris wiederholt um eine förmliche Untersuchung gebeten, aber nie seinen Wunsch erreicht habe. Allein es ist aus den Protocollen der Societät erwiesen, daß er nie ein solches Ansuchen gethan habe, und daß, als es durch einen seiner Freunde geschehen war, und die von der Societät ernannten Commissarien sich eben zu ihm verfügen wollten, er sich den Zuspruch verbeten, und sie erst drey Monathe hernach zu sich eingeladen habe; nicht, um eine Untersuchung anzustellen, sondern nur, um die nun völlig wieder hergestellten Kranken in Augenschein zu nehmen: welches jene aber mit gutem Grunde abschlugen, weil sie weder von dem vorigen Zustande der Kranken, noch von ihrer Behandlung Zeuge gewesen, und daher kein entscheidendes Urtheil zu fällen im Stande wären (s. Chr. W. Zafeland's gemeinnützige Aufsätze B. I. S. 37). Und da der jede Untersuchung scheuende und verweigernde M., aus offener und strafwürdiger, damahls aber in Frankreich sehr gewöhnlicher, Widerspenstigkeit gegen den Willen und die Absicht der Regierung (welche Widerspenstigkeit der Wf. eine standhafte Weigerung nennt), die Commissarien verhinderte, bey ihm über seine Kunst Licht zu erhalten: so blieb diesen, wenn sie anders nicht den erhaltenen Auftrag unerfüllt lassen wollten, nichts weiter übrig, als Deslon's Anerbieten zu benutzen. Was aber hierbey die Hauptsache ausmacht, ist, daß dieser ein treuer Schüler von M'n. war, dessen Theorie und Methode sich vollkommen zu eigen gemacht, und eben so wunderbare Curen, als sein Meister, verrichtet hatte. Die Natur des Mesmerianismus konnte mithin bey jenem eben so gut untersucht und erforscht werden, wie bey dem Erfinder, oder, wenn man will, Restaurator desselben: welches auch von der aus Mitgliedern der medicin. Facultät und der Acad.

der Wiss. bestehenden Commission in ihrem Berichte (Paris 1784) S. 64 in der Anmerk. genügend darge-
 than worden ist. Was soll man jedoch zu dem Aus-
 spruch des Wf. sagen, daß von den ernannten Commis-
 sionen die Untersuchung oberflächlich u. mit der größ-
 ten Nachlässigkeit betrieben worden sey? denn Jeder,
 der nur versteht, worauf es hiebey ankam, wird nach der
 strengsten Prüfung des Verfahrens, das von den Com-
 missarien der Facultät u. Academie beobachtet wurde,
 gestehen müssen, daß es in jeder Rücksicht zweckmäßig
 und musterhaft war. Sie sollten ja nicht ein Zeugniß
 ablegen von der Wirklichkeit der Wunder, welche M.
 und dessen Schüler verrichtet haben wollten, sondern
 vielmehr nachforschen und ausmachen, ob bey diesen
 Wundern ein magnetisches Agens wirksam gewor-
 den sey. Sie ließen sich daher selbst nach allen Regeln
 mesmerisiren, um bey sich die Wirkungen davon zu
 beobachten; sie untersuchten ferner die Wirkungen
 des Mesmerianismus an 14 Personen von verschie-
 denem Alter und Stande, und wurden dann freylich
 durch die evidentesten Thatsachen überzeugt, daß das
 bey jenen wirksame Agens nicht die magnetische Kraft,
 sondern die Phantasie sey: denn die Personen verfielen
 in die Crisen, so bald sie glaubten mesmerisirt zu wer-
 den, empfanden aber gar nichts, wenn man sie, ohne sie
 davon etwas merken zu lassen, mesmerisirte. Frey-
 lich wurde, nachdem die, für den Mesmerianismus
 gar nicht günstigen, Berichte (der zweyte ward von
 der Gesellschaft der Aerzte abgestattet, und ist in An-
 sehung der Nachrichten über die Experimente, welche
 angestellt wurden, um zu erforschen, ob die Wirkun-
 gen des Mesmerisirens aus einem besondern physsi-
 schen Agens, oder aus der bey den Patienten aufge-
 regten Einbildungskraft herrühre, nicht so wichtig,
 als der vorhin angeführte, desto ausführlicher aber
 in den Untersuchungen über den Nutzen des Mesme-
 rianismus als Heilmittels) gedruckt worden waren,

viel dagegen geschrieben und geschrien. Was stellte man ihnen aber entgegen? Etwa Beweise von der Falschheit der Thatfachen, worauf sich die Commissionen beriefen, oder, daß die bey verbundenen Augen Mesmerisirten die Crisen gehabt hätten u. s. w.? Nichts von diesem allem, sondern ein erbärmliches Raisonnement und eine Menge schriftlicher Zeugnisse über die durch das Mesmerisiren bewirkten Heilungen, wie man aus Deslon's Supplément aux deux rapports de Mrs. les Commiff. à Amsterdam et Paris a. 1784 sehen kann. Daß endlich Franklin wegen Kränklichkeit nur geringen Antheil an dem Geschäfte der Untersuchung genommen habe, stimmt mit dem Berichte nicht überein, indem, nach demselben, in dessen Hause und Garten zu Passy, und zwar in seiner Gegenwart, die wichtigsten Untersuchungen angestellt wurden. Wie weit übrigens Jussieu's besonderer Bericht von den einstimmig abgefaßten Berichten der übrigen 13 Commissarien abweiche, und worauf sich die Abweichung gründe, können wir, da es uns nicht möglich gewesen ist, denselben zu erhalten, nicht beurtheilen.

In der Uebersicht der Erscheinungen des Mesmerianismus handelt der Vf. von diesen Erscheinungen sowohl bey den Mesmerisirenden, als auch bey den Mesmerisirten. In Ansehung dieser werden aber zuerst die allgemeinen, darauf die besondern Wirkungen angeführt, und die letztern in 6 Classen, worauf wir in der Folge zurückkommen werden, gebracht. Wie sich von selbst versteht, so kommt bey dieser Uebersicht alles auf die Zuverlässigkeit der darin aufgenommenen und nacherzählten Wunder an, die durch den Mesmerianismus bewirkt seyn sollen. Nun hat es zwar der Vf. nicht daran fehlen lassen, alle seine Nachrichten von jenen Wundern mit Citaten zu versehen und Zeugen davon zu nennen. Allein ob diese Zeugen die Wahrheit haben sagen können und wollen? diese Frage scheint ihm nie in den Sinn

gekommen zu seyn: sie gelten ihm alle gleich, und sind ihm alle höchst zuverlässig, so bald sie nur die wunderbare Kraft des Mesmerianismus bestärken; ja, man stößt in der Uebersicht überall auf Aeußerungen einer seltenen Schnell- und Leichtgläubigkeit. So wird z. B. S. 97-98, der für die Theorie des Mf. höchst wichtige Umstand von den Mesmeristern angeführt, daß sie bey einer wirksamen Behandlung jedesmahl ein gelindes Ausströmen in der flachen Hand, nach derselben aber allgemeines Mißbehagen, Schwäche im Verdauungs-System und überhaupt einen Kraftverlust fühlen. Nun bemerkt er zwar selbst, daß Treviranus diesen Kraftverlust läugne, setzt aber zugleich hinzu, dieser Zweifel könne nicht als ein gültiger Einwurf angesehen werden, weil Treviranus sich hierbey auf keine eigene Erfahrung stütze, der Verf. selbst auch nach einer wirksamen Behandlung bald mehr, bald weniger, ein Gefühl von Schwäche in sich wahrgenommen habe, und ihm ein junger Arzt bekannt sey, der sich durch allzu häufiges Mesmerisiren so entkräftete, daß er schon in der Blüthe seines Lebens sein frühes Grab fand. Warum sollen denn aber die Zeugnisse derjenigen Mesmeristern, welche von einem Kraftverluste nichts bemerkt haben, nicht eben so gültig seyn, als die Zeugen für das Gegentheil? und von dem bemerkten Kraftverluste wäre wohl die natürliche Erklärung die, daß er aus der beschwerlichen Stellung bey dem Manipuliren und aus dem hierbey Statt findenden ganz gedankenlosen Geschäfte, das, halbe oder wohl gar ganze Stunden lang fortgesetzt, auch den robustesten Tagelöhner ermüden müßte, herrühre. Was aber den angeführten Märtyrer des Mesmeristrens betrifft, so hätte wohl ein Grund davon beygebracht werden sollen, daß er an dem Mesmerisiren, und nicht vielmehr aus einer andern Ursache gestorben sey. —

(Wird fortgesetzt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1813.

Berlin.

(Fortsetzung der S. 792 abgebrochenen Anzeige des
Versuchs einer Darstellung des animal. Magneti-
sismus als Heilmittel, von C. A. J. Kluge.)

S. 154 erwähnt Hr. Kl. die Fähigkeit des Somnambu-
l, mesmerisirtes Wasser von dem nichtmesmeri-
sirten durch den Geschmack zu unterscheiden, die nicht
nur durch eine Preisaufgabe von 100 Ducaten, son-
dern auch von mehreren Mesmerisireern bestritten
worden ist. Ohne aber im geringsten auf diesen
Streit sich einzulassen, und Gründe und Gegengründe
gegen einander abzuwägen, wird vom Vf. versichert:
diese Erscheinung des Mesmerianismus sey die con-
stanteste von allen übrigen, und mache eine nie fehlende
Begleiterinn des mesmerischen Schlafes aus, die
fogar bisweilen noch nach demselben fortduyre. Nun
muß man sich doch wirklich wundern, warum, wenn
jene Erscheinung constant ist, noch kein Mesmeristree
auf den ansehnlichen Preis Ansprüche gemacht hat.
Glaubwürdige und unverwerfliche Zeugnisse wären
ja wohl bezubringen, wenn sie wirklich Statt fände.
Inzwischen möge der Leser die Hinterthür nicht
übersehen, die der Vf. in Ansehung des Geschmacks

S (4)

des mesmerisirten Wassers offen gelassen hat: denn der Geschmack soll nur im vollkommenen mesmerischen Schlafe Statt finden. Wenn also die Probe nicht gelinnet, so hat es nur an der Vollkommenheit dieses Schlafes gelegen. Auch ist dem Rec. ein Fall genau bekannt, daß die Probe angestellt wurde; als aber durch die von demjenigen, welcher ihr als Zeuge beywohnen sollte, gebrauchte Vorsicht der Betrug, den das mesmerisirte Mädchen spielte, offenbar wurde, so halfen sich die dabey gegenwärtigen und an den Mesmerianismus glaubenden Aerzte mit der Ausflucht, der Somnambulismus dieses Subjectes sey noch unvollkommen gewesen. — Die Erscheinung, daß die Clairvoyants das Verbinden der Augen nicht leiden können, sondern darüber Herz klopfen, Ohnmächten und Krämpfe bekommen; leitet der Wf. S. 244 aus dem Zartgeföhle derselben ab, indem dadurch theils ihre Freyheit gehemmt, theils ein Mißtrauen gegen sie zu erkennen gegeben werde. Man muß doch wirklich allem Willen, die Erscheinungen des Mesmerianismus der Wahrheit gemäß zu erforschen, und die dabey so oft vorgekommenen Betrügereyen aufzudecken, entsägt haben, wenn man solche Erklärungen des Abscheues gegen die verbundenen Augen aufstellen kann. Die Subjecte, welche von dem königl. Commissarién zu Paris untersucht wurden, bekamen durch das Verbinden der Augen kein Herz klopfen, keine Ohnmacht, keine Krämpfe. Aber die Crisen blieben aus, so bald sie wegen der verbundenen Augen nichts davon bemerken konnten, daß sie mesmerisirt wurden. Man muß also zum wenigsten gestehen, daß die Clairvoyants jeziger Zeit klüger geworden sind, daher sie sich das Verbinden der Augen verbitten, so wie ihnen auch, nach mehreren Zeugnissen, die Beobachtung ihrer nicht verbundenen starren, zum Sehen aber dem Vorgeben nach untauglichen Augen mit einer Loranette, desgleichen die

Gegenwart unbekannter und gegen den Mesmerianismus eingenommener Personen, unangenehm ist. Darüber muß man sich jedoch auch wundern, daß sie nur die durch das Verbinden der Augen bewirkte Hemmung ihrer Freyheit nicht vertragen können, über die durch die Bekleidung der andern Theile ihres Körpers verursachte aber sich nicht beschweren. Doch wer weiß, wie weit sie es in der Clairvoyance noch bringen würden, wenn sie ganz nackt und in absoluter Freyheit operirten? — Ja, wenn auch im Verf. ein Zweifel gegen die dem Mesmerianismus zugeschriebenen Wunder aufsteigt, so rührt er nicht aus Gründen der historischen Critik, sondern aus einer ganz andern Quelle her. Er trägt z. B. S. 214 Bedenken, die von Wienholt mitgetheilte Beobachtung für wahr gelten zu lassen, daß nämlich eine Clairvoyante, die ein gewisses Heilmittel nicht nennen konnte, aufmerksam gemacht wurde, sich in Gedanken in die Apotheke zu versetzen, worauf sie dann nach einigem Nachsinnen den Platz des Heilmittels gefunden, und den Namen desselben gelesen haben soll, ob sie gleich vorher nie in der Apotheke gewesen war. Jrgend einen Grund für sein Bedenken hat nämlich der Verf. nicht beygebracht; und Rec. konnte lange nicht begreifen, warum Hr. Kl. so auf einmahl in den Unglauben an Wienholt's Glaubwürdigkeit, die sonst im ganzen Werke als sich von selbst verstehend angenommen wird, gerathen sey, bis er in der veruchten Erklärung der Erscheinungen des Mesmerianismus, in welche das Sehen des Plazes in jener, der Clairvoyante ganz unbekannt, Apotheke, wo das Heilmittel befindlich gewesen seyn soll, gar nicht paßte, den Schlüssel dazu fand. — Betrachtet man also die Zuverlässigkeit der vom Verf. über die Wirkungen des Mesmerianismus zusammengetragenen Thatsachen, so kann darüber, nach den Regeln der historischen Critik, nicht anders geurtheilt werden,

als, daß die ganze Sammlung davon in Rücksicht auf die wichtige Frage: ob jenen Wirkungen absichtliche Betriegerereyen, exaltirte Einbildungskraft, oder ein eigenes Agens zum Grunde liege, bey weitem nicht so viel werth sey, als eine einzige von denjenigen Beobachtungen, welche in dem oben angeführten Rapport des commissaires chargés par le roi mitgetheilt worden sind.

Was des Verf. Erklärung des Mesmerianismus betrifft, so müssen wir es dabey bewenden lassen, den dieselbe belebenden Geist kenntlich zu machen. Mehrere Theorien über die Mesmerischen Wunder sind bereits vorhanden. Denn Möglichkeiten zu ersinnen, ist weit leichter, als Thatsachen rein aufzufassen, und wenn sie durch Zusätze entstellt wurden, von diesen zu befreien. Mesmer selbst nahm ein eigenes, unvergleichbar feines, alle Welt- und auch die menschlichen Körper durchströmendes, Fluidum an, wovon alle Eigenschaften der Materie und organisirten Wesen bestimmt würden, das er glaubte im Behältnisse auf sammeln und kranken Körpern mittheilen zu können, bis darin die Gesundheit wieder hergestellt würde. Manche hingegen schreiben den Einfluß der Mesmerischen Kunst auf die Seelenkräfte der dadurch hervorgebrachten höhern Wirksamkeit des Gehirns zu; Andere einer Erhöhung des thierischen Instinctes im Menschen, welcher in dessen gewöhnlichem oder normalem Zustande von der Vernunft verdrängt werde, daher sie auch wohl einen Clairvoyant als ein absolut reines Thier beschreiben, dessen Verrichtungen aber denen eines reinen Geistes, ja sogar der Gottheit (nämlich der in der neuesten Naturphilosophie) gleich seyn sollen; noch Andere habern endlich in der Abhängigkeit jedes individuellen Lebens vom Leben des Weltganzen, oder in der sympathetischen Verbindung, die dieses Ganze durchdringen soll, den Schlüssel zu den Wirkungen des

Mesmerianismus finden wollen. Der Vf. hingegen versteigt sich nicht so hoch in der Auffuchung der Ursachen von den Mesmerischen Erscheinungen, und glaubt sie in der bis jetzt bekannten Wirkungsart des Nervensystems gefunden zu haben, wobey ihm die actio in distans und die Wiederherstellung der Gesundheit als die wichtigsten jener Erscheinungen vorzüglich vor Augen geschwebt haben.

Zuvörderst beruft er sich auf die von Keil den Nerven beygelegte sensible Atmosphäre, mittelst welcher diese geschickt seyn sollen, auch auf nahe gelegene, mit ihnen aber nicht in unmittelbarer Verbindung stehende, Theile zu wirken, und diese Atmosphäre leitet er aus einem feinen expansibeln Fluidum ab, das den Nerven beywohnen, das Medium alles Empfindens und aller Bewegung durch dieselben seyn, und ihren sensibeln Kreis bilden soll. (Mit hypothetischen Voraussetzungen fängt also die Erklärung an. Denn welche Gewißheit der den Nerven beygelegte sensible Kreis, so wie auch das in jenen angenommene Fluidum, habe, braucht wohl nicht erst gezeigt zu werden.) Hierauf werden die Entdeckungen angeführt, welche neuerlich in Ansehung des Ganglien-Systems, seiner Structur und seines Verhältnisses zum Cerebral-System gemacht worden seyn sollen, und nach welchen jenes ein für sich bestehendes und in sich selbst abgeschlossenes Ganzes ausmacht, das nur durch wenige Nervenfäden mit dem Cerebral-System zusammenhängt, für das vegetative Leben, für die Gefäße und Eingeweide, bestimmt ist, und zwar auch Perceptionen hat, die aber wegen Mangel eines dominirenden Central-Punctes nicht vorgestellt werden können; da hingegen das Cerebral-System durch die vollkommene Vereinigung des Ganzen in Einem Puncte dem animalischen Leben dienen, und die Bedingung des Bewußtseyns, so wie aller willkürlichen Bewegung, ausmachen soll.

Auf diese Hypothese über die Bestimmung und Verhältnisse der beiden Nerven-Systeme folgt endlich eine dritte, nämlich die, daß, gleich wie jeder Nerve mittelst seiner sensibeln Atmosphäre in den Stand gesetzt ist, über seinen körperlichen Umfang hinaus wirksam zu seyn, eben so auch die Wirksamkeit des gesammten Nerven-Systems über die Peripherie desselben sich ausdehne, und also das Haut-Organ zwar das Nerven-System begrenze, keineswegs aber die Extension des Nerven-Fluidums beschränke, was, wie der Verf. sagt, in so fern wohl so angenommen werden können, da jenes Organ weit größeren Stoffes, als dieses Fluidum ist, nämlich dem Wärmestoffe, der Ausdünstung, Electricität u. m. a. den Durchgang gestatte. Aber die Annahme der sensibeln Atmosphäre des ganzen Körpers hat der Vf. durch besondere, und zwar folgende, Thatsachen zu rechtfertigen gesucht, denen wir die Beleuchtung davon in einer Parenthese gleich beifügen werden.

Es soll nämlich 1) schon in der anorganischen Natur, vom Himmelskörper an bis zum kleinsten Sandkorn, an Allem eine eigenthümliche Wirkungssphäre bemerkt werden, diese Sphäre, sich jedoch in den Pflanzen, gemeiniglich als riechbarer Ausfluß hervortretend, deutlicher äußern, wovon der Giftbaum, dem man aber einen zu großen Wirkungskreis bengelegt habe, einen Beweis liefere. (Wie die eigenthümliche Wirkungssphäre an allen anorganischen Dingen in der Natur einen analogischen Beweis der sensibeln Atmosphäre des ganzen menschlichen Körpers liefere, ist schwerlich zu begreifen. Wie mag ferner wohl der Einfluß der Ausdünstungen einer Pflanze auf die Geruchs-Organen dafür zum Beweise dienen können, daß ein Nerve eine sich über den organischen Körper hinaus erstreckende Sensibilität und Wirksamkeit besitze?) 2) Viele Erscheinungen im Thierreiche, nämlich das feine, in die Ferne sich

erftreckende, Wahrnehmungsvermögen einiger Mufcheln, Naiden und Armpolypen, fo wie der von Spallanzani der Augen und des Gebrauchs der übrigen bekannten Sinne beraubten Fledermäuse, ferner das feine Vorgefühl der allermeiften Thiere und mancher Menschen in Anfehung der bevorftehenden Witterung, foll gar nicht anders, als durch Annahme eines fenfibeln Wirkungskreifes um den Körper der Thiere und des Menschen erklärt werden können. Einen über-Allen Zweifel erhabenen Beweis für diefen Wirkungskreis liefert aber die noch nirgends bekannt gemachte Gefchichte von einem Pferde, das des Nachts auf einem bekannten und der Hälfte nach bereits zurückgelegten Wege nicht von der Stelle gehen wollte, weil, wie man am andern Tage fand, eine von dem Orte, wo das Pferd fcheu ward, mehrere hundert Schritte entfernte und über eine Schlucht führende Brücke, worüber der Weg ging, durch das Darüberfahren eines Reifewagens in der Nacht eingebrochen, und die ganze Reifefefellfchaft ums Leben gekommen war. Die Fähigkeit der Thiere, über ihren Körper hinaus zu wirken, foll endlich auch noch durch die von einigen Amphibien, befonders den Klapperschlangen, verursachten cataleptifchen Erfarrungen und Lddtungen warmblütiger Thiere, und durch die Wirkungen electricer Fische bewiefen werden. (Eine Menge von Thatsachen, welche für die fenfible Körpersphäre der Thiere als besonderes Wahrnehmungsvermögen fprechen, bisher aber falsch beurtheilt feyn follen, find hier freylich angeführt worden. In keiner diefer Thatsachen liegt jedoch, wenn fie einzeln betrachtet wird, irgend eine Beweiskraft für das daraus Gefolgerte. Man muß also wohl annehmen, was ihnen hieran abgehe, werde, nach des Vf. Meinung, durch ihre Menge erfetzt. Denn das Fühlen der Insecten und Würmer in der

Ferne vermittelst der Fühlhörner und Fühlfäden kann auch von einer Empfänglichkeit der Nerven dieser Organe für besondere Eindrücke, z. B. für feine Luftbewegungen, abgeleitet werden. Gleiche Verwandtschaft hat es mit den Vorempfindungen der Witterung; ihnen kann eine Veränderung in der Atmosphäre, welche die Nerven mancher Thiere und Menschen afficirt, zum Grunde liegen. Spallanzani's Schlüsse auf einen sechsten Sinn der Fledermäuse aus seinen grausamen Experimenten mit diesen Thieren, sind durch Cuvier längst berichtigt. Ohne jene Grausamkeiten hätte man den Grund finden können, warum die Fledermäuse Körper in der Entfernung, auch beym Mangel alles Lichtes, wahrnehmen. Die ausgebreitete sehr sensible Fläche in ihren Flügeln macht, daß sie jeden Eindruck der Luft darauf bemerken. Diese Berichtigung widerlegt aber auch die Annahme einer sensibeln Sphäre in denselben. Die Bekanntschaft mit dem, die eingebrochene Brücke mehrere hundert Schritte in der Entfernung erkennenden, Pferde hat der Vf. nicht selbst gemacht, sondern die rührende Begebenheit ist ihm nur von Andern erzählt worden, und liefert einen Beweis, daß die durch den Mesmerianismus gestärkte Kraft seines Glaubens auch die allergrößten Hindernisse des Fährwahrhaltens zu überwinden vermögend sey. Die Falschheit der Sagen von der bezaubernden Klapperschlange hat der Dr. und Prof. Barton in Pennsylvanien durch die genauesten Untersuchungen über diese vorgebliche Kraft bewiesen. Wie endlich die electrischen Fische in diese Reihe der Beweisgründe für eine sensible Nerven-sphäre kommen, ist schwer zu begreifen. Hätte sich der Vf. doch lieber gleich auf die actio in distans der Electrisc-Maschine berufen.) —

(Die Fortsetzung im folgenden Blatt.)


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1813.

Berlin.

(Fortsetzung der oben S. 792 und 800 abgebrochenen Anzeige des Versuchs einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, von C. A. F. Kluge.)

3) Bey Menschen sollen sich auch Erscheinungen zeigen, die nur allein in einer sensibeln Körpersphäre ihren Grund haben können. Als solche sind angegeben, daß manche Menschen durch eine Art von Angst jedes Hinderniß aus der Ferne empfinden, das ihnen an stockfinstern Orten zur Probe in den Weg gelegt wurde; ferner die Antipathie einiger Menschen gegen Katzen und andere Thiere; desgleichen die Thatsache, daß bey dem Verluste eines der edlern Sinne gewöhnlich ein Ferngefühl als Vicariat hervortritt; das Fühlen des in der Erde verborgenen Wassers und Metalls, worüber neuerlich zwar viel gestritten worden ist, wovon sich aber in der Zukunft noch ergeben wird, daß bey diesem Streite die Wahrheit in der Mitte liege; endlich die merkwürdigen Phänomene bey manchen Nervenkranken, Nachtwandlern und bey den durch den

J (4)

Mesmerianismus in Crise versetzten Menschen, die ohne Gebrauch der übrigen Sinne die Nähe der Umgebungen auf das deutlichste empfanden. (Es gibt allerdings mehrere Sagen darüber, daß Menschen in stockfinsterner Nacht noch Körper in einiger Entfernung davon sollen wahrnehmen können; aber keine genaue Beobachtung dieses Phänomens ist vorhanden, wodurch bewiesen worden wäre, daß dabei keine Affection eines uns bekannten Sinnes wirksam gewesen sey. Manche Menschen haben in einer Finsterniß, bey der andere gar nichts sehen, noch ziemlich genaue Gesichtsempfindungen. — Die angeborenen Antipathien gegen gewisse Thiere lassen sich aus dem widrigen Eindrücke, den ihre Ausdünstungen auf manche Menschen machen, ableiten. — Daß ferner bey dem Verluste eines Sinnes die übrigen in der Feinheit der Receptivität zunehmen, ist eine sehr bekannte Sache, und kann also auch nicht zum Beweise des Daseyns einer sensibeln Nerven-Atmosphäre angeführt werden: sehr belehrend sind in dieser Rücksicht die über den zu Hannover im J. 1784 verstorbenen Ober-Hof-Mediziner Kersting im Journal von u. für Deutschland vom J. 1784 S. 418 mitgetheilten Nachrichten. — Und daß das Metall- und Wasserfühlen auf Einbildung beruhe, ist jetzt ausgemacht. Originell ist jedoch die Art, wie der Verf. den darüber geführten Streit benutzt, und aus dem, was vielleicht künftig noch entdeckt werden wird, die Wirklichkeit jenes Fühlens beweiset. — Die über die Operationen der Nachtwandler angestellten Beobachtungen haben aber gelehrt, daß sie nur an denjenigen Orten, die ihnen mit allem darin befindlichen Gegenständen wachend bekannt geworden waren, ihre Operationen ausführen können, woraus man geschlossen hat, daß denselben ein leb-

haftes Traumbild davon vorschweben müsse. Befänden sie ein Ferngefühl, so würden sie an Orten, welche von ihnen wachend nie gesehen worden sind, eben so geschickt operiren, welches aber nach den darüber vorhandenen Beobachtungen nicht der Fall ist. Handgreiflich ist endlich der Cirkel im Beweise für das Daseyn jenes Ferngefühls, dessen sich der Vf. schuldig macht, wenn er sich dabey auf die Erscheinungen des Mesmerianismus beruft. Denn das ist ja in dieser Stelle seiner Untersuchungen über jene Erscheinungen erst noch die Frage, ob diese aus einem Ferngefühl herrühren?). 4) Endlich soll auch das Wirkungsvermögen der sensibeln Nervensphäre in der Ferne und über den Körper hinaus aus der Gerocometik der Alten, wobey der König David nicht vergessen worden ist, aus der Wirksamkeit des Lebensdunstes frisch aufgeschnittener Thiere, aus dem Uebertragen der Krankheiten, vorzüglich der Krämpfe, welches man seit Boerhave's Experiment im Haarlemer Waisenhaus irrig bloß für die Folge der Einbildungskraft gehalten habe, aus den mancherley Sympathien unter den Menschen, aus den eigenthümlichen Wirkungen, welche die bloße Berührung eines Andern hervorbrachte, und die manchemal bis zu Ohnmachten gestiegen sind, so wie aus den Erscheinungen des Mesmerianismus, evident seyn. (Die Beleuchtung dieser Beweise für das Daseyn des Wirkungsvermögens einer sensibeln Körpersphäre in die Ferne wird uns wohl jeder unserer Leser schenken.)

Aus den von ihm angeführten Thatsachen folgert nun der Verf.: Es sey außer allem Zweifel, daß bey überwiegender Stärke eines Menschen, und bey großer Reizbarkeit eines andern, nicht bloß eine Mittheilung der Lebenskraft von jenem auf diesen

durch unmittelbare Berührung möglich sey, sondern daß auch schon der Dunstkreis eines Menschen, wenigstens als Leiter für den Einfluß auf einen andern, dienen könne; und es sey sogar wahrscheinlich, daß bey dem Zeugungs-Acte, einem auf bestimmte Organe beschränkten Mesmerianismus, der vom Manne sich losreisende Same nur als Leiter des ganzen Einflusses seiner Lebenskraft auf das Weib und das von beiden erzeugte Product diene. (Warum soll denn aber eine Art des Mesmerianismus auf bestimmte Organe eingeschränkt seyn? Dieß ist der Theorie des Verf. gar nicht angemessen. Man darf also die Hoffnung auch nicht aufgeben, daß in der Folge das Mesmeristren den Bey Schlaf zur Befruchtung entbehrlich machen werde, und dem Rec. ist ein Fall bekannt geworden, daß eine Frauensperson schwanger ward, welche standhaft läugnete, mit einer Mannsperson zu thun gehabt zu haben.) Mit diesen Folgerungen verbindet der Verf. noch folgende Behauptungen, welche er auf die ihm eigene Weise, die wir bisher schon kennen gelernt haben, gerechtfertigt hat: 1) Die Nerven des Ganglien-Systems reichen bis zur Peripherie des Körpers, oder bis zur Hautoberfläche, ob es gleich noch nicht gelungen ist, sie bis dahin zu verfolgen, und das Nerven-Fluidum des Ganglien-Systems durchdringt, in Begleitung der Ausdünstung, das Haut-Organ. 2) Die sensible Körpersphäre hängt vom Ganglien-System ab, daher auch die Clairvoyants, wie aus Einem Munde, sagen sollen, sie nähmen die Außen-dinge nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Mar-gen wahr. 3) Die Empfindungen jener Sphäre werden im normalen Zustande des Menschen, vermöge der Aufmerksamkeit der Seele auf die stärkern Eindrücke der Sinne, nicht bemerkt, können aber,

im Falle eines Mangels der Sinne für die Ferne, und wenn das Ganglien-System durch eigene Körperbeschaffenheit oder durch das Mesmerisiren potenzirt war, sogar bis zur Klarheit der gewöhnlichen Sinnesanschauung gesteigert werden, indem aus der sonst gleichgeltenden Masse desselben das Sonnengeflecht zu einem Brennpuncte und Sensorium des Ganzen erhoben, und das Gehirn, der sonstige absolute Centralpunct des Organismus, zu einem relativen Ganglion depotenzirt, und jenem durch die Potenzirung des Ganglien-Systems einverleibt werde. 4) Durch die Einverleibung des Cerebralsystems in das Ganglien-System wird die Thätigkeit des einen für die des andern bestimmend, und fast der ganze Organismus zu einem Ganglien-System umgewandelt, dadurch aber bewirkt, daß die Functionen der Vegetation mit überwiegender Kraft vor sich gehen. — Nach der Aufstellung dieser Behauptungen geht der Verf. zur Erklärung der Erscheinungen des Mesmerianismus über, und zeigt, wie sie dadurch zu Stande gebracht werden können. Nur zwey Erscheinungen nimmt er aus, und hält sie für unerklärbar, nämlich den Mesmerischen Rapport zwischen meilenweit entfernten Personen, und die Fähigkeit der Clairvoyants, die Gedanken ihrer Mesmerisiren zu lesen.

Von welchem Werthe diese Erklärung sey, wäre jetzt zu untersuchen. Aber wenige Leser dieser Blätter möchten es uns Dank wissen, wenn wir sie in Rücksicht der Bedingungen, unter welchen Erklärungen von Thatsachen der Erfahrung, auf Wahrheit Ansprüche machen können, und keine Hirngespinnste sind, mit einiger Vollständigkeit prüfend durchgehen wollten. Wie wir nämlich gesehen haben, so be-
ruhen die Erklärungen des Verf. ganz vorzüglich mit

darauf, daß bey dem Mesmerisiren aus der Fülle der Lebenskraft eines Menschen ein Theil auf den damit in geringerem Grade versehenen übergehe. Nun führt er aber selbst S. 135 u. 180 Fälle von Personen an, die ganz von selbst und ohne Manipulation oder deren Substitute in den Mesmerischen Schlaf gerathen seyn, und viele Erscheinungen desselben durchgemacht haben sollen. Und solcher Fälle sind von Andern noch mehrere verkündigt worden. Wie kann aber nach jener Voraussetzung ein Auto-Mesmerianismus Statt finden? Und wenn der Mesmerisirer, als der Stärkere, von seiner Lebenskraft, oder dem lebendes Wesen zu viel besitzen kann, dem Mesmerisirten, als dem Schwächeren, eine Portion mittheilen muß: so begreift man gleichfalls nicht, warum dieser in Krämpfe, Convulsionen, Ohnmachten und Schlaf geräth, und nicht vielmehr jener, der den Kraftverlust erleidet? Wenn ferner vom Verf. vorausgesetzt wird, daß die sensible und in die Entfernung wirkende Körpersphäre von dem Ganglien-System abhängt, und daß dieses, wenn es nicht bloß der Vegetation dienen soll, vorher potenziert worden seyn müsse; wie kann denn, muß man fragen, der im normalen Zustande sich befindende Mesmerisirer, bey welchem also das Cerebral-System dem der Ganglien noch nicht einverleibt worden ist, und mithin auch die von diesem abhängende actio in distans fehlt, dergleichen actio ausüben? Da endlich die Heilungen durch den Mesmerianismus erst mittelst der während des Mesmerischen Schlafes mit überwiegender Kraft vor sich gehenden Functionen der Vegetation zu Stande gebracht werden sollen, wie wurden denn die Kranken, die durch das Mesmerisiren im ersten Grade noch nicht in den Schlaf gesetzt worden waren, dennoch geheilt? Doch,

statt die Mängel der Erklärung des Vf. weiter aufzudecken, wollen wir jetzt lieber einen andern Schlüssel zu den Erscheinungen des Mesmerianismus mittheilen, und über die Richtigkeit davon die nöthigen Beweise beybringen. Der Raum dieser Blätter gebietet jedoch, uns dabey der Kürze in so weit zu befeßigen, als dieß der Deutlichkeit unbeschadet geschehen kann.

Vergleicht man nämlich die Erscheinungen, welche der Verf. vom Mesmerianismus aufgezählt hat, mit längst bekannten und ihren Ursachen nach so weit begriffenen Erscheinungen in der menschlichen Natur, als irgend Etwas in ihr sich beareifen läßt, so kam die Quelle jener Erscheinungen nicht einen Augenblick ungewiß seyn. Denn sie stimmen ihrem Inhalte, ihren mannigfaltigen Formen und ihren fortschreitenden Entwicklungen nach mit den bekannten Symptomen der Schwärmerey auf das vollkommenste überein, und müssen daher nach den richtigen Regeln der Naturerklärung für eine Art von dieser gehalten werden, die zum Unterschiede von den übrigen Arten, nämlich von der politischen, religiösen, speculativen u. s. w. die medicinische zu nennen seyn dürfte. Das Befremdende, das dieser Ausspruch für manchen Leser haben möchte, zu heben, müssen wir uns wohl zuvörderst angelegen seyn lassen.

Die Schwärmerey geht zwar immer auf Befriedigung von Wünschen aus, deren Möglichkeit den Einsichten der Vernunft und den uns bekannten Gesetzen der Natur widerspricht. Aber sie richtet sich allemahl nach dem Geiste des Zeitalters, in welchem sie entstand, und nach den darin herrschenden Vorstellungen. In einer Periode also, wo Naturkunde blühet, wo gewisse Arten des Aberglaubens, denen der gemeine Pöbel ergeben ist, von den Ge-

hildeteren als Absurditäten verlacht werden, wo man Grenzen, über welche die menschliche Erkenntnißkraft nicht hinaus kann, annehmen zu müssen glaubt; in einer solchen Periode legt auch die Schwärmeren das rohe und geschmacklose Gewand ab, womit solche in barbarischen Zeiten erscheint. Wenn sie daher etwa auf eine wundervolle Wiederherstellung der Gesundheit gerichtet seyn sollte, dann wird sie sich nicht mehr mit geweihten Amuletten, mit Zauberworten oder Zauberglocken, mit der Magie oder dem Einflusse der guten und bösen Geister auf den menschlichen Körper, mit dem Arzneus eines Theophrast, mit dem Gas und Glas eines J. B. von Helmont, mit Uringläsern und ähnlichen Dingen befassen, noch weniger aber mit Offenbarungen medicinischen Inhalts aus einer übersinnlichen Welt groß thun; sondern, um nicht außer der Mode zu seyn, und sich nicht lächerlich zu machen, nur von Entdeckungen unbekannter Kräfte sprechen, und wohl gar die Gesetze der Wirksamkeit dieser Kräfte auffuchen.

Wer sind denn aber diejenigen Personen, bey welchen der Mesmerianismus so große Dinge bewirkt haben soll? Fast insgesammt Patienten, die an Uebeln leiden, gegen welche die medicinische Kunst mit Erschöpfung ihrer Mittel nichts hat ausrichten können, besonders solche, die von Nervenübeln (dem Kreuze der Medicin) geplagt werden, und noch dazu größten Theils preßhafte Frauenzimmer, deren Empfindlichkeit und Phantasie weit reizbarer und erregbarer ist, als die der Mannspersonen: also Subjecte, die für schwärmerische Ideen und Wünsche große Empfänglichkeit besitzen.

(Der Schluß folgt im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 22. May 1813.

Berlin.

(Beschluss der S. 792, 800 u. 808 abgebrochenen
Anzeige des Versuchs einer Darstellung des
animalischen Magnetismus als Heilmittel, von
C. A. S. Kluge).

Jede Art der Schwärmeren hat endlich, außer den allgemeinen Symptomen, die allen Arten zukommen, noch besondere, welche durch den ihr zum Grunde liegenden Wunsch hauptsächlich bestimmt werden. Von den vielen älteren, auf Gesundheit gerichteten, Schwärmeren dürfte aber wohl keine in dem Grade lehrreich seyn, als die, welche bey dem Grabe des zu Paris im J. 1727 verstorbenen Diaconus Franz von Paris ausbrach, gleichfalls lauter wunderthätige Handlungen betraf, eine Zeitlang die Europäische Welt unterhielt, auch viele Federn in Bewegung setzte. (In Less's Wahrheit der Christl. Religion, 5. Aufl. S. 827 ff. und in Henke's Kirchengeschichte des 18. Jahrh. Th. I. S. 122 ff. ist ein Verzeichniß der Schriften über die Wunder bey dem Grabe des heil. Paris, und eine kurze, aber lehrreiche, Geschichte dieser Wunder befindlich.)

R (4)

Wie wir bereits bemerkt haben, so nimmt der M. sechs bis jetzt genau beobachtete Grade in den Wirkungen des Mesmerianismus an. Die drey ersten Grade bestehen bloß aus körperlichen Zuständen, ohne alle Exaltation oder Veränderung des Verhältnisses der Seelenkräfte, und werden folgender Maßen von ihm characterisirt. Im ersten Grade bleibt die Seele vermittelst der Sinnlichkeit mit der Außenwelt in der gewöhnlichen Verbindung, und durch die Mesmerische Behandlung treten während desselben nur als Erscheinungen ein, das Gefühl eines starken Durchströmens vom Kopfe nach den Extremitäten; hierauf ein allgemein erhöhter Wärmegrad und mehr Röthe der Haut, mit verstärkter Ausdünstung derselben. Im zweyten weiß der Mesmerisirte noch alles, was um ihn her vorgeht, durch die Sinne. Bloß die Augen entziehen sich der Herrschaft des Willens, und zu den Erscheinungen des ersten Grades gesellen sich Uebelkeiten, heftiges Schaudern, Reiz zum Husten, vorzüglich bey Berührung der Herzgrube. Im dritten endlich weicht die ganze Sinnlichkeit, und der Mesmerisirte geräth in einen der Betäubung und Erstarrung nahen Zustand, worin er aller Empfindung und alles Bewußtseyns beraubt ist, manchemahl auch Ohnmachten, convulsivisches Zittern, wirkliche Krämpfe, cataleptische und selbst apoplectische Zufälle bekömmt.

Man sieht aber leicht, daß die ersten beiden Grade gar nichts enthalten, wozu man die Voraussetzung eines besondern, durch das Mesmerisiren allererst in Wirksamkeit versetzten, physischen Agens nöthig hätte, indem sie Zustände ausmachen, in die sehr viele Menschen durch starke Affecten angenehmer und unangenehmer Art, durch große Erwartungen und Furcht, versetzt werden. Anders verhält es sich

jedoch mit dem dritten Grade, und die davon angegebenen Phänomene scheinen in Rücksicht der Umstände, unter welchen sie Statt finden, gar nicht gewöhnlicher Art zu seyn. Allein die Geschichte der Schwärmerey belehrt uns eines Bessern hierüber. Alle vom Verf. angegebenen Symptome des dritten Grades kamen nämlich auch bey den Wundern vor, die am Grabe des heil. Paris sich ereigneten, vorzüglich als die Convulsionen sich dazu gefellerten. Und die Belehrung des ungläubigen von **Montgeron** auf jenem Grabe erfolgte allererst, nachdem er auf demselben 4 Stunden in der vom Verf. als Erscheinungen des dritten Grades angegebenen Betäubung und Erstarrung zugebracht hatte. Auch hat **Muratori** in dem Werke über die Einbildungskraft, im Kap. von den Entzückungen und Visionen, bereits die Bemerkung mitgetheilt, daß es Entzückungen gebe, bey denen die dabey vorkommenden Bewegungen denen gleichen, die man bey dem Wahnsinne, bey der Raserey, Epilepsie, dem Schlagflusse und ähnlichen Krankheiten zu bemerken pflegt. Es sollte uns ferner nicht schwer fallen, aus **Adelung's** Geschichte der menschl. Nartheit eine Menge von Thatfachen beizubringen, daß das Licht, welches den Helden jener Geschichte zu Theil ward, ihnen erst aufging, nachdem sie die Erscheinungen des dritten Grades durchgemacht hatten (z. B. s. Th. I. S. 304, Th. III. S. 96), und auch **Zimmermann** führt es im zweyten Theile des Werkes über die Einsamkeit S. 159 an, daß die **M. M. von Pazzis** unbeweglich und unempfindlich da gelegen habe, bis die Liebesergießungen ihres himmlischen Bräutigams kamen, und ein neues Leben ihre Glieder durchdrang. Ueberhaupt hatte große Anstrengung der Phantasie zu allen Zeiten eine Hemmung der Wirksamkeit der

Sinne, bey Manchen aber eine gänzliche Zurückziehung in das Innere, zur Folge.

Doch die Glorie der Erscheinungen des Mesmerianismus fängt erst mit dem vierten Grade, **Somnambulismus** genannt, sich zu entfalten an, in welchem der zwar nicht aus seinem Schlafe, sondern nur in sich selbst erwachte Kranke wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn gelangt, aber in einem abgeänderten Verhältnisse zu seinen Umgebungen. Denn die äußern Sinne sind alsdann entweder gänzlich geschlossen, oder doch unter einer andern Form hervorgetreten, und nur der innere Sinn ist noch derselbe. Zu diesem Grade gehört nämlich 1) eine Metamorphose des Gefastes in einen vollkommenen Gesichtssinn; 2) das Wahrnehmen der Dinge, auch der hörbaren, in der Magengegend, ferner durch Zwischenkörper, und nicht bloß dessen, was der Mesmerisirer in der verschlossenen Hand hält oder in der Tasche trägt, sondern auch durch dicke Wände, und in großer Entfernung, besonders aber derjenigen Personen, womit Jemand in Rapport gesetzt worden ist, endlich des vom Mesmerisirer ausgehenden und dessen Körper wie ein Heiligenschein umgebenden himmelblauen oder feurigen Glanzes; 3) das Unterscheiden der mesmerisirten Blumen und des mesmerisirten Wassers; 4) das Afficirtwerden von genäherten oder den Kranken wirklich berührenden Metallen; 5) das Sprechen in einem ganz andern Tone (der bisweilen höchst melodisch oder singend seyn soll), in einer andern Sprache oder in einem andern Dialecte, als deren sich der Sprechende gewöhnlich bedient, mit ihm sonst unmöglicher Fertigkeit, Eleganz und Delicateffe; 6) das Fühlen des Zustandes, worin sich der Kranke befindet, als eines höchst angeneh-

men und behaglichen, der sich auch im Körper ausdrückt; endlich 7) das Unvermögen, nach dem Erwachen aus demselben sich dessen wieder zu erinnern, was darin wahrgenommen, gedacht oder gesagt worden ist, und das Vermögen der Erinnerung so bald der Kranke wieder in den Mesmerischen Schlaf verlegt worden ist.

In der langen Reihe dieser Erscheinungen kommt, die der Empfindlichkeit gegen Metalle ausgenommen, welche nicht wohl älter seyn kann, als der Galvanismus, sonst keine vor, die nicht mit den aus der ältern und neuern Geschichte bekannten Symptomen der Schwärmerey übereinstimmte. Alle Schwärmer ohne Ausnahme rühmten sich nämlich des Besizes von Einsichten, zu welchen kein Mensch auf dem gewöhnlichen Wege gelangen kann. Der Inhalt dieser Einsichten entsprach aber natürlicher Weise dem Objecte ihrer Schwärmerey, und den dabey Statt findenden Wünschen. Der Mesmerianismus zeichnet sich nur dadurch aus, daß er eine Metamorphose der Erkenntniß-Organen in Ansehung ihrer Functionen annimmt. Freylich scheint das Erkennen in der Ferne, und das Lesen der Briefe in der Tasche nicht recht in den jenem eigenthümlichen Character einzupassen: denn er wird ja bloß durch die Wünsche auf das Gesundwerden bestimmt. Auch war es anfänglich nicht bey ihm vorhanden. Zum wenigsten enthalten die Berichte von den Wundern, welche Mesmer verrichtete, nichts davon. Warum ferner gerade die Herzgrube zum Sammelplatz aller Sinnesempfindungen bey den Somnambulen erhoben worden ist, und nicht vielmehr eine andere Stelle des menschlichen Körpers, läßt sich auch nicht sogleich einsehen. Allein es ist häufig der Fall, daß eine Art der Schwärmerey in den Ton einer andern

hinein geräth, weil sie insgesammt in Verwandtschaft mit einander stehen, und die Geschicklichkeit, mit der metamorphosirten Sehkraft Körper durchdringen zu können, ist zum wenigsten ein gutes Requisite für manche Kenntnisse, welche in einer vollständigen Kunst, Krankheiten richtig zu erkennen und dieser Erkenntniß gemäß zu heilen, nicht scheint fehlen zu dürfen. Was hingegen die Wahl der Herzgrube zum Sammelplatz aller Empfindungen während des Mesmerischen Schlafes betrifft, so dürfte, aus leicht begreiflichen Ursachen, dieser Sammelplatz weder zu nahe bey den Augen, noch auch zu entfernt von denselben angenommen werden; ihn noch unter die Herzgrube herabzurücken, wäre gegen die Decenz gewesen; und jene Stelle am menschlichen Körper zeichnet sich ja auch noch durch manche besondere Eigenthümlichkeiten aus, z. B. durch große Empfindlichkeit gegen heftige Stöße, daher sie zu einem solchen Sammelplatze wohl geschickt zu seyn scheint. Uebrigens darf aber hierbey nicht übersehen werden, daß die Somnambulen in der Erklärung über das wie und wo sie eigentlich durch den neuen, in ihnen wirksamen, Sinn das Nahe und Entfernte wahrnehmen, sehr dunkel und uneinig sind, wie auch der Vf. bemerkt hat. Manche sollen vorgegeben haben, diesen Sinn in der großen Zehe zu besitzen. — Das Sehen des den Mesmerisirten umgebenden Heiligenscheins trifft mit den constantesten Erscheinungen bey der Schwärmeren zusammen, und ist leicht zu begreifen, so bald man nur erwägt, zu welcher Würde jeder für den Mesmerisirten erhoben worden ist, wovon bey dem fünften Grade Mehreres. Die entzückten Nonnen sahen Gott, den Heiland und die Heiligen immer mit einem Nimbus umgeben. — Bey der Erkenntniß des

mesmerisirten Wassers wird man an die Fähigkeit der Mad. Guyon erinnert, welche eine geweihte Hostie von einer ungeweihten durch den Geschmack zu unterscheiden vermochte. — Daß aber das Gefühl der Mesmerisirten von ihrem Zustande ein Wohlgefühl ist, daß sie eben deswegen wünschten, nie aus demselben her austreten zu dürfen, daß ihnen die innige Verbindung mit dem Mesmerisiren ein unaussprechliches Entzücken gewährt, daß ferner die Sprache derselben in dem Tone und in der Wortfügung mancherley Veränderungen erleidet, und daß sie, wenn ihnen mehrere Dialecte bekannt sind, von ihrem seligen Zustande nur in den feineren und vornehmeren reden: dieß alles sind ganz untrügliche Zeichen des schwärmerischen Schwunges ihres Geistes. Sogar die Convulsionäre auf dem Grabe des heil. Paris sprangen, nachdem sie die gewaltsamen Hülfleistungen, das Schlagen mit eisernen Stangen auf die Brust, das Durchbohren der Hände und Füße auf dem Kreuzholze u. s. w. ausgehalten hatten, fröhlich umher, und wußten nicht genug die Seligkeit zu preisen, die sie während ihrer Ohnmacht geschmeckt hatten, so wie auch die Erquickung und Stärkung, die ihnen dadurch zu Theil geworden war. Eben dieselben bekamen plötzliche Erhöhungen der Sprachfähigkeit, die sich bisweilen durch das Sprechen in fremden Zungen äußerte, und ließen Töne vernehmen, von denen man bald merkte, daß es Griechische und Hebräische Worte wären. Aber an das Sprechen nicht gelernter Sprachen glaubt jetzt nicht leicht Jemand. — Daß die Somnambulen endlich, wenn sie wieder zur richtigen und der Erfahrung gemäßen Besonnenheit gelangen, oder aus ihrem traumartigen Zustande erwacht sind, wenig oder gar nichts von dem wissen, was sie wäh-

rend desselben gethan oder gesprochen haben; in ihn hingegen wieder versetzt, die in einem vorhergegangenen Paroxysmus angenommene Persönlichkeit auch wieder bekommen, ist gleichfalls eine bey der Schwärmerey gewöhnliche Erscheinung, wie die Geschichte so mancher begeisterten Nonne und die Wunder bey'm Grabe des heil. Paris bezeugen, die jedoch erst in manchen andern Seelenkrankheiten recht constant wird.

Die vom Verf. angeführten Erscheinungen des fünften und sechsten Grades, wovon jener den Nahmen der Clairvoyance und Selbstbeschauung, dieser aber den der Ekstase, Desorganisation und allgemeinen Klarheit erhalten hat, unterscheiden sich von dem vierten und unter einander theils durch größern Inhalt, z. B. durch Zunahme des Gefühls des Wohlbehndens, und durch Vermehrung der actio in distans, theils durch neue Erscheinungen, die jedem Grade besonders eigen sind, und der Uebergang aus einem in den andern erfolgt nicht immer leicht und schnell, sondern erst durch wiederholte Anstrengung des Mesmerisirens und Mesmerisirten, indem jener die Aufmerksamkeit dieses unablässig auf dessen innern Zustand richten, und ihn in sich zurücktreiben muß. Zu den wichtigsten Erscheinungen im fünften Grade gehören aber 1) das Sehen der innern Theile des eigenen Körpers und ihrer gesunden oder kranken Beschaffenheit; 2) das Verordnen der angemessenen Heilmittel, auch wenn sie von solcher Beschaffenheit sind, daß der Kranke im wachenden Zustande sich ihrer nur mit dem größten Widerwillen bedient, und das genaue Bestimmen der Zeit des Eintritts, der Dauer, so wie auch der Stärke des Mesmerischen Schlafes; 3) die vollständigste Sympathie mit den körperlichen Zuständen und auch mit

den Gedanken aller Personen, die den Kranken berühren, vorzüglich jedoch mit dem mesmerisirenden Arzte, er mag anwesend oder abwesend seyn, der für jenen ein zweytes Ich seines Mesmerischen Lebens wird, so daß er nur von sich und von diesem Kunde hat, ja schon convulsivisches Zittern bekömmt, wenn der Arzt sich von ihm entfernt, oder während der Krise einige Zeit sich mit Andern unterhält; 4) das Durchschauen des Körpers und der Krankheitszustände Anderer, selbst wenn diese meilenweit entfernt sind, vermittelt einer Glasplatte, welche die Andern auf der Herzgrube getragen haben, wenn sie der Kranke auf dieselbe Stelle legt. — Vom sechsten Grade wird endlich angeführt, daß der Mesmerisirte in demselben in eine höhere Beschauung der gesammten Natur trete; von Personen, die über 100 Meilen weit entfernt sind, ohne allen Zwischenkörper gleichzeitige Kenntnisse erhalte; in Ansehung seines Sehergeistes nicht bloß auf Krankheitszustände eingeschränkt sey, sondern zuweilen auch andere verborgene Vorgänge durchschaue; selbst Dinge vorher wisse, die von künftigen Entschließungen Anderer abhängen; endlich mit dem Verluste alles eigenen Willens in Abhängigkeit von den Gedanken und dem Willen des Mesmerisirens, jedoch nur, wenn diese gut sind, gerathe.

Daß die Einbildungskraft durch angestrenzte Richtung auf einen Gegenstand, und durch schwärmerische Uebung, Sinnlichkeit und Vernunft nach und nach immer mehr unterdrücke, und dem Schwärmer die Erreichung seiner Wünsche vorspiegele, ist der Erfahrung aller Zeiten gemäß. Die wunderthätigen Heilungen durch den heil. Paris geschahen anfänglich nur durch Berührung seines Grabes; in der Folge jedoch durch das Berühren und Küssen ei-

nes Bildes von ihm, oder eines Rosenkranzes, den er gebraucht hatte, oder durch einen Trunk Wassers, worin ein bißchen Erde von dem Grabe befindlich war. Daß aber bey der im Mesmerianismus wirksamen Schwärmerey die während des Mesmerischen Schlafes vorgeblich Statt findende Erhöhung oder Abänderung der Seelenträfte mit der Wiederherstellung der Gesundheit verloren geht, bringt die besondere Natur dieser Schwärmerey mit sich: Denn ihr Ziel ist ja jene Wiederherstellung, das Mittel aber der wundervolle Schlaf, und sie würde also ihren Character verläugnen und in Wahnsinn übergehen, wenn von den Fähigkeiten, die vorgeblich im krankhaften Zustande als Heilmittel wirksam und nöthig seyn sollen, nach Aufhebung desselben noch etwas übrig bliebe. — Aus jenem Character ist denn auch die Kenntniß, welche der Mesmerisirte von seinem Körper, von den angemessenen Heilmitteln, von dem Anfange und der Dauer der heilbringenden Crisen, ja sogar von andern Kranken, welche mit ihm in den Mesmerischen Rapport versetzt worden sind (wovon die letztere Kenntniß nur eine höhere Potenz der ersten ausmacht), zu besitzen vorgibt, vollkommen verständlich. Das ist ja nämlich die Klage so vieler Kranken, vorzüglich wenn Hypochondrie zu den andern Uebeln hinzukömmt, daß der Arzt ihren Körper nicht recht kenne, mit dem Sitze des Uebels unbekannt sey, und daher die rechten Arzneyen verfehle. Was könnte also erwünschter seyn, als eine von allen Mängeln befreyte Einsicht hiervon? und von dem Besitze einer solchen entsteht die Einbildung sehr leicht, so bald ein heftiger Wunsch darauf gerichtet ist. Welches sind denn aber die Erkenntnisse vom menschlichen Körper, von den Ursachen der Krankheit in demselben,

und von den zu ihrer Hebung nöthigen Heilmitteln? Man sollte freylich denken, daß ein einziger Blick, in das lebende Innere des Menschen gethan, zu Einsichten führen müßte, die unsere dürftigen anatomischen und physiologischen Kenntnisse ungemein erweiterten und verbesserten. Aber nach den vom Verf. S. 193 ff. gesammelten Nachrichten hat die höhere Verbindung des Clairvoyants mit der ganzen Natur nichts weiter zu Tage gefördert, als was man vom menschlichen Körper schon längst, und zwar weit vollständiger und besser, wußte. Und mit der Kenntniß der angemessenen Heilmittel steht es eben so aus. Diese waren ganz gewöhnliche Arzneyen oder gute Hausmannskost, wie sie in jeder Familie gewöhnlich ist. Die Schwärmeren rühmte sich immer hoher Einsichten, kam aber nie über ganz gemeine Dichtungen hinaus. — Daß eine Clairvoyante noch etwas mehr wissen will, als was auf ihre und anderer Menschen Krankheit sich bezieht, geht natürlich zu. Und der Thatsachen, daß man künftige, selbst von menschlichen Entschliessungen abhängige, Dinge genau vorher wissen könne, sind, wenn alles, was gedruckt worden ist, für Wahrheit gilt, so viele vorhanden, daß ein solches Vorherwissen zu den sehr gewöhnlichen Erscheinungen in der menschlichen Natur gehört. Nur Stümper in der Kunst, zu prophezeihen, lassen es bey vagen Angaben der Zukunft bewenden. — Was endlich die innige Verbindung des Mesmerisirten mit dem Mesmerisiren, und die stufenweise Zunahme derselben bis zur vollständigen Abhängigkeit jenes von diesem in allem Denken, Fühlen und Wollen betrifft, so mag man sie wohl dasjenige nennen, womit der Mesmerianismus seinem Werke in der menschlichen Natur die Krone aufsetzt, weil er sogar für die Mittheilung guter Gesinnungen wirksam

wird. Zwar schwelgten auch die in einen himmlischen Bräutigam verliebten Nonnen im Genuße der Vereinigung mit demselben, und dieser Genuß war über alle Regungen und Gefühle des Geschlechtes erhaben, wie sie heilig versichern; ja ging auch wohl, durch Mystik potenzirt, bis zur Aufhebung aller Persönlichkeit. Aber die Vereinigung, welche der Mesmerianismus zwischen der Mesmeristen und ihrem Heilande, nämlich mit dem sie von allen Uebeln befrehenden Mesmerisiren, hervorbringt, ist auch in der Rücksicht der menschlichen Natur angemessener, als sie sich zugleich auf eine Mitleidenschaft der Körper beider, und bis auf den Durchfall und das Erbrechen, woran der Mesmerisiren leidet, erstreckt, wie von dem Verf. S. 202 berichtet wird.

Doch genug von der Uebereinstimmung der Erscheinungen des Mesmerianismus mit denen der Schwärmerey. Daß wir sie so einleuchtend darstellen konnten, verdanken wir dem Werke des Vf. und den darin gesammelten Nachrichten von jenem. Die Antwort auf ein paar Fragen aber, die gewiß mancher unserer Leser nun aufwerfen dürfte, müssen wir zum wenigsten noch andeuten.

Die erste Frage, deren Beantwortung die Anzeige des zweyten, practischen Theils vom Werke des Verf. überflüssig macht, betrifft die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Mesmerianismus. Hierbey müssen mehrere Punkte von einander unterschieden werden. Man könnte sagen: was schadet es, wenn auch bey den Wirkungen jenes ein Zusatz von Schwärmerey Statt findet, und die Einbildungskraft bey den Heilungen durch denselben das Beste thun sollte, wenn nur dadurch Kranke geheilt werden? Genau besehen, gehört ja zu allen Curen, wenn sie

gelingen sollen, ein gläubiges Hingeben an den Arzt, und dieser wird eigentlich nicht durch das Diplom einer medicinischen Facultät und durch deren Approbation seines Verfahrens, sondern dadurch, daß er Kranke gesund macht, zum Arzte gestämpelt. Manche Vertheidiger des Mesmerianismus haben auch diese oder eine ähnliche Sprache geführt (s. Rapport des Commissaires chargés par le Roi p. 60). Denkt man sich aber noch, daß der Hetero-Mesmerianismus nach und nach in den Auto-Mesmerianismus überginge, wie leicht der Fall seyn dürfte, wenn die Wirksamkeit der Phantasie bis dahin erhöht würde, daß sie ohne Hülfe eines äußern Erregungs- und Stärkungsmittels den Mesmerischen Schlaf und dessen Erscheinungen hervorzubringen vermöchte, Jeder also zugleich in den Stand gesetzt würde, sein eigener Arzt zu seyn, und die in Unordnung gebrachte körperliche Maschine allein wieder auszubessern: so würde die Heilkunde zu einer bis jetzt kaum geahneten Höhe gebracht werden. Nun wollen wir gar nicht läugnen, daß durch den Mesmerianismus bey Manchen eine Heilung oder Verminderung körperlicher Uebel zu Stande gebracht worden sey. Denn was die von Hoffnungen beflügelte Einbildungskraft, und das bis zum Affect gesteigerte Gefühl bisweilen für große und heilsame Veränderungen im menschlichen Körper bewirkt habe, davon sind ja die Schriften der Aerzte und Anthropologen voll. Inzwischen ließe sich leicht nachweisen, daß die Heilkraft, welche die Phantasie im Mesmerianismus bewiesen hat, nie größer gewesen sey, als diejenige, welche sie in Verbindung mit Amuletten, Magie, Zauberformeln und am Grabe des heil. P^{et}ri zeigte, auf dem Manche sogar ihre hölzernen Bethe, womit sie dahin gekommen waren, sollen haben liegen lassen, weil sie durch die aus dem

selben strömende Kraft mit neuen, wohl organisirten, versehen worden waren. Von denen, die durch solche Mittel gesund geworden seyn sollen, wird immer viel gesprochen, weil es ein Wunder ist; von den Kranken hingegen, die dadurch keine Hülfe erhielten, wird geschwiegen, denn dabey gibt es nichts zu bewundern; und so kömmt es endlich nie recht ans Tageslicht, um wie viel die Zahl der mißlungenen Curen die der gelungenen übertrifft. Besorgnisse anderer Art dürfte der Umstand erregen, daß der Uebergang von einer Art der Schwärmerey in eine andere sehr leicht ist; und welche Unruhen im Staate manche derselben erregt haben, ist bekannt genug. In dieser Rücksicht hat man jedoch vom Mesmerianismus nichts zu befürchten, und nervenschwache Personen, an denen er vorzüglich seine Kraft bewähren soll, sind nicht im Stande, die Rolle einer *Bouignon* oder eines *G. Fox* zu spielen, weil dazu immer mehr Kraft erforderlich ist, als jene besitzen. Noch wäre zu untersuchen, ob es in Rücksicht des Verhältnisses, in welchem unsere Seelenkräfte zu einander stehen sollen, erspriesslich sey, der Einbildungskraft ein so großes Uebergewicht über Sinnlichkeit und Vernunft, auch nur auf einige Zeit, zu verschaffen, als durch die Anwendung des Mesmerianismus wirklich geschieht, wenn er bey Jemand wirksam ist. Der Verf. gesteht selbst, daß jene Anwendung einen Eingriff in die höhern Geseze der Natur enthalte (die also nicht sehr fest stehen müssen), eine für die Gesundheit derer, die sich dazu hergeben, höchst gefährliche Sache sey, und oftmahls die furchterlichsten Convulsionen hervorgebracht habe. Ja es wird von ihm ~~noch~~ auf einen, über die oben angegebenen sechs Grade hinausgehenden Grad hingedeutet, der bey öfterer Wieder-

sehr sehr leicht in eine andauernde Geistesverwirrenheit übergehen kann, so daß also dabey der Sonnambul aus seinem Paradies im sechsten Grade unmittelbar ins Irrenhaus versetzt würde, und will daher, daß kein Vaie, außer unter der Leitung eines verständigen Heilkünstlers, sich jemahls mit dem Mesmerisiren befaße. Ob aber dieser es in seiner Gewalt habe, die gegen Sinne und Vernunft rebellisch gemachte Phantasie deren Zucht und Herrschaft wieder zu unterwerfen, dieß ist eine andere Frage. Beobachtungen über diejenigen, bey welchen das Mesmerisiren die Seelenkräfte in andere Verhältnisse versetzt hat, müßten hier entscheiden. Dergleichen Beobachtungen sind bis jetzt jedoch sehr wenige vorhanden.

Wenn nun aber eine für die Gesundheit der Seele eben sowohl, als für die des Körpers, Sorge tragende Polizei es für keine gleichgültige und außer ihrem Ressort liegende Sache ansähe, daß schwache Geister durch den Mesmerianismus noch mehr geschwächt würden, oder die Arzneykunst sich mit der Schwärmerey vermähle, und nicht abwarten wollte, daß jener von selbst wieder aus der Mode käme; welches wäre dann wohl das zweckmäßigste Mittel, um dem Spiele damit ein Ende zu machen? Nicht etwa ein scharfes Verbot. Denn das würde Märtyrer erzeugen, und kann, nachdem der Auto-Mesmerianismus erfunden worden ist, mit Gewalt nicht wohl durchgesetzt werden. Aber was Shaftesbury in dem Briefe über den Enthusiasmus gegen die Schwärmerey empfahl, und zu allen Zeiten den Thorheiten gesteuert hat, nämlich die Darstellung ihrer Aeußerungen auf dem Theater, würde auch in Ansehung des Mesmerianismus ganz unfehlbar wirken. Denn man

denke nur an die körperliche und geistige Mitleidenschaft, welche durch das Mesmerisiren nicht allein zwischen dem Mesmerisiren und der mesmerisirten, sondern auch zwischen dieser und jeder andern mit ihr in Rapport versetzten Person bewirkt werden soll. Wie herrlich ließe sich die nicht auf dem Theater als ein Mittel benutzen, die Sprödigkeit mancher grausamen Schönen gegen den in Verzweiflung gebrachten Schäfer zu überwinden, und jene dahin zu bringen, mit diesem Ein Herz und Eine Seele zu werden? Zwar gibt es unter den Wirkungen einer solchen Mitleidenschaft einige, z. B. in Ansehung des Durchfalls und des Erbrechens, welche wohl hinter die Coulissen verlegt werden müßten. Andere dagegen eignen sich zu einem echten Coup de Théâtre. Auch besorge man nicht, daß der Haupt-Act in einer solchen Posse, nämlich das Manipuliren, langweilig sey. Hierzu sind ja nur ein paar Striche mit den Fingerspitzen erforderlich, und auch hierbey kann viele unterhaltende Mannigfaltigkeit angebracht werden. Denn im zweyten Theile hat der Verf. viele Mittel angegeben, wodurch das etwas langweilige Manipuliren vollkommen ersetzt werden kann, nämlich das Anhauchen und das Mesmerisiren des Bildes im Spiegel. Und wenn diese Mittel abgenutzt worden sind, so bringe man den mesmerisirten Baum, der ja wie ein Weihnachts-Baum mit Geschenken für die sich endlich ergebende Schöne aufgezückt werden kann, oder den Gesundheits-Sober, auch Mesmerische Wanne und Batterie genannt, womit auf einmahl ein ganzes Duzend in den Liebe erregenden Somnambulismus versetzt werden kann, zu mehrerer Unterhaltung der Zuschauer aufs Theater.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. May 1813.

Rom.

Bey B. Poggioli: Musei Sanclementiani numismata selecta regum, populorum et urbium praecipue Imperatorum Romanorum Graeca, Aegyptiaca et coloniarum illustrata libri III. cum figuris addito de Epochis Libro IV. 1—X. Lib. I. p. 1—342. Lib. II. p. 1—352. Lib. III. p. 1—314. Lib. IV. p. 1—427. Nebst 14 Kupfer- tafeln. 1808. 1809. Quart.

Nachdem Eichel die zerstreuten numismatischen Kenntnisse durch Aufstellung allgemeiner Regeln und Anwendungen derselben auf das Einzelne zu einer geordneten Wissenschaft erhoben, und sie in die engste Verbindung mit der alten Geographie und Geschichte gesetzt hatte, folgten seinem Beispiele mehre Männer, die nach ihm in diesem Fache als Schriftsteller aufgetreten sind, unter denen die Herren Sestini und Sanclemente vorzüglich sich auszeichnen. Hr. Sanclemente, der Verfasser des vor uns liegenden Werkes, hat zu Ravenna in einem Kloster studirt, und sich seit vielen Jahren mit chronologischen und numismatischen Unter-

fuchungen beschäftigt (I. S. 153, 258, 275), auch eine sehr große Sammlung von Münzen zusammengebracht, die wir hier zum Theil abgebildet und mit vieler Gelehrsamkeit erklärt erhalten. Da aber dem Leser mit dem bloßen Aufzählen der Münzen nicht gedient seyn kann, so werden wir, so weit es der Zweck und der Umfang dieser Blätter erlaubt, ihn mit dem Inhalt des Ganzen und mit den neuesten und wichtigsten Entdeckungen, die wir dem Verf. verdanken, bekannt zu machen suchen. Das erste Buch enthält die Münzen der Könige, alphabetisch geordnet. Die Münzen der Aegyptischen Könige, oder der Ptolemäer, sind schwer zu ordnen, weil sie keine eigene Epoche hatten, und die Münzen nur selten mit dem Regierungsjahre bezeichneten. Man findet jedoch hier schöne Münzen von dem Ptolemäus Soter, Evergetes, Auletes, von dem Magas und der Cleopatra, welche mit denen, die unlängst Visconti in seiner Iconographie bekannt gemacht hat, verglichen zu werden verdienen. Nun folgen die Münzen von Arcadien, Armenien (mit dem Bildnisse des Tigranes und seiner Schwester Erato), Bithynien, Bosphorus, Cappadocien, Cölesyrien, Commagene, Epirus, Galatia und Judäa. Diese, mit Hebräischer Schrift, sind von einer andern Hand erläutert. S. 28. Ferner: von Macedonien, Mauritaniern, Numidien, Oschoene, Parthien, Sicilien und Syrien. Anziehender ist der zweyte Abschnitt: *Series numismatum populorum et urbium*, zumahl viele Griechische Münzen ihres trefflichen Gepräges wegen den schönsten Gemmen gleich zu schätzen sind. Durch ihre Seltenheit zeichnen sich vorzüglich die Münzen aus: von Abdera in Thracien, mit dem Kopfe des Limesius von Clazomene; von Adana in Cilicien; von den Athamanen, von Aegina und von Benevent.

Diese haben ganz deutlich die Umschrift *Benventod*, nicht, wie Eckhel und Sestini behaupteten, *Benventor*. (I. 163). So findet man auch auf den Münzen von Larinum bey den Frentanern *Larinođ*. (I. 224). Die Endung *d* soll der zweyte Casus seyn, so wie die alten Römer *d* beyfügten, *poplitod* statt *publico*. Auf einer Münze von Isernia (I. 133) sieht man den Kopf des Vulcan: *Volkanom*, wo die Endung *m* nicht Römisch, sondern Samnitisch ist, denn *Volkanom* ist Casus rectus, wie *Caleno* auf einer Münze von Calenum in Campanien (I. 167), und *Romano*. (I. 236). Selten sind ferner die Münzen der Frentaner, die Lanzi falsch gedeutet hatte, von Epiphanea in Syrien, Ilandus in Pamphylien, Amphacus in Macedonien, Amphissa und von Rimini. Diese hat die Umschrift Rima, auf dem Avers den Kopf des Vulcan, den man für einen Ulysses gehalten hat, und auf dem Revers einen Gallier mit einem großen Schilde. (I. 157). Wenig bekannt waren die Münzen von Harpasa in Carien, und Astacus in Bithynien. Bey dieser Münze macht der Verf. die Bemerkung, daß mehre Städte Sinnbilder, von ihren Nahmen genommen, führten, wie Astacus einen Krabben, *αστακος*. Ancona hatte einen gebogenen Arm, *αγκων*; Side in Pamphylien einen Granatapfel; Melos, eine Insel der Cycladen, eine Melone: woben aber zu bemerken, daß nur die ältesten die Beyschrift *Μα*, die jüngeren aber *Μηλιων* führen. Auch Laodicea an der Syrischen Küste bezeichnete seine Münzen mit Krebsen (I. 161, 190). Merkwürdig erscheinen eine Münze von Rhegium, uralt (*Ρεσινος*, I. 259), und die Hispanischen von Ilerda und Ilercavonia. Zwey von Delphi (*Δελφων*), in dem Bezirke des alten Tempels gefunden, und von dem Engländer Dod-

well mitgetheilt, werden hier zum ersten Mal ans Licht gestellt, so wie eine von Ithaka, mit dem Kopfe des Ulysses (*Ἰθάκη*), und eine von Colophon in Jonien (L. 211), mit dem Kopfe des Apollo. Interessant sind die Münzen von Sidon (L. 271) aus den Zeiten des Trajan und Hadrian. Nach der Regierung dieser Kaiser scheint den Sidoniern das Recht, Münzen zu prägen, genommen zu seyn, das sie erst von dem Kaiser Elagabal wieder erhielten.

Von Seiten der Schönheit der Zeichnung und des Gepräges müssen wir die Münze eines Aetolischen Stammes (L. 133), die von Arigent und Kroton, mit der Beschriftung *Αἰτωλός*, die den Fuß Aesar bezeichnet, und die von Nicopolis in Epirus erwähnen. Die Athenischen Münzen sind die bekanntesten, mit der Eule, doch findet man auch einige mit dem Kopfe des Apollo. Sonderbar ist es doch, daß in Athen, wo alle Künste die höchste Stufe der Vollkommenheit erstiegen, nur mittelmäßige Münzen, die den Sicilianischen an Schönheit nachstehen, und wirklich *κατασκευαστικῆς* (L. 131) sind, geprägt wurden. Mit den oben erwähnten wetteifern an Schönheit die der Bruttier, die von Camerina, von Eyzicus mit dem Kopfe der jüngern Faustina, als Proserpina (*Κορυθαίρα*) dargestellt (L. 216); von Lacedämon, mit dem Kopfe der Diana und eines Mädchens (*Ἐλευθερία*); von Mytilene, mit dem Kopfe des Ammon und dem der Sappho (L. 239), und von Syracus, mit dem Kopfe der Arethusa zwischen vier Delphinen (Tab. XI. n. 120). Die Syracusanischen Münzen mit dem Kopfe der Arethusa verdienen in der That die höchste Bewunderung. Die hier abgebildete hat zwar Sestini, aber unvollständig, bekannt gemacht, indem er das

Wort Κίωον ausließ, und statt Συρανοσίωον in der letzten Sylbe ein o setzte (l. 282). In den Zügen der *Aethusa* herrscht die innigste Vereinigung reizender Jugend mit dem süßesten Ausdruck der Unschuld.

Zu scharfsinnigen Bemerkungen geben folgende Münzen Anlaß: Von *Amasris*, mit dem Kopfe des *Homer*, indem auch diese Stadt für den Geburtsort des unsterblichen Sängers gehalten seyn wollte, und die mit den Buchstaben ΑΑ , oder ΑΑΛΑΙΩΝ . Man hat sie der Stadt *Galeria* in *Etrurien* zugeschrieben, bis *Læbel* und *Sestini*, auf Erinnern des gewaltigen Hypothesenmachers *N. Payne Knight*, sie den *Eleern* im *Peloponnes* anrechneten, denen in der Folge auch *Visconti* betrat. *Hr. Sanclemente* glaubt, daß diese Münzen der Stadt *Alea* in *Arcadien* angehören. (Die ganze Sache ist noch unentschieden. s. *Lanzi Saggio* etc. Tom. II. p. 25. 65. Das *Di gamma* ist auf Münzen nicht selten. Auf den *Asturischen* bey *Golzius* Tab. 17 findet man FACTV ; allein *Hegh* hatte nie ein *Di gamma*, wie der Verf. behauptet, und auch unlängst in einer Griechischen Grammatik wiederholt ward. Auf einer Griechischen Vase bey *Milin*, *Peintures des vases* etc. T. I. tab. 4. steht ΗΑΡΑ , wo das *H* den *Spiritus asper* bezeichnet, wie in den Nahmen ΗΕΡΑΚΛΕΣ und ΗΕΡΑΚΛΕ bey *Lanzi* T. II. p. 206. 209). Die zahlreichen Münzen von *Corinth* haben ein geflügeltes Pferd und ein Phöniciſches P (l. 169), wodurch *Pollux* (IX. 6) bestätigt wird, wo er sagt, daß die Corinthischen Münzen mit einem Pferde, so wie die Athenischen mit einer Eule, bezeichnet worden wären. Der Phöniciſche Buchstabe P ging späterhin in ein x über, scheint jedoch noch in der ältesten Schrift neben dem x beybehalten worden zu seyn. Der

Engländer Dodwell hat in der Nähe von Corinth uralte Gräber öffnen lassen, und darin Vasen mit und ohne Inschriften gefunden, die er betannt machen will. Unter andern entdeckte er eine Vase mit einem Gemälde, das acht Jäger darstellt, die einen Eber (vielleicht den Calydonischen) verfolgen, und deren Namen beygeschrieben stehen, in denen sowohl ein ρ , als κ , vorkommt. Einige behaupten, daß die Münzen mit dem Pegasus der Mutterstadt Corinth, Andere, daß sie der Stadt Syracus als Scheidemünze angehören, weil man in Sicilien eine außerordentliche Menge derselben ausgegraben hat. Der letztern Meinung trat auch Eckhel bey (D. N. V. Tom. II. p. 247). Allein es ist derselbe Fall, wie mit den Athenischen Eulen. Alle Münzen mit der Minerva, dem Pegasus und dem ρ , sind sich vollkommen gleich an Gewicht und am Gepräge, und kamen durch den ausgebreiteten Handel, den Corinth mit dem übrigen Griechenland trieb, in Umlauf. Vielleicht wurden sie auch nachgeprägt, wie die Athenischen Eulen auf Creta. Späterhin prägte man zu Corinth Münzen mit dem Bildnisse und dem Grabmahl der reichenden Laïs. Wir übergehen die scharfsinnigen Untersuchungen über eine Münze von Corcyra und Enosus (I. 209), auf der der Raub der Europa durch den Jupiter unter der Gestalt eines Stiers abgebildet ist; um zu bemerken, daß der Verf. die Münzen mit der Einschrift ΚΡΩ der Stadt Erythra in Jonien, die aber mit ΕΡΩ der Stadt Erythra in Bœotien zuzuschreiben geneigt ist. Allein es gab noch *Erythrae Locrorum Ozolarum*? Die Münzen mit dem Kopfe der Pallas und einer Siege, nebst den Buchstaben ΙΣ , sind nicht von Ιστία oder Ισχία , sondern von der ziegenreichen Insel Ισσα im Adriatischen Meere, unweit der Thyrischen Küste (I. 204). So hat man auch die

Münzen mit einem Löwenhaupte und einem halben Stier, nebst den Buchstaben Σ und $\Sigma\alpha$, für Salaminische gehalten; da man aber Tab. X. n. 104 eine ähnliche mit dem Worte $\Sigma\alpha\mu\iota\omega\nu$ findet, so ist dieß ein Beweis, daß sie der Insel Samos vindicirt werden müssen (I. 267). Erfreulich ist die Nachricht, daß Hr. Francesco Carelli zu Neapel eine vollständige Reihe Tarentinischer Münzen bekannt machen will. — Das zweyte Buch, S. 1-362 enthält eine *Series numismatum imperatorum Romanorum*. Die Münzen der Röm. Kaiser, die theils in Griechenland, theils in den Colonien geprägt wurden, sind sehr zahlreich, und für Chronologie, Geographie und Geschichte außerordentlich wichtig. Die Reihe fängt mit dem Pompejus an, und geht durch das dritte Buch bis auf Maximian S. 147. Die große Menge neuer Münzen, und die vielen vortrefflichen Bemerkungen, die sie veranlassen, können hier nicht aufgeführt werden. Scharfsinnig schienen uns vorzüglich die Untersuchungen über das Todesjahr des Antinous, von dem hier eine prächtige Münze mit seinem Bildnisse und der Umschrift ΑΥΤΙΝΟΥΣ ΗΡΟΣΟΣ (Tab. XXI. n. 146. vgl. I. II. 214) vorkommt. — Die zwente Hälfte des dritten Buches nehmen *Momenta varii generis*, von S. 171 an, ein. Sie sind von sehr verschiedenem Werthe, nämlich: eine verstümmelte Herme, mit dem Nahmen des Stesichorus; Siegel, Münzen des Kaisers Crispus, Bruchstücke gläserner Vasen aus dem Mittelalter; ein Griechisches, zu Ithaka gefundenes, Epigramm, das viel zu gelehrt erklärt worden ist, und durch eine kleine Aenderung im ersten Verse vollkommen wieder hergestellt werden könnte; eine Untersuchung über eine Magnetsche Münze, mit einem angeblichen Kopfe des Cicero; über die Epoche der Bithynischen Könige, über

die Praefectur des C. Panfa in Gallien, zur Berichtigung einer Stelle des Cicero Epist. fam. XV. 17. Ueber das Jahr, in welchem Caracalla mit der Plautilla sich vermählt hat (556 nach Erb. Roms); über das Jahr, in welchem der heil. Porphyrus zum Bischof von Gaza eingeweiht worden ist; über das Jahr, in welchem Maximinus bey Aquileja geschlagen wurde, u. s. w. Alle diese Aufsätze leiden so wenig einen Auszug, wie der letzte große Tractat: *de notis chronologicis numis natu. n. imperialium*, von S. 1-392. Der Gebrauch dieses nützlichen Werks wird durch vollständige Indices hinter jedem Buche erleichtert.

Marburg.

Die Profusio, die der Hr. Prof. Wagner in dessen Lectiionscataloge für das Semester Ostern bis Michaelis 1813 vorgefetzt hat, verdient eine Anzeige in unsern Blättern. Vier Stellen Röm. Classiker werden darin kritisch beleuchtet. In Taciti Annal. III, 22 (I, 22 ist ein Druckfehler) ist das Wort *velut* verdächtig. Hr. Prof. W. will es entweder ausstreichen, oder dafür *in natum* lesen. In Tac. Hist. I, 71 schlägt er vor zu lesen: *Nec Otho, quasi ignosceret, sed in hoste mutuam reconciliationem adhiberet, statim intimos amicos habuit, et mox bello inter duces delegit.* In Sueton. Ner. c. 20 ist *pueri* verdächtig, wofür *mundi* vorgeschlagen wird. In Cic. p. Mil. 31 muß *Est, est* — *motu* fragend vorgetragen und interpungirt werden. Es ist ein wesentliches Verdienst, auf eine schwierige Stelle aufmerksam zu machen: ein Verdienst, welches wir bey diesen Stellen dem Hrn. Prof. gern einräumen, und uns der guten Latinität freuen, in welcher diese scharfsinnig ausgedachten Conjecturen vorgetragen sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1813.

Paris.

Annales de Chimie (s. oben S. 228, 423, 530).
Tome 80. — Pelletier Analyse des *Wdellium* und
der Myrrhe. In 100 Theilen *Wdellium* kommen,
nach dem Verf., vor: 59,0 Harz, nebst etwas flüch-
tigem Oehl, 9,2 Gummi, 30,6 Gummi, dem von
Bassora ähnlich, und 1,2 flüchtiges Oehl, nebst
Verlust. Die Myrrhe besteht dagegen in 100 Thei-
len aus: 34,0 Harz, mit etwas flüchtigem Oehl ver-
bunden, und 66,0 Gummi. — Chaptal, Vauques-
lin und Berthollet Bericht an das Institut über
die demselben von *Curaudau* eingereichte Abhand-
lung über die oxygenirte Salzsäure. Aus dem-
selben ersehen wir, daß auch diese neue Arbeit *Cur-*
audau's auf eben so unrichtig aufgefaßte Erfah-
rungen und fehlerhaft angestellte Versuche sich
stützt, als die früher von ihm dem Institut über-
gebenen Untersuchungen. Uebrigens wird dieser
Bericht dadurch insbesondere interessant, daß die
Berichterstatter sich, darin über *Davy's* neue Erfah-
rungen und Ansichten in Bezug auf die Natur dieser
Säure etwas auslassen. — *Emmert* liefert einen

M (4)

Nachtrag zu der früher von ihm in Gesellschaft mit dem Prof. Keuß zu Moskau angestellten Analyse des Chylus vom Pferde. — Von Pärmentier werden historische Bemerkungen über den Zucker mitgetheilt. — Bouillon-Lagrange Untersuchung der Samen von Iris Pseudo-Acorus in Beziehung des kürzlich davon gemachten Gebrauchs als Kaffee-Surrogat. B. urtheilt, seinen Versuchen zufolge, daß keines der bisher empfohlenen Kaffee-Surrogate sich dem wirklichen Kaffee in der Mischung und im Geruche so sehr nähert, als dieses, und daher vor den bisher angewandten Kaffeezusätzen den Vorzug verdiene. Uebrigens sey auch dieses neue Mittel keineswegs im Stande, den wahren Kaffee zu ersetzen. — Oberkampf über verschiedene Verbindungen des Goldes. Der Verf. zieht die oxygenirte Salzsäure zur Auflösung des Goldes der Salpeter-Salzsäure vor, weil sie eine reinere und mehr neutrale Auflösung gebe. Die goldgelbe Farbe der gewöhnlichen Gold-Solution sey Folge des Säureüberschusses. Im neutralen concentrirten Zustande sey die Farbe desselben bräunlich-roth. Ein Strom Wasserstoffgas, durch eine Gold-Solution eine Zeitlang hindurchgeleitet, färbe dieselbe purpurroth. Dabey zeige sich nur ein unbedeutender, ebenfalls purpurfarben erscheinender, Niederschlag, der indessen im Wasser sogleich die dem metallischen Golde, so bald es im Wasser suspendirt ist, eigene blaue Farbe annehme. Den durch Schwefel-Wasserstoffgas in der Goldauflösung bewirkten Niederschlag sieht der Verf. als ein wahres Schwefelgold an, das, nach ihm, aus 80,39 Gold 19,61 Schwefel besteht. Läßt man anhaltend einen Strom Phosphor-Wasserstoffgas durch eine Gold-Solution streichen, erhält man einen schwärzlichen Niederschlag, der ein wahres Phosphorgold ist.

Der durch die fixen Alkalien in der Gold-Solution bewirkte Niederschlag variire sowohl in Absicht seiner Beschaffenheit, als auch seiner Menge. Bey einem großen Ueberschuß von Alkali entstehe stets ein bräunlich schwarzer Niederschlag. Dieser sey das reine Goldoxyd. Dagegen bringen die Alkalien, nur bis zu einem geringen Ueberschuß zugesetzt, einen gelb gefärbten Niederschlag, der ein basisches Salz sey, zuwege. Eine vollständige Fällung der Goldauflösung finde indessen in keinem der beiden Fälle Statt, obgleich durch Erhitzen der rückständigen Flüssigkeit jedesmahl noch ein ähnlicher Niederschlag gebildet werde, weil An Theil des Goldes sich mit dem fällenden Alkali zu einem Trippelsalze vereinige. Daher entstehe auch bey einem großen Säureüberschuß der Gold-Solution durch die Alkalien in der Kälte kein Niederschlag, so wie hierin auch der Grund zu suchen sey, daß die Menge des Niederschlags veränderlich ausfalle. Nach einem Mittel dieser Versuche bestimmt der Verf. die Mischung des schwarzbraunen Goldoxydes im Hundert zu 90,90 Gold und 9,10 Oxygen. Er vermuthet indessen ebenfalls die Existenz eines noch geringern Oxydationsgrades des Goldes, dessen Farbe allem Anschein zufolge purpurfarben sey. Zuletzt beschäftigt sich der Vf. noch mit der Fällung des Goldes durch oxydulirtes salzsaures Zinn, und bemerkt, daß das Gold allemahl metallisch niedergeschlagen werde, so bald man beide Solutionen in sehr concentrirtem Zustande anwendet, dagegen bey Anwendung hinreichend diluirter Auflösungen jedesmahl ein purpurfarbener Niederschlag entstehe. Dieser falle indessen bey einem Ueberschuß der Zinn-Solution mehr in das Violette, und enthalte dann auch eine bedeutend größere Menge Zinnoxyd. Befinde sich hingegen die Gold-Solution im Ueberschuß, so

sey der Niederschlag mehr purpurfarben, und seyr Goldgehalt übertrefte um Vieles den des Zinnoxids. Ueber den Zustand des Goldes in diesen Niederschlägen wagt der Verf. nicht zu entscheiden, doch ist es ihm wahrscheinlich, daß dasselbe darin in nicht völlig metallischem Zustande vorkomme. — Gay-Lussac über die Eisenoxyde. G. vertheidigt darin die Meinung Chénard's von dem Vorkommen dreyer bestimmten Oxydationsgrade bey diesem Metall. Das Minimum der Oxydation, oder das weiße Eisenoxyd Chénard's, entstehe allemahl dann, wenn das Eisen unter Mitwirkung von Säuren auf Kosten des Wassers oxydirt werde. Dasselbe halte auf 100 Eisen 28,3 Oxygen. In der Natur komme dasselbe nur in den weißen Stahlsteinen vor. Der zweyte Grad der Oxydation dieses Metalls sey das schwarze Oxyd, worin auf 100 Metall 37,8 Oxygen enthalten sind. Dasselbe bilde sich sowohl bey dem Verbrennen dieses Metalls in Oxygengas oder auch in der Luft, als auch bey der unmittelbaren Zersetzung des Wassers durch dieses Metall. Der dritte Grad, oder das Maximum der Oxydation dieses Metalls, sey endlich das bekannte rothe Oxyd, worin 100 Metall sich mit 42,31 Oxygen verbunden befinden. Da die vorliegende Abhandlung nur ein Auszug einer größern, der Societät von Arcueil vom Verf. vorgelegten, Arbeit ist, worin bleß die Resultate ohne die ihnen zum Grunde liegenden Thatsachen aufgeführt sind, so enthalten wir uns aller Bemerkungen über einen Gegenstand, welcher durch die trefflichen Arbeiten von Proust, Bucholz und Berzelius völlig entschieden zu seyn schien. — Bouillon-Lagrange und Vogel Analyse des Safrans. Die Verfasser glauben, in Folge ihrer Analyse, das färbende Princip dieser Farbe-Substanz

als einen eigenthümlichen Pflanzenstoff annehmen zu dürfen, dem sie wegen der blauen und grünen Farben, welche er durch Mineralsäuren und Eisenvitriol annimmt, den Namen POLYCHROÏTE beigelegt haben. Sie eignen diesem Stoff auch allein die narcotischen Eigenschaften des Safrans zu. Der Safran selbst ist übrigens, nach dieser Analyse, in 100 Theilen zusammengesetzt aus: 65,0 Polychroïte, 6,5 Gummi, 0,5 Pflanzeneyweiß, 0,5 Wachs, 10,0 Wasser nebst einer Spur flüchtiges Oehl, und 10,0 Reste von der Pflanze. — Gay Lussac über die Fällung der Metalle durch Schwefelwasserstoff. Magnesium, Eisen, Zink, Nickel, Cobalt und die übrigen durch Schwefelwasserstoff geradezu nicht für fällbar gehaltenen Metalle wurden durch denselben ebenfalls wie durch die Hydro-sulfures niedergeschlagen, so bald sie an schwächere Säuren, als Essigsäure, Weinsäure und Sauerkieselsäure, gebunden sind, obgleich niemahls vollständig. Auch will der Verf. gefunden haben, daß man durch das Schwefelwasserstoffgas bey den Mittelsalzen, welche durch denselben für sich nicht präcipitirt werden, eine Fällung bewirke, wenn man effigsaures Kali zusehe. — Boullay über den narcotischen Stoff der Cocculuskörner, oder der Früchte von *Mernispermum cocculus*. B. theilt in dieser Abhandlung die vorläufigen Resultate seiner Analyse der Cocculuskörner mit. Es glückte ihm, das narcotische Princip isolirt darzustellen. Dasselbe kam in farblosen vierseitigen Säulen krystallisirt vor, zeichnete sich durch eine unerträgliche Bitterkeit aus, und besaß die narcotischen Eigenschaften dieser Samen in einem auffallend hohen Grade. In Wasser, Alkohol und Schwefeläther war dieser Stoff auflöslich. Das Baumöhl, Mandelöhl und Terpenthin-

öhl löseten ihn dagegen, selbst mit Unterstützung der Wärme, nicht auf. In der Essigsäure lösete er sich aber mit Leichtigkeit auf, aus welcher Auflösung ihn neutrales kohlenstoffsaures Kali unverändert fällete. Desgleichen nehmen ihn das Kali, Natron und Ammoniak leicht auf. Durch Salpetersäure wird er zerlegt und in Sauerkleeensäure umgeändert. Auf glühenden Kohlen brennt er, ohne zu schmelzen, unter Verbreitung eines weißen Rauches und eines harzartigen Geruches. Der Destillation unterworfen, liefert er keine Spur von Ammoniak. Diese auffallenden Eigenschaften machen den Verf. geneigt, diesen Stoff als einen eigenthümlichen Pflanzenstoff anzunehmen, und durch den Namen *PICROTOXIN* zu bezeichnen. — Gay-Lussac über die Dichtigkeit der Dämpfe verschiedener Liquida. Enthält nur eine vorläufige Notiz einer vom Verf. über diesen wichtigen Gegenstand angefangenen Untersuchung. — Vauquelin über die Menge Schwefel, welche verschiedene Metalle auf trockenem Wege aufnehmen können. Aus den *Annales du Muséum* entlehnt. Da übrigens der Inhalt dieser interessanten Abhandlung schon von Gilbert in seinen *Annales der Physik* B. 39 S. 429 ausführlich mitgetheilt worden ist, so übergehen wir dieselbe hier. — Derselbe über den in dem Leinsamen enthaltenen Schleim. In demselben fand V. 1) eine dem Gummi ähnliche Substanz, die, wie Gummi und Milchzucker behandelt, Milchzuckersäure liefert, wodurch die Behauptung derer widerlegt wird, welche den Unterschied des Schleims und Gummis vorzüglich darin setzen, daß erstere Substanz mit der genannten Säure keine Milchzuckersäure bilde. Eben so widerlegt der Verf. auch die von Einigen geäußerte Meinung, daß das Amidon durch Rösten

sich in Schleim umändere. 2) eine animalische Substanz, die dem thierischen Schleim nahe komme, von der V. glaubt, daß sie die größere Klebrigkeit dieses und anderer Pflanzenschleime bewirke. 3) freye Essigsäure, essigsaures Kali in bedeutender Menge. Davon leitet der Verf. die diuretischen Wirkungen dieses Schleims her. 4) essigsauren Kalk. 5) schwefelsaures und salzsaures Kali. 6) phosphorsaures Kali und phosphorsauren Kalk, und 7) Kiesel Erde. — Zuletzt theilen Clement und Desormes noch ein von Montgolfier herrührendes Verfahren, Bleiweiß zu bereiten, mit.

Leipzig.

Bei Hartknoch: Der Deutsche Nationalruhm. Eine Epistel von J. G. von Herder. 1812. 25 Octavseiten.

Es kann befremden, jetzt, da so eben eine Sammlung von Herder's sämtlichen Werken in das Publicum gekommen ist, ein vereinzelt kleines Gedicht, das sich in jener Sammlung nicht findet, abgedruckt zu sehen. Zufällig war dieses Gedicht in den Händen des Buchhändlers geblieben, der die meisten Schriften Herder's, ehe sie gesammelt wurden, verlegt hat. Es war, wie die Vorrede meldet, ursprünglich bestimmt, in die Briefe zur Beförderung der Humanität aufgenommen zu werden. Verhältnisse, die nicht genau angezeigt sind, bestimmten den Verfasser, es zu unterdrücken. Jetzt, nach einer so langen Reihe von Jahren, da alle Bedenklichkeiten verschwunden sind, glaubt der Verleger, den Besitzern der Humanitäts-Briefe diese Epistel nachzuliefern zu dürfen. Die kleine Gabe ist dankenswerth. Von einem Manne, wie Herder, bewahrt man

gern Alles auf, was Abdruck seines Geistes und der ihm eigenen Sinnesart ist. Poetischen Werth hat das Werkchen ungefähr so viel, als die Gattung, zu der es gehört, haben kann, wenn sie ganz didactisch seyn will. In reimlosen Jamben, und in einem streng didactischen Tone, kräftig, aber auch caustisch, ergießt Herder hier seinen Unwillen über die, seiner Meinung nach, schiefen Urtheile, nach denen ein verkehrter Patriotismus den Deutschen Nationalruhm würdigen möchte, und die noch verkehrtere Herabsetzung des Deutschen Namens durch Deutsche selbst. Es ist bekannt, wie Herder in solchen Fällen, wenn er sich ereiferte, das Kind, wie man zu sagen pflegt, mit dem Bade ausschüttete. So auch hier. Nach dieser Epistel soll z. B. keine Nation auf ihre großen Männer stolz seyn dürfen, weil diese Männer, heißt es, der Menschheit, nicht aber einer Nation, angehören. Einiges, was damals, als der Verfasser diese Epistel schrieb, den Deutschen von andern Nationen als niedriger Sclaven Sinn vorgeworfen wurde, wird hier aus dem Drange der Noth entschuldigt. Der wahre Nationalruhm soll bestehen in Unschuld, Mäßigung, Weisheit, That zum Wohl der Menschen; und das Höchste soll nützende Verborgenheit seyn. Diese Gedanken, deren Prüfung wir unsern Lesern überlassen, sind hier so trefflich ausgesprochen, daß die Epistel auch den anziehen kann, der über ihren Gegenstand anders denkt. Aber Ruhm ist, unsers Erachtens, noch etwas Anderes, als Ehre; und wenn eine Nation berühmt werden will, hat sie noch ein wenig mehr zu thun, als redlich dafür zu sorgen, daß sie Achtung verdiene.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1813.

Ofen.

Gedruckt mit königl. Universitäts-Schriften:
 Statistik des Königreichs Ungern. Ein Versuch
 von *Martin von Schwartz*, Professor der Di-
 plomatik, erstem Bibliotheks-Custos, und Pro-
 fessor der philosophischen Facultät an der kö-
 nigl. Universität zu Pesth, Assessor des löbl.
 Pesther Comitats. Zweyter und dritter Theil.
 Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe.
 Mit dem Motto aus *Shakspeare's Othello*: Speak
 of me as I am. 1811. S. XII u. 552 in Octav.

Der Rec. stimmt im Allgemeinen in das Lob mit
 ein, welches von zwey andern, so viel er weiß, bereits
 verstorbenen, Collegen bey der Anzeige der ersten
 Auflage, und des ersten Theils der zweyten Aus-
 gabe dieses Werks, in diesen Blättern (J. 1798
 S. 1797, J. 1811 S. 1358) dem Verfasser ist er-
 theilt worden. Da ein flüchtiger Blick in beide
 Auflagen Jeden überzeugen wird, wie Hr. v. S.
 sich die Vervollkommnung seines Buchs hat an-
 gelegen seyn lassen: so glaubt der Rec. nicht
 länger bey solcher Vergleichung verweilen zu dür-

M (4)

fen. Es mag genügen, mit wenigen Worten den Inhalt des vorliegenden zweyten und dritten Theils der neuen Ausgabe anzuführen, da man voraussetzen kann, daß den Freunden solcher Untersuchungen die nähere Bekanntschaft mit diesem Werke nicht entgehen werde.

Im ersten Theile war in vier Abschnitten von der so genannten Grundmacht Ungerns, nämlich vom Lande, den Einwohnern, den Natur- und Kunst-Producten, und dem Handel, die Rede; in den von uns näher anzuzeigenden beiden letzten Theilen wird von der Verfassung und der Verwaltung gehandelt. In dem zweyten Theile, d. i. bey der Entwicklung der Verfassung, werden im ersten Abschnitte einige Prolegomena über die Ungarische Staatsverfassung, alsdann die Grundgesetze und die Litteratur mitgetheilt; im zweyten wird von der Erb- und Thronfolge, von der Minderjährigkeit und Vormundschaft des Königes, so wie von dessen Krönung; im dritten von dessen Person und Würde, Rang und Titel, den Reichs-Kleinodien, den Wapen, der Residenz, dem Hofstaate, von der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen; im vierten Abschnitte aber wird von den Rechten des Königes in Bezug auf Kirche und Staat, von den Ständen, dem Reichstage, dem daselbst eingeführten Geschäftsgange, und den Gegenständen, womit man sich auf demselben gewöhnlich beschäftigt, gehandelt. Außer der Entwicklung der Rechte der vier Stände, der Prälaten, der Magnaten, der Ritter und der königl. freyen Städte, wird in einem Anhange auch von den Bauern (hier heißt es, von dem Bauernstande; allein die Bauern sind weit entfernt, in Ungern einen Stand, in der höhern Bedeutung des Wortes, auszumachen), sowohl in Bezug auf ihre Verhält-

nisse zum Könige und zum Reiche, als auch zu ihren Grundherren, geredet. — Im dritten Theile (von der Staatsverwaltung) wird von der politischen Eintheilung des Reichs, den Dicasterien, der Justizpflege, der Armee, den Finanzen, den Schulen und Aufklärungsanstalten, dem Kirchenregimente, und (wie es hier heißt) von der religiösen Aufklärung, in sieben Abschnitten gesprochen. Im achten aber werden Fragmente zu einer künftigen Geschichte der Polizen und des Privatlebens der Ungern in unserm Zeitalter mitgetheilt, und zum Beschluß von Ungerns wohlthätigem Zusammenhange mit Oestreich behandelt.

Daß einige Abschnitte vollständiger und befriedigender, als andere, ausgefallen, wird man dem Verf. mit Grund schon deshalb nicht immer vorwerfen können, da er sich leicht unter andern damit (wie auch bey den Finanzen namentlich geschieht) entschuldigen kann, daß ihm die Nachrichten gefehlt hätten, die Leser mehr zu befriedigen. Diese werden aber ihrer Seite um so nachsichtsvoller seyn, indem das Buch Beweise genug gibt, wie sehr der Verf. bemüht gewesen ist, demselben aus gedruckten und ungedruckten Nachrichten, so viele ihm davon zugänglich waren, und aus eigener Anschauung die möglichste Vollkommenheit zu geben. Was den Rec. betrifft, so nimmt er dankbar das Gegebene an, andere Zeiten werden Mehreres und Vollkommneres gewähren.

Begründeter möchte ein anderer Einwurf seyn, der gegen die Aufzählung und Vertheilung der Materien hier oder da gemacht werden könnte. So kann es auf den ersten Anblick vielleicht auffallen, daß kein Abschnitt den Verhältnissen mit dem Auslande gewidmet ist; indefß da Ungern nur einen Theil des Oestreichschen Kaiserthums aus-

macht, und da von dem Oestreichschen Cabinette aus die auswärtigen Angelegenheiten der gesammten Monarchie geleitet werden; so möchte man leicht den Verf. in dieser Hinsicht rechtfertigen können, und auch dadurch befriedigt werden, daß statt dieses Abschnitts ein anderer über den wohlthätigen Zusammenhang Ungerns mit Oestreich vorkommt. Dieß Verhältniß gehörig zu entwickeln, mochte für einen Ungern leicht die am schwersten zu lösende, aber auch die wichtigste, Aufgabe seyn. Wenn die darüber hier vorkommenden unzulänglichen Worte eigentlich Niemanden befriedigen können: so mag eben das dem Verf. zur Entschuldigung dienen, daß in seiner Lage, sowohl wegen der Landsleute, als auch wegen der Oestreichschen Regierung, so manche Rücksichten zu nehmen waren. Ein entfernter Recensent vermag nicht wohl zu beurtheilen, in wie fern ein politischer Schriftsteller über sein Vaterland und dessen theuerste Angelegenheiten mehr oder weniger sich äußern darf, da dieß überall mit Freymüthigkeit zu thun nur in sehr wenigen Ländern einiger Maßen vergönnt ist: allein uns scheint es, daß immerhin, mit der nöthigen Umsicht und mit einigem Muth, gleich entfernt von Frechheit und Kriecherey, einiges Heilbringende von verständigen Männern würdig und ruhig sich werde vortragen lassen, wenn es anders nicht dahin gekommen ist, daß man das Höchste und Wichtigste durchaus dem eigenen Nachdenken überlassen muß, und keine, auch die bescheidenste, Stimme sich weiter vernehmen lassen darf: das aber scheint doch in Oestreich jetzt nicht der Fall zu seyn. Wir unsers Theils hätten über das angeführte Verhältniß entweder Nichts, oder Anderes gesagt.

Bei den verschiedenen Abschnitten, welche von der Verwaltung handeln, vermiffen wir einen, nämlich den, der über dasjenige Auskunft gäbe, was von Seiten der Verwaltung Gutes oder Schlechtes zur Förderung des National-Wohlfandes geschehen ist, oder geschieht. Zwar ist bei der Grundmacht von den rohen Producten, deren Verarbeitung und vom Handel, und bei der Verfassung von den Bauern geredet worden: allein theils hätte, nach unserm Ermessen, der schickliche Ort für das, was wir suchen, bei der Verwaltung am natürlichsten sich dargeboten, theils hat uns das, was man an verschiedenen Orten aufsuchen muß, nicht immer befriedigt; manche Punkte sind ganz unberührt geblieben; und gleichwohl waren hier weit weniger Rücksichten nöthig, die das Schweigen hätten anrathen können. Auch den Abschnitt, welcher der Polizei im engern Sinne gewidmet ist, scheint ein ähnlicher Vorwurf zu treffen.

Uebrigens bemerkt man leicht aus dem Styl des Verf., nach welchen Mustern er sich vorzugsweise gebildet hat; die Kraftausdrücke und Schlagwörter, die man fast auf jedem Blatte findet, so wie überraschende Vergleichen aus der alten und neuern Geschichte aller Welttheile, lassen darüber keinen Zweifel. Wir tasten die Muster nicht freventlich an, es würde uns dieß besonders in Einer Hinsicht nicht ziemen: allein in Beziehung auf die Kraftausdrücke hätten jene Muster immer unnachgeahmt bleiben können, und was die Vergleichen anbetrifft, so ist uns oft das *omne simile claudicat* eingefallen.

Wir hoffen nicht, daß unsere Leser nun einen nähern Auszug aus dem Werke von uns erwarten, nicht nur können wir uns mit dem geringen

Raume, der uns vergönnt ist, entschuldigen, sondern mehr noch damit, daß wirklich des Neuen und Unbekannten in dem Buche so viel ist, daß wir immerhin die Grenzen, die einer Recension, selbst nach dem freygebigsten Maßstabe, verstatet seyn möchten, überschreiten müßten, um den Lesern, dem Verfasser und uns selbst einiger Maßen Genüge zu leisten. Ueberall aber scheint es uns auch, daß von Seiten der Recensenten es den Verfassern einen schlechten Dienst leisten hieße, wenn jene dieser ihre Bücher der Maßen ausziehen, daß dadurch die Bücher selbst halb und halb entbehrlich werden, so daß die gierigen Collectaneen-Sammler aufs bequemste, und ohne bedeutende Kosten, aus solchen Recensionen ihre Hefte bereichern können. Wir verweisen deshalb auf das Buch, und halten es für gerathener, Etwas im Allgemeinen über den Werth solcher Statistiken, insbesondere über den Gebrauch der vorliegenden, so wie über Ungerns ständische Freyheit und des Reichs Verhältnisse zu Oestreich, gleichsam als Nachtrag zu dem vorliegenden Werke, zu liefern.

Eine noch so schulgerechte und treue Statistik wird uns keineswegs allein schon dazu verhelfen, den jetzigen politischen Zustand eines Volks vollständig, nicht bloß der Form, sondern auch dem Geiste nach, kennen zu lernen, wenn anders nicht noch sonst Etwas hinzu kömmt, was uns oft nur Ausländer sagen können und dürfen, vorausgesetzt, daß sie mit dem nöthigen freyen, beobachtenden Geiste und mit gesundem politischem Blicke versehen sind, und Gelegenheit gehabt haben, Volk, Land und Regierung näher kennen zu lernen; denn dem Inländer fehlt es nur zu leicht an der äußern Freyheit, welche zur Befriedigung billiger

Ansprüche erforderlich wäre. Unsere Vorstellung wird Jedem deutlich werden, wenn wir an Bourgoing's Werk über Spanien erinnern.

Die Beschreibung des Landes und des Volks, der Verfassung und der Verwaltung, gewährt eigentlich nur die Form und das Materielle; das Geistige aber, das wirklich politische Leben, welches in diesen Formen sich regt, und wodurch die Materie erst beseelt wird; die Individualität derer, welche die Macht haben oder den Einfluß besitzen, der Geist, der die Regenten und das Volk belebt: das ist es, was in diesen Statistiken meist übergangen wird, und oft aus den angeführten Gründen ganz übergangen werden muß, daher auch das Lesen derselben ziemlich trocken erscheinen kann, weil das eigentliche Leben darin fehlt. Eben deshalb sind Reisebeschreibungen von einsichtsvollen Männern, trotz mancher historischen Irrthümer, welche der Reisende kaum vermeiden kann, oft weit schätzbarer, und die eigene, wenn auch unvollkommene, Anschauung gewährt oft ganz andere und tiefer eingreifende Resultate, als aus solchen Statistiken zu gewinnen stehen. Sie sind ihres Orts nützlich, allein man muß ihnen keinen zu hohen Werth belegen; denn der Geist ist immer noch mehr werth, als die Form. So würde man z. B. aus des sel. Pütter's *jure publico*, einem Theile einer solchen Statistik, nach der jetzigen Bedeutung des Wortes, schwerlich den Geist erkennen, der in den alten Formen der vormahligen Deutschen Reichsverfassung lebte. Das Gerüste, die Form, nahm sich darin noch einiger Maßen leidlich aus, aber das tiefe politische Verderben, welches darin herrschte, und die Erscheinung, daß, weil die Form auf den Geist, und dieser auf jene wirkt, das theuerste

Kleinod des Volks nach und nach in elende Wortklauberey und verächtlichen Witz der Pedanten ausgeartet war: das möchte man schwerlich aus Pütter lernen.

Wir fürchten, daß sich etwas Aehnliches in der Ungriſchen Verfaſſung zeige, obwohl aus andern Urfachen entſtanden. Wenn wir den Ungriſchen Reichstag viel über Worte und Ausdrücke ſtreiten ſehen, in welchen die Vorſtellungen abzuſaſſen ſeyn möchten, und wenn wir von der einen Seite gewahren, daß der Hof nur auf die Subſidien dringt, und ſo bald er dieſe erhalten, den Reichstag alsbald entläßt, auch wohl ohne oder gegen den Beyrath der Stände dieſes oder jenes durch Ausſchreiben fordert und beytreibt: ſo ſind dieß bedenkliche Zeichen. Wir wollen nicht eben mit dem ſel. Schlözer behaupten (eine Behauptung, gegen welche unſer Vf. eifert), daß der Ungriſche Reichstag dermaßen conſtituirt ſey, daß ſich daraus ganz eigentlich eine vollſtändige Theorie abſtrahiren laſſe, wie ein Reichstag und eine Verfaſſung nicht einzurichten ſeyn möchte; eher aber wollten wir behaupten, daß Spittler in der Vorrede zum 2. Theile ſeiner Staatengeſchichte an Ungern gedacht habe (welches unſer Verf. zu bezweifeln ſcheint), wenn er ſchrieb: Die ſtändiſche Organisa-tion treibt ſich bey einigen Reichern noch in ſolchen Unformen herum, daß die kundigſten Publiciſten des Reichs nicht einmahl zu ſagen im Stande ſind, wie die Stimmen auf dem Reichstage gezählt werden müſſen; denn eben hierzu finden ſich ja die Belege in dem vorliegenden Buche. Allein wenn man auch davon abſähe, oder ausnähme, daß dieſem abgeholfen würde, oder abgeholfen werden könnte: ſo würde dennoch damit noch nicht erreicht ſeyn, was man ſonſt noch als wünſchenswerth erkennen muß.

(S. das folgende Stück.)


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 29. May 1813.

Ofen.

Statistik des Königreichs Ungern, von *Martin von Schwartzner* etc. (Fortsetzung der S. 848 abgebrochenen Anzeige.)

Es ist ein Uebel, daß Ungern über seine Selbstständigkeit so ängstlich wacht, und gleichsam wachen muß, da doch dessen theuerstes Interesse so enge mit Oestreich verwebt ist. Aus dieser ängstlichen Beharrlichkeit, die altherkömmlich ererbte ständische Freyheit unverfehrt zu erhalten, entsteht, wir fürchten es, von der einen Seite, daß Verfassung und Verwaltung nicht die Fortschritte machen, welche sie sonst vielleicht bereits längst gemacht hätten; von der andern Seite aber sieht sich der Hof genöthigt, indem er doch unter die verschiedenen Theile der Monarchie die Lasten einiger Maßen gleich vertheilen muß, auf die eine oder die andere Weise dazwischen zu greifen, wie die Geschichte der letzten Reichstage beweiset; wodurch es dann geschieht, daß die ständischen Berathschlagungen mehr und mehr in leere Formlichkeiten ausarten: dieß aber kann einem der

D (4)

ständischen Freyheit Wohlwollenden auch nicht gleichgültig seyn. Es hat aber der Hof eine große Partey im Lande, denn der unendlich viel größere Theil der Nation, d. h. die plebs, hat durch die ständischen Freyheiten wenig oder nichts Erfreuliches bisher erhalten, der populus allein hat davon Vortheile gehabt, d. h. die Geistlichkeit, der Adel und die königl. freyen Städte einiger Massen als Corporationen, nicht aber die einzelnen Bürger, welche nicht zum populus gehören. Das Urbarium für die Bauern stammt von Maria Theresia, und von Joseph, Leopold und dem jetzt regierenden Könige Franz, daß die Acatholiken nicht mehr so, wie sonst, gequält werden, daß die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben worden, und daß der Adel zu den schweren Lasten unserer schweren Zeiten einige Mahle Etwas mit hat beytragen müssen, und nicht bloß und allein die misera plebs. Dieß alles zufolge unsers Verfassers. Hierdurch erhält der Hof bey dem größern Theile der Nation ein großes Uebergewicht, und wie könnte es anders seyn? Aber eben deßhalb läßt es sich auch dreist behaupten, daß eben die ständische Freyheit, wie sie dermahlen besteht, unmöglich auf die Dauer sich werde erhalten können. Man kann fürchten, daß die ständischen Rechte, weil die, welche sich ihrer erfreuen, sich zu beschränken nicht verstehen, einschlummern, oder zertrümmert werden können, wie dieß seit den letzten drey Jahrhunderten in mehreren Staaten aus ähnlichen Gründen geschehen ist: und gleichwohl müßte die ständische Freyheit, recht geleitet und wohl verstanden, als ein köstliches und unschätzbares Kleinod betrachtet werden. Aber mit Halsstarrigkeit rettet man nicht, wenn Recht oder Billigkeit und die Gewalt der Gegenwart etwas

Anderes fordern. Die Lärmenden, die Schreyer gegen den Hof, sind nicht immer die besten, auf keinen Fall die weisesten, Patrioten. Einige herbe Schriften gegen die Ungrische Verfassung sind neuerlich, wenn wir recht berichtet worden sind, in Oestreich selbst erschienen; der letzte Ungrische Reichstag hat sehr dagegen geëifert; so viel wir aber wissen, ist weiter nichts erfolgt; auch das ist ein Zeichen der Zeit.

Der Rec. hat verschiedentlich in diesen Blättern, und noch ganz neuerlich, seinen Abscheu gegen die Lehren, die von den so genannten Philosophen Frankreichs über dieß Land und über Europa verbreitet wurden, deutlich genug erklärt; die ganze vermeintliche Theorie, welche auf einem plötzlichen Umsturz alles Vorhandenen beruht, und allein, zufolge von Ideen der Vernunft oder auch wohl der Unvernunft, neue Staaten zu bilden verspricht, führt nur zum Despotismus hin, und kann nie einen haltbaren Grund gewinnen: aber Veränderungen und Verbesserungen sind oft nöthig, wenn man nicht durch halsstarrigen Eigensinn alles verzweiflungsvoll-aufgeben will. Verfassung und Verwaltung müssen sich ändern, weil die Menschen sich ändern.

In Ungern kann Niemand, der nicht zum Adel gehört, eine Scholle Erde frey besitzen; der Bauer verdankt den Königen persönliche Freyheit und Bestimmung dessen, was er seinem Herrn zu geben habe (Urbarium). Der Grundherr oder dessen Verwalter mag ihm noch jetzt als Hauszucht vier und zwanzig Stockprügel, und seinem Weibe vier und zwanzig Peitschenhiebe zutheilen lassen; der Adel muß während eines das Land selbst bedrohenden Krieges insurgiren, aber diese Insurrection leistet wenig, während die untern Classen

in Kriegs- und Friedenszeiten (der Krieg mag an des Landes Grenzen geführt werden, oder nicht) immer Recruten stellen, und oben drein in der Regel alle Abgaben allein tragen müssen: alles dieß zufolge unsers Verfassers. Bey solcher Lage der Dinge kann von großer Billigkeit eben nicht die Rede seyn, auch nicht von großer Anhänglichkeit der untern Classen an eine Verfassung, von der sie wenig gute Früchte gekostet haben. Wir fürchten, daß der Ungrißchen Verfassung begegnen könnte, was der Deutschen Reichsverfassung begegnet ist. Von dieser und der Deutschen Freyheit war hier und da viel Nähmens, sie bestand aber in nichts Weiterem, als in der freyen Willführ der Fürsten, wodurch alles kaiserliche und des Reichs Ansehen, die Alle schützende und vereinende Gewalt, zu Grunde gerichtet, und das Volk, als solches, aufgelöset ward; wirklich hing auch Niemand an dieser Verfassung, als die Wenigen, welche ihren Privat-Vorthail dabey fanden: daher es denn geschah, daß sie im Sturm ohne alles Bedauern zusammenstürzte, indem alle edlere Lebenskraft schon weit früher von ihr gewichen war. Da die Sachen aber einmahl so weit gekommen waren, so mußte es als ein Glück betrachtet werden, daß einzelne Theile des Ganzen, in welchen ein anderer Geist lebendig ward, sich besser ausbildeten.

Auch die königl. freyen Städte verdanken, wie unser Verf. zeigt, ihre Freyheit den Königen, und nicht dem Adel; schon ein Statut von dem Jahre 1687 hat aber der Vermehrung eines freyen Bürgerstandes Grenzen gesetzt. Nur als Corporation sind diese Städte dem Adel gleich, und deßhalb schicken sie auch Abgeordnete zum Reichstage: aber diese haben nie etwas Nahmhafteß ausgerichtet; sie er-

freuen sich ungefähr desselben Ansehens, welches die wohlweisen Bürgermeister auf verschiedenen Deutschen Landtagen genossen, die kaum den Mund aufthun durften: dieses aber ist in Ungern, seitdem in der zweyten Kammer alles Ungriech abgehandelt wird, um so mehr mit ihnen der Fall, da die Ehrbaren und Wohlweisen, zum Theil Deutschen Ursprunges, jener Sprache nicht eben mächtig sind. Was die einzelnen Bürger dieser königl. freyen Städte betrifft, so ist ihr Wehrgeld oder homagium zwar dem des Edelmannes gesetzlich gleich, nämlich 200 Gulden: allein die Observanz hat nicht nur die Entschädigung eines solchen von einem Edelmann mißhandelten Bürgers auf 100 Gulden herabgesetzt; sondern wenn umgekehrt ein Bürger an einem Edelmann sich vergreifen sollte, so büßt er nicht nur mit 200 Gulden, sondern außerdem noch mit dem Leben, oder, nach neuerer Observanz, mit dem Verluste seines sämmtlichen Vermögens: da hingegen jeder Edelmann jeden Bürger um 100 Gulden beliebig mißhandeln kann, nur muß (kommt dieß auch etwa von der königl. Gewalt?) die Mißhandlung nicht als Raub und Mord betrachtet werden können. Kein Bürger einer solchen königl. freyen Stadt darf einzeln vor Gericht gegen einen Edelmann auftreten, sondern dieß kann nur im Nahmen der ganzen Gemeinde geschehen, welche, als solche, allein adlige Gerechtsame hat. Zu allen öffentlichen Abgaben ist übrigens der Bürger verpflichtet; aber Landgüter darf er nicht erwerben. Anderes kann man in dem Buche nachlesen.

Wen solchen Verhältnissen kann eben vom Bürger einer königl. freyen Stadt kein hochherziges Gefühl erwartet werden, indem er um 100 Gulden von jedem Edelmann beliebig mißhandelt, und namentlich mit Füßen getreten werden mag:

diese hundert Gulden aber, wenn anders das Papiergeld hier seine Anwendung fand, betrugten bey dem niedrigsten Cours einige Zeit ein paar Ducaten: um diese Summe war die Ehre des Bürgers preis gegeben; und doch klagt man, daß es mit den städtischen Gewerben nicht fort will! Irgendwo sitzt ein Bierbrauer, der übrigens unser Freund nicht ist, im Hause der Abgeordneten des Volks; er hat viel in Europa von sich reden gemacht; wir zweifeln, daß ihn ein Edelmann seines Vaterlandes um ein paar hundert oder um zwanzig Schillinge mit Füßen treten darf: aber die Brauerey dieses Mannes, sagt man, gedeihe auch anders, als die in Pesth und Ofen und Preßburg. Es ist nicht allein die Güte des Getreides, des Hopfens, des Malzes, nicht die Einsicht, womit das Bierbrauen getrieben wird, nicht allein die Größe des vorhandenen materiellen Capitals, ja nicht einmahl die Freyheit des Gewerbes allein, welches das Gelingen desselben fördert: viel, unendlich viel, hängt von der bürgerlichen Ehre und Achtung ab, welche nicht mit dem Wocksbeutel der Zünfte zu verwechseln ist. Es mag noch Anderes hinzukommen: aber nichts ist verderblicher, als wenn sich die höheren Stände zu ehren glauben, indem sie die Untergeordneten unterdrücken und verachten, und wenn die Letztern aus einem, aus ihrer Lage entstehenden, nur zu gerechten Gefühle, ihren Stand zu verlassen, eifrig bemüht sind, um in die höheren sich einzudrängen, wo sie Schutz und Ehre wohlfeilen Kaufs erhalten. Der Bauer, der nie frey und eigen ein Stück Landes besitzen kann, der vier und zwanzig Stockprügel, und dessen Weib vier und zwanzig Peitschenhiebe zur Aufmunterung als Hauszucht erhalten mag, scheint eben auch keinen besondern Antrieb zu Fleiß und Thätigkeit zu haben,

um so mehr, da ihm in einigen Fällen zugleich die Freyheit fehlt, über sein rechtlich Erworbenes nach seinem Tode frey zu verfügen. Wer dann, wie der Recensent, persönlich auch nur einen Blick in Ungern gethan hat, der findet von dem Allen die auffallendsten und lautredenden Folgen. Die geringe Cultur des Bodens bey so reichen Geschenken der Natur, und die demüthige Knechtsgestalt so Vieler, die an andern Orten frey auftreten, fiel ihm um so mehr auf, wenn er das damit verglich, was er in den meisten Deutschen Landen, in der Schweiz, in Frankreich und Italien, vor- oder nachher, zu sehen Gelegenheit hatte. Mit dem Lebensgenusse und den Freuden eines Ungrischen Edelmannes, der eben nicht zu den ärmern gehört, möchte schwerlich ein leidlicher Holländischer Bauer tauschen. So wahr ist es, daß der Adel oder die Gutsbesitzer selbst gewinnen würden, wenn sie verständig genug wären, dem Bürger und dem Bauern einen größern und freyern, ehrenvollern Spielraum zu gestatten.

Wir empfehlen das vorliegende Buch auch den übertriebenen Verehrern des Mittelalters; hier finden sie es ziemlich frisch erhalten. Was treffliche Dichter aus dem Stoffe der mittlern Zeiten bilden, das wissen wir zu ehren; wer von den Profalkern nichts als Greuel und Barbarey im Mittelalter sieht, der kennt es nicht, und der Rec. kann um so weniger mit solchen Aeußerungen einstimmen, da er einen großen Theil seines Lebens auf das Studium des Mittelalters verwandt, und eine andere Ueberzeugung gewonnen hat: er spricht nur gegen die, welche zu einer blinden Verehrung der politischen Verhältnisse jener Zeiten, wie sie in der Wirklichkeit sich gebildet hatten, und in Ungern zum Theil noch sind,

also vermehren, daß auch das Gute, welches sich späterhin bildete, wieder vernichtet werden soll, sey es aus Liebhaberey zu Paradoxien, aus Kriecherey vor dem Adel, oder aus wirklicher Ueberzeugung, weil es eine gewaltige Zeit ist, in der man lebt, so daß die vergangene dem Gedrückten in der Phantaste eben deßhalb freundlicher erscheint. Doch auch dieß wird vorüber gehen!

Wie aber soll die plebs in Ungern an der Verfassung des Landes hängen, die allein für den Adel vorhanden ist? Was verdanken denn die Bürger der königl. freyen Städte und die Bauern ihr? Und lernt der gemeine Unger nicht im Kriege auch andere Länder kennen? Wäre es nicht verständiger, zur Rettung der ständischen Freyheit aus eigenem Antriebe, nicht auf Antrag des Hofes, Einiges zu thun, damit man auf einer breiteren und sicherern Grundlage fester stände? So pflegt man am Ende Alles zu verlieren, wenn man zur rechten Zeit nichts hingeben will. Und wo soll es denn endlich hinkommen, wenn der Adel immer mehr das Land in Schafristen verwandelt, und, wie in Spanien, der Herr mit seinen Thieren und Hirten einsam und freudenleer in der Wüstung sitzt?

Es ist sehr gewöhnlich, daß der Ungerische Adel den Grund alles Uebels in des Königes Mäthen sucht; es ist sehr populär, gegen diese zu declamiren. Wir sind nicht berufen, ihr Verfahren in jeder Hinsicht zu vertheidigen: allein von eigener Schuld will der Adel auch nichts hören. Man kamt ihm aber dreist voraus verkündigen, daß bey gleichem Beharren von seiner Seite, und zufolge dessen, was die jüngsten Zeiten andeuten, es nur zu leicht um mehrere seiner wesentlichen Rechte, der Wirklichkeit oder der Form nach, oder in bei-

der Hinsicht, gethan seyn möchte, welche man ihm zum Theil doch gern zu retten wünschte.

Allerdings ist es eine der schwierigsten Aufgaben in der Politik, wie man große Verdienste, indem man sie durch erbliche Vorzüge belohnt, wie man großes Vermögen, großen Grundbesitz und das daraus entstehende Uebergewicht einzelner Familien, so lenke, daß auch Andere daneben ihrer Freyheit sich erfreuen können, daß der Regent diese und sich selbst dabey zu schützen vermöge; das Aristocratische, mit Einem Worte, in der Monarchie so zu bilden, daß es dem edeln und vernünftigen Zwecke entspreche; that is the question. Hier ist der Ort nicht, dieß weiter auszuführen; in unsern Tagen hat diese Aufgabe die Weisesten beschäftigt, sie wird sie noch lange beschäftigen; sie ist, so viel uns bewußt ist, in der Wirklichkeit nur in Einem Lande glücklich gelöst worden. Wir gehören nicht zu den Gleichmachern: aber der Adel ist es auch nicht allein, weshalb ein Staat vorhanden ist, die übrigen Classen können auf die Frage, wer seyd ihr? die Worte erwiedern, welche irgendwo bey Shakespeare vorkommen: Wir sind Menschen!

Gerecht mögen mehrere wiederholte Forderungen der Ungarischen Stände an die Regierung seyn. So wünscht man freyern Verkehr mit dem Auslande, wenigere Abhängigkeit in dieser Beziehung von Oestreich u. s. w.: allein wahr ist es auch, daß die Regierung Manches verweigern muß, so lange Ungern sich immer durchaus als selbstständig und unabhängig betrachten will; so lange es ein so ganz verschiedenes Abgaben-System behauptet, und so lange die Regierung nur mühsam das erhalten kann, was in so gewaltigen Zeiten, in welchen wir leben, die übrigen Provinzen Oestreichs sich müssen gefallen lassen; so lange die Regierung

die Zusammenberufung eines Reichstags als ein Mittel anseht, dessen man sich nun einmahl freylich bedienen muß, dessen man aber gern überhoben wäre, und zu dessen Gebrauch man immer mit einer gewissen Angstlichkeit schreitet. Wir fürchten, es werde öfter geschehen, was in den neueren Zeiten geschah, daß man, ohne eben an die Stände sich zu kehren, dieß oder jenes durchsetzen werde, und daß somit die ständische Freyheit ihrer Form oder ihrem Wesen nach verschwinden werde, welches aus den angeführten Gründen um so leichter möglich ist. Wir leben in einer höchst ernsthaften Zeit; die Passivität, wie unser Verf. erzählt, wodurch sonst das Volk auf den Ungarischen Reichstagen sich Luft machte, haben auch aufgehört. Die ständische Freyheit mußte gerettet werden, aber, um sie zu retten, mußte auch der Adel Einigem entsagen.

Die Accriminationen der Stände gegen die Minister, daß sie ihre Freyheit unterdrücken wollen, und die der Minister gegen die Stände, daß sie allen großen, zur Rettung in schweren Zeiten zu ergreifenden, Mitteln halsstarrig widerstreben, führen nicht zum Ziele, sondern zu wechselseitiger Erbitterung. Es ist einer der eifrigsten Wünsche des Recensenten, und sicher aller derer, die Oestreich und Ungern wohl wollen, daß hochherzige und dem Geschäfte gewachsene Minister sich finden möchten, denen von der andern Seite gleichgesinnte unter den angesehenen und einflussreichen der Stände begegnen möchten, um dem widerlichen Streite endlich ein Ziel zu setzen, und im edeln und schönen Vereine das gemeinschaftliche Bestreben dahin zu richten, daß sowohl die Regierung unterstützt, als die National-Freyheit gerettet werde. Wir fühlen es wohl, wie unendlich schwer es sey, diese Aufgabe zu lösen: allein einer edeln Regierung und einem edeln Volke ist Vieles

möglich. Gebe Gott, daß es gelinge! Die nöthigen Veränderungen in der Verfassung würden sich dann von selbst schon finden. Wir zittern bey jedem Umsturze, er komme auch, woher er wolle.

Noch ein Wort muß der Rec. über eine Stelle hinzufügen, welche sich in der Vorerinnerung zum zweyten Theile S. VII findet. Bey Gelegenheit der angeführten Herabsetzung des Papiergeldes und der Kupfermünze in der Oestreichischen Monarchie auf ein Fünftel durch das Patent vom 20. Februar des Jahres 1811 heißt es: diese Herabsetzung sey erfolgt, "so wie es sich aus dem merkwürdigen Aufsatze in den Göttingischen gelehrten Anzeigen St. 15 J. 1811 vorhersehen ließ." Der Verfasser jenes Aufsatzes und dieser Anzeige ist ein und dieselbe Person. Wenn jene Aeußerung so viel sagen soll, daß jener Aufsatz auf den Entschluß der Regierung Einfluß gehabt, oder ihn bewirkt habe: so ist zwar Aehnliches, auch privatim wohl, dem Verf. versichert worden: allein Gewisses weiß er darüber durchaus nichts; er würde sich aber freuen, wenn dem so wäre, wenn er, ein entfernter Zuschauer, einzig und allein zufolge einer für wahr erkannnten Theorie des Papiergeldes eine Veranlassung zur Verminderung außerordentlich großer Uebel bey einem Volke geworden wäre, das so viele Achtung verdient; er würde darin einen Lohn finden, der jeden andern, den man ihm hätte bieten können, aufwöge; einen Lohn, der Privat-Schriftstellern selten zu Theil wird. Das Geschrey gegen jenes so genannte Herabsetzen von den Unkundigen hat sich verloren, wie zu erwarten stand; den Dank hat, wie billig, die Regierung geerntet. Das Volk, dem man genaue theoretische Kenntnisse von dem Papiergelde nicht zutrauen kann, war zuerst nach

der ergriffenen Maßregel wild und unbändig; es traute nicht, es war zu oft getäuscht worden in seinen Hoffnungen. Später urtheilte es anders; aber es würde noch weit günstiger urtheilen, wenn nicht andere Maßregeln, die der Rec. nicht empfohlen hat, und nach seiner Ueberzeugung nicht vertheidigen kann, damit wären verbunden worden, und wenn nicht ganz neuerlich noch andere ergriffen worden wären, welche die guten Folgen schier ganz aufheben können; auch selbst die so genannte Herabsetzung ist nicht einmahl so geschehen, wie er es wünschte. Auf des Rec. Rechnung kommt nichts, als, zufolge des Curses, auf Einmahl, weil kein barer hinreichender Fonds vorhanden war, ein neues Papiergeld auszugeben, um dieses sofort gegen Staatsgüter, durch Anleihen u. a. Mittel einzulösen und zu vernichten; den gezwungenen Cours aufzuheben; und eine dem frühern Course gemäße Scala zur Richtschnur früher eingegangener Verbindlichkeiten zu machen: alles Andere ist ihm nicht bezumessen. Er hat sich hierüber weitläufig vor kurzem in einem andern öffentlichen Blatte geäußert. Bedauern muß er es aber, nach dem zu urtheilen, was ihm von den Verhandlungen des letzten Ungarischen Reichstages bekannt geworden ist, daß unter den Ständen, mit geringer Ausnahme, so wenige gesunde Kenntnisse über die Natur und das Wesen des Papiergeldes sich gezeigt haben. Auch glaubt er es sich selbst schuldig zu seyn, hinzufügen zu müssen, daß er jenen Aufsatz, dieser möge nun auf die Erscheinung des Patents einen Einfluß gehabt haben, oder nicht, aus völlig freiem Antriebe, und gänzlich unabhängig, geschrieben habe, und daß er allein dafür haften.

Leipzig.

Draconis Stratonicensis liber de metris poeticis. Joannis Tzetzar exegesis in Homeri Iliadem. Primum edidit et indices addidit Godofredus Hermannus. Sumptibus Weigelii anno 1811. Draco auf 168 Seiten. Tzetzes auf 156 Seiten.

Der Grammatiker Draco Stratonicensis (Δράκων Στρατονισεύς) hatte, nach Suidas, unter diesem Wort, geschrieben: Τεχνικά, ὀρθογραφίαν, περὶ τῶν κατὰ συζυγίαν ὀνομασιῶν, περὶ ἀντωνυμιῶν, περὶ μέτρων, περὶ Σατύρων, περὶ τῶν Πινδαροῦ μελῶν, περὶ τῶν Σαπφούς μέτρων, περὶ τῶν Ἀλκαίου μελῶν. Dasselbe steht auch bey der Eudocia p. 135 Tom. I. der *Anecdota graeca* von Willoison. Zu diesem kommt noch die Schrift περὶ καταλλήλητος, welcher in dem vorliegenden Buche erwähnt wird. Draco war also ein gelehrter Grammatiker. Von allem diesem hat sich aber nichts erhalten, als das vorstehende Buch von den Versmaßen, welches Draco an seinen Sohn Posidonius schrieb. Es fand sich dasselbe in der Pariser Bibliothek (s. den Catalogus cod. Parisiens. Vol. II p. 539, bis jetzt unedirt, wiewohl Ruhnkenius eine Abschrift davon besaß (vergl. Valken. Diatribe in Eurip. pag. 217). Neueditg gab auch Hr. Haase in den Notizen und Excerpten der Mss. Biblioth. Imper. Tom. VIII. Part II. pag. 33 genauere Nachricht davon. Den Herausgeber, Professor Hermann, veranlaßten zunächst die von ihm aufgestellten Behauptungen über des Orpheus Argonautica, sich durch den verstorbenen Bait eine Abschrift des Buches aus Paris zu verschaffen. Es werden nämlich in dieser

Schrift zwey Mahl die Argonautica des Orpheus citirt, und bekennlich war es unter andern auch dieses, was den Ruhnkenius bewog, den Argonauten ein höheres Alter beyzulegen. Was nun das Alter derselben anlangt, welche Hermann bekannter Maßen zwischen den Quintus und Nonnus setzt, so kann, nach heutigeu Begriffen von alter epischer Sprache, kaum noch zweifelhaft seyn, daß Hermann vollkommen Recht hat, und Ruhnkenius die Argonauten viel zu hoch hinaufrückte. Bey der überwiegenden Kraft so vieler Gründe, worauf jener Satz beruht, haben wir daher, auch ehe wir den Draco kannten, niemahls viel Gewicht auf sein Zeugniß gelegt, weil ja in den meisten Schriften der alten Grammatiker, die wir haben, sich fremde Zusätze finden. Hermann hält nun auch den Draco für interpolirt, und macht dieses besonders dadurch wahrscheinlich, daß in dem von Bekker herausgegebenen Apollonius Dyscolus de Pronomine nicht undeutlich Draco als schon gestorben bezeichnet wird, folglich nicht nach dem Apollonius lebte, wie man bisher glaubte, und eben deswegen der noch später lebende Herodian, Sohn des Apollonius, unmöglich konnte von Draco citirt werden, was doch in dem vorliegenden Buche mehrmahls geschieht. In der That bedarf es keines großen Scharfsinnes, um einzusehen, daß die Schrift des Draco, wie sie jetzt erscheint, ein ziemlich mittelmäßiges Nachwerk sey, ein kurzer Auszug aus der Hauptschrift *περὶ ὑέτρων*, mit fremden Zusätzen. Sie zerfällt in einen prosodischen und metrischen Theil. Von diesen ist der letzte der dürftigste, und enthält dabey so mancherley Unrichtigkeiten, daß für Metrik daraus heut zu Tage nichts gelernt wer-

den kann. So z. B. steht darin, der trochäische Rhythmus nehme in den ungeraden Stellen auch den Jambus auf, wiewohl dieß noch immer verzeihlicher ist, als wenn z. B. in dem Profodischen Lexicon der griechischen Sprache — Gött. 1811 S. IX noch heut zu Tage gelehrt wird, daß in den Trimetern anstatt des Jambus auch der Trochäus Platz habe; von dem antispastischen Rhythmus lehrt Draco, wie andere Grammatiker, daß in die ersten Dipodie nicht bloß der vierte Epitrit, sondern auch der Ditrochäus und der dritte Paeon gestellt werde, und die letzte Dipodie in den acatalectischen rein jambisch sey; ferner in den Anapästien könne auch der Jambus stehen, und in den äolischen Versen vorn auch der Pyrrichius, aus Unkunde dessen, was wir jetzt Bassis nennen, und dergleichen Unrichtigkeiten mehr. Dagegen werden richtig, wie bey allen Alten, die pæonischen Verse auch hier nicht als eine besondere Gattung angesehen, und in den Jonikern a minore die Verwechslung mit dem trochäischen Rhythmus statuirt, wenn schon Hermann in seiner Metrik entgegen ist. Es ist freylich gewiß, daß aus Grammatikern, und wenn deren noch mehrere gefunden würden, über Metrik sich wenig Brauchbares mehr wird lernen lassen, und man kann in dieser Rücksicht den Verlust der Schriften des Draco über Pindar, Sappho, Alcäus, nicht beklagen; wenn aber Hermann in der Vorrede categorisch selbst über alle Musiker abspricht, so halten wir ihm die Fragmente des Aristophanos entgegen, und sind fest überzeugt, daß durch Hülfen der alten Musiker sich eine viel bessere Theorie über den Rhythmus aufstellen lasse, als durch den Causalitäts-Begriff, von dem man nicht absieht, was er eigentlich solle in der Theorie einer schönen Kunst, wofür doch Hermann selbst die Me-

trif erklärt. Doch wir können das wahre Wesen des Rhythmus hier mit Wenigem nicht klar machen. Ausführlicher, als der metrische Theil, ist der profodische bey Dracon, der in alphabetischer Ordnung abgehandelt wird, versehen mit vielen Citaten aus Dichtern. Bey weitem die meisten sind aus Homer, dann Theocrit und Callimachus, ungleich weniger aus den Tragicern und Comikern, noch weniger aus den Lyrikern. Hieraus sieht man, daß der Gebrauch der Dichter keineswegs gleichmäßig ist. Sollte ein profodisches Werk heut zu Tage bedeutenden Nutzen haben, so müßten die Hauptfelder der Poesie gleichförmig bearbeitet seyn, und auf Zeitalter und Dialecte sorgfältig Rücksicht genommen werden. Die Lesarten in den angeführten Stellen sind oft dieselben mit den heutigen, bisweilen auch schlechter. Einiges Wenige kommt vor aus verloren gegangenen. Was endlich die Arbeit des Herausgebers anlangt, so ist die Abschrift von Vast genau abgedruckt, und in ganz kurzen Noten werden die im Texte citirten Stellen angezeigt; sonst aber ist für die Berichtigung des Textes und der Lehren gar nichts geleistet. Daher kann auch das Profodische, da mehreres Falsche und Unbestimmte sich darin findet, nur mit Vorsicht gebraucht werden.

Endlich hat der Herausgeber auch noch des Zetzjes Exegetis in Iliadem aus dem Paulliner Codex des Homer zu Leipzig abdrucken lassen, von welcher Schrift man schon durch Bergler in den Actis eruditorum an. 1719 p. 307 Kenntniß hatte. Die Erklärung der Homerischen Götter müssen wir denen empfehlen, in deren Geiste sie sind; nach unserer Meinung sind einige neue oder richtigere Citate der Hauptgewinn, der aus diesem Commentar hervorgeht.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1813.

Göttingen.

Grundriß der theologischen Encyclopädie, zum
 Gebrauche bey seinen Vorlesungen. Von Dr. G.
 J. Planck. 1813. S. 314 in Octav. In der
 Vorrede hat sich der Verf. hinreichend sowohl
 über die Gründe erklärt, welche ihn bestimmten,
 diesen Grundriß der neuen Vorlesungen heraus-
 zugeben, die er seit zwey Jahren über die theo-
 logische Encyclopädie eröffnet hat, als über das
 Verhältniß, in welches er diese Schrift mit seiner
 vor zwanzig Jahren herausgegebenen Einleitung
 in die theologischen Wissenschaften bringen wollte.
 Bey dem einen, wie bey dem andern, glaubte er
 sich Rücksicht auf den Zustand, in welchem sich
 gegenwärtig die theologische Wissenschaft unter
 uns befindet, zum ersten Gesetz machen zu müssen,
 so wie er in seinen Vorlesungen vorzüglich nur
 dasjenige, was den Zögling der Wissenschaft bey
 seinem ersten Eintritt darin orientiren kann, auf-
 nehmen, aber es doch auf eine solche Art behan-

P (4)

deln zu müssen glaubt, daß es bey seinem weitem eigenen Studio immer für ihn leitend, und auch noch in der spätern Erinnerung nützlich werden kann. Manches mag daher auch, so wie es in dem Grundriß gefaßt werden mußte, erst dann ganz verständlich für ihn werden, wenn nach einem längeren eigenen Studio die Erinnerung daran wieder in seiner Seele erwacht, wenn sich schon durch den mündlichen Vortrag leicht so viel erhalten läßt, daß auch der Anfänger etwas dabey denken und davon verstehen kann. Der Verf. würde wenigstens seinen Zweck für völlig verfehlt halten, wenn seinen Zuhörern irgend Etwas in seinem Vortrag ganz unverständlich bliebe. Er will daher in diesem lieber klar, als tief seyn, wenn er nur Seichtheit vermeiden kann; am wenigsten aber hält er es für nöthig, daß dem Anfänger in der Wissenschaft gerade Alles voraus gezeigt und bemerklich gemacht werden müßte, was er einst bey der eigenen Umsicht darin finden wird. Es kann doch nur darauf ankommen, ihn in den Stand zu setzen, daß er sich selbst darin gehörig umsehen kann, und zugleich Lust und Trieb und Eifer in ihm zu erwecken. Gelingt dieß nach Wunsch, so kann man sicher genug darauf rechnen, daß er es selbst finden wird; wer aber mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, und mit dem Wogen unsers theologischen und sonstigen Zeitgeistes genauer bekannt ist, der wird auch selbst beurtheilen können, daß und wodurch jetzt die Erzielung jenes Zweckes zur schweren Aufgabe wird. Noch lieber wird er jedoch dem Verf. darin bestimmen, daß es wohl — nach Vorrede S. XI — „einerseits niemahls nöthiger war, als

jeht, auf die Bildung unserer künftigen Religionslehrer die bedachtam-gewissenhafteste Sorgfalt zu verwenden, um der Sache der Wahrheit und des Guten weder auf die eine, noch auf die andere Art zu schaden, aber auch andererseits niemals so dringendes Zeitbedürfniß war, der brauchbaren, der zu der Ausrichtung ihres hohen Berufs tauglichen und zugleich von der Größe dieses Berufs durchdrungenen Religionslehrer mehrere für unser Volk zu bekommen.“

Paris.

Ben J. Buiffon: *Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire (?)*; ou Collection des voyages nouveaux les plus estimés, traduits de toutes les langues européennes; des relations originales, inédites, communiquées par des Voyageurs français et étrangers; et des mémoires historiques sur l'origine, la langue, les moeurs et les arts des peuples, ainsi que sur le climat, les productions et le commerce des pays jusqu'ici peu ou mal connus; accompagnées d'un *Bulletin* où l'on annonce toutes les découvertes, Recherches et entreprises qui tendent à accélérer les progrès des sciences historiques (?), spécialement de la Géographie, et où l'on donne des nouvelles des voyageurs et des extraits de leur correspondance. Avec des cartes et planches, gravées en taille-douce. -- Publiées par Mr. *Malte-Brun*. Seconde édition, revue et corrigée (nämlich bloß für die 4 ersten Bände oder die 12 ersten Hefte, die das erste Abonnement ausmachen, wovon der Anfang im Jahre 1807 erschien). 1809 — (da

die übrigen Bände, 5—20, oder Hest 13—60, in die Jahre 1808—1813 fallen).

Wir glauben die Anzeige dieses nicht uninteressanten Journals nachhohlen zu müssen, da es sich bald sechs Jahre ununterbrochen erhält, mit immer, wie es scheint, steigendem Beyfall des Französischen Publicums. Der weitläufige und etwas hochtrabende Titel gibt genug zu erkennen, was man von dem Werke zu erwarten habe, und sogar mehr, als man darin findet. Als *Annales de l'Histoire* und *Bulletin de toutes les découvertes, recherches et entreprises qui tendent à accélérer les progrès des sciences historiques* kann man es schwerlich anerkennen, da das Fach der Geschichte gar zu dürftig hier ausfällt, und diese letztere Wissenschaft wohl werth ist, ihre eigenen *Annales* zu haben. Sehr freygebüßig ist übrigens der Herausgeber, Hr. *Malte-Brun*, mit dieser Aufhebung aller Grenzen, und mit dem Zusammenschmelzen aller Arten von Kenntnissen in einander. "*L'esprit humain*" (sagt er in seiner Einleitung S. 7) "*embrasse, dans une seule et vaste idée, toutes les contrées du Monde, avec toutes leurs productions variées et avec les innombrables nations qui les habitent. Cette image raccourcie du Monde, c'est la véritable Géographie (!). Elle ne diffère de l'Histoire que parcequ'elle l'une se règle sur le Temps et l'autre sur l'Espace. La Géographie n'est au fond qu'une histoire qui s'arrête pour considérer le présent.*" Dieß soll philosophisch klugen, und paßt doch keineswegs. Etwas Aehnliches hat freylich *Schlözer* von der *Statistik* einst gesagt, von der es sich wohl sagen läßt.

Nebel angewandt ist es hier auf Geographie, und es ist leicht einzusehen, daß man mit solchen leeren Floskeln gar leicht zu allen Resultaten hin hüpfen kann. Die Geographie ist das Lieblingsfach des Hrn. Malte-Drun, und nun soll die Geographie Alles in Allem werden, Geschichte sogar und Völkerkunde, Botanik und Mineralogie. Statistik insbesondere will er bloß als eine Abtheilung der allumfassenden Geographie betrachtet wissen. Was an der Oberfläche der Erde sich ereignet, gehört, nach ihm, zur Erdkunde; und da, vermöge des Gesetzes der Schwere, der Mensch an jener ziemlich fest haftet, so müssen alle menschliche Gewerbe und Angelegenheiten der véritable Géographie, die dadurch, wie man sieht, zur Würde einer Local- und Raum-Encyclopädie erhoben wird, anheimfallen. Doch so ernst wird es hier nicht gemeint, und bey weitem das Meiste in diesem Journale schränkt sich in der That auf Reisebeschreibungen und Geographie im engeren Sinne ein.

Was das in den bisherigen zwanzig Bänden Enthaltene betrifft, so wird gewiß kein Leser uns zumuthen, hier eine Inhaltsanzeige davon mitzutheilen, und wohl gar bey dem Einzelnen zu verweilen, da zu einer solchen ausführlichen Recension leicht mehrere Bogen erforderlich wären. Nicht einmahl das Interessantere kann man mit Zuversicht angeben: denn was den Einen anzieht, ist dem Andern ohne Bedeutung. Es läßt sich bey jeder Sammlung der Art der bekannte Spruch anwenden: Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura. Außer dem ist Vieles, sehr Vieles, darunter aus dem

Deutschen, Englischen u. s. w. übersetzt, und in Deutschland schon hinlänglich bekannt. Manche Aufsätze sind bereits anderswo erschienen (wie z. B. Tome XVII. Nr. 1. das Mémoire des Hrn. von Hammer sur l'influence morale et politique du Mahométisme pendant les trois premiers siècles de l'hégire schon in den *Fundgruben des Orients*.) Andere, welche Bruchstücke größerer Französischer Reisebeschreibungen oder sonstiger erdkundigen Arbeiten sind, sind dem Publicum seit ihrer Erscheinung in diesem Journale mit den Werken, zu denen sie gehörten, übergeben. Doch hat eine periodische Schrift der Art für Frankreich, das in der Regel so wenig von dem Auslande erfährt, einen wahren Werth, und in so fern kann man Hrn. Malte-Brun sein Verdienst nicht absprechen. In Dänemark geboren und gebildet, kam er gegen den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nach Paris, in der rüstigen, unternehmenden Epoche der Jugend. Zuerst wandte er sich zu den ihm geistig verwandten dortigen so genannten Philosophen, die von ihrer in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts erworbenen Wichtigkeit bis dahin etwas beybehalten, und sich noch eines, wiewohl schwachen und allmählich verbleichenden, Nimbus erfreueten. Da er aber bey diesen Herren das nicht fand, was er erwartet hatte, so wandte er sich (gleich dem großen Eugen) in seinem Aerger zu der entgegengesetzten feindlichen Partey, und arbeitete nun fleißig in ihrem Sinne. Seitdem ist er durch sein unlängbares Schriftsteller-Talent so ziemlich unabhängig geworden, und geht seinen Weg für sich. Ausgerüstet mit vieler Kenntniß

der Sprache und Litteratur anderer Völker, außerdem geschmeidig, des Französischen Geschmacks und der Sprache sehr kundig, war es ihm ein Leichtes, aus fremden Materialien ein belehrendes und unterhaltendes Journal der Art zu liefern. Man weiß genug, welche eine Menge, und zum Theil trefflicher, Zeitschriften über Reisen, Geographie und Geschichte England und Deutschland allein besitzen; Italien, Dänemark, Schweden u. a. nicht zu gedenken. Eben so, und meistens aus Deutschen Quellen, hat der geschickte Herausgeber, der nun der *Geograph var' sêo-xv* der dortigen Lesewelt geworden ist, sein *Précis de Géographie universelle* zusammengefügt, welches dort ein sehr großes Glück machen mußte, und wirklich auch macht (obgleich wir dabey nicht gut begreifen, wie ein berühmter Deutscher Geograph auf den Einfall gerathen konnte, dasselbe Werk wiederum ins Deutsche zu übertragen, bey welchem Geschäfte er oft das Vergnügen hat haben müssen, sich selbst zu übersetzen). Wie dem seyn mag, so ist Hr. Malte-Brun durch den großen Beyfall nicht wenig übermüthig geworden, so wie über seinen Sieg in der Polemik gegen den Geographen Pinkerton, den Buchhändler Dentu und Andere (die hier vielen Raum einnimmt, und sehr bitter geführt wird), und sieht sich selbst nun als einen kleinen König und Autocraten der Wissenschaft an. In einem seiner letzten Hefte, bey Gelegenheit einiger bescheiden geäußerten Zweifel über die Kühnheit, mit welcher er die Grenzen der Geographie weit über die Gebühr ausdehnt, äußert er sich folgender Maßen: „Mal-

872 G. g. A. 87. St., den 31. May 1813.

gré ces déclamations, la Géographie n'en sera pas moins ce que les Géographes veulent qu'elle soit" — welchem Nachtspruche nur die Decret-Form und das Datum zu fehlen scheint: gegeben in dem und dem Jahre unserer Regierung, u. s. w.

Das auf dem Titel angekündigte Bulletin ist eine Art von Litteratur-Zeitung, mit einem Intelligenz-Blatte über Geographie u. s. w. verbunden. Die Urtheile sind nicht immer die billigsten und richtigsten. Nach Partey und Leidenschaft (wie es überhaupt in Frankreich seit so vielen Jahren gäng und gäbe ist) wird oft gerichtet, ganz in der berüchtigten Art des bekannten Journal des débats. In dieser Art von schöner Leichtfertigkeit zeichnet sich Hr. Depping, einer von den fruchtbarsten Mitarbeitern, besonders aus. Am Ende, z. B. der Anzeige des England, Wales, Ireland und Schottland unsers sel. Böde, entblödet er sich nicht, folgende Insinuation zu wagen (Band VIII. S. 404): "Dans certains endroits de l'ouvrage on s'apperçoit que l'auteur n'avait pas à se plaindre du gouvernement Britannique." Als wenn man keine anderen Gründe haben könnte, von einem Lande günstig zu reden, als die des niedrigsten Eigennuzes! Bekannt genug ist es, daß unser edler Colleague, bey aller seiner Vorliebe für die Britische Nation, nie in geringster Berührung mit ihrer Regierung gestanden hat, und nichts weniger, als ein blinder Vertheidiger der von dieser befolgten Maßregeln war.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1813.

Paris.

Bey Courcier: *Connaissance des tems ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1813.* publiée par le bureau des longitudes. Juillet 1811. 228 Seiten in Octav.

Eben daselbst. *Connaissance des tems etc. pour l'an 1814.* Avril 1812. 240 S. in Octav.

Die Tafel für die geographische Lage der vornehmsten Oerter der Erde hat besonders durch die Benutzung der auf den Reisen von DeLarocasseau, von Humboldt und von Krusenstern gemachten Bestimmungen an Umfang wieder beträchtlich gewonnen, so daß sie in dem Jahrgange für 1814 über 1600 Artikel, und folglich über 100 mehr enthält, als in dem Jahrgange für 1812. Die Zusätze zu diesen beiden Jahrgängen sind dießmahl nicht zahlreich. Der Jahrgang 1813 enthält bloß zwey kleine Aufsätze von Laplace. In dem ersteren gibt er eine wichtige Bereicherung der Theorie der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate, indem

er durch eine künstliche Analyse zeigt, daß bey derjenigen Combination der Grundgleichungen, welche diese Methode vorschreibt, der zu befürchtende mittlere Fehler in den Resultaten ein Minimum wird, so bald die Anzahl der Grundgleichungen sehr groß ist, das Gesetz der Wahrscheinlichkeit der Fehler sey, welches er wolle. Umständlicher ist diese Untersuchung in dem unlängst erschienenen größern Werke des Verf. über die Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgeführt. Der andere Zusatz betrifft die Mondsgleichung von langer Periode, deren Nothwendigkeit man aus der Disharmonie zwischen den für 1692, 1756, 1779 und 1801 herausgebrachten Epochen der mittleren Mondslänge geschlossen hat, ohne sie bisher ganz befriedigend in der Theorie nachweisen zu können. In den Bürgschen Mondstafeln war sie dem Producte des Sinus der doppelten Länge des Mondsknoten plus der Länge des Mondspärigeum weniger der dreifachen Länge des Sonnenpärigeum proportional, und ihr Coefficient $= -14''$ angenommen worden. Laplace kündigt jetzt an, daß er überwiegende Gründe habe (über welche er sich aber nicht näher erklärt), sie dem Cosinus der doppelten Länge des Mondsknoten plus der Länge des Mondspärigeum proportional zu setzen, und bestimmt ihren Coefficienten $= -13''96$. (Burchardt hat in seinen neuen Mondstafeln, wie wir bereits bey deren Anzeige bemerkten, dieselbe Form zum Grunde gelegt, und den Coefficienten $= -12''5$ angenommen.) Wir sehen mit Verlangen der ausführlicheren Darstellung der theoretischen Untersuchungen des Verf. über diese delicate Frage entgegen.

Die Zusätze zu dem Jahrgange 1814 sind folgende: 1) Ueber den Ursprung der Cometen, von

Lagrange. Der große (den Wissenschaften seitdem, wenn gleich in hohem Alter, doch noch immer zu früh, durch den Tod entriffene) Geometer dehnt hier die bekannte Olbers'sche Hypothese über den Ursprung der neuen Planeten auf die Cometen aus, und entwickelt mit derjenigen Eleganz, die man immer von ihm gewohnt war, die Bedingungen, unter denen ein von einem Planeten, der sich in einer Kreisbahn bewegte, fortgeschleudertes Fragment eine parabolische Bahn beschreibt. Die Grenzen der relativen Geschwindigkeit, womit der werdende Comet fortgestoßen wird, sind, wie man leicht sich überzeugt (Lagrange hat es indeß nicht bestimmt ausgesprochen), $\sqrt{2} - 1$ und $\sqrt{2} + 1$, die Geschwindigkeit des Planeten als Einheit angesehen; merkwürdig ist aber der hier von Lagrange aufgestellte (gleichfalls leicht zu beweisende) Satz, daß die Geschwindigkeit $\sqrt{3}$ die Scheidewand zwischen den rechtläufigen und rückläufigen Cometen bildet, so daß ein (in Beziehung auf die Bahn des Planeten) rechtläufiger eine kleinere, der rückläufige eine größere erfordert. Denkt man sich einen Planeten in einer hundert Mahl so großen Entfernung, wie unsere Erde, der durch die Wirkung eines in seinem Innern plötzlich, durch was immer für Ursachen, frey werdenden elastischen Fluidum in mehrere Stücke zersprengt würde, so brauchte die Explosion nur so stark zu seyn, daß sie eine zwölf oder funfzehn Mahl so große Geschwindigkeit, wie die einer zappündigen Kanonenkugel, ertheilen könnte, um elliptische oder parabolische Cometen nach allen möglichen Dimensionen und nach allen möglichen Richtungen hervorzu bringen. Dieser letztern Behauptung müssen wir indeß widersprechen; es könnten auf diese Art nur

solche Cometen entstehen, deren Knotenlinie auf der vorigen Planetenbahn mit der Apfiden-Linie sehr nahe zusammenfällt, wenn sie in ihrer Sonnen-nähe bis in die Region der Erdbahn herabkommen sollen. Allein von den sämtlichen bisher berechneten Cometenbahnen ist nur ein kleiner Theil von der Art, daß die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart zugestanden werden könnte. Practische Astronomen werden überhaupt schwerlich geneigt seyn, in Cometen, deren ganzes Ansehen auf eine durchaus verschiedene physische Beschaffenheit hindeutet, Stücke von festen Planetenkörpern zu erkennen. 2) Einige Notizen aus Krusenstern's Reise um die Welt. 3) Eine sehr bequem angeordnete Tafel zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, von Büschhardt. 4) Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen zu Paris im Jahre 1809. Am Schlusse beider Jahrgänge, wie gewöhnlich, das Verzeichniß der Mitglieder des Längen-Bureau.

Wien.

Von Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Erster Band. 464 Seiten. Zweyter Band. 411 Seiten in Octav.

Die poetischen Werke dieses, der Kunst der Museu zu früh entrisenen, Dichters verdienten, durch eine Sammlung der Nachwelt empfohlen zu werden. Collin gehört nicht zu unsern Dichtern vom ersten Range; aber er muß mit Achtung und Auszeichnung genannt werden. Was ihm an schöpferischer Phantasie fehlte, ersetzte er zum Theil, so gut es sich ersetzen läßt, durch das Talent, die edelsten Gefühle der menschlichen Seele in dramatischer Form darzustellen, durch

nicht gemeine Einsicht in die Gesetze der Kunst, und durch eine kraftvolle und gebildete Sprache. Zu einer genaueren Characteristik seiner poetischen Verdienste und ihrer Mängel ist hier nicht der Ort. Noch weniger dürfen wir uns, nach dem Plane dieser Blätter, eine critische Zergliederung der einzelnen Stücke erlauben, deren einige längst bekannt sind, andere in diesen beiden Bänden, so viel wir wissen, zum ersten Male sich dem Publicum zeigen. Nur eine, den Geist der dramatischen Arbeiten dieses Dichters, besonders seine Trauerspiele, denen er seine Celebrität verdankt, im Ganzen betreffende Anmerkung mag hier einen Platz finden. Collin's Trauerspiele beweisen von neuem, was man aus der Natur, der Sache leicht erklären kann, daß durch eine gehaltene moralische Spannung, oder durch die Darstellung eines ungewöhnlichen Edelmuths, in welchem sich die reinste Würde der menschlichen Natur offenbart, das wahrhaft tragische Interesse nicht erregt wird. In der Darstellung rein moralischer Idealität, bis zur Ueberspannung, ist Collin ein Meister. Aber das tragische Interesse verlangt ein Gemisch von Seelengröße und menschlicher Schwäche, ein energisches Hervortreten des Kampfes der menschlichen Natur mit sich selbst, mit Einem Worte, mehr ideale Menschlichkeit, als musterhafte Tugend. So bald der Held des Trauerspiels vorzüglich als Gegenstand unserer moralischen Bewunderung erscheint, fühlen wir uns mehr geneigt, nach irgend einer Sittenlehre sein Betragen zu würdigen, als unbefangen mit ihm zu sympathisiren. Auch die heitere Geistesfreyheit, mit welcher alle eigentliche Poesie empfundnen seyn will, verträgt sich nicht mit einem

solchen Uebergewichte von rein moralischer Kun-
 rung und Erschütterung, in welcher Collin das
 höchste Verdienst der tragischen Kunst gesucht zu
 haben scheint. Doch genug davon. Die übrigen
 Mängel dieser dramatischen Arbeiten mögen an-
 dere Critiker anzeigen. Der erste der vor uns
 liegenden zwey Bände enthält die drey Trauer-
 spiele, Regulus, Coriolan, und Polyxene: alle drey,
 nach der Versicherung des Herausgebers, umge-
 arbeitet. In dem Regulus hat Collin das Ei-
 genthümliche seiner Poesie vorzüglich gezeigt.
 Der Coriolan sicht gegen den von Shakspeare
 ein wenig ab. In der Polyxene ist mit unge-
 meiner Zartheit und Kraft der Griechischen Sage
 eine Wendung gegeben, die man bey Euripides,
 der in seiner Hekuba zum Theil denselben Stoff
 bearbeitet hat, nicht findet. In dem zweyten
 Bande sind enthalten die Trauerspiele Balboa,
 Bianca della Porta, und Mdon. Den Beschluß
 macht ein Bruchstück einer, unsers Erachtens
 gänzlich mißlungenen, Verwandlung des Shakspea-
 rischen Macbeths in ein lyrisches Drama. Noch
 vier Bände sollen folgen.

Marburg.

In der neuen academischen Buchhandlung:
 Lehrbuch des napoleonischen Civilrechtes, von
 D. Anton Bauer, Professor der Rechtswissen-
 schaft auf der Universität Marburg (jetzt zu Göt-
 tingen). Zweyte, durchaus verbesserte und
 vermehrte Ausgabe. 1811. groß Octav XXIV
 und 469 Seiten.

Die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs erschien
 zu einer Zeit, wo das Französische Recht in Deutsch-
 land noch sehr wenig bearbeitet, und wo der Zu-

gang zu einem großen Theile der Französischen Schriften noch nicht offen war. Sie wurde auf mehreren Universträten zum Leitfaden der Vorlesungen gebraucht, und war schon nach zwey Jahren vergriffen. Jetzt erscheint nun das Lehrbuch in einer verbesserten Gestalt, und liefert den Beweis, daß binnen dieses kurzen Zeitraums in Deutschland Vieles für die Cultur des Französischen Civil-Rechts geschehen ist.

Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser bemüht war, das Ganze, mit Ausgabe und Benützung einer reichen und ausgesuchten Litteratur, und mit steter Rücksicht auf Klarheit, Bestimmtheit und Kürze, durchgängig sehr sorgfältig zu revidiren, zu berichtigen und zu verbessern. Beynahe kein einziger Paragraph ist unverändert geblieben, und 31 Paragraphen sind neu hinzu gekommen. Der Plan blieb im Ganzen der nämliche; nur einzelne Materien haben andere Stellen erhalten. So sind die Verträge, welche in der ersten Ausgabe nach ihren Gegenständen geordnet waren, jetzt nach der Textordnung abgehandelt, weil der Code Napoléon manche Verträge als Arten einer Gattung aufstellt, und auch allgemeine Bestimmungen über solche gibt. Die Lehre vom Brautschage, an sich betrachtet, ist jetzt vor den einzelnen Vermögensverhältnissen abgehandelt, weil der Brautschag bey allen diesen Verhältnissen vorkommen kann (§. 119 ff.).

Mehrere wichtige Lehren haben eine gänzliche Umarbeitung erfahren. Dahin gehört z. B. die Bestimmung des Verhältnisses des Code Napoléon zu den früheren Quellen des Civil-Rechtes

(§. 15—17), die Darstellung der allgemeinen Grundsätze, welche den Geist des Code Napoléon charakterisiren, vorzüglich aber die Lehre vom Civil-Stande, von der gesetzlichen Erbfolge, und vom Hypotheken-Rechte. Der Titel des Code Napoleon vom Civil-Stande ist bekanntlich sehr dunkel redigirt, weshalb schon Maleville sagt: "ce titre est celui dont l'analyse m'a le plus coûté." Zur Aufhellung dieser schwierigen Lehre trennt der Verfasser zwey im Gesetzbuche unter dem Nahmen droits civils vermischt vorgelegene Rechtsverhältnisse, nämlich den Civil-Stand im weitern Sinn, als Inbegriff der den bürgerlich Lebenden zukommenden Rechte, und den Civil-Stand im engeren Sinn, als Inbegriff der Rechte, welche den Einheimischen zukommen. Und um die Wirkungen des bürgerlichen Todes zu bestimmen, unterscheidet er zwischen dem Fall, wo der bürgerlich Todte zum natürlichen Tod verurtheilt wurde, und wo man ihm, wie bey der Deportation, die physische Existenz ließ. Die gesetzliche Erbfolge ist nach der Methode abgehandelt, welche der Verfasser nachher in seinem Programm de ordinibus successionis regularis secundum principia juris civilis Napoleonei, und späterhin in seiner Darstellung der Erbfolgeclassen nach Napoleon's Gesetzbuche (Marburg 1813), weiter ausgeführt, und dadurch die Uebersicht und Anwendung dieser Lehre zu erleichtern gesucht hat.

Unter den einzelnen Zusätzen gehören §. 50 von Sicherung der Verbindlichkeiten, §. 68 vom Verzuge, und §. 301, 302, von der Dauer des Mieth-Contractes, zu den wichtigeren.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

—

89. Stück.

Den 5. Junius 1813.

Paris.

Galérie du Musée Napoléon, publiée par *Filhol*, graveur, et redigée par *Lavallée* etc. dédiée à Sa Maj. l'Empereur Napoléon I^{er} *Tome sixième*. 1809. gr. Octav (s. diese Anzeigen vom J. 1810 S. 1194).

Die historische Einleitung zu diesem Werke, das sich vorzüglich durch die zierlichen und saubern Kupferstiche auszeichnet, umfaßt die Fortsetzung der Biographie *Michelangelo's* und seiner Schüler. Der Wf. beschreibt das große jüngste Gemälde dieses Meisters in der Sixtinischen Capelle, die Gefahr, der es unter Paul IV. ausgesetzt war, indem *Danielle Ricciarelli* die anstößigen unbedeckten Theile mit Draperien bekleiden mußte, und berührt auch die verschiedenen Sagen von seiner Leda. Unter den Künstlern, die entweder seine Schüler waren, oder nach seinen Zeichnungen arbeiteten, thaten sich vorzüglich folgende hervor: *Sebastiano Luciani*, allgemein unter dem Nahmen *Sebast. da Venezia*, oder *Fra Sebast. dal Piombo*, bekannt; *Francesco Salviati*, *Barthista Franco*, der oben erwähnte *Danielle da Volterra*, und *Giorgio Vasari*. Nun folgen einige

N (4)

Nachrichten von **Granacci** und dem **Danielle**, dessen Abnehmung vom Kreuze, zu **Trinita de Monti**, beschrieben wird. **Raccio della Porta** gehörte aber nicht, wie der Vf. behauptet, zu den Anhängern des **Michel Angelo**. Er kam im J. 1469 auf die Welt, war folglich 5 Jahre älter, und nicht jünger, wie hier steht, als derselbe, und hielt sich an den Styl des **Lionardo da Vinci**, den er späterhin mit dem des **Raphael** vertauschte. Daß die Erfindung der Gliederpuppe über die Zeiten des **Raccio** hinausgehe, hat **Storillo** (Gesch. der Malerey B. I. S. 109) zu beweisen gesucht. Biographische Notizen von **Andrea Vanucchi** oder **Andr. del Sarto**, von **Jacopo Carrucci**, genannt **il Pontormo**, und **Meister Rosso**. Mit S. 27 schließt der Vf. die Florentinische Schule, um mit dem Lebenslaufe des **Tiziano Vecellio** die Geschichte der Venetianischen zu eröffnen. Biographische Nachrichten von **Bellini**, **Giorgione** und **Tiziano**, begleitet mit Urtheilen über die Venet. Schule, die großen Theils dem **Reynolds** nachgesprochen sind, machen den Schluß der Einleitung. — Die Kupferstiche fangen mit Nr. 361. an. Eine Abnehmung vom Kreuze, von **Giacomo Bassano**. Diese Handlung geschieht hier des Nachts, und alles wird durch eine Kerze erleuchtet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Bild daselbe ist, von dem **Ridolfi** redet, der es in der Sammlung des Herzogs von **Bracciano** bewunderte. Späterhin kam es in die königl. Galerie. Dieselbe Composition, aber klein, ebenfalls von der Hand des **Bassano**, wurde im J. 1806 für die kaiserl. Galerie angeschafft. 362. **Apollo**, tanzend mit den **Musen**, von **Giulio Romano** auf Goldgrund gemahlt. Ehemahls in der **Galerie Pitti** zu **Florenz**. 363. Ein junges Mädchen an einem Fenster, von **Gerh. Dow**, aus der Sammlung zu **Lurin**. 364. Ein **Bad der Diana**, eine sehr gefällige, aber nicht ganz fehlerfrey

ausgeführte, Arbeit des Cornelius Poelenburg. 365. Ansicht des Rathhauses zu Amsterdam, von Hans van der Heyden. 366. Eine Statue der Diana, allgemein bekannt. 367. Die berühmte wasserfüchtige Frau, von Gerh. Dow. Wir wollen hier die Frage, ob Gerhard auch große Stücke verfertigt habe, unentschieden lassen, und nur bemerken, daß unter seinen kleinen Blättern der Charlatan, in der ehemaligen Düsseldorfer Galerie, und diese wasserfüchtige Frau die größten und kostbarsten sind. Der Churfürst von der Pfalz bezahlte das letztere Blatt mit 30,000 Gulden, und schenkte es dem Prinzen Eugen, nach dessen Tode es an das Haus Savoyen und in die Turiner Galerie kam. Der General Clauzel erhielt es von dem Könige von Sardinien zum Geschenk; hierauf kam es an das Directorium, und zuletzt in das Napoleonische Museum. In einem reich meublirten Zimmer sitzt eine Hausfrau, die an der Wassersucht leidet, und von einer Magd eine Arznei empfängt, während ihre Tochter kniend und von Schmerz niedergebeugt ihr die Hand streichelt. Neben dieser Gruppe steht ein junger Arzt, der ein Uringlas gegen das Licht hält, und durch eine bedenkliche Bewegung mit der linken Hand anzeigen will, daß wenig oder gar keine Hoffnung zur Genesung da sey. Unstreitig ist der Inhalt dieses Bildes unedel; allein durch die äußerst treue Nachahmung der Natur, und die Magie der Beleuchtung, erhebt es sich zu den besten Werken dieses Künstlers, wenn es nicht sein Meisterstück bleibt. 368. Die heil. Cecilie, von P. Mignard. 369. Eine Köchinn, die Apfel schält, von G. Mezu. Auf dem Tische liegt ein todter Hase. 370. Eine anmuthige Landschaft, von Joh. Winang. 371. Portrait eines schönen Jünglings, von Raphael, schon seit langer Zeit in der Sammlung der Könige von Frankreich. 372. Zwey vortreffliche Büsten, Alexander Severus, und Des

mosthenes. Die erste aus dem Cabinet Pius VI., die andere aus der Villa Albani. 373. Die heil. Martina, von Pietro Berettini da Cortona. 374. Jacob, wie er die Kinder Josephs segnet, von Rembrandt. Auch hier hat R. sehr gegen das Costume gefehlt. Jacob gleicht einem alten Holländischen Krämer, ist in einen Pelz gehüllt, und liegt in einem großen Gardinenbette. Joseph hat einen Turban auf dem Haupte, anderer sonderbarer Trachten zu geschweigen. Allein die Wirkung des Hell und Dunkel kann nicht pilanter gedacht werden. Joseph hebt die schwache Hand des Alten empor, damit der ältere Sohn des Segens theilhaftig werde. Josephs Gattinn steht voll Andacht zu den Füßen des Bettes. Alle Figuren sind in Lebensgröße. 375. Eine Holländerinn, mit einem Becher und einer Flasche in den Händen, von G. Mezu. Seitenstück zu 369. — 376. Eine schöne Landschaft mit Vieh, von C. du Jardin. 377. Bildniß eines Kriegers, von Rembrandt. 378. Eine Statue der Ariadne, ehemahls Cleopatra genannt. Man hat drey Statuen, die sich sehr ähnlich sind, und wegen eines schlangenförmigen Armbandes für Abbildungen jener Aegyptischen Königin ausgegeben werden. Die eine befand sich in der Sammlung der Königin Christine von Schweden, und wurde, nebst den übrigen Antiken, von Philipp V. von Spanien gekauft. Die zweyte war in der Mediceischen Villa bey Rom, und wird gegenwärtig zu Florenz aufbewahrt. Die dritte, hier abgebildete, zierte ehemahls den Vatican. Einige Antiquare haben sie auch für eine Nymphe, Venus oder Semele, aber ohne hinreichende Gründe, gehalten, bis Visconti sie eine verlassene Ariadne nannte. Nach der scharfsinnigen Meinung eines neuern Alterthumsforschers soll sie eine Rhea Sylvia seyn, die im Schlaf geschwängert, und Mutter des Romulus und Remus wurde. Das verschobene Gewand, das einige

Theile des Körpers entblößt sehen läßt, scheint diese Hypothese zu unterstützen. 379. Die Erweckung der Todten durch den heil. Bruno, Stifter des Karthäuserordens, von le Sueur. Es gehört zu der bekannten Sammlung zu Paris. 380. Die Vermählung der heil. Katherine, ein gefälliges Blatt von Carlo Maratta. 381. Der Fischmarkt, von Adrian van Ostade. Ein kleines, aber von Seiten der Beleuchtung sehr schönes, Gemälde. 382. Eine vortreffliche Landschaft, von Bernard Paret, die, wie fast alle Werke dieses Meisters, nur in einen zu bläulichen Ton fällt. 383. Eine Hirtinn, von J. Govaert, im Geschmacke von Rembrandt gearbeitet, dessen Jünger er war. Die Wirkung des Lichts ist außerordentlich, möchte jedoch keine strenge Prüfung vertragen. 384. Die bewundernswürdige Gruppe von Amor u. Psyche aus Parischem Marmor, bekannt durch zahllose Kupferstiche. Sie kam aus der Sammlung des Cardinals Alexander Albani durch Papst Clemens XII. in das Capitolinische Museum. 385. Der Triumph der Wahrheit, ein lobenswerthes Deckenstück von N. Poussin. 386. Die Lautenspielerinn, von G. Terburg. Das außerordentliche Talent dieses Künstlers in der Darstellung seidener und sammetner Stoffe ist allen Liebhabern hinlänglich bekannt. 387. Der Harnseher. Dieß burleske Gemälde von G. Schalken paßt eher in ein Privat-Cabinet, als in eine öffentliche Galerie. Ein alter argwöhnischer Vormund, dem das Uebelbefinden seiner Pfliegerin verdächtig vorkommt, begibt sich mit ihr zu einem Marktschreyer, der den Harn begucken soll. Die Physiognomie des letztern hat etwas ungemein Drollisches. Den Sitz des Uebels sucht das Mädchen mit einem Mantel zu bedecken. Das Gemälde befand sich in dem Cabinet des Statthalters. 388. Fischer, die ihre Waren am Ufer des Meeres verkaufen, von Ph.

Wouvermann. 389. Ansicht eines Plazes in einer Niederländischen Stadt, von **Hans van der Heyden**. Ebenfalls aus dem Cabinet des Statthalters. 390. Eine colossale Statue des **Antinous**, mit einer Schlange und einem Fruchthorn. Eine Copie findet sich in **Caraccioppi's** Werke. Erbeutet von der großen Armee in den Feldzügen von 1806 u. 1807. 391. Ein **Ecce Homo**, von **Lodovico Cardi**, genannt **Ligoli**. Eines seiner besten Stücke, vor Zeiten in der Galerie **Mitti** zu Florenz. 392. **Seleucus** krönt seinen Sohn **Antiochus**, von **van der Werff**. Das Bild hat viele Schönheiten, gehört aber dennoch nicht zu **Werff's** Meisterstücken. Wie wir die Nachricht, daß der Engländer **Gregory Page** dieß Gemälde gekauft habe, verstehen sollen, wissen wir nicht. 393. Eine Küche, von **D. Teniers**. Ehemahls im Besitze des Statthalters. 394. **Mercur** und **Herse**, von **Cornel. Poelenburg**. Die Figuren haben kein großes Verdienst, allein die Landschaft ist sehr reizend. 395. **Rembrandt's** Gattinn, von ihm selbst gemahlt. 396. **Omphale** und **Paris**, zwey Hälften aus **Pentelischem Marmor**, ehemahls in der **Villa Albani**. 397. Die **Fortuna**, von **Guido**, vor Zeiten auf dem **Capitol**, und nebst andern Kunstfachen durch den Vertrag von **Tolentino** an Frankreich abgetreten. 398. Die heil. Jungfrau mit dem **Kirschenzweig** (*aux cerises*), von **Jr. Barth. Douven**. 399. Ein **Bauerngelage** vor einer **Herberge**, von **Hadr. van Ostade**. Sehr treu, aber gemein. 400. Eine schöne Landschaft, von **Paul Brill**. 401. Ansicht eines Theils der Stadt **Antwerpen** und der ehemahligen **Jesuitenkirche**, von **van der Heyden**. Aus dem Cabinet des Statthalters. 402. Eine schöne Statue der **Hygiea**, mit ihren Symbolen, der **Schlange** und **Patera**, erworben im J. 1806. 403. Der heil. **Benedictus**, der ein Kind ins Leben zurückruft, von **Subleyras**, der ein großes Talent besaß, weiße Drap-

perien zu mahlen. 404. Eine häusliche Scene von G. Metzger Aus dem Cabinet des Statthalters. 405. Das geliebte Bild von G. Metzger. Eine Dame betrachtet das Portrait ihres Liebhabers, und hat einen Brief in der linken Hand. 406. Die Vorbereitung zum Urtheil des Paris, von C. Poelenbura. In einer reizenden Landschaft entkleiden sich die drey Göttinnen, während Mercur dem Paris einen schicklichen Ort, sein Urtheil zu sprechen, anzuweisen scheint. 407. Eine Nachtwache, von le Duc, der diesen Gegenstand oft gemahlt, und ihn immer künstlich beleuchtet hat. 408. Eine Bildsäule der Euterpe. Sie befand sich im Pallast Cancellotti, und wurde von Pius VI. gekauft, um die Sammlung der Musen vollständig zu machen, die man zu Tivoli 1774 ausgegraben hatte, und einen Saal des Vaticanus schmückte. 409. Der heil. Paulus im Entzücken, eine schöne Arbeit von N. Poussin. Ein ähnliches, jedoch in der Composition verschiedenes, Bild befand sich in der Orleanschen Sammlung. 410. Die Familie des Holzhauers, von Rembrandt. Die Dämmerung im Zimmer ist mit bewundernswürdigem Pinsel dargestellt. 411. Ein schönes Mädchen, das den Violoncell spielt, von G. Metzger. 412. Eine Landschaft mit Viehgruppen, von P. Potter. 413. Bildniß von Coppenol. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Schreibmeister von Amsterdam ein intimer Freund von Rembrandt gewesen ist, denn er hat nicht nur sein Bildniß zwey Mal meisterhaft gestochen, sondern auch den Mann durch dieß staunenswürdige Gemählde unsterblich gemacht. Coppenol sitzt an einem mit Papieren bedeckten Tisch, und schneidet sich eine Feder. Erworben für das Museum im J. 1806. 414. Ein Vasrelief, ein Bacchanal vorstellend, dessen Hauptfigur der Bacchus mit dem Barte ist. Visconti hat es beschrieben, und die Meinung Einiger widerlegt, die ein Fest des Trimalchio in diesem Kunstwerke haben finden

wollen, was unmöglich ist, da die Figuren spitze Ohren und Schweife wie die Faunen haben. 415. Jupiter u. Antiope, ein vortreffliches Bild von Correggio, schon seit langer Zeit im Besitz der Könige von Frankreich. 416. Eine heil. Familie, von Albani. 417. Ein Schwanz (le Camouflet). Ein Soldat ist vor einem Wirthshaus auf einem Stuhl eingeschlafen. Seine Cameraden zünden etwas Papier an, um ihm den Rauch in die Nase zu blasen. Von Wilh. Kalf. 418. Eine herrliche Landschaft, von J. S. van Bloemen. 419. Ein Seesüß, von H. van Goyn. 420. Die so bekannte und so oft beschriebene Statue des Apollo *Sau-roctonos*. Ehemahls in der Villa Borghese. Man hat mehrere Statuen des Apollo mit der Eidechse, die von Winkelmann, Visconti u. A. beschrieben worden sind. 421. Der heil. Bruno lehnt die Bischofsmütze ab, von le Sueur. 422. Hercules am Scheidewege, von A. Caracci. 423. Eine Schenke mit vielen Figuren, von D. Teniers. 424. Ein Wasserfall zwischen Felsen, von J. Ruysdael. 425. Ein Jäger, oder vielmehr eine ausruhende Schildwache, von einem wenig oder gar nicht bekannten Mahler K. Fabricius. Es ist ein vortreffliches Gemählde, voll Wirkung. 426. Eine Statue der Domitia unter der Gestalt der Hygiea mit der Schlange. 427. Die berühmte Madonna (la belle Jardinière), von Raphael. Einen andern schönen Kupferstich hat vor einigen Jahren Hr. Aug. Boucher Desnoyer geliefert. 428. Der Segenspruch (le Benedicite), von L. le Brun. 429. Ein Schirmmüßel zwischen Reiteren u. Fußvolk, von P. Wouvermann. 430. Ansicht des Campo vaccino, von L. Gellée. 431. Portrait von Franz I., von Tizian. 432. Ein Römischer Priester, mit der Toga über dem Kopfe, und einer Paterna in der Rechten, zum Opfern bereit. Man sah diese Statue ehemahls im Vatican.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 5. Junius 1813.

Edinburgh.

In der Critical Analysis der drey ersten Vierteljahrs-Stücke des achten Bandes des Medical and Surgical Journal wird von Bancroft's Essay on the Disease called Yellow Fever Nachricht gegeben (s. oben S. 304). Vom Typhus unterscheidet sich, nach dem Verfasser, das gelbe Fieber dadurch, daß dieses nur während oder unmittelbar nach sehr heißen Jahreszeiten herrschend werde, in welchen der Typhus bald erlösche, da das gelbe Fieber im Gegentheil bey dem Herandrücken kalter Witterung sich ganz verliere. Junge und starke Personen werden besonders vom gelben Fieber schnell und heftig befallen, die zum Typhus am wenigsten geneigt sind; jenes beginne mit viel stärkern Anstrengungen der Lebenskraft, habe manche eigenthümliche Zufälle in seinem Gefolge, und endige viel schneller; außerdem sey das gelbe Fieber geneigt zu remittiren, setze sich häufig in eine regelmäßige remittens um, und zu Zeiten selbst in ein Wechselfieber, was der wahre Typhus nie thue. Diejenigen, welche das Blutlassen im gelben Fieber

S (4)

widerrathen, gründen sich auf die schnelle Entwicklung solcher Zufälle, welche Fäulniß anzeigen bey den Fiebern heißer Climate; sie ziehen aber die heftigen und erschöpfenden Symptome nicht in Betracht, die vorhergehen, und die Ursache des vermeinten fäulichten Zustandes werden. In den ersten 24 oder 12 Stunden aber nur vermöge das Blutentziehen einen großen Einfluß auf den Gang der Krankheit zu haben. Es gebe Fälle, wo der Gebrauch der Lanzette überflüssig oder schädlich sey. Das Begießen mit kaltem Wasser nach Currie's Vorschriften hat einen großen Lobredner an Dr. Bancroft. Abführende Mittel, welche durch ihre Masse oder Eigenschaft den Magen nicht beleidigen, und täglich zwey Stuhlgänge verursachen, sind nothwendig, besonders Calomel mit Jalappe, Gummitte und ähnlichen Mitteln. Aus vielen und starken Gründen spricht er gegen die Anwendung von Brechmitteln im gelben Fieber, so wie gegen schweißtreibende Mittel. Den frühen Gebrauch der China und Cordials empfiehlt er, nämlich so bald, als die Fieberbewegung des ersten Zeitraums nachläßt, aber nicht früher. Das Quecksilber in der Absicht zu geben, einen Speichelfluß zu erregen, wird widerrathen. Manche wären gestorben, denen man einen solchen Speichelfluß erregte, andere hätten ihn erst im Zeitpunkte der Genesung erhalten, diese konnte hier also von ihm nicht bewirkt seyn. Sehr oft vermöge das Quecksilber im gelben Fieber weder Stuhlgänge, noch Salivation zu bewirken, weil die Kranken in einen allgemeinen großen Torpor oder Mangel an Erregbarkeit versunken sind. Sehr ausführlich, und mit großer Gründlichkeit und tiefer Einsicht, spricht der Verf. über Contagia, da sein Hauptzweck ist, darzuthun, daß das gelbe Fieber nicht ansteckend sey. Wir heben

nur aus, was uns vorzüglich der Erwägung werth scheint. Fäulichte thierische Substanzen, so beleidigend sie auch für den Geruch, so reichlich und weit sie auch verbreitet sind, erregen kein Fieber oder Contagium, obgleich er zugibt, daß sie in Abtritte oder andern eingeschlossnen Plätzen zu Zeiten so verdickte und schädliche Dünste veranlassen, daß ihr Einathmen Asphyxie und auch wohl den Tod verursache. Die Entstehung und Verbreitung von Typhus durch Zusammendrängung von Menschen in einen engen Raum, ohne Erneuerung der Luft bey großer Unreinlichkeit, läugnet der Verf. Seine wichtigen und merkwürdigen negativen Beweise stoßen indess die häufigen Beispiele des Gegentheils nicht um, wie der Schottische Medicus bemerkt. Der Verf. beruft sich auf die Erzählungen von den engen, meist unterirdischen, Höhlen, in welchen die Bewohner der dem Nordpole nahen Gegenden die Hälfte des Jahrs sich braten, ohne Luftzug, mit ihren halbfaulen Vorräthen, mit ihren Excrementen und jeder Art von Unreinigkeit, kaum erträglich für die, welche sie besuchen. Lessep, Pennant, Guthrie, Mertens und andere zuverlässige Männer versichern, daß unter diesen Völkern Fieber selten sind, und ihre Gesundheit unter diesen Umständen nicht bedeutend leidet, außer vom Scorbut. In Bezug auf wärmere Climate wird das Zeugniß vieler angeführt, daß in den Africanischen Schiffschiffen, in denen die Neger über das Atlantische Meer geführt werden, in dem engesten Raum, der mit allen Arten von menschlichen Verunreinigungen mehr angefüllt ist, als sich wohl irgend anderswo finden mag, ansteckende Fieber nie vorkommen. Einige Geschichten von mit gesunden oder kranken Menschen überfüllten Schiffen werden noch angeführt. Genügend

beweise der Verf., daß die Krankheit, die Mr. Holwell und die Andern, welche lebend aus dem Gefängniß in der schwarzen Höhle zu Calcutta kamen, befiel, kein ansteckendes Fieber war. Sehr scharfsinnig erläutere er die bekannten Krankheiten, die bey Gelegenheit der bekannten Black Affizes zu Oxford 1577, und in der Old Bailey 1750 ausbrachen. Klar mache er es, daß die Krankheiten zu Oxford nicht ansteckend waren. In 40 Stunden erfolgte der Tod schon, was dem Typhus nicht eigen ist. Nur die Mitglieder des Gerichtshofes und der Jury, und die Zuhörer, welche in der linken Seite der Old Baley saßen, wurden krank, während daß die Gefangenen aus Newgate keine Krankheit dahin bringen konnten, die sie weder selbst hatten, noch in ihrem Gefängniß herrschte. Weil so viele Menschen den Gerichtshof ausfüllten, wurden entgegengesetzte Fenster der linken Seite geöfnet, und der so entstandene Zug veranlaßte die Krankheit derer, welche an dieser Seite saßen. (Die Krankheit, die entstand, war aber keine solche, welche einer bloßen Verkältung zuzuschreiben war. Bloßen Zug ertragen unter allen Umständen Viele, ohne davon zu erkranken. Vielleicht, daß sich auf der linken Seite die schadhafte Ausdünstungen der Gefangenen und ihrer Kleidungsstücke besonders häuften, oder durch den Zug dahin getrieben wurden. Menschen, die in zu engen Haufen zusammengedrängt sind, und in Noth, Elend und Schmutz leben, verbreiteten auch in andern Fällen unter denen, die Verbindung mit ihnen hatten, Fieber, von denen jene Unglücklichen selbst frey waren.) Der berühmte Howard bezeugt, daß er außer England Gefängnisse höchst schmutzig und beleidigend fand, ohne daß das Gefängnißfieber daselbst wüthete, und Dr. Mounsay, der

lange in Rußland lebte, fand in den überfüllten Gefängnissen Rußlands, besonders zu Moskau und Petersburg, nicht die Fieber, die Pringle schildert. Gegenseitige Zersetzung von Wasser, dessen Dämpfe für sich allein nicht schaden, und von vegetabilischen Stoffen, gibt dem Sumpf-Miasma seine Kraft, nachlassende und Wechselfieber hervorzubringen; eine Kraft, welche sich desto stärker äußert, je mehr solcher Stoffe die Sümpfe enthalten, und je schneller und vollständiger ihre Zersetzung geschieht. Diese wird von Feuchtigkeit, Luft und einem gewissen Grade von Hitze begünstigt. Anhaltende Dürre verhindert das Entstehen solcher Fieber, die sich dann erst entwickeln, wenn auf Dürre starke Regengüsse folgen. Zu nasse Jahreszeiten hemmen aber auch die Erzeugung dieser Fieber, indem sie die Sümpfe zu sehr unter Wasser setzen, und das Hinzutreten der Luft erschweren. Daher vermögen entgegengesetzte Umstände, unter bestimmten Verhältnissen Epidemien zu veranlassen, als z. B. lang im Sommer herrschende Regen in trockenen Gegenden, und regensfreie Zeit in sumpfigen Ländern. Das größte Vermögen zur Zersetzung der vegetabilischen Stoffe ist aber der Hitze eigen, im Verhältniß der Hitze sind also in Sumpfgegenden die Fieber stets verbreitet. Nur in kleiner Entfernung können die Miasmen in der Atmosphäre so verdichtet bleiben, um nachtheilig wirken zu können. Aus mehreren entscheidenden Thatsachen geht diese wichtige Wahrheit hervor. Die Schiffsmannschaften, die nur eine Viertel Englische Meile vom Ufer von Walcheren in der letzten Expedition dahin lagen, blieben ganz frey vom Fieber. Eine Flotte, auf welcher Dr. Blane Arzt war, verfuhr sich zu Rockfort in Jamaica mit Wasser. Man fand, daß

wenn sie sich so nahe ans Ufer legte, daß die Landluft zu riechen war, die Gesundheit litt. 1200 Fuß vom Lande entfernt, ward dieser üble Einfluß nicht empfunden. Das Schlafen auf dem Lande in solchen ungesunden Zeiten und Gegenden ist besonders nachtheilig. Die Schnelligkeit oder Langsamkeit, mit der Fieber vom Sumpf-Miasma ausgebildet werden, ist sehr verschieden, von 24 Stunden bis zu 6—8—9 Monathen; in letzterem Fall muß noch eine andere Schädlichkeit einwirken. Die längsten Zwischenräume finden in kalten oder gemäßigten Climates Statt, die kürzesten in heißen. Je schneller das Fieber ausbricht, desto gefährlicher pflegt es zu seyn. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Seeleute nach einer Nacht Schlaf am Ufer von Batavia am nächsten Morgen schon vom Fieber ergriffen sind. Soldaten und Officiere, die bey ihrem Aufenthalt zu Walcheren nicht erkrankten, wurden nach ihrer Rückkunft nach England in großer Anzahl von Wechselfiebern befallen, einige erst 6, und selbst 9 Monathe nachher. Manche Frühlingsfieber sind so milde, weil ihr Ursprung vom letzten Sommer oder Herbst sich herleitet. Fatiguen und langes Fasten machen empfänglicher für diese Fieber, und geben ihnen eine bössartige Gestalt. In 24 Stunden sah sie der Verf. dann einige Mahle tödtlich werden. Die Gewohnheit, große Hitze ertragen zu können, schützt die Bewohner heißer Climate vor dem gelben Fieber. 3000 Franzosen flüchteten beym Aufruhr ihrer Negerclaven in Westindien im Jahre 1793 nach Nordamerica. Mehrere von denselben brachten den Sommer dieses Jahres in Philadelphia zu, das in demselben 4000 Einwohner durch das gelbe Fieber verlor. Diese Flüchtlinge blieben im Allgemeinen von der Krankheit

frey. Aus einer Menge von Thatsachen wird geschlossen, daß der vermeinte Einfluß vom Sumpfmiasma und einer ungewöhnlichen und hinlänglichen Hitze der Atmosphäre auf Menschen, die bisher in einem kalten oder gemäßigten Klima gelebt haben, für sich selbst vollkommen fähig sey; eine Epidemie vom gelben Fieber zu Stande zu bringen, das in allem dem gleicht, was solche Niedertagen in Westindien, in den vereinigten Staaten von America, im Süden von Europa u. s. w. veranlaßte. Dr. Chisholm's bekannte Darstellungen werden vom Verf. gänzlich umgestoßen. Was über Typhus, Ruhr und Pest gesagt ist, wird nicht berührt. 10) On bilious Colic and Convulsions in early Infancy. By Joseph Clarke. Dublin 1811. Aus dem X. Vol. der Transactions of the Royal Irish Academy. Seitdem er die krampfhaften Beschwerden und Coliken kleiner Kinder vor dem Zahnausbruch mit Quecksilber und Ol. Ricin., anhaltend gebraucht, behandle, habe er den glücklichsten Erfolg. Selbst wenn sie Diarrhöen haben, seyend diese Mittel nützlich, um die Gedärme von galligen Stoffen besonders zu befreien. Erregt das Oehl Uebelkeiten, oder in 24 Stunden nicht hinlängliche Ausleerungen, so gibt er statt dessen einen Theelöffel eines Aufgusses der Senna, mit 15—20 Tropfen der Linctur von Jalappe. 12) Cases of Apoplexy and Lethargy; with Observations upon the Comatose Diseases. By J. Cheyne. London 1812. Octav 224 S. Das allgemeine Resultat seiner vielen Leichenöffnungen ist: Bey Trennung der Gehirnknochen ergibt sich oft schon ein Ergießen des Blutes aus den Occipital- und Frontal-Venen; in der That, während der ganzen Zergliederung fließt das Blut von ab

ten Theilen des Kopfes, zuerst aus den oberflächlichen Blutadern, dann in Strömen aus den Blutbehältern, so daß die ganze Menge 1 bis 2 Pfund und mehr beträgt. Die harte Hirnhaut ist oft verdickt, und hängt dem Knochengewölbe durch die festesten Adhäsionen an. Die Spinnenwebenhaut findet man zu Zeiten verdichtet und undurchsichtig, die pia mater sehr gefäßvoll; die Venen findet man nicht allein angelaufen, sondern hier zeigt sich oft hohe arterielle Thätigkeit durch eine glänzendrothe Farbe, hochrothes Extravasat, die Haut scheint von Blut ganz durchdrungen. Zwischen der pia mater und arachnoidea bemerkt man oft eine seröse Ergießung, die farblos, trübe, blutig, und selbst mit Streifen geronnener Lymphe sich darstellt. Die Substanz des Gehirns ist oft ungewöhnlich fest, und schneidet man in dieselbe ein, so zeigen zahlreiche Blutpuncte, daß die in ihrem Zusammenhange aufgelöseten Gefäße sehr erweitert sind. Die Ventrikel sind oft vergrößert, und eine beträchtliche Menge seröser Flüssigkeit ist in ihnen. Meisten Theils ist ausgetretenes Blut innerhalb des Gehirns zu finden, oft zwischen den Häuten, oft in der Gehirn-Substanz, im cerebrum, cerebellum und in der theca vertebrarum, zu Zeiten in coagulirtem Zustande; die Ventrikel erhalten oft Risse. Das Austreten des Blutes auf die Oberfläche des Gehirns schien ihm stets von einem Riße in derselben Substanz entstanden zu seyn. Einer seiner Freunde mochte es indeß einmahl aus den kleinsten Schlagadern der pia mater fließen gesehen haben. Ist Blut in die Gehirn-Substanz getreten, so hat es sich daselbst eine Höhle gebildet, deren Umgrenzung uneben und rauh ist; in der Höhle selbst ist die Gehirn-Substanz gemeiniglich so mit Blut

vermischt, daß dasselbe nicht abgewaschen werden kann, ohne daß mit demselben Theile der Medullar-Substanz weggenommen werden. Die, auf der Basis und innerlich laufenden Carotiden sah er erweitert. Nie aber nahm der Verf. selbst einen Riß eines beträchtlichen Zweiges derselben wahr. Wahrscheinlich sey Schlagfluß nicht ein so plötzlich hervortretendes Uebel, als man gewöhnlich annehme, vielmehr der Unfall, scheine in Verbindung mit Veränderungen zu seyn, die schon lange vorher eingeleitet wurden. Für diese Ansicht sprechen die Dauer der in Unordnung gekommenen Functionen, welche die Diathesis apoplectica bezeichnen, und Mancherley in den Resultaten der Leichenöffnungen, als z. B. die Veränderungen in der Substanz des Gehirns, der Verlust der Durchsichtigkeit der Häute, die widernatürliche Anhäufung seroser Flüssigkeiten. So verhält es sich in dem blutigen Schlagfluß; der seröse ist viel seltener. Was die Schriftsteller als Zeichen desselben aufstellen, ist sehr trügerisch. Nur einmal sah Cheyne unter 50 Apoplectischen, die er behandelte einen Fall, wo ausgedehnte seröse Ergießung bey der Section wahrnehmbar wurde, ohne Austreten oder Congestion von Blut; die Gehirnmasse war ungewöhnlich weich, doch waren selbst hier an der pia mater Zeichen der Entzündung. Die vermehrte Anzahl ihrer kleinen Blutgefäße legte Zeugniß ab von gleichzeitig vermehrter Gefäßthätigkeit. Ein berühmter Anatom, Mr. Syffe, versicherte, daß in mehreren Fällen er kaum im Stande gewesen sey, irgend eine krankte Erscheinung in Köpfen von Personen zu entdecken, die plötzlich und, wie man glaubte, an serosem Schlagfluß gestorben wären. Nur ein wenig wässerige Ergießung zeigte sich auf der Oberfläche des Ge-

hirns, zwischen dessen Abtheilungen oder in den Gehirnhöhlen. Unter den 15 bis 20 Fällen, die im vierten Briefe des Morgagni als seröse Schlagflüsse aufgeführt werden, sind nur drei, die man als solche gelten lassen kann. Seröser Schlagfluß ist also, im Vergleich mit dem blutigen, ein sehr seltenes Ereigniß, und hat keine sichere Zeichen, die im Leben ihn characterisiren. Bey alten, blassen und leucophlegmatischen Personen fand man das Gehirn zerrissen und mit Blut erfüllt. Diese pathologischen Bemerkungen wären von der höchsten Wichtigkeit. Es scheine, daß meistens Theils in jedem Fall von Schlagfluß hohe Reizung der Gefäße des Gehirns Statt finde; daß die Ergießung von Blut und Serum gemeiniglich aus den kleinen Gefäßen erfolge, und nicht durch das Reißen eines größern Stammes oder Zweiges. Hieraus ergebe sich der Nutzen des Aderlassens, der Erfahrung aller Zeiten gemäß. Der Verfasser spricht mit Nachdruck für dasselbe. Wo der Tod erfolgt, oder Lähmung nachbleibt, hat das Gehirn schon nicht mehr zu hebenden Nachtheil von ausgetretenem Blute und Verletzung der Gehirn-Substanz erlitten. Der seröse Schlagfluß ereignet sich selten, läßt keine sichere Diagnostik zu, tritt auch in Begleitung von vermehrter Gefäßthätigkeit ein, erfordert selbst Aderlassen. Kleine Aderlässe können im Schlagfluß nicht Hülfe leisten. 6—8 Pfund Blut wurden Schlagflüssigen, die gar nicht als starke Körper angesehen werden konnten, entzogen, ehe das Uebel wich. Der Verf. spricht nun über Brechmittel (welche er nur bey kürzlich überladnem Magen anempfiehlt, sonst nicht für heilsam im Schlagfluß hält: selbst aber in jenem Fall müssen ihnen, nach Portal's und unserer Erfahrung, Aderlässe vorhergehen), über Purganzen,

die den Vorzug verdienen, um den Magen und die ersten Wege zu erleichtern, und über Spanische Fliegenpflaster, von denen er nie Nutzen sah, besonders nicht im Entstehen des Schlagflusses. 23 Sectionen mit den Krankheitsgeschichten theilt der Verf. umständlich und genau mit. Er bestreitet nun die nosologische Anordnung Cullens, welcher Cataleptis, Extasis, Carus, Cataphora und Lethargus mit Schlagfluß zusammengestellt hat, und nimmt Gelegenheit, über diese Uebel mancherley zu sagen. (Vor allem thut es Noth, zumahl in jetziger Zeit, die gewöhnlichste und häufigste Art von Schlagfluß, welche Aderlaß, wiederholt und stark, erfordert, wieder in ihre Rechte einzusetzen, und die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sie zu ziehen. Der seröse Schlagfluß unterscheidet sich nicht sehr davon, ist allerdings ein seltenes Ereigniß, und entweder nur Folge vorhergegangener oder gleichzeitiger chronischer Entzündung des Gehirns, besonders der Häute desselben, vom Drange des Blutes nach dem Kopf und Stocken desselben entstanden. Aber ganz dürfen wir doch die Ansicht nicht fahren lassen, daß es Schlagflüsse gibt, die im Gehirn, als solchem, im Nerven-System, ihren Grund haben, und von Ueberreizung, Unordnung oder Erschöpfung der Gehirnthätigkeit, von einer plötzlichen Lähmung derselben, abhängen, ohne allen oder geringen Antheil des Umlaufs des Blutes im Kopf, oder mit Gleichzeitigkeit desselben. Jene oben angeführte Aussage eines angesehenen Vergliederers ist nicht dem serösen Schlagfluß günstig, sondern dem nervösen. Die Apoplexia ex inanitione ist gewiß kein bloßer Schulbegriff. Der Uebergang des Schlagflusses in Lähmung einer Seite des Körpers, seiner Gliedmassen, ohne daß derselbe an sich dennoch da ist, wird ferner in

allen Schriften über Schlagfluß zu wenig gewürdigt, und die Behandlungsart dieser traurigen Ueberreste nach gehobener Todesgefahr vom Schlagfluß wenig erörtert. So sehr Engl. und Französ. Schriftsteller von einander abweichen, so ist doch in den Ansichten und Beobachtungen unsers Verf. eine große Uebereinstimmung mit denen von Portal in deselben Observat. sur la nature et le traitement de l'Apoplexie et sur les moyens de la prévenir, Paris 1811, zu bemerken. Auch dieser leitet den Schlagfluß viel zu einseitig und allgemein von Unordnungen im Blutumlauf, vom Druck des Blutes auf das Gehirn, ab.) 13) Communications relative to the Datura Stramonium, or Thorn-apple: as a Cure or relief of Asthma: addressed to the Editor of the Monthly Magazine. London 1811. S. 90. Ein angesehenener Kaufmann in London, Mr. Sills, dem das Rauchen von Stramonium große Hilfe leistete, gab dem Publicum die erste Nachricht von diesem Mittel im Monthly Magazine. Ein hier mitgetheiltes Brief des Dr. Sims stellt die ganze Geschichte der Einführung des Rauchens von Stramonium auf eine lehrreiche Art dar. Er erzählt: Im Jahre 1802 habe ihm (dem Dr. Sims) der General Gent ein Geschenk mit dem Vorrath eines Mittels gemacht, das er kürzlich von Madras mitgebracht habe, wo es als ein Specificum zur Erleichterung der Anfälle von Asthma angesehen werde. Es bestehe, setzt der General hinzu, aus der Wurzel der Datura ferox, die bey ihrem Einsammeln gleich in länglichte Stücke zerschnitten, im Schatten getrocknet, und dann in Fibern zerschlagen würden, wie unreiner Hanf. Zur Zeit des Anfalls rauche man eine Pfeife, damit allein, oder mit Tabak vermischt, gestopft. Der General hatte seinen Vorrath von Dr. Anderson, physician general zu Madras, erhal-

ten, der dieses Mittel sehr pries, und auch für sich selbst, wie Sims meint, gebrauchte. Sims behandelte zu derselben Zeit gerade die Tochter eines der vorzüglichsten Aerzte, die an Lungenschwindsucht litt, welche mit Asthma verwickelt war, wie daraus sich ergab, daß sie häufige Anfälle von Schwierigkeit des Athmens zu erdulden hatte, die der reinen Phthisis, zumahl in einem so frühen Zeitraum derselben, nicht eigen sind. Vom Rauchen der *Datura ferox* erhielt die Kranke eine alle Erwartung übersteigende Erleichterung, und setzte den Gebrauch mit viel Befriedigung fort, selbst bis zum tödtlichen Ende der Schwindsucht. Zu derselben Zeit rief Sims dem Wundarzt Foulmin zu Hackney diese Art von Rauchen, der gerade an häufigen Anfällen des Asthma sehr litt, denen er schon mehrere Jahre unterworfen war. Es war ihm so wohlthätig, daß alle andere Mittel bey Seire gesetzt werden konnten. Aber da der Vorrath der Ostindischen Pflanze zu Ende gieng, so wurde statt ihrer *Datura stramonium* genommen, und zwar ihre Stängel, weil ihre Wurzeln zu klein und fibrös sind. Der Kranke Wundarzt erhielt von dem einheimischen Mittel fast dieselbe Erleichterung; er machte auch den Versuch mit den Blättern, die er im Geschmack und Wirkung nicht vom Tobak unterscheiden konnte. Dieser Wundarzt machte den Londoner Kaufmann mit diesem großen Mittel gegen Asthma bekannt, welcher, da er dadurch Hülfe erhielt, dem Publicum die erste Nachricht davon gab. Es ist höchst wahrscheinlich, heißt es, daß *Datura ferox* und *Datura stramonium* fast dieselben Eigenschaften haben, vielleicht ist aber doch die erstere wirksamer. Man wird suchen, die präparirten Wurzeln von *Dat. ferox* nach England in größerer Menge kommen zu lassen. Mehr Sorgfalt, als man gewöhnlich anwende, erfordere die Bereitung des *stramonium*. Die Stängel müssen frisch in kleine

längliche Stücke zerschnitten; und schnell getrocknet werden. In unserm Clima sey die allgemeine Vorschrift, im Schatten zu trocknen, den meisten Kräutern nachtheilig; je schneller das Trocknen zu Stande käme, desto mehr erhält sich von Geschmack und Farbe, und folglich auch mehr von den Tugenden der frischen Pflanzen. In England verkaufe man jetzt alle Theile des Stramonium als Heilmittel gegen Asthma. Die Blätter, und noch besonders die unreife Kapsel und Samen des Stramonium, sind aber, innerl. gebraucht, ein sehr kräftiges, wenn nicht selbst ein verderbliches, narcoticum, und können wahrscheinlich nicht in allen Fällen ohne Nachtheil geraucht werden. Doch nach Loulmin's Erfahrung haben die Blätter nicht so viel Kraft zur Milderung asthmatischer Anfälle, als die verhältnißmäßig mildern und unschuldigen Stängel und Wurzeln. Es folgt nun Mr. Sills Schilderung seines fürchterlichen Asthma's, in dem er oft den Tod erwartete und wünschte. Rauchen von Stramonium hat das Uebel getilgt. Unter dem Rauchen soll man nicht trinken. Branntwein, mit Wasser vermischt, bekam ihm wenigstens sehr übel. Nach dem Rauchen sey eine Tasse Kaffee ihm sehr erfrischend. 12 Pfeifen habe er wohl hinter einander geraucht, mit der Wurzel und dem untern Theil des Stängels gestopft, ohne eine andere Beschwerde, als gelinde Excoriation der Zunge, zu empfinden. (Anderer fanden Eine Pfeife schon hinlänglich, und diese Erzählung muß nicht zu dreiste machen.) Dr. Reid sagt, daß in verschiedenen andern Fällen desselben Uebels der Erfolg gleich merkwürdig und vollständig ausgefallen wäre. Noch mehrere andere Zeugnisse zu Gunsten dieses Mittels werden aufgeführt. 14) An experimental Examination of the late edition of the Pharmacopoeia Londinensis; with Remarks on Dr. Powell's Translation and Annotations, By Rich. Philips. London

1811. S. 148. Der Schottische Recensent stimmt mit dem Verf. überein, daß die letzte Ausgabe der Londoner Pharmacopöe reich an Fehlern der Unwissenheit, der Planlosigkeit und des Leichtsinns ist, die hier mit großer, vielleicht gerechter, Bitterkeit gegen das königl. Collegium der Aerzte zu London gerügt werden. Hrn. Philips Schrift soll viel Lehrreiches enthalten.

Leipzig.

Bei G. Fleischer, dem jüngern: *Joh. Frid. Gronovii in P. Papinii Statii Silvarum libros V. Diatribe. Nova editio, ab ipso auctore correcta, interpolata, aucta. Accedunt Emerici Crucei Antidiatribe, Gronovii Elenchus Antidiatribes et Crucei Muscarium. Edidit et annotationes adjecit Ferdinandus Handius. Zwey Bände in Octav. 1812.*

Da unter J. F. Gronov's Schriften die Diatribe in Statium einen vorzüglichen Platz einnimmt, und nach seinem berühmten Werke de Sestertiis mit den Observationibus um den Rang streitet, aber nur Ein Mal gedruckt worden; so war es ohne Zweifel ein sehr guter Gedanke, dieß Werk zum zweyten Male ans Licht treten zu lassen. Der Verfasser starb über dem Vorsatz im J. 1671. Sein Exemplar, das mit seinen Zusätzen u. Critiken versehen war, kam aus Cor. Santen's Auction in den Besitz des sel. Prof. Lenz zu Gotha, welcher das Werkchen in einer verbesserten Gestalt wieder ins Publicum zu bringen dachte, aber durch einen zu frühen Tod daran verhindert wurde. An seine Stelle tritt nun Hr. Prof. Hand zu Weimar, der sich schon als Herausgeber der nachgelassenen Werke des sel. Carus ausgezeichnet hat. Schon der Titel lehrt, was man hier zusammen erhält, wodurch das Werkchen vor der ersten Ausgabe vom J. 1637, Haag, bey Lemaire, einen beträchtl. Vorzug gewinnt. Noch

schätzbarer sind die Zusätze des Urhebers, und die Angabe seiner Auslassungen, die alle bemerkt sind, mit den hinzugefügten Seitenzahlen der ersten Ausgabe, von welcher also kein Wörtchen fehlt. Hr. H. hat die von Gronov angeführten Schriftsteller genau nachgeschlagen und besser bezeichnet, sehr oft, besonders im ersten Bande, kritische Bemerkungen, die von großer Belesenheit, Einsicht und richtigem Urtheil zeugen, beygebracht, auch einige Bemerkungen von Abraham Gronov und van Santen, welche dieselben dem Exemplare beygeschrieben, hinzugefügt, und zwey sehr vollständige und brauchbare Register angehängt. In dieser Gestalt hat das Werkchen eine Brauchbarkeit erhalten, welche es jedem Humanisten sehr werth machen wird, und daher sehr empfohlen zu werden verdient. Man findet im Werke selbst eine große Menge von Beobachtungen, die sich auf Critik, Sprachkunde, Sitten u. dergl. beziehen, und die, wenn auch schon in den Resultaten Gemeingut geworden, dennoch in der Ausführung und Entwicklung, auch wo sie unsern Beyfall nicht vollständig gewinnen, ein sehr nütliches Studium darbieten, wie sich schon von der Geistesarbeit eines Gronov's erwarten läßt, der die Resultate seiner Forschungen in dieses Werk niedergelegt hat. Aber auch die Bemerkungen des Hrn. Prof. H. verdienen ein sorgfältiges Studium, indem sie über jene Gegenstände sich erstrecken, und sehr viele Schriftsteller des Griech. und Röm. Alterthums, als Varro u. a. umfassen, über welche Licht verbreitet wird. In den Anmerkungen verweist er den Leser oft auf die Observationen über den Statius; woraus wir den Schluß machen, daß diese Arbeit schon weit vorgerückt sey. Wir sehen dieser Ausgabe des in seiner Art sehr achtungswerthen Dichters mit Verlangen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1813.

Stockholm.

Gedruckt bey Nordström: *Samling till en mineralogisk Geografi öfver Sverige, af W. af Hisinger*, Led. af kongl. Wetenskaps Acad. etc. 1808. XIX und 276 Seiten in Octav.

Der Einfluß, den ein großer Lehrer auf die Bearbeitung einer Wissenschaft bey der Nation, welcher er angehört, oft noch auf folgende Generationen äußert, hat sich in neuerer Zeit vielleicht nirgends auffallender gezeigt, als in Schweden, in Ansehung der Bearbeitung der Naturgeschichte nach dem Muster von Linné. Er, dessen bewundernswürdiges Genie zwar die ganze Natur umfaßte, konnte doch eine ausgezeichnete Vorliebe für die Botanik nicht verläugnen. Nächst den Pflanzen widmete er den Thieren, und unter diesen wieder vorzugsweise den Insecten, besondere Aufmerksamkeit; aber verhältnismäßig wenig that er für die Ausbildung der Mineralogie. Er gestand dieses selbst in der Vorrede zum dritten Theile seines Natursystems: "Lithologia mihi cristas non eri-

get; lapides enim, quos quondam in deliciis habui, tradita demum aliis disciplina, seposui, neque nunc, nisi laceffitus, recepissem." Diese ungleichförmige Bearbeitung der Naturkunde hat sich in Linné's Vaterlande bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch gegenwärtig zeigt sich unter den Schwedischen Naturforschern, diesen enthusiastischen Anhängern ihres Vaters Linné, im Allgemeinen eine besondere Vorliebe für Botanik; weniger wird von ihnen Zoologie bearbeitet, aber auch noch jetzt mit größerem Eifer Entomologie, als irgend ein anderer Zweig der Zoologie; unverhältnißmäßig wenig dagegen Mineralogie. Dieses ist in der That um so auffallender, da Schweden in früheren Zeiten, in einem Wallerius, einem Crönstedt u. m. A. so ausgezeichnete Mineralogen besaß, die einen entschiedenen Einfluß auf das mineralogische Studium des Auslandes geltend gemacht haben; und da in dem Lande, in welchem der Bergbau ein so allgemein verbreitetes und so höchst wichtiges Gewerbe ist, und wo durch den Bergbau überall die mannigfaltigsten Mineralien zu Tage gefördert werden, Alles zum eifrigsten Studium der Mineralogie auffordern sollte. Von den Fortschritten, welche die Kunde der unorganisirten Natur in neueren Zeiten im Auslande, besonders in Deutschland und Frankreich, gemacht hat, ist man in Schweden im Ganzen nur wenig unterrichtet; zumahl aber von der Geognosie, dieser herrlichen Frucht Deutschen Studiums, hatte man dort noch vor wenigen Jahren so gut wie gar keinen Begriff. Erst durch neuere Reisende, Schweden, welche Deutschland besuchten, und Deutsche, welche nach Schweden kamen, sind einige Kenntnisse der Deutschen Geognosie dort in Umlauf gekommen. — Es ist uns an-

genehm, hier das Schwedische Werk anzeigen zu können, in welchem sich die erste Anwendung von jenen neu erworbenen Kenntnissen findet. Der Verfasser desselben ist derselbe, welcher schon im Jahre 1790 eine ähnliche Arbeit unter dem Titel: Samling till en Minerographie öfver Sverige, herausgab, und auch außerdem durch mehrere Abhandlungen in den Schriften der Stockholmer Wissenschafts-Academie, so wie durch die in Verbindung mit Berzelius herausgegebenen gehaltenen Abhandlingar i Fysik, Kemi och Mineralogi, deren Anzeige wir uns vorbehalten, ein bleibendes Verdienst um diese Wissenschaften, und zumahl um die Kunde der Natur seines Vaterlandes, sich erworben hat.

Das vorliegende Werk enthält zur Einleitung eine gedrängte geognostische Uebersicht von Schweden, welche früher schon als besonderer Aufsatz im zweyten Bande der eben erwähnten Abhandlingar erschien. Die verschiedenen Gebirgs-Formationen sind nach der bekannten Wernerschen Eintheilung in Ue-, Uebergangs-, Flöz- und aufgeschwemmtes Gebirge aufgeführt. Die Bestimmungen sind größtentheils richtig; nur Manches, was gneusartiger Granit genannt wird, dürfte wohl mit größerem Rechte Gneus heißen, welche Gebirgsart in Schweden sehr viel allgemeiner ist, als der Verf. annimmt, indem sie in beständiger Abwechslung mit Granit vorkommt.

Die Sammlung zur mineralogischen Geographie von Schweden ist nach den Provinzen, Kirchspielen und den einzelnen Gruben und andern Geburtsorten in denselben angelegt. Sie läßt den großen Reichthum Schwedens an den mannigfaltigsten Producten des Mineralreichs bewundern, und lie-

fert manchen guten Beytrag zur genauern Kenntniß seltener und bis jetzt wenig unterfuchter Fossilien des Nordens. Von solchen sind genaue äußere Beschreibungen mitgetheilt, und außerdem sowohl von diesen, als auch von andern, schon bekannteren, die Resultate theils von dem Verf. selbst, theils von Andern damit vorgenommener chemischer Analysen. Ganz vorzüglich wird aber der Werth des Werks erhöht durch die überall eingestreuten Bemerkungen über das Vorkommen der Mineralien, und durch die in jedem Abschnitte vorangehenden kurzen geognostischen Uebersichten, die hin und wieder durch etwas größere Ausführlichkeit und Genauigkeit noch mehr an Interesse gewonnen haben würden. Der bey weitem größere Theil der Angaben gründet sich auf eigene Beobachtungen; außerdem sind aber auch von dem Verf. hin und wieder theils gedruckte, theils handschriftliche Bemerkungen Anderer benutzt worden. Die Ordnung, in welche die einzelnen Provinzen gestellt sind, ist folgende: Dalarne, Westmanland, Upland, Södermanland, Nerike, Vermeland, Dalisland, Westergöthland, Oestergöthland, Småland, Skåne, Öland, Gottland.

Zu einem Auszuge ist diese Schrift nicht wohl geeignet. Wir beschränken uns darauf, einige Notizen über das Vorkommen merkwürdiger Fossilien auszuheben, um wenigstens auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen. — Auf der großen Kupfergrube zu Fahlun bricht Anhydrit: das erste Beispiel vom Vorkommen dieses Körpers im Urgebirge, den man bisher nur für einen Bürger des Flözgebirges hielt. Rec. hat vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, ihn auch im Uebergangsgebirge aufzufinden, nähmentlich auf einem der Lauterber-

ger Kupfergänge. — Zu den auf den Fahluner Gruben häufig vorkommenden, aber bis jetzt sehr wenig bekannt gewordenen, Fossilien gehört der Fahlunit, der sich theils derb, theils sechsseitig-prismatisch krystallisirt, von grünen und braunen, in das Gelbe sich ziehenden, Farben findet. Eine Analyse ist davon bis jetzt noch nicht geliefert. Uns scheint dieses Mineral nur eine Abänderung von dem Triclast zu seyn, von welchem Prof. Hausmann zuerst eine Beschreibung entworfen hat, die auch in vorliegendes Werk aufgenommen ist. — Ueberaus merkwürdig ist das Gemenge des großkörnigen Granits zu Finbo unweit Fahlun, in welchem Gadolinit, Pyrophyllith (eine Varietät vom Topas), Zinnstein und Granat mit einander eingeschlossen sind. — Salm oder Malacolith, der von d'Andrada zu Sala entdeckt, nachher aber ungleich schöner in der Arendaler Gegend in Norwegen aufgefunden wurde, hat man in neuerer Zeit an mehreren Orten in Schweden kennen gelernt. In bedeutenden Massen kömmt er auf der Grube Björnmyresveden in Svarvsjö-Socken in Dalarne vor. — Unter den Fossilien vom Loberge in Dalarne vermiffen wir den daselbst in einem Gemenge von Kupferkies und Feldspath brechenden blättrigen Graphit. — Die verlassene Båstnäs-Grube zu Riddarhytta in Westmanland ist besonders merkwürdig durch das Vorkommen mehrerer Fossilien; da kommen mit einander vor: Cererit, Wismuthglanz, Wasserbley, Wolfram und eine neuerlich entdeckte Verbindung von Schwefelkobalt, Schwefelkupfer und Schwefeleisen. — In einem Urkalk Lager bey Åker in Södermanland findet sich Spinell von graulich-blauer Farbe, den Berzelius analysirt hat: das

erste Beispiel, so viel wir wissen, von dem Vorkommen dieses Fossils im Urgebirge. — Skapolith, den man sonst nur als einen Begleiter der Magneteisensteins-Lagerstätten bey Arendal kannte, hat man in neuerer Zeit auch an mehreren Orten in Schweden entdeckt, z. B. auf Fåhusgrube im Svärta-Kirchspiele in Södermanland, krystallfirt, von rothbrauner Farbe. — Ausgezeichnet reich an seltenen und merkwürdigen Fossilien sind die Eisensteinsgruben von Vermeland, und unter diesen besonders Nordmarks-Gruben, Långbanshytta und Persberg. Hier erwähnen wir nur den schwarzen krystallfirtten Malaolith von Brattfors-Grube, der auch auf dem Taberge in Nordmarken vorkommt; das salzsaure Eisen (Pyrosmalit) von Bjelles-Grube; den späthigen Rothstein (Rothbraunsteinerz) von Långbanshytta. — Der Piccolith, welcher auf mehreren der Nordmarksgruben, so wie am Taberge in Småland, vorkommt, wird noch irrig unter dem Nahmen von Jernlera (Eisenthon) aufgeführt, da er doch eine Verbindung von kohlensaurem Talk, Kiesel und Eisenoryd ist. — Beachtet zu werden verdient die Bemerkung, daß der Uebergangskalkstein von Gottland vorzüglich Koralliten, dagegen der von Öland, Schonen, Ost- und Westgothland besonders Orthoceratiten führe; und gewiß vollkommen gegründet ist die Vermuthung, daß der erstere älter, als der von den zuletzt genannten Gegenden sey. Hiermit stimmen wenigstens die Beobachtungen überein, die Rec. auch in andern Gegenden anzustellen Gelegenheit gehabt hat. — Ein Register der Geburtsorte erhöht die Brauchbarkeit der Schrift. Auf den beygefügten fünf Kupfer-

tafeln sind instructive Gebirgs-Profilе und Situations-Umrissе von einigen merkwürdigen Gruben-Revieren mitgetheilt.

Paris.

Annales de l'éducation, redigées par F. Guizot (jetzt Professor der neuern Geschichte an der Pariser Académie). Bey Le Normant. Jedes Hest von 8 Bogen in Octav. Sechs Heste machen einen Band aus. 1811. 1812. 1813.

Dieses durch seinen Inhalt sowohl, als durch seine Tendenz, ausgezeichnete Journal erscheint seit dem 15. April 1811, und den 15. jedes Monaths wird ein Hest geliefert, so daß bis jetzt deren 24, oder 4 Bände, vorhanden sind. Der Herausgeber, Hr. Guizot, ist ein edler junger Gelehrter aus Südfrankreich, reformirter Religion, der sich in Paris aufhält, und sich daselbst mit einer geistvollen, in der Litteratur schon sehr bekannten, Dame vermählt hat. Durch sein Verhältniß und seine Freundschaft mit dem trefflichen Stapfer ist er besonders mit der Sprache und der Cultur Deutschlands sehr bekannt geworden. Er hatte es übernommen, in Gesellschaft mit diesem und mit Hülfe einiger andern Freunde die sämtlichen, Deutschland betreffenden historischen Artikel in der mit vielem Glanze begonnenen Biographie universelle der Gebrüder Michaud in Paris zu liefern; und es ist sehr zu bedauern, daß beide diesem Unternehmen, das noch so weit von der Vollendung entfernt ist, entsagt haben. Sonst hat Hr. Guizot noch, 1809, ein Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française geliefert, welches mit gro-

hem Beyfall aufgenommen ist. Desgleichen eine sehr gute Uebersetzung des Gibbon und Anderes. Der Geist des hier angezeigten Journals ist würdig und ernst, von jeder Spielerey und Modesucht entfernt, ohne an dem Veralteten ungebührlich zu hängen. Das Neue, gut Bewährte, was die Pädagogik in andern Ländern, zumahl in England und Deutschland, darbietet, wird hier mit Wahl und in gefälliger Form dargelegt. Eine solche Schrift war in Frankreich, wo einseitige Routine ein gar zu großes Ansehen behauptet, dringend nöthig. — Außer den schätzenswerthen und interessanten pädagogischen Aufsätzen, welche Herr und Madame Guizot bisher geliefert haben (wie z. B. im ersten Bande Des moyens d'émulation; -- Journal adressée par une femme à son mari sur l'éducation de ses deux filles; -- im ersten und zweyten Bande Des idées de Rabelais, und auch de Montaigne en fait d'éducation, und andere mehr), finden sich auch lesenswerthe Abhandlungen von andern Mitarbeitern. Unter diesen zeichnet sich der alte ehrwürdige Dupont de Nemours aus, von welchem ein Stück im dritten und vierten Bande enthalten ist: sur l'éducation nationale des Etats-unis de l'Amérique, so wie Hr. Dr. Friedländer, der eine beynahe durch alle Hefte fortlaufende Abhandlung über die physische Erziehung gegeben hat, die gewiß Niemand zu lang finden wird. — Deutschen Pädagogen kann dieses, den Französischen ganz unentbehrliche, Journal gewiß nicht uninteressant seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1813.

Göttingen.

Bey Dieterich: De Theologia morali Scholasticorum. 1812. 16 Seiten in Quart.

Da die Moralthologie der Scholastiker wenig bekannt ist, und viele falsche Vorstellungen von derselben im Umlauf sind, so hat der Verfasser dieses Weihnachts-Programms, Hr. Dr. und Professor Stäudlin, sie nach ihrer wahren Beschaffenheit characterisirt. Er erzählt ihre Geschichte, verweilt am längsten bey Thomas Aquinas, legt den Plan seiner Summe, so weit sie moralisch ist, und damit zugleich des ersten Systems der Moralthologie, dar, zeigt, in welchen Puncten der Moral Thomas und Duns Scotus von einander abwichen, und schließt mit einer Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der scholastischen Moralthologie überhaupt. Er wird diesen Gegenstand nicht liegen lassen, sondern ihn zu anderer Zeit wieder vornehmen, und weiter ausführen.

Paris.

1. **Dey Migneret: Mémoire explicatif sur la Sphère Caucasienne, et spécialement sur le zodiaque, ou l'on prouve que ce dernier monument, sous quelque forme qu'il puisse se présenter, doit être jugé indigne de toute attention de la part des Astronomes et des Archéologues, n'ayant jamais été dans l'origine qu'une pure rêverie Astrologique; par C. G. S., Auteur du zodiaque expliqué, ou Recherches sur l'origine et la signification des Constellations de la Sphère Grécque. 1813.** 53 Quartseiten und 2 Kupfertafeln.

Der Verfasser der auf dem Titel gegenwärtiger Schrift angeführten Recherches sur l'origine etc. sucht hier seine Hypothese gegen die Einwendungen einiger Französischen Gelehrten, besonders, wie es scheint, gegen den Verfasser der *Antiquité dévoilée au moyen de la Genèse* u. s. w. (s. Götting. gel. Anz. 1810 St. 196) zu vertheidigen. Da seine Ideen aus seiner ersten Schrift unsern Lesern schon bekannt sind, daß nämlich die Sternbilder bloß eine symbolische Darstellung der Gegend um das Caspische Meer und um den Kaukasus seyn sollen (s. Götting. gel. Anz. 1808 St. 132); so können wir uns hier darauf beschränken, seine übrigen Gründe bloß anzuzeigen. Es sey ausgemacht, beginnt der Verfasser, daß die Indischen, Chaldäischen, Aegyptischen und Griechischen Thierkreise alle einen Ursprung haben, man müsse also den ursprünglichen auffuchen. Derselbe sey aber überhaupt nicht als eine isolirte Zone zu betrachten, sondern stehe mit den übr-

gen Bildern in Verbindung, und zwar so, wie die Griechische Sphäre dieselben darstelle. Diese habe man aber stets nur für eine sonderbare Zusammenstellung der Bilder gehalten, an welche man die sehr alten Figuren des Thierkreises angeheftet habe. (Wenn man in die ältesten Schriften der Griechen zurückgeht, so kann man die Sternbilder in und außer dem Thierkreise auch für nichts, als willkürliche Erfindungen der Phantasie halten, wozu nur die kenntlichsten Gestalten, oder die Zeit ihres Aufganges, Gelegenheit gegeben haben. Von Plan und systematischer Zusammenstellung finden sich nirgends Spuren. Die ältesten noch nicht gebildeten Nationen bedurften des Thierkreises nicht, deswegen haben auch nicht die Astronomen aller Zeit die Sternbilder und die Zeichen des Thierkreises für Synonyme halten können, sondern nur von Eudorus und Arats Zeit an, wo beide ungefähr zusammen treffen. Von älteren Astronomen, im eigentlichen Sinne des Wortes, finden sich keine Nachrichten vor der Ionischen Schule. Ueberhaupt ist Astronomie ohne Philosophie nicht wohl denkbar. Wie sich hier die Begriffe entwickelten, zeigt die Geschichte der Griechen deutlich, nur verwechsle man nicht bei rohen Völkern ihren unvollkommenen Kalender, wozu sie das Bedürfniß treibt, mit Astronomie. Von Völkern, welche im Besiz der letztern gewesen wären, müßten auch noch, andere Nachrichten vorhanden seyn. Kalender-Bemerkungen, die freylich der Astronomie zum Grunde liegen, machten alle Nationen, ohne daß eine vor der andern einen Vorzug verdient.) Unser Verfasser hält aber, wie wir schon wissen, die Sternbilder für

ein zusammenhängendes allegorisches Gemälde, und zieht folgende Resultate (S. 7): Alle Bilder werden in der ursprünglichen Sphäre auf ihren Ursprung zurückgeführt, und sind gleichsam nach astronomischen Principien gemacht. Dieses konnten Hirten und Landleute nicht, sondern alle Sterne mußten nach gerader Aufsteigung und Abweichung geordnet werden. Auch die Beobachtung des Auf- und Unterganges setzte Kenntnisse der Kolluren u. s. w. voraus. Jeder Kallender der Landleute nach dem Auf- und Untergange der Sternbilder gründete sich also auf einen genaueren, nach der Sonne geordneten, welcher daher schon vorhanden gewesen seyn muß. Däher sey, fährt er fort, die Idee, die Karte seines Vaterlandes am Himmel zu zeichnen, schön an sich, und setze keine besonders große Cultur in den Wissenschaften voraus. Sie enthalte nichts Unmögliches oder Widersprechendes. Man könne also die erste Sphäre die Kaukasische nennen. Durch eine solche geographische Erklärung sehe man auch den Grund von einigen Unvollkommenheiten derselben, die zum Beweise dienen könnten, daß die eigentliche Astronomie damals noch keine große Fortschritte gemacht habe. Zugleich entdecke man aber eine Vollkommenheit in dem Verhältnisse der Sternbilder unter einander, und eine Uebereinstimmung mit dem Zustande des Himmels für die Epoche der Erfindung. Die Bilder der Ekliptik wären nämlich nicht nur an sich sehr ungleich, sondern einige ständen auch über denselben, andere darunter. Der Pol des Aequators sey gar nicht angegeben. Dieses sey um so mehr zu bedauern, weil man aus der

Bewegung desselben leicht die Epoche der Erfindung der Sphäre hätte finden können. Dagegen sey der Pol der Ekliptik durch die Windungen des Drachen bemerkbar, und die Koluren dadurch hervorgehoben, daß der Krebs und der Löwe einander entgegen ständen, der Wassermann aber und der Steinbock sich den Rücken kehrten. Zwölf Linien theilen vom Pol der Ekliptik aus den ganzen Himmel. (Diese Eintheilung würde unsern Lesern ohne die Karte nicht ganz verständlich seyn.) Außerdem lasse sich noch eine andere Eintheilung der Sphäre in drey Theile vom Pol der Ekliptik bis an den südlichen Horizont denken. Der eine Theil, vom Krebs bis zur Wage, bezeichnet die Gegend von Baku bis Derbend; der zweyte, vom Scorpion bis zum Steinbock, die Gegend vom Kur bis an die Quellen des Araxes; der dritte, vom Wassermann bis zu den Zwillingen, den Kur und den Kaukasus, also ungefähr die drey Provinzen, Chirvan, Armenien und Georgien. In dieser Eintheilung findet der Verfasser die größte Wahrscheinlichkeit für seine Hypothese. Die äußersten südlichen Sternbilder treffen überdieß, nach seiner Meinung, mit dem 40. Grad nördlicher Breite, und der Ort der Koluren mit dem Jahre 1400 vor unsrer Zeitrechnung überein, und auch die Sonderbarkeiten der Bilder in Figur und Stellung lassen sich daraus sehr gut erklären. Die geographische Deutung stimmt bey dem Engonasin und dem Widder mit Arats Beschreibung am meisten zusammen; ja den Scorpion (der in den Recherches seine Bedeutung hat) ist der Verfasser geneigt, ganz aus der Sphäre zu ver-

bannen, und beruft sich dabey auf eine Zeichnung bey Kircher, welcher wir indessen keinen besondern Werth beylegen möchten, weil diese willkürlichen Veränderungen der Sternbilder in der alten und mittlern Zeit nie zu einem Resultate für die Geschichte führen. Die Zeit der Verfertigung muß anders woher bekannt seyn. Bey einer solchen Erklärung sey man endlich, fährt der Verfasser fort, nicht in Verlegenheit bey den Nahmen einiger Sternbilder, welche weder Aegypter, noch Griechen, zu nennen wüßten, wie das Thier bey'm Centaur, oder den Steinbock, und alle noch so sonderbaren Bilder ständen in einem natürlichen Zusammenhange. Wir finden hier weiter nichts hinzu zu setzen, da es bloß auf die Grundsätze ankömmt, von welchen man ausgeht, und wir uns wiederholen müßten. Wir gehen also zu den Zeugnissen fort, welche der Verfasser für seine Meinung anführt, und zwar 1) daß die Sternbilder eine geographische Bedeutung haben könnten, Die eine Stelle aus Augustin de civ. dei 8. 23. hat bloß einen mystischen Sinn, und kann nicht wohl für einen Beweis gelten; die andere, aus Schmid's Abhandlung de Zodiaci nostræ origine Aegyptia, möchten die Gegner des Verfassers für sich gebrauchen, um wenigstens darzuthun, daß die Bilder zu mehreren Hypothesen Gelegenheit geben könnten. 2) Daß die Astronomie in der Gegend des Kaukasus ihren Ursprung genommen habe. Hier hält sich der Verfasser vorzüglich an die Stellen der Alten, welche den Assyriern die Erfindung der Astronomie zuschreiben. Aber abgesehen davon, daß der

Nahme Assyrer sehr unbestimmt ist, lassen sich für andere Nationen eben so viele Zeugnisse bey Griechen und Römern auffinden. Diese Meinungen können also nichts entscheiden, und bestärken vielmehr unsere oben angeführte Behauptung von der Gründung der Astronomie. 3) Daß sich schon in der frühesten Zeit Cultur in der Gegend des Kaukasus gefunden, und die Chaldäer von da her ihre Kenntnisse erhalten haben, beweiset der Verfasser durch das Zeugniß Dittmar's von den Kaukasischen Völkern der mythischen Zeit. Berlin 1789. Wir zweifeln aber sehr, daß ein Kenner des Alterthums mit den in der genannten Schrift enthaltenen Combinationen zufrieden seyn wird, um darzuthun, daß Libyen sich ehemahls bis nach Armenien erstreckt habe. Die angeführten Beynahmen Libyens bey Stephanus von Byzanz lassen sich alle recht gut erklären, ohne daß man zu einer solchen Hypothese seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist. Weitläuftiger hierüber zu sprechen, erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht. Endlich 4) sucht der Verfasser noch, besonders nach Montesquieu, zu beweisen, daß schon in den früheren Zeiten der Handel in jenen Gegenden geblüht habe, daß aber mit demselben Wohlstand, Luxus und Künste unzertrennlich verbunden wären. — Noch sind von S. 22 bis 53 einige Einwürfe hinzugefügt, welche seiner Hypothese gemacht werden könnten, und die Beantwortung derselben, welche aber für unsere Anzeige ebenfalls zu weitläufig seyn, und ohnehin für den keinen Nutzen haben würden, welcher sich einmahl von den Grundsätzen dieses Systems überzeugt hätte.

Göttingen.

Tabellen, enthaltend eine Methode, das Griechische Paradigma einfacher und gründlich zu lehren, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor am Lyceum und Vorsteher des philologischen Seminars zu München. Dritte, verbesserte Auflage. Bey Heinr. Dieterich 1813. (Neun Tabellen in Folio.)

Eine für das eifrige Erlernen der Griechischen Sprache, und für die Brauchbarkeit dieser neuen vor vier Jahren (s. die Beurtheilung derselben in diesen Blättern J. 1808 St. 45) bekannt gemachten Methode Nämlich zeugende Erscheinung ist diese dritte Ausgabe der Griechischen Tabellen, deren Brauchbarkeit der thätige Verfasser durch manchen wichtigen, in seiner Grammatik bereits enthaltenen, Zusatz, wie §. 11 bey der Lehre vom Augment die Entstehung der Reduplication in ἀντιπαρ, ἐπιπείδα; durch Wegschneiden von Unwichtigem, wie §. 2 Anmerk. 4, überhaupt durch schärfere Bestimmungen und selbst Feile des Ausdrucks, von neuem erhöht hat. Daß er diese Tabellen auch nach der Erscheinung seiner Grammatik nicht für überflüssig hielt, wird denen vorzüglich angenehm seyn, welchen Tabellen die Uebersicht der Gegenstände erleichtern. Zu bedauern ist es, daß diese Tabellen an der Lehranstalt, wo der Verfasser sie zuerst bey seinem Unterrichte entwarf, und durch diese leichtere Methode eine allgemeine Liebe zu der Griechischen Sprache in seinen Classen verbreitete, seit seinem Abgange abgeschafft sind.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1813.

Paris.

In der Druckerey der Madame Huzard: Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens de l'Ouest et du Sud-Ouest; — und Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens du Süd-Est et de l'Est; par M. *Decandolle*, Professeur de Botanique à l'École de Médecine de Montpellier, Membre de la Société d'Agriculture du Departement de la Seine, etc. 1810. Octav.

Bald nach Erscheinung seiner Flore Française wurde Hr. *Decandolle* von dem Minister des Innern beauftragt, fünf Jahre auf Kosten der Regierung das Französische Reich zu bereisen, und zwar nicht sowohl in eigentlich botanischer, als auch in öconomischer Hinsicht. Das Resultat der vier ersten Reisen ist in obigen Heften niedergelegt. Was die fünfte Reise betrifft, welche Hr. *D.* im J. 1810 durch die Rhein-Departements und

Belgien unternahm, so ist, so viel dem Rec. bewußt, noch nichts davon bekannt gemacht worden.

Die erste Reise des Verf. hatte die Untersuchung der westlichen Departemente zum Gegenstande; und wirklich verdiente diese Strecke vor allen andern eine genauere botanische Prüfung. Alle Botaniker, sowohl Französische als Ausländer, zogen die südlichen Provinzen oder die Gebirgsketten vor, indem sie dafür hielten, daß der Flor dieser westlichen Fläche von derjenigen anderer Ebenen wenig verschieden sey: was indeß die neuesten Forscher ganz anders fanden. Unter den ältern Botanikern erwähnt Morison zufällig einer oder der andern Pflanze dieser Gegenden; später führt Guettard einige andere in seinen Observations an. Neuerlich gaben Bonamy in Nantes, Maulny in Mans, und Aubry in Vannes die Verzeichnisse der von ihnen bemerkten Pflanzen heraus, denen aber noch zu viel abgeht, um auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können. — So stand es um die westliche Flora Frankreichs, als Hr. Decandolle im Julius 1806 seine erste Reise antrat. Er besuchte nach einander die Gegenden von Mans, Angers, d'Olonne, Nantes, Vannes und Rennes; und begnügte sich nicht damit, selbst fleißig zu botanisiren, sondern trat auch in Verbindung mit den Pflanzenfreunden jener Gegenden, und benutzte ihre Herbarien.

Dieser Reisebericht zerfällt, wie die folgenden, in zwey Abschnitte, den botanischen und den agromischen. Was den ersten betrifft, so enthält der erste Paragraph die damahls ganz neuen Pflanzen. Wir übergehen indeß diejenigen Arten, welche nachmahls von dem Verf. in den Iconibus

Plant. Galliae rariorum (f. Gött. gel. Anz. Jahrg. 1809 St. 183) beschrieben und abgebildet worden sind. Zuerst vier neue Ulven: *ventricosa*, *interrupta*, *Nostoch* und *bullata*, welche aber, so wie der als neu beschriebene *Fucus gramineus* (*fronde tota bullata atroviridi membranacea lubrica, bullis subsphaericis irregularibus aggregatis inapertis intus vacuis*) mit den Entdeckungen der neuern Algologen verglichen werden müssen. Im Sande bey Mans die neue Pilzgattung *Picolithus* von Albertini und Schweinitz, die der Verfasser mit *Desportes* lieber *Polysaccum* nennen will. Einige neue Arten der *Puccinia*, *Uredo* etc. Aus der Familie der Flechten die *Usnea verrucosa* (*erecta subochroleuca, ramis fibrillosis, scutellis lateralibus convexis integris tuberculaeformibus*), wie es scheint, mit *Lich. ochroleucus* verwandt. In Maine, Anjou und Bretagne fand sich sehr häufig die *Salix Capraea* Aubr., die Hr. Decandolle aber mit Recht als eine besondere Art ansieht. Er nennt sie *rufinervis*, und charakterisirt sie so: *subarbores, foliis ovato-oblongis acutis subcrenatis reticulato-nervosis, nervis subtus villis rufis ornatis, capsulis villosis*. Im Sande bey d'Ornon eine neue *Atriplex*, von dem Verfasser *oppositifolia* genannt, und der *laciniata* zunächst verwandt.

Unter den im §. II. aufgezählten, und für die *Flora Gallica* neuen Pflanzen bemerken wir, außer mehzeren seltenen, *Ulva tetragona* (*Fucus tetragonus* Turn.), *Sticta crocata*, *Physcia scopulorum* und *flavicans*. *Betonica incana*, in den Wäldern von Nantes. *Euphorbia*

falicifolia Host., an den Ufern der Loire; unterscheidet sich von der Hostischen Pflanze bloß durch glatte Blätter. Nach den, dem Rec. mitgetheilten, Beobachtungen eines andern Französischen Botanikers, der diese Euphorbie an der angezeigten Stelle häufig wahrnahm, soll sie die *Euph. Esula* Linn. seyn. Keine Art ist wohl öfterer verwechselt, wie *Esula*. In vielen Sammlungen findet sich eine Abart der *Cyparissias* für *Esula*. Die gemeinste Euphorbie, wenigstens der südlichen Gegenden, scheint wohl *Gerardiana* zu seyn; *Cyparissias* ist an vielen Orten schon selten, und *Esula* kommt nur an besondern Stellen vor, z. B. an den Ufern großer Flüsse. An einem solchen Standorte wird die Pflanze höher, bekommt breitere Blätter, und ist fast ganz ohne sterile Aeste (vergl. *Bib. r. l.* Flora Taurico-Caucas. I. p. 374). Ueberhaupt taugen die *rami steriles* gar nicht in der Diagnose; da die meisten verwandten Arten dergleichen haben. Wir bemerken beiläufig noch, daß unter den Abbildungen, welche in mehreren Werken von der *Esula* vorkommen, die der *Flora Danica* t 1270 und der *English Botany* t 1399 wohl ohne Zweifel die richtigste Vorstellung geben.

§. III. Einige Bemerkungen über die Gattung *Quercus*. *Q. racemosa* kommt häufig in diesen Gegenden vor, und zeigt zwei merkwürdige Abarten: 1. mit rothen Blättern, und 2. mit sehr tief eingeschnittenen und unten weichhaarigen Blättern. (Sollte letztere nicht näher mit *Q. pubescens* verwandt seyn?). *Q. sessiflora* ist hingegen seltener. Zu *Q. Toza* Bosc., welche eigentlich südlicher vorkommt, zieht Hr.

Decandolle zwey andere Eichen als bloße Abarten, nämlich *Q. brossa* Bosc. und *coenomanensis* Desp. Von *Q. Cerris* unterscheidet der Verfasser gleichfalls zwey Abarten, wovon die eine glatte, die andere unterhalb weichhaafige, Blätter hat. Letztere wurde irrig von Bonamy für *Aegilops* ausgegeben. *Q. crinita* Bosc. zeichnet sich durch die sehr großen und facklichen Fruchtfelche aus.

§. IV. Allgemeine Bemerkungen über die westliche Flora. Wie bekannt, theilt Hr. Decandolle das Französische Reich in botanischer Hinsicht in fünf große Regionen. Die West-Region, von der hier die Rede ist, erstreckt sich vom Fuße der Pyrenäen bis in die Halbinsel, welche die ehemahlige Bretagne bildet. Die Pflanzen nämlich, welche sich längs dieser großen Strecke finden, sind bis an den nordlichsten Punct ungefähr dieselben, obgleich der Unterschied der Breite über vier Grade beträgt. Der Botaniker muß erstaunen, wenn er unter einem Grade der Breite, der wenig von dem des mittlern Deutschlands verschieden ist, Pflanzen entdeckt, die man bis jetzt nur dem südlichsten Europa eigen glaubte. Eine Pflanze, welche diese West-Flora vorzüglich characterisirt, ist die schöne *Erica ciliaris*, welche in diesen Gegenden sehr gemein ist. Mit ihr kommen gemeinschaftlich vor: *Pinguicula lusitanica*, *Silene bicolor* und *uniflora*, *Scilla umbellata*, *Euphorbia portlandica*, *Asphodelus albus*, *Sibthorpia europaea*, *Umbilicus pendulinus*, *Reseda sesamoides* und einige andere. Noch führt der Verfasser mehrere höchst merkwürdige Beyspiele von

südlichen Pflanzen an, die längs der Westküste so weit nördlich vordringen. Nur einige zum Beweise. *Ophioglossum lusitanicum* wächst häufig im Sande längs der Rhede von Brest; *Phalangium bicolor* bey Mans; *Cistus hirsutus* bey Landerneau; *Plantago subulata* (*carina* Schrad. Flora German. Tom. 2.) bey Angers; *Acrolichum leptophyllum*, *Lagurus ovatus* und *Ixia Bulbocodium* bey Brest; *Scirpus Michelianus*, *Amaranthus prostratus*, *Narcissus odoratus* und *Serapias cordigera* bey Nantes; *Amaryllis lutea* bey Angers und auf der Insel Noirmoutier; *Scolymus hispanicus* in den Landes von Belle-Isle. Einer der interessantesten Mittelpunkte für botanische Excursionen bleibt wohl Nantes, wo außer den vorhin genannten auch *Orobus filiformis*, *Rhamnus Alaternus*, *Tribulus terrestris*, *Linum gallicum* und einige andere vorkommen, die man bis jetzt dem südlichen Europa ausschließlich eigen glaubte. Zuletzt darf sich auch der Botaniker eine reiche Ausbeute von seltenen Flechten versprechen. So findet man in der Gegend von Quimpercorentin die *Sticta crocata* und *Parmelia flavicans*, die zuvor nur auf Jamaica gefunden waren. Merkwürdig ist es, daß viele dieser westlichen Pflanzen sowohl in den südlichen Provinzen Spaniens und Portugalls, als auch an der Westküste des Britischen Reichs vorkommen, ohne jedoch in den Zwischenländern sich zu finden. So kömmt *Erica Daboecia* in Spanien am Fuße der westlichen Pyrenäen und in Irland vor, ohne daß man sie jedoch zwischen den beiden letzten Standorten entdeckt

hätte. *Cistus hirsutus* und *Ophioglossum lusitanicum* finden sich nur in Spanien und in der ehemaligen Bretagne, mit Ausschluß der südwestlichen Provinzen Frankreichs. Die Ursachen indessen, welche die Aehnlichkeit der Pflanzen in den Departemens von Morbihan und den Landes bestimmen, müssen wohl mehr oder weniger dieselbe Wirkung auf die Flora des gesamten westlichen Europa hervorbringen. Es trifft hier Mehreres zusammen, die geringe Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, die Lage des Departements der Landen am Fuße der Pyrenäen, wodurch es vor den Südwinden geschützt bleibt; so wie die konstante Wirkung der Westwinde, und hauptsächlich die Einformigkeit der Temperatur, welche durch die Nähe des Meeres unterhalten wird. Diejenigen Pflanzen daher, welche, ohne den Sommer über großer Hitze zu bedürfen, die Winterfalte nicht vertragen, werden im Allgemeinen in diesem Klima gut forkommen. Zu diesem Ende schlägt der Verfasser besonders die Neuholländischen Holzarten vor, und wünscht, daß zu Nantes eine solche Pepiniere errichtet werden möge. Es ist unglaublich, wie gut viele Pflanzen bey Nantes im Freyen forkommen, die unter gleicher Breite in östlichen Provinzen des Winters über in Häusern gehalten werden müssen, z. B. *Cistus ladaniferus*, *Solanum bonariense*, *Ficus Carica*, *Nerium Oleander*, *Magnolia grandiflora*, *Mimosa Julibrissin*, ja sogar *Calla aethiopica* und *Citrus Aurantium*, sieht man hin und wieder im Freyen überwintern.

Zweiter Abschnitt. *Agricultur*. §. I. Bemerkungen über die Provinzial-Benennungen der Pflanzen §. II. Oeconomische Benutzung der wilden Pflanzen. Auf dem Markte zu Angers werden die Wurzeln von *Oenanthe pimpinelloides* unter dem Nahmen *Gouanettes* verkauft. Ihr Geschmack ist fade und etwas süß. Niemand hat aber bis jetzt schädliche Wirkung von dem Genusse derselben verspürt, obgleich die Gattung überhaupt für giftig angesehen wird. In einigen Orten von Bretagne cultivirt man die *Cynara Cardunculus*, und man bedient sich der Blumen, um die Milch gerinnen zu machen. Alle Disteln sollen dieselbe Eigenschaft besitzen. *Artemisia maritima* wird als *vermifugum* der *Artem. contra* substituirt. Verschiedene Seeplanzen werden eingemacht, z. B. *Inula crithmoides*, *Crithmum maritimum* und *Salicornia herbacea*. Zu Befriedigungen benugt man *Tamarix gallica* und *Atriplex Halimus*. — Was der Verfasser noch über die angebaueten Pflanzen, und über den Ackerbau überhaupt, beybringt, müssen wir, des beschränkten Raumes wegen, übergehen. — (Die Anzeige der folgenden Reisen in einem der nächsten Blätter.)

In Num. 46 S. 454 Z. 2 v. u. muß es heißen: Diese und: auf sie.

In der Recension von Schwartner's Statistk von Ungern steht S. 860 Z. 19 u. 20 Verbindlichkeiten zu machen, wofür zu lesen ist: Verbindlichkeiten bekannt zu machen. S. 889 Z. 6 ist für S. 304 zu lesen S. 648.

Erdbinnische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 12. Junius 1813.

Florenz.

L'Italia avanti il Dominio dei Romani. Tomo terzo 339 Seiten. Tomo quarto 369 S. 1810. (s. Gott. gel. Anz. S. 2057 des vorigen Jahrganges). — Nach den Erörterungen über den Zustand Italiens vor der Erbauung Roms geht der Verf. nun in dem dritten Bande zu den folgenden Zeiten fort. Zuerst daher Cap. I. *Stato morale e politico dell'Italia al tempo della fondazione di Roma.* Dieses Capitel ist eine Recapitulation der vorhergegangenen Untersuchungen. Um die Zeit der Gründung Roms bildete Italien in politischem Sinn gleichsam eine Welt für sich; ein System sehr verschiedener und mannigfaltiger Staaten, die jedoch schon auf einer bedeutenden Stufe der Cultur standen. Ackerbau war die Hauptquelle des Erwerbes. Schifffahrt und Seemacht machten ihren Namen auswärts gefürchtet. (Das ist wahr von einzelnen; aber man kann denn doch noch nicht mit dem Verfasser sagen: *era il NOME ITALICO riverito e temuto al di fuori.* Man fürchtete vielleicht Etrusker,

N (4)

Latiner ic., aber nicht Italer.) Cap. II. *Fondazione di Roma. Prime guerre de' Sabini e popoli confinanti.* Cap. III. *Vicende de' popoli Latini, Etruschi e Sabini nelle loro relazioni esterne con Roma fino al espulsione dei Re.* Wir können diese beiden Capitel süglich zusammennehmen. Wir erwarteten, hier den Verfasser als Critiker über die frühere Geschichte Roms sprechen zu hören (und waren darauf um so begieriger, da auch in einem Deutschen Werke, wovon wir mit ehestem sprechen werden, diese Gegenstände aufs neue in die Untersuchung gezogen sind). Aber unsere Erwartung ist hier sehr getäuscht worden. Hr. M. hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern begnügt sich meist mit einem Auszuge aus den Erzählungen von Livius und Dionys: worüber wir daher auch keine weitere Anmerkungen zu machen haben. Cap. IV. *Cagioni dell' invasione de' Galli in Italia; prima emigrazione di Belloveso dalla Gallia Celtica; de' Cenomani, Salluvi, Anapi, Boj, Lingoni e Senoni; qual mutazione recasse all' Italia il loro stabilimento.* Die Data aus der Geschichte der Gallischen Einwanderung sind zwar hauptsächlich aus Livius, doch mit Zurathziehen der andern Schriftsteller, geschöpft. Als Zusammenstellung der Nachrichten über diese Einwanderung ist dieser Abschnitt ganz gut bearbeitet; nur chronologische und critische Forschungen muß man auch hier nicht erwarten. Cap. V. *Tentativi de' popoli Etruschi, Sabini e Latini in favore de' Tarquinj; imprese di Porfenna; battaglia del lago Regillo; ragione del Gius-Latino; guerra de' Volsci sotto la condotta di Coriolano.* Von diesem, wie von den beiden folgenden Capiteln, gilt die oben gemachte Bemerkung: daß die bekantten Geschichten nach Livius und

Dionysius erzählt sind. Selbst der berühmte erste Tractat zwischen Rom und Carthago aus Polybius ist in einer Anmerkung abgefertigt worden. Cap. VI. *Alleanza degli Ernici; ostinate guerre degli Equi e de' Volsci; ritratto delle cose d'Etruria; assedio di Vejo; rovina degli Etruschi nella Campania, e origine della nuova repubblica de' Sanniti-Capuani; Roma presa dai Galli.* Der hauptsächlich nach Diodor, erzählte Untergang der Etruskischen Herrschaft in Campanien ist der interessanteste Gegenstand dieses Capitels. Cap. VII. *Continuazione delle guerre degli Equi, Volsci ed Etruschi; dedizione di Capua di Romani per occasione de' Sidicini; principio della guerra Sannitica; sollevamento de' popoli Latini; totale soggezione della Campania.* Den größern Theil dieses Capitels füllt die Erzählung des Anfanges der Sannitenkriege aus, ganz nach Livius, Cap. VIII. *Rivoluzioni della Magna Grecia dal primo secolo di Roma, fino ad Alessandro Molosso; istituto e dottrina di Pitagora; nuova società politica de' Bruzzi.* Cap. IX. *Stato della filosofia, letteratura ed arti nella Magna Grecia.* Diese beiden Capitel zogen vor andern unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschichte der Griechischen Colonien in Unteritalien ist allerdings mit besonderm Fleiße von dem Verf. bearbeitet, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, nicht leicht bedeutende Stellen bey alten Schriftstellern, die sie betreffen, übersehen zu haben. Dagegen sind aber, — was billig bey einem Italiäner befremden kann, — die Münzen sehr wenig zu Rathe gezogen. Auf die Untersuchung über Pythagoras und seine Philosophie waren wir besonders begierig. Der Verf. legt hier aber unsern Meiners zum Grunde (dieser und Heyne sind die einzigen Deut-

schen, deren Arbeiten er kannte), und meint selber, zu jenem sey nichts weiter hinzu zu fügen. Indesß ist gerade die politische Seite der Pythagoreischen Philosophie die bey jenem Gelehrten am mangelhaftesten bearbeitete, weil der zu geringe Werth, den er, nach seinen critischen Grundsätzen, auf die Bruchstücke aus den politischen Schriften der Pythagoreer legte, ihn daran verhinderte, diese zu benutzen. Wie sehr wir es also billigen, daß Hr. M. den Schriftsteller, der hier allerdings der wichtigste ist, benutzte, so vermissen wir doch den eigenen Forschungsgeist. — Auch in die Geschichte der meisten einzelnen Städte ist Hr. M. ziemlich tief hinein gegangen. Das Capitel ist überhaupt das längste in dem ganzen Bande. Am Ende desselben wird die Entstehung der Bruttier aus einem Theile der Lucani nachgehohlet. Das folgende, schon oben bemerkte, neunte Capitel enthält zuerst die Untersuchung über das Pythagoreische System, nach Meiners, und über die Eleatische Schule; wo aber die neuen Untersuchungen in Deutschland dem Verfasser unbekannt geblieben sind. Was über den Zustand der Künste gesagt wird, ist sehr kurz, wir können wohl sagen dürftig. Cap. X. *Avvenimenti relativi alla guerra Sannitica pel corso di ventidue anni: fatto delle Forche Caudine; rovina degli Ausonj; rinnovamento della guerra Toscana; sommissione degli Ernici e degli Equi.* Wie der Titel lehrt, enthält dieses Capitel fast bloß Kriegsgeschichte, nach Livius. Das Local der Furcâ Caudinâ hält der Verfasser, nach einer an Ort und Stelle gemachten Untersuchung, mit Daniele für das des Thales von Arpaia. — Mit diesem Capitel endigt der dritte Band. Der noch übrige vierte umfaßt die Capitel XI. bis XIX.

Guerst Cap. XI. Torbidi della Magna Grecia per cagione d'Agatocle. Spedizione di Cleomino Spartano. Rinovamento della guerra Sannitica. Movimenti de' Lucani, Alleanza dei Sanniti, Toscani, Umbri e Galli contro Roma. Preparamenti straordinari, e guerre sanguinose nel Sannio e in Toscana. Pace de' Sanniti per la quarta volta. Totale riduzione dei popoli Sabini, Toscani e Umbri. Der Inhalt dieses Capitels ist ganz historisch. Aber die mangelhaften Nachrichten, welche bey Diodor und einigen andern über die damahlige Geschichte der Städte in Großgriechenland sich finden, sind gut zusammengestellt. Wo im Jahre 291 vor Christo Livius aufhört, bemerkt der Verf. selbst, daß er bis da, wo dieser im 21. Buche wiederum beginnt, vorzüglich die Supplemente des Freinsheim genützt habe. *Cap. XII. Supplemento delle cose di Taranto. Guerra di Pirro. Sommessione totale dei Sanniti, Lucani, Bruzzi, Piceni, Messapi e Salentini.* Mit diesem Capitel endigt die Römische Eroberungsgeschichte in Italien. Darauf folgt *Cap. XIII. Considerazione su le cause della grandezza Romana. Stato politico e gravetze dell' Italia all' fine del quinto secolo. Degli alleati Latini e Italici. Condizione delle colonie, municipj e città federate.* Der Inhalt dieses Capitels zog wieder besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aber wir gestehen, daß gleich die erste Untersuchung über die Ursachen des Wachstums der Römischen Macht uns wenig befriedigt hat. Wir geben zu, daß Montesquieu zu viel abstrichenen Plan in der Politik der Römer fand. Aber Hr. M. wird uns noch viel weniger überreden, daß Alles nur eine Folge der Zeitumstände gewesen sey. Allerdings ging nicht Alles aus der

Klugheit des ersten Gesetzgebers, des Romulus, hervor. Aber in einem Corps, wie der Römische Senat, bildet sich leicht eine auf gewisse feste Maximen gebaute Politik, und diese kann man in der Römischen Geschichte nicht verkennen. Die Auseinandersetzung der verschiedenen Verhältnisse der Bundesgenossen gegen Rom ist, wie der Verfasser selber bemerkt, nach den Werken von Manutius, Sigonius u. A. entworfen. Cap. XIV. *Situazione dell' Italia durante la prima guerra Punica. Soggettamento della Sicilia, Sardegna e Corsica. Primi moti dei Liguri. Conquista della Gallia Cisalpina. Sommessione dei Veneti.* Gleich im Anfange dieses Capitels finden wir eine Bemerkung, die uns sehr wahr scheint, daß nämlich die Eroberungen der Römer in Unteritalien es gewesen seyen, die ihre Bekanntschaft mit dem Seewesen erweitert hätten. Die Begebenheiten des ersten Punischen Krieges sind, wie billig, von dem Verf. nur kurz berührt. Cap. XV. *Guerra Punica seconda. Rivoluzioni nell' Italia inferiore. Vicende della repubblica di Capua. Cambiamenti politici che avvennero in alcune provincie.* In diesem Capitel, wie in den folgenden, hat der Verfasser, wie es der Gegenstand seines Werks erforderte, sich auf Italiens Geschichte beschränkt. Von der Geschichte des zweyten Punischen Krieges ist er so fern mehr gesagt, als er in Italien geführt ward. Besonders sind die Vorfälle in Capua herausgehoben, die Niemand ohne Antheil lesen kann. Cap. XVI. *Nuovi tumulti nella Gallia Cisalpina. Conquista della Liguria, ed annessione del dominio Romano insino alle Alpi.* Die Kriege mit den Ligurern, die mit solcher Hartnäckigkeit ihre Unabhängigkeit vertheidigten, sind hier zusammengestellt. Cap. XVII. Ca-

gione esterne ed effetti delle novità introdotte ne' costumi, religione e letteratura degl' Itali antichi tra il V. ed VII. secolo di Roma. Diese so interessante Untersuchung ist von dem Verfasser in drey Abschnitte zerlegt: Veränderungen in Sitten und Lebensart, in der Religion, und in der Litteratur der Italiäner. Der Verf. spricht gegen die gewöhnliche Meinung, als wäre die Veränderung in dem Sitten erst durch die Asiatischen Kriege erfolgt. Sie sey vielmehr älter, und die Bekanntschaft mit Unteritalien habe dazu schon den Grund gelegt. Er hat darin in einem gewissen Sinn Recht. Die Sagen von der frühen Reinheit der Sitten entstanden erst, und konnten auch erst entstehen, als sie bereits verderbt waren; und wenn man liest, daß damals doch schon in dem übrigen Italien, nicht bloß in den Griechischen Städten Unteritaliens, sondern auch bey den nächsten Nachbarn der Römer, den Etruskern, so viel Luxus geherrscht habe; wenn man sich dabey der grausamen Behandlung der Schuldner durch ihre Gläubiger erinnert, so hat man Ursache, gegen jene Erzählung etwas mißtrauisch zu seyn. Aber Luxus und Sittenverderb, miß gehen nur stufenweise; und wenn wir auch dem Verf. zugeben, daß beide schon früher in Rom angefangen haben, so bleibt es doch gewiß, daß sie erst durch die Bekanntschaft mit Asien ihren Gipfel erreichten. Ueberhaupt ist in dieser Untersuchung, so wie in den über den Einfluß auf die Religion und die Litteratur, mehr angedeutet, als ausgeführt. Cap. XVIII. *Op-pressioni de' popoli Italici. Preparativi e convenzioni di una lega. Guerra sociale. Avvenimenti per i quali tutta l'Italia si acquistò la cittadinanza Romana.* Mit Uebergang der

auswärtigen Kriege bleibt der Verfasser: seitem: Plane getreu, nur auf Italien zu sehen; um die verderblichen Folgen; welche die Römische Herrschaft für dieß, ehemahls so blühende, Land hatte; darzulegen. Der Bundesgenoffenkrieg war für ihn ein um so wichtigerer Gegenstand; da er zugleich das Ziel seiner Laufbahn ist. Bey den so höchst dürftigen Nachrichten über die Geschichte desselben hat er, besonders für die eigentliche Kriegsgeschichte, geleistet, was er konnte. Das Dunkel welches auf dem Ausgange und den nächsten Folgen desselben ruhet, wird sich wohl niemahls gänzlich aufklären lassen. Cap. XIX: *Consequenza della guerra Sociale e delle civili. Fatti e sottomissione dei popoli alpini sotto il governo di Augusto. Conclusioni a fine della guerra.* Allgemeine Ansicht der Folgen des Bürgerkriegs für Italien; besonders durch die veränderte Beschaffenheit der Armeen; die Proscriptionen und militärischen Colonien; bis zu der Uebersiedlung der Alpenländer unter August.

Die bisherige Uebersicht des Inhalts wird das gleich zu Anfange gefällte Urtheil über das gegenwärtige Werk bestätigen. Als Ganzes bleibt ihm das Verdienst, die Geschichte des alten Italias von einer eigenthümlichen Seite aufzufassen und darzustellen zu haben; indem der Verf. in der Römischen Periode nicht sowohl die Geschichte der Sieger, als die der Besiegten, verfolgte. Im Einzelnen erkennen wir den Fleiß des Verfassers in Benützung der oft dürftigen Hülfsmittel, welche die Geschichtschreiber uns darbieten; wir vermiffen aber die Tiefe der Critik, welche hier nicht selten das Hauptverdienst gewesen sehn würde. Seiner Schreibart und dem Ton der Erzählung geben wir gern unsern Beyfall.

Das Werk wird von einem Atlas in Folio begleitet: *Antichi Monumenti per servire all' opera intitolata L'Italia avanti il dominio dei Romani*, der 60 Blätter enthält. Die meisten derselben sind sehr schön, indem sie bisher unbekannte Denkmäler darstellen, die sich sämmtlich auf die Geschichte beziehen. Nr. I--VI. enthalten die topographischen Pläne von den Städten Volterra, Populonia, Roselle, Cosa, Fiesole, und Cortona und ihre Umgebungen; an Ort und Stelle gemessen und aufgenommen. VII. VIII. IX. enthalten die Denkmäler von Volterra, das alte Etruskische Thor, und die Mauern: diese für die Etruskische Baukunst so wichtigen Denkmäler X. XI. XII. Die Mauern von Populonia, Fiesole und Todi. XIII. Ueberbleibsel eines Römischen Gebäudes zu Todi. XIV. Zwei Reliefs, Krieger, und alt-Etruskische Inschrift, und eine kleine Bronze. XV. Gleichfalls eine kleine Bronze, eine weibliche Figur. XVI--XVIII. Altäre, mit Reliefs. XIX. Eine steinerne Urne, mit der Vorstellung eines Sühnopfers. XX. Bruchstücke von Reliefs; unter andern eines, der in Terra Cotta zu Velletri im Borgianischen Museo. (Diese Bolsaschen Reliefs wurden auf Veranstaltung des verewigten Borgia schon in einem eigenen Werke bekannt gemacht.) XXI--XXIV. Urnen mit Meerergöttheiten. Sie endigen unten in Schlangengestalt, und erinnern an die Scylla. XXV. Urne, mit der Aurora, die auf einem Bierspann sich aus dem Meere erhebt. XXVI. Urne, mit einer weißen verhüllten Figur zu Pferde; vor dieser eine alte Figur, die es führt, mit einem Hammer in der Hand; hinten eine jugendliche Figur. In der Erklärung heißt es: *anima d'un trapo*;

fato guidata dal Genio bono e dal Genio malo. (Man sehe unten Nr. LII.). XXVII. XXVIII. Urnen, mit Wagen und Vierspann. XXIX—XLIX. Alabafterne Urnen, mit Reliefs aus der Griechischen Mythologie, der Geschichte des Capareus, Oedipus, Orestes und anderer entlehnt; einige mit den beigefügten Nahmen. Hier bleibt den Erklärern noch ein sehr weites Feld offen! Die mit der Geschichte des Orestes XLVII. und XLVIII. haben besonders unsere Aufmerksamkeit erregt. Sie verdienen eine genauere Vergleichung mit dem großen Sarcophag im Museo Pio-Elementino, dessen Abbildung in der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst St. III. gegeben ist. L. Ein Pflüger aus Bronze, mit dem Etruskischen Pflug. LI. LII. Die Gräber der alten Stadt Tarquinia (gewöhnlich Grotte Cornetahe genannt). Nur zwey hat der Verfasser auf Tab. LI. abgebildet; aber die dortigen Felsen von Luffstein sind alle voll von Grotten; wo man alt-Etruskische Malereien, Sculpturen, Inschriften, gemahlte Vasen, in Menge finden konnte. Also auch hier, wie in Aegypten, ließe sich ein altes Volk in seinen Gräbern studiren! Auf der Tafel LII. sind ein paar Vorstellungen abgebildet, welche sehr merkwürdig sind. Der Abgeschiedene wird auf einem Wagen in die Unterwelt geführt. Die guten und bösen Genien (beide geflügelt) führen ihn. Die guten Genien haben einen kleinen Stab; die bösen (ganz schwarz abgebildet) einen Hammer, womit sie die unreinen Seelen schlagen. Beide tragen Halbstiefeln als Fußbekleidung, gerade wie auf dem erwähnten Pio-Elementinischen Relief die Furien. — Sollten denn diese Alterthümer innerhalb Italien

ununtersucht bleiben? LIII. Leichenspiele. Man unterscheidet bey diesen Maltereyen vier Farben: Roth, Grün, Blau und Schwarz. (Fast wie bey den Aegyptern.) LIV—LX. Gemmen, Idole, und Münzen.

Leipzig.

Ben Gerh. Fleischer, dem jüngern: Griechische Grammatik des gemeinen und Homerischen Dialects, zum Gebrauche für Schulen, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor der alten Literatur am königl. Lyceum, und Vorsteher des philologischen Seminars zu München. XV und 333 Seiten in Octav. 1812.

Eben daselbst.

Griechische Grammatik des gemeinen Dialects, zum Gebrauche für Anfänger, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor der alten Literatur u. s. f. IV und 144 S. in Octav. 1812.

Aus Baiern zwey solche Grammatiken der Griechischen Sprache zu erhalten, ist für uns und jeden Freund der Wahrheit und Aufklärung die erfreulichste Wahrnehmung. Denn da es jetzt unter uns wohl keinen einsichtsvollen und denkenden Freund der Cultur und Kenner der zweckmäßigsten Art der Geistesbildung mehr gibt, der nicht den ausnehmend hohen Werth der alten classischen, besonders Griechischen, Literatur, wie in anderer Hinsicht, so besonders in Betreff der gelehrten Jugendbildung, einsieht: so ist es für uns ein Gegenstand der lebhaftesten und herzlichsten Freude, zu sehen, daß die hoch erleuchtete Baiersche Regierung theils diese Studien ebenfalls begünstigt, und in ihren Bildungsanstalten

mit Liebe und Eifer vorwalten läßt, um eine so kräftige und geistreiche Nation, die so lange zu ihrem Nachtheile vom nährenden Genuße der herrlichsten Geisteserzeugnisse der Hellen abgewandt war, dahin zurück zu führen, theils daß sie dazu Männer wählt, welche so ausgezeichnet im Stande sind, Lust und Liebe zu diesen Kenntnissen einzuschöpfen, worin sie selbst Meister sind. Auch verdienen diese Studien eine solche Begünstigung und Unterstützung. Gerade sie sind es ja, welche recht gelehrt und geübt, das Nachdenken; die Phantasie und die übrigen Vermögen des Geistes auf das harmonischste, lebhafteste und vielseitigste wecken, und aufs zweckmäßigste richten und bilden; sie schärfen nicht allein den Verstand, und führen ihn nicht allein zum Scharfsinn und zur Ordnung im Denken, worin sie mit der Mathematik auf gleicher Linie stehen; sondern sie thun noch mehr, indem sie den Geist früh in die Welt- und Menschenkunde einleiten, und ihm die Gelegenheit darbieten, das Beste, Edelste und Schönste dessen, was die größten Genies empfunden, gedacht und gethan haben, unter den geistreichsten und schönsten Formen der wundervollen Sprache anzuschauen, und sich anzueignen. Es gibt keinen andern Bildungstoff, der alle diese Vortheile und Vorzüge zusammen in sich vereinigte. Um jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel, die etwa noch gegen diese Behauptung sich regen möchten, zu beseitigen, braucht man nur auf die Erfahrung und Litterärsgeschichte sich zu berufen. Wie wir diesen Studien unsern Lessing, Winkelmann, Wieland, Herder, Boß, Heyne u. A., kurz die Heroen alles nützlichen und rühmlichen Lichts der neuern Zeit verdanken, so belehrt uns darüber

die unbefangene Vergleichung des Zustandes der Aufklärung in den Ländern, wo diese Studien gepflegt, und wo sie vernachlässigt werden. Ja, es läßt sich nachweisen, daß die achtungswürdigen Männer, die in ihren spätern Jahren nur die Kenntnisse und Studien, welche sofort klingenden Nutzen bringen, ihrer Schätzung auch für den Jugendunterricht werth halten und erklären, gleichwohl die Geistesbildung, wodurch sie sich auszeichnen und nützen, in ihrer Jugend größten Theils wenigstens aus diesen Studien der Humanität gewonnen haben. Es versteht sich übrigens, daß wir die andern Gegenstände der Jugendbildung hiermit herabzusetzen keineswegs gewillt sind: nur den so genannten Humaniores vindiciren wir den Vorzug, und wir erkennen sehr dankbar die Verdienste der Gelehrten an, welche kraftvoll und mit geistreichem Streben zur Eb- nung und Erleichterung der schwierigen Bahn beizutragen nicht ermüden. Mit Recht nennen wir daher unter diesen Beförderern der Studien dieser Art den Hrn. Prof. Thiersch in München, unsern vormahligen gelehrten Mitbürger, der den aufgeklärten und wohlwollenden Wünschen seiner weisen Vorgesetzten so genügend entgegen kommt. Beide Grammatiken zeugen hiervon. Wie man den denkenden Geist in denselben wahrnimmt, der seine und fremde Erfahrungen und Beobachtungen als Sprachforscher und Jugendlehrer richtig würdigt und benutzt, so finden wir in beiden Werken eine Vereinfachung und Deutlichkeit ohne Dunkelheit, eine Bestimmtheit ohne Arroganz, und eine Darstellungsgabe, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Gründlichkeit und Eleganz, so weit diese Art des Vortrags der letztern em-

pfänglich ist, spricht uns überall freundlich an. Die weitläufigere Grammatik, die der Verfasser dem liebenswürdigen Freyherrn Andreas v. Baranoff, unserm ehemahligen gelehrten Mitbürger, als ein Denkmahl der Freundschaft zugeeignet hat, verbreitet sich hauptsächlich über den gemeinen und Homerischen Dialect, ohne jedoch die übrigen Dialecte zu vernachlässigen. Die Darstellung des Homerischen Dialects ist sehr gelungen. Die herrlichen Schätze, die in der Heynischen Ausgabe der Ilias enthalten sind, findet man hier benutzt, aber der eigne Fleiß und denkende Geist zeigt sich dabey überall. Noch mehr Sicherheit und Vollendung wird der fortgesetzte Eifer, wozu wir den Verfasser angelegentlich aufmuntern, unstreitig den Forschungen, wie über die Formenbildung, so besonders über die Syntax, gewähren. Das in der Lehre von der Syntax etwa Befremdende hat der Verfasser angefangen, in den Actis philologorum Monacensium zu erläutern und zu schützen. Ein sehr wohlgerathener Auszug ist die kleine Grammatik; sie ist kurz, einfach und deutlich. Wir wünschen beide Werke in den Händen der Jugend, die Griechisch lernt. Die große Correctheit verdankt der Leser der lobenswürdigen Sorgfalt des Hrn. Prof. Schäfer in Leipzig, dessen geistreichen Bemühungen in dem Fache der Alterthumswissenschaft wir schon so Vieles zu verdanken haben.

Gotha.

Bei Ettinger: *Titi Livii Operum omnium*
Volumen VI. Recensuit et observationibus in-
struxit *Frid. Guil. Doering.* Octav. 1813.

Dieser Band enthält das 36., 37., 38., 39., 40. Buch, so daß das ganze Werk mit dem nächsten Bande vollendet seyn wird. Die Zwecke, welche der Hr. Kirchenrath Döring sich bey dieser, vorzüglich zum Schulgebrauch bestimmten, Ausgabe vorgesetzt hatte, finden wir, wie in den vorigen Bänden, so auch in diesem, erreicht. Wir können sie als bekannt voraussetzen. Sechs Stellen hat er selbst als von ihm kritisch beleuchtet und emendirt angegeben, die wir mit einigen Bemerkungen ausheben wollen. B. 38, 21. S. 257 ist ihm das *fusa* bey *corpora* verdächtig, für fett, groß, und er verbessert *affusa* aus dem Plinius. Besser ward es für *mollia, quasi liquefacta, ut funditur aes etc.* genommen. Dem Recensenten ist die Bedeutung breit, groß, nicht aufgefallen, da sich der Begriff der Größe und Fülle im Verbo ausdrückt, und sich in der tropischen Bedeutung nicht verläugnet, vergl. Gronov. diatribe in Stat. To. I. p. 361 sq. ed. Hand. — 40, 5. S. 463 haben unsere Ausgaben *spretionem*, ein Wort, das sonst nicht vorkommt, aber ganz analogisch gebildet ist. Doch haben die meisten und besten Codd Mss. bey Drakenborch *spem*, was hieher nicht paßt. Sigonius schlug *speciem*, Gronov *contentionem* oder *mentionem*, vor: Hr. Döring *statum* oder *irritionem*. Wir halten es mit der Vulgata. — 40, 10. init. *discerne* — *caput* halten wir für verdorben und lacunös; wo also die Critik schweigen muß. Doch verdient die Bemerkung des Hrn. Kirchenraths D. über *dispicere*, daß man nicht *dispicere aliquem* finde, sondern nur *aliquid*, Aufmerksamkeit. — 40, 12. S. 481 kommt in des Macedonischen Prinzen Demetrius Verthei-

digungsrede vor: nisi T. Quinctium credis, cuius virtute et consiliis me nunc arguis regi etc. Hier stieß sich Crevier an *virtute*, und emendirte *auctoritate*. des folgenden auctorem uneingedenk. Der Hr. Kirchenrath D. schlägt *nulu* vor. Wenn man bedenkt, daß der Prinz in seiner Person spricht, so ist es sehr unrühmlich für Perseus, daß er behauptet, der tugendhafte und kluge Titus Quinctius verführe den Prinzen Demetrius. Wir finden also die Verbesserung unnöthig. — 40, 15. S. 487 sagt derselbe Prinz: Die Beschuldigung, daß ich nach deinem Reiche, als der jüngere deiner Söhne, strebe, würde mich deiner Liebe und aller Gunst unwürdig machen. Ich dürfte und darf sie mir nicht zuziehen. Denn ich könnte nur durch meine Vergehungen in dieselbe gerathen, nicht dadurch, daß ich mit Bescheidenheit dem ältern Bruder Perseus nachgebe. Das letzte *non* vor *modestia* lassen die Handschriften alle weg; aber auch wenn es bleibt, ist derselbe Sinn, und das doppelte *non* steht dann für *nec* — *nec*. Wir sind also in so fern auf des Hrn. Kirchenraths D. Seite, wenn er das letzte *non* tilgt, finden aber *utendo* nach *modestia* überflüssig. — 40, 53 init. Statt *vallesque saltus* schlägt Hr. Kirchenrath Döring *vastosque saltus* recht passend vor. — Wir wünschen dem verdienstvollen und gelehrten Schulmanne anhaltende Gesundheit, um dieß nützliche Werk zu vollenden, der classischen Litteratur wirksame Dienste zu leisten, und, wie bisher, seinen Wirkungskreis mit Thätigkeit noch lange auszufüllen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1813.

Mailand.

Dalla reale stamperia: Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno bisestile 1812 calcolate da *Francesco Carlini e Carlo Brioschi*, Con appendice. 1811. Der Kalender 124 S. die Zusätze eben so viel, in klein Quart.

Eben daselbst. Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1813 u. f. f. 1812. Der Kalender 95 S., die Zusätze 136 S. in kl. Quart.

Wenig bekannt sind bey uns die Mailänder astronomischen Ephemeriden, obgleich dieselben sowohl durch ihre musterhafte Einrichtung, als durch ihre gehaltreichen Zusätze allen ähnlichen, gegenwärtig erscheinenden, Werken den Rang streitig machen. Schade nur, daß sie immer nur kurze Zeit vor Anfang des Jahres, für welches sie bestimmt sind, erscheinen, und daher bey uns gewöhnlich erst im Laufe desselben anlangen. Möchten doch in dieser Hinsicht sich die Herausgeber Hrn. Bode

zum Muster nehmen, welcher seine Jahrbücher immer mehr als zwey Jahre vorher erscheinen läßt!

Die Einrichtung des Kalenders ist folgende. Voraus geschickt sind, außer dem Schlüssel der Abbraviaturen und einigen Notizen, die sich auf die Zeitrechnung und Kirchenfeste beziehen, eine allgemeine Anzeige der Finsternisse, die scheinbare Schiefe der Ekliptik, und die Mutation der Aequinoctial-Puncte in der Länge, beide mit Inbegriff der Solar-Mutation. Dann folgen die einzelnen Monathe, jedem sind 6 Seiten gewidmet. Die erste Seite liefert die Mondphasen, die Zusammenkunft des Mondes mit Fixsternen, wirkliche Bedeckungen derselben vom Monde, nahe Zusammenkünfte der Planeten mit Fixsternen, und sonst merkwürdige Momente im Planeten- und Sonnenlauf; endlich die Finsternisse der Jupiterstrabanten in mittlerer Zeit. Die zweyte Seite zeigt den Abstand der Tage vom Anfang des Jahres, und die Wochentage, mittlere und Sternzeit im wahren Mittage, Sternzeit im mittlern Mittage, Aufgang und Untergang der Sonne. Die dritte Seite enthält die Länge der Sonne, auf Zehntel von Secunden mit größter Sorgfalt berechnet, die gerade Aufsteigung der Sonne in Bogen, ihre Declination, und den Logarithmen ihres Abstandes von der Erde mit sechs Decimalen, letztern für alle einzelne Tage, welches ein sehr großer, diesen Ephemeriden eigenthümlicher, Vorzug ist. Die vierte und fünfte Seite ist dem Monde gewidmet, und liefert Länge, Breite, Horizontal-Parallaxe und Durchmesser desselben sowohl für Mittag als für Mitternacht, die Culminationszeit, Aufgang und Untergang (nur in Zeitminuten), und die De-

elination für den Durchgang durch den Meridian in Bogenminuten. Auf der sechsten Seite endlich sind für die einzelnen Tage des Monats die Configurationen der Jupiterstrabanten abgebildet. Dann folgen Halbmesser der Sonne, Culminations-Dauer derselben und Länge des Mondsknoten von 6 zu 6 Tagen durch das ganze Jahr fortlaufend, und hierauf die Bewegungen der einzelnen zehn Planeten: daß letztere nicht stückweise nach den einzelnen Monaten, sondern in Einer Uebersicht für das ganze Jahr zusammengestellt sind, finden wir sehr zweckmäßig. Mercur, Venus, Mars, füllen jeder zwey Seiten, da die Angaben für dieselben von 6 zu 6 Tagen durch das ganze Jahr fortlaufen; Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Jupiter, Saturn und Uranus nur halb so viel, indem die Derter der vier erstern nur für die Zeit ihrer Sichtbarkeit, die der letztern nur von 12 zu 12 Tagen angelegt sind. Bey jedem einzelnen Planeten wird (auf Minuten) angegeben Länge, Breite, gerade Aufsteigung (in Zeitminuten), Declination, Aufgang, Culmination und Untergang. Dürften wir uns hierbey noch einen Wunsch erlauben, so wäre es, daß die geraden Aufsteigungen bis auf Bogenminuten genau angelegt seyn möchten (welches besonders bey den neuen Planeten von Wichtigkeit ist), und daß außerdem den Abständen der Planeten von der Erde eine eigne Columne gewidmet wäre, die besonders für die Berechnung der Aberration, so wie für die Parallaxe, scheinbaren Durchmesser und andere Zwecke nützlich seyn würden, und wofür, um Raum zu gewinnen, der Aufgang und der Untergang der Planeten, je nachdem sie in den Abend- oder Frühstunden culminiren, wegfallen könnte, so wie die Columne für

die Länge etwas schmaler ausfallen würde, wenn diese nicht in Zeichen, Graden und Minuten, sondern nur in Graden und Minuten abgedruckt wäre. Noch bemerken wir, daß die geraden Aufsteigungen der Pallas im Jahre 1813, so wie die davon abhängenden Culminations-Zeiten, durch einen Rechnungsfehler alle falsch sind, und daß für jene die Complementary zu 42 Stunden genommen werden müssen. — Zuletzt sind noch die Bedeckungen der Fixsterne nach den Rechnungen der Florenzer Astronomen mitgetheilt, eben so, wie sie alljährlich auch in der Monathl. Correspondenz abgedruckt werden. Außer diesen stehenden Artikeln sind, in dem Jahrgange für 1812, dem Kalender noch beygefügt: Ein Verzeichniß aller in Mailand sichtbaren Sterne über der fünften Größe, nach Piazzini auf 1810 reducirt (zusammen 596), und die Gauß'schen Tafeln für Aberration und Nutation, nebst einer kleinen Tafel für die Solar-Nutation.

Unter den Zusätzen zum Jahrgange 1812 nehmen die Beobachtungen von Zenith-Distanzen der Sonne und Fixsterne im Meridian, mit einem neuen Wiederholungskreise, von Barnabas Oriani, den ersten Platz ein. Voraus geschickt ist eine lehrreiche Beschreibung des unvergleichlichen Instruments, eines dreysüßigen Reichenbach'schen Kreises mit stehender Säule (Preis 3000 Gulden). Die zweyjährigen, mit diesem Instrumente angestellten und in den beiden Jahrgängen 1812 und 1813 abgedruckten, Beobachtungen enthalten für die Stern-Declinationen, für die Theorie der Bewegung der Sonne, und für die Theorie der astronomischen Strahlenbrechung, einen Schatz von Erfahrungen, den wir bald ganz so, wie er es ver-

dient, benutzt wünschen. — Beobachtungen zur Bestimmung der Solstitien und der Schiefe der Ekliptik in den Jahren 1810 und 1811, von Angelo Cefaris. Während Oriani das Winter-Solstitium von 1810, und das Sommer-Solstitium von 1811, mit dem dreifußigen Reichenbachschen Kreise beobachtete, bediente sich Cefaris zu demselben Zwecke des achtfußigen Mauerquadranten. So wie die beiderseitigen Resultate hier mitgetheilt sind, stimmen sie innerhalb einiger Zehntel der Secunde überein; wir hätten nur dabey eine Erklärung darüber gewünscht, auf welchem Wege der Collimations-Fehler des Quadranten ausgemittelt worden ist, welchen Cefaris in beiden Solstitien $\approx 1''5$ annimmt. Auch deuten diese Beobachtungen auf keine Verschiedenheit der Schiefe in dem Winter- und Sommer-Solstitium hin, welche einige Astronomen gefunden haben wollen, da die von Cefaris unter Voraussetzung von einerley Schiefe abgeleitete Polhöhe $45^{\circ} 28' 0'' 20$ sehr nahe mit der auf anderem Wege gefundenen übereinstimmt. — Ueber den Grad der Convergenz der verschiedenen Reihen, welche die Ungleichheiten der Mondslänge darstellen, von Franz Carlini. Ein ungemein schätzbarer Aufsatz! Es werden hier drei Ausdrücke für die Mondsun- gleichheiten zusammengestellt; der erste nach Tobias Mayer's Form, woynach die Bürgsch'schen Tafeln berechnet sind; der zweyte, aus dem ersten von Laplace abgeleitet, in der Form, wie Laplace's Theorie diese Ungleichheiten gegeben hat, d. i. als Functionen der wahren Mondslänge; der dritte, von Carlini aus dem ersten berechnet, in der Form, in welche schon Lambert und Schulze die

Mayerschen und Masonschen Gleichungen gebracht hatten, d. i. bloß als Functionen der mittlern Bewegungen. Wir würden diese letztere Form allen andern vorziehen, wenn gleich der Ausdruck etwas langsamer convergirt, als die beiden ersten. Es wäre zu wünschen, daß alle Coefficienten desselben unmittelbar aus einigen Tausend Beobachtungen abgeleitet würden, was freylich nur die Astronomen mit Vortheil ausführen könnten, denen die Vorarbeiten Bürg's oder Burchardt's dabey zu Gebote ständen: an 100 aus Sternbedeckungen abgeleiteten Mondsortern hat Carlini die Prüfung selbst vorgenommen, und durchaus gute Uebereinstimmung gefunden. Merkwürdig ist die hier von Carlini gefundene Bestätigung einer neuen, schon früher von Burchardt aufgestellten, aber jetzt nicht in dessen neuen Tafeln aufgenommenen, Gleichung, die sich zuerst in der Gestalt einer Ungleichheit der Excentricität mit einer langen Periode ankündigt. — Ueber den Einfluß der Aenderungen der Temperatur auf die Bewegungen des Pendels, von Carl Brioschi. Eine Untersuchung, die der Verfasser mit einem größern Aufwande von Kunst durchgeführt hat, als sie bedurft hätte. Im Wesentlichen besteht das Resultat doch nur darin, daß in einem gewissen Zeit-Intervall ein Pendel, dessen Länge bey veränderlicher Temperatur eine veränderliche Länge hat, gerade eben so viele Schwingungen macht, als es mit constanter Länge bey dem mittlern Thermometerstande gemacht haben würde. — Zuletzt noch einige in Mailand und Rom von Carlini und Oriani in den Jahren 1808 und 1810 beobachtete Sternbedeckungen.

Die Zusätze zu dem Jahrgange 1813 fangen an mit der schon oben erwähnten Fortsetzung der mit dem dreifußigen Reichenbachschen Kreise beobachteten Zenith-Distanzen. — Ueber das periodische Schwanken der Gebäude, von Angelo Cesaris. Man weiß längst, wie wenig man sich auf die unverrückte Lage solcher astronomischen Instrumente, die eine feste Aufstellung erfordern, verlassen könne, wenn sie zumahl in beträchtlicher Erhöhung über der Erde mit den Außenmauern des Gebäudes in Verbindung stehen, auf welche Temperatur und Feuchtigkeit ihre unmittelbaren Einwirkungen äußern, und wie wichtig es daher bey Anlegung einer neuen Sternwarte sey, solchen Instrumenten zu ebener Erde eine vollkommen feste, von den äußern Mauern ganz unabhängige, Basis zu geben. Die übrigens mit so vortreflichen Instrumenten ausgerüstete Sternwarte Brera in Mailand hat diesen Vorzug nicht, und die Schwankungen des Gebäudes zeigen sich an dem Mauerquadranten und Passagen-Instrumente sehr bestimmt und stark. Wenn das in einer Entfernung von 3000 Toisen errichtete Meridian-Zeichen von dem Vertical-Faden des Passagen-Instrumentes Morgens vor Sonnen Aufgang berührt wird, so entfernt sich späterhin dieser immer mehr östlich von jenem bis nach Mittag, wo der Abstand an heitern Wintertagen auf 5 bis 6 Secunden, an heitern Sommertagen aber auf 30 Secunden geht. Unter übrigens gleichen Umständen ist die Veränderung bey bedecktem Himmel und sich fast gleich bleibender Temperatur am geringsten oder ganz unmerklich, hingegen am größten bey Sonnenschein und starker Temperatur-Veränderung. —

952 G. g. A. 95. St., den 14. Jun. 1813.

Ueber die Formeln für die Parallaxe und Breite des Mondes, von Franz Carlini: eine Fortsetzung des Auffages im vorhergehenden Bande. Die Formel für die Parallaxe wird auf ähnliche Art, wie die für die Ungleichheiten der Länge, in eine andere verwandelt, die bloß von mittlern Bewegungen abhängt; einen ähnlichen Ausdruck hat Carlini für den Logarithmen der Parallaxe entwickelt. Hingegen hat er den Ausdruck der Breite nicht auch auf dieselbe Art umgeformt, weil diese gar zu ungeschmeidig und langsam convergirend ausgefallen seyn würde, und Carlini begnügt sich damit, ein sehr einfaches Verfahren anzugeben, wie Tafeln bequem für die Laplace'sche Form (in Functionen der wahren Länge) eingerichtet werden können. Aus mehreren Gründen hätten wir doch gewünscht, daß Carlini auch bey diesem Element, nur mit Ausschluß der beiden ersten Glieder $18540''25 \sin \delta + 12''56 \sin 3 \delta$, jene Verwandlung vorgenommen hätte; jene Unbequemlichkeit wäre alsdann weggefallen, und die Analogie zwischen den Formeln für die Ungleichheiten des Mondes und denen für die Ungleichheiten der Planeten wäre dadurch vollständig geworden. Inzwischen kann diese Verwandlung leicht nachgehohlet werden. — Opposition des Saturn im Jahre 1811, beobachtet von Carl Brioschi. — Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen auf der Mailänder Sternwarte im J. 1809, von Angelo Cesaris.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
— unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1813.

Paris.

Ben Renouard 1812: Essai sur l'histoire du Parchemin et du Velin. Par Gabriel Peignot (vermuthlich auch jetzt noch Bibliothekar des Oberger Saone-Departements). 112 S. in groß Octav.

Hr. P. zu Besoul und sein auch als Autor nicht unrühmlich bekannter Verleger zu Paris gehören unter die äußerst kleine Zahl Französischer Schriftsteller, die nicht müde werden, im Felde der Bücherkunde, und was dahin einschlägt, sich umzusehen, und Beweise ihrer Emsigkeit von Zeit zu Zeit vorzulegen. Einen solchen Beitrag aus der Feder des letztern haben unsere Blätter erst im Februar-Monath d. J. anzuzeigen gehabt; mehrere aus der des Hrn. P. die frühern Jahrgänge. Schon seit langer Zeit beschäftigte sich dieser mit der Geschichte auch des Materials, worauf geschrieben und gedruckt wird, als er erfuhr, daß Hr. Van-Praet, einer der Conservatoren des kaiserl. Bücherschatzes zu Paris, an raisonnirenden Verzeichnissen aller auf Pergamen gedruckten Werke

H (5)

arbeite; und da von der Umsicht eines mit solchen Hülfsmitteln umgebenen Litterators sich allerdings etwas Erschöpfendes, und also ganz Vorzügliches, erwarten ließ, nahm er mit Recht Anstand, seine eignen Nachforschungen hierüber fortzusetzen. Mehr indeß, als ein halbes Jahrhundert ist seitdem vorgefloffen, und noch immer steht man dem Werke des Pariser Gelehrten, das überdieß sehr bänderreich ausfallen dürfte, vergeblich entgegen. Was Hr. P. über den Druck auf gröberes oder feineres Pergamen (parchemin ou velin) zusammentrug, würde zwey Octav-Bände füllen; in Hinsicht aber auf die Verzeichnisse des davon noch wirklich Vorhandenen, jedoch überall zerstreueten, an Vollständigkeit der Van-Praetschen Arbeit ohne Zweifel weit nachstehen. Bis also diese erscheint, ließ er, um doch nicht ganz vergeblich sich bemüht zu haben, es vor der Hand bey dem Vorschmacke bewenden, den er in vorliegendem Essai uns mittheilt. Wie natürlich, enthält solcher nur das Allgemeinere und die unentbehrlichsten Belege; wie denn auch von den mancherley Zubereitungen des rohen Materials nur nebenbey gesprochen, doch aber die dem größern Werke bestimmte Vorrede ganz mitgetheilt wird, weil diese von Plan, Zweck und Erheblichkeit des mühsamen Unternehmens Rechenschaft ablegt.

Daß der in sieben Abschnitte zerfallende Essai es also bloß mit Etymologie der Wörter Parchemin und Velin zu thun habe, dem Anfange der Denukung ihres Materials, dem Gebrauche desselben in frühesten Zeiten und im Mittelalter, seiner Verzierung mittelst Purpur, Gold, Silber u. s. w., versteht sich nunmehr von selbst. Eben so wenig sind die ausgekrakten oder abgeschabten

Membranen (um nämlich etwas Anderes darauf zu schreiben) vergessen worden; die mannigfaltigen Formen und Zuschnitte, worin die Codices und Diplome des Mittelalters erscheinen, so wie der Gebrauch, den man noch heut zu Tage von diesem Material macht. Was nun der Verfasser über alles dieß beybringt, ist zwar nur selten, für uns Deutsche wenigstens, aus noch unbenutzten Quellen geschöpft, hat aber doch das Verdienst, bis an die neuesten Zeiten herabzureichen, bequemen Ueberblick zu verschaffen, und sich angenehm genug lesen zu lassen. Kleine Mißgriffe und Ueber-eilungen, wie bey Compilationen nur allzu gewöhnlich, laufen gleichfalls mit unter: wenn er z. B. Mabillon als Verfasser der *Palaeographia graeca* anführt, oder die Bodlejanische Bibliothek in London sucht; da er anderwärts doch beides ganz richtig anzugeben weiß. Bedenklicher schon ist der Umstand, gleich S. 2 einen Professor Burmann statt des Braunschweiger Arztes J. E. Brückmann als Verfasser der *Historia naturalis lapidis ποδ' Ἀσβέστρον* etc. 1727, Quart, aufgeführt zu finden, mit dessen zu Papier verarbeitetem Material einige Exemplare bekanntlich abgedruckt worden. — Da Hr. P., woran er auch sehr wohl thut, die Synonyme der von ihm behandelten Gegenstände sorgfältig anführt, hätte im Abschnitt *du parchemin raclé*, der überhaupt ziemlich mager gerathen, die doch etwas Bestimmteres zu denken gebende, und in der Büchergeschichte oft genug vorkommende Benennung *Codex rescriptus* und *παλιμψιστος* doch auch nicht verschwiegen werden sollen. Wie weit es übrigens mit der Verschwendung in Betreff auf Pergamen abgezogener Druckstücke, trotz unserer geldarmen Zeiten, in manchen Län-

dern gediehen sey, erhellet schon aus dem Um-
 stande, daß Hr. Firmin Didot zu Paris seinen
 1801 in drey Großfolio-Bänden auf Pergamen
 gedruckten Racine zwar verfeigern, nicht weniger
 aber als 32 tausend Francs zum niedrigsten Bot
 annehmen will. Eben so der ältere Didot seinen,
 gleichfalls auf Pergamen 1798 in Einem Bande
 erschienenen, Virgil nicht unter 12 tausend Francs;
 wie denn schon der auf bloßem Papier gedruckte
 deren nicht weniger als 800 kostet! Desto er-
 haulicher, was vor Erfindung des Linnenpapiers
 die Pariser Universität für preiswürdige Anstäl-
 ten traf, um ihren so zahlreich gewordenen Schü-
 lern das nöthige Pergamen für möglichst wohlfei-
 len Preis zu verschaffen: eine Fürsorge, worin
 sie auch so fest beharrte, daß in Hinsicht auf
 den ganzen Pergamenhandel endlich eine Gerech-
 tsame daraus erwuchs, die von der Universität bis
 zum Ausbruche der Alles umstürzenden Revolution
 ununterbrochen behauptet wurde. Mehrere Jahr-
 hunderte hindurch gab die Römische Curie ein eben
 so gutes Beyspiel, indem sie nämlich ihre Bul-
 len — und in welcher Menge wurden solche ehe-
 dem gefertigt! — in überaus kleinem Format er-
 theilte; wie denn Nec. selbst eine dergleichen von
 Gregorius IX. an ein Deutsches Nonnenkloster im
 Jahre 1227 gerichtete, mit dem angehängten Blei-
 stempel und allen übrigen Merkmalen der Echtheit
 versehene, besitzt, die auch nicht mehr als ein mäßi-
 ges Quartblatt beträgt; bald aber besann sich
 solche eines andern, und ließ ihre Pergamen-Lie-
 feranten etwas mehr verdienen, denn schon gegen
 Ende eben dieses Säculi — so oft berühren die
 Extreme einander in allen Zeiten! — gab es lei-
 der Bullen zu bezahlen, die mehrere Ellen lang

und breit waren, ohne deßhalb inhaltsreicher als die frühern, ungleich wohlfeilern, zu seyn. Auch in unsern Tagen öffnen sich, für den Französischen Pergamenthandel wenigstens, sehr günstige Aussichten, weil nicht allein die dasige Reichs-Universität, sondern auch mehr andere Behörden schon, ihre Diplome und Bestallungen auf diesem, dem Zahne der Zeit freylich besser widerstehenden, Material ausfertigen müssen. — Noch gibt es zu bemerken, daß von vorliegendem Essai, der, wie Alles aus Hrn. Renouard's Verlage, ungemein sauber und correct sich gedruckt findet, nicht mehr als 250 Exemplare abgezogen worden; nur wenige daher über den Rhein sich verlieren dürfen.

Breslau.

Von Joh. Fr. Korn: ΜΥΘΟΙ ΑΙΣΩΠΕΙΟΙ, Fabulae Aesopicae e codice Augustano nunc primum editae cum fabulis Babrii choliambicis collectis omnibus et Menandri sententiis singularibus aliquot etiam ineditis. Recensuit et emendavit Jo. Gottlob Schneider, Saxo. 1812. Octavo S. XVI und 224.

Ganz unerwartet, und da wir glaubten, daß der würdige Verfasser mit ganz andern mühevollen Arbeiten beschäftigt sey, werden wir mit dieser Sammlung von Aesopischen Fabeln beschenkt, welche die ruhmvolle, so oft schon in unsern Blättern mit herzlichem Beyfalle gelobte, Thätigkeit und Verdienstlichkeit des Herausgebers bestätigt. Babrius, ein Griechischer Dichter vor Augustus Zeitalter, und andere, die, nach Sokrates Beispiele, die Aesopischen Fabeln in Verse brachten, wurden späterhin von Jünglingen und andern nachgeahmt, und ihre versificirten Fabeln

in Prose dargestellt. Daß dieß der Fall zur Zeit des sinkenden Griechenlands war, bezeugen die Sammlungen der Aesopischen Fabeln, die Accursius, Rob. Stephanus, Neveletus, Rochesfort, Matthäi, Tyrwhitt und Fr. de Furia herausgegeben haben, und die Hr. Schneider nun aus dem Augsburgischen Coder herausgibt. Die Verfasser aller dieser Fabeln haben, wie die auffallenden Verschiedenheiten beweisen, ganz unabhängig von einander gearbeitet, doch ist Fabrius, wie Bentley und Tyrwhitt gezeigt haben, die Quelle der meisten, wie auch die Fabeln, welche Fr. de Furia zu Florenz aus Handschriften der Vaticanischen Bibliothek, ohne den Fund zu kennen, herausgab, bezeugen: bekanntlich hat sie Hr. Adamant Coray in ihre Metra zurückgebracht, als er neulich alle Aesopische, Griechisch geschriebene, Fabeln sammelte und herausgab. Von ausgezeichnetem Werthe und vorzüglicher, als die übrigen Sammlungen, ist diejenige, welche der Augsburgische Coder darbietet. Eine vom sel. Joh. Jacob Reiske genommene Abschrift dieses Coder erhielt Hr. Schneider aus dem Nachlasse des sel. G. Ephraim Lessing, der die darin enthaltenen Fabeln mit denen, welche Nevelet und Hudson herausgegeben, verglichen hatte. Eine andere Abschrift, von unserm Hrn. Prof. Benecke gemacht und in der Göttingischen Universitäts-Bibliothek aufbewahrt, hatte schon Hr. Prof. Züsche in Hrn. R. R. Matthia's Miscellan. philolog. I. p. 9 sq. beschrieben, woraus Hr. Coray die damit getheilten Fabeln seiner Sammlung einverleibt hat. Joh. Michael Heusinger und sein Sohn hatten schon hinreichende Kenntniß von diesem

Eoder, und einige Fabeln daraus bekannt gemacht. 231 Fabeln sind in demselben enthalten, die Hr. Schneider hat abdrucken lassen, mit der Bemerkung bey jeder Fabel, wo sie bey Revelet, Hudson, Syntipas, de Furia und Coran sehe. In den 50 Fabeln des Babrius, um deren metrische Wiederherstellung die Herren Buttmann und Niebuhr große Verdienste haben, ist ein ähnliches Verfahren beobachtet worden. Dazu kommt noch eine Sammlung der Sentenzen des Menander's, ebenfalls aus des sel. Lessing's Nachlasse, als Abschrift des Wolfenbüttelschen Manuscripts aus der Gudenschen Bibliothek: hiermit sind die Sentenzen aus zwey Wiener Handschriften, welche der Secretär der kaiserl. Bibliothek, der gelehrte Hr. V. Kopitar, verglichen hat, vereinigt. Sie sind aus drey Codicibus ausgezogen, nämlich aus zwey Wiener und einem Wolfenbütteler, mit der Bemerkung, wo sie in der Brunckischen Sammlung (*Gnomici poetae graeci*, Argentor. 1784) und in der Aldinischen, welche verschiedene von Brunck ausgelassene Verse hat, befindlich sind. Diese Sammlung von Sentenzen ist ein sehr angenehmes Geschenk. Den Beschluß machen Hr. Schneiders's critische Bemerkungen über die Fabeln und die Sentenzen.

Göttingen.

Bey Heinrich Dieterich: *Heinrich Kurt Stever's Gedichte*. 1813. VIII und 218 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser, ein Mecklenburg-Schweriner, der noch vor kurzem mit rühmlichem Fleiße die

960 G. g. A. 96. St., den 17. Jun. 1813.

Jurisprudenz bey uns studirte, zeigt sich bey seinem ersten Auftritte in der gelehrten Welt als einen warmen Freund der alten classischen Litteratur und Poesie. Diese Erstlinge seiner Muse, die er der Frau Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin in einem sehr gemüthlichen Gedichte gewidmet hat, enthalten, nächst der Vorrede an die Leser, eine metrische Uebersetzung des Euripideischen Trauerspiels Hekabe, der Roussseau'schen Dichtung Pygmalion, und verschiedene eigne Gedichte. Als Zugaben sind die Anmerkungen zur Hekabe, die Abhandlung über den Plan und die Anlage dieses Trauerspiels, und über die Deutsche Verskunst an seinen Freund F. Claudius, nicht ohne Werth. Da des Verfassers offenes Geständniß und einnehmende Bescheidenheit bey diesen ersten Versuchen den Ernst der Critik zurückhält, so würde es unbillig seyn, einen Maßstab anlegen zu wollen, den die Humanität zurückweifet. Diese ersten Versuche lassen hoffen, daß der Verfasser, wenn ihn nicht eine andere Laufbahn wegrafft, einst viel Gutes leisten werde. Wir erkennen in ihm mit Vergnügen einen dankbaren Schüler der berühmten Pforta, welcher trefflichen Bildungsanstalt er selbst Ehre macht. Mit einem glühenden Eifer für das Schöne, Wahre und Gute verbindet er viele erworbene Kenntniße und ein achtungswerthes Selbstdenken: Eigenschaften, welche diesem Werke zur Empfehlung gereichen. — Den Titel ziert ein von unserm geschickten Hrn. Kiepenhausen sauber gestochenes Bildniß des Euripides.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1813.

Braunschweig.

Bey Wieweg: Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung; von dem Augenzeugen dieses Phänomens, dem Baron *Fr. K. von Strombeck*, Prääsidenten, Ritter etc. — Mit einer Vorrede des Hrn. geh. Rathes Dr. *Marcard*. XXXII und 215 Seiten in groß Octav.

Eine Schrift, die überhaupt wegen der vielseitigen Wichtigkeit des Gegenstandes, zumahl aber jetzt, da die Erscheinungen des bisher nur durch ärztliche Einwirkung erregten so genannten animalischen Magnetismus wiederum laut zur Sprache gekommen, große und verdiente Aufmerksamkeit erregen muß. Sie enthält die Krankheits- und Genesungsgeschichte einer Demoiselle, die jetzt in ihrem zwanzigsten Jahre, dem Ansehen nach von starker Constitution, frischer, blühender Farbe, und von sanguinisch-melancholischem Temperament ist. Diese lebt seit fast drey Jahren als Gesellschafterinn und wie Pfliegerochter bey der Frau v. Strombeck, jetzt

B (5)

in Celle, und hat, ehe sie in dieses Haus kam, einige Male, doch nur wenige Tage lang, an heftigen Krämpfen gelitten, die wahrscheinlich, so wie die nachherigen vielartigern Nervenübel, durch unterdrückte Regeln veranlaßt waren. Im Frühjahr 1811 ward sie auf einmahl wieder von den heftigsten convulsiven Krämpfen befallen, die in sehr ungleichen Zwischenzeiten und eben so ungleicher Dauer anhielten, wobey die Kranke oft kaum von mehreren Personen gehalten werden konnte. In der Folge stellten sich kürzere oder längere Ohnmachten ein, während welchen sie ruhig zu schlafen schien. Am Ende dieser Periode der Ohnmachten traten Anfälle von Starrsucht ein, wobey gewöhnlich die Augen mit sehr erweiterten Pupillen starr offen standen, und sich (wie in der Folge angestellte Versuche zeigten) nicht schlossen, wenn man mit dem Finger dagegen fuhr. Weiterhin sprach sie auch in den Ohnmachten, theils wie mit religiöser und dichterischer Begeisterung. Dabey zeigte die Kranke die ganze Zeit über einen entschiedenen Widerwillen gegen Arzneyen, daher auch die ärztliche Hülfe im Sommer 1812 fast bloß auf die Anwendung von Bädern beschränkt werden mußte; wobey sie sich übrigens so wohl befand, daß sie nur selten auf Stunden in den krankhaften Schlaf fiel.

Aber am 4. Januar des jetzigen Jahres traten die merkwürdigen vierzehntägigen Erscheinungen ein, deren Geschichte den Hauptinhalt des ganzen Buchs ausmacht. Sie verfiel nämlich nicht nur wieder in Ohnmachten, Irrededen, Schlaftrunkenheit u. mit abwechselnden gesunden Zwischenräumen, sondern fing nun am 7. an, in einem solchen Schlaf mit verschlossenen Augen ihre bevorstehenden heftigen krampfhaften und convulsiven Zufälle und darauf erfolgende vollkommene Genesung zu prognosti-

ciren, und das, was sie bis dahin gebrauchen müsse, mit einer fast minutiösen und sehr peremptorischen Bestimmtheit zu verordnen; wobei die Kranke an- gab, sie höre eine innere Stimme unter der Brust, die ihr das während dieses ganz eignen wunderbar- süßen Schlafes sage, den sie von der Zeit an, da sie von magnetischem Schlaf gehört hatte, auch eben so nannte. In diesem exaltirten Zustande- errieth sie, meist auf die Secunde, den Gang ver- schiedener Uhren; eben so, aus wie vielen Zeilen das bestand, was im Zimmer aufgeschrieben wor- den; auch Manches, was außer dem Zimmer ge- schah; ertheilte auch andern Personen medicinischen Rath gegen Beschwerden, an welchen sie litten, und dergl. mehr. — Vom 10. Jan. an äußerte sie zu- weilen, daß ihr Berührung mit Metall widrige Em- pfindung verursache; und hingegen vom 13. an bediente sie sich der Schlüssel, Scheren ic., entwe- der um sich damit zu streichen, oder sie in ihr Trink- wasser zu legen. Einmahl hatte sie einen Schlüssel mit dem Griffe zwischen die Zähne gefaßt; erschrak plötzlich; drehte ihn um, und nahm nun den Bart desselben in den Mund. — Vom 11. an war es der Seherinn zuweilen, als wenn ein redender Kör- per, den sie nicht beschreiben konnte, neben ihr stände, welcher ihr es sage, was sie thun solle. — Vom 13. an ward ihre Clairvoyance (ihr inneres Licht) immer schwächer, und am 25. ist endlich, ihrer Versicherung nach, der letzte Schimmer magne- tischer Kraft von ihr gewichen. — Ueberhaupt aber nahmen in jener Zeit der Exaltation die Par- oysmen des Schlafredens, die von Anfang her, ihrer Zeit nach, wann sie eintreten würden, und nach der Dauer aufs bestimmteste angegeben waren, genau 7 Tage ein, in welchen sie sich täglich ein oder zwey Mahl einstellten. Daß die übrige Zeit,

vor und nach diesen Paroxysmen, auch in einem ecstatischen Zustande verlief, ist schon daraus klar, daß die krank Gewesene sich von allen diesen-sämmtlichen 14 Tagen nichts erinnert, sondern mit ihrer Lebensrechnung wieder vor Eintritt jenes Zustandes anfang. Er endigte zur Stunde, wie es viele Mahle vorher angekündigt war, plötzlich, wie er anfangen hatte, und damit war auch jede Spur von Exaltation gänzlich verwischt, aber auch jede vorherige Abweichung von der völligen Gesundheit des Leibes und des Gemüths verschwunden.

Indes war sie jene Tage über zwischen ihren Paroxysmen mitunter spazieren und in Gesellschaft oder ins Concert gegangen, hatte Musikstunde genommen, häusliche Geschäfte verrichtet, ohne, wie gesagt, bey der am 17. erfolgten Krise von allen diesen Handlungen, noch überhaupt von dem, was mit ihr seit dem 4. vorgegangen, die mindeste Erinnerung zu haben, ganz als ob sie diese vierzehn Tage nicht gelebt hätte, oder während der Zeit eine andere Person gewesen wäre. Bloß am dritten Tage nach überstandener Krise hat sie unter Anwendung von Angst bey Leiden ihrer Pflegemutter, ihrer Versicherung nach, wenige Augenblicke lang einige Reminiscenz von dem gehabt, was in jenen Tagen mit ihr vorgegangen; es sey aber dieser Rückblick sogleich verschwunden.

Der Herr Präsident schließt sein Tagebuch den 24. Januar mit den Worten: "Niemand, als wer Julien sonst kannte, und jetzt kennt, kann davon urtheilen, welche unglaubliche Veränderung, seit dem großen Vorgange, in ihrem ganzen Wesen bewirkt ist. Die melancholischen Erinnungen und eigensinnigen Launen sind aus ihrem Wesen verschwunden. Sie ist heiterer als sonst, und preiset

täglich die vierzehn Tage ihres Lebens, durch welche sie einer völligen Gesundheit theilhaftig worden.“

Alles bisher Gesagte hat der Recensent meist wörtlich aus dem Werke selbst, das der königl. Societät der Wissenschaften zugeschrieben ist, ausgehoben. Hauptsächlich aus der Erzählung des Hrn. von Strombeck (S. 1 bis 162), zum Theil aber auch aus der Vorrede des Hrn. geh. Rathes Marcard, und aus den in den Anlagen enthaltenen Bemerkungen und Protocollen sowohl des Hausarztes, Hrn. Hof-Medicus Böler, als zweyer andern Aerzte, eben des Hrn. geh. Rathes M. und des Hrn. Hof-Medicus Schmidt, welche einige der magnetischen Schläfe an den bedeutendsten Tagen beobachtet haben.

So wie der Rec. die äußerst genaue Ausführlichkeit, womit diese Tagesberichte und Protocelle abgefaßt sind, den Verfassern derselben zum großen, wahren Verdienste anrechnet, so sieht er sich aber eben dadurch bey dem beschränkten Raum unserer Blätter genöthigt, eine Menge Umstände zu übergehen; zumahl von solchen, die gerade ihm nach seiner — vielleicht unrichtigen — Ansicht minder wesentlich geschienen haben; als wohin er z. B. sogar die andern Lesern vielleicht wichtiger vorkommenden umständlichen Verordnungen der kranken Seherinn wegen eines zu ihrem Glück erforderlichen Ringes rechnet, der für sie aus reinem Golde, aber nicht in Celle, verfertigt werden müsse. (Woben S. 120 Z. 3 v. u. nach Maroquin die Worte: mit einem eisernen Häkchen, zuzusetzen sind.) Ueberhaupt aber stößt man auf gar manche Nebenumstände, wofür sie nämlich der Rec. ansieht, bey welchen er es an seinen Ort gestellt seyn läßt, ob und wie doch auch wohl

der Wille der Kranken einigen Einfluß darauf gehabt. Wenigstens getrauet er sich nicht, eine bestimmte Grenze zwischen den absolut unwillkürlichen, bewußtlosen, gleichsam instinctmäßigen Handlungen oder Reden derselben, und denen, woben Bewußtseyn und Wille plus minus mit eingewirkt haben können, zu ziehen. Denn daß hin und wieder von solcher Einwirkung wohl die Frage seyn darf, scheint dem Rec. sowohl aus manchen Aeusserungen der Kranken, wie z. B. daß sie zu Zeiten eine gewisse Gewalt über ihren Körper in Hinsicht der Verminderung der Ohnmachten auszuüben vermöge, u. a. m., als aus manchen Erinnerungen des Verfassers zu fließen, der z. B. bey ihr sogar in jenen vierzehn Tagen zuweilen etwas Prahlisches in ihren Bemerkungen, ein Bestreben, mehr zu sagen, als sie wußte und gewisser Maßen groß zu thun, zugibt; daher es um so weniger auffällt, wenn sie sich dann auch in ihren divinatorischen Angaben gar manchmahl irrte. Was hingegen das Wichtigste, Wesentlichste bey diesen von der Natur selbst hervorqebrachten Phänomenen des animalischen Magnetismus betrifft, so hat der Recensent — der zwar, benläufig gesagt, nie Gelegenheit gehabt, eine auch nur durch ärztliche magnetische Manipulation in Somnambulismus oder Clairvoyance versetzte Person zu beobachten, sich aber aus vielseitigem Interesse seit 38 Jahren das bekant zu machen gesucht hat, was über diesen so genannten Magnetismus geschrieben worden (— und wovon die hiesige Bibliothek nicht weniger denn 90 einzelne Schriften besitzt, der ohne Vergleich zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze zu geschweigen, die darüber in periodischen Sammlungen ic. erschienen —) gar manche Nervenkrankheit und Heilung derselben beschrieben gefunden, die mit dem vor-

liegenden Falle in der Hauptsache auffallend übereinstimmt; wie, um z. B. nur Eine anzuführen, im Hannoverschen Magazine von 1787 im 64. St. die eines jungen unverheiratheten Frauenzimmers im Bremischen, welche von einem verdienstvollen, aber dem animalischen Magnetismus abgeneigten Arzte, recht in der Absicht bekannt gemacht wurde, um zu beweisen, wie dergleichen Phänomene auch ohne alle ärztliche Magnetisation Statt haben können.

Auch zeigt der Hr. geh. Rath Marcard, der bekanntlich sonst auch das Daseyn und die Realität des so genannten animalischen Magnetismus sehr bezweifelt hatte, in der Vorrede zu dem Werke, das wir vor uns haben, die Wichtigkeit des darin beschriebenen, allein durch die innern Naturkräfte hervorgebrachten, solchen Magnetismus, "der als vollständiges Gegenstück zu den höchsten Wirkungen der künstlichen Magnetisationen, unwidersprechlich darthue, daß der animalische Magnetismus keineswegs ein nur durch die Kunst zu erzwingender, sondern in der menschlichen Natur für sich schon vollkommen gegründeter Zustand sey, der durch die bloßen innern Kräfte sich entwickeln und zu heilsamen Zwecken, wie es scheint, gleich den critischen Krankheitsanstrengungen, und nicht ohne ein solches Ziel, wirksam werden könne. Der vorliegende Fall beweise, daß dasjenige, was eigentlich den magnetischen Zustand hervorbringt, auch ohne alle Magnetisation im Körper vorhanden sey, sogar ohne Magnetisiren darin zur Thätigkeit kommen könne. Daher werde der Magnetisirer wohl nichts weiter thun, als dieses agens in Bewegung bringen, und wahrscheinlich werde noch ein Mittel erfunden werden, dieselbe Wirkung ohne Magnetisiren zu erhalten,

um dadurch der ganzen Sache das Anstößige zu benehmen, was sie für Viele hat.“

Halle.

Bei Hendel: C. F. W. Wallroth's, der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft Mitglieds, Geschichte des Obstes der Alten. 1812. Octav S. XVIII und 142. Erster Heft.

Ein achtungswürdiger Versuch, über einen so interessanten Gegenstand Licht zu verbreiten! Selten ist die Verbindung der Philologie mit der Naturwissenschaft, ob sie gleich beide sehr wohl mit einander vereinigt seyn können, wie die bekannten Beyspiele von Saumaise, Schneider u. A. hinlänglich beweisen. Zu dieser Classe von Gelehrten bestrebt sich Hr. Wallroth gerechnet zu werden, und er verdient Beyfall und Aufmunterung, daß er sich um ein Feld verdient macht, das neben unsern Vöttiger und Sickler noch andere geschickte Anbauer fordert und verträgt. Hr. W. hatte diese Schrift für die Hallische Naturforschende Gesellschaft abgefaßt, und fand sich nachher veranlaßt, sie dem größern Publicum mitzutheilen. Er fängt vom Homer an, ohne unsere heilige Schriften zu berühren, und so geht er bis in das zehnte Jahrhundert nach Chr. Geb. fort, wo die Geoponici die letzten Führer und Quellen sind. In diesem ersten Hefte sind die Birnen, Äpfel und Quitten abgehandelt. Fleiß, Kenntniß der Sache und Sprache, Streben nach Vollständigkeit und Genauigkeit, sind in diesem Hefte sehr lobenswürdig, und wir wünschen, daß der Verf. auf diesem Wege fortfahren möge, für die Wissenschaften thätig zu seyn.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 19. Junius 1813.

Göttingen.

Am 1. März übernahm der Hr. Prof. Simly das Prorektorat für das laufende Sommerhalbjahr; ein Prorektorat, wieder durch das Glück, welches wir während der letzten stürmischen zwanzig Jahre ununterbrochen genossen haben, ausgezeichnet, daß wir bey einer ansehnlichen Frequenz von Studirenden ruhig und ungestört den Wissenschaften leben können. In dem öffentlichen Anschlag, der den Antritt des neuen Prorectors ankündigte, berührte der Verfasser desselben, Hr. Professor Mitscherlich, die Frage, ob auch die Wissenschaften zur Erweckung, Nahrung und Stärkung der Sittlichkeit und Tugend dienen? Man weiß, daß ein solcher moralischer Einfluß von mehreren Wissenschaften, namentlich den theologischen Speculationen, öfters geläugnet worden; die Academie zu Dijon setzte einst einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage, ob auch die Wiederherstellung der Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe? welche J. J. Rousseau

(1750) verneinend beantwortete, und den Preis erhielt. Die Stoiker, und namentlich Seneca, erklärten alle Wissenschaften, außer der Philosophie, für überflüssig und unnütz, und sprachen ihnen allen Einfluß auf Sittlichkeit und Tugend ab. Wenn auch manche Wissenschaften bloß den Verstand ausbilden und verfeinern, so tragen sie zwar nicht unmittelbar zur Erweckung und Stärkung des moralischen Sinnes bey, aber wer möchte läugnen, daß sie es wenigstens nicht mittelbar vermöchten, da ein aufgeklärter Verstand nicht selten den moralischen Sinn bis zur Erhebung über den gewöhnlichen Menschen steigert. Andern hingegen, wie der Poesie, Beredsamkeit und Geschichte, ist ihr unmittelbarer Einfluß auf die Bildung des Herzens nicht abzusprechen u. s. w. Die Anwendung auf Studierende ergab sich nun von selbst.

Paris.

Bei J. Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Premiere Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem speciellen Titel: *Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique*, par ALEXANDRE DE HUMBOLDT. Livraison III. IV. V. Tab. XXIII — L. Auf Velinpapier. groß Folio. 1812.

Daß dieß Werk wegen seines innern Gehalts, seines großen Umfanges und seiner Pracht in die Classe der bleibenden und ehrenvollen Denkmähler des Deutschen Fleißes gehört, haben wir bereits in der Anzeige der ersten Lieferungen (s. Götting. gel. Anz. J. 1811 St. 156, 157 S. 1553 — 1566) dargethan. Auch diese Fortsetzung entspricht dem Rufe des berühmten Verfassers, so wie die zum

Theil illuminirten Kupfer an Vollkommenheit sich gleich geblieben sind. Man bestaunt in den Landschaften den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in den Americanischen Anden; in den Mexicanischen Gemälden wird man durch die Incinanderwirkung der Begehrtheiten und der moralischen Kräfte verschiedener Zeitalter und weit entlegener Völker überrascht; in den Monumenten sieht man die Stufe der Cultur längst erloschener Geschlechter. Von allen diesen Gegenständen werden wir in gedrängter Kürze handeln.

Dritte Lieferung (S. 152—222). Tab. XXIII.
Ein Relief von Basalt, einen Mexicanischen Kalender darstellend. Man fand diesen ungeheuern Stein unter den Fundamenten des Tempels Mexitli in Mexico. Er ist etwas beschädigt, war 4 Metres lang, und eben so breit, und 1 Meter dick. Die astronomischen Kenntnisse der Tolteken und Azteken deuten auf frühe Beobachtungen des Himmels, vorzüglich des Mondes, und es ist zu bedauern, daß die meisten Schriften, welche auf jene Wissenschaft sich bezogen, verloren gegangen sind. Das Basrelief soll die heiligen Tage, und den Tag, wenn die Sonne im Zenith von Mexico steht, anzeigen. Das hürgerliche Jahr der Azteken war ein Sonnenjahr von 365 Tagen; sie hatten achtzehn Monathe, jeden zu 20 Tage gerechnet, nach deren Ablauf sie noch fünf Tage hinzufügten, und das neue Jahr anfangen. Der Tag wurde von Sonnen Aufgang gerechnet, und hatte acht Abtheilungen. Wochen kannten die Mexicaner nicht, aber kleine Zeit-Cylen, unter andern einen von 13 Jahren. Ihr Jahr fing mit dem Winter-Solstiz an. Sehr wichtig sind die Auszüge, die Hr. v. S. aus einem zu Mexico gedruckten Werke

von Gama über den Kalender der Azteken mittheilt. Was die Nahmen und Hieroglyphen der Mexicanischen Monate betrifft, so findet man keine Spuren, daß sie in einem nördlich liegenden Lande entstanden wären. S. 135 von dem Priester- oder Ritual-Kalender. Die Mexicaner hatten Annalen, welche neuntehalb Jahrhunderte vor der Ankunft des Cortez hinaufsteigen, und in welchen die Jahre und Lage, die Wanderungen, Kriege und andere Schicksale der Völker mit Hieroglyphen geschrieben waren. Die Annalen der Azteken heben mit dem Jahr 1091 nach Chr. Geb. an. Von den Zeit-Cylen und dem Zahlensystem S. 140. Die 5 kleinen Monatsperioden werden durch die Hieroglyphen: Kaninchen, Rohr, Stein und Haus bezeichnet. Jeder Tag hatte eine eigne Hieroglyphe. Auffallend ist es, daß im Mexicanischen das Wort *Votan* oder *Wodan* einen gewissen Tag bedeutet, ja daß von einem *Wodan* eben solche Sagen, wie vom *Buddah* der Indier, und dem *Odin* der Nordischen Völker, herrschen. Die alten Asiatischen, und Americanischen Völker haben sehr viel Gemeinschaftliches in der Eintheilung der Zeit, der Bezeichnung eines Tages oder Jahres, nicht durch Ziffern, sondern durch astrologische Figuren. S. 150 Vergleichung Japanischer und Mexicanischer Zeit-Cylen. Der größte Theil der Nahmen, mit denen die Mexicaner die zwanzig Tage ihrer Monate bezeichnen, sind die Zeichen eines uralten Asiatischen Thierkreises. Hr. v. S. verfolgt diese Bemerkung, die ihn zu den scharfsinnigsten Hypothesen führt. Ueber den Thierkreis, mit Rücksicht auf die so viel besprochenen Aegyptischen. Von den Zeichen des Thierkreises. (Es bleibt immer wahrscheinlich, daß die Stern-

bilder Sinnbilder sind, die das Vaterland ihres Erfinders darstellen sollen, und daß das System der Asiatischen Astrologie mit dem der Mexicanischen einen gemeinschaftlichen Ursprung hat.) Von dem Thierkreis des Bianchini. Tab. XXIV. Wohnung der Inca zu Callo im Königreiche Quito. Nachdem Tupac-Yupangui und Huanna-Capac das Königreich Quito erobert hatten, ließen sie nicht nur einen prächtigen Weg über den Rücken der Cordillere anlegen, sondern auch zur Bequemlichkeit der Reisenden viele Gebäude (Jambos) längs des Weges von Cuzco nach Quito auführen. Die Herren v. Humboldt und Bonpland sahen das hier abgebildete Gebäude im J. 1802, und fanden die Vorstellung desselben in Ulloa's Reise untreu. Es ist ein Viereck, an jeder Seite 30 Meter lang. Es hatte vier große Eingänge, und acht Zimmer, von denen drey sich erhalten haben. Die Thüren laufen schräg zu, und gleichen den Aegyptischen. Die Nischen, 18 an der Zahl, sind in jedem Zimmer sehr symmetrisch vertheilt. Die Steine sind Porphyrblöcke, zu Parallelepipedon gehauen, zwar nicht von gleicher Größe, aber genau auf einander gelegt. Zwischen der äußern und innern Steinlage befindet sich eine Schicht von Kieseln und Thon. Wie sehr wäre es zu wünschen, wenn wir von andern alten Gebäuden zu Inga-Pilca am Ufer des großen Sees Titicaca, und von den im *Mercurio Peruano* beschriebenen Monumenten, eben so treue Abbildungen hätten! Tab. XXV. Ansicht des Chimborazo auf der Ebene Tapia. Die Zeichnung ist auf der dürren Ebene Tapia, bey dem Dorfe Lican, wo ehemahls die Regenten von Quito wohnten, entworfen. Hr. v. S. sah den Chimborazo am 24. Junius 1802.

nachdem kurz zuvor ein starker Schnee gefallen war. Es gibt keine Worte für das Große und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblicke selbst kaum bewußt, daß man sieht. Die Masse ist so ungeheuer, daß nur der Theil, den das Auge bey der Schneelinie umfaßt, 7000 Metres in der Breite beträgt. Die äußerst dünnen Luftschichten, durch welche man die Spitzen der Anden erblickt, tragen viel zu dem Glanz des Schnees und der magischen Wirkung seines Widerscheins bey. Unter den Wendezirkeln erscheint der Himmel in einer Höhe von 5000 Metres so dunkelblau, wie der Indig. Die Umrisse der Gebirge sind in dieser reinen, durchsichtigen Atmosphäre aufs schärfste begrenzt, während die untern, auf einer dünnen Ebene schwebenden, Luftschichten den Hintergrund der Landschaft in einen zerrinnenden Nebel hüllen. Die Ebene Tapia liegt in einer Höhe von 3000 Metren; ihre karge Vegetation beschränkt sich auf Schinus molle, Cactus, Agave und Molina. An den Seiten des Berges sieht man die Degradation der Pflanzenwelt, von den undurchdringlichen Palmenwäldern bis zur dünnen Lichenlage, welche an die ewigen Schneefelder stößt. Die holzartigen Gewächse hören bereits in einer Höhe von 3600 Metren auf. So staunenswürdig aber auch die Höhe des Chimborazo seyn mag, so liegt er dennoch 450 Metres niedriger, als der Punct, den Hr. Gay-Lussac in seinem Luftschiffe erreicht hat. Ja, die Einwohner von Quito haben eine Sage, daß die Bergspitze in den östlichen Anden, der Altar genannt, einst eingefürzt, und noch höher als der Chimborazo gewesen sey. Nach Crawford beträgt die höchste Spitze der Cordilleren in Tibet 25000 Englische Fuß, also 7617 Metres

(3909 Toisen); sie überträfe daher den Chimborazo um 1090 Metres. Tab. XXVI. Die Epochen der Natur, nach der Aztekischen Mythologie. Unter allen Analogien, welche man zwischen den Monumenten, Sagen und Sitten der Asiaten und Americaner finden will, ist keine auffallender, als die, welche die Mexicanische Cosmogonie von dem Untergange und der Wiedergeburt des Universums darbietet. Aehnliche Sagen von einem einst glücklichen Zustande, von einer allgemeinen Fluth, von der Errettung weniger Menschen, von vier Weltaltern ic. finden sich in Indien. Das vor uns liegende Blatt ist nach einem Mexicanischen Gemälde (Codex Vaticanus n. 3738) copirt. Für uns wird es, besonders von den ältesten Mexicanischen Mythen, schwer, ja unmöglich seyn, genau das zu unterscheiden, was in ihnen als historisches Factum zum Grunde liegt. War es die Begebenheit der Person eines Stammes, so ward diese Person durch Vergrößerung und Zusätze erhoben, und schon durch die Sage apotheosirt. Andere Figuren scheinen historische Facta von Naturbegebenheiten darzustellen; aber die Unbekanntheit der frühesten Zeit mit den Erscheinungen in der Natur läßt auf nichts anderes schließen, als daß die Erscheinungen selbst weder richtig aufgefaßt, noch richtig durch die Tradition fortgepflanzt worden sind. Tab. XXVII. Hieroglyphische Malereyen, aus einer Borgianischen Handschrift zu Velletri, nebst den Tageszeichen des Mexicanischen Kalenders. In den Hieroglyphenreihen wird das letzte Zeichen der vorhergehenden Reihe am Anfange der folgenden wiederholt: eine Bemerkung, die auch Zoëga bey den Aegyptischen Hieroglyphen gemacht

hat. Tab. XXVIII. Ein Aztekisches Beil. Es ist aus dichtem Feldspath verfertigt und mit Hieroglyphen verziert, und von dem Verf. dem königl. Cabinet zu Berlin geschenkt worden. Tab. XXIX. Ein Aztekisches Idol, gefunden unter dem Pflaster des großen Platzes zu Mexico. Alle Mexicanische Sculpturen und Mahlereyen (mit Ausnahme Pl. XI.) zeigen eine völlige Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des menschlichen Körpers; sie sind roh, und incorrect ausgeführt. Auf die Nebendinge verwandten aber die Künstler die größte Aufmerksamkeit, Treue und übertriebene Gewissenhaftigkeit. Hr. v. S. sucht den Gang, den die Kunst genommen hat, durch die grausamen Sitten der Mexicaner, durch ihren blutdürstigen Gottesdienst, die Tyrannen ihrer Prinzen und Priester, und vorzüglich durch ihre seltsame Astrologie, zu erklären. Das Idol ist drey Meßtres hoch und zwey breit, und eine ganz monströse Figur. Das Gesicht gleicht einer Maske, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es eine ist, weil bey der Krankheit eines Königes die Götzenbilder maskirt wurden. Vielleicht soll es der Kriegesgott seyn. Der Vicekönig von Mexico schenkte es im Jahre 1790 der Universität; da sie aber unter der Leitung der Dominicaner steht, so haben diese es wieder vergraben, um es den Augen der Mexicanischen Jugend zu entziehen. Merkwürdig ist es übrigens, daß die artistischen Versuche der Mexicaner, auf den ersten, niedrigsten Graden der Cultur, viele Ähnlichkeit mit den Kunstwerken der Caraiben haben, unter denen die Figuren-Inschrift an einem Felsen der Riffbay auf der Insel St. Jean besonders merk-

würdig zu seyn scheint (s. West's Beschreibung von St. Croix S. 257, *Essai sur l'histoire naturelle de St. Domingue* p. 365 sq., *Isaac Alves Rebello* On three figures, supposed to be of Indian deities in wood, found in the Island of Jamaica. *Archaeologia* Vol. 14. p. 269, *Thomas Ryder* Account of antiquities from St. Domingo. Eben das. Vol. 13. p. 206). Tab. XXX. **Wasserfall des Rio Vinagre bey dem Vulcan von Purace.** Die Stadt Popayan, Hauptort des Königreichs Neugranada, liegt in dem reizenden Thale von Rio Cauca am Fuße der großen Vulcanen Puracé und Sotara. Wendet man sich von Popayan nach dem Gipfel des Purace, so findet man in einer Höhe von 2650 Metren eine feine Ebene (*Llano del Corazas*), von Indianern bewohnt, und sorgfältig angebaut, die von zwey tiefen Schluchten begrenzt wird, an deren einer das reizende Dorf Purace liegt, und wo man den Fall des Rio Vinagre bewundert. Dieser kleine Fluß, dessen Wasser warm ist und einen säuerlichen Geschmack hat, bildet drey Cascaden, und stürzt sich in eine Schlucht 120 Metres hinab. Die Landschaft ist sehr schön gezeichnet, vorzüglich der Fluß, der aus einer engen Felsenkluft stammend herunter schießt, und sich in der Tiefe in Staub und Schaum weit und breit im Winde herumtreibt. Im Vorgrunde stehen Gruppen von *Pourretia pyramidata*, deren Mark den großen schwarzen Wären in den Anden zur Nahrung dient, in Zeiten der Hungersnoth aber auch von Menschen verzehrt wird. Tab. XXXI. **Briefpost in der Provinz Jaën de Bracamoros.** Um die Verbindung zwischen den Küsten des Südsee und der

Provinz Jaën de Bracamoros schnell zu unterhalten, muß der aus Peru kommende Courier zwey Tage lang schwimmen, und zwar im Flusse Guancabamba oder Chamaya, hierauf im Amazonenstrom, im Pomahuaca, Ingatambo bis Tomependa. Er verwahrt die Briefe in einem Schnupftuch, das er sich um den Kopf bindet, worin er auch sein großes Messer hat, das er nicht sowohl zur Vertheidigung, als vielmehr um sich einen Weg durch die Wildnisse zu bahnen, bey sich führt. Um nicht zu ermüden, nimmt er einen Stamm von Bombax oder Ochroma, der sehr leicht ist, und läßt sich so fortreiben. Mit Provision braucht er sich nicht zu belasten, indem er überall sehr gastsreue Indianer antrifft. Zuweilen nimmt er einen Indianer zur Gesellschaft mit. Glücklicher Weise finden sich in den Flüssen, die er durchschwimmt, keine Crocodile. Auf einem sehr beschwerlichen Wege kehrt er zu Lande zurück.

Vierte Lieferung (S. 223—234). Pl XXXII. Geschichte der Azteken, von der Sündfluth bis zur Gründung der Stadt Mexico, in Hieroglyphen dargestellt. Dieser Kupferstich ist bereits am Ende des 17. Jahrhunderts von Gemelli Carreri ans Licht gestellt. Man hat Zweifel gegen die Echtheit desselben erhoben, so wie überhaupt gegen die ganze Reise des genannten Italiäners: Hr. v. S. beweiset aber mit hinreichenden Gründen, daß der Kupferstich wirklich nach einem Mexicanischen Gemälde gefertigt, vielleicht aber durch die Hand eines Europäischen Künstlers verschönert worden ist. Es gilt von diesem Blatte, was wir von Tab. XXVI. gesagt haben. Es ist ein Inbegriff der alten Volks- und

Stammsagen, ausgedrückt in rohen Bildern, und von der Seite merkwürdig, als Ueberbleibsel der ältesten Vorstellungsarten und Ausdrücke der Azteken. Pl. XXXIII. Eine Brücke von geflochtenen Seilen in der Nähe von Pénipe. Der kleine Fluß Chambo, der aus dem See Colen entspringt, trennt das schöne Dorf Guanando von Penipe. Ueber diesen Fluß hat man eine Brücke (Puente de maroma oder hamaca) gezogen, die aus geflochtenen Seilen, 3 bis 4 Daumen dick, besteht, welche aus den Fasern der Agave Americana verfertigt, und an beiden Ufern an Stämmen von Schinus molle befestigt sind. Sie ist 120 Fuß lang, und 7 Fuß breit. Wenn man schnell läuft und den Körper vorwärts biegt, so leidet man keine Gefahr; hält man sich aber auf, besonders in der Mitte, so können die Schwingungen gefährlich werden. Brücken dieser Art dauern 20 bis 25 Jahre. Die größte Seilbrücke, über welche belastete Maulthiere gehen können, befindet sich zwischen Quito und Lima. Tab. XXXIV. *Cofre de Perote*. So nennt man ein Gebirge von basaltartigem Porphyr, das nicht sowohl wegen seiner Höhe, als vielmehr wegen der seltsamen Form eines Felsenstückes auf dem Gipfel, das einem Thurm ähnlich ist, Aufmerksamkeit verdient. Tab. XXXV. Das Gebirge *Ilinissa*. Unter den Gebirgen, welche die Stadt Quito umringen, zeichnet sich der *Ilinissa* durch Höhe und Majestät aus. Sein Gipfel theilt sich in zwey Spitzen, vielleicht die Trümmer eines eingestürzten Vulcans. Seine Höhe beträgt 2717 Toissen, und man kann ihn in einer großen Entfernung auf der Ebene *de las Esmeraldas* sehen. Tab.

XXXVI. Bruchstücke Aztekischer Malereyen in Hieroglyphen, aus der Königl. Bibliothek zu Berlin. Ihr Inhalt ist nicht leicht zu entziffern, scheint aber auf den Tribut sich zu beziehen, den gewisse Stämme entrichten mußten, daher man auch Mais, Goldstangen und dergl. nebst den Tageszeichen angebracht findet. Nr. 2. Weiberköpfe, nebst dem Zeichen der Zahl 20. Nr. 3. Hähne und Puterhähne, die vielleicht den Americanern vor der Ankunft der Europäer bekannt waren, wenn man das Alter der Malerey genau wüßte. Nr. 5. Ein Lastträger mit einem Gefäße voll Mais. Nr. 7. Vorstellung der Strafe für die, welche in der Ablieferung des Tributs saumselig waren. Zur Erklärung dieser Bruchstücke können, nach unserm Urtheil, die von Lorenzana herausgegebenen Mexicanischen Malereyen viel beytragen (s. Cordillera de los pueblos que antes de la conquista pagaban tributo á el emperador Moctezuma y en que especie, y cantidad, in der *Historia de nueva España* von Hernan Cortes, Mexico 1770. Quart). Tab. XXXVII. Hieroglyphische Malereyen im Museum Borgia zu Velletri. Sie sind mythologischen Inhalts. Tab. XXXVIII. Wanderungen der Aztekischen Völkerschaften, auf einem hieroglyphischen Gemähde in der Königl. Bibliothek zu Berlin. Nur Fragment, ähnlich dem oben beschriebenen tab. 32. Tab. XXXIX. Vasen aus Granit, gefunden auf der Küste Honduras. Diese Vasen, vier Mal größer, als hier abgebildet, befinden sich in England in der Sammlung des Lords Hillsborough und des Hrn. Branden. Man hat sie an der Mosquitoküste ausgegraben, wo heut zu

Sage Barbaren ohne allen Kunstsinne wohnen. Die Sierathen, unter denen man sogar einen Griechischen Mäander wahrnimmt, haben mit denen an den Ruinen von Mitla Aehnlichkeit; auch sind die Vasen mit Köpfen von Vögeln und Schildkröten geschmückt. Vielleicht rühren sie von den Tolteken her. Rec. erinnert sich, Abbildungen von Masken gesehen zu haben, die ebenfalls an der Mosquitofüste ausgegraben worden sind. Tab. XL. Ein Aretisches Idol von Basalt, in dem Thal von Mexico gefunden. Es ist äußerst roh, und verräth die Kindheit der Kunst.

Fünfte Lieferung (S. 234 — 272). Tab. XLI. Luft-Vulcane zu Turbaco. Um die brennende Hitze und die Krankheiten zu vermeiden, welche während des Sommers zu Carthagena und auf den dürrn Küsten von Baru und Tierra Bomba herrschen, ziehen sich die des Clima ungewohnten Europäer in das Innere nach dem Dorfe Turbaco zurück, das auf einem Hügel am Eingange eines majestätischen Waldes liegt. Hier sind die Häuser großen Theils von Bambusrohr gebaut, und mit Palmblättern bedeckt, und frische Quellen verbreiten eine angenehme Kühle. Allein der merkwürdigste Gegenstand sind die 6000 Metres von Turbaco liegenden Wasser-Vulcane (Volcan de agua — Volcanitos de Turbaco), in einem Wald von Gustavia und Cavanillefia mocunda. Auf einer von Bromelia Karatas umgebenen Ebene erheben sich nämlich 18 bis 20 kleine conische Hügel, 7 bis 8 Metres hoch, bestehend aus einem schwärzlichgrauen Thon, auf deren Gipfeln eine mit Wasser angefüllte Oeffnung sich befindet. In ihrer Nähe hört man ein dumpfes, aber ziemlich

starkes, Getöse, das 15 bis 18 Secunden einer heftigen Luftausleerung vorangeht. Die Kraft, mit welcher die Luft unter der Oberfläche des Wassers hervordringt, deutet auf einen starken Druck im Innern der Erde. Oft ist sie mit einem Auswurf begleitet. Es ist ein reineres Azot, als wir in unsern Laboratorien bereiten können. Tab. XLII. Der Vulcan Cayambe. Nach dem Chimborazo ist der Cayambe unter allen Bergen der Cordilleren der höchste, indem Bouguer und la Condamine seine Höhe zu 5901 Metren (3028 Toisen) angegeben haben. Hr. v. S. hat ihn abgezeichnet, wie er sich unterhalb Quito de Quito in einer Entfernung von 34,000 Toisen ausnimmt. Er hat das Ansehen eines stumpfen Kegels, und erinnert an den Umriss des Nevado de Tolima (Pl. V.). Sein Anblick ist imposant, vorzüglich beim Untergang der Sonne, wenn der Guagua Pichincha einen ungeheuren Schatten über das dazwischen liegende Thal wirft. Tab. XLIII. Der Vulcan Torullo. Ein merkwürdiges Blatt, welches eine der merkwürdigsten Catastrophen der physischen Geschichte unsers Planeten darstellt, und von Hr. v. S. bereits an einem andern Orte (*Recueil d'Observat. astron.* T. I. p. 327, II. p. 521) beschrieben worden ist. Der Vulcan Torullo liegt unter $19^{\circ} 9' \text{ Br.}$, $103^{\circ} 15' 48''$ Länge in der Intendanz Valladolid. Das Kupfer stellt ihn, mit vielen tausend kegelförmigen Basalzhügeln umgeben, dar, und zwar wie sie erscheinen, wenn man von Arno und den Höhen Aguafarco hinabsteigt. Die Savanna wurde in der Nacht vom 29. September 1759 ganz umgestürzt, und mit diesem Basaltlager bedeckt, auf

dem jeder Hügel noch jetzt heiß ist, und einen dicken Dampf von sich gibt. Man nennt diese kleinen Oefen *Hornitos*. Sie enthalten Basaltkugeln, in Thon eingeschlossen. Der Abhang des stets rauchenden Vulcans ist mit Asche bedeckt.

Tab. XLIV. Kalender der *Muyscas-Indianer*, oder der alten Bewohner der Ebene *Bogota*. Dieser mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Aufsatz leidet keinen Auszug. Er enthält eine Erklärung eines mit Hieroglyphen beschriebenen Steins, einen Mondkalender darstellend, nebst Excerpten einer Handschrift des Hrn. *Duquesne* über denselben Gegenstand. Die Völkerschaft der *Muyscas* wurde den Spaniern durch die Feldzüge des *Gonzalo Jimenez de Quesada* im Jahre 1537 zuerst bekannt. Ihre alten Sagen, ihre der Japanischen und Tibetischen ähnliche Regierungsform, ihre Sprache und das ganze System ihrer Cultur geben dem Verf. Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Combinationsgabe an den Tag zu legen.

Tab. XLV. Fragment eines Manuscripts mit Hieroglyphen, aus der Königl. Bibliothek zu Dresden. Es ist auf Papier, aus den Blättern der *Agave Americana* verfertigt, geschrieben, 6 Metres lang, und enthält 40 Blätter, die auf beiden Seiten mit Mahleren versehen sind.

Tab. XLVI--XLVIII. Hieroglyphische Mahleren eines Mexicanischen Manuscripts der Kaiserl. Bibliothek zu Wien. Die Handschrift enthält 52 Seiten, und die Mahleren zeichnen sich vorzüglich durch die Lebhaftigkeit der Farben aus.

Tab. XLIX. L. Ruinen von *Miquitlan* oder *Mitla* in der Provinz *Oaxaca*: Plan und Aufsatz. Es sind die Trümmer eines Monuments der

Zapoteken, der Ureinwohner von Oaxaca, berühmt durch ihre schönen Zierathen. Sie liegen in einer öden, menschenleeren Gegend, und dienten wahrscheinlich zum Begräbniß der alten Zapotekischen Regenten. Starb dem Fürsten ein Sohn oder Bruder, so zog er sich in ein Zimmer über dem Grabe zurück, überließ sich seinem Schmerz, und verrichtete die religiösen Gebräuche. Den Grundriß des Ganzen hat ein sehr geschickter Mexicanischer Architect, Don Luis Martin, aufgenommen. Man sieht, daß ursprünglich fünf Gebäude einzeln, aber in regelmäßiger Ordnung, zu Mitla gestanden haben. Eine große Thür, von der noch Spuren übrig sind, führte zu einem großen Hof, 50 Metres im Quadrat, in welchem vier kleine oblonge Gebäude standen. Die Säulen, die einzigen, welche man bis jetzt in America entdeckt hat, sind aus Einem Stücke, ohne Capitäle, verfertigt. Sie sollen aus Porphyre amphibolique oder Granite porphyritique bestehen; sie sind 5 Metres 8° hoch, aber halb verschüttet. Der Architect Martin und der Hauptmann Laguna haben alle Zierathen abgezeichnet, und ihre Arbeiten dem Marquis von Branciforte, einem der letzten Vicekönige von Mexico, übergeben. Die Arabesten sind eine Art Mosaik, auf einem Thongrund mit kleinen viereckigen Steinen zusammengesetzt. In der Nähe von Mitla bewundert man die Ruinen einer Pyramide. Noch südlicher, zu Guatimala, sollen die Ruinen einer ganzen Stadt existiren. Das Alter dieser Denkmähler ist unbekannt, doch scheinen sie nicht vor dem dreyzehnten Jahrhundert verfertigt zu seyn.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1813.

Göttingen.

In der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 3. April d. J. las der Professor Eichhorn eine Abhandlung de gemmis sculptis Hebraeorum vor.

Ueber die Kunst bey den Hebräern fehlt es noch (wenn man den Theil der Baukunst ausnimmt) an Untersuchungen. Wer wagte sich auch gern daran, da es aus den Zeiten vor der Verpflanzung der Hebräischen Nation nach Oberasien an übrig gebliebenen Denkmählern der Kunst gänzlich fehlt, und sich daher über die Vollkommenheit ihrer Werke nicht mehr urtheilen läßt? So kam man nach und nach gar in das Vorurtheil hinein, als ob die Hebräer nichts in der Kunst geleistet hätten; ja, als ob die Mosaische Religion eine Feindinn ihrer Ausübung gewesen wäre. Die Bildhauerkunst z. B. habe nicht von dem Bildniß der National-Gottheit ausgehen dürfen, und sey daher aller der Ermunterung beraubt gewesen, welche sich in den Religionen anderer Völker gefunden habe. Gleich als ob jenes Verbot die Dank-

D (5)

barkeit verhindert hätte, verdienten Männern Bildsäulen zu errichten, und als ob der Polytheismus, dem sich die Nation fast durch die ganze Periode ihrer Selbstständigkeit hingab, nicht von allerley Göttervorstellungen ausgegangen wäre! Das Reich der zehn Stämme nahm den Stier aus Aegypten zum Bildniß des National-Gottes auf, und führte Bilderdienst ein; das Reich Juda adoptirte alle Götter, die in seiner Nachbarschaft verehrt wurden, und stellte sie in denselben Bildsäulen dar, welche die Andacht ihnen dort zu errichten pflegte. Nicht nur öffentliche Wege, Dörfer, Flecken und Städte waren mit Götterbildern angefüllt, sondern auch in den Häusern fand man allenthalben Lararien, in denen Götter aufgestellt waren u. s. w. Kurz die Kunst fand auch bey den Hebräern religiöse und andere Gegenstände im Ueberfluß, an denen sie sich üben konnte; wer sollte nun nicht neugierig nach dem seyn, was sie etwa geleistet haben möchte? Kann sich auch die Kunstgeschichte keine wichtige Resultate versprechen, weil es an übrig gebliebenen Originalen fehlt; so kann doch die Cultur-Geschichte der Hebräischen Nation Einiges gewinnen, wenn aus ihren noch vorhandenen Schriften die hieher gehörigen Bruchstücke gesammelt werden. Zur Probe davon wählte der Verfasser das Capitel von den geschnittenen Steinen der Hebräer. Gleich die Verschiedenheit der Nahmen, welche die Edelsteine in den Semitischen Sprachen tragen, führt darauf, daß die Entdeckung der Edelsteine nicht wohl eine Semitische Erfindung gewesen seyn kann. Wer eine Sache mit ausländischen Nahmen belegt, hat sie wohl auch vom Auslande empfangen. Der Fall ist bey den Nahmen der Edelsteine in Arabischer und Hebräischer Sprache: in beiden sind sie nicht einheimisch. In die

Arabische Sprache sind sie wohl aus der Medisch-Persischen, in die Hebräische aus der Altägyptischen Sprache aufgenommen worden: der Südasiatische Ursprung der erstern läßt sich noch aus der neuern Persischen Sprache nachweisen, welche viele Ueberbleibsel des Medisch-Persischen enthält, aus dem dieselben Nahmen der Edelsteine auch an Syrer und Griechen übergegangen sind; die völlig verschiedenen Hebräischen Nahmen der Edelsteine können kaum eine andere Heimath, als Aegypten, haben, da die Hebräer dort zum Volk herangewachsen sind, daselbst auch ihre Bearbeitung edler Steine gelernt haben: nur können wir sie noch nicht im Coptischen nachweisen, weil sich überhaupt unsere Kenntniß der Coptischen Sprache noch nicht bis zu ihren Nahmen der Edelsteine erstreckt. Bey der Erklärung der Hebräischen Nahmen der Edelsteine müssen wir uns an die halten, welche den Schmuck der Hebräischen Hohenpriester ausmachten, weil sie der Jüdische Geschichtschreiber Josephus nach seiner ägyptischen Kenntniß durch Griechische Nahmen erklärt hat: und ist der hohepriesterliche Schmuck (wie wahrscheinlich gemacht wird) nach dem Babylonischen Eril mit keinen andern Edelsteinen besetzt gewesen, als in frühern Zeiten, so erhalten wir dadurch eine Kenntniß der Arten, welche die Steinschneider der Hebräer in den ältern Zeiten bearbeitet haben. Zur Empfehlung der von Josephus genannten Steine dient, daß keiner darunter ist, den nicht die Alten geschnitten hätten, und der nicht durch den Handel Palästina wäre zugeführt worden. Wie die Hebräer ihre Edelsteine polirt und zum Schneiden zubereitet haben, ist zwar unbekannt; sollten sie aber in dieselben wie die Griechen gegraben haben, so ist wahrscheinlich, daß sie sich auch zum Poliren desselben Mittels (des Smer-

gels) bedient haben mögen. Man kannten die Hebräer dasselbe Instrument, das Plinius den Griechischen Steinschneidern in die Hände gibt, eine Diamantspize, in Eisen befestigt: (cum feliciter [adamantem] rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiem ex facili cavantes). Man hat bezweifeln wollen, ob je die Alten ein solches Instrument (eine cuspis adamantina, ferro inclusa) gebraucht hätten; bald soll Plinius einem Instrumente, das er in der Werkstätte eines Steinschneiders gesehen habe, eine falsche Bestimmung gegeben, bald soll er durch seine Worte das heutige Verfahren der Steinschneider beschrieben haben. Bekanntlich werfen unsere Steinschneider einen Diamantsplitter in eine Büchse von weichem Eisen, zermalmen ihn mit einem Stämpel von verhärtetem Eisen zu Pulver, und bereiten aus dem daraus gewonnenen Diamantstaub durch zugegossenes Steinöhl eine Salbe, mit der sie das vorn etwas ausgedrehte kupferne Rädchen, das den Stein ausreiben soll, bestreichen. Sey das etwas ausgedrehte Rädchen von Eisen gewesen, so habe man sein Bestreichen mit Diamantsalbe ein ferro includere adamantis crustas nennen können. Wer könnte aber den Sinn in Plinius Worte legen, ohne ihnen die offenbarste Gewalt anzuthun? oder wer hätte das Recht, ein neueres Kunstverfahren dem Alterthum aufzudringen, wenn keine deutliche Spur desselben in den Worten des alten Schriftstellers liegt? und wo wäre in Plinius Worten nur die fernste Bezeichnung einer solchen Diamantsalbe? Natter, dem doch Niemand practische Kunstkenntnisse absprechen wird, trug kein Bedenken, dem alten Steinschneider, nach der Stelle des Plinius, eine

in Eisen gefasste äußerst feine Diamantspize, nicht zur Vollendung einer Gemme von hoher Kunstvollkommenheit (dazu konnte sie nie dienen; dazu waren Esmergel und Diamantstaub eine unerläßliche Bedingung), sondern zu anderm Gebrauch beyhm Steinschneiden in die Hände zu geben. Dasselbe Instrument (eine *cuspis adamantina, ferro inclusa*) besaßen auch die Hebräer zum Eingraben in Tafeln (Jerem. 17, 1.): warum nicht auch zum Graben in Edelsteine? Natter hat Etruskische Steine gesehen, die, nach seinem Urtheil, kaum anders, als mit jenem Instrument konnten gearbeitet worden seyn: da nun die Etruskische Steinschneidekunst von Aegypten ausgegangen seyn muß, wenn sich gleich der Weg, auf dem sie zu ihnen kam, nicht mehr mit Gewißheit bestimmen läßt, so darf man wohl annehmen, daß sich auch schon die Aegyptier desselben Instruments zum Bearbeiten der Edelsteine bedient haben, von denen es auch an die Hebräer, mit der Kunst, die sie von ihnen in Aegypten während ihres dasigen Aufenthalts erlernt haben müssen, überging. Mag sich auch mit jenem Instrument nichts irgend Bedeutendes in Edelsteinen leisten lassen, so ließen sich doch wohl Nahmen in sie damit eingraben; und zu mehr als diesem Zwecke brauchen wir es von den Hebräischen Steinschneidern nicht anwenden zu lassen, da wir keine Nachricht haben, daß sie außer Nahmen auch Figuren in Edelsteine geschnitten hätten (ob gleich damit nicht geläugnet wird, daß es doch geschehen seyn könne). Selbst die Griechischen Steinschneider scheinen dieses Instrument zum Eingraben ihrer Nahmen auf die von ihnen gefertigten Gemmen gebraucht zu haben, da der Fall nicht selten ist, daß auf den herrlichsten Gemmen im Nahmen des Künstlers die Buchstaben ungleich und ungestaltet, fast

bloß wie eingekritzelt, sind. Die Edelsteine wurden von den Hebräern, wo nicht immer, doch größten Theils, vertieft gearbeitet (wie auch bey den Aegyptern die Scarabäen); vertieft waren die Nahmen der Israeliten in die Edelsteine des hohenpriesterlichen Schmucks eingeschnitten; vertieft die Nahmen der Eigenthümer in die Siegelringe, durch welche man, wie jetzt noch im Orient, die Nahmen, welche wir unterschreiben, unter Briefe und Urkunden mittelst schwarzer Farbe druckte. Von erhobener Arbeit finden sich bloß gewisse Beweise bey Sculpturen in Metall, in gemeine Steine und Holz; nicht so bey Gemmen.

Heidelberg.

Bey Engelmann: Anleitung, den Rhein und die Mosel und die Bäder des Taunus zu bereisen. Von Aloys Schreiber, Prof. der Aesthetik zu Heidelberg. Mit einer Karte. 1812. XII u. 348 S. kl. Octav. (Ein farbiger Umschlag hat den allgemeineren und passendern Titel; Taschenbuch für Reisende am Rhein und durch seine Umgebungen.)

Allerdings war bey den vielfachen Reisen in den schönsten oder besuchtesten Gegenden Deutschlands eine kurze und doch genügende Anleitung über das ganze Rheinthal ein großes Bedürfnis, und gewiß darf der Verf. auf Dank rechnen. Wir finden seine Ausführung im Allaeincinen ganz zweckmäßig, doch möchte sie nicht bestimmt und deutlich genug seyn, und daher (auch ohne äußere Veränderungen und ewigen Wechsel) für die künftigen Ausgaben manches Zusages, mancher Verbesserung, bedürfen. Man muß doch Leser vor Augen haben, welche das Land noch nicht kennen, denen das Buch der Führer seyn soll zu dem, was besuchenswerth ist. (Warum ist

aber der Landfig des Obersten Ehingen schön? S. 29; von welcher Art ist das verlassene Cabinet? S. 87; warum stehen unter den Merkwürdigkeiten Papiermühlen? was hat es mit dem Barometer der Niesenharfe (S. 31) für ein Bewandniß?). Nicht selten wird ein Reisender, der nach solchen allgemeinen Empfehlungen für seine besondere Wißbegierde Nahrung erwartet, sich getäuscht, auch gar oft das Lob des Buches mit den Urtheilen der Wirthe nicht übereinstimmend finden, und manches Schatzbare übersehen. Am meisten muß der Verfasser aufmerksam seyn, wo er das Historische berührt. Hier scheint er die ersten besten Nachrichten zu schnell aufzunehmen, und gerade das Historische ist an einem Werke dieser Art, welches die Gefühle bey der Gegenwart läutern und ihnen einen Stützpunkt geben, über das bloße Angaffen und Anschauen hinaus verhelfen, über die so oft unbegründeten oder ganz falschen Erzählungen und Sagen der Einwohner eines Orts belehren soll, ein sehr beachtungswerther Gegenstand; daß durch ein solches Handbuch sich leichter Unrichtigkeiten fortpflanzen, nicht einmahl zu gedenken. Das Geographisch-Statistische ist offenbar zu einseitig ausgeschlossen; nicht bey jedem Dorfe und Weiler soll die Häuserzahl und die noch unsichrere der Menschen bemerkt seyn, aber doch bey größern Orten, über welche ein Reisender sich so geru noch vor dem Eintritt Rechenschaft gibt. Auch könnte wohl etwas mehr Litteratur bey einzelnen Orten gegeben, Beschreibungen, Risse, der Preis derselben, ob sie an Ort und Stelle zu erhalten? bemerkt seyn, damit man sich selbst genauer unterrichten, und das Bild einer gefallenden Gegend, herrlicher Ansichten, schöner Kunsterzeugnisse, durch solche Hülfe sicherer mit nach Hause bringen und bewahren könnte. Wie

gar Mancher kauft gern solche Darstellungen, oft weiß er nur ihre Existenz nicht, noch wo er sie erhalten soll. Sehr zweckmäßig hat sich der Vf. nicht auf den Rhein selbst beschränkt, sondern auch seine Nebenthäler mitgenommen. Einzelnes zuzusetzen, wäre hier sehr zweckwidrig; nur das Eine, warum ist bey Heidelberg nicht die treffliche Aussicht von der Neckarbrücke erwähnt, deren sich Rec. noch mit so vielem Vergnügen erinnert? Für die Freunde der Naturkunde ist durch eine Zugabe S. 190. über die mancherley Schätze, welche ihnen die Rheingegend darbietet, gesorgt, welche sich über die Basalte, vulcanische Spuren, verbreitet, und eine weitere Ausdehnung wohl verdiente, wenn nicht das Einzelne, gleich den Sagen des Anhangs, in der Beschreibung selbst einen bessern Platz fände. Die Reiselieder sind kein übler Gedanke, und gewiß eine sehr erwünschte Zugabe für viele Reisegesellschaften. Die Sprache finden wir für den Zweck sehr passend, doch könnte künftig das "wolkennahe" beym Maffchenberge (fälschlich Melibocus) wohl wegfallen: er verdient diese Verehrung nicht.

Die ununterbrochene Lesung eines solchen Werks erregt eigene Empfindungen, die Rec. nicht ausdrücken kann, da man auf der Stube das Schöne und Lachende der Gegenwart sich nicht so vorstellen und wie an Ort und Stelle davon erfüllt werden kann, also mehr dem Eindruck des Historischen sich hingibt, wo dann das ganze köstliche Thal fast wie ein großer Kirchhof erscheint, und man ganz schaurig wird unter den steten Ruinen und Ueberbleibseln, die nirgend mehr, als gerade hier, aus fast allen Zeiten unserer Geschichte und auf allen Schritten als aus Gräbern uns ansehen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

—

100. Stück.

Den 24. Junius 1813.

Paris.

De l'imprimerie de Firmin Didot: Discours qui a remporté le prix de l'académie de la Rochelle, en l'année 1811, sur ces questions proposées par la même académie: Quel est le genre d'éducation le plus propre à former un Administrateur? A quel degré les lettres et les sciences lui sont-elles nécessaires? Quel secours l'Administrateur et l'homme de lettres peuvent-ils et doivent-ils réciproquement se prêter? par *F. M. A. J. Hingant*. Mit dem Motto aus der Encyclopédie Art. Education: L'état doit recueillir les fruits de la bonne éducation que recoivent les citoyens qui le composent. 64 S. in Quart. 1812.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese von der Academie zu Rochelle aufgegebenen Fragen, tief aufgefaßt, Gelegenheit zu einer vielseitig interessanten Abhandlung geben könnten. Der Streit zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem handelnden und dem speculirenden Theile des Volks, ist in neuern Zeiten immer lebhafter geworden. In der alten Welt finden wir, daß die vorzüglichsten Gelehrten und Schrift-

steller öfters auch die höchsten Staatsämter bekleideten; daß sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen unmittelbar thätigen Antheil nahmen, weßhalb auch ein Theil ihrer Werke durch einen so sehr verschiedenen Character vor denen der neuern Zeit sich auszeichnet. Bey mehreren alten Völkern waren Gelehrte und Priester die vorherrschende Classe. In Griechenland und Rom hielten es auch die, welche sich vorzüglich dem öffentlichen Leben widmeten, in der bessern Zeit nicht unter ihrer Würde, sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen zu beschäftigen; die zunächst ihrem Amte ganz fremd waren; sie waren stolz darauf, den Philosophen bezugehört zu werden, ihre Lehren aufgefaßt zu haben, zu deren Verbreitung beizutragen, in ihren Schulen gebildet worden zu seyn, und dieselben fort und fort zu besuchen.

In unsern Tagen hat sich dieß alles sehr geändert, gewiß nicht zum Besten eines Theils der Litteratur, namentlich nicht zum Besten des Theils, welcher sich auf die Staatswissenschaften und die politische Geschichte bezieht; noch zum Besten derer, welche die Staatsgeschäfte betreiben. Die gänzliche Verschiedenheit der meisten unserer neuern Staatsverfassungen und Verwaltungen von denen der alten Welt, die geheimen Verhandlungen, welche nach und nach fast aller Orten das Uebergewicht gewonnen, mögen Vieles dazu beigetragen haben: indeß ist dieser Ursache nicht Alles beizumessen. Die gänzlich mißlungenen Versuche einiger Gelehrten und Schriftsteller, die hier und da, besonders in Frankreich, vor und während der Revolution, zu einflussreichen Stellen im Staate sich emporschwangen, mögen noch mehr dazu beigetragen haben. So geschahes, daß Schule und Leben immer mehr von einander getrennt wurden, welches selbst in unsern neuern Staaten vormahls in diesem Maße durchaus nicht

der Fall war, und weder dem einen, noch dem andern Theile besonders zusagend ist. In unsern Tagen ist es demnach eine der schlechtesten Empfehlungen, welche man bey der Bewerbung um öffentliche Aemter, die einen Einfluß gewähren, mitbringen kann, daß man ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein systematisch gebildeter wissenschaftlicher Kopf sey. Gelingt es aber noch irgend Einem oder dem Andern, aus der Schule ins practische Leben überzugehen; so sieht man diese sofort sich ängstlich bemühen, den Schulstaub abzuschütteln, und das Andenken an das frühere Leben möglichst vergessen zu machen; man hört sie alsbald in den Chor derer, zu welchen sie fortan gehören, mit einstimmen, daß Schriftsteller und Gelehrte zu Geschäften nicht taugen, obwohl sie für sich eine Ausnahme machen, da ihnen die übernatürliche höhere Erleuchtung mit dem Amte alsbald geworden ist.

Eines gebildeten wissenschaftlichen Geistes bedarf der tüchtige Staatsmann, wie Jeder, der nicht ein bloß mechanisches Geschäft betreibt, auch muß er zu benutzen und sich anzueignen im Stande seyn, was die Schule Gutes fördert; Fleiß und Ernst in der Führung der Geschäfte wird von ihm begehrt, und eben diese erwirbt man in den Schulen; Character können Alle gebrauchen, für den Staatsdienst wird diese Eigenschaft ganz vorzüglich gefordert, aber sie ist ein Geschenk, welches die Götter ihren Lieblingen bey der Geburt mittheilen; eben so verhält es sich mit dem leichten und schnellen Ueberblick und der glücklichen Behandlung von Menschen und Geschäften, doch werden diese auch zum Theil durch Uebung erlangt. Die beiden letzten Eigenschaften mögen vielen, doch nicht allen, Gelehrten abgehen, sie mögen aber auch bey einigen Staatsmännern vermißt werden. Einige Gelehrte, es ist in den neuern Zeiten nicht zu läug-

nen, haben viel Unheil in den Geschäften angefangen, indem sie ihren Systemen oder ihren Ideen, welche schlechthin unausführbar, auch wohl ganz falsch waren, halsstarrig ergeben blieben: allein deshalb sollte doch diese Classe nicht ganz und für immer von den Staatsgeschäften ausgeschlossen bleiben: die Wahl war schlecht getroffen, man hätte andere wählen sollen. Es müssen immer Vermittler zwischen der Schule und dem practischen Geschäftsleben seyn, wenn dieß nicht in bloßen Mechanismus, und wenn jene Beschäftigungen der Gelehrten nicht zum Theil in eine Spielrey mit leeren Spitzfindigkeiten ausarten sollen. Mit dem blinden Hochmuth und der Verachtung, womit der eine Theil auf die Schule, als auf einen Haufen nutzloser Pedanten, und der andere Theil auf die Geschäftsleute, als auf gemeine Tagelöhner, die wie das fromme Thier in der Mühle in ihrem engen Kreise umherlaufen, herabsehen, ist dem Ganzen nicht geholfen. Die Verachtung aber, womit die Geschäftsleute auf die Gelehrten herablicken, hat doch weit nachtheiligere Folgen als die, womit diese auf jene schauen; denn jene haben die Macht, sie wirken auf Alt und Jung; die Jugend findet es bald bequemer, den Geist in der Schule weiter nicht zu bilden, zu üben und zu stärken, sondern leichten Fußes ins practische Leben einzutreten; mit etwas Rechnen, dem Schreiben einer guten Hand, dem Geschick, einen Aufsatz leidlich zu machen, wenn es hoch kommt, mit einigen Lateinischen Vocabeln und juristischen Begriffen versehen, nehmen sie verwegen in den Schreibstuben ihren Platz, und gefallen sich dem Heere geist- und kopfloser Practicanten zu, welche, ohne weitere Bildung, nach geschlossener Schreibstube, zur Erholung von der Langenweile geisttödtender Beschäftigungen, gemeinen Lüsten alsdann fröhnen. Die Vertheilung verschiedener Thätigkeiten unter verschiedene Menschen

und Classen ist gut und heilsam; zu weit getrieben und da angewandt, wo sie nicht angewandt werden sollte, wird sie verderblich. Es sind Männer unumgänglich erforderlich, welche den nöthigen Verein zwischen den Getrennten erhalten. Hier ist der Ort nicht, dieß alles weiter zu verfolgen, obwohl wir Manches im Busen tragen, was unsere Zeit hineingelegt hat. Wir wenden uns zu unserm Verfasser.

Tief aufgefaßt hat er die Fragen gar nicht; dem Gegenstande ist er nicht gewachsen; hätten ihm aber die Kräfte auch nicht gefehlt, so möchte vielleicht Anderes ein tieferes Eindringen verwehrt haben; Manches scheint ihm im Leben aufgestoßen zu seyn. Wir begnügen uns, die hier gegebenen Antworten auf die Fragen kürzlich mitzutheilen: die Leser mögen alsdann entscheiden.

Was die erste Frage betrifft, so antwortet unser Verf., daß die Einrichtung der Lyceen, daß der darin ertheilte Unterricht besonders in der Mathematik und den alten Sprachen u. f., daß das Zusammenleben der Jugend und die Art republicanischer Gleichheit, welcher sie darin unterworfen, daß die Entfernung vom nachtheiligen Einflusse der Familienverhältnisse, indem Jeder auf sich gewiesen, Kraft gegen Kraft versucht, eine Uebung im Kampfe erlangt, und frühe Angewöhnung zu ernstem Fleiße, Ordnung und Eintheilung der Zeit Jedem eigen würden: daß dieß alles die Wünsche und Forderungen völlig befriedige, weshalb denn dieser *éducation publique* vor der *éducation particulière* der Vorzug zugestanden wird. Auch das Fortschreiten von den Lyceen zu den Academien, und von diesen zu den Specialschulen, sey besser berechnet, als vormahls. Die Universität wird als eines der schönsten Monumente Napoleons aufgestellt, und vom *grand-maitre* heißt es: *il a toujours fait ce qu'il falloit faire et dit ce qu'il falloit dire, ses écrits et sa conduite prouvent que*

Le bon esprit et le bon goût ont une source commune. — (Es kann nicht anders als erfreulich für die Cultur von Europa seyn, daß der Chef eines solchen Instituts solches Lob verdiene). — Reisen werden empfohlen; die Erlernung der Deutschen und Ital. Sprachen, um wenigstens jetzt im eigenen Lande sich verständlich machen zu können, und gelegentlich auch die Litteratur dieser Völkerschaften kennen zu lernen. Es wird die Frage aufgeworfen: ob nicht Specialschulen für künftige Staatsmänner anzulegen seyn möchten, an welchen es bis jetzt fehle? Das Besuchen der Rechtsschulen wolle den Bedürfnisse nicht eben abhelfen, denn le contentieux mache nur einen kleinen Theil der Verwaltungsgeschäfte aus, und drey Jahre dem Rechtsstudium zu widmen, wie jetzt geschehen müsse, sey etwas lang für den, welcher der Verwaltung sich vorzüglich ergeben wolle: indefs wäre dem nun einmahl nicht abzuhelfen, aber derjenige, welcher die Verwaltung zu seiner künftigen Bestimmung wähle, könne die ihm übrige Zeit zum Studium von Smith, von San, von Necker's und Turgot's Schriften, verwenden. Die Zahl der Bücher überall zu diesem Zweck betrage nicht viel über 50 Bände. (Indes ist das Lesen und Selbststudium für die Jugend doch nur ein unvollkommener Behelf. Auf unsern Deutschen Schulen ist es anders, und es wird in diesen Kenntnissen Unterricht ertheilt. Der Rec. zählt einige Auditoren des Französ. Staatsraths unter seine vormahligen Zuhörer, auch haben bey dem Examen die sie prüfenden Staatsräthe ihnen ihren Beyfall über die erworbenen Kenntnisse und den Ort, wo sie dieselben erwarben, zu erkennen gegeben, so daß vielleicht auch in Frankreich Lehr-Institute zu diesem Zwecke errichtet werden.) Endlich aber sey denn die Praxis die Hauptsache, und für diese habe besonders ein kaisert. Decret, durch die Ernennung von 300 Auditoren, gesorgt.

Was die zweyte Frage betrifft, so wird zunächst eine Fertigkeit im Rechnen empfohlen; Geometrie sey eben nicht nöthig, indem besondere Ingenieure aller Orten angestellt wären; die Botanik lasse zwar sehr süße Eindrücke zurück, indeß wären besondere Forstbeamten vorhanden, vorzüglich sey jedoch einige Kenntniß der Botanik, in so fern sie auf den Ackerbau Bezug habe, zu empfehlen; auch Technologie u. Chemie zu studiren, könne nicht schaden: indeß habe man Bücher, und mit offenem Sinn könne man sich daraus Rathsh erhohlen; der Administrator brauche eigentl. nicht les sciences. Was aber die lettres beträfe, so müsse er davon so viel wissen, daß er wegen dessen, was er geschrieben habe, nicht zu erröthen brauche, doch müsse er nicht zu ängstlich seyn, und den Schönschreiber machen wollen; die Administratoren müßten nicht selbst Schriftsteller, aber amateurs des lettres seyn.

Was die dritte Frage anlangt, so sey allerdings ein gewisses wechselseitiges Verhältniß zwischen den administrateurs und den hommes de lettres: diese theilten den Ruhm aus, jene gäben den Schutz. Freylich sey, mit geringer Ausnahme, eigentlich nur in der Hauptstadt ein état d'hommes de lettres; indeß könnten doch die Präfecten die Professoren und sonstigen Schulmeister in den Provinzen in ihren Schutz nehmen, und sie zu höheren Schulstellen befördern; die Präfecten könnten die gelehrten Gesellschaften in den Provinzen schützen, und daselbst präsidiren (wir fürchten, daß dieß ziemlich langweilig für die Präfecten, und verderblich für diese Gesellschaften seyn könnte). Die Gelehrten können durch Verbreitung der guten Grundsätze, wie auch Ad. Smith gethan habe, der Administration dienen; wenn die letztere in einen Streit mit der öffentl. Meinung gerathe und das Recht auf ihrer Seite habe, so sollten die Schriftsteller sie vertheidigen, denn am Ende geschehe doch, was Voltaire sage: *la raison finit toujours par avoir raison.*

1000 G. g. A. 100. St., den 24. Jun. 1813.

Da indeß der Administrator sich zuweilen in der Lage befände, unter den schlechten Maßregeln die minder schlechte zu wählen, so könnten auch dann die Schriftsteller von Nutzen seyn, nämlich par le silence. Ferner könnten diese auch der Administratoren ihren Styl bey Aufsätzen verbessern, oder das Geschäft der teinturiers treiben, wie man vormahls sich ausdrückte. Endlich aber könnten die gens de lettres auch in den geselligen Kreisen den Administratoren von Nutzen seyn, welche gewöhnlich ihr Haus die Woche ein paar Mahl öffneten, um Gesellschaft bey sich zu sehen, theils um daraus das traurige Spiel in etwas zu verbannen, theils um dem Gespräche, wenn es auf die verwünschte Politik komme, welches dem Administrator wegen der schiefen Urtheile sehr unangenehm seyn könnte, obwohl er aus angeborener Höflichkeit seine Macht zum Gebieten des Stillschweigens nicht gebrauchen wolle: es könnten die hommes de lettres in diesen Kreisen also nutzen, daß sie das Gespräch unvermerkt auf schuldlosere Gegenstände lenkten. (Chaque pays a ses usages! Um eine langweilige Gesellschaft minder langweilig zu machen, hat man im Oriente den Tanz der Bajadereu, die Erheiterungen durch Gaukler, Taschenspieler und Zauberer; Braminen u. Mandarinen braucht man eben nicht, jedoch Erzähler von Fabeln, welche letztere vielleicht durch die conteurs éternels unvollkommen zu ersetzen wären). Die Administratoren ihres Theils könnten den Schriftstellern aber auch nützen, wenn sie dieselben einem etwas nachsichtigen Censor empföhlen. Indes sey dieß eben nicht nöthig, da die bekannte Commission des Senats die Pressfreiheit erhalte. In einer Note wird hinzugefügt: les nouveaux reglemens relatifs à la librairie n'étoient point connus, le rs- que ce discours fut envoyé à l'académ. de Rochelle. Dieß ist hinreichend, um von dem Buche einen Begriff zu geben; wir finden nichts weiter nöthig hinzuzufügen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 26. Junius 1813.

Berlin.

Bei Jul. Ed. Hzig: Dr. Joseph Koffi, vor-
mahliger königl. Schwedischer Leibarzt, über die
Art und Ursache des Todes des hochseligen Kron-
prinzen von Schweden, Carl August. Mit einer
Vorrede und Anmerkungen von Dr. Samuel Gott-
lieb Vogel (Leibarzt und Professor zu Rostock).
144 Seiten in Octav.

Der schnelle Tod des Schwedischen Kronprinzen
Carl August (zuvor Christian August, Prinz von
Holstein-Sonderburg-Augustenburg) bey einer Trup-
penmusterung am 28. May 1810, das darauf ver-
breitete Gerücht von einer Vergiftung, und die
mörderische Folge davon bey dem Leichenbegängniß,
sind allgemein bekannt. Unbekannt ist es, wie das
Gerücht entstand. Aber es ist nicht schwer, die
Entstehung zu erklären. Der Pöbel ist sich überall
gleich. Und die Erfahrung lehrt, daß wenn ein
Mann von bürgerlichem Stande schnell stirbt, an
dessen Leben dem Volke was gelegen war, so muß
der Arzt Etwas versehen haben; wenn aber ein
großer Herr schnell stirbt, so muß solcher, nach

F (5)

dem Urtheil des Pöbels, vergiftet seyn. Welche gefährliche Folgen aber ein solcher Volkswahn haben könne, wenn er von unverständigen oder boshaften Menschen unter den höheren Ständen, und unter den Aerzten selbst, mit Scheingründen genährt werde, das lehrte auf eine schreckliche Weise der hier erzählte Fall. Der unglückliche Graf Fersen wurde todt geschlagen und getreten, und es fehlte wenig, so hätte der Leibarzt Rossi dasselbe Schicksal gehabt. Er wurde indeß im Schlosse noch glücklich gerettet, verhaftet, und kam nun in Untersuchung wegen angeschuldigten Versehens bey der Leichenöffnung des Kronprinzen, indem er dabey über die Erlaubniß gegangen sey, nämlich die Leiche früher geöffnet habe, als nöthig gewesen sey (man hätte nämlich die schon faulende Leiche in Eis aufbewahren sollen, bis Aerzte aus Stockholm angekommen wären, welches wenigstens 8 bis 9 Tage angestanden hätte), und indem die Untersuchung nicht mit der nöthigen Genauigkeit geschehen sey, und was dergl. mehr. Gegen die Beschuldigungen vertheidigt sich Hr. Rossi in gegenwärtiger Schrift mit aller Würde und Gründlichkeit. Hr. Dr. Rossi ist ein geborner Schwede aus Stockholm, hat in Upsal und Berlin studirt, und wurde, wie es in Schweden damahls Sitte war, erst Magister Chirurgiae im Jahre 1798, und im Jahre 1800 Doctor Medicinae et Chirurgiae zu Jena. Seine vor uns liegende Dissertation enthält (Foetus monstrosi Holmiae nati descriptionem et delineationem sist. diss. inaug. Jenae 1800. Quart 23 S.) die Beschreibung eines unzeitigen einfüßigen Kindes, mit beygefügter Abbildung. Auf dem Titel dieser Dissertation ist der ganze Name und Titel: Franc. Josephus Antonius Rossi, Holmiensis, Chirurgiae Magister et Regii Collegii Medici Holmien-

fis Membrum. Nach seiner Rückkehr vom Auslande unterwarf er sich dem Colloquio vor dem königl. Collegio medico zu Stockholm, und wurde Armenarzt in Stockholm, ein Jahr darauf aber Professor bey dem anatomischen Theater zu Stockholm, und einige Jahre hernach wirklicher königl. Leibwundarzt. In den Jahren 1805 und 6 begleitete er den König Gustav Adolph nach Deutschland, das Jahr darauf wurde er dessen Leibarzt, und im Jahre 1808 ward ihm die General-Inspection und Direction über 18 Militär-Lazarethe in Stockholm anvertrauet, und endlich im Jahre 1809 wurde er bey dem für den Kronprinzen ernannten Hofstaat als Leibarzt angestellt. — Man muß diese schnellen Beförderungen nicht unbeachtet lassen. So was erweckt Neid, der nur auf Gelegenheit lauert, zu schaden. — Als Leibarzt des Kronprinzen, unbekannt mit dessen Constitution und vorherigen Gesundheits- und Krankheitsumständen, konnte er dem Prinzen nicht in der Maße nützlich werden, wie, wenn man ihn von allem dem gehörig in Kenntniß gesetzt hätte. Manches blieb ihm bis nach dessen Tod unbekannt, wie seine öftern Anwandlungen von Schwindel schon in Norwegen, und ein Anfall von Schlag schon, wie der Prinz bey der Oesterreichischen Armee war. Der Prinz war kein Freund von Ärzten und Arzneimitteln, verschwieg daher seinem Arzt, was er nicht hätte verschweigen sollen, und glaubte sich durch militärische Abhärtung und starke Bewegung gesund zu erhalten. Schon in Norwegen hatte er viele schlaflose Nächte, vielen Verdruß, viele angrcifende Geschäfte, und klagte oft denen, die ihn umgaben, daß ihm das Blut so sehr zu Kopfe steige. Er hatte aber alle Anlage zu Schlagflüssen, einen starken, schweren

Körper, kurzen und dicken Hals, beständig rothe Gesichtsfarbe, die bey jeder Bewegung sich vermehrte, zumahl da der Prinz seine Halsbinde fest anzulegen pflegte, und stark Tobak rauchte. Noch ehe er daher zum Schwedischen Thron bestimmt war, ehe also die vermeinte Ursache zu einer Vergiftung da war, litt er von Zeit zu Zeit an Schwindel, Husten, Coliken, Erbrechen und Durchfällen, die als Folge von Erkältung angesehen, und durch warmes Bier mit Inaer und Pfeffer curirt wurden. Aber die Anfälle vermehrten sich auf der Reise von Norwegen nach Stockholm während der Winterwitterung, und man braucht eben zu keiner Giftmischeren seine Zuflucht zu nehmen, wenn man die Gründe zu der Vermehrung des Schwindels, Erbrechens, der Kopfschmerzen, Zerschlagenheit, schwachen Appetit, belegter Zunge ic. finden will. In der geistigen und körperlichen Anstrengung des Prinzen lagen Gründe genug; und man hätte den schiefen Beurtheilern der Krankheit und des Todes des Prinzen nichts Besseres empfehlen können, sie von ihrem Argwohn zu curiren, als: *Marcus Herz Versuch über den Schwindel*, wo sie eine Vertigo plethorica, stomachica, catarrhalis etc. gefunden hätten, welche die Ursachen der Zufälle und des Todes des Prinzen genugsam aufklärten. Wir wundern uns nur, daß weder Hr. Kossi, noch die Aerzte des Collegii medici zu Stockholm, die, wie ihr würdiger Vicepräsident, Ritter Weigel, den Verdacht einer Giftmischeren sehr gründlich wegräumten, und bestimmt erklärten, daß der Prinz gewiß an einem Schlagfluß aus Prädisposition seines Körpers gestorben sey, die allernächste Ursache des Schwindels auf dem Pferde, des Schlagflusses und Todes des Prinzen nicht deutlicher aufklärten,

die doch für den Sachverständigen so klar am Tage liegt. Der zum Schlagfluß völlig disponirte, und mit den Vorläufern desselben, dem Schwindel, auf der ganzen Reise behaftete Prinz war nämlich an einem kalten Frühlingstage, wo das Quecksilber nach der Reaumurischen Scale des Morgens auf 5, und des Nachmittags auf 8 Grad über 0 stand, und ein heftiger Sturm wüthete, nur leicht gekleidet, und nachdem er schon stehend Erkältung, und bey dem Abschied seines Herrn Bruders eine heftige Gemüthsbewegung erlitten hatte, nun bey dem Sturmwinde zu Pferde gestiegen, und in diesem in vollem Carrière geritten. Natürlich mußten da die Lungen bald äußerst ausgedehnt, vom eindringenden Winde heftig gereizt, darauf krampfhaft zusammengezogen, das Blut in den Adern des Kopfes zurückgehalten und bis zum Zerplatzen angehäuft werden, da das Brustgewölbe bey der durch die Leichenöffnung entdeckten gänzlichen Verknocherng der Brustknorpel wenig beweglich seyn konnte. Man fand auch im Gehirn viel ausgetretenes Blut, und gewiß starb der Prinz zunächst daran. Neben dem ist auch das von der Größe einer welschen Nuß gefundene kalkartige Concrement bey der Theilung der Luftröhre so unwichtig nicht, als es von den Schwedischen Aerzten angesehen wurde. Wäre seine Lage, in wie fern es einem großen Blutgefäße oder Nerven nahe lag (und das erstere ist höchst wahrscheinlich), in dem Sections-Verichte genau bestimmt worden, so würde es sich zuverlässig erklären lassen, wie viel es durch seinen Druck unter den angeführten Umständen zum Tode beytrug. Im Magen des Leichnams fand sich keine Spur von Vergiftung, und hätten die Aerzte zu den im Magen gefundenen

vier (wahrscheinlich vegetabilischen) Partikeln, die wie kleine Theile von Kork und Reis aussahen, und Ueberreste des am Morgen genossenen Spargelgerichts seyn konnten, nicht den Ausdruck Körner gewählt, so wäre man wohl nicht auf den Verdacht von mineralischen Giftkörnern verfallen. Was bey der Leichenöffnung dem Hrn. Dr. Rossi scheinbar zur Last fallen konnte, war allenfalls, daß die aufbewahrte und zurückgesetzte Magenflüssigkeit ununtersucht abhanden kam. Allein man muß bedenken, daß die secirenden Aerzte keine gerichtliche Leichenöffnung anzustellen hatten, daß auch damals von keinem Verdacht einer Giftmischeren unter ihnen die Rede war, und daß Hr. Rossi die Leichenöffnung nicht allein unternahm, ja sie einem Andern hatte übertragen wollen, sondern daß noch drei Aerzte aus Lund zugegen waren, die das Protocoll mit unterschrieben, und einstimmig ihr Urtheil dahin gaben, daß der Prinz an einem Schlagflusse gestorben sey. Dennoch mußte Hr. Rossi allein das Versehen büßen; er wurde seines Amtes, seiner Gage und selbst seines Vaterlandes für verlustig erklärt; und ob gleich der König dem Ausspruch des Ober-Burggerichts, die Landesverweisung betreffend, seinen Beyfall versagte, so hielt es Hr. Rossi doch um seiner Ruhe und Sicherheit willen für dringend nothwendig, sich aus einem Lande zu entfernen, wo ihm das gräßliche Beispiel des von dem wüthenden Pöbel ermordeten Grafen von Fersen immer vor Augen schwebte, und sich nach Mecklenburg zu begeben, wo er jetzt zu Goldberg als practischer Arzt sich niedergelassen, und diese in aller Hinsicht interessante Schrift verfaßt hat. Hr. Leibarzt Vogel in Rostock begleitete solche mit einer Vorrede, und verfaß sie am Ende mit

einigen Anmerkungen, davon die zweite und größte die Aqua Toffana betrifft, die zuverlässig nie etwas anders, als ein arsenicalisches Gift war. — Nec. möchte nicht mit Hrn. Boquel einstimmen, daß in unsern Zeiten von einem solchen Gifte keine Rede mehr sey. Vöfsewichter und Gifte gab es zu allen Zeiten, und die Verbreitung der Bekanntschaft mit Giften hat ehe zu-, als abgenommen. Daß berühmte Aerzte in Italien die ganze Sache mit der Aqua Toffana geradezu für eine Fabel erklären, mag allerdings seine guten Gründe haben.

Paris.

Von dem Bulletin de Pharmacie haben wir im vorigen Jahrgange unserer Blätter (S. 508 und 1914) die beiden ersten Bände angezeigt. In dem dritten Bande dieses Bulletin theilt Planche in Nr. I. S. 16 Tingry's Analyse der alkalischen Wasser zu Evian mit. S. 31 kömmt eine Analyse des Semen Lycopodii von C. L. Casdet vor. C. bestätigt das von Bucholz zuerst beobachtete Vorkommen des Zuckers in dieser Substanz. S. 41 empfiehlt Brugnatelli als eines der wirksamsten Mittel gegen den Bandwurm das Schwefelzinn. Er bereitet dasselbe durch Zusammenschmelzen von 3 Unzen Zinnfeile und 1 Unze Schwefelblumen, und gibt es entweder für sich, oder mit Zucker, Magnesia, Anisamen zu ℥ss bis ℥j zwey bis vier Mahl täglich. Auf den Gebrauch von ℥ss soll meistens der Abgang des Bandwurms erfolgen. S. 43 räth Jossiah Jevet, die Dämpfe des Mercurius dulcis gleich bey der Bereitung in Wasser aufzufangen, um dieses Medicament dadurch geradezu in einem viel vollkommener präparirten Zustande zu erhalten, als durch das bisher übliche Verfahren. — Nr. II. S. 49 Vauquelin verglei-

1008 G. g. N. 101. St., den 26. Jun. 1813.

hende Versuche über Zucker, Gummi und Milchsucker. Sie betreffen insbesondere das Verhalten dieser Substanzen bey der Destillation, und die Beschaffenheit der dadurch aus ihnen erhaltenen Producte. Außerdem theilt der Verf. einige Versuche über das Gummi aus Daffora mit. S. 58 Destouches Analyse einer dem Bernstein ähnlichen und auch dafür verkauften fossilen Substanz aus der Gegend von Villers am Ufer der l'Alsne einige Stunden von Laon in der ehemahligen Picardie. Nach dem chemischen Verhalten dieser Substanz, und nach dem, was der Verf. von ihrem Vorkommen anführt, müssen wir glauben, daß dieser vermeintliche Bernstein mit dem Retinasphalt von Boves und Halle, welchen Hatchert und Bucholz zuerst untersucht haben, dieselbe Substanz sey. S. 67 rath Bouillon-Lagrange, zur Bereitung des Traubensyrups die Trauben zuvor in einem Backofen zu behandeln, weil sie dadurch eine größere Süßigkeit, gleich mehreren andern vegetabilischen Substanzen, erlangen. S. 72 wird von Mentrasse die Anwendung der liquiden oxygenirten Salzsäure zum Räuchern in Hospitälern anstatt der gasförmigen als weniger nachtheilig für die Gesundheit der Kranken empfohlen. Der Verf. beruft sich dabei auf Erfahrungen, welche er hierüber auf Zealand zu machen Gelegenheit gehabt hat. S. 74. Um den Campher in einem größern Verhältniß mit dem Wasser mischbar zu machen, rath Planche, ihn zuvor in Schwefeläther aufzulösen, und diese Auflösung nachgehends mit Wasser zu versetzen. S. 83 rühmt der Doctor Cazals zu Agde die Blätter von *Olea europaea* als ein treffliches China-Surrogat. — (Die Fortsetzung künftig.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 26. Junius 1813.

Leipzig.

Bey Weidmann: Jesu Universalreligion.

Seitenstück zu — Reinhard's Schrift: Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. 1811. 289 Seiten in klein Octav.

Der Zweck dieser Schrift ist, weder diejenige, zu welcher sie ein Seitenstück seyn soll, zu widerlegen, noch auch, sie zu erklären und anzuwenden, sondern vielmehr, die Universalität der Christlichen Religion wider Zweifel und Einwürfe zu vertheidigen, die in der frühern Schrift unberührt geblieben waren, Jesum, als Stifter einer solchen Religion, nicht bloß, wie Reinhard gethan hatte, mit den größten Weltweisen des heidnischen Alterthums zu vergleichen und über sie zu erheben, sondern unter den Israelitischen Weisen die Männer aufzusuchen, die ihm in seinem großen Plane vorgearbeitet haben, endlich nicht nur zu zeigen, daß Jesus einen Plan zum Besten der Menschheit entwarf, sondern auch, wie fern dieser Plan realisirt sey, und aus welchen Gründen man die

G (5)

weitere Ausführung desselben hoffen dürfe. Uebrigens findet man doch eine stillschweigende bescheidene Critik mancher Behauptungen und Verfahrungsarten Reinhard's. Wir rathen allen denjenigen, welche sich für die wichtige in Rede stehende Frage interessieren, beide Schriften zu vergleichen, um zu einem unparteyischen Resultate zu gelangen. Sie werden in der zweyten manche neue Ansichten, und zugleich einen ungemein regen Sinn für die Gottheit und Menschheit, für Religion und Christenthum, für Sittlichkeit und Wohlfarth der Menschen, finden. Einen größern Effect aber dürfte sich diese Schrift versprechen, wenn der Verfasser seine Gedanken mehr in eine logische Ordnung gebracht hätte, wenn er genauer bey der Materie geblieben wäre, die er jedesmahl abhandelt, und nicht oft Fremdes, zu der Sache nicht Gehöriges, eingemischt hätte, wenn er endlich über Manches sich deutlicher und bestimmter erklärt hätte. Diese Gebrechen findet man schon, und vornehmlich, in der Einleitung, wo es gewiß jedem Leser schwer werden wird, den Faden zu finden, der die Gedanken verbindet, das Fremdartige abzusondern, und den wahren Sinn mancher Stellen zu bestimmen. Doch sieht man wohl, daß der Hauptzweck dahin geht, zu zeigen, warum jetzt der Plan Jesu aufs neue untersucht werden müsse, und auch besser, als sonst, untersucht werden könne. Hier kommt der Verfasser auch darauf, daß jetzt Kaltinn und Indolenz gegen die Religion die vornehmsten Feindinnen derselben seyen, und dann fährt er fort: "Ehemahls blieb den Bekümmerten noch der Trost übrig, daß diese Gleichgültigkeit eigentlich nur die Kirche, nicht die Religion, anginge, und je mehrere Lehren und Beweise als unhaltbar aufgegeben würden, desto

fruchtbarer und angenehmer die übrig gelassenen wären; das Verschwinden der sichtbaren Kirche erweckte das schöne, himmlische Bild der unsichtbaren — Sind aber solche Vorstellungen und Ansichten mehr als Traum und Nebel, wenn selbst die Würde und Wohlthätigkeit der Reformation nach so lange genossenen Vortheilen in Zweifel gezogen wird? wenn von dem Gebäude des Christenthums in der neuesten protestantischen Dogmatik wenig mehr stehen sollte, weshalb sie nöthig gewesen wäre? — Es ist wichtig, darin einig zu seyn, wie viel die Lutherische und reformirte Kirche noch von ihrer älteren Glaubens- und Sittenlehre übrig habe, da sie bisher für das echte System des Christenthums galt, und wenn wir nicht seinen Begriff als einen unveränderlichen und begründeten festhalten, unmdglich wissen können, welche Art von Christenthum fortdaure, oder sich über die ganze Erde verbreiten soll. Nach Hrn. Stäudlin im dritten Theile seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu habe Luther selbst der Christlichen Moral durch seine Lehre von der Rechtfertigung und de servo arbitrio einen Schaden zugefügt, den er nur durch seine nachfolgende Predigten über einzelne Tugenden und Laster wieder vergütet hätte. Gern räumen wir ein, daß mehr als ein System eben durch seine Strenge und gar zu scharfen Lehrbestimmungen sich zu einer Inconsequenz verstehen mußte, durch die es allein seine schwachen Seiten deckte, oder ihren Mißbrauch verhütete; allein wenn es darauf ankommt, zu erforschen, welches System am meisten mit der heil. Schrift übereinstimmt, so wird wohl der Protestantismus, so lange es noch eine echte grammatisch-historische Hermeneutik gibt, am meisten als biblisch erscheinen, und jedesmahl

auch in seiner Härte und Schärfe aufgestellt werden müssen, wenn er in das nämliche Verhältniß mit neuern Gegnern geräth, in welchem das Christenthum bey seiner Entstehung mit den ältesten zu kämpfen hatte. Denn nichts fällt wohl mehr ins Auge, als die große Aehnlichkeit zwischen dem Pharisäismus oder Sanhedrinismus und dem Catholicismus und der Hierarchie zur Zeit der Reformation“ S. 9 f. Jeder denkende Leser wird wohl in den hier zusammengestellten Gedanken den erwünschten Zusammenhang, die Bündigkeit und Bestimmtheit vermissen. Wir bemerken in der Kürze darüber nur Folgendes. Was der Verf. anführt, beweiset nicht, daß man jetzt nicht nur gegen die Kirche, sondern auch die Religion gleichgültiger geworden sey. Wenn auch die Wohlthätigkeit der Reformation jetzt von Manchen bezweifelt oder beschränkt wird, und wenn auch das Ansehen der alten Lutherischen und Calvinischen Dogmatik sehr gesunken ist, so könnte doch daneben die größte Wärme für die Religion herrschen. Die Thatsache selbst wollen wir nicht läugnen, aber es mußten wohl andere Zeichen der Zeit angeführt werden, um sie darzuthun und zu bewähren. 2) Unsere grammatisch-historischen Exegeten werden läugnen, daß der Protestantismus, worunter der Verf. hier nur den Lutherischen und reformirten Lehrbegriff verstehen kann, am meisten biblisch sey; sie werden vielmehr das Unterscheidende dieser Lehrbegriffe in der Bibel entweder gar nicht finden, oder daselbst bloß zur Historie, zu den Jüdischen Meinungen, zu den Accommodationen, rechnen. Verstehet er aber unter dem Protestantismus den Grundsatz des beständigen, unruhigen, immer nach dem Bessern strebenden Forschens in Religionsfachen, warum redet er

denn von einem unveränderlichen Begriffe des Christenthums, und meint er alsdann nicht mit dem Protestantismus etwas Anderes, als die ersten Protestanten und Reformatoren selbst, welche alles Forschen in Glaubenssachen durch die heil. Schrift banden und beschränkten? 3) Was die Erinnerung gegen Stäudlin (nicht im dritten Theile seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu, sondern in seiner Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, welche ein besonderes Werk ist) betrifft, so nimmt der Verf. willkürlich und ohne Beweis an, daß Luther's Lehre vom servo arbitrio und der Rechtfertigung in der heil. Schrift selbst gegründet, und von ihm und Jesus selbst nur deswegen in solcher Härte und Schärfe aufgestellt worden sey, um einen recht starken Gegensatz hier gegen Pharisäismus, dort gegen Catholicismus, zu machen, oder, wie er sich S. 13 ausdrückt, dem mächtigen Pro ein noch stärkeres Contra gegen über zu stellen, und in die Schranken der Wahrheit zurück zu drängen. So wäre es also beiden mit ihren Behauptungen kein rechter Ernst gewesen, und sie hätten nur durch ein Extrem auf die Mittelstraße leiten wollen. Der Verf. scheint zu glauben, daß daselbige Kunststück auch noch jetzt angewandt werden müsse a. D.

Der I. Abschnitt des Buchs selbst enthält eine Erklärung des Sinns, in welchem Jesus die Ausbreitung seiner Religion auf der ganzen Erde gedacht hat. Es wird hier besonders gezeigt, daß sich schon vor Jesus unter den Hebräern hier und da Spuren von der Idee einer Universalreligion finden, daß Jesus selbst sich über seinen Plan, sie einzuführen, sich zwar deutlich geäußert habe, aber durch verschiedene Umstände

gehindert wurde, sich noch deutlicher zu äußern; daß unter den Aposteln, die mit ihm lebten, Johannes das Meiste, und Petrus das Wenigste davon gewußt habe, und daß Paulus am tiefsten in denselben eingedrungen sey. Was den Sinn betrifft, in welchem sich Jesus seine Religion als universal dachte, so stimmt der Verf. Reinharden darin bey, daß er sich wirklich den Religionsplan Jesu für die ganze Erde deutlich und bestimmt berechnet vorstellt, nimmt aber an, daß die Verbreitung dieser Religion unter allen Secten in Palästina beginnen, dann die unermessliche Anzahl der Profelyten herbeiführen, und was die Folgen in den übrigen Ländern und Völkern seyn möchten, der göttlichen Vorsehung anheimgestellt bleiben sollte, weil Jesus, nach seiner Bescheidenheit von der Zukunft zu denken und zu reden, über die Größe und Weite seines Reichs nichts Bestimmtes festsetzte. S. 43 f. und S. 58 setzt er noch hinzu: "Nichts wäre wohl irriger, als wenn wir uns irgend eine bestimmte Zeit dächten, wo das Ansehen Jesu mit gleicher Macht und Hoheit von allen Menschen anerkannt würde, oder die Erde mit so viel Christen erfüllt, daß kein Dorf oder Flecken ohne sie anzutreffen wäre, oder so allherrschend und überwiegend, daß keine andere Religion neben ihr bestehen oder geduldet werden könnte, oder endlich so rein, geläutert und abgeklärt, daß sich nichts von Schlacken oder menschlichen Zusätzen daran finden sollte. Wie offenbar ist auch da Christenthum unter den Menschen, wo reiner Naturalismus zu seyn scheint, weil jenes auf keine so einförmige, steife Methode bey seinen Verehrern dringt, daß sie alle auf gleiche Art anfangen und enden müßten —" und

S. 60 f. "Bewunderung erregt der Scharfblick und standhafte Sinn, mit welchem Jesus untrüglich voraussah, daß theils alle Systeme auf ihn zurückkommen, und selbst seiner Person den Vorzug vor andern Religionen geben würden, theils daß in seiner Religion eine Wahrheit und Kraft läge, sich Aller Gemüther bemächtigen zu können, wenn es auch nicht zu ihrer gänzlichen Eroberung käme." Einiges in diesem Abschnitte hätte wohl eigentlich in den zweyten gehört, z. B. die Frage: ob nicht das Historische, was dem Christenthum anhängt, und, wie es scheint, nicht von demselben getrennt werden kann, seiner Universalität im Wege stehe? wobey sich der Verf. wieder mit Stäudlin zu thun macht, der jedoch in seinen spätern Schriften die Frage anders behandelt hat, als in seinen frühern, auf welche hier allein Rücksicht genommen ist. II. Die Christliche Religion ist so beschaffen, daß sie eine Religion für Jedermann seyn kann. Dieß wird, besonders in Ansehung der Glaubenslehre, und der Form und Lehrart, in welcher das Christenthum zuerst vorgegetragen worden ist, gezeigt. Hier wird unter andern behauptet, daß der Tod Jesu als ein Vergnadigungsmittel in der Christlichen Religion, als einer universalen, nicht fehlen durfte. "Wenn Jesus selbst und seine Jünger die vollkommene Vergnadigung des Sünders bey Gott von diesem Tode so abhängig machen, daß sich eher am hellen Mittage die Sonne, als im Christlichen Lehrbegriffe diese Versicherung übersehen läßt, so kann nach der tiefen Menschenkenntniß Jesu nur das allgemeine Bedürfniß unserer Natur der Beweggrund seyn, der ihn zu einer solchen Aufopferung und Darstellung derselben vermochte. Viel-

leicht, es ist nicht zu viel gesagt, daß, wenn auch vor Jesu sich nicht bey allen Völkern die Vorstellung und Liebe zu Opfern und Versöhnungen gefunden, und ihre Gefahr und Abscheulichkeit durch Menschenopfer offenbaret hätte, das merkwürdige Schicksal seines Todes doch auf die von ihm bestimmte Weise wäre gebraucht worden" S. 73. Es wird darauf noch besonders erklärt, wie dieser Tod sowohl für Leichtsinrige, als auch für Aengstliche, heilsam sey. In Beziehung auf die erstern wird gesagt: "Ist es ihnen nicht heilsam, durch eine so lehrreiche Thatsache, als Jesu Tod ist, zu erfahren, wie rettungslos der Leichtsinn in den Abgrund der Sünde stürzen, und, wenn es möglich wäre, das Schandmahl und Aergerniß der ganzen Menschheit zu wiederholen, Jesum Christum abermahls kreuzigen und für Spott halten könne?" — in Beziehung auf die andern aber: "Welch eine Wohlthat allen nachdenklichen und gefühlvollern Seelen mit der Zusicherung der göttlichen Liebe durch Jesu Tod widerfahre, wie würdig es für sie sey, bey den so schweren Anstrengungen, als das Gutmachen vergangener Fehler, und das Vergüten verursachter Uebel, ist, sich auf keine unnöthigen einzulassen, sondern alle noch erübrigte Kraft bloß dem ernüßerten Tugendfleiß und dem Wohlgefallen und dem Beyfalle an der Gnade, die in dieser Schwachheit mächtig ist, zu weihen, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Schon die Sicherheit vor aller Willkühr menschlicher Erfindungen und vor der marternden Ungewißheit jeder selbstbeliebigen Ausöhnung muß uns zur Bewunderung der einfachen Lehre nöthigen." S. 74 f. Wir glauben, daß der Verf. sehr richtige Ansichten vom Tode

Jesu hat, aber es wäre doch noch genauer zu zeigen gewesen, wie fern dieser Tod zur Universalität der Christlichen Religion gehört, wie unendlich viel er zur Ausbreitung derselben bestrug, und wie die durch denselben dargestellte Lehre selbst eine innere Universalität hat. Auch dadurch wird, nach der Meinung des Verf., das Christenthum eine Universalreligion, daß es die Lehre von der Unsterblichkeit practisch für die moralische Rechenschaft anwendet, und sie vorrefßlich behandelt. "Die richtige Darstellung des unsichtbaren, übersinnlichen Zustandes in der Zukunft," sagt er, "ist ein Vorzug des Christenthums, wodurch es allen Menschen ohne Unterschied annehmlich und erfreulich wird; denn selbst für den Fall, daß Jemand die Lehre von Jesu, als dem Weltenrichter, eben so schwierig, als oben die *πίστις* an seine Person fände, so ist nichts zulässiger und weniger gewagt, als, die Lehre Jesu für ihn selbst zu denken, und metonymisch oder personificirt das Christenthum als einen losprechenden oder verdammenden Richter für seine Bekenner, ja für alle Unsterblichen, zu betrachten. Allein zu viel Eigenthümliches und FruchtbareS ginge durch eine solche Vorstellung verloren: denn so wie die einst entweder völlig unbekannte oder nur inhaltsleere, bloß Schatten, nicht Licht, verbreitende Vorstellung von der Unsterblichkeit erst dadurch zur Klarheit und Gewißheit kam, daß Jesus, als der erste Unsterbliche, Auferstandene und Belohnte, im Reiche der Ewigkeit fortlebt, so viel erwünschter, begründeter und anwendbarer wird die Erwartung einer abzulegenden Rechenschaft, wenn Jesus als persönlicher Richter auftritt — Die künftige Verfassung der Christen erscheint auch dadurch in einem hellern

Glanze, daß sie ihr entscheidendes Schicksal von dem erwarten, nach dessen Lehre und Muster sie sich gebildet haben, und der um seiner eigenen Erfahrungen und beispiellosen Verdienste und Aufopferungen willen von ihnen zum Richter gewählt werden müßte, wenn ihm nicht dieses Amt zu seiner Verherrlichung und Vergeltung von Gott übertragen wäre.“ S. 81 f. Die Schwierigkeit, welche aus der historischen Beschaffenheit der Religion Jesu für ihre Universalität entspringt, besteht eigentlich darin, daß das Historische seiner Natur nach nicht so allgemein bekannt seyn und angenommen werden kann, als das, was in der menschlichen Natur und ihren Anlagen selbst Grund hat, und sich aus derselben entwickelt. Allein diese Schwierigkeit ist, nach unserer eigenen Ueberzeugung, von keiner großen Bedeutung, indem historische Religionen sich weiter ausgebreitet haben, als philosophische, indem in jenen zugleich philosophische Ideen mit enthalten seyn, und durch diese Vereinigung die größte Universalität erhalten können, deren eine Religion auf Erden fähig ist, indem endlich aus der menschlichen Natur selbst sich wenig Gleichförmiges in Ansehung der Religion entwickelt. III. In wie fern mit dem Plane Jesu zu einer Universalreligion die Erfahrung übereinstimmt. Von der bisherigen Ausbreitung des Christenthums, den Missionen u. IV. Woher wir für die Ausbreitung desselben größere Hoffnung fassen können. Die Hoffnungen werden daher genommen, weil der Wohlstand der Völker im Zunehmen sey, der Unterricht der Zeitgenossen zweckmäßiger getrieben werde, und die gegenwärtigen Weltverwirrungen Mittel zur Beförderung des Christenthums werden können. - Uns

dünkt, daß hier nicht wohl allgemeine Urtheile gefällt werden können, sie passen immer nur auf gewisse Menschen, Gegenden und Zeiten. Der Wohlstand ist mehr als zweifelhaft, und gibt selten Hoffnungen für die Religion. Jeder mag sich seine Hoffnungen nach seiner Weise aus seiner Ansicht der Gegenwart machen, eine höhere Hand macht sie oft zu Schanden, läßt sie aber auch oft da entsproßen, wo wir nichts hoffen. Die größten Hoffnungen für das Christenthum liegen, unsers Erachtens, in der Vergangenheit, in der Geschichte seiner Grundung, seiner Ausbreitung, seiner Wirkungen. V. Worin das Bleibende, Höchste und Unveränderliche im Christenthum zu setzen ist. Dieß soll im Begriffe von Gott als Geist und Kraft, in der Tugend, nicht als einer ganz freyen und sich immer gleichen Thätigkeit, sondern als fester Gesinnung und Unverführbarkeit, und der Ergebung und Zufriedenheit, als der wahren Glückseligkeit, liegen. Der Abschnitt hat nicht die erwünschte Klarheit und Bestimmtheit. VI. Ob das menschliche Geschlecht in seiner Glückseligkeit fortschreite? Wir glauben nicht, daß diese Frage in der Verbindung mit dem Plane Jesu stehe, die sich der Verf. vorstellt. Er selbst nimmt ein solches Fortschreiten an, und ist der Meinung, daß auch der Plan Jesu, eine allgemeine, sich immer weiter verbreitende, Religion zu stiften, es mit sich bringe. Was er dafür anführt, kommt darauf zurück: Der Sinn des Plans Jesu geht nicht nur auf die Erleuchtung, Besserung und Beruhigung einzelner Menschen, sondern auch dahin, daß die Zahl der Christen auch der Menge nach wachse, und daß sie, wo sie einmahl als Gesellschaft ist, eine bleibende Stätte habe,

und daß man, ohne noch zweifelhaft nach ihren Eigenschaften und Wirkungen zu fragen, bloß ihre Aecker, Werkstätte und Häuser als Zeugen und Richter darüber anhören dürfe. Eine gemäßigte Wohlfarth kann von den wahren, verständigen, practischen Christen nirgend zu weit abliegen. Das Christenthum verdient auch wegen der bürgerlichen Vortheile, die es gewährt, den Vorzug vor andern Religionen. Es setzt endlich die Lehre von der Vorsehung Gottes in das hellste Licht, und muß eben deswegen auch seinen Bekennern äußere Wohlfarth verheißen. Aus allem diesem wird also geschlossen, daß, wenn wirklich das Christenthum immer allgemeiner werden soll, auch das menschliche Geschlecht in seiner Glückseligkeit immer weiter fortschreiten müsse. Ja es werden selbst folgende Thatsachen als Belege dieses Fortschreitens angeführt: Die Gefahren des Lebens und der Freyheit haben sich, trotz aller übrig gebliebenen Leiden, vermindert; die alte Barbarey wird durch die Buchdruckerey, und die Verfolgung auf Tod und Leben durch das aufblühende America, abgehalten; die Pflege und Ernährung des Lebens ist jetzt sicherer; auch die Meeresfreyheit, welche so viel zur Sicherung der menschlichen Wohlfarth beyträgt, ist zu hoffen. Wir behaupten dagegen 1) das Christenthum kann sich immer weiter verbreiten, ohne daß deswegen die zeitliche und bürgerliche Wohlfarth in gleichem Maße fortschreiten. Gerade unter Leiden und Verfolgungen hat es sich am meisten, schnellsten und werthesten verbreitet. Zeitliche Vortheile und weltliche Güter mögen wohl auch seine Ausbreitung begleiten, aber es legt ihnen selbst nur einen geringen Werth bey, und es kann auch ohne sie in

seiner ganzen Kraft da seyn. Wird es Religion der Staaten, so kann es sie in hohem Grade beglücken, doch ist dieß nicht sicher und gewiß, indem andere unvermeidliche, auch durch das Christenthum unüberwindliche, Ursachen ihre Wohlfarth schwächen und zerstören können. 2) Ist von dem beständigen Fortschreiten des Menschengeschlechts zu einer immer größern Glückseligkeit die Rede, so muß man nicht nur auf einen Theil seiner Geschichte, nicht nur auf gewisse Zeiten, Gegenden und Völker, sondern auf das Ganze, Rücksicht nehmen. Gesezt auch, daß das Christenthum sich ohne ein solches Fortschreiten nicht ausbreiten könnte, so würde daraus noch kein Fortschreiten des ganzen Geschlechts folgen, sondern es würde erst mit der Ausbreitung des Christenthums seinen Anfang genommen haben. 3) Ob wirklich das Menschengeschlecht im Ganzen zu einer immer größern Glückseligkeit fortschreite, ist eine Frage, die wir, weil wir das Ganze nicht überschauen, nicht auflösen können. In dem, was wir vom Ganzen wissen, kommt Vieles vor, was mit diesem Fortschreiten im Widerspruche steht. Führt man einzelne Thatfachen als Belege dafür an, so beweisen sie niemahls Etwas für das Ganze. Diejenigen Thatfachen aber, auf welche sich der Verf. beruft, sind nicht nur auf gewisse Gegenden und Zeiten beschränkt, sondern auch, zum gelindesten zu sagen, selbst als einzelne Thatfachen streitig.

München.

Bey Lindauer: Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Aus bisher ungedruckten Parieren. Herausgegeben von Carl Wilhelm Fried. Breyer. IV u. 244 S. in Octav. 1812.

„Unter den eben so interessanten als zahlreichen Papieren, deren Einsicht und Benutzung mir zum Behuf der Bearbeitung der Geschichte Maximilians I. von Baiern gestattet ist, finden sich mehrere, welche zur Aufnahme in die erwähnte Geschichte nicht geeignet, aber doch einer öffentlichen Mittheilung werth sind. Die vorzüglichsten Bruchstücke dieser Art gedenke ich daher von Zeit zu Zeit in besondern Sammlungen herauszugeben“ — so erklärt sich der Herausgeber in der Vorrede über dieses Werk. Der Inhalt wird unsern Wunsch, bald die Fortsetzung zu erhalten, rechtfertigen.

1. Lenker's Sendung nach Spanien im Jahr 1620. Diesen Doctor (was war er in München?) sandte Maximilian im Januar 1620 als Agenten nach Spanien, um dessen, in der Meinung wie in der That, wichtige Hülfe und den Einfall in die Pfalz zu betreiben; außerdem auch die Unterhaltung von 1000 Reitern unter Maximilians Befehl, und nebenbey auch wegen der Churwürde, die dieser vom Anfange an nie aus den Augen ließ, das Nöthige einzuleiten. (Er bekam den Gewold de septemviratu mit.) Seine Berichte (denen als Einleitung des Herausgebers Vorlesung in der Academie zu München am 29. October 1810 voranstehet) haben wir nun vor uns, die allerdings über den Zustand des Spanischen Hofes und Reichs in der Zeit viele Aufschlüsse geben, und in vielfacher Hinsicht Interesse gewähren. (S. 63 die ungeheuern Vortheile eines Genuesen' bey einer Anleihe für den König; die rispetti (S. 87), welche die Minister höher achten, als alle negocios der Welt; des Oestreichschen Gesandten

Rhevenhüller's Noth bey Ferdinand II. Berar-
mung, Spanien mußte ihn unterhalten, S. 173;
wie keck in dem despotischen Staat gepredigt,
S. 120.) Was die Deutschen Angelegenheiten
betraf, so war der Reichsvater des Königes und
Groß-Inquisitor, Ludwig von Alliaga, durchaus
nicht für die Spanische Einmischung in die Deut-
schen Handel (möchte er doch dabey verharret
sehn!), daß Leuter besonders seine Umstimmung
und den Entschluß des Cabinets bewirkt habe,
geht doch nicht hervor, so gewandt er sich auch
zeigt. Wie dem auch sey, der Ruhm ist gewiß
nicht beneidenswerth: der Geschichtschreiber, der
Freund des Vaterlandes wird darüber trauern,
und die Verblendung verwünschen, mit der man
um Privat-Absichten willen die Fremden ins
Land zog! Um Beruhigung war es auch Maxi-
milian wohl eben kein Ernst, sonst hätte er die
Englischen Schritte (S. 147) nicht so kalt ver-
worfen. — Sollte der Herausgeber künftig meh-
rere Correspondenzen solcher Art geben, so wä-
ren doch mancherley Abkürzungen wohl rathsam.

II. Zur Geschichte Gustav Adolphs, Kö-
niges von Schweden. Aus dem Nürnberger
Archiv. Offenbar das wichtigste Stück der
Sammlung, welches die so dunkle und zweifel-
hafte Sage über des Königes Plane mit Deutsch-
land sehr aufhellel. Es sind Unterhandlungen
mit der Stadt Nürnberg, vom 9. Junius 1632
an, zum Theil Gespräche mit dem Könige selbst.
Ganz fest und entschieden war man Schwedischer
Seits wohl noch nicht über das, was man neh-
men wollte, oder man traute sich der festen
Sprache noch nicht. Fortsetzung des Krieges,
Bildung eines beständigen corpus formatum bel-

licum der Protestanten cum capo (der König wollte mit Sachsen zufrieden seyn, daß er es selbst werden wollte, war aber klar genug. Wie gut doch eine dritte, kräftige Partie in Deutschland gewesen wäre!). Uebrigens Zerspaltung Deutschlands in protestantische und catholische Hälfte. Durch größere Freiheit sollten die Stände zur Eingehung angelockt werden, wie in Italia und Niederland; dazu wollte Gustav Adolph alle Eroberungen behalten, Kaiser in denselben seyn, und Lehnherr über weggebene Provinzen; Pommern, Mecklenburg, die Mark, wohl endlich herausgeben: doch sah man wohl, daß er das erstere doch nicht gelassen hätte, und nicht lassen konnte. Die Folgen dieser Zerstückelung beachtete er nicht, weil sie ihm nutzen sollten. Von kaiserlicher oder königlicher Würde sprach Gustav Adolph nicht, wohl aber seine Rache: wie viel deren Vergrößerungseifer, deren Ausdehnungen der Gedanken ihres Herrschers, hinzuthat, weiß man hieraus nun nicht. Die bekannten Friedenspunkte von 1632 sind also so unecht wohl nicht, und die Antwort des Königes im soldat suédois (S. 154), daß er sich mit einem Stückchen Land vom Belt bis an den Rhein begnügen wolle, spricht seine wahren Gesinnungen sehr richtig aus. Man muß das Ganze selbst lesen.

III. Eigenhändiges Schreiben Jacobs I. von England an den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Ohne Datum. Der letztere hatte sich mit seiner Gemahlin über den Voratz gezanzt, wie es scheint, etwas zu laut. Der König schrieb: elle feroit indigne de vivre, si elle quitteroit sa place sans mon sceu et advis. — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1813.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Von deutscher Philosophie Art und Kunst. Ein Votum für Friedr. Heint. Jacobi gegen F. W. J. Schelling, gegeben von Jacob Friedr. Fries. 1812. 102 S. in Octav.

Der Streit der neuen pantheistischen Naturphilosophie mit der Jacobi'schen Religionslehre hängt durch seinen Gegenstand sowohl, als durch die Art, wie er bisher geführt worden, mit den sämtlichen Verhandlungen, die seit Kant die Philosophie der Deutschen auszeichnen, auf das engste zusammen. Es war vorauszusehen, daß die beiden Hauptschriften, die wir im vorigen Jahre angezeigt haben, mehrere Federn in Bewegung setzen würden. Aber wir müssen uns darauf beschränken, nur ein paar der Urtheile auszuheben, die seitdem in dieser Sache zur Notiz des Publicums gekommen sind. Unter diesen verdient das Urtheil des Hrn. Prof. Fries vorzüglich deswegen in unsern Blättern eine Auszeichnung, weil wir versäumt haben (die Versäumnis war zufällig), das schätzbare ausführliche Werk anzuzeigen, durch welches der Verf. schon vor sechs Jahren seinen Beytrag zur

H (5)

Aufhellung der durch Kant angeregten Untersuchungen abgeliefert hat. Dieses ausführliche Werk, unter dem Titel: *Neue Kritik der Vernunft*, von J. S. Fries (Heidelberg 1807, in 3 Octavbänden), mag also bey dieser Gelegenheit wenigstens in Erinnerung gebracht werden, da eine genauere Anzeige seines Inhalts zu spät kommen würde. Auch läßt sich ohne Beziehung auf diese Vernunft-Critik des Verf. die vor uns liegende kleine Schrift nicht ganz so verstehen, wie der Verf. wünschen muß, verstanden zu werden. Die Philosophie des Verf. geht von der Kantischen aus. Sie will den unhaltbaren Theil des Kantischen Systems von demjenigen trennen, der, nach dem Verf., unwiderlegbar und die einzige sichere Grundlage einer wissenschaftlichen Philosophie überhaupt ist. Der Verf. findet alle Schwierigkeiten, die der richtigen Würdigung des Kantischen Systems im Wege stehen, in dem Verhältnisse der Vernunft, der das Ewige angehört, zu der Sinnlichkeit, die nur das Endliche kennt. Doch ist ihm bey seinem Nachdenken über die Begründung der wissenschaftlichen Philosophie eine andere Schwierigkeit nicht entgangen, die im Begriffe eines Beweises liegt. Er sieht ein, daß kein Grundsatz, der für den höchsten gelten soll, sich eigentlich demonstrieren läßt. An die Stelle der Demonstration will er nun in die Philosophie eine Art von Darlegung einführen, die er *Deduction* (in einer neuen Bedeutung des Worts) nennt. Diese Deduction gründet er auf psychologische Thatfachen. Er nennt es einen großen Fehler, den Kant begangen, daß er die transcendente Erkenntniß für eine Art von Erkenntniß a priori gehalten. Psychologisch und anthropologisch soll, nach dem Verf., die Philosophie begründet, also auch das wahre Verhältniß der Sinnlichkeit zur Vernunft,

des Endlichen zum Unendlichen, ausgemittelt werden. Die gewöhnliche Unterscheidung der Metaphysik von der empirischen Psychologie, und auch von der Logik, erklärt er (Neue Crit. der Vern. Th. I. S. 33) für widersinnig; womit denn allerdings viel gesagt ist. Das Wissen, dessen der Mensch fähig ist, findet der Verf. nur in der vollendeten Erkenntniß der Natur. Das Fürwahrhalten in metaphysischer Hinsicht nennt er Glauben. In dem Wesen der Vernunft selbst liege dieser Glaube, oder die Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Ideen, denen kein Gegenstand in der Anschauung entspricht. Diese Ueberzeugung komme in einem Gesetze der ursprünglichen Apperception (nach Kant) zum Bewußtseyn. So fern sie die eigentlich transcendente, der Vernunft eigenthümliche, Ueberzeugungsweise ausmache, könne man sie reinen Vernunftglauben nennen. (Neue Critik der Vern. Th. II. S. 83). Und dieser reine Vernunftglaube sey nicht unsicherer, als das Wissen, sondern vielmehr das Festeste, das wir haben. (Am angef. O. auf derselben Seite). Die Ideen oder reinen Vernunftbegriffe, auf die sich dieser Glaube bezieht, sind, nach dem Verf., das Thema der eigentlichen Philosophie in ihrem ganzen Umfange. Die Deduction dieser Ideen sey ganz factisch (am angef. O. S. 90); aber die auf diese Ideen sich gründende ideale Ansicht der Welt sey die wahrhaft philosophische, obgleich nur Ahnung, nicht Wissenschaft. Das Seyn sey uns immer nur in der Erscheinung gegeben (am angef. O. S. 204). Nur durch Negation des Endlichen bilden sich, nach dem Verfasser, unsere Ideen vom Unendlichen und Ewigen aus. Nur in Gefühlen könne sich der menschliche Geist einer Erkenntniß des Ewigen nähern. Die in

telligible oder ideale Welt sey nur eine der Erscheinung angebildete Idee des Ewigen (am angef. V. S. 205). — Nach dem Gutachten des Recensenten liegt in diesen Ansichten des Verfassers etwas Wahres, das nicht genug hervorgehoben und weiter ausgebildet werden kann. Befriedigt aber hat es, so viel wir wissen, andere Leser eben so wenig, als uns. Mehr darüber zu sagen, ist hier nicht der Ort. Wir wollten nur bemerklich machen, wie der Verfasser durch seine philosophische Glaubenslehre bestimmt werden mußte, bey dem neuesten Streite über das Wesen des Ewigen für Hrn. Jacobi, und gegen den Urheber der neuen pantheistischen Naturphilosophie zu votiren, ungeachtet seine von Kant angenommene Behauptung, daß das Seyn uns immer nur in der Erscheinung gegeben sey, der Jacobischen Philosophie schnurgerade widerspricht. Wir gestehen, daß die Art, wie der Verfasser in seinem Votum zu zeigen sucht, der eben angeführte Widerspruch sey nur scheinbar, uns die wesentliche Verschiedenheit seiner und der Jacobischen Philosophie nur noch klarer gemacht hat. Unterdessen stimmen beide Philosophen in ihrer Ansicht der Meinungen überein, gegen welche der Verfasser votirt. Der Inhalt des Votums ist unter folgende Titel gebracht: Einleitung; das Wesen der Deutschen Philosophie; Kant's Gabe und seine Fehler; Jacobi's Gabe und seine Fehler: neuere Irrungen; Lauterkeit der Religionslehre. Wie der Verfasser sagen kann (S. 20 des Votums), der Verstand sey die Kraft des Willens, welche dem Menschen das höhere Bewußtseyn bringt, ist wenigstens ohne Commentar nicht wohl zu verstehen. Ganz im Geiste der Philosophie des Verfassers und Jacobi's ist der

Satz ausgesprochen, den auch der Recensent unterschreibt: "Die höhere Wahrheit kann nur eine innere Offenbarung des Geistes seyn, kraft seiner göttlichen Abkunft." — Was der Verfasser an Jacobi's Lehre tadelt, eine Verwirrung des Begriffs vom Wissen, ist auch von Andern dieser Lehre vorgeworfen worden. Die Bloßen der pantheistischen Naturphilosophie werden vom Verfasser nicht ohne Lebhaftigkeit in einer kurzen Demonstration ad hominem aufgedeckt. Auch wird der drolligen Floskeln und Phrasen gedacht, hinter welchen die neuen Naturphilosophen ihre eigentlichen Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele verbergen, um kein Aergerniß zu geben. Nach dem Verfasser zielt nun alles Streben der Vernunft, seitdem durch Luther's Reformation die Geistesfreyheit eingeleitet worden, nach einer Religion ohne alle Dogmatik. Das alte Verderben unserer philosophirenden Theologen, urtheilt der Verf. nicht einem andern Schriftsteller, sey, daß sie zweyen Herren zugleich dienen möchten, dem alten Aberglauben, und der neu gefundenen Wahrheit. Wir überlassen es den philosophirenden Theologen selbst, auf diesen Vorwurf zu antworten.

Eine andere Schrift von einem andern achtungswerthen Denker steht mit der eben von uns angezeigten dem Geiste und Inhalte nach in so naher Verwandtschaft, daß wir sie füglich mit dem Votum des Hrn. Fries zugleich anzeigen können. Dieß ist die zu

Leipzig

in Commission bey Vogel erschienene Abhandlung: Von dem lebendigen Gott, und wie der Mensch zu ihm gelange. Nebst Beylagen. Von Christian Weiß (Professor am Gymnasium zu Naumburg). 1812. 256 Seiten in Octav.

Der Verf. stimmt in der Hauptsache entschieden für die Jacobi'sche Ansicht, wie Hr. Fries, dessen Systeme er sich auch dadurch nähert, daß er die gewöhnliche Trennung der Transcendental-Philosophie von der Psychologie verwirft. Um die Psychologie hat er sich bekanntlich durch mehrere, zu ihrer Zeit von uns angezeigte, Schriften verdient gemacht. Ueber diese Erweiterung der Grenzen der Psychologie möchte man wohl leicht ins Klare kommen, wenn man von der einen Seite nicht an dem Worte Psychologie haften, von der andern aber hinlänglich bedenken will, daß, wenn denn auch alle Erkenntniß etwas in uns ist, und in so fern immer zuerst psychologisch erwogen werden muß, die Wissenschaft doch wohl eine Trennung der bloß psychologischen Untersuchungen über das, was eine Erkenntniß subjectiv in uns ist, von dem, was sie in Beziehung auf Realität außer uns seyn möchte, nicht nur zuläßt, sondern sogar verlangt. Doch auch darüber mehr zu sagen, gehört nicht hieher. Der Verfasser empfiehlt sich beym ersten Anblicke nicht von der Seite der Speculativen Unbefangenheit; denn er spricht seine religiöse Ueberzeugung ausführlich und mit Wärme aus, ehe er wissenschaftlich gezeigt hat, worauf sich diese Ueberzeugung gründet. Darauf scheint sich auch der Titel des Buchs zu beziehen, der mehr ascetisch, als wissenschaftlich klingt, und überdieß neue Mißverständnisse veranlassen kann, weil doch auch in der pantheistischen Naturphilosophie der all-einige Gott, der von sich selbst nichts weiß, für das Ur-Princip des Lebens in der Natur, und in so fern für einen lebendigen, erklärt wird. Aber die Beweise, die der Verfasser anfangs schuldig bleibt, kommen nach. Sie gründen sich auf eine psy-

hologische Deduction des Vernunftwesens im Menschen. Der Verstand bleibe in Beziehung auf das Uebersinnliche im Streite mit sich selbst; aber für die Vernunft, die mehr als Verstand ist, sey das Uebersinnliche unbezweifelbar vorhanden. Durch die freye Richtung der Vernunft auf die Ideen, deren Merkmal das Denken des Unbedingten ist, bilde sich die wahrhaft philosophische und zugleich religiöse Ueberzeugung. Die practischen oder sittlichen Ideen kommen dabei eben sowohl, als die speculativen, in Betracht. Was der Verfasser in einer ihm eigenen Sprache von Elementarkräften und Doppelkräften der Seele sagt, um die Entstehung der philosophischen und religiösen Ueberzeugung verständlich zu machen, bezieht sich auf sein System der Psychologie. Dem Wesen der Vernunft gemäß, lehrt der Verfasser, gebe nur das für Sinn und Verstand Ungenügende volle Befriedigung, also nur dasjenige, was wir in Beziehung auf das Uebersinnliche und Unbedingte glauben, aber nicht begreifen. Weiter erklärt sich der Verfasser über die so genannte intellectuelle Anschauung, die nach der pantheistischen Deutung bloß speculativ ist. Was der Verfasser als intellectuelle Anschauung vertheidigt, schließt die reine moralische Reflexion in sich. Der Gott, an den die Vernunft wahrhaft glauben könne, müsse also auch als ein moralisch-vollkommenes und mit Freyheit wirkendes Vernunftwesen gedacht werden.

Gotha.

· Bey Essinger ist erschienen: *Epistola critica in Tibullum, Pseudo-Tibullum et Propertium ad Virum Perillustrem Henr. Carol. Abr. Eichstadium, Theol. et Phil. D. etc. auctore Ern. Carol. Chr. Bach, Conr. Lycei Ordrußensis. 1812. 8. S. 107.*

Der unsern Lesern schon durch ein nützliches Werkchen für gelehrte Schulen, Geist der römischen Elegie, rühmlich bekannte Vf. (s. G. g. A. 1809 St. 106) beweiset in diesem critischen Sendschreiben seine Fortschritte im Fache der alten Litteratur auf eine sehr erfreuliche Art, indem er in einer gebildeten Sprache seine Bemerkungen über die angezeigten Schriftsteller bekannt macht. Fast überall stimmen wir demselben bey, und der richtige Blick, die Bekanntschaft mit dem Geiste der alten Welt und der Dichtersprache, und die geschmackvolle und bescheidene Art des Vortrags sind lobenswerth. Schwerlich werden die Herren Wof, Ruinol u. a. lebende Gelehrte, von denen er abweicht, über die Art, wie er dieß thut, unzufrieden seyn, wenn sie gleich Ursache haben könnten, seine Abweichungen selbst zu billigen. S. 26 ff. ist sein Versuch nicht mißlungen, darzuthun, daß Tibull nicht wohl der Verfasser von dem Panegyricus in Messalam (Tibull. IV. 1) seyn könne, wie Wof neulich behauptet hat. Mit rühmlicher Belesenheit sind mehrere Stellen Griech. Dichter S. 70 ff. nachgewiesen, welche Propertius höchst wahrscheinlich vor Augen gehabt habe. Die Stelle in Propert. III, 1, 1-6 Callimachi manes et Coi sacra Philetæ etc., die bekanntlich nicht zu den leichten gehört, und von Critikern, als Walckenaer'n, angefochten worden ist, hat hier eine sehr gute Erläuterung erhalten. Mit Recht versteht der Verf. sacra als Synonym von manes; denn für Heiligthum, wie der sel. Lenz und Hufschke wollten, kann es nicht stehen, u. Walckenaer's Verbesserung scripta paßt am wenigsten. Statt quave ist quave von Walckenaer angenommen. Die Verbesserung in Aeschyl. Sept. e. Theb. 558 Schäf. ἡπόος statt Ἠπόος spricht sehr an. Auch was über die letzte Elegie von Propertius, welche der sel. Barth zu Schulpforte, mit Walckenaer, die Königin aller Elegien nennt, bemerkt wird, ist sehr gut gerathen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1813.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: *C. Cornelii Taciti Agricola*, in usum praelectionum seorsim edidit *Godofredus Seebode*, Philof. Doct. — Accedit Observationum in aliquot Taciti loca specimen, quo novam editionem indicit Auctor. 1812. Agricola 54 S., Observationen 27 S. in klein Octäv.

Hr. Dr. S. übergibt hier dem Publicum einen revidirten Text von dem Agricola des Tacitus zum Behuf academischer Vorlesungen; und diesem angehängt, als Specimen einer neuen Ausgabe des Römischen Historikers, Observationen über dessen Geschichtsbücher. Zu diesen sind die ersten sieben Kapitel der Geschichtsbücher, welche nach seinem Plane zuerst, und bald, erscheinen sollen, passend gewählt, indem namentlich das erste einen reichen Stoff darbietet, Scharfsinn und Sprachkenntniß zu beurfunden. Prüfung dieser Erstlinge zeigt, daß es des Verf. Zweck war, seine Kunst, Wort-Critik zu üben, und seine Bekanntschaft mit der

Sprache des Schriftstellers darzulegen. Denn von Beurtheilung der historischen Forschung und Kunst des Cornelius, und von Erläuterung der Gegenstände der Alterthümer, sind in diesen Proben keine Spuren enthalten. Wir schließen hieraus keineswegs, daß sein Zweck, den er zu einer andern Zeit weitläufig zu erörtern verspricht, die in diesen Proben nicht berücksichtigten Punkte ausschließen, nur, daß er auf Wort-Critik sein vorzüglichstes Augenmerk richten wird. Allerdings läßt auch hier die Ausgabe des Tacitus von Oberlin viel zu wünschen übrig; und daß der geheime Rath Wolf mit dem Anfange des zweyten Buchs der Annalen seine Berichtigungen der Ernesti'schen Ausgabe abbrach, muß das philologische Publicum um des Gelehrten willen, welchem der Verleger die Fortsetzung übertrug, doppelt bedauern. Das festinando rem perdidisse, welches Ruhnken über Reiz, den Herausgeber des Lucian nach Hemsterhuis, aussprach, werden einem aufrichtigen Beurtheiler die Manen von Oberlin gewiß verzeihen. Wenig genaue Bekanntschaft mit der Sprache des Tacitus, und überhaupt geringe philosophisch-grammatische Kenntniß der Lateinischen Sprache, Mangel an Schärfe des Urtheils und übereilte, gegen die Besonnenheit von Ernesti abstehende, Critik haben den Text der Ernesti'schen Ausgabe an sehr vielen Stellen verschlechtert; während die Interpunction wenig berücksichtigt, und zur Erläuterung der Geschichte und alles dessen, was der heutige Standpunct der Philologie fordert, wenig geleistet wurde. Einem neuen Herausgeber des Cornelius bleibt also viel Verdienst und Lob übrig, wenn er die Eigenschaften, welche Oberlin abgingen, mitbringt, und mit Ueber-

legung und Zaudern ein so großes Unternehmen beginnt. In den vorgelegten Proben, die von des Verf. Critik und Sprachkenntniß rühmliche Beweise geben, hat unsern Beyfall, daß er Hist. l. 1. die Lesart octingentos et viginti, welche Ernesti schon für die einzig richtige hielt, gegen Oberlin's Aenderung septingentos et viginti in Schutz nimmt; wiewohl seine Gründe nicht klar genug geordnet und nicht erschöpfend sind. Aber auch der Argumentation von Tacitus selbst fehlt es in dieser Stelle an strenger Genauigkeit. Nicht unwahrscheinlich wird es ferner von ihm gegen Ernesti gemacht, daß *omnem potentiam* in demselben Kapitel die echte Lesart sey. Indes eine Vermischung des Sprachgebrauchs von *potentia* und *potestas* findet hier wohl nicht Statt. Die S. 8 dafür aufgeführten Stellen beweisen, mit Ausnahme der aus Ovids Verwandlungen 2, 299., insgesammt nichts. Von den Kaisern wird im Tacitus das Wort *potentia* gebraucht, und kommt ihnen zu. Ueber *primum* und *simul* S. 10 ist gut entschieden; bey *rufus* S. 11 in der Bedeutung; dagegen, auf der andern Seite, hätte eigentlich das Griechische *αὐ*, nicht *παλι*, verglichen werden sollen, am wenigsten *παλιμφομος*. In demselben Kapitel wurde *malignitas* richtig gefaßt; allein der Unterschied zwischen *adversari* und *averlari*, den er zur Rettung der Lesart *ambitionem* — *adverseris* S. 15 aufstellt, liegt nicht in den Zeitwörtern, und wird nicht vom Sprachgebrauche unterstützt. Da Tacitus gern speciell Gedanken generalisirt, so mißbilligen wir, daß der Verf. bey den Worten *Sed incorruptam fidem professis nec amore quisquam, et sine odio dicendus est*, wie die besten und meisten Handschriften le-

fen, wo überdem dicendus est schon auf einen allgemeinen Satz hinweist, der Lesart (mihi) professo den Vorzug gibt.

Auch der Text des Agricola, wiewohl er, nach des Verf. ausdrücklicher Erklärung, auch in der Nachschrift, nicht als Theil seines Specimens betrachtet werden soll, zeugt von critischer Genauigkeit. An manchen Stellen sind Oberlin's willkürliche Aenderungen ausgemerzt, wie c. 3 felicitatem für facilitatem; c. 32 perferre statt proferre; c. 42 paratus simulationi für par. simulatione. Allein c. 9 hat er des Rhenanus mitelmäßige Conjectur eligit für elegit in den Text genommen, haud semper errat fama, aliquando et elegit. Auch Tacitus braucht bey Erfahrungssätzen das Perfectum. (s. Hist. I. 76 festinavit). — c. 12 finden wir et vor nox gestrichen, abweichend von Ernesti und Oberlin, wodurch gegen Tacitus Absicht, welcher lauter Verschiedenheiten aufführen wollte, Gegensätze entstehen. Eben so ist c. 33 laepe, welches sich mit fatigarent und audiebam trefflich verträgt, den Sinn schärft, und in der Vaticanischen Handschrift steht, mit unzureichendem Grunde getilgt. Eine Conjectur, wohl von dem Verf., fanden wir c. 31 aufgenommen: vivide ostendamus für das verdorbene unde ostendamus, wofür jetzt non ostendamus steht. Allein vivide ostendere, kräftig zeigen, streitet offenbar gegen die Latinität. Correctheit mit einem gefälligen Außern empfiehlt den Text, nicht so Einheit der Interpunction und der Schreibart. Auffallend waren uns mit andern Worten Ducem, Classem, Respublica. Hierdurch wird leicht die lernende Jugend verführt, an Republik zu denken, und mit manchem Schriftsteller Ger-

maniens dieses Lateinische Wort unlateinisch zu gebrauchen, wie der Verf. selbst S. 8 ubi libertas P. R. evanuerat cum *Republica*. Mehreres übergehen wir. Diese umfassende Anzeige war Rec. der Wichtigkeit des Unternehmens schuldig, und dem aufstrebenden Eifer und Muthe des Verfassers, von welchem die humanistischen Studien gute Früchte erwarten können. W.

Amsterdam und Leipzig.

Kunst- und Industrie-Comptoir, 1812: Handbuch der *deutschen Literatur* seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit: systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von J. S. Ersch. Professor und Bibliothecar auf der Universität zu Halle. *Erster Band*, in vier besonders paginirten Abtheilungen, die zusammen 1650 Columnen-Seiten oder 51 und einen halben Bogen in median Octav enthalten.

Durch die den drey ersten Quinquennien der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung gefolgten Repertoria hatte Hr. Prof. Ersch Allen, denen es um sichern Ueberblick des in besagtem Zeitraum wirklich Erschienenen und in critischen Blättern Deutschlands Beurtheilten zu thun war, unstreitig keinen geringen Dienst geleistet. Dennoch ließ, aus leicht begreiflicher Ursache, das Unternehmen ohne zu großen Verlust für die Verlags-handlung sich nicht fortsetzen, und da durch höchst traurige Zeitumstände die nähere Bekanntschaft mit Erzeugnissen des Auslandes seitdem noch weit mehr erschwert worden, muß man es Hrn. Ersch Dank wissen, seine in diesem Fach

erworbene und so oft schon erprobte Fertigkeit ihm noch fernerhin, wenn gleich auf den Ertrag des vaterländischen Bodens eingeschränkt, mit erneuerter Anstrengung widmen zu wollen.

Wider den terminum a quo seiner Arbeit wird schwerlich irgend Jemand Etwas von Belang einzuwenden haben, weil seit der Mitte verwichenen Jahrhunderts die gesammte Deutsche Litteratur doch einen Aufschwung genommen, und Reichthümer gewonnen hat, die Vieles des früher Gedruckten sehr oft ganz entbehrlich machen, und daher zu neuer Uebersicht mit Recht einladen konnten. Eher dürfte der Entschluß, nur das Bessere aus dieser neuern und neuesten Ernte heben und bemerklich machen zu wollen, Manchem als ein sehr kitzliches und schwer zu bestehendes Wagstück erscheinen. Wer indeß einem so relativen Begriffe nachgedacht hat, als der des Bessern ist, — und wem drängt die Nothwendigkeit hierzu sich nicht häufig genug auf? — wird bald genug wahrnehmen, daß hierüber etwas Apodictisches sich keineswegs immer bestimmen, und die Grenzen einer solchen litterärhistorischen Unternehmung eben so wenig feststellen, als die Wünsche Aller befriedigen lassen. Genug, daß Hr. Ersch niemahls nach eigener Willkühr oder kleinlichen Privat-Absichten verfuhr, sondern überall Kenner ihres Faches zu Rathe zog, und mithin Alles that, was den Kräften eines Einzigen zuzumuthen ist. Ueberdies läßt über das zu viel oder zu wenig sich etwa Vorfindende vor Erscheinung des zweyten Bandes sich noch nicht absprechen, als welcher, außer einem Ueberblicke des Versprochenen und Geleisteten

ten, auch im Abschnitte vermischter Schriften und unter andern Rubriken mehr, manches noch zu fehlen Scheinende nachhohlen; ferner durch Zusätze und Berichtigungen dem Ganzen möglichste Brauchbarkeit zu verschaffen sich bestreben wird. So weit des Rec. Kenntnisse reichten, fand dieser nur höchst selten Anlaß, einen Artikel unerwähnt, oder andere hinzugefügt zu wünschen.

Die vier (auch einzeln zu habenden) Abtheilungen des vorliegenden Bandes enthalten die Litteratur I. der Philologie, Philosophie und Pädagogik, II. der Theologie, III. der Jurisprudenz und Politik, IV. der Medicin. Jede dieser Rubriken findet sich abgesondert behandelt, und hat daher ihre eigne, systematisch abgefaßte, Uebersicht, ihre eignen Nahmen- und Sachregister. Für die Bequemlichkeit des Käufers einzelner Abtheilungen ist also bereits hinreichend gesorgt worden, und noch befriedigender für die Käufer des Ganzen ist dieß vom zweyten Bande zu erwarten, als welcher nicht nur die übrigen Litteraturen umfassen, sondern auch mit allgemeinen Registern der Autoren und Materien versehen seyn wird: ersteres noch oben drein mit der die Brauchbarkeit des Ganzen nicht wenig erhöhenden Angabe der Geburts- und Todesjahre. Hr. Ersch behält sich vor, am Schlusse des Werks, wie schon eben erwähnt, alle diejenigen Erläuterungen seines Plans und Verfahrens zu geben, die man vielleicht schon in einem Vorbericht erwartet haben dürfte, bey einer Unternehmung dieser Art aber eben so schicklich am Ende derselben ihren Platz finden werden. Was übrigens von seiner Arbeit bereits zu Tage gefördert

worden, leistet alles von einem solchen Repertorio mit Billigkeit zu Verlangende: correcter und reiner Druck, dem Auffinden der Nahmen zu Hülfe kommende Verschiedenheit der Lettern, und vor allem eine sehr zu lobende Wortsparsamkeit bey Angabe der Büchertitel, ohne diesen jedoch irgend etwas Wesentliches entzogen zu haben. — Die Anzeige derjenigen critisirenden Blätter, wo die im Handbuche aufgeführten Schriften sich beurtheilt finden, wie solches in den Repertorien der Allgemeinen Litteratur-Zeitung geschehen war, ist hier vermuthlich deswegen hauptsächlich unterblieben, weil, mit so kleinen Lettern man dergleichen Hinweiser auch gedruckt hätte, diese doch zu viel Raum gekostet, und den Ankauf des Werks (4 Thaler der Band, auf gutem Druckpapier) erschwert haben würden; sodann wohl auch deshalb, weil es mit diesem Hülfsmittel eine, mitunter ziemlich zweydeutige, Bewandniß gewonnen hat, die man dem cordaten Leser nicht erst zu enträthseln braucht. Dagegen ist, und die Nothwendigkeit davon leuchtet von selbst ein, die Angabe der Verleger und Ladenpreise, wo solche sich ausmitteln ließen, nirgend vergessen worden; woben man nur noch bemerken will, daß der oft sehr hoch angegebene Preis bändereicher oder sonst erheblicher Werke den Liebhaber nicht immer abschrecken darf, weil, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiß, die Herren Sostter bey zu hoffenderbarer Bezahlung, in Zeiten besonders, wie, leider! die jezigen sind, sich überall billig genug werden finden lassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1813.

Marburg.

Bei Joh. Christian Krieger 1813: Darstellung der Erbfolge-Classen nach Napoleons Gesetzbuche, von D. Anton Bauer, Professor der Rechtswissenschaft, Ritter des Ordens der westphälischen Krone. VIII und 196 S. in gr. Octav.

Die Rechtslehre von der gesetzlichen Erbfolge hat durch den Code Napoléon eine weit größere practische Wichtigkeit und ein neues wissenschaftliches Interesse erhalten. Sie ist daher in Frankreich und in Deutschland in mehreren eiaenen Schriften bearbeitet worden, unter welchen jedoch sowohl bei Darstellung des ganzen Erbfolge-Systems, als in Entscheidung einzelner Fragen, die größte Verschiedenheit herrscht. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift machte schon in der zweyten Ausgabe seines Lehrbuchs des Napoleonischen Civil-Rechts, und späterhin in seinem Programm: de ordinibus successionis regularis etc. eine neue Classification der gesetzlichen Erben bekannt, deren Eigenthümliches darin besteht, daß sie auf die dem Französischen Rechte ganz eigne Linienfolge, und

K (5)

also auf den Unterschied zwischen den Fällen, wo die Erbfolge mit Hinsicht auf die ganze Erbschaft, und wo sie mit Rücksicht auf die einer jeden der beiden Linie zugefallene Hälfte bestimmt wird, gegründet ist. Jetzt liefert er nun seine Theorie besser begründet, vollständiger entwickelt, und in manchen Stücken berichtigt. Er geht hierbey im ersten Abschnitt von Untersuchung der allgemeinen Grundlagen des Französischen Erbfolge-Systems aus, und beschäftigt sich zunächst mit Erklärung und Berichtigung mehrerer auf die Erbordnung und Erbtheilung sich beziehender wichtiger Vorbegriffe. In Hinsicht auf die Erbordnung gehört dahin besonders die mehrfache Verwandtschaft und die Linienfolge. Mehrfache Verwandtschaft ist ihm diejenige, vermöge deren man durch mehrere Linien mit einander verbunden ist. Da nun Linie eine dreyfache Bedeutung hat, so entstehen hieraus drey Arten der mehrfachen Verwandtschaft. Gebraucht man nämlich Linie zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen auf- oder absteigender und Seitenverwandtschaft, so ist ein mehrfacher Verwandter derjenige, welcher durch die gerade und Seitenlinie zugleich verwandt ist. Nimmt man Linie für Stamm, so ist derjenige ein mehrfacher Verwandter, welcher zu mehreren Stämmen gehört (mehrfache Stammverwandtschaft). Diese kann mehr als zwiefach seyn; sie kann in der absteigenden und in der Seitenlinie eintreten. Bezieht man endlich Linie auf den Unterschied zwischen Vater- und Mutterseite (ligne, im engeren Sinn), so ist ein mehrfacher Verwandter derjenige, welcher zugleich der väterlichen und mütterlichen Linie angehört (mehrfache Linienverwandtschaft, Germanité im Sinn des Franzöf. Rechts). Sie kann nur zwiefach seyn, und bloß in der absteigenden und

Seitenlinie vorkommen. Durch diese Unterscheidung scheinen sich alle die Schwierigkeiten zu heben, welche bekanntlich die Lehre von der mehrfachen Verwandtschaft verursacht. So ist z. B. ein vollbürtiger Bruder in der ersten und zweiten Bedeutung ein einfacher, in der dritten aber ein zwiefacher Verwandter. (Man vergleiche hiermit die gleichzeitig erschienene Abhandlung unsers Hrn. Prof. Ritters Hugo in dessen civilist. Magazin B. IV. H. 2. Nr. VI.)

Die Linienfolge (lineal-Succession) besteht in der vorläufigen Theilung der Erbschaft in zwei gleiche Hälften, mit der Wirkung, daß in einer derselben die nächsten Verwandten der väterlichen Linie, in der andern die nächsten Verwandten der mütterlichen Linie ausschließend zur Erbfolge gelangen. Verschieden davon ist die bloße Linientheilung, welche gar keinen Einfluß auf die Erbordnung, sondern nur auf die Erbvertheilung hat. Erstere Theilung geschieht, um die Frage: wer succedirt? zu beantworten; sie ist daher nur eine vorläufige Theilung; letztere hingegen geschieht zur Beantwortung der Frage: welche Erbtheile erhalten die zur Succession Verufenen? sie ist also wirkliche Bestimmung der Quoten eines jeden Erben, oder definitive Theilung (welche man jedoch nicht mit der wirklichen Auseinandersetzung der Erben, oder Bestimmung der Objecte, welche jeder für seine Quote haben soll, verwechseln darf). Dieser Unterschied ist eben so wahr, wie der Unterschied zwischen Stammfolge und Stammtheilung.

Der Verf. sucht nun zu zeigen, daß solcher der Sache nach im Code gegründet sey, stellt dann die wichtigen Wirkungen der Linienfolge dar, und liefert den Beweis, daß dieselbe nicht eintritt, wenn Geschwister oder Abkömmlinge derselben (privilegirte Seitenverwandte) zur Succession kommen.

In Beziehung auf die Erbtheilung handelt der Verf. in diesem allgemeinen Abschnitt vorzüglich vom Rückfallsrechte und von der Refente. Die Refente im weitern Sinn ist die weitere Vertheilung des an eine Linie gefallenen Erbtheils unter die verschiedenen Zweige der Linie. Nimmt man nun Linie für Stamm, so ist Refente das System, wornach jedes einem Stamm angefallene Erbtheil unter die Zweige des Stammes wieder unter-abgetheilt wird, oder das System der uneingeschränkten Stammfolge und Stammtheilung. In dieser Bedeutung tritt die Refente nach dem Code Napoléon nur bey der Erbfolge der Descendenten und privilegirten Seitenverwandten ein (Art. 740 — 742). Nimmt man hingegen Linie für den Inbegriff der Verwandten von der Vaterseite und von der Mutterseite, so ist Refente dasjenige System, wornach die einer jeden Linie zugefallene Hälfte unter die verschiedenen Branchen der Linie wieder unter-abgetheilt wird, oder das System der uneingeschränkten Linienfolge und Linien-theilung. In diesem Sinn ist die Refente durch den Code Napoléon ganz verboten (Art. 734), und es findet weder eine weitere Linienfolge, noch eine weitere Linientheilung Statt.

Der zweyte Abschnitt ist nun den Erbfolgeschaffen selbst gewidmet. Im ersten Hauptstück desselben stellt der Verf. zunächst den Begriff einer Classe auf, unterscheidet solche von Verwandtschaftsgrad und Erbfolgegrad, zeigt, daß das gegenseitige Verhältniß der Classen auf dem Ausschließungs-Princip beruhe, bestimmt genauer die Erfordernisse der Classen, und liefert dann den Beweis, daß der Code Napoléon allerdings eine Classification zulasse, wenn solche gleich nicht so einfach, als die Röchische sey. Von den Röchischen Classen gilt

nämlich das Ausschließungs-Princip absolut, d. h. in Hinsicht auf die ganze Erbschaft; so gilt es aber nach dem Code Napoléon nur von den beiden ersten Classen, während es von den zwey letzten Classen nur relativ gilt, d. h. in Hinsicht auf jede Linie für sich und die derselben zugefallenen Hälfte. Aber gerade auf dieser sehr folgenreichen Verschiedenheit beruht die ganze Classification der gesetzlichen Erben nach dem Code, welche nun der §. 18 zunächst in folgender allgemeinen Uebersicht darstellt.

Erste Abtheilung: Classen, in welchen die Erbfolge in Hinsicht auf die ganze Erbschaft bestimmt wird. I. Classe: Descendenten des Erblassers. II. Classe: Geschwister und deren Abkömmlinge (privilegirte Seitenverwandten), und mit ihnen zugleich (aber auch nicht anders) die Eltern, als privilegirte Ascendenten. **Zweyte Abtheilung:** Classen, in denen die Erbfolge in Beziehung auf die einer jeden Linie zugetheilte Hälfte, und also mittelst dieser Präliminär-Abtheilung, bestimmt wird (oder in denen Linienfolge eintritt). III. Classe: In die einer jeden Linie zugewiesene Hälfte succediren zunächst die nicht privilegirten Ascendenten (wozu nun auch Vater und Mutter gehören) nach Gradesnähe. IV. Classe. Wenn keine Ascendenten dieser Linie vorhanden sind, so kommen die übrigen Seitenverwandten (nicht privilegirte Collateralen) derselben Linie nach Gradesnähe zur Erbfolge.

Diese Classification entspricht völlig dem eigenthümlichen Erbfolge-System des Code Napoléon, welchem zufolge auf der einen Seite die zwey ersten und auch die zwey letzten Classen durch sehr wesentliche Merkmale zu einer Hauptgattung vereinigt sind, auf der andern Seite aber zwischen beiden Hauptgattungen sich sehr wesentliche Verschiedenheiten finden, welche nun der Verf. näher

entwickelt, und dadurch die wichtigen Vortheile seiner Darstellungsart für Theorie und Anwendung zu bewähren sucht. Um indessen alle Einseitigkeit zu vermeiden, und desto sicherer von der Richtigkeit seiner Methode zu überzeugen, läßt er eine Critik der von Andern aufgestellten Classificationen folgen. Dann erst werden im zweiten Hauptstück die einzelnen Classen, jener Ordnung zufolge, genauer behandelt.

Der dritte Abschnitt handelt vom Zuwachsrecht und der Devolution. Er enthält eine Erläuterung der sehr wichtigen und schwierigen Artikel 730, 786, 787, und verbindet damit eine geordnete Uebersicht und Entscheidung sämtlicher, zum Theil sehr bestrittener, Anwendungsfälle. Diese Aufgabe ist um so belehrender, je nöthiger es ist, das ganze Erbfolge-System des Code hierher stets im Auge zu behalten. Zugleich bewährt sich dadurch die Wichtigkeit jener Classification der gesetzlichen Erben. Einen Auszug daraus mitzutheilen, erlaubt der beschränkte Raum dieser Blätter nicht. Am ausführlichsten wird der sehr interessante Fall behandelt, wo die Kinder eines entsagenden oder erb-unwürdigen Halbbruders der einen Linie mit einem Halbbruder der andern Linie zusammentreffen. Der Verfasser entscheidet diesen Fall, der Vorschrift des Art. 786 gemäß, gegen Mackeldey, dahin, daß hier keine Devolution auf die Kinder des Entsagenden eintrete, sondern daß dessen Portion dem succedirenden Halbbruder der andern Linie zuwachse.

Paris.

(Fortsetzung der S. 1008 abgebrochenen Anzeige des dritten Bandes des Bulletin de Pharmacie.)

Nr. III. S. 97 theilt **Bouder** eine Analyse der Wurzel von *Eupatorium cannabinum* Linn. mit. S. 105 beschreibt **Figuiet**, auf Ersuchen des Dr. **Chrestien**, das Verfahren, nach welchem die von demselben zur Heilung syphilitischer und lymphatischer Krankheiten empfohlenen Gold-Präparate am zweckmäßigsten bereitet werden. Die Darstellung dieser Präparate ist seitdem von **Vauquelin**, **Duportal**, **Pelletier**, **Oberkampf** und **Berzelius** verbessert worden, worüber die *Annales de Chimie* Tom. 77. 78. und 80. und der 7. Band von **Schweigger's Journal der Chemie** nachzusehen sind. S. 120 le **Mercier** über die Verderbniß, welche die Blumen der *Arnica montana* durch Insecten-Eyer und Larven erleiden, und die Nachtheile, welche daraus für ihre physischen, chemischen und medicinischen Eigenschaften erwachsen. S. 128 **Charpentier** Analyse der trockenen Blumen des *Narcissus pseudo-narcissus* Linn., nebst Bemerkungen über ihre Arznekräfte. Die Doctoren **Armet** und **Wattecamps** bedienen sich dieses Medicaments als Brechmittel, um die Wirkungen der *Ipecacuanha* zu unterstützen, mit dem besten Erfolge, und nach letzterem soll sie dieselbe sogar ersetzen können. — Nr. IV. S. 145 gibt **Boullay** eine Beschreibung nebst Abbildung des von ihm zur Darstellung des Phosphoräthers zuerst empfohlenen Trichters mit doppelten Hähnen, und zeigt, wie diese Geräthschaft auch mit Vortheil zur Darstellung des Salpeteräthers und bey andern chemischen Operationen angewandt werden kann. S. 155. Von **Loiseleur-Deslongchamp** werden Bemerkungen und Versuche über die Möglichkeit, die *Ipecacuanha* durch die Wurzeln verschiedener inländischer Euphorbien zu ersetzen, mitgetheilt. S. 179 rühmt derselbe

die Blumen des Narcissus pseudo-narcissus als ein treffliches Heilmittel gegen intermittirende Fieber, bezweifelt aber, daß man sich ihrer anstatt der Ipecacuanha als Brechmittel bedienen könne, obwohl sie zu Zeiten Uebelkeiten und Erbrechen verursachen. S. 186 gibt Parmentier Nachricht von einer bey der Pharmacie générale de Hollande befindlichen, und zum Zermahlen und Zerschneiden der Medicamente dienenden Mühle. S. 188 wird eine Liste der zu Paris während des Jahres 1810 Gestorbenen mitgetheilt. Auffallend für uns war es, daß von den 18,241, worauf sich die Gesamtzahl der in diesem Jahre Verstorbenen belief, 431 Kinder an den natürlichen Blattern gestorben waren.— Nr. V. S. 193 Henry über die Auflöslichkeit des Quecksilbersublimats in verschiedenen Menstruis, und die Mischungsveränderungen, welche dieses Medicament durch Syrupe, Kobs, Decocte und ähnliche Präparate von Pflanzenkörpern erleidet, wenn es mit ihnen zu Arzneyen verbunden wird, nebst Bemerkungen von Boullay über denselben Gegenstand. S. 203 geben Boudet und Rouyer eine Beschreibung des Verfahrens der Aegyptier, den Indigo zu bereiten. S. 211. Nach Cadet soll die so genannte Pomade soluble, die bey den Damen zu Paris in großem Ansehen steht, nichts anders, als säuerlich-äpfelsaurer Kalk seyn, der mit Rosenöhl oder Citronenöhl parfümirt worden ist, und durch Versetzen des ausgepreßten Saftes von *Semprevivum tectorum* mit Alkohol erhalten wird. S. 215 theilt Astour zu Marseille sein Verfahren mit, aus den Quitten einen flüssigen Zucker darzustellen. S. 232 de Bourmistrac über Darstellung des Traubensyrups, in einem Schreiben an Parmentier. — (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 3. Julius 1813.

Paris.

Gedruckt bey Levrault: *De la richesse minérale. Considérations sur les mines, usines et salines des différens états, et particulièrement du royaume de Westphalie, pris pour terme de comparaison; par A. M. Héron de Villefosse, Ingénieur en chef (jezt Inspecteur divisionnaire) des mines et usines de l'Empire François etc. Tome premier. Division économique. 1810. 593 Seiten in Quart. Mit einer Bergwerkskarte des Königreichs Westphalen.*

Schon längst würden wir uns eine angenehme Pflicht daraus gemacht haben, dem vorliegenden wichtigen Werke eine Anzeige in unsern Blättern zu widmen, hätten wir nicht von einer Zeit zur andern auf die Vollendung desselben gehofft. Wenn uns nun gleich durch den Aufschub das Vergnügen entgangen ist, die Arbeit des Hrn. von Villefosse unsern Landsleuten zuerst empfohlen zu haben, so glauben wir uns doch keinesweges der Pflicht überhoben, jezt noch die verspätete Anzeige nachzuholen.

len, indem es uns doch wohl zu allernächst obliegt, öffentlich das Verdienst dankbar anzuerkennen, welches sich der würdige Verfasser durch dieß Werk nicht allein um die Wissenschaften, sondern besonders auch um die Kunde eines der wichtigsten Erwerbs- und Administrations-Zweige unsers Vaterlandes erworben hat. Zuerst im Jahre 1803 kam Hr. v. Willersbache als Ingénieur commissaire des Französischen Gouvernements, um für die Erhaltung der Berg- und Hüttenwerke des Harzes Sorge zu tragen. Nach einer kurzen Abwesenheit sahen wir denselben, von 1809 an, obermahl in unserer Nähe in einem noch größern Wirkungskreise, als kaiserl. Französischen Inspecteur général sämtlicher Berg- und Hüttenwerke der eroberten Deutschen Länder. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts bey den mineralurgischen Werken, die seiner Fürsorge anvertrauet waren, wirkte er mit rastloser Thätigkeit und tiefer Einsicht für das Wohl derselben. Gerade in der Zeit, in welcher man wegen ihres ungestörten Fortganges große Besorgnisse hegen mußte, sahen wir sie herrlicher, als je, blühen. Es blieben nicht allein Alle, deren Wohl von dem Glore der Bergwerke abhängt, im ungestörten Genuße ihrer Vorrechte und der Früchte ihrer Anstrengungen; sondern man machte sogar in den bergmännischen Künsten im Verlaufe weniger Jahre die auffallendsten Fortschritte. Der edle Mann, dessen kräftiger Fürsprache und zweckmäßigen Anordnungen unsere Bergwerke ihre Erhaltung und ihre Verbesserungen in jenen Zeiten hauptsächlich zu verdanken haben, hat nicht allein durch seine Handlungen in den Herzen Aller, die nähere oder entferntere Zeugen derselben waren, das schönste Denkmahl sich gestiftet, sondern nun

auch durch die Herausgabe des vorliegenden mühsamen Werks den Dank des ganzen gebildeten bergmännischen Publicums sich erworben. Die sehr seltene Gelegenheit, welche sich dem mit seinem Fache vertrauten Verfasser darbot, vermöge seiner Aemter über viele eben so mannigfaltige als wichtige, und zum Theil in Ansehung ihrer Einrichtungen und Administration musterhafte, mineralurgische Werke die genauesten officiellen Aufschlüsse zu erhalten, hat derselbe benutzt, um den jetzigen Zustand dieser mit dem der bekannten Berg-, Hütten- und Salzwerke anderer Länder zusammen zu stellen, und in Hinsicht ihrer öconomischen und technischen Direction zu beleuchten. Eine Darstellung des Zustandes der Berg-, Hütten- und Salzwerke des Königreichs Westphalen, die der Verf. am allernähesten kennen lernte, ist von ihm zum Grunde gelegt, um damit den Zustand aller übrigen zu vergleichen, wodurch das Werk für uns ein ganz besonderes Interesse erhalten hat. Der erste Theil ist allein der Bergwerks-Öconomie gewidmet; der zweyte wird sich dagegen ausschließlich mit den technischen Einrichtungen beschäftigen. Der große Aufwand von Zeit und Mühe, den die Ausarbeitung des zweyten Theils und der Stich der vielen denselben begleitenden Kupfer erforderte, ist vermuthlich der Hauptgrund jener Anordnung, die, nach unserer Ansicht, zweckmäßiger seyn würde, wenn der technische Theil dem öconomischen hätte vorangehen können. Der letztere würde dadurch unstreitig an Deutlichkeit und Interesse gewonnen haben, und es würden dadurch wahrscheinlich manche Wiederholungen vermieden seyn, die bey der jetzigen Anordnung unvermeidlich waren, indem zum Verständniß der öconomischen Einrichtungen man-

che Angaben über die betreffenden Werke vorausgeschickt werden mußten, die erst in dem technischen Theile ihre rechte Stelle finden können.

Der erste Theil zerfällt in vier Hauptabtheilungen, denen eine kurze Einleitung nebst einer sehr gedrängten Uebersicht der mineralogischen Geographie voran geht. Die erste Hauptabtheilung enthält die statistischen und administrativen Details der Westphälischen Berg- und Hüttenwerke nach den verschiedenen Gegenden, in denen sie liegen; der zweite gibt eine allgemeine Uebersicht der Salinen des Königreichs Westphalen und einiger angrenzenden Länder, nebst manchen Details über ihre Administration. Beide Abtheilungen sind von vielen instructiven Tabellen begleitet, in denen die numerischen Angaben übersichtlich zusammengestellt sind. In der dritten Abtheilung wird der mineralische Reichthum der verschiedenen Staaten mit einander verglichen, und dadurch ein Abriss einer allgemeinen Statistik der Berg-, Hütten- und Salzwerke geliefert. Die vierte Abtheilung enthält Betrachtungen über die politische Administration der Bergwerke, nebst Beiträgen zur Geschichte derselben in verschiedenen Staaten.

Erste Abtheilung. 1) Von den vormahls zu Preußen gehörenden Berg- und Hüttenwerken. — Es ist merkwürdig, von welchem großen Einflusse die Anwendung der durch Friedrich den Großen eingeführten weisen Administrations-Grundsätze auf den Ertrag der Preussischen Berg- und Hüttenwerke gewesen sind. Im Jahre 1805 belief sich der Werth der ausgeführten mineralischen Producte auf 5,679,500 Francs, der eingeführten auf 3,527,332 Francs. Seit 1786 hat sich die Ausfuhr beynahe verdoppelt, wogegen die Einfuhr nicht vermehrt

worden ist. Und diese schnellen Fortschritte sind, nach unserm Verfasser, hauptsächlich den verbesserten Bergwerksgeetzen und einer in jeder Hinsicht aufgeklärten Administration zuzuschreiben. — 2) Von den Berg- und Hüttenwerken, welche vormahls zu Hannover und Braunschweig gehörten. Der Harz ist besonders ausführlich und mit nicht zu verkennender Vorliebe behandelt. Zuerst ein Blick auf die physischen und statistischen Verhältnisse des Harzes. "C'est dans ce pays" — sagt der Verf. treffend — "qu'habite un peuple robuste et patient, qui, depuis environ huit siècles, a tiré d'immenses richesses du sein de la terre, et reste toujours pauvre; qui s'enorgueillit des dangers de sa profession, des rigueurs de son climat, et qui, par une suite heureuse de l'esprit public, introduit de bonne heure, et toujours entretenu dans le Hartz, préfère les montagnes et ses mines au reste de l'univers, et dédaigne même le plus souvent de descendre dans la plaine." — Darauf ein kurzer Abriss von der Bergwerksgeschichte des Harzes. Auch über die Harzforsten eine instructive Uebersicht, nebst einem Verzeichnisse der interessantesten, in den Harzwäldern wachsenden, Pflanzen, von dem Hrn. General-Secretär Wächter. — Der weitere Verfolg dieser Abhandlung enthält viele treffliche Aufschlüsse über die zum Theil etwas verwickelte Verfassung, so wie über den, vormahls ziemlich verborgen gebliebenen, Ertrag der Harz-Bergwerke, so deutlich und so richtig, wie wir sie bisher in keinem der vielen über den Harz zusammen geschriebenen Bücher angetroffen haben. Manche über jene Gegenstände sonst verbreitete irrige Vorstellungen werden durch unsern Verfasser auf

das vollkommenste berichtet, daher auch sein Wert nicht bloß für den Bergmann, sondern auch für den Statistiker und Staatswirth von Wichtigkeit seyn muß. Sehr unrichtige Vorstellungen hatte man z. B. hin und wieder von den Verhältnissen der Ausbeute- und Fußgruben, von dem so genannten Vorrathe im Zehnten der erstern, und der Schuld der letztern. Das, was der Verf. mit wenigen Worten darüber sagt, ist so erläuternd, daß wir uns nicht enthalten können, es hier mitzutheilen. "Dans ce moment p. e. la mine de *Dorotheë*, qui donne le produit net le plus considérable, est créditée à la trésorerie des mines (Zehnten) pour une somme de 201,670 florins de vingt gros (Mariengülden); et la mine de *St. Johannes*, pour laquelle l'appel de fonds est au maximum dans le district de *Clausthal*, est débitée d'une somme 170,336 florins; mais ce seroit une grande erreur que de regarder comme un fonds réellement en caisse la réserve pour laquelle une mine est créditée, de même qu'on ne sauroit regarder comme une dette exigible la somme pour laquelle une mine est débitée. Les fonds restent en circulation dans les travaux des mines, dont la durée est leur hypothèque. Le compte est réel; en ce qu'il détermine et compare les droits éventuels et les espérances des exploitations; mais c'est un compte courant et non pas un état de caisse: il se réduiroit à un compte purement fictif, s'il étoit question d'acquitter les créances qu'il consacre, parcequ' alors toute exploitation devoit cesser." Im Jahre 1807 waren nur 16 Blei- und Silbergruben am Harze mit einem Zehntvorrathe, der in allem 693,573

Gülden betrug. Die Schuld aller übrigen Gruben belief sich damahls auf 3,408,774 Gulden. Seit 1709 bis 1807 inclus. hat die Grube Dorothee ihren Actionnären geliefert 4,510,133 $\frac{1}{2}$ Reichsthaler, die Grube Caroline 2,610,573 $\frac{1}{2}$ Reichsthaler Ausbeute. Das Grubenfeld der Dorothee beträgt über Lage ungefähr nur zwey Braunschweigische Morgen, hat aber durch den Bergbau von 1709 bis 1807 inclus. 838,722 $\frac{1}{2}$ Mark Silber, 768,845 Centner Blei, und 2385 Centner Kupfer dargeboten. Die gesammten Kosten der Gewinnung und Aufbereitung der Minern haben in jenem Zeitraum 4,936,476 Thaler betragen. Der Totalwerth der gewonnenen Producte hat sich, nach Mittelpreisen berechnet, auf 14,737,359 Thaler belaufen. Welche lehrreiche Betrachtungen lassen sich an solche und ähnliche Notizen knüpfen, von denen das vorliegende Werk so sehr viele enthält, und die sämmtlich aus den lautersten Quellen geschöpft wurden! — Vorzüglich gut entwickelt unser Verfasser die zwar jedem Kenner wohl einleuchtende, aber von Nichtkennern häufig bezweifelte Wahrheit, daß der Harz unmöglich bestehen könne, wenn man nicht neben den wenigen Ausbeutegruben auch die vielen übrigen, theils frey bauenden, theils in Zubuße stehenden, erhalte, und daß diese Erhaltung, wenn gleich das Gouvernement dadurch nicht gewinne, doch auch nicht eigentlich ein Verlust genannt werden könne. — Auch die bisher wenig bekannten genauern Verhältnisse der Berghandlung hat unser Verfasser zum ersten Male an das Licht gezogen, und durch genaue Nachweisungen über den wahren Ertrag der Harz-Bergwerke auch die vormahls ziemlich allgemein verbreitete irriqe Sage vernichtet, daß das Gouvernement gar keinen reinen Ue-

berschuß von den Harz-Bergwerken ziehe, sondern dieselben nur der Menschen wegen erhalte. Nach einem Durchschnitte der fünf Jahre von 1801 bis 1805 betrug doch der reine, in die Staats-Cassen gestoffene, jährliche Ueberschuß von sämtlichen Ober- und Unterharzischen Blei-, Silber- und Kupfergruben bey hohen Kornpreisen, und daher bedeutendem Magazinschaden, 80,038 Thaler.

Eisen-Berg- und Hüttenwerke. Bey diesem Abschnitte befinden sich besonders lehrreiche Tabellen über die Bestandtheile und die Production der Eisenhütten. Ein kleiner Irrthum ist es, wenn von der Sorger Eisenhütte gesagt wird, daß sie ihren Eisenstein von dem Elbingeroder Büchenberge beziehe, indem der Büchenberg, an welchem die Sorger Eisensteinsgruben liegen, von jenem verschieden und weit entfernt ist. — **Metallurgische Fabriken:** Messinghütten, Kupferhämmer ic. — **Fossile Combustibilien.** Unser Verf. hält es für vortheilhaft, die Braunkohlen auf dem Steinberge unweit Münden auf Alaun zu benutzen. Seit 1809 besteht daselbst wirklich ein herrschaftliches Alaunwerk, welches aber wegen Mangel an Absatz und aus einigen andern Gründen noch nicht mit Vortheil hat betrieben werden können. — **Berg- und Hüttenwerke im ehemahligen Hessen.** — In einem Anhange von den Berg- und Hüttenwerken der vormahligen Grafschaft Mark und der Herrschaft Schmalkalden.

Zweyte Abtheilung. Salinen des Königreichs Westphalen. Sehr interessante Tabellen über Bestandtheile, Vorrichtungen und Salz-Fabrication. Das sämtliche jährliche Fabrications-Quantum bey den herrschaftlichen Salinen wird zu 32,964 Last, à 3240 Pfund, angegeben. — Von

einigen benachbarten Salinen. Auch einige Bemerkungen über die chemische Fabrik zu Schönebeck. Zu den Haupt-Fabricaten derselben gehört bekanntlich Natrum, welches durch Zersetzung von Glaubersalz im Reverberir-Feuer mit Kalk und Kohlenpulver erhalten wird.

Dritte Abtheilung. Vergleichung des mineralischen Reichthums des Königreichs Westphalen mit dem anderer Europäischen und der Americanischen Staaten. Unser Verf. unterscheidet den absoluten mineralischen Reichthum eines Staates von dem relativen. Jener wird gebildet theils durch den Werth der mineralischen Producte, die, so bald sie zu Tage gefördert worden, schon verkäufliche Ware sind, wie namentlich der mineralischen Combustiblen; theils durch den Werth derjenigen Producte, die erst durch mechanische und chemische Aufbereitung der gewonnenen Minern Kaufmannsware geworden sind, namentlich der Metalle, so wie sie im Großen auf den Hütten dargestellt wurden, ohne durch Industrie weiter veredelt worden zu seyn; also z. B. Gahrkupfer, Stabeisen. Auf eine kurze Angabe der Quellen des mineralischen Reichthums in den verschiedenen Staaten, so wie der Preise, welche bey der Berechnung des absoluten mineralischen Reichthums zum Grunde gelegt worden, folgt das statistische Tableau der durch ihren mineralischen Reichthum besonders bemerkenswerthen Staaten. Zuerst sind in besondern Columnen die Quantitäten der in jedem Staate jährlich im Durchschnitt erfolgenden Producte aufgeführt; dann folgt in einer besondern Columnen der absolute mineralische Reichthum, oder der Werth von den jährlich im Durchschnitt gewonnenen Producten, in Francs; darauf ist in zwey Columnen der relative mineralische

sche Reichthum, nach dem Flächeninhalte und nach der Bevölkerung berechnet, in Verhältniszahlen angegeben. In der ersten dieser Columnen weisen die Verhältniszahlen die Anzahl von Entreprisen zur Veredlung der rohen Producte, jede für einen Werth derselben von 20,000 Francs, nach, die auf 100 Quadrat-Myriametern ohne fremde Einfuhr von Materialien bestehen können. Für das Königreich Westphalen findet sich die Zahl 183, welche nur von der für Großbritannien angegebenen = 382 übertroffen wird. Das Königreich Sachsen folgt zunächst mit 126,2, und darauf Frankreich mit 116,4. Mit der niedrigsten Zahl = 1,4 ist Rußland aufgeführt. Die Zahlen in der zweiten Spalte geben für jeden Staat den Theil der ganzen Bevölkerung an, der von der Veredlung der rohen mineralischen Producte leben kann, vorausgesetzt daß im Durchschnitt eine jede der zuvor angegebenen Entreprisen 10 Menschen beschäftige. In dieser Columnne steht Westphalen mit 0,0036, England mit 0,0071, Sachsen mit 0,0024, und Frankreich mit 0,0028. Mit der größten Zahl ist das Spanische Südamerica = 0,0350, mit der geringsten das Königreich Baiern = 0,0005, und nächst dem sind Rußland und Spanien, beide mit 0,0006 angesetzt. So neu die Idee ist, welche diesem Tableau zum Grunde liegt, und so wichtig die Betrachtungen sind, zu denen er den Stoff darbietet, so wird doch der Verf. selbst zugeben müssen, daß die darin enthaltenen Angaben nur ein sehr ungefähres Anhalten gewähren können, indem sie sich der Wahrheit nur mehr oder weniger entfernt nähern, dieselbe aber wohl schwerlich in irgend einem Punkte ganz erreichen. Dadurch wird nun übrigens das Verdienst auf keine Weise geschmälert,

welches Hr. v. Villetfosse durch die mühsame Ausarbeitung seines Tableau sich erworben hat. Der Mangel der vollkommenen Richtigkeit liegt in dem zum Theil noch so sehr mangelhaften Angaben, welche bey den Berechnungen zum Grunde gelegt werden mußten. Wir haben nun aber doch wenigstens eine Grundlage in Händen, auf welche bey weiteren Nachforschungen fortzubauen ist, und dafür sind wir dem, der uns damit beschenkte, dankbar verbunden. — Es folgen die ausführlichern Recherchen über den Zustand der Berg- und Hüttenwerke derjenigen Staaten, von denen in dem Tableau die Rede ist: Belege zu den einzelnen Aufsätzen in demselben. Unser Verf. schöpft nicht bloß aus Büchern, sondern konnte hin und wieder auch handschriftliche Mittheilungen benutzen, unter denen ihm die des Hrn. A. v. Humboldt über America, so wie die officiellen Mittheilungen der Mitglieder des Französischen Conseil des mines, besonders wichtig waren. Die Nachrichten, welche uns Reisebeschreibungen und Statistiken über die Production und den Ertrag der Bergwerke darbieten, sind von so sehr verschiedenem Werthe, entfernen sich zum Theil so weit von der Wahrheit, daß bey ihrer Benutzung nothwendig die strenge Critik angewandt werden muß; wie sehr schwierig aber eine solche ist, weiß ein Jeder, der sich mit einer ähnlichen einmahl befaßt hat. Auch unser Verf. war hiervon gewiß ganz überzeugt, und hat darum in die zusammengetragenen Angaben keinen höhern Werth gesetzt, als ihnen ihrer Natur nach gebührt. Dieser Theil des Werks dürfte der meisten Verbesserungen fähig seyn, und würde sie hin und wieder schon jetzt aus einigen vorzüglichen Schriften erhalten können, die theils dem Verfasser nicht be-

kannt geworden zu seyn scheinen, theils gleichzeitig mit seinem Werke oder erst später erschienen sind.

Vierte Abtheilung. Politische Administration der Berg- und Hüttenwerke. Zuerst allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand, und besonders ausführliche und gründliche Erörterung der wichtigen, so oft schon discutirten, Frage, ob Regalität des Bergbaues für den Staat vortheilhaft oder nachtheilig sey? Der Verf. beleuchtet die verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand, zumahl die von Smith und von Turgot, und erklärt sich für die Regalität des Bergbaues, in so fern sie mit Bergbau-Freyheit verbunden ist. Mit den ganz aus der Natur des bergmännischen Gewerbes und aus der Erfahrung über das verschiedene Gedeihen desselben bey verschiedenen Verfassungen genommenen Gründen sind wir vollkommen einverstanden, und glauben diesen Abschnitt zu den gelungensten und interessantesten Theilen des Werks zählen zu dürfen. Den Beschluß dieser Abtheilung macht eine kurze Darstellung der Bergwerksverfassung und Bergwerks-Administration bey den Alten, so wie in den verschiedenen neueren Staaten, in denen der Bergbau von Wichtigkeit ist. Zulezt noch einige Anmerkungen und Zusätze.

Zu den besonders noch hervorzuhebenden Vorzügen des Werks gehört die Sorgfalt, welche auf die Rechtschreibung der Deutschen Wörter, der Kunstwörter, so wie der vielen Local-Benennungen, verwandt ist, die sonst bey Französischen Schriften so oft vermisst wird. Sie beweiset, wie genau Hr. v. Willefosse sich mit der Deutschen Kunstsprache und mit den Localitäten bekannt

gemacht hat. — Eine treffliche Zugabe, welche die Benutzung des Werkes ungemein erleichtert, ist eine Bergwerkskarte vom Königreiche Westphalen, die unter der Aufsicht des Verfassers durch Hrn. Julius brav gezeichnet, und von Tardieu in Paris sauber gestochen worden. Sämmtliche Berg-, Hütten-, Salzwerke und andere mineralurgische Etablissements sind darauf durch angemessene Zeichen angedeutet. Eine genaue Durchsicht hat uns von der Genauigkeit und Vollständigkeit dieser Angaben überzeugt.

Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Hrn. von Willefosse möglich seyn möge, den zweyten (technischen) Theil seines Werkes recht bald erscheinen zu lassen, und dadurch die gespannten Erwartungen zu befriedigen, womit das bergmännische Publicum demselben schon so lange entgegen gesehen hat.

Leipzig.

Ben Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von D. E. J. Stäudlin und D. S. G. Tzschirner. Erster Band. Erstes Stück. 229 Seiten.

Da es der Kirchengeschichte jetzt an einer ihr besonders gewidmeten Zeitschrift fehlt, so haben sich die Herausgeber, ungeachtet der für solche Unternehmungen ungünstigen Zeitumstände, aus reinem Interesse an dieser Wissenschaft, und im Vertrauen auf diejenigen ihrer Zeitgenossen, welche hier als Theilnehmer und Leser in Betracht kommen, verbunden, diesem Mangel abzuhelpfen, und das Ihrige beizutragen, daß dieser Zweig der Erkenntniß fernerhin von ihrem Volke culti-

virt, geachtet und geliebt werde. Die vorhergegangene Ankündigung dieses Unternehmens hat auch eine Wirkung hervorgebracht, welche ihren Wünschen und Hoffnungen sehr entspricht. Viele Gelehrte in der Nähe und Ferne, im In- und Auslande, haben ihnen theils ihre Billigung bezeugt, theils ihre Theilnahme zugesagt, theils ihre Beyträge schon zugesandt. Die Absicht ist nicht nur darauf gerichtet, neue Aufsätze, Nachrichten, Urkunden und Actenstücke zu liefern, sondern auch schon gedruckte Beyträge der Ausländer, wenn sie nicht in Werken enthalten sind, von welchen Uebersetzungen erwartet werden können, auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen, und Gelegenheitschriften, die sich nicht weit verbreiten und schwer zu erhalten sind, bekannter zu machen. Berühmte Nahmen zieren schon dieß erste Stück. I. Ueber die Antiochenische Schule, von D. S. Münter, Bischofe von Seeland. Diese Abhandlung erschien zuerst 1811 als Gelegenheitschrift unter dem Titel: De schola Antiochena. Zu der hier gelieferten Uebersetzung hat der Verfasser selbst einige Zusätze mitgetheilt, welche an den gehörigen Orten eingeschaltet worden sind. Sie enthält einen wichtigen Beytrag zu der schärfern Unterscheidung der verschiedenen Familien oder Schulen, in welche die alten Kirchenlehrer nach ihren dogmatischen, moralischen und exegetischen Ansichten zerfallen. II. Ueber die Maronitische Kirche, vom Canzler von Schnurrer. Diese Abhandlung war gleichfalls schon unter dem Titel: De ecclesia Maronitica, in zwey Programmen, Tübingen 1810 und 11, erschienen. Prof. Rosenmüller zu Leipzig hat sie, mit Genehmigung des

Verfassers, übersetzt. Sie verdiente ein größeres Publicum; sie enthält neue und ergänzende Nachrichten über eine Kirche, die sich von allen Orientalischen so sehr unterscheidet, und immer an Europäischer Sitte und Cultur Theil genommen hat.

III. Kurze Darstellung des eigenthümlicher Lehrbegriffs der Unitarier in Siebenbürgen, vom Domherrn D. Rosenmüller. Nachdem das Wenige nachgewiesen ist, was wir bisher über den Lehrbegriff dieser Unitarier wissen, so legt der Verfasser des Prof. Markos Summa universae theologiae christianaes, welche die allermeisten Theologen und Kirchenhistoriker in Deutschland nur dem Nahmen nach kennen, zum Grunde, und ertheilt daraus einen raisonnirenden Auszug.

IV. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des achtzehnten Jahrhunderts, übersetzt, abgekürzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von S. G. Tschirner. Gregoire's Werk ist für die Kirchengeschichte von großer Wichtigkeit; es enthält eine Menge neuer Notizen, die der Verfasser theils auf seinen Reisen, theils aus seiner weit verbreiteten Correspondenz, theils aus seltenen Büchern, geschöpft hat. Eine Uebersetzung des Ganzen aber ist nicht zu rathen, da das Werk Vieles enthält, was wir in Deutschland theils eben so gut, theils besser, wissen, und auch bey dem gegenwärtigen Zustande des Deutschen Buchhandels nicht zu erwarten. Da noch zudem das Werk im Original, aus besondern Ursachen, nicht durch den Buchhandel zu erhalten ist, so werden hier die Nachrichten, welche sich bey den Deutschen Kirchenhistorikern nicht finden, zusammengestellt und zum Theil mit Anmer-

1064 G. g. A. 106. St., den 3. Jul. 1813.

fungen begleitet. In dem Senator und Bischof Gregoire, unserm Freunde, dürfen wir den Lesern einen fleißigen Mitarbeiter an diesem Archive versprechen. V. **Abbrand van Hamelsveld**, eine biographische Skizze, von **C. G. R. Zimmermann**. Der Verfasser ist ein aus Sachsen gebürtiger junger Gelehrter von eben so viel Kenntniß als Talent, welcher gegenwärtig im Haag lebt. VI. **Einige Nachrichten über die Nass Kolniken**. Sie rühren von dem Hofrath und Professor von **Erdmann** zu Kasan her, und sind aus einem Briefe von ihm an Gregoire genommen. VII. **Ausbreitung des Christenthums in Tunkin**, von dem Professor **Rosenmüller**. Die Nachrichten sind aus dem *Etat actuel du Tunkin etc.* Paris 1812. von dem Französischen Missionar **de la Bissachere**, welcher 18 Jahre lang in Tunkin und den angrenzenden Ländern gelebt, und sie in allen Richtungen durchreiset hat, die Landessprache versteht und spricht, mit allen Classen der Einwohner in Verbindung war, und selbst das Diplom als Mandarin erhielt. VIII. **Ueber die neuesten Schicksale des Christenthums in China**. Die Nachrichten sind theils aus **Krusenstern's** Reise, theils aus der Geschichte der unter dem Grafen **Solowkin** im Jahre 1805 nach China unternommenen, aber verunglückten, Russischen Gesandtschaft genommen. — Das zweite Heft wird bereits gedruckt, und in kurzer Zeit erscheinen. Es wird unter andern Professor **Usteri's** in Zürich Nachtrag zu seinem vortrefflichen Anhang zu der Lebensbeschreibung **Swingli's**, von **Heß**, enthalten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1813.

Göttingen.

Hr. von Lindenau, correspondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften, welcher sich bereits durch seine Venus- und Marstafeln um die Planeten-Theorie verdient gemacht hat, ertheilte in einem Schreiben vom 20. Junius d. J. an den Professor Gauß eine vorläufige Nachricht von einer ähnlichen, nicht weniger wichtigen, dritten Arbeit über den Mercur, welche er seit kurzem vollendet hat. Es haben zwar die verdienstlichen Bemühungen von Lalande, Oriani und Triesnecker die Theorie der Mercursbahn bereits zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Allein dessen ungeachtet war es wegen mancher Hülfsmittel, die, in practischer und theoretischer Hinsicht, theils nicht benutzt worden, theils neu hinzugekommen sind, nicht unwahrscheinlich, daß eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes, mit sorgfältiger Berücksichtigung alles dessen, was die heutige Astronomie zu diesem Behuf Dienliches darbietet, noch Aenderungen und Verbesserungen der vorhandenen Bestimmungen gewähren werde. Dieser Grund, ver-

M (5)

bunden mit der Hoffnung, durch eine genaue Vergleichung der durch die Theorie gegebenen Störungen der elliptischen Mercursbahn mit den aus den Beobachtungen folgenden eine neue und zuverlässige Bestimmung der Venusmasse herleiten zu können, war es hauptsächlich, was Hrn. von Lindenau zu seiner neuen Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlaßte. Die Details dieser Untersuchungen, wovon wir hier nur einige End-Resultate beybringen, werden den Astronomen in einem, in wenig Wochen im Druck erscheinenden, Werke dargelegt werden, unter dem Titel: *Investigatio nova orbitae a Mercurio circa Solem descriptae: accedunt tabulae Planetarum ex elementis recens correctis et ex theoria gravitatis ill. de la Place constructae, auctore BERNHARDO DE LINDENAU.*

Dem vorher angedeuteten Zwecke der Untersuchung gemäß, zerfällt diese in vier Abschnitte. In den beiden ersten werden die seit 1631 beobachteten Merkurs-Durchgänge, in den letztern neuere geocentrische Beobachtungen, discutirt, und zur Bahnbestimmung benutzt. Ein doppeltes Verfahren ward auf die Merkurs-Durchgänge in Anwendung gebracht. Erstens konnte daraus Knoten, Knotenbewegung und Neigung bestimmt werden, und dann erlaubte zweitens das Eigenthümliche der Mercursbahn, vermöge dessen alle Durchgänge in einerley Knoten nahe in denselben Puncten der Bahn Statt finden, die durch die Durchgänge gegebenen heliocentrischen Längen in der Ekliptik auf mittlere in der Bahn zu reduciren, ohne daß die Differenzen zweyer durch andere Elemente, als durch die mittlere jährliche Bewegung und die jährliche Aenderung des Aphelium afficirt und wesentlich irrig gemacht werden könnten. Doch muß man zu Anwendung dieses Verfahrens allerdings eine schon ge-

näherte Kenntniß der Mercursbahn besitzen, wie dieß denn jetzt wirklich der Fall war. Zu der ersten Bestimmung, die vorzüglich eine genaue Kenntniß der geocentrischen Breite erforderte, konnten nur zwölf Durchgänge benutzt werden, und aus den siebenzehn, die überhaupt von dem Verfasser discutirt und berechnet worden sind, wurden fünfzehn Combinationen gebildet, die ihm zu numerischer Entwicklung und Anwendung des zweyten Verfahrens am vortheilhaftesten geeignet schienen. Die Vergleichung der hieraus erhaltenen jährlichen Aenderungen des Knotens und der Sonnenferne mit der durch die Theorie gegebenen, deren Werthe hauptsächlich von der Venusmasse abhängen, gab die beiden ersten Gleichungen zu deren Bestimmung an die Hand.

Die aus den nur erwähnten siebenzehn Durchgängen hergeleiteten heliocentrischen Mercurslängen, nebst hundert von Maskelyne und Piazzi beobachteten geocentrischen Längen, dienten zur Bestimmung der eigentlich elliptischen Elemente der Mercursbahn. Da für Neigung und Knoten schon vorher genäherte Werthe erhalten worden waren, so konnten diese, auf die Reduction nur geringen Einfluß habenden, Elemente zuerst ohne Bedenken unberücksichtigt bleiben. Die Differenzen der beobachteten und berechneten Längen wurden durch eine Function der Correctionen der Epoche, der mittlern Bewegung, der Excentricität, der Sonnenferne und der Venusmasse ausgedrückt, und so 117 Bedingungsgleichungen formirt, aus denen die Correctionen der zum Grunde gelegten Elemente nach der Methode der kleinsten Quadrate hergeleitet wurden. Daraus ergab sich dann auch die dritte Gleichung für den Werth der Venusmasse. Die Formation der Bedingungsgleichungen aus den

geocentrischen Längen erforderte Vorsicht und Schärfe, indem hier, wo der heliocentrische Fehler in den größten Elongationen (in denen Mercur hauptsächlich und fast einzig beobachtet ist), durch Reduction auf den geocentrischen Ort sehr vermindert wird, kleine Fehler in den beobachteten geocentrischen Längen die gesuchten Correctionen der Elemente stark ändern. Diesen Einfluß der Beobachtungsfehler glaubt der Verf. durch die Anzahl der Beobachtungen eliminirt, und den der Sonnenörter auf die berechneten Längen durch jedesmahlige Verbesserung der Sonnentafeln aus gleichzeitigen Beobachtungen, vermieden zu haben.

Mit diesen verbesserten Elementen wurden die beobachteten geocentrischen Breiten auf heliocentrische reducirt, und aus deren Vergleichung mit den berechneten hundert Bedingungsgleichungen formirt, welche Neigung und Knoten gaben. Der Wunsch, die Neigung für eine frühere Epoche zu bestimmen, und sonach aus deren beobachteter Säcular-Änderung noch eine vierte Gleichung für die Venusmasse zu erhalten, wurde durch Mangel tauglicher Beobachtungen vereitelt.

Die End-Resultate dieser Untersuchungen waren folgende:

Wird die Venusmasse, wie sie Laplace (Mécan. Céleste T. 3. p. 61) annimmt, = 1 gesetzt, so ist die verbesserte, wie sie aus den erwähnten drei Gleichungen folgt, $= 1,0974 = \frac{1}{349,132}$ der Sonnenmasse. Mit dieser Masse sind alle periodischen und Säcular-Störungen berechnet worden.

Epoche 1750 Meridian von Seeberg	253° 5' 17" 1
Mittlere jährliche Bewegung	53 43 3" 613
Sonnenferne 1750	253 33 24,3
Excentricität 1800	0,2056163

Halbe große Aye	0,3870988
Knoten 1750	75° 22' 0"96
Neigung der Bahn 1800	7 0 5,9
Säcular-Änderung der Sonnenferne	+ 1 33 22,9
— — des Knoten	+ 1 10 15,1
— — der Excentricität	+ 0"791
— — der Neigung	+ 18'380

Sämmtliche hundert in die Bedingungs-gleichungen aufgenommene beobachtete geocentrischeörter werden durch diese Elemente äußerst befriedigend dargestellt, und eben dieß ist, bey fünfzig neuern, von Bouvard in Paris und vom Verf. selbst auf der Seeberger Sternwarte angestellten, Mercur-Beobachtungen, die nicht mit zur Begründung der Elemente dienten, der Fall, so daß man zu der Hoffnung vollkommen berechtigt ist, daß diese Bestimmungen die Mercur-Bewegungen auch in den nächsten Jahrzehenten mit dem Himmel übereinstimmend darstellen werden.

Berlin.

Ueber die Religion der Ebräer vor Moses, von Lazarus Ben-David. Si ex veritate nascitur scandalum, utilius permittitur nasci scandalum, quam veritas amittatur. Hieron. 1812. 51 S. in groß Octav. Von Untersuchungen über den Pentateuch, die den Verfasser seit vielen Jahren beschäftigen, und wovon nichts bekannt werden sollte, bis das Werk als ein geschlossenes Ganzes dem Publicum überliefert werden könnte, hatte der Verfasser in einer Vorlesung in der philomathischen Gesellschaft zu Berlin eine Probe gegeben. Da der Inhalt derselben in den Zeitungen angezeigt war, und, wie die Vorrede sagt, den Feuereifer von Juden und Christen erregte, so entschloß sich der Verfasser, sie bekannt zu

machen. Die darin ausgeführten Ideen sind folgende. Der Grad der gegenseitigen Abneigung der beiden Völkerstämme, die uns der Pentateuch kennen lehrt, Eber und Kanaan, lag lediglich in ihrer verschiedenen Religion. Die Kananiten waren eigentliche Götzendiener; die Ebräer, wenigstens seit Abraham, nicht. Vielmehr hatten sie viel Aehnliches mit den Aegyptern; diese hatten in ihrer Religion drey Grade, deren Eingeweihte nicht, wie der große Haufen, Polytheisten, oder Götzendiener waren, sondern entweder, im untersten Grade, Dualisten, indem Osiris und Serapis, die beiden ersten Götter der dritten Classe, das gute und böse Princip, Ormuzd und Ahriman der Perser, bezeichneten; oder, im zweiten Grade, Verehrer der gesammten Natur, als ein streitendes Heer von erhaltenden und zerstörenden Kräften gedacht, dem unter irgend einem Symbol göttliche Ehre erwiesen wurde. Der Verfasser nennt diese, Zebaothisten; die Isis war die oberste Göttinn dieser Classe, Symbol der Natur. Der erste oder höchste Grad war die Religion des Pan oder Mentos, der Weltursache, als einziges, geistiges, ewiges und moralisches Wesen gedacht, Theismus, oder Spiritualismus. Diesen drey Aegyptischen Graden laufen im Pentateuch drey Grade parallel, Dualismus, Zebaothismus und Jehovadienst. Zwar finden wir durchaus nichts, was mit dem Osiris Aehnlichkeit hätte, allein die Cheraphim des Laban zeigen, daß dieser Stamm den Serap gekannt, also dem Dualism angehangen habe. Nämlich קראפ von קרא , der Stier, Aegyptisch Ser., ist so viel, als קראפ , der zornige Stier, das Sinnbild der aufgeregten zerstörenden Natur, das böse Princip, der Serap. S. 29. Späterhin kommt Sero-

phim ganz bestimmt für Serap vor. 4. Mos. 21, 8. müsse man übersetzen: Moses machte den kuppfernen Zauber; Talisman; wie auch 2. Kön. 18, 4. zu verstehen sey (?). Ferner, was bey den Aegyptern die Isis, das war bey den Hebräern ירי, Schaddai, die hypostasirte Idee des Zebaothismus, der gesammten streitenden Naturkräfte, als Aggregat gedacht. Daß dieser Name, den Moses nicht braucht, der aber vor Moses, im Hiob und sonst, vorkommt, einen niedrigeren Grad, als Jehovah, bezeichne, wird 2. Mos. 6, 3. ausdrücklich gesagt. Man stellte sich dabey die Gottheit als Naturnothwendigkeit vor, wie schon Aben Esra bemerkt. Das bestätigt auch die Etymologie; ירי heißt der Bebrüstete, also ה' ירי der bebrüstete Gott, die ernährende und zerstörende Kraft (das Wort gehöre beiden Wurzeln, ירי und ירי), also gerade, was die Aegypten unter Isis verstanden. Endlich die Verehrung des Jehovah führte Moses ein, der dem gesammten Volke den bisher nur den Epopten, und vielleicht nur den Priestern zu Mentos bekannten, ersten Grad der Weihe ertheilte. — Das sind die Haupt-Ideen des Verf., denen man sinnreiche Combination nicht absprechen kann. Rec. gehört nicht zu denen, über die der Verf. in der Vorrede sich beschwert, vielmehr ehrt er die Freymüthigkeit des Verf., die um so verdienstlicher ist, je mehr er von hergebrachten Ideen sich frey zu machen hatte. Für die Ehre der Hebräer würde es nicht nachtheilig seyn, wenn sie ihre Religionsbegriffe nach denen eines aufgeklärteren Volkes veredelt hätten. Auch hat man längst ihre religiösen Gebräuche aus Aegypten abzuleiten gesucht, und selbst die moderne Phrase von Orden und Graden ist nicht mehr neu. Aber die dem Verf. eigenen neuen Combinationen scheinen dem Rec. völlig un-

1073 G. g. A. 107. St., den 5. Jul. 1813.

haltbar, weil sie auf keinem historischen Grunde beruhen. Hätte sich der Verf. mit Aegyptischer Götterlehre genauer bekannt gemacht, so würde er gewiß nicht den Serapis als böses Princip dem Osiris entgegengesetzt, und letztern von der Isis getrennt, nicht den Mendefischen, durch einen Bock symbolisiren, Gott, von dem Niemand weiß, daß er als Weltursache und moralisches Wesen gedacht worden, mit Mosiss Jehovah parallelisirt haben. Die für den Dualism der Hebräer angeführten Gründe sind unbeweisend, und gegen das, was der Verf. Zebaothismus nennt, spricht der Umstand, daß im Pentateuch gerade der Name Zebaoth gar nicht vorkommt. Wenn die Cananiter eigentliche Götzdiener waren, wie konnte denn der Cananite Melchisedek (S. 47) einen höhern Grad haben, als Abraham? Ueber die Etymologien des Verf., z. B. Serar (S. 9), Theraph, Mendai (in welchem Nahmen der Sabier er (S. 40) Zebaothismen findet, die auf der Stufe Mendes Zebaoth stehen), ließe sich Vieles erinnern, wenn hier dazu der Ort wäre.

Göttingen.

Wir erwähnen mit ein paar Worten der Conchoïdis Nicomedaeae aequatio et indoles, quas examini submitit et figuris illustravit *Carolus Witte* (30 S. in Quart), durch welche Probe der junge Verfasser Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Könige, dessen Munificenz seiner Erziehung eine ansehnliche jährliche Summe ausgesetzt hat, von dem Fortgang seiner Kenntnisse Rechenschaft ablegen wollte. In einer Nachschrift bezeugt unser Hr. Prof. *Chibaut*, daß die Schrift wirklich die Arbeit des jungen Verf. sey, und der Hr. Prof. *Oslander* feiert sie durch ein Lateinisches Epigramm.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Julius 1813.

Dresden.

Anleit zur deutschen Gesamtsprache, oder zur Erkennung und Berichtigung einzel (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen, von Christian Hinrich Wolke, Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. XXXII und 460 Seiten in groß Octav.

Der edle Wettstreit für die Erhaltung, Läuterung und Ausbildung der Deutschen Sprache und ihrer alten Denkmale gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Litteratur, und man muß es den patriotischen Männern Dank wissen, die den reichen Schatz, den unsere Nation durch alle politischen Veränderungen hindurch gerettet hat, bewahren, pflegen und vermehren. Hr. Professor Wolke, der sich schon auf diesem Felde Verdienste erworben hat, gibt hier die Resultate seiner dreizehnjährigen Untersuchungen, die eine umständliche

N (5)

Critik unserer Rechtschreibung, Wortformen und Wortbildung enthalten, mit vielen neu gebildeten Wörtern und oft tiefen etymologischen Forschungen durchweht. Von dem reichen, mannigfaltigen Inhalte können wir nur das Vorzüglichste angeben. A. Untersuchung, ob die Wortschreibung der Deutschen Sprache so gut als möglich eingerichtet, oder zweckwidrig, willkürlich und schwer sey, und auf welche Weise sie verbessert werden könne. Der Verf. geht von der Gothischen Sprache aus, und zeigt, daß die Wortschreibung im Ulfilas einfacher und natürlicher sey, als die spätere (abgerechnet, daß Ulfilas in manchem dem Griechischen folgt). In den folgenden Jahrhunderten ward die Schreibweise regellos, und durch Gottsched und Adelung mit einer Menge überflüssiger Buchstaben überladen. Hier gibt der Verf. S. 14 fig. eine Berechnung, daß die Deutschschreibenden, deren er 20 Millionen annimmt, in jedem Jahre 10000 Jahre oder 5 Millionen Thaler mit Schreiben und Setzen überflüssiger Buchstaben in den Wörtern verschwenden, die durch die vom Verf. vorgeschlagene und in dieser Schrift schon eingeführte Wortschreibung sollen erspart werden können. Diese besteht in Folgendem: Man lasse Alle unnöthige Sylben, Buchstaben und Züge weg, lerne die Wurzelwörter und Partikeln richtig sprechen und schreiben, und bezeichne die verschiedne Aussprache durch Zeichen der Kürze und Länge, z. B. a, e, i für ah, äh, ih oder ie; ä, ö, u für ä, ö, u; ä, é für das kurze a, e u. s. w. Man könnte also die Doppelbuchstaben ganz entbehren, und schreiben, wie in dem vom Verf. S. 23 gegebenen Beispiele: Kéke Áfen nemen Stóke, Wílen, Múse sích zu fá-meln, &c. &c.: indessen hat er diese Art zu schreiben noch nicht gewagt, sondern die Doppelbuchstaben

nur am Ende weggelassen. Ob durch diese neue Wortschreibung für Schreiber und Setzer so viel Zeit würde erspart werden, als Hr. W. berechnet, muß man bezweifeln, indem Hr. W. nicht die Zeit in Rechnung gebracht zu haben scheint, die das häufige Absetzen und Versetzen der Striche wegnimmt. Dem Rec., der den Versuch gemacht hat, ist dieses sehr beschwerlich vorgekommen. Außerdem entstellen diese Strichelchen die Schrift, z. B. er erzelt, De'mut ꝛc., und wie leicht lassen sich diese Zeichen verwechseln, da dann die Verwirrung noch größer ist. So ist selbst in diesem Buche das Lang-Tonzeichen unrichtig gesetzt, wie S. 43 machen. Man kann dem Verf. zugeben, daß die Doppelbuchstaben am Ende des Wortes entbehrlich sind, obgleich die harte Aussprache dem Deutschen characteristisch ist, aber die Tonzeichen scheinen nicht glücklich erfunden zu seyn, und die Ersparniß eines Strichs in den ä, ö, ü, kaum der Rede werth, da die Deutlichkeit dabey verliert. Tonzeichen bedarf eine lebende Stammsprache nicht, und eine Schrift ist um so vollkommener, je mehr sie die Sprachlaute, ohne solche Hülfzeichen, darzustellen vermag. Die Deutsche Schrift ist ziemlich in diesem Falle, allenfalls könnte man die vor einem Mitlauter gedehnten Vocale, z. B. war, vor und dergl., die dem Anfänger Zweifel machen könnten, mit dem bekannten [^] bezeichnen. Dem umsichtigen Verf. kann die Betrachtung nicht entgehen, von welchen verwirrenden Folgen die Einführung einer neuen, so verschiedenen, Orthographie für unsere Litteratur seyn würde; aber er selbst bemerkt, daß diese Probe nicht ganz nach Wunsch ausgefallen sey, und einst vollkommener hervorgehen werde. — B. Versuch, die Deutschen Sprachlehrwörter kurz, deutlich und begriffgemäß auszu-

drücken. Den vom Verf. vorgeschlagenen Wörtern kann man den Vorzug der Kürze, und meistens des Bezeichnenden, nicht absprechen, nur haben sie etwas Fremdlingendes, z. B. Hauptling, Aussage, Verknüpf (Subject, Prädicat, Copula), Hauptnamer, Beylegnamer, Zahlner, Personer, Bestimmersoner, Aussager (Verba). Die Casus heißen Erstfal, Zweitfal, Drittfal 1c.; Adverbia, Umstandner 1c. Dabey feine Untersuchungen über die Vergleichgrade, über das Bedeutende des Buchstaben t, über die Zahlwörter, und deren Bildung und Formen, nebst einer neuen Bezeichnung der Zahlen durch zwey einfache Zeichen, — und (.). Sinnreich ist diese allerdings; daß sie aber an Deutlichkeit und Bestimmtheit unsern gewöhnlichen Ziffern nachstehe, wird wohl Hr. W. selbst nicht läugnen. Ueber die Aussager (Verba) S. 70 flg. viel Wahres und Richtiges. Daß Hr. W. unsere Flexion ich liebe, du liebest 1c. Verderbung und Verhäßlichung der alten Form nennt, würde wohl nicht geschehen seyn, wenn er sich erinnert hätte, daß ihr, wie in mehreren Sprachen, die Formen des Verbi substantivi zum Grunde liegt, wo nur in der dritten Person der Merzahl das t oder d weggeworfen wird. Zeitformen (Tempora) macht der Verf. 12, wovon die Nunzeit, Fortzeit und Kommezeit die Hauptclassen ausmachen. Von den Partikeln ausführlich S. 89-107, wo zum Beschluß noch mehrere Sprachlehrowörter vorgeschlagen werden. — C. Staben-, Wurzel- und Ableitkunde S. 109 flg., von den einzelnen Buchstaben und ihrer Eintheilung und Zeichen. Die Buchstaben c, ff, fl (verbunden), ph, qu, sh, st, th, z, v, r, n, müßten aus allen echt-deutschen Wörtern verbannt werden — S. 137. Wichtigkeit der Wurzel- und Ableitkunde. Hier kommt S. 140 der sonderbar ausgedrückte Satz

zuerst (in der Folae öfter) vor, daß aus den Lauten des Worts Wunderhalm alle menschlichen Sprachen hervorgegangen seyen. Es sind nämlich in diesem Worte die drey Urvocale a, e, u, und die sieben Hauptlaute w, h, d, l, r, m, n, enthalten, wovon der Verf. nach Fulda und Anton handelt, und die Ausbildung der Sprache durch Vorsetz- und Endsilben in Beyspielen zeigt. Am längsten verweilt der Verfasser bey der Endung lich, die, den Verbis angefügt, stets eine passive Bedeutung haben soll. Zuletzt gibt er S. 171 ff. Proben, wie man von Wurzelwörtern neue Wörter selbst bilden könne; aus Ort, Geist und Wort werden 500 Wörter abgeleitet, unter welchen jedoch einige schwerlich in Gebrauch kommen dürften, z. B. nachgeistern (nachahmen), umgeistern (wie ein Geist umschweben), hochorten, unbewortlich (unaussprechlich). Letzteres ist kaum richtig. Beworten heißt, nach der Analogie, nicht, in Worte kleiden, wie Hr. W. will, sondern, über Etwas Worte machen. Die Phrase: unnachwortlich ist, was ich höre, weil zu schnell vorgewortet wird, bleibt dem Rec., und vermuthlich den Lesern, unverständlich. Doch der Verf. wollte nicht durch diese Wörter die Sprache bereichern, sondern sie nur als Beyspiele möglicher Ableitung aufstellen. Er selbst dringt S. 180 fig. auf die Entfernung des unnützen Ueberflusses, und wünscht, daß einft ein thätiger, mit Verstand, Sprach- und Schönsinn begabter, Kenner der Deutschen Sprache den Wörternvorrath mustere, berichtige, und eine Auswahl des Guten, Brauchbaren und Nöthigen mache. S. 182 nähere Beleuchtung des Wortbaues, der Wurzeln, Stammwörter und ihrer Veränderung, voll etymologischer Gelehrsamkeit, hin und wieder nach Court de Gebelin. Eigen ist dem Verf. die

häufige Vergleichung des Russischen, das sich durch Verfehlung und Verwechslung der Buchstaben oft auf Deutsche, Griechische, Lateinische Wörter zurückführen läßt. S. 219 Warnungen vor Zweideutigkeiten, Widersprüchen und Lächerlichkeiten, die aus unvollkommener Kenntniß der Sprache und ihrer Regeln, und Verwechslung ihrer Wortformen, entstehen, auch Anwendung einiger Nennwörter, in 29 kleinen Gedichten und 14 Erzählungen. Nur eins zur Probe: — Geldbedarf stachelt, Brotmangel peinet, doch Geistlächerheit vibet; Geistsfälle engeßt dich, Mensch, wenn du sie zwecklich gebrauchst. S. 239 über den Gebrauch der Verneinwörter. S. 245 Berichtigung verwechelter Buchstaben in den Wurzelwörtern und verbildeter Formen. Den Umlaut des a in ä verwirft er durchaus; man solle also sagen Käufer, anständig, unbandig ic., Gedagnis, glansen (glänzen). (In Vielem muß man dem Verf. beystimmen, auch sind mehrere der hier gebilligten Formen schon bey guten Schriftstellern üblich; aber einaschen S. 250 würde nach der Analogie sehn, mit Asche belegen.) In andern Wörtern sey für ä ein e zu setzen, z. B. demmern, dengen, gehren, spehen, krenken ic.; eben so o für ö, in götlich, hoflich, loblich ic., u für ü, in Aufreurer, ausdrücklich, demutig, kluglich ic. S. 280 Berichtigung der Fehler, die aus Verwechslung der Consonanten entstehen, am ausführlichsten über den Gebrauch des s und f. S. 295 einige Bemerkte über den Wohl laut. Der Verf. hofft, daß die Sprache künftig volltöniger werde, weil wirklich schon ein Anfang gemacht sey, und gibt dazu selbst Vorschläge, besonders der Sonno, die Erda, die Mona. Eben so Donneran, Musan (Jupiter, Apollo). Sehr wahr bemerkt der Verf. über die mit Consonanten überladenen Wörter, daß sie zur Natur und Manniafaltigkeit der Sprache gehören,

und daß eine gute Aussprache viele Mißlaute mildere. Noch eine Menge von Berichtigungen zusammengesetzter Wortformen; das eingerückte **s** verwirft der Verf. jedoch, wie dem Rec. scheint, zu allgemein: schätzwert, verehrwert, wünschwert ic. sind der Form nach unrichtig — ferner der auf **n** ausgehenden Substantive, und einiger Adverbien mit **nt**. (Man soll sagen Erdrund, Sonnstaub, gefißlich, oflich (öffentlich), ordlich. Aber manche dieser Wörter sind von Adjectiven abgeleitet, z. B. offen, geflissen, wissend ic.). Die vom Verf. vorgeschlagenen Formen können indeß zum Theil Dichtern brauchbar seyn. — Die in erin ausgehenden Frauennahmen. S. 347. Man soll sprechen Dichtin, Mahlin, Stickin, Europin, Afrikin. S. 355 flg. von der Doppelform der Ausfager (Verben), wo der Verf. viel weiter geht, als der Sprachgebrauch bisher erlaubte, z. B. affen, äffen, glansen, glänfen (glänzend machen), grandfen, grändfen (begrenzen). Er erwartet (S. 372), daß man einst durchall sagen werde: ich riechte die Blume, die angenehm roch. Es smikt mir das Essen, es smak mir so gut, nie hat es mir besser gesmoffen; ich blaste kalt ic. Zulezt ein Gedicht, der Geist der Deutschen Sprache überschrieben, in reimlosen Jamben. Es enthält eine Art von Geschichte der Sprache, nebst Schilderung ihres Werths, Ermahnung, sie zu schätzen und zu ihrer Verbesserung beizutragen, wobei die in dem Anleit gegebenen Regeln und Lehren kurz wiederholt werden.

So sehr Rec. das Verdienstliche in den Bemühungen des Verf., die Sprache zu vervollkommen und zu berichtigen, anerkennt, welchem er recht viele Leser und besonnene Beurtheiler wünscht, die sich nicht durch die vom Verf. gewählte etwas beschwerliche Wortschreibung abschrecken lassen, so kann er doch nicht umhin, zu gestehen, daß ihm der Verf. nicht sel-

ten die Grenzen des Grammatikers zu überschreiten und zu viel zu reformiren scheint, indem er Schreib- und Sprachformen aufstellt, die die Sprache füglich entbehrt, und die schwerlich als Verbesserungen dürften anerkannt werden, wenn er z. B. S. 33 vor schlägt: Apfler, Birner, Zuckerer, Delner ic. (nach pommier, poirier, lucrier, huilier) zu sagen, und so des Vorzugs der zusammengesetzten bestimmtern Wörter sich zu begeben; oder wenn er (S. 50) neue "Kleinwörter" bildet, Stadtchen, Städtchen, Häuschen, Häuschen ic., und die Endung lich stets passiv genommen wissen will, da doch Wörter, die von activen Verben gebildet sind, wie, erfreulich, erbaulich ic. von Rechts wegen eine active Bedeutung haben. Der Verf. nennt dieses form- und begriffwidrig. Eben so willkürlich scheint es, daß er (S. 281) Sugt, Geldsugt, Ehrsugt, schreibt, und dieses von saugen, ableitet, mit Verwechslung der Stammwörter, da es offenbar von stechen, süßen, stammt; und gebietisch, schwärmisch, hausaltig S. 354, für gebietetisch, schwärmerisch ic., welche Formen er zu den ohrwidrigen Lauten rechnet. Aber die Wörter kommen ja von Gebieter, Schwärmer, nicht von gebieten. Formen, wie Glans, Lans, Kamf, Damf, konnte dem Vf. nur eine zu weiche Aussprache und eine Vorliebe für die niedern, sanftern Mundarten empfehlen. Wenn der Vf. den tief in der Sprache gegründeten Umlaut der Vocale verwirft, und die regelmäßige Conjugation fast überall einführen will, so scheint er nicht erwogen zu haben, daß die Sprache dadurch breit und eintönig werden würde, und daß die unregelmäßige Conjugation ein Character des Alterthums und der Ursprünglichkeit sey. — Zum Schluß bemerkt der Vf., daß er noch zu 12 Vogen guten Sprachlehrstoff bereit habe, zu dessen Bekanntmachung wir ihm alle Unterstützung wünschen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1813.

Paris.

Ex officina J. M. Eberharti, Collegii Imperialis Franciae Typographi, ist ein Werk zum Vorschein gekommen, worauf wir schon lange mit Sehnsucht gewartet haben, *Joannis Laurentii Lydi Philadelpheni De Magistratibus Reipublicae Romanae libri tres. ΠΕΡΙ ΑΡΧΩΝ ΤΗΣ ΡΩΜΑΙΩΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑΣ*. Nunc primum in lucem editi et versione, notis indicibusque aucti a *Joanne Dominico Fuß*, Praefatus est *Carolus Benedictus Hase*, Codd. Graec. et Lat. in Bibliotheca Imperiali Parisiensi sub Conservatore Custos. 1812. S. LXXXVII und 316 in Octav.

Die Entdeckung dieses bisher ganz unbekanntes sehr schätzbaren Werkes aus dem sechsten Jahrhunderte nach Chr. Geb. verdanken wir dem hochberühmten Hellenisten *Joh. Bapt. Caspar d'Ansse de Villoison*, welcher im Jahre 1784 u. f. den vortrefflichen königl. Französischen Gesandten bey der Ottomannischen Pforte, den Hrn. Grafen *Gabr. Aug. de Choiseul-Gouffier*, nach Constantinopel begleitete. Im Jahre 1785 fand Villoison einen

D (5)

Codex, der Johann Lydus Griechische Werke de ostentis deque magistratibus Reip. rom. enthielt, in der Bibliothek des Prinzen Constantinus Sultanzaris Bei Morusi, welcher kurz vorher Hospodar der Wallachey gewesen war, und nun eine gelehrte Muße in seinen anmuthigen Gärten zu Curucisma, einem an der Meerenge gelegenen Dorfe bey Constantinopel, genoß. Der Hr. Gesandte, durch Willoison davon benachrichtigt, erhielt darauf diesen Codex vom Prinzen zum Geschenk. Wären nicht die traurigen Zeiten der Revolution, welche den Hrn. Grafen zum Auswandern zwangen, dazwischen gekommen, so würde dieß kostbare Geschenk durch Willoison, der desselben in den Proleg. ad Iliad. p. XLVI gedenkt, viel früher ein Gemeingut geworden seyn. Als auch Willoison im J. 1805 darüber wegstarb, so überließ Hr. Gase, dem dieß Geschäft der Herausgabe nun vom Hrn. Grafen übertragen wurde, seiner Amtsgeschäfte halber dasselbe dem geschickten Schüler von Wolf, Hrn. Joh. Domin. Fuß, aus Duren im vormahligen Herzogthum Jülich, der sich schon seit einigen Jahren in Paris aufhält, und übernahm bloß die Abfassung des diesem Werke vorgesezten Commentarius de Joanne Lydo, und die Herausgabe des andern Werks von Joh. Lydus, de ostentis, welches wir hoffentlich bald erhalten werden. Doch hat er und der gelehrte Gregorius Georgias Salycus oder Salikoglu, aus Theffalonich, dessen Französisch-Neugriechisches Wörterbuch wir im J. 1810 angezeigt haben (vergl. Bredow Epistol. paris. p. 228) zur Verbesserung des Textes nicht wenig beygetragen. Der Fleiß des Hrn. Fuß und seine gelehrten Einsichten sind nicht zu verkennen. Nur die ganz unbezweifelten Verbesserungen sind in den Text aufgenommen, die minder sichern in den Noten angezeigt, welche über

dieß einige eregetische Bemerkungen und die von Joh. Lydus angeführten Stellen der Schriftsteller, falls sie sich finden ließen, enthielten. Einige dieser Stellen, die nachher entdeckt wurden, hat Hr. Fuß in der Vorrede S. 85 nachgetragen. Die Uebersetzung ist, so viel wir verglichen haben, treu. Da der Inhalt des nicht ganz vollständig auf uns gekommenen Werks — etwa der zehnte Theil ist verloren gegangen — schon aus dem Titel hervorgeht, woben wir nur noch bemerken wollen, daß Joh. Lydus alle Magistratus, die bis zu seiner Zeit existirten, mit manchen willkührlichen Einschübseln und unpassenden Etymologien, welche Manier des Lydus schon aus den Fragmenten über die Monathe bekannt ist, angeführt, und, ohne tief zu schöpfen, beschrieben habe; so wird es unsern Lesern, welche Freunde der Litterär-Geschichte sind, hoffentlich willkommen seyn, hier einen kurzen, jedoch genügenden, Auszug aus des Hrn. Hase gelehrtem und instructiv verfaßtem Commentarius de Jo. Lydo zu finden, von welchem Schriftsteller übrigens schon in Fabricius Bibliotheca Graeca an acht Stellen einige Nachricht vorkommt, und in unsern Gel. Anz. vom J. 1794 S. 1273 f. die Excerpte von den Monathen, die Hr. Schow herausgegeben hatte, angezeigt wurden. Gleich die Anzeige der Quellen, aus denen Hr. Hase seine Nachrichten genommen hat, nimmt für diesen Gelehrten ein; so genau und trefflich ist sie. Joh. Lydus berichtet von sich selbst am genauesten in diesem Werke. S. III. Johannes Laurentius, von seinem Vaterlande Lydien *Lydus* benannt, ward im J. 490 nach Chr. Geb. zu Philadelphia am Tmolusberge in Asia proconsulari von angesehenen Eltern geboren, studirte zu Constantinopel, bloß um die Zeit auszufüllen, unter Agapius aus Athen, einem

Schüler von Proclus, Philosophie, trat dann in Staatsdienste, und bekleidete hohe, und, was Johann Lydus nicht vergißt zu bemerken, lucrative Posten, hauptsächlich wegen seiner guten Kenntniß der Lateinischen Sprache, und starb, ziemlich betagt, in Ansehen, höchst wahrscheinlich gegen das Jahr 565. Unter den Schriftstellern des Justinianischen Zeitalters ragt Lydus hervor, und die Anmuth seiner für uns verloren gegangenen Verse lobt der Kaiser Justinian selbst nach S. 200 dieses Werks: wiewohl dieß Lob von dem gelobten Kaiser wenig Gewicht hat. Als vorzüglicher Kopf erscheint Lydus zwar nicht: aber er war fleißig, und hatte eine große Belesenheit in Griechischen und Lateinischen Schriftstellern, die meisten Theils für uns verloren sind. Dieß gibt ihm keinen geringen Werth in den Augen des Vitterators. Für sein Zeitalter war er gleichwohl ein vorzüglicher Mann. Darauf deutet auch Hr. Hase hin, indem er mit fünf schönen Versen eines noch nicht edirten geschmackvollen Dichters, die wir als ein Ineditum beyfügen, den Uebergang zu den Schriften des Lydus macht. Ὡς δὲ Παλασσαίῳ ἐν οἴδιαισι νῆσος ἀνίσχει, Δαίδαλέη σταχύεσσι καὶ ἀπτερόεντι κορύμβῳ, Καὶ Παλερῶ λειμῶνι, καὶ εὐδένδροισιν ἐρίπναις Τὴν δὲ παραπλώντες ἐπολιζοῦσιν ὀδίται, Ἄλγεα βουκόλοντες ἀλιμνήτοιο μερίμνης. Etwas Philosophisches ist von ihm nicht geschrieben, oder uns doch nicht bekannt geworden; denn der ihm zugeschriebene Commentarius in Theophrastum de sensu et phantasia. ist von Priscianus Lydus, seinem Landsmanne und Zeitgenossen. Dagegen verfaßte er drey historische Schriften, die aber alle verloren gegangen sind. 1. Ein Eloge auf seinen Gönner Zoticus, der ihm für jede Zeile ein Gold-

stück bezahlen ließ, nach dem Muster der Freygebigkeit des Caracalla gegen Oppian, und der Octavia gegen den Virgil. 2. Eine Lobrede auf den Kaiser Justinian. 3. Eine Geschichte des ersten Persischen Krieges: wiewohl dieß letztere noch zweifelhaft ist. Vorhanden sind noch 1. zwey Excerpte aus seinem Werke über die Monate, eine Art von Kalender, von Isaki, wie die Ovidischen. Dieses Buches gedenkt Lydus mehrmahls in diesem Werke de magistratibus. Es ist in mehr als Einer Hinsicht schade, daß sich dieß Werk nicht ganz erhalten hat. Es war ursprünglich in diesem Codex enthalten; die paar Blätter, die davon noch übrig sind, doch ganz unleserlich, betreffen den Anfang des Novembers. Die Ausführung über diese beiden Excerpte ist vortreflich gerathen. S. XXXVI f. Hr. Scow hat aus den beiden seine Ausgabe im Jahre 1794 gemacht, jedoch bey weitem nicht so, daß man damit zufrieden seyn könnte. 2. Dieß Werk de magistratibus. 3. De ostentis, *περὶ διοσημειῶν*, wovon einige Fragmente gedruckt sind. Es ist sehr merkwürdig wegen der vielen neuen Dinge, die zu der Wissenschaft gehören, welche aus den Eingeweiden der Thiere, aus dem Vogelfluge und aus dem Donner und Blitze Vorbedeutungen zog. Bey den Alten, als Theophrastus Simocatta, Peda venerabilis u. a. stand dieses Werk in Ansehen. Ein ähnliches, schon aus Fabricius Bibl. Graeca bekanntes, zum Theil noch ungedrucktes Werk, die Anthologie, oder Florida des Terentius Valens, befindet sich im Manuscript auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris, und wird von Hrn. Hase bey der Ausgabe des Werks de ostentis benutzt werden. S. LXXVIII. Im 7. und 8. Jahrhunderte waren die Einfälle der Araber ins

Byzantinische Reich, wie andern Schriften, so auch denen des Johannes Lydus, sehr nachtheilig. Mit Recht lobt Hr. Hase hier zum Beweise dieses seines Satzes unsers Hrn. Prof. Heeren's Geschichte des Studiums der classischen Litteratur B. I. S. 98, und unsers Hrn. Prof. Ritters Eichhorn Geschichte der Litteratur B. I. S. 562. Als lehrreiches Beyspiel führt er den Johannes Epiphaniensis am Ende des 6. Jahrhunderts an, von dessen damahls hoch berühmter Geschichte Hr. Hase in den Vaticanischen, nach Paris gebrachten, Manuscripten eines entdeckt hat, das aber auf schlechtem Papier (charta cariosa) im 12. Jahrhundert geschrieben, nur den ersten Theil, und diesen nicht einmahl ganz, enthält. Diesen verwechselt Fabricius Bibl. Graeca Vol. VI. p. 686 Harles. ed. ganz irrig mit Johannes aus Antiochien, da doch schon sein Zunahme zeigen mußte, daß er aus Epiphania war. Sehr lehrreich und gut ausgeführt ist das Kapitel von den Zeugnissen, unsern Lydus betreffend, aus Photius, Leo dem Weisen &c. &c. Doch erhält das Scholion aus dem Cod. Venet. Homer. Iliad. Nr. CCCCLIII, welches S. XXIX angeführt wird, eine ganz andere Auslegung, wenn man Heyne's Var. Lectt. et Obs. ad Il. ω, 617. Tom. VIII. S. 728 vergleicht. Dann verschwindet das Zeugniß aus dem Scholion ganz. Die beiden berühmten Manuscripte der Ilias aus der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig Nr. 453, 454, sind jetzt zu Paris. Das Buch de ókrentis: Vier Fragmente sind noch davon da. Aber von dem nun abgedruckten Buche de magistratibus ist außer dem Caseolivischen, von Willoison entdeckten, Manuscripte keine sichere Spur übrig geblieben, wiewohl doch eines der vier tausend Griechischen Manuscripte,

welche die kaisert. Bibliothek zu Paris aufbewahrt, dieses Werks zu gedenken scheint. Gelehrt und erschöpfend ist die Abhandlung über die Herausgeber der sieben Fragmente von Eudus, ehe dieß Casolinische Manuscript bekannt wurde. S. LVIII f. folgen einige Verbesserungen des Schowischen Fragments de merlibus: nämlich S. 124 Z. 8 ist, wie schon sonst bekannt, statt Βουστρίω und Αὐγούστων zu lesen γουστρίω und Αὐγούστειον; Z. 18 ist für πάλιν zu lesen πύλην. S. 125 Z. 1 ist aus Clem. nt. Alexandrin. cohortat. ad gentes I. p. 25 Potter. genommen, und demnach zu ergänzen: ἐν τοῖς κρυπτοῦσι vor ὁπλοῖς ἐταφῆ. Dann folgt die Geschichte der Entdeckung dieses Manuscripts, mit einem gefühlvollen und würdigen Lobe des Hrn. Grafen Choiseul, Gouffier und des sel. Billoison S. LXI ff. Wir verdanken die Herausgabe dieses Werks der Großmuth des Hrn. Grafen, auf dessen Kosten es gedruckt ist. Der Hospodar der Wallachen, in der gelehrten Welt nicht unbekannt (s. Jöcher), Nicolaus Maurocordatus, hatt: das Manuscript um das Jahr 1722 wahrscheinlich aus einem Griechischen Kloster in seine große Bibliothek zu Bucharest gebracht, welche aber nach seinem im Jahre 1730 erfolgten Tode zerstreut wurde. Er nennt den Codex deshalb *Casolinus*, weil die Vorfahren des Besitzers im 10. Jahrhunderte Grafen von Casolo hießen. Der Codex ist vorn und hinten verstümmelt, auf Pergament, klein Folio, im 9. oder 10. Jahrhundert gut geschrieben, voll Itacismen, von Nässe und Alter übel zugerichtet u. s. w. Hr. Hase verspricht in seiner Ausgabe des Buchs de ostentis eine Abhandlung de ingenio Lydi, de fontibus, de graecitate et eruditione latina zu liefern. Wir

1088 G. g. A. 109. St., den 10. Jul. 1813.

freuen uns dieser Aussicht, und danken dem Hrn. Grafen, den beiden gelehrten Deutschen und dem edeln Neugriechen für dieß achtungswürdige Geschenk und ihre daran gewandte Bemühung, es in einer so angenehmen und nützlichen Gestalt öffentlich auftreten zu lassen, aufs herzlichste und verbindlichste.

Leipzig.

Ben Feind: Anthropologische Fragmente, vorzüglich in moralischer Hinsicht. Von Friedr. August Voysen. 1812. 258 S. in Octav.

Der Verfasser dieser philosophischen Abhandlungen, die manches Bemerkenswerthe enthalten, ist in der Hauptsache dem Kantischen Systeme getreu geblieben. Aber in mancher nicht unbedeutenden Hinsicht weicht er von dem buchstäblichen Kantianismus ab. Man kann seine Bemühungen als Versuche ansehen, Kantische Ideen zum Theil zu berichtigen, zum Theil durch anthropologische Anwendung gemeinnütziger zu machen. So sucht er z. B. in der ersten Abhandlung zu zeigen, daß man das Sittengesetz (nämlich nach der Kantischen Formel) als die Form einer nicht sinnlichen (inneren) Anschauung erklären müsse. In der zweyten Abhandlung wird das moralische Gefühl als völlig verschieden von dem moralischen Gesetze betrachtet. Jenes gehöre in Ansehung seines Ursprungs, so fern es Gefühl ist, zur Sinnlichkeit; das moralische Gesetz aber sey durchaus überfinnlich. Mehrere dem Verfasser eigene Gedanken finden sich auch in den practischen Abhandlungen über die Methode der moralischen Cultur der Jugend, und über die moralische Wirkung der Beispiele.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 10. Julius 1813.

Paris.

Bei Renouard, Schöll und Lenormand 1812:
Manuscrits de la Bibliothèque de Lyon, ou
Notices sur leur ancienneté, leurs auteurs, les
objets qu'on y a traités, le caractère de leur
écriture, l'indication de ceux à qui ils appar-
tinent etc. — Par *Ant. Franç. Delandine*, Bi-
bliothécaire de Lyon, Membre de l'Académie
de cette ville, Correspondant de l'Institut.
Drey Bände in gr. Octav. I. 6 u. 486, II. 542,
III. 596 Seiten.

Daß eine so alte, längst volkreich und wohlha-
bend gewordene, Stadt, wie Lyon, der es eben so
wenig an litterarischen Anstalten und Bücherfamm-
lungen gefehlt, auch in Hinsicht auf Handschriften
manche Merkwürdigkeit werde enthalten haben, lei-
det wohl keinen Zweifel. Dennoch blieb man bis-
her nur sehr unvollständig davon unterrichtet; Rei-
sebeschreiber berührten diesen Gegenstand bloß im
Vorbengehen, und selbst der in zwey dicken Quart-
bänden die Litterar. Geschichte Lyons ex professo
behandelnde Jesuit de Colonia (sein Werk erschien

1728 und 1730) ließ es hierüber bey oft nur flüchtig hingeworfenen Notizen bewenden. Ein Verfaumniß, das anjetzt gar nicht mehr nachzuhohlen ist; denn außer den Bomben- und Kanonenkugeln, die während der Revolutionsstürme Frankreichs im bekanntlich 1793 hart geängstigten Lyon eine Menge solcher Kostbarkeiten vernichtet haben, wurden dergleichen auch durch Räubereyen und Gaunereyen in Menge entwendet. Aus mehreren von Hrn. D. angeführten Beyspielen hier nur ein paar! Vom heillosen Comité de salut public angeblich abgeschickte Commissare suchten aus, was ihnen gefiel, und füllten damit 14 große Kisten; statt aber nach Paris zurück zu gehen, eilten sie mit ihrem Raube die Rhone hinunter, wahrscheinlich um ihn, gegen gute Belohnung, den damahls Toulon belagernden Engländern in die Hände zu spielen. Vorsteher anderer Stadt-Sectionen ließen in der Folge mehrere Karren voll Bücher aus den Bibliotheken wöchentlich hohlen, um damit — quis talia fando, cet. — ihre Oefen zu heizen!

Daß man, nachdem endlich Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, sich desto eifriger angelegen seyn lassen, alles Gerettete in Sicherheit und unter strengere Aufsicht zu bringen, auch das in aufgehobenen Klöstern und andern Instituten sich von Werth etwa noch Vorfindende in ein von der Municipalität inspicirtes Ganzes zu vereinigen, versteht sich von selbst; und da hätte die gute Stadt denn allerdings keinen thätigern Bibliothecar sich wünschen können, als unsern Verfasser. Zu Lyon selbst 1757 geboren, ehedem schon Bibliothecar-dassiger Academie, und mit allen Verhältnissen seiner Vaterstadt zuerst als Sachwalter, und dann in andern Aemtern, von Jugend an vertraut, hat er auch durch ein raisonnirendes Verzeichniß ihrer

Geschichtschreiber, durch beträchtlichen Antheil an der achten Ausgabe des in Frankreich so beliebten Dictionnaire Historique und andere Arbeiten mehr, seinen Landsleuten sich längst als geübten und brauchbaren Schriftsteller beurfundet. Vorliegendes Werk ist ein neuer Beweis seines noch immer unermüdlischen Fleißes; denn obgleich nur 1518 Artikel den Ertrag desselben ausmachen, war, wie sogleich sich zeigen wird, zu ihrer Bearbeitung doch eine Geduld erforderlich, die in Zeitumständen, wie die jetzigen sind, wohl überall höchst selten anzutreffen seyn dürfte.

Der gesammte, in dasiger, auch durch ein sehr günstiges Local, wie bekannt, sich auszeichnenden Stadt-Bibliothek nunmehr vereinigte Handschriftenvorrath ist von ihm in vorliegendem Verzeichnisse sowohl, als im Gebäude selbst, nach Sprachen geordnet worden, die dann wieder ihre Abtheilungen nach den Haupt-Disziplinen haben; worüber am Ende jedes Bandes synoptische Indices, und am Schlusse des letzten ein allgemeines Namenregister, sich befinden. Nach so vielen erlittenen Verlusten ist es eben nicht befremdlich, im Fache der Morgenländischen Sprachen nichts von Bedeutung mehr darin anzutreffen. Selbst das berühmte Chinesische Original, aus welchem Abbé Grosier die Geschichte dieses Reichs in 12 Quartbänden, Paris 1775 u. f., nach der davon gefertigten Uebersetzung des Missionars de Mailla herausgegeben, ist nicht mehr in Lyon zu suchen, weil nämlich die damaligen Bibliotheks-Vorsteher, unbegreiflicher Weise, dem Herausgeber damit ein Geschenk gemacht hatten! — Nur ein halbes Duzend Griechischer Handschriften, wotunter die Hom. et Serm. St. Basilii von hohem Alter, das einzige etwa Bemerkenswerthe. — Im Felde der

Lateinischen Litteratur sieht es freylich etwas ergiebiger aus, als deren Artikel doch von Nr. 56 bis 634 fortlaufen; von ausnehmend hohem Alter, absoluter Seltenheit oder entschiedenem Werthe, will sich indeß darunter doch nichts finden lassen, und aus der Büchersammlung, die schon auf Befehl Carls des Großen zu Lyon angelegt, und in der nächsten Folgezeit auch wirklich fortgesetzt worden, scheint nur sehr Weniges übrig geblieben zu seyn. Daß also Uebersetzungen der Bibel, Kirchenväter, Missale und Breviare, scholastische Theologie und Philosophie, ältere und neuere Kirchengeschichte, Chroniken- und Legendenschreiber, canonisches Recht und dergl. bey weitem die Mehrzahl ausmachen; Abschriften der Classiker aber in nur geringer Anzahl und von meist unbedeutendem Alter noch vorhanden sind, ergibt sich von selbst. Nähere Untersuchung des einige Aufmerksamkeit denoch Verdienenden würde für unsere Blätter viel zu weit führen; denn wenn z. B. auch Nr. 241 *Plinii* Hist. natur. auf Pergamen, sich durch ziemliches Alter und überaus nette Schreibzüge empfiehlt, so bleibt noch immer die Frage: was für Dienste er dem Hardouin bey seiner Ausgabe geleistet? als welchem ein so gut erhaltener Codex nicht entgehen können. Ein paar Codices mit Origenianis in Lateinischer Version (des übel berühmten Uebersetzers Rufini vermuthlich) zeigen Eigenschaften, die es sehr wahrscheinlich machen, daß solche zu Carls des Großen Zeit, auch wohl früher noch, geschrieben worden, und daher Ueberreste der unter seiner Regierung angelegten Bibliothek seyn mögen. Der innere Werth eines Aulus Gellius, oder, wenn man will, Agellius, gleichfalls auf Pergamen, dessen Außenseite und treffliche Erhaltung

unter Nr. 98 sehr gerühmt wird, könnte wohl auch zur Prüfung einladen.

Ungleich befriedigender, für Franzosen hauptsächlich, steht es um die Sammlung in ihrer Sprache hier vorhandener Handschriften. Diese nimmt den übrigen Raum, und also mehr als zwey Drittel der Bogenzahl, ein; mit Ausschluß eines Suplements von nur 33 Numern, das über alle Fächer sich verbreitet. Daß ein, überhaupt genommen, doch nur sehr mäßiger Vorrath drey starke, gar nicht karg bedruckte, Bände füllen konnte, rührt daher, weil der Verf., um seinen Landsleuten so nützlich als möglich zu werden, außer der Anzeige des Außern, der Seitenzahlen u. s. w., auch die Geduld gehabt, in mit kleinerer Type gedruckten Noten nicht nur die Geschichte der Codicum, so weit sich solche erforschen ließ, überall mitzutheilen; sondern auch Manches, das Leben der Autoren, den Inhalte ihrer Schriften und die Ausgaben derselben, bald umständlicher, bald kürzer, beizufügen. Daß nun in Hinsicht auf alte Litteratur dieser Notenreichtum uns Ausländern nicht selten theils überflüssig, theils dennoch ungenügend dünken wird, steht allerdings zu befürchten. Da indeß Hr. D. für seine Landsleute zunächst sich es so sauer werden lassen, und Er, als erfahrener, schon bejahrter, Mann ihre Bedürfnisse unstreitig am besten kennt, wird wohl Niemand so unbillig seyn, mit ihm hierüber kritteln, oder gar so voreilig, ihn noch belehren zu wollen, wie ein solcher Catalog, für seine jüngern Mitbürger besonders, und wie die Sachen jetzt in Frankreich stehen, etwa am lehrreichsten wäre abzufassen gewesen. Genug, daß er gethan, was ihm für sein Vaterland am zweckmäßigsten schien; und daß auch dem Auslande durch gleiche Behandlung der sa

zahlreich hier aufgestellten Französischen Handschriften kein geringer Dienst geschehen: denn wie manche auch dem Deutschen Litterator willkommene Notiz wird man hier vorfinden! Dadurch endlich, daß die der Lyoner gelehrten Gesellschaft, oder Academie, übergebenen Abhandlungen nunmehr in der öffentlichen Bibliothek niedergelegt sind, hat letztere allein einen Zuwachs mehrerer tausend Handschriften erhalten, die, wie natürlich, in Volumina verwandten Inhalts gebracht, von Hrn. D. aber nicht nur Stück für Stück angezeigt, sondern auch, größtentheils wenigstens, durch beygefügte Noten noch kenntlicher gemacht werden. Da es unter diesen, zum Theil ungedruckt gebliebenen, Autoren sehr achtungswerthe Nahmen gibt, werden alte und junge Franzosen gar nicht übel thun, bey litterarischen Unternehmungen auch diese handschriftlichen Aufsätze nicht unbefragt zu lassen. Auch ist zu loben, daß mancher andere Gelehrte, Kunst- und Sachenkenner seine nicht eben zum Druck bestimmten Papiere dem Institut anvertraut, oder dieses sich dergleichen anderweitig verschafft hat; denn warum soll nur allein Altes dem Untergange entrißen werden? Daß hier und da eine Kleinigkeit mit einschlüpft, ist freylich kaum zu vermeiden, thut jedoch dem Werthe, des Ganzen wenig Eintrag. So wird vielleicht manchen Deutschen Leser ein Lächeln anwandeln, wenn er hier unter Nr. 1476 ein paar Briefe epitomirt findet, die unsre Landsmännin, Frau von Krüdener, geborne Vieringhot, im Jahre 1804 an den dasigen Professor Berenger geschrieben. Jene nämlich hatte ihren, wie sich versteht, Französisch gefertigten und auch in Frankreich gern gelesenen Roman Gustav und Valerie in Lyon zu Ende gebracht. Für die daselbst genossene freundliche Aufnahme hier also ein Strauß ausgesuchter und mit sentimentalen

Blättern durchflochtener Complimente. — Oder unter Nr. 840 ein vom Könige Friedrich II. an die Lyoner Academie durch Hrn. Chiebault bestellter Gruß, als dem der Monarch aufgetragen, ihr ein Exemplar seines Eloge de Voltaire zu übermachen, und sie zugleich de son dévouement zu versichern, welche Worte denn auch, wie billig, mit gröberer Schrift sich hier abgedruckt finden. — Ernsthafter ist schon die Sache, wenn man Nr. 696 und 1387 Nachrichten von den academischen Verhandlungen und dem Briefwechsel d'Alembert's antrifft, der auf die Ausschließung des Jesuiten und Bibliothecars Tolomas bey dafiger Academie mit größter Hestigkeit und aus keiner andern Ursache drang, als weil dieser Ordensgeistliche über die damahls ihr Haupt schon mächtig erhebende Philosophen-Secte nicht behutsam genug sich geäußert hatte; bey welcher Gelegenheit denn das Benehmen des Pariser Gelehrten in jedem Betrachte weit unphilosophischer erscheint, als das seines ungleich bescheidenern Gegners. Auch trug die Lyoner Academie kein Bedenken, die Zumuthung abzulehnen.

Obgleich nun neuere und neueste Litteratur Frankreichs, wie bereits gesagt, den stärksten Bestandtheil der vorliegenden drey Bände ausmachen, wird man doch keineswegs auch nach Erzeugnissen älterer Zeiten vergeblich sich umsehen, sondern in Hinsicht auf Kirchen- und Profan-Geschichte, Philologie, Romantik, Poesie u. s. w. des Mittelalters auf manchen Nachtrag zu dem schon Bekannteren stoßen, der einer genauern Benutzung nicht unwerth seyn dürfte. In allem besonders, was auf Lyon und das damahlige Gouvernement dieses Namens einigen Bezug hat, ist die Nachlese beträchtlich genug ausgefallen, und das Verzeichniß davon mit so brauchbaren Erläuterungen ausgestattet worden,

als von einem Kenner dieses Faches nur zu erbar-
 ten waren. Ins Umständlichere hierüber einzu-
 gehen, wird schon deßhalb unthunlich, weil Hr. D.
 beyrn raisonnirenden Catalog es nicht bewenden
 lassen, sondern seiner Arbeit noch zwey Abhand-
 lungen voran geschickt hat, von denen ein kurzer
 Bericht doch gleichfalls zu erstatten ist. Die erste,
 bis S. 34 reichende, liefert einen historischen Ueber-
 blick der in Lyon vorhanden gewesenen Bücher-
 sammlungen von einiger Bedeutung, und die nun-
 mehr, wiewohl von manchen nur die Ueberreste,
 der öffentlichen Stadt-Bibliothek einverleibt wor-
 den. Diese scheint doch schon wieder an die achtzig
 tausend in Ordnung gebrachte Bände zu zählen;
 mehrere tausend ungerechnet, mit deren Catalog
 und Aufstellung man noch beschäftigt ist. Auch den
 ehemahligen Bibliothecaren, worunter dann die
 Jesuiten Ménétrier und de Colonia die im Aus-
 lande noch bekanntesten seyn dürften, wird das
 verdiente Andenken gezollt. Da der in eben dem
 Local gleichfalls angelegten Kupferstich-, Antiken-
 und anderer Cabinette nur beyläufig erwähnt wird,
 läßt hierüber sich noch nichts Umständlicheres bey-
 bringen, als daß, der schwierigen Zeiten ungeach-
 tet, von dasiger Municipalität doch alles geschieht,
 die ganze Anstalt nicht nur in bestem Stande zu
 erhalten und möglichst zu bereichern, sondern auch
 avec la munificence d'une grande cité (bestimm-
 ter drückt darüber Hr. D. sich nicht aus) für die
 Bedürfnisse des dabey angestellten Personals und
 jede Bequemlichkeit zu sorgen, die ein lernbegie-
 riges Publicum nur immer wünschen mag. —
 Den eng bedruckten Raum von S. 35 bis 108
 füllt eine zweyte Abhandlung, der Essai historique
 nämlich, sur les *Manuscrits*, worin der Verf.
 zusammenstellt, was er einem Benutzer der dasigen

Handschriften vorläufig für irgend brauchbar hielt: ihr Material also, die Grade ihres Alters und äußern Werthes, ihre Verzierungen, die merkwürdigsten Codices Europäischer Bücherfäle, eine Liste der gedruckten Verzeichnisse solcher Handschriften-sammlungen u. s. w. Wäre für uns Deutsche aus dieser Diatribe auch noch weniger zu lernen, als, in Hinsicht auf Französische Codices wenigstens, doch immer hier und da der Fall ist; immer hat der Verf. auf den Dank seiner jüngern Landsleute, die nach 25 so sturmvollem Jahren in Kenntnissen dieser Art wohl weit genug zurück seyn mögen, gegründeten Anspruch zu machen. Derjenige Abschnitt indeß, worin auf die in Europa befindlichen merkwürdigsten Handschriften die Rede fällt, wird manchen Leser am wenigsten befriedigen. Ohne des unaufhörlichen Platzwechsels zu gedenken, den so viele dieser Eimelten nur seit einem Menschenalter erfahren, und noch immerfort ihm preis gegeben sind, wель eine Erfahrung gehört nicht dazu, das Allergerichtigste überall auszuheben und in der Kürze bemerklich zu machen! Den Verdiensten seiner Vorgänger in jedem Fache läßt Hr. D. willig Gerechtigkeit widerfahren, und per quos profecit verschweigt er eben so wenig. Ließe sich dieses doch seiner Sorgfalt in Betreff fremder Mahmen, Deutscher besonders, gleichfalls nachrühmen! Hierüber aber scheinen alle Klagen der Nachbarn, nach wie vor, ganz fruchtlos zu verhallen; und man würde dieser, oft argen, Mahmen-entstellung nicht einmahl mehr erwähnen, bliebe für Franzosen selbst, und wer diese liest, der Umstand nicht immer noch äußerst beherzigenswerth, daß, wenn sie über solchergestalt unkenntlich gemachte Mahmen sich in unsern litterarhistorischen Hülfsmitteln, gleichviel, ob Lateinisch oder Deutsch

geschriebenen, nach Auskunft umsehen, dieses ganz vergeblich von ihnen geschehen wird. Statt also von den auch in vorliegendem Werke häufig genug vorkommenden Nahmens- und Ortsentstellungen der Proben mehrere zu geben, begnügt man sich mit der einzigen, daß der, unsern Blättern zufolge, unlängst erst, und das von einem gar nicht un- gelehrten Franzosen, in Burman umgewandelte Braunschweiger Arzt Brückmann hier eben so eigenmächtig in Burkman umgestampelt wird, und, was er doch niemahls gewesen, gleichfalls als Professor erscheint.

Noch muß erwähnt werden, daß Hr. D. auch einen raisonnirenden Catalog über alle bis 1510 gedruckte und in dasiger Bibliothek vorrätige Bücher zur Herausgabe fertig liegen hat. Da sich allein 14400 Bände in Folio darin befinden (wenn hier anders kein Druckfehler steckt), so würde für Panzer's treffliches Werk ohne Zweifel mancher Nachtrag daraus zu gewinnen seyn. Nur bleibt die Frage, ob ohne höhere Unterstützung die Herren Soster mit einem solchen Unternehmen sich werden befassen wollen? Zwar ist vorliegendes Werk wirklich in Lyon gedruckt, und das sauber und correct genug; an den Verlag desselben hat jedoch kein dasiger Buchhändler, wie man sieht, sich gewagt, sondern man hat an Pariser ansehnliche Häuser sich deßhalb wenden müssen; vor der Revolution würde dieß gar keine Schwierigkeit gehabt haben: denn damahls konnte der Lyoner Buchhandel mit dem der Hauptstadt wetteifern! Für uns Ausländer, im Vorbengehen gesagt, würde ein genaues Supplement zu Panzer's schon so reichhaltigen Annalen vollkommen hinreichend seyn.

Darmstadt.

Gedruckt bey Stahl: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, oder Kirchengeschichte des Oberrheingaues, Geschichte und Statistik des Klosters und Fürstenthums Lorsch, nebst einer historischen Topographie der Aemter Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Fürth, Geresheim, Hirschhorn u. a. m. Mit einem Urkundenbuche, Kupferstichen und Steinabdrücken. Verfaßt und herausgegeben von Konrad Dahl, Stadtpfarrer zu Geresheim. 1812. 296 und 167 Seiten in gr. Quart, ohne Vorrede und Register.

Das alte Lorsch (chemahis im Oberrheingau; von dem ursprünglichen Bau, Altonmünster, weiß man die Stelle nur muthmaßlich) war vor andern, schon früh verwandelten oder wieder untergegangenen, Stiftungen (sind seine Schicksale gleich ziemlich einfach) des Denkmahls über seinem Grabe werth, welches ihm hier gesetzt wird, und die Gegend, welche ihm einst gehörte, oder unter ihm stand (eine der bevölkertsten Deutschlands, 5666 Menschen auf die Quadratmeile plattes Land), der Entwicklung ihrer Geschichte. Lorsch, eines der frühesten Klöster auf dem rechten Rheinufer (764), durch ungemaine Schenkungen bald reich und mächtig, hat für die Cultur seiner Gegend (im Rücken der rauhe Odenwald, vorn das herrliche Rheinthäl) gewiß große Verdienste (wenn gleich auch hier im 8. und 9. Jahrhunderte fast alle jetzige Ortschaften schon erschienen, und viele mehr, welche sich nicht haben erhalten können), und für die Geschichte ist die reiche Sammlung seiner alten Urkunden wichtig, wie eine. Aber seine nachherigen Vorsteher waren nicht gleich sorgsam im Erhalten. Bald krän-

felte das üppig aufgeblühte Stift, und verfiel, doch für das nachbarliche Begehren immer noch zu viel alter Wohlstand, erfuhr die Abtey schon früh das Schicksal vieler andern (unter Heinrich IV. rettete die Abneigung der Großen gegen den Beschenkten), welche mächtige Fürsten bereichern mußten; Friedrich II. überließ sie (1232) dem Erzstift Mainz. Dieses trieb die alten Einwohner aus der Benedictiner Familie weg, setzte Prämonstratenser, und nahm den größten Theil der Besitzungen und Rechte, obgleich den nie getilgten Ansprüchen der Pfalz Vieles zum Opfer fiel. Die geringe Probstei säcularisirte Pfalz; mit der Bergstraße wieder in Mainzischen Besitz gebracht, wurde dennoch das Kloster nicht hergestellt, sondern dem Orden vorenthalten — in dem, was Cassenfällung betraf, hatte man weniger Scheu gegen die Anordnungen protestantischer Vorgänger — die Gebäude brannten die Spanier ab (1621); die vielleicht tausendjährigen Reste wurden schon dem Abbrechen geweiht, als (ein feltener Fall) die Auflösung des Erzstiftes sie noch rettete, indem der nunmehrige Besitzer, der Großherzog von Hessen, ihre Erhaltung (1807) befahl. (Unter Schutt und Zerstörung wandelnd, thut solche Achtung des Alterthümlichen, des Ueberlieferten, sind es auch nur alte Mauern, wohl!). Ueber die ersten Zeiten dieser Stiftung, und der Gegend damaligen Zustand, wissen wir durch jene Urkundensammlung Vieles, aber das Spätere war weniger bekannt, und kein Theil verarbeitet, mit den anderweiten Nachrichten der umliegenden Länder verbunden, ordentlich dargestellt. Dieß hat der Verfasser des vorliegenden Werks ausgeführt, und schon deßhalb würde seine Arbeit nützlich seyn (der aus-

fährliche Titel überhebt uns der nähern Anzeige des Hauptinhalts), die für die Geschichte der Gegend unentbehrlich ist, und sich an die besten Darstellungen reiht, namentlich an Wenck, mit dem sie, begreiflicher Weise, in vielfache Berührung kommt, den sie benutzt und wieder berichtigt hat, näher bestimmt, erklärt, wie auf der andern Seite Clesß, der aber nicht gekannt zu seyn scheint, die Hand bietet. Durch diese Zusammenstellung haben wir schon unsere Ansicht kund gethan; wir haben dem Verfasser unter den Schriftstellern, welche mit großem Fleiß Thatfachen der Deutschen besondern Geschichten aufsuchen, genauer ausmitteln, über die gegebenen kritisch und ruhig Bericht erstatten, und durch das Ganze ihrer Zusammenstellung den Lesern den Zustand eines bestimmten Zeitalters klar und anschaulich vorführen, eine Stelle vorn angewiesen. Mehr aber wollte er wohl nicht bezwecken, eine höhere Ansicht lag seiner Arbeit nicht zum Grunde; Urtheile über die Begebenheiten, moralische Würdigung, unternimmt er nicht. Die alte Beschaffenheit des Landes, der frühere Zustand, besonders der kirchliche (dazu forderte ihn der Großherzog von Frankfurt auf), ist sehr faßlich, und im Ganzen richtig, zusammengetragen, Vieles aus den innern Verhältnissen entwickelt, was gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen wird. Findet man vielleicht Manches zu allgemein gesetzt, nach dem Bilde, welches die dortige Gegend gab (S. 6 von den Archidiaconen, bei denen große Verschiedenheit herrschte); wünschten wir Anderes tiefer geschöpft (Gerichtsbarkeit, Centen; die Sendgerichte (9) haben keine Criminal-Gerichtsbarkeit gehabt, sie waren für kirchliche Bestrafung be-

gangener Verbrechen bestimmt, Sittengerichte, und älter, als die angeführte Verordnung, wie auch Schmidt ausdrücklich sagt, die Verhältnisse der Grundeigenthümer und ihrer Besitzungen); Manches klarer (die Freheiten der Adligen sind demahlen in etwas beschränkt, S. 180); manches Einzelne richtiger (welches aufzuführen hier der Raum nicht ist); vermiffen wir dagegen Anderes (den eigentlichen Zustand des Volkes und Landes, der persönlichen und bürgerlichen Freiheit, der Gewerbe, die litterarischen Notizen über die Laureshamer Denkmähler, die ältern Arbeiten, über welche des Verfassers Würdigung hier an der rechten Stelle gewesen wäre); glauben wir, daß der Verfasser sich bey den Gründen seines Fürsten gegen fremde Ansprüche (der Pfälzischen geistlichen Güter-Administration auf Vorscheu und Schönauer Güter) zu oft verweilt, und mehr gethan habe, als dem Geschichtschreiber eigentlich zukomme (darauf wird wohl die Verwahrung der Vorrede: "daß alles — — bloß seine Privat-Meinung sey, solches Niemanden präjudiciren könne noch solle," gehen), und er überdieß dabey zu einseitig verfare, nicht geschichtlich und deutlich beiderseitige Gründe gegen einander stelle, sondern die der einen Seite übergehe (S. 102 ist die Antwort der landgräflichen General-Commission den Bestimmungen des §. 40 des Reichs-Deputations-Hauptschlusses offenbar nicht gemäß): so sollen doch diese Bemerkungen den andern, schon ausgesprochenen, Verdiensten des Werkes, die wir eben so willig anerkennen, keinen Eintrag thun; sie sollen nur den Verfasser aufmerksam machen, künftig solche Mängel zu verbessern, solche Lücken auszufüllen.

Die statistisch-topographischen Nachrichten und Tabellen sind umständlich, genau, und liefern zugleich das Geschichtliche mit: eine Gelegenheit, sehr viele Notizen mitzurheilen, unter denen wir nur die Geschichte der Familie Hirschhorn bemerken wollen; über Richtigkeit und Vollständigkeit der einzelnen Anführungen mag ein Einheimischer urtheilen; zu Auszügen eignet sich dieser Theil überhaupt nicht, wie mancherley Unbekanntes sich auch hier findet, wie brauchbar das Werk für die künftige topographisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Hessen seyn mag. Schon bey dem "Fürstenthum Lorsch" dürften Viele aufmerken; und in der That, diese Bezeichnung möchten wir eben nicht sehr in Schutz nehmen. Daß der Abt von Lorsch unter den Fürsten des Reichs saß, wer will das läugnen? auch Friedrich II. spricht in der Verschönerungsurkunde von 1232 von dem principatus ecclesiae Laurissensis: aber nachher hört man den Ausdruck nur wieder, wo auf diese Urkunde Rücksicht genommen ist; durch Einverleibung in das Mainzische Gebiet hörte, nach den Ansichten und Rechten jener Zeit, das eigene Fürstenthum auf; Mainz hat die Lorsch'sche Besitzungen nie unter solchem Titel, sondern als eigene, einzelne Ämter besessen, und ihrentwegen keine Stimme im Fürstencathe fortführen können. Am allerwenigsten können wir unter dem Titel jetzt eine bestimmte Zahl von Ämtern zusammenfassen; wir wissen nicht mit Bestimmtheit, wie groß das Lorsch'sche Landgebiet zur Zeit der Einverleibung, wie viel oder wenig, was von uralten Besitzungen zuletzt wirklich in Mainzer Händen war, der Abtey geblieben seyn, zugestanden haben mochte, die nicht, wie das Erzstift, die Mittel hatte, zu behaupten,

zu consolidiren, die dem nachbarlichen Drange manches Lehen, das nun das Gebiet ausrunden half, aufopfern mußte. Am allerwenigsten dürfte es wohl jetzt auch rathsam seyn, die schon so vielfachen geographischen Abtheilungen noch zu vermehren.

Die mitgetheilten Urkunden sind für ihre Gegend augenscheinlich sehr wichtig, und nothwendig muß davon auch ein beträchtlicher Theil auf das Allgemeine fallen; nur wünschten wir, der Verfasser möchte künftig diese Urkunden durchgängig selbst, nicht bloß die Rubriken, mittheilen. Ohne die eigenen Worte der alten Schriften befindet sich der genaue Geschichtsforscher immer in einer unbehaglichen Lage; er steht mit fremden Augen, und wie oft sehen diese zu viel, oder zu wenig! Lieber lasse man, wenn Raumersparung nothwendig ist, die Anfangs- und Schlußformeln weg, der Gewinn an Platz wird dann eben so groß seyn. Daß S. 189 in dem genauern Abdruck des alten Steins in der Heppheimer Kirche die Jahrzahl 805 so, mit Arabischen Ziffern, gedruckt ist, sollte wohl gegen die Echtheit, oder gegen die Genauigkeit des Verfassers, einnehmen, wenn nicht in einer der Kupfertafeln sich eine Nachzeichnung fände, worin die Römischen Zahlen erscheinen.

In der Sprache fallen einige Unbestimmtheiten (180), unedle Ausdrücke (der Aderlaß S. 96) und mancherley Provinzialismen auf: Färcherhaus (Haus eines Fährmannes), ein sicherer, fortwar u. s. w. Da das Werk im eigenen Verlage erschienen ist, so wünschen wir aufmunternde Unterstüzung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 12. Julius 1813.

Göttingen.

Se. Majestät, unser allergnädigster König, hat unlangst Dero Büste in anpassender Größe für unsern neuen großen Bibliotheksaal bestimmt. Hr. Prof. Kuhl in Cassel verfertigte sie aus Carrarischem Marmor, weit über Lebensgröße, in unverkennbarer Aehnlichkeit, überhaupt sehr brav; und zufolge hohen Auftrages überbrachte und stellte er sie selbst auf. In der erfreulichen, jedoch, leider! verfehlten, Hoffnung, Se. Majestät bald selbst hier zu sehen, blieb die Büste bis zum 26. Junius verhüllt. An diesem Tage versammelten sich mit den Professoren die zur Theilnahme der Feier eingeladenen Civil- und Militär- Behörden im untern Bibliotheksaale; die Versammlung begab sich dann zu der nun enthülleten Büste, an deren Stufen ein von dem Professor eloquentiae, Hrn. Mitscherlich, verfaßtes Gedicht (*Pietas academiae Göttingensis in dedicanda Hieronymi Napoleonis, au-*

Q (5)

gustissimi Westphaliae Regis sacra imagine exhibita), welches selbst zu überreichen der abgeänderte Reiseplan Sr. königl. Majestät die Academie verhindert hatte, niedergelegt war. Nachdem der zeitige Prorektor, Hr. Professor Himly, eine dem Gegenstande angemessene kurze Anrede hier gehalten, begab sich die Versammlung in das große Auditorium, wo die in Menge anwesenden Studirenden mehr Raum hatten, an der Feier Theil zu nehmen. Hier versuchte dann Hr. Prof. Mitscherlich in einer Lateinischen Rede, Namens der Universität die Empfindungen der Dankbarkeit auszudrücken, welche dieser neue Beweis der königl. Huld allgemein erweckt hat; die Universität weiß aber sehr wohl, daß Se. Majestät gewohnt sind, die wahre Verehrung und Dankbarkeit in der treuen Erfüllung der Pflichten zu erkennen, und daß jeder neue Beweis der königl. Huld sie zu neuer Anstrengung in Erfüllung derselben anfeuern muß. — Die Büste ist in dem Saale der Geschichte aufgestellt, und vor ihr breiten sich die Väter der Geschichte Deutschlands aus: eine glückliche Bedeutung, welche der zeitige Prorektor in seiner Anrede nicht unberührt ließ.

Paris.

Bey Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Premiere Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Livraison VI. VII. Text von S. 273 — 298. Kupfer von Tab LI — LXVI., von denen jedoch die Nr. 55 — 57 und 60 — 65 noch nicht ausgegeben sind. Groß Folio. Welin-papier. (s. diese Anzeigen vom J. 1811 St. 156, 157 S. 1553, und oben St. 98 S. 970).

Pl. LI. **Ansicht des Corazon.** Das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge Corazon hat seinen Namen von dem höchsten Gipfel, der einem Herzen nicht unähnlich ist. Es liegt in der Cordillere gen Abend zwischen dem Pichincha und Iliniffa. Pl. LII. LIII. **Costume der Indianer von Mechoacan.** Diese Indianer, welche in der Provinz Valladolid, im alten Königreiche Mechoacan, wohnen, sind die kunstreichsten in ganz Neuspanien. Sie besitzen ein großes Talent, kleine Figuren aus Holz zu schnitzen, und sie mit dem Mark einer Wasserpflanze, das die lebhaftesten Farben einsaugt, zu bekleiden. Hr. v. S. hat einige Figuren für die verstorbene Königin von Preußen mitgebracht, und nach den Zeichnungen, die Ihre Majest. eigenhändig darnach entwarf, sind diese zwey Blätter in Kupfer gestochen worden. Die seltsame Mischung des Indianischen und Span. Costume gibt diesen Figuren ein drolliges Ansehen. Pl. LIV. **Ansicht des Innern des Craters auf dem Pic zu Teneriffa.** Obgleich dieß Blatt nicht zu den Ansichten der Cordillere gehört, so ist es dennoch in jeder Rücksicht eine angenehme Zugabe. Man sieht die Spitze des Piton oder Zuckerhuthes, der die Caldera des Pics enthält. Der jähe Abhang des Kegels ist mit vulcanischer Asche bedeckt; eine ringsförmige Mauer umzieht den Crater, der eigentlich eine Solfatara ist, und nur gegen Abend eine Oeffnung hat. Das Bild macht keinen mahlerischen Effect, ist aber dem Mineralogen wichtig. Die Laven (laves lithoides) liegen schichtweise auf einander, gleich den Flözgebirgen. Die perpendiculäre Höhe des Pic beträgt 1900 Toisen. Seit Jahrhunderten wirft er nur von der Seite Feuer aus, und die letzte Eruption war im J. 1798 zu Chahorra. Die Ausbrüche geschahen ehemahls an der nördlichen Seite, wo Hr. Cordier

eine ungeheure trichterförmige Höhle (entonnoir) entdeckt hat. *Supplément. Pl. LV. LVI. Fragmente hieroglyphischer Malereyen aus dem Codice Telleriano Remensi.* Die kaiserl. Bibliothek zu Paris besitzt zwar keine Mexicanische Original-Manuscripte, sie enthält aber ein wichtiges Werk, voll hieroglyphischer Zeichnungen, die ein Spanier im 16. oder im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Originalen sehr sorgsam copirt hat. Dieses Werk, von dem hier zwey Blätter in Kupfer gestochen sind, war ehemahls im Besitze des Erzbischofs von Rheims, le Tellier. Jede hieroglyphische Zeichnung ist durch benegsügte Spanische oder Mexicanische Zeilen erklärt, die von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten herrühren. Das Werk besteht aus drey Theilen, einem Ritual, einem astrologischen Abschnitt, und einer Mexicanischen Geschichte vom Jahr 1197 bis 1561. **Pl. LVII. Bruchstück eines Christlichen Kalenders,** unter den Aztekischen Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin. Es ist auf Papier aus den Blättern der Agave (Metl) geschrieben, und hat Figuren in einfachen Umrissen. Die Festtage sind durch Zirkel angedeutet, der heil. Geist unter der Gestalt eines Mexicanischen Adlers u. s. w. **Pl. LVIII. LIX. Hieroglyphische Malereyen aus der Sammlung des Mendoza.** Sie waren bereits durch die Werke von Purchas und Thevenot bekannt, und gaben Hrn. Palin (*Etude des hieroglyphes I. p. 88—97*) Gelegenheit, einige scharfsinnige Bemerkungen zu machen, die hier wieder abgedruckt und mit eigenen Ideen des Hrn. v. S. vermehrt worden sind. **Pl. LX. Bruchstücke Aztekischer Malereyen in einer**

Handschrift der Vaticanischen Bibliothek. Pl. LXI. Ansicht des Vulcans Pichincha. Die Ansicht ist zu Chillo in einem Landhause des Marquis Selvatore, dessen Sohn den Hrn. v. S. auf seiner Reise nach Mexico und den Amazonenfluß begleitet hat, genommen. Die verschiedenen Höhen des Gebirges, mit einem Ramsdenschen Sextanten gemessen, betragen 2300 bis 2500 Toisen. Da aber die Ebene Chillo selbst 1340 Toisen über die Meeresfläche erhoben ist, so gewährt der Pichincha einen imposanteren Anblick von Abend, als von Morgen. Pl. LXII. Grundriß einer Festung der Inca's auf dem Rücken der Cordillere von Asuay, und Ruinen einer alten Peruanischen Stadt Chulucanas. Den Grundriß, den bereits Condamine im Jahre 1739 gezeichnet hat, erhalten wir hier weit genauer nach den Verbesserungen des Verfassers vom Jahre 1803. Für die Geschichte der Peruanischen Architectur sind die Ruinen von Chulucanas ein wichtiges Monument. Die Straßen und die Gebäude der Stadt waren in geraden Linien auf dem Rücken der Cordillere, in einer Höhe von 1400 Toisen, angelegt. Die Stadt dehnte sich längs eines Hügels hin, und ward durch eine Mauer von einem kleinen Flusse getrennt. Die Häuser, oder vielmehr die Wohnungen, die mit den zu Herculanium ausgegrabenen Aehnlichkeit hatten, waren von Porphyr gebaut, und in acht Quartiere getheilt, deren Straßen in rechten Winkeln sich durchschnitten. In der Mitte der Stadt liegen die Trümmer von vier großen länglichen Gebäuden, die wieder durch vier kleinere Gebäude von einander getrennt sind. Nicht weit von diesen Ruinen liegen die Wälder der Inca's.

Der Weg, den sie über den Rücken der Cordillere führten, war ein gigantisches Unternehmen, und wird an mehreren Stellen noch gegenwärtig benutzt. Pl. LXIII. Ein Fahrzeug auf dem Flusse Guayaquil. Dieses schöne Bild stellt zugleich einen Haufen Früchte aus der Aequinoctial-Zone und ein Fahrzeug (balza) dar, dessen sich die Peruaner seit den ältesten Zeiten bedienen, um die Küsten der Südsee und die Flüsse zu befahren. Man erblickt auf dem Vordertheile Ananase, die Früchte des Advocaten-Baums, die Beeren der Theophrasta longifolia, Büschel mit Bananas, die Blüthen der Passiflora und Lecythis, bedeckt mit Blättern der Heliconia und des Cocos. Diese zum Transport und Fischfang sehr bequeme Fahrzeuge sind 15 bis 22 Metres lang, und mit den leichten Holzarten Bombax u. Heliconia zusammengesetzt. Pl. LXIV. Die Spitze des Berges des Organos a' Atopan. Das Porphyrgebirge Mamanchota, in Mexico unter dem Nahmen los Organos berühmt, liegt an der nordöstlichen Seite des Indianischen Dorfes Atopan. Der schroff emporsteigende Theil des Felsens ist 100 Metres hoch; die absolute Höhe des Gebirges aber beträgt 1385 Toisen. Der Felsen Mamanchota erhebt sich in der Mitte eines Eichenwaldes, und macht in der Ferne eine sehr mahlerische Wirkung. Pl. LXV. Das Porphyrsäulen-Gebirge Jacal. Diese Ansicht ist auf der Ebene Copallinche, die einen Theil des großen Mexicanischen Marcau bildet, und 1300 Toisen über der Meeresfläche liegt, gezeichnet worden. Die Gebirge Dynamel und Jacal, bestehend aus ungeheuren Porphyrsäulen (porphyre trapéen), sind auf ihren Gipfeln mit Eichen und Fichten gekrönt. Zwischen

der Meyeren Zembo und dem Indianischen Dorfe Omiclan befinden sich die so berühmten Minen von Obsidian (itzli), den die alten Mexicaner ausgruben, und zu mannigfaltigen Dingen gebrauchten. Die absolute Höhe des Jacal beträgt 1600 Toisen. Pl. LXVI. Ein geschnittener Stein von den Muxcas-Indianern, und ein Bracelet aus Obsidian. Der Stein stellt einen roh gearbeiteten Kopf dar, und ist ein Werk der alten Einwohner Neugranada's, die sich wahrscheinlich kupferner, mit Stahl vermischter, Instrumente bedienten. Einige Mineralogen halten diese Steinart für einen Smaragdit; sie ist aber unstreitig ein grüner Quarz, der den Uebergang zum Hornstein bildet, und seine grüne Farbe, wie der Chrysopras, vielleicht durch Nickeloryd erhalten hat. Das Bracelet von Obsidian ist in einem Indianischen Grabmahl in der Mexicanischen Provinz Mechoacan gefunden worden, und ein merkwürdiges Zeugniß der Ausdauer und des Kunstfleißes der Americaner. Dieß vulcanische, vollkommen durchsichtige, Glas ist, seiner Zerbrechlichkeit ungeachtet, zu einem Cylinder gearbeitet, der kaum ein Millimeter an Dicke beträgt. Pl. LXVII. Ansicht des Sees Guatanica. Er liegt nördlich der Stadt Santa Fé de Bogota auf einer absoluten Höhe von mehr als 1400 Toisen, auf dem Rücken des Gebirges Sipaguira, in einer wilden und einsamen Gegend. In der Zeichnung sind die Spuren einer Treppe, welche ehemahls zur Ceremonie der Reinigung diente, und ein Durchschnitt der Gebirge angedeutet. Man versuchte es bald nach der Eroberung America's, das Wasser dieses Sees abzuleiten, um die Schätze zu gewinnen, welche, der Sage nach, von den

1112 G. g. A. III. St., den 12. Jul. 1813.

Indianern darin versenkt waren, als Quesada mit seiner Reuterrey auf dem Plateau von Neugranada erschien. Pl. LXVIII. Ansicht des *Silla de Caracas*. Dieß Granitgebirge, das seines dichten Rasens wegen schwer zu ersteigen ist, hat eine Höhe von 1350 Toisen. Von der Küste Paria bis zur Sierra Nevada de Sainte Marthe gibt es keinen so hohen Berggipfel, als diese *Silla*, die auch *Montaña de Avila* genannt wird. Die beiden abgerundeten Höhen heißen *Silla*, Sättel, und dienen zum Zeichen, um den Hafen von Guayra zu erreichen. Pl. LXIX. Der Drachenbaum zu Orotava. Der ungeheure Stamm der *Dracaena Draco* auf der Insel Teneriffa, von welchem alle Reisende sprechen, der aber noch nie abgebildet worden ist, erscheint auf diesem Kupfer zum ersten Mahl. Er ist 50 bis 60 Fuß hoch, und mißt im Umfange an der Wurzel 45 Fuß. Er hatte schon diese Größe, als die Spanier die Canarischen Inseln im funfzehnten Jahrhundert entdeckten, und da er zum Geschlechte der *Monocotyledonen* gehört, welche nur sehr langsam an Wuchs zunehmen, so glaubt der Verfasser, daß er älter sey, als alle in seinem Werke beschriebenen Monumente.

Von der dieser Lieferung angehängten Lettre de Mr. *Visconti*, membre de l'Institut impériale de France, à Mr. *de Humboldt* sur quelques monumens des peuples Américains (von S. 299 — 308) werden wir genau handeln, so bald die damit in Beziehung stehenden, aber noch unvollendet gebliebenen, *Notes* (S. 308 ff.) erschienen sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1813.

Göttingen.

Wir hohlen unsern Lesern die rückständige Anzeige von vier Fest-Programmen nach, welche den Dr. Pott zum Verfasser haben.

Das Pfingst-Programm von 1810 führt den Titel: *Formulae dicendi Θεος ὁ πατήρ Ἰησοῦ Χριστοῦ brevis expositio*. Nicht bloß die diese Formel vollständig enthaltenden Stellen in den apostol. Schriften, sondern auch viele Stellen aus den, besonders vom Johannes, aufbewahrten Reden Jesu kommen hier in Betracht, in welchen er Gott seinen Vater nennt. Der Vf. geht bey seiner Erklärung im Allgemeinen davon aus, daß der Messias unter dem Nahmen Sohn Gottes erwartet, und dadurch sein Verhältniß zu Gott bezeichnet wurde, folglich vermöge dieser Benennung das gegenseitige Verhältniß Gottes zum Messias nicht wohl anders und natürlicher, als durch Vater des Messias, ausgedruckt werden konnte. Außerdem spricht der doppelte Umstand für diese Ansicht, theils, daß Paulus und Petrus Gott

R (5)

nie bloß *πατηρ Ιησου*, sondern immer mit dem Zusatze, *πατηρ Ιησου Χριστου*, nennen, d. h. der Vater Jesu, in so fern er Christus oder Messias ist; theils, daß Jesus selbst in seinen Reden häufig des *υιος του Θεου* in genauester Verbindung mit dem *πατηρ αυτου, ο και πνευμας του υιου* so erwähnt, daß man kaum noch zweifeln kann, eine Redensart sey aus der andern entstanden, und beide müßten ihre Beziehung auf Messianische Begriffe haben. So gewiß nun auch schon vor Ankunft Jesu der Messias unter dem Nahmen eines Sohnes Gottes, d. h. eines Königes, erwartet wurde, so wenig findet sich doch in den Jüdischen Schriften vor Jesus eine Spur von der damit analogen Benennung Gottes, als Vaters des Messias (*אבא דמשיחא*), so leicht man auch aus 2. Sam. 7, 14. und Ps. 2, 7. darauf hätte verfallen mögen. Schwerlich möchten auch die Juden eine Gotteslästerung darin gefunden haben, daß Jesus, da er sich einmahl die Messianische Würde vindicirte, Gott seinen Vater nennet, wenn dieser Ausdruck schon üblich gewesen wäre. Wie früh hießen überhaupt die Könige *υιοι του Θεου*, ohne daß Gott dagegen *ο πατηρ των βασιλευν* genannt wird. Der Jude, mit Uebertragung des Namens *אבא* auf die Gottheit (wo er mehr den Beschützer, als den Urheber bezeichnen soll), überhaupt etwas sparsam, wollte durch jene Bezeichnung die Könige mehr zur Gottheit hinanheben, als durch diese die Gottheit zu den Königen herabziehen. Jesus selbst also, der das ehrwürdige Symbol des Messias oder des *υιος του Θεου* auf sich anwendete, damit er unter diesem, die Jüdischen Erwartungen so leicht und angenehm ansprechenden, Vehikel seine höhere moralische Natur und Bestimmung den Juden desto einleuchtender

machte, und so der sonst unstatthafter und durch so viele Jüdische Träumereien entstellten Idee vom Messias, als einem großen irdischen Könige, eine weit bedeutendere Haltung gäbe, scheint zuerst aus der Bezeichnung des Messias als υἱοῦ τοῦ Θεοῦ, die Benennung Gottes als πατήρ τοῦ Χριστοῦ hervorgehohlt zu haben, um das gegenseitige Verhältniß zwischen Gott und ihm von Seiten beider Theile darzustellen. Will man nun herausbringen, was sich Jesus selbst, als Sohn Gottes oder König, unter Gott als seinem Vater dachte, so braucht man nur die Ideen Jesu von seinem Reiche und von seiner Messianischen Würde aus seinen eigenen Reden richtig aufzufassen. Sein Reich sollte nicht von dieser Welt, sondern ein Reich der Wahrheit und Tugend seyn, die er in den Gemüthern der Menschen herrschend zu machen suchte; sonach wollte er selbst kein irdischer, sondern ein moralischer Gottessohn oder König, d. h. ein Muster göttlicher Einsicht und vollendeter Tugend seyn, der Gottheit so ähnlich, wie ein Sohn dem Vater. Welchen andern Begriff von Gott als Vater des Messias läßt dieß in Jesu eigener Seele zu, als den Begriff von Gott, der in Jesu ein solches vollendetes Muster herrschender Vernunft und Sittlichkeit auftreten ließ, daß Gott selbst in ihm, wie ein Vater im Sohne, der Menschheit dargestellt wurde. Auch bey dieser Ansicht ruhet noch immer einiges Dunkel auf unserer Formel, weil sich noch kein Mensch zu der sittlichen Höhe und Vollkommenheit emporschwang, zu welcher uns Jesus in seinem und seines Vaters Muster auffordert; aber je weiter wir es in intellectueller und moralischer Cultur bringen, desto mehr wird

uns jenes Dunkel verschwinden. — Daß sich die Apostel zu jener Klarheit und Reinheit der Vorstellungen von Jesu und seinem Verhältnisse zu Gott noch nicht erhoben hatten, sucht der Verf. durch Zusammenstellung mehrerer Aeußerungen derselben über Jesus darzuthun. So trat übrigens gewisser Maßen in die Stelle der Jüdischen Benennung Gottes, als des Gottes Abrahams, Isaacs und Jacobs, im Christlichen Zeitalter die Benennung als Vaters des Messias, wodurch der Messias selbst in die Stelle der den Messias bloß ahnenden Vorfahren surrogirt, und die ehrenvolle moralische Abkunft der Christen vom Messias selbst angedeutet wurde.

Das Pfingst-Programm von 1812 ist betitelt: *de ναίρω σοχαρω*, aliisque huic cognatis dicendi formulis in N. T. obviis. Nach einer kurzen Beleuchtung der hier in Betracht kommenden Hebräischen Formeln, die den Begriff der künftigen Zeit in sich schließen, und somit unter andern auch von den Propheten auf die für sie zukünftige Messias-Periode übergetragen wurden, wird *σοχαρος κριπος*, sammt den verwandten Redensarten, auf Bezeichnung dreyer Perioden zurückgeführt. 1) Zunächst trug man sie auf die Periode der Gegenwart Christi auf Erden über, in welcher man die Stiftung eines neuen Reichs von ihm erwartete. 2) Weil aber Christus starb, ohne ein Reich, wie man es hoffte, zu stiften, eine Reichs-Stiftung aber unerläßlicher Character des Messias war, der schon in seiner Benennung lag, so half man sich, bey der festen Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sey, mit der Hoffnung einer baldigen Rückkunft Christi zur Stiftung seines Reichs,

und in dieser Hoffnung fühlte man sich dadurch bestärkt, daß die, auch in Jesu eigenen Reden berücksichtigten, Revolutionen noch nicht eingetreten seyen, die, nach dem Daniel, der Gründung des Messiasreiches vorangehen sollten, und daß Jesus selbst (wiewohl in höherem Sinne) von einer zu wiederholenden παρουσία εν μεγάλη και επί-
 Θανε ημερῶν geredet habe, bey welcher er die βασιλείαν των ουρανῶν inauguriren werde. Auch diese, durch Portenta und physische und moralische Calamitäten, nach damaliger Erwartung, ausgezeichnet seyn sollende Periode zwischen dem Tode Jesu und seiner Rückkunft, wurde durch καιρος σοχρατος bezeichnet, so wie endlich 3) die Periode gleich nach dieser Rückkunft und die in dieselbe fallenden, einzig in zu sinnlichen und überspannten Jüdischen Ideen ihren Grund habenden Revolutionen der Todtenuferweckung, des allgemeinen Weltgerichts und des Unterganges der Erde. Nur aber paßt καιρος σοχρατος in der Bedeutung von zukünftiger Zeit, die dieser Redensart, vermöge des Hebräischen אחרית הימים, zukommt, wenigstens auf die beiden ersten Perioden nicht, da die Apostel selbst in denselben lebten. Man hat daher die letzten Zeiten für diejenigen genommen, welche allen Arten von Lastern und Unglück ein Ende machen würden; aber nicht ohne Härte im Ausdrucke, und wiederum mit der zweiten Periode unvereinbar, in welcher die Apostel jene Calamitäten zu erleben glaubten. Eher möchte der Verfasser schon annehmen, daß man das אחרית הימים für die so oft damit angedeuteten Zeiten des Messias überhaupt nahm, ohne dabey den Begriff von künftigen Zeiten weiter zu

berücksichtigen, und so den *καιρος σοφωτος* und die damit synonymen Formeln in dieser allgemeinen Bedeutung auf alle drey Perioden übertrug. Noch lieber aber bleibt er bey der wörtlichen Bedeutung von letzten Zeiten, oder vom Ende der Zeiten, stehen. Man heißen jene Perioden gleichsam das Ende der bisherigen Zeit und Zeitrechnung, weil eine so große Catastrophe der Welt mit dem Messiasreiche eintreten sollte, daß man nicht mehr von Schöpfung der alten, sondern von Schöpfung der neuen Messianischen, ewig dauernden, Welt an rechnen werde. Wie diese Erklärung in die damaligen übertriebenen und nach dem goldenen Zeitalter gemodelten Vorstellungen vom Messiasreiche ganz eingreift, so scheint sie auch durch die Alexandriner und Rabbinen begünstigt zu werden, welche *אחרית הימים* und die verwandten Redensarten nicht sowohl durch *tempora futura*, als durch *extremum dierum* übersetzen. Nach Abstreifung der Hülle Jüdischer Messias-Ideen von jenen drey periodis Christi, 1) in his terris superstitis, 2) his terris erepti, 3) in has terras olim reducis, erheben wir uns, bey unbefangnem Nachdenken, jetzt billig zu der Vorstellung von den drey periodis culturae moralis piaeque virtutis, 1) a Christo ipso, dum inter vivos degeret, traditae, 2) post Christi obitum inter varios casus, ac tot discrimina rerum ulterius promovendae, 3) olim, in vita potissimum post mortem futura absolvendae.

Das Oster- und Pfingst-Programm von 1813 enthalten eine commentationem loci 1. Cor. 6, 12-14. Jenes prüft mehrere Meinungen älterer und neuerer Interpreten über diese Stelle, und

sucht sie zu widerlegen. Dieses enthält die Erklärung des Verfassers selbst. Paulus will den Corinthiern den von der mißverstandenen Freyheit der Christen entlehnten Vorwand zur Beschönigung der im Vorhergehenden getadelten Laster, der πορνεία, μοιχεία etc., benehmen. Er läßt den Gegner jene Beschönigung vorbringen: Πάντα μοι ἔστι. Die Emphase beruhet, vermöge der Antwort Pauli, auf πάντα. "Mir steht Alles frey." Paulus erwiedert: ἀλλ' οὐ πάντα σμ-
 φερει. "Aber nicht Alles, wozu du Freyheit hast, ist dir deßhalb auch zuträglich." Der Gegner will nicht, daß Paulus den Gesichtspunct der Freyheit, aus welchem er die Sache beurtheilt wissen will, mit der Berücksichtigung der Folgen unserer Handlungen vertausche. Er wiederholt also seinen Einwurf: Πάντα μοι ἔστι, aber, wie sich wiederum aus der Antwort Pauli ergibt, mit der Emphase auf ἔστι. "Ich bleibe dabey stehen, daß ich frey bin." (Das zweyte πάντα μοι ἔστι ist also keine leere Wiederholung einer und derselben Einwendung eines auf seinem Kopfe bestehenden und auf keine Gründe hören wollenden Gegners.) Paulus erwiedert: ἀλλ' οὐκ ἔγωγε ἐξουσιασθήσομαι ὑπο τινός. "Aber eben weil ich (moralisch) frey bin, würde ich mich, in deiner Stelle, desto weniger von irgend Etwas (namentlich von der Wollust) unterjochen lassen." Der Gegner, der das Gewicht dieser Antwort fühlt, wagt noch einen verdoppelten Angriff von einer andern Seite: Τα βρωμάτα τῆ κοιλίας, καὶ ἡ κοιλία τοῖς βρωμασι. "Der Trieb zur Wollust ist eben so, wie der Trieb zum Essen und Trinken, keiner moralischen Willkühr unter-

1120 G. g. A. 112. St., den 15. Jul. 1813.

worfen: die Befriedigung beider beruhet auf einer Naturnothwendigkeit." *Ὁ δὲ Θεὸς καὶ ταύτην καὶ ταῦτα καταργήσει.* "Sonach steht die Befolgung oder Nichtbefolgung dieser bloß auf unsere sinnliche Existenz Beziehung habenden Triebe mit unserer künftigen übersinnlichen Existenz in gar keiner Verbindung." Paulus antwortet in zwey gleich scharfen Gegensätzen: *Τὸ δὲ σῶμα οὐ τῆ πορνείᾳ ἀλλὰ τῷ Κυρίῳ, καὶ ὁ Κύριος τῷ σῶματι.* "Keineswegs ist zügellose Befriedigung sinnlicher Begierden die Bestimmung des Körpers, sondern Vollziehung moralischer Handlungen hier in der Sinnenwelt." *Ὁ δὲ Θεὸς καὶ (ὡς) τοῦ Κυρίου ἡγείρε, καὶ (οὕτω καὶ) ἡμᾶς (τὰ σῶματά ἡμῶν) ἐξέγειρε διὰ τῆς δυναμείως αὐτοῦ.* "Mit hin hat unser Körper, wie der Körper Christi, einen hohen Werth, und eine selbst mit unserer übersinnlichen Existenz zusammenhängende Bestimmung."

Münden.

Der dasige Prediger, Hr. J. G. J. Schläger, ist unermüdet in der Verbesserung der Erziehung innerhalb seines Wirkungskreises, wie eine uns zugekommene dreysache gedruckte Nachricht 1) von der Sonntagschule in Münden, 2) von der höhern Mädchenschule, und 3) von der Industrieschule daselbst, beweiset, und der wir zum Beispiel für andere auch in diesen Blättern zu gedenken für Pflicht halten. Von einer andern, nicht minder rühmlichen, Seite stellt ihn seine Confirmationsfeyer am 9. May 1813 (auf 32 Seiten in Octav) dar.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Julius 1813.

Paris.

Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens de l'Ouest et du Sud-Ouest; par M. *Decandolle*. (Fortsetzung der S. 928 abgebrochenen Anzeige.)

Die zweite Reise des Verfassers hatte die Untersuchung der südwestlichen Provinzen zum Zweck. Die Stadt Tarbes kann als der Mittelpunkt dieser Länder angesehen werden, welche sich von der Mündung der Rhone bis zu d'Olonne erstrecken. Im April 1807 begann Hr. D. seine Reise von dem Flecken St. Esprit aus nach Beziers und St. Chinian. (Die Cevennes wollte er bei der Bereisung des Innern von Frankreich genauer untersuchen.) Er besuchte hierauf St. Pons, Castres, Albi, Montauban und Agen, nach dem Laufe des Tarn und der Garonne. Hierauf kehrte er zurück über Auch nach Toulouse, Narbonne, und untersuchte das ehemalige Roussillon, besonders aber die Pyrenäen, nach allen Richtungen, das Departement der Landes, die Gegenden von Bordeaux,

S (5)

Saintes, Carochelle, Rochefort, und beschloß für dießmahl seine Untersuchung an der Grenze der Vendee.

Erster Abschnitt. Die südlichen Provinzen Frankreichs waren schon seit geraumer Zeit ein Gegenstand der Untersuchung der berühmtesten Botaniker; denn fast alle ältere Botaniker besuchten diese Provinzen. Unten den Neuen haben Gouan und Pourret außer der Gegend von Montpellier auch die östlichen Pyrenäen untersucht. Dicot Lapeyrouse durchforschte das Departement von St. Arriege, Ramond die obern Pyrenäen, Bergeret die untern Pyrenäen, und Thore die Landen. Lange zuvot haben Burser, Tournefort und Lemonnier die Pyrenäen bereiset. — Im 6. I. theilt der Verf. nun seine in diesen verschiedenen Gegenden gemachte Entdeckungen mit. Wir bemerken hier einige derselben: *Hieracium prostratum*. Eine schöne Pflanze, welche zwischen *H. sabaudum* und *eriphorum* das Mittel hält, aber sich durch ihren liegenden Stängel sehr auszeichnet. Sie wächst bey Bayonne. *Sonchus pectinatus*, durch die kammförmig eingeschnittenen Blätter bemerklich; bey Roussillon. *Saponaria caespitosa*, von dem Verf. so charakterisirt: *calycibus cylindricis villosis, petalis apice emarginatis, foliis glabris lineari-lanceolatis subradicalibus, calycibus subnudis apice floriferis*. *Ranunculus angustifolius*, vom pyrenaicus, mit dem er zunächst verwandt, verschieden: *foliis lineari-lanceolatis nervosis acutis, glabris, caule erecto apice subramoso glaberrimo multifloro*. *Cotyledon sedoides*, eine merkwürdige Art, aus den mit ewigem Schnee bedeckten Gegenden der Pyrenäen. Ihr Character

ist: foliis ovato-oblongis obtusis convexis imbricatis, caule subsimplici apice paucifloro, floribus campanulatis subsessilibus ultra medium quinquefidis. *Crassula Magnolii*, ein niedliches Pflänzchen, welches schon Magnol kannte, und in seinem Werke abgebildet hat; nicht selten unweit Montpellier. Die Gattung *Sedum* erhält einen Zuwachs von drey Arten: *Sedum brevifolium* (foliis oppositis ovatis obtusis brevibus pinguibus, caulibus glabris basi tortuosis fruticolosis, floribus laxo racemosis). Von den oberen Pyrenäen; wahrscheinlich sonst mit *dasyphyllum* verwächst. *Sedum amplexicaule* (foliis gracilibus teretibus acutis, basi solutis et in membranam amplexicaulem auctis, floribus cymosis hexa- aut heptapetalis); in den Cevennen bey Montpellier. *Sedum anopetalum* (foliis sparsis teretibus acutis basi solutis erectis glaucis, floribus cymosocorymbosis, petalis 6-7 lanceolatis erectoconniventibus). Als Synonyme gehören hieher *Sedum rupestre* Villars. und *hispanicum* Decand. Flor. Franç. — Unter den §. II. erwähnten Pflanzen, welche für die Flore Française neu sind, verdienen folgende bemerkt zu werden: *Scirpus litoralis* Schrad., *Tulipa Celsiana* Decand., *Hyaacinthus romanus* Linn. (früher von Slügge bey Toulouse gefunden), *Ophrys lutea* Cav., *Ophr. Speculum* Link., *Plantago Cornuti*, *Salvia clandestina* (?), *Chlora sessilifolia* Desvaux., *Taraxacum obovatum* (*Leontodon obovatum* Willden. Spec. Pl.), *Malva fastigiata* bey Agen, und *Ranunculus trilobus* Desf. bey Perpignan. — §. III. Berichtigungen. Aus der Flora Monspeliaca, und folglich aus der Flora Gallica, müssen ausgestrichen werden: *Potentilla monspeliensis*,

Scabiosa monspeliensis Jacq., Jasminum humile L., Erica viridi purpurea L., Lavatera thuringiaca und triloba L., Thymus pulegioides L., Laserpitium Chironium L., Linum trigynum, Statice suffruticosa L., Scleranthus polycarpus L., Cyperus glaber L. und Stellaria dichotoma. Alle diese finden sich nicht bey Montpellier. Phillyrea media hält Hr. D. für eine bloße Abart der latifolia. Das mag in Hinsicht der Französischen Pflanze seine Richtigkeit haben; Willdenow's media (Enumer. pl. H. Berol.) ist aber eine besondere Art, die sich durch die folia triplinervia nicht allein von der latifolia, sondern auch von allen übrigen Arten sehr gut unterscheidet. Pistacia narbonensis wächst, wie auch Willdenow schon bemerkt hat, nicht bey Narbonne, sondern im Orient, und was man im südlichen Frankreich dafür nahm, ist bloß Pist. Terebinthus. Was die Pyrenäische Flora betrifft, so kann Plantago capitellata nur als Abart der incana angesehen, und Pinguicula longifolia kaum von grandiflora getrennt werden. Argomone pyrenaica hält Hr. D. für einerley mit Papaver cambricum. Asperula pyrenaica ist kaum von cynanchica zu trennen. Aconitum pyrenaicum wächst nicht auf den Pyrenäen, eben so wenig Aster pyrenaeus, Salvia pyrenaica und Linaria pilora. — §. IV. Botanische Geographie. Was der Verf. hier beibringt, betrifft hauptsächlich das Locale, und muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Zweiter Abschnitt. Agricultur. §. III. Benutzung der wilden Pflanzen. Bedeutend ist in den südlichen Departement der Vertrieb derjenigen officinellen Pflanzen oder Pflanzen-Präpa-

rate, welche als Handelsartikel ausgeführt werden. Als Mittelpunkt dieser Industrie kann die Stadt Nîmes angesehen werden. Was noch von von Camphorata und Epithymum in den Apotheken vorrätzig ist, kömmt von daher. Ab. Chamaedryos, Chamaepitys, Marrubium, Origanum, Salvia und Herniaria werden vorzugsweise aus dem Languedoc bezogen. Das Französische Helminthochorton enthält kein Atom vom wahren Fucus dieses Namens. Was im Handel unter dem Namen Sal Centaurii, Cardui Benedicti, Tamarisci u. a. vorkömmt, ist höchst unzuverlässig. Bey Nîmes wird aus Prunus spinosa der so genannte Succus Acaciae gewonnen. Eben daselbst gewinnt man auch den Saft von Hypocistis. Der Seidelbast, welcher im Handel vorkömmt, ist von Daphne Gnidium. Von Asphodelus ramosus wird die Wurzel in einigen Gegenden gegen Flechten angewendet. Von Galium luteum will man einige gute Wirkung gegen die Epilepsie bemerkt haben. Scilla Lilio-Hyacinthus gebrauchen die Bewohner der Pyrenäen zum Purgiren. Zu eben diesem Zwecke dient auch Phalangium bicolor, in den Länden, wo man es Corniaou nennt. Die Blätter von Ornithopus Scorpioides werden äußerlich als ein irritans gebraucht. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Arbutus Uva Ursi, den man schon früher gegen den Blasenstein angewandt hat, noch gegenwärtig in verschiedenen Gegenden der Pyrenäen gegen diese Krankheit gebraucht wird.

Unter den vielen, und zum Theil schon bekannten, Gemächsen, welche man in diesem Theile Frankreichs zur Nahrung und Speise benutzt, sind

folgende weniger allgemein bekannt: Cucubalus Beben als Salat; Chenopodium Bonus Henricus statt des Spinats; die Carlinen, besonders die Carl. acanthifolia, statt der Artischofen; die jungen Stängel von Ligusticum peloponnesiacum als Sellerie; Helvelia Mitra als Morcheln u. s. w. — Euphorbia Characias dient zum Fischfange. Den Blumenstaub von Typha gebraucht man statt des Sem. Lycopodii. Die Semina Pysyllii werden meistens von Plantago arenaria, weniger von Plant. Pysyllium, welche seltener ist, gesammelt. Die graines d'Avignon, welche eigentlich nur der Rhamnus infectorius liefert, werden nicht selten mit den Früchten von Rhamnus Alaternus verfälscht. Auch scheint es, daß die Früchte, welche im Handel unter dem Namen der graines jaunes vorkommen, in verschiedenen Ländern von verschiedener Arten des Rhamnus gesammelt werden. Die adstringirenden Blätter der Coria myrtifolia werden eingesammelt und zum Schwarzfärber gebraucht. Außer der Rinde des Sumachs gebraucht man zum Färben die Rinde der Pistacia Terebinthus, ob sie gleich nicht so gut ist. Lthospermum tinctorium (Anchusa tinctoria L.) verliert sich immer mehr; was man noch gebraucht, wird aus Ungern bezogen. Hr. Decandolle bedauert, daß man noch nicht darauf bedacht war, das Croton tinctorium ordentlich anzubauen, da zu befürchten steht, daß die Pflanze ausgerottet werde.

§. IV. Angebauere Pflanzen. Die Bewohner von Albi beschäftigen sich hauptsächlich mit der Cultur des Waids, der hier vorzüglich zu Hause ist. Man unterscheidet zwey Abarten: 1. mit

glatten Blättern und bläulichen Samen; und 2. mit haarigen Blättern und gelben Samen. Die erstere wird der letztern vorgezogen, und besonders angebaut. Der Ertrag von der Cultur dieser Pflanze gibt allein für Albi einen Ueberschuß von 150,000 Francs. An verschiedenen Orten, z. B. bey Bayonne, bauet man *Dolichos unguiculatus*, und benuzt die weißen schwarzgefleckten Samen wie Erbsen. Bey Bordeaux und an andern Orten bauet man den *Convolvulus Batatas*; die Cultur dieses Gewächses scheint viel zu versprechen. Vor einigen Jahren fing man auch an, die *Arachis hypogaea* zu cultiviren; jetzt hat man es wieder ganz aufgegeben. Dieses hat drey Ursachen zum Grunde: erstens stellen die Natten dieser Frucht sehr nach, und richten große Verwüstungen in den Pflanzungen an; zweitens ist die Aushülfung der Frucht sehr schwierig; drittens fand überhaupt das Oehl keinen großen Absatz, da man seine Anwendung im Großen, z. B. bey den Seifensiedereyen, noch nicht versucht hat. Dieses alles scheint aber den unterlassenen Anbau nicht zu rechtfertigen.

In allen diesen Departements sind die einzelnen Besitzungen mit Befriedigungen versehen. Zu diesen dienen hier verschiedene Sträucher. In der ganzen Mitteländischen Region sind es der gelbe Jasmin, der Granatbaum, besonders aber der *Rhamnus Paliurus*, der sich vortrefflich dazu schickt. An der äußersten Grenze, gegen Spanien, findet man Hecken von *Vitex agnus castus*. In der Gegend von Perpignan bedient man sich der Agave; in der Ebene von Roussil-

1128 G. g. N. 113. St., den 17. Jul. 1813.

lon hingegen der Arundo Donax. Der Verfasser beschließt auch diesen Bericht mit allgemeinen Betrachtungen über den Ackerbau im südwestlichen Frankreich. — (Die Anzeige der dritten Reise wird in einem der nachfolgenden Blätter mitgetheilt werden.)

Sulzbach.

In Commission bey Seidel: Protestantisches Kirchen-Jahrbuch für das Königreich Baiern. Erster Jahrgang. 1812. 508 Seiten in Octav. Unentbehrlich für das Inland, und merkwürdig und belehrend für das Ausland. Abgesehen auch von den hier gesammelten Verordnungen, nach denen sich jeder Geistliche zu richten hat, wird die protestantische Geistlichkeit in Baiern, die vordem so verschiedenen Ländern angehörte, durch dieses Jahrbuch sich näher gebracht und entfremdet: so ein äußerer Verein wird den innern nicht ausbleiben lassen. Und möge das geistliche Ausland sich in manchen hier abgedruckten Verordnungen und Einrichtungen spiegeln! Wird nach derselben Weise, mit Weglassung solcher Artikel, die als stehend betrachtet werden können, dieses Jahrbuch (wie die Hoffnung gemacht wird) fortgesetzt, so erhält die Kirchen-Statistik von Baiern eine Quelle, wie sie (unfers Wissens) von keinem andern Lande vorhanden ist. Der Verlag dieses Buchs von der allgemeinen protestantischen Pfarrwitwen-Casse ist ein glücklicher Gedanke: jeder inländische Prediger, der es kauft, hat zugleich in letztere sein Scherflein gelegt, das auch ihm wieder zu gute kommt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 17. Julius 1813.

Gießen.

Bey Tasché und Müller: Ausführliche Anleitung zur Regulirung der Steuern, von C. Kröncke, großherzogl. Hessischem Hofkammerrathe, Mitgliede der Gesetzgebungs-, wie auch der Steuer-Rectifications-Commission, Ober-Rheinbau-Inspector und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1810. S. 353, außer XVI S. Vorrede und XVI S. Inhalt, in Octav. — Hierzu gehören 24 Tabellen in Folio, mit dem Titel: Ausführliche Anleitung 2c. Zweyter Theil, die Tabellen enthaltend. Eben das. Bey Gottgetreu Müller. 1811.

In dem Großherzogthume Hessen, wenigstens in einem Theile desselben, der Provinz Starkenburg, ist, zufolge der hier vorgetragenen Grundsätze, eine provisorische Steuer-Regulirung getroffen worden; diese nun zu rechtfertigen, und sie andern Deutschen Staaten, die Aehnliches zu unternehmen genöthigt seyn möchten, als Muster zu empfehlen, ist der Zweck dieser Schrift, die in vier Abtheilungen von Folgendem handelt: 1) Von den allgemeinen, bey einer

Z (5)

richtigen Besteuerung anzuwendenden, Grundsätze; 2) von den besondern Regeln, um eine provisorische Steuer-Regulirung schnell zu beendigen, ohne jedoch zu große Ungleichheiten entstehen zu lassen; 3) von der Anwendung dieser Grundsätze, und 4) von dem Verfahren, um das Steuerwesen fortzuführen und in Ordnung zu erhalten. In den beiden letztern Abschnitten werden die zu diesen Zwecken erlassenen Instructionen im Großherzogthume Hessen, nebst einigen Zusätzen, mitgetheilt. Beschränkt durch den Raum, wird sich der Rec. hier meist auf die erste Abtheilung, welche die Grundsätze des gesammten Verfahrens enthält, beschränken.

Die in dem letzten Jahrzehende vorgefallenen Veränderungen in Deutschland, wodurch so manche mit verschiedenen Steuer-Systemen versehene Landschaften in Einen Staat vereint wurden, führten, heißt es hier, das Bedürfniß einer neuen Steuer-Regulirung herben, indem die dadurch entstehende Ungleichheit der Besteuerung nicht unbemerkt bleiben konnte, welches die Unzufriedenheit der Prägravierten veranlassen, und die Vertheilung neuer außerordentlicher Lasten erschweren mußte, so wie die Aufhebung der bisherigen Steuerfreyheiten eine neue Vermessung und Abschätzung der Grundstücke forderte. Es wird noch Anderes angeführt, und der Rec. unterdrückt gern alles, was etwa hier bereits dagegen eingewandt werden könnte, wenn er in der Folge angeführt findet, daß allein in dem kleinen Fürstenthume Starfenburg durch die eingetretenen Veränderungen vier und zwanzig verschiedene Steuerverfassungen vorhanden waren. Da aber, so heißt es weiter, eine auf ein Jahrhundert hinaus wirkende Steuereinrichtung bey dem Drang der Umstände zu viel Zeit fordere, so sey zunächst für eine provisorische zu for-

gen, mit deren Hülfe der Zweck schneller erreicht werden möchte, und wodurch die allzu großen Ungleichheiten doch vermieden würden. Der Rec. hält dafür, daß diese Schrift auch für andere Deutsche Staaten von Nutzen seyn könne, wenn sie es für nöthig achten, eine andere Vertheilung der Grundsteuer vorzunehmen, und es mag alsdann leicht besser werden, als es in manchen Ländern geworden ist, wo man bey der Einführung eines Provisorium, oder gar eines provisorischen Provisorium, wie man sich wohl ausgedrückt hat, doch gar zu willkürlich zu Werke ging.

Allein unser Verf. beschränkt sich nicht auf solche Vorschläge, sondern er empfiehlt auch sein angeedeutetes oder entwickeltes System allen Völkern, die besonders Ackerbau treiben, und mit geringen Modificationen auch andern, um mit dem Umsturz alles Vorhandenen zu einer gleichern und gerechtern Vertheilung der Abgaben zu gelangen. Er erklärt sich gegen alle indirecte Steuern, und versichert, nichts Vollkommneres, als sein aufgestelltes System, empfehlen zu können, da er so lange diesen Gegenständen sein angestregtes Nachdenken gewidmet, und die darauf Bezug habenden Geschäfte geleitet habe; weshalb er auch der Ruhe sich erfreue, welche der Mathematiker fühle, wenn er einen Lehrsatz der Geometrie demonstrirt habe.

In dieser Hinsicht nun weicht des Rec. Ueberzeugung von der des Verf. gänzlich ab; er verhehlt dieß nicht, wiewohl er weder hoffen kann, seinen Grundsätzen auf einigen Blättern die nöthige Entwicklung zu geben, noch sich schmeicheln darf, unsern Verf. dafür zu gewinnen. Allein zuvörderst ist das hier vorgetragene System in seinen Hauptsätzen mitzutheilen.

In gleichem Verhältnisse zu dem vom Staate Jedem gewährten Schutze muß der jedesmahlige Beitrag bestimmt werden, folglich ist eine Vermögenssteuer die einzig gerechte; die Kräfte des Menschen aber sind mit zum Vermögen zu rechnen. Diese Steuer soll sich indeß nach dem durch das Vermögen zu Erwerbenden richten; die bisher hier und da üblichen Vermögenssteuern, bey welchen der Erwerb durch die menschliche Kraft unbesteuert blieb, und womit zu viele in den innern Haushalt eindringende Untersuchungen verbunden waren, werden verworfen. — Der Rec. gesteht es gern, daß weder dieß Princip, als solches, noch die Benennung der Steuer ihn befriedige. Hält man sich bey der Besteuerung an den Ertrag, so ist dieß keine Vermögens-, sondern eine Ertrags- oder Einkommensteuer; der Besitz eines leer stehenden und unbewohnten Hauses, und einer Kraft, die nicht nutzbar anzuwenden steht, sollten billig nicht besteuert werden. Allein der Vf. scheint den Nahmen Vermögenssteuer nicht ohne Grund gewählt zu haben: denn wäre von einer Einkommensteuer die Rede, so hätten die Fragen, was reines Einkommen sey? und wie dieß auszumitteln stehe? nicht wohl übergangen werden können, und die unübersteiglichen Hindernisse bey der Anwendung würden bald gezeigt haben, daß man mit dem Grundsatz für die Wirklichkeit wenig oder gar nichts gewonnen habe. Uebrigens, wenn man von einem Principe der Vertheilung der Steuern reden, und die Sache ganz scharf nehmen wollte: so müßte dabey doch auch auf die für die Steuerpflichtigen durch den Staat entstehenden Vortheile gesehen werden, und wenn diese nicht zu berechnen ständen, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, so thäte dieß nichts, so lange nur von der Idee des Rechts oder einem Principe

die Rede wäre. Auch die Steuer, nach dem Ertrag berechnet, wiewohl diese Berechnung nie ganz genau gemacht werden kann, würde in kurzem wieder höchst ungleich seyn, wenn man anders nicht auf eine, mit der Zeit von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten bey der Besteuerung der Objecte, ja zum Theil selbst in Bezug auf die einzelnen Steuerpflichtigen, rechnete. Der Rec. sieht nämlich gar nicht ein, wie die von neuem zu vertheilenden Steuern zufolge des genauesten Catasters, dergleichen es nie gegeben hat, nicht nach einigen Jahrzehenden die Einzelnen wiederum höchst ungleich treffen sollten; und er begreift es nicht, wie man sich schmeicheln könne, allen Ertrag oder alles Einkommen gleich zu besteuern, wenn man nicht an eine gewisse, von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten in der Besteuerung glaubt. Der Vf. sagt, diese von selbst eintretende Ausgleichung treffe nicht bey allen Steuer-Objecten zu; und wenn wir dieß auch vorläufig zu geben wollten, so würde doch dadurch die Behauptung nicht entkräftet, daß man zu einer ordentlichen und gewöhnlichen Besteuerung solche Abgaben besonders wählen sollte, bey welchen eine solche Ausgleichung am ersten Statt findet; indem es unmöglich ist, den Idee der Gleichheit sich auf eine andere Weise zu nähern. Die Physiocraten, heißt es weiter, hätten an eine solche Ausgleichung geglaubt; allein so viel der Rec. weiß, so vertheidigten die echten Oeconomisten ihre einzige Steuer consequent aus einem andern Grunde, weil nämlich von ihnen der Boden als die einzige Quelle des National-Wohlstandes betrachtet ward. Der Rec. weiß die großen Verdienste der Physiocraten um die Wissenschaft zu schätzen, obwohl er dieß ihr System über die Quelle alles Wohlstandes, und somit auch ihre einzige Steuer, mit unserm

Verf. für ungegündet hält. Eben so wenig aber kann er auch dem hier entwickelten Steuer-Systeme beypflichten, wiewohl dieses gleichfalls durch Consequenz sich auszeichnet, und weniger einseitig die andern Erwerbsquellen gleichfalls einer directen Besteuerung unterwirft. In Bezug auf die letztern, sagt unser Verf., müsse man sich mit einem Vennähe begnügen: aber eben dieß veranlaßt bey diesen Quellen beharrlich empörende, und nie voa selbst sich ausgleichende, partielle Ungleichheiten, welches bey den Abgaben von Grundstücken, indem sie als übergehend in andere Hände gegen einen Preis, bey welchem der Betrag der Abgabe abgerechnet wird, gedacht werden, nicht der Fall ist. Gleichwohl sollen alle öffentliche Bedürfnisse, in so fern sie nicht aus dem Ertrage der Domainen und Regalien zu befriedigen stehen (was unter den letztern, die oft wie indirecte Abgaben wirken, und ihnen zu vergleichen sind, verstanden werde, haben wir nicht angegeben gefunden); mit Verwerfung aller indirecten Steuern auf die angeführte Weise directe erhoben werden.

Nimmer könnte der Rec. dazu einstimmen, daß das bisher übliche Steuer-System gänzlich umgestürzt werden sollte, um ein dem Grundsatz der Gleichheit angemessneres an dessen Stelle zu setzen. Es sind uns nun bereits genug dergleichen Systeme empfohlen worden, keines aber kann das Versprochene leisten, wenn man nicht an eine, zum Theil von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten glaubt; und glaubt man daran, so ist das gänzliche Umstürzen des bisher üblichen Systems nicht nöthig. Die phylocratischen Maximen waren seit der Französischen Revolution lange die vorherrschenden in jenem Reiche; sie haben großes Elend daselbst angerichtet; man ist genöthigt gewesen, die directern

Steuern herabzusetzen, die Grundsteuer zu mäßigen, wenn man nicht den Ruin des Ackerbaues herbeiführen wollte; und gleichwohl waren die ehemals befreiten Grundstücke ihren Eigenthümern meist genommen, und um einen geringen Preis an andere übergegangen, und die Inhaber vormals steuerpflichtiger Grundstücke befanden sich größten Theils, durch andere Ungerechtigkeiten, jetzt in einem weit bessern Zustande, als zuvor, indem man Zehnten, Grundzinsen, Frohnen und andere stehende Renten und Servituten durch die Gewalt ohne weiteres oder gegen ein nichtswürdiges Aequivalent los geworden war. — Jedes ganz neu eingeführte Steuer-System veranlaßt neue und große Schwankungen im Besitz, in dem Vermögen, in den Gewerben, im Verdienste und Auskommen; eben deshalb, nicht aber, weil die Menschen daran gewöhnt sind, obwohl auch dieß nicht ohne Bedeutung ist, sind alte Steuern, alles Uebrige als gleich angenommen, vorzüglicher. Bei der Beybehaltung des alten Systems entstehen zwar auch dergleichen Schwankungen, aber nie in dem Maße. Damit aber sollen die allmählichen Verbesserungen der eingeführten Steuern nicht verworfen, noch die Abschaffung der schlechten mißrathen werden, im Gegentheile ist beides, jedoch mit Vorsicht, zu bewirken, besonders in so fern nicht eine von selbst eintretende Ausgleichung der Ungleichheiten, vornehmlich der partiellen Art, dem Uebel abhilft; jedoch auch aus andern Gründen. Nur in dem einzigen Falle, wenn durch große Revolutionen Alles umgekehrt, viele Landschaften mit verschiedenen Steuer-Systemen zu Einem Ganzen vereinigt werden, nur dann könnten wir für die Einführung einer ganz neuen Steuer-Regulirung stimmen, aber auch dann würden wir Vieles zu empfehlen haben,

um die Unzufriedenheit nicht zu groß zu machen, was wir hier zum Theil unterdrücken müssen. Wir würden am wenigsten unter dieser Voraussetzung nur Eine Steuerart, wie hier geschieht, empfehlen.

Zufolge unsers Verf. sollen alle Grundstücke vermessen und nach dem Ertrage abgeschätzt werden. Das provisorische Verfahren zu diesem Zwecke, welches hier empfohlen wird, scheint dem Rec. viel Belehrendes zu enthalten; des Verf. Kenntniß leuchtet deutlich hervor; des Raumes wegen müssen wir auf das Buch verweisen. Alle bisher von den Grundsteuern Befreyte werden auf gleiche Weise zu den Steuern herbegezogen. — Dieß freylich gefällt den Uebrigen sehr: aber ist es gerecht? Zu allen neuen Lasten, zu aller Vermehrung der alten, müßten jene, wie diese, in gleichem Maße beitragen, dazu würde auch ein Vermessen und Abschätzen der bisher exemten Güter gefordert, dieß wäre gerecht: aber die Gleichheit auch auf die vormahligen alten Lasten ausdehnen, und die bisher befreyten Grundstücke, gleich den bisher unbefreyten, damit belegen, heißt, mit einer heillosen Prägravation anfangen, um zu einer Gleichheit zu gelangen, die nach einigen Jahrzehenden, wenn man von der von selbst eintretenden Ausgleichung absieht, dennoch wiederum in Ungleichheit ausartet. Der Capitalwerth der Güter der bisher Befreyten wird dadurch mehr, als der der Uebrigen, herabgesetzt; sind aber die Steuern bedeutend, und kommen, wie jetzt meist Statt findet, andere Lasten noch hinzu, die den wirklichen Preis der Grundstücke herabdrücken: so heißt dieß, diese Eigenthümer der vermeinten Gleichheit wegen zu Bettlern machen. Auch zweifeln wir, daß etwas Anderes, als die Noth, dazu wirklich führe, weil die Stimme der Gerechtigkeit und Wis-

ligkeit sich nicht so leicht unterdrücken läßt; sagt man uns aber, die Noth kenne kein Gesetz, so schweigen wir. Wir finden in diesem Buche, daß im Hessischen, wenn anders der Drang der Bedürfnisse in Zukunft nicht ein Anderes nothwendig fordere, die Grundstücke der Standesherrn, zwar nicht in Bezug auf die außerordentlichen neuen, aber in Bezug auf die gewöhnlichen alten Abgaben, denen sie fortan unterworfen werden sollen, keineswegs ganz in dem Maße belegt werden, als die Grundstücke der vormahls Pflichtigen es bisher waren: dieß hat ganz unsern Beyfall, in so fern dadurch wenigstens etwas der Billigkeit Gemäßes geschieht: aber was für die Standesherrn billig war, konnten das nicht mit eben dem Rechte die übrigen vormahls Exemten fordern?

Die Geld-Capitalisten, welche ihre Geld-Capitalien ausliehen, sucht der Verf. ferner zu beweisen, brauchten nicht directe besteuert zu werden, da sie fortan mit geringern Zinsen schon sich begnügen müßten, wenn nur alle Anwendungen der Capitale gehörig besteuert würden. Der Vf. verweilt hierbei sehr lange, und widerlegt mehrere ihm deßhalb gemachte Einwürfe. Wir hätten doch noch Einiges anzumerken, z. B. daß bey den Einwürfen, außer Acht gelassen worden, daß die Kräfte der verschiedenen Theile im Kampf um den Preis allein entscheiden, daß des Ankaufs fremder Staatspapiere nicht gedacht worden, und daß immer ein Unterschied zwischen den directe Besteuerten, z. B. den Grundeigenthümern, und diesen so indirecte besteuerten Geld-Capitalisten bleibe. Denn zugegeben, daß durch die Besteuerung der Anwendung der Capitale in gleichem Verhältnisse, wenn sie anders möglich wäre, der Zinsfuß herabgedrückt würde,

und angenommen, daß durch die Größe der Steuer und andere Umstände die Anhäufung der Capitale vermindert würde, wie es jetzt allgemein der Fall ist, welche dann hinwieder den Zinsfuß in die Höhe treiben muß: so würde dieser realiter derselbe bleiben, oder vielleicht noch mehr, als zuvor, steigen, wie dieß gleichfalls, so weit des Rec. Erfahrungen reichen, geschehen ist. Wie tragen aber alsdann diese Capitalisten die Last? Ist es nicht in Bezug auf die Wirkung ein Wortspiel, wenn der Verf. sagt, der Zinsfuß ist doch vermindert worden, nur andere Ursachen haben ihn auch wieder gesteigert? Der Grundeigenthümer sieht dagegen jetzt den Preis seiner Grundstücke und den seiner Rente durch die ihm aufgelegte Steuer wahrhaft sich vermindern; und es ist eben deßhalb, und auch aus andern Gründen, ausgemacht gewiß, daß die Grundeigenthümer ganz anders bey dem Wohl des Landes interessirt sind, als die Geld-Capitalisten.

Wegen der directen Besteuerung des umlaufenden Capitals im Handel und anderweitigen Gewerben (was darunter zu verstehen, wird näher bestimmt) soll man sich mit einer Angabe der zu Besteuernden begnügen, und allenfalls nur gegen augenfällig zu geringe Angaben nähere Untersuchungen und Strafen erkennen. Wie aber hiermit den aufgestellten Forderungen entsprochen werden könne, ist schwer einzusehen, wenn anders nicht auf eine außerordentliche Liebe zum Vaterlande zu rechnen ist. Die Vermögenssteuern einiger vormahligen Reichsstädte scheinen uns nichts zu beweisen; in guten Zeiten zahlten die Wohlhabenden daselbst, von großem Patriotismus befeelt, gern; in schweren Zeiten sucht auch der sonst rechtliche Mann sich durchzulügen. Hieraus entstehen aber partielle Ungleichheiten, die sich nie

ausgleichen, und die eben deshalb am empörendsten sind. Dann aber ist die Frage: in wie fern die Steuer, in so fern sie gleich ist, von denen, welche die Capitale anwenden, oder von denen, welche die Producte verbrauchen, endlich werde getragen werden?

Vares Geld und Mobilien sollen zwar, so heißt es weiter, billig auch der Besteuerung unterworfen werden, denn sie seyen Theile des Vermögens, und es sey kein Grund, wenn man von den Mobilien sage, sie würfen keinen Ertrag ab, denn der Genuß, den sie gewährten, sey ihr Ertrag (aber ist denn Einkommen und Genuß einerley, und ist dieß nicht ein Wortspiel?): allein nicht nur wäre die Ausmittelung beider Objecte schwer, sondern da der Besitz von Geld und Meubles sich meist nach der Wohlhabenheit richte, so würden die Wohlhabenden, wenn nur die Steuer sonst richtig vertheilt wäre, ohnehin durch dieselbe gebührend getroffen. Wie viel Willkürliches hierin und auch in der Bestimmung dessen, was zu den Mobilien zu rechnen sey, herrsche, und wie wenig dieß mit den früher aufgestellten allgemeinen Grundsätzen übereinstimme, scheint, wenn man das hier Vorgetragene liest, einleuchtend, wiewohl der Rec. die directe Besteuerung dieser Objecte so gut, als mancher andern, obschon aus verschiedenen Gründen, als denen unsers Verfassers, gänzlich verwirft.

Was die Besteuerung des Erwerbs durch physische und geistige Kräfte des Menschen betrifft, so muß man das, wie dabey zu verfahren sey, in dem Buche selbst nachlesen; es lautet sehr ingenüß: allein wir sehen nicht ein, wie das Willkürliche und die partiellen, nie sich ausgleichenden, Ungleichheiten in der Wirklichkeit bey diesem Verfahren irgend

zu vermeiden seyn möchten, und wie man eben beffer dabey, als bey den hier und da üblichen, leidlich eingerichteten, Gewerbssteuern sich sehe, die nur deswegen nicht große Unzufriedenheit hervorbringen, weil sie gewöhnlich, verglichen mit andern Abgaben, unbedeutend sind.

Zuletzt erklärt sich denn unser Verf. gegen alle indirecte Steuern, indem sie nicht zufolge des Vermögens entrichtet würden, das Volk, nach des Vf. Erfahrung, sie ungerner trage, als die um den gleichen Betrag erhöhten directen Abgaben. Der Grund für dieselben, daß sie unmerklich entrichtet würden, sey nichtig, man fühle die Last gar wohl im Verlauf einer längern Zeit, etwa von einem Jahre; daß die Wohlhabenden dadurch vorzüglich, oder in einem größern, als dem ziemenden Maße, getroffen würden, sey theils nicht zu rechtfertigen, theils nicht gegründet. Die großen Kosten, die durch sie veranlaßte Verlust an Kraft und Zeit, die daher entstehende Beschränkung und Unterdrückung der Industrie, und endlich das dadurch bewirkte moralische Verderben der Menschen, seyen Gründe genug darwider.

Allein auch die Feinde ehren doch den Britischen National-Character und die Britische Industrie, und gleichwohl werden in Großbritannien fast alle ordentliche Steuern auf indirecte Weise erhoben. Man könnte einwenden, die Britten seyen kein bloß Ackerbau-treibendes Volk; indeß empfiehlt ja der Verf. sein System auch andern. Auf jeden Fall aber kann der Rec. zugleich ein Land anführen, dessen Bewohner vorzugsweise vom Ackerbau lebten, und wofelbst fast nur indirecte Steuern erhoben wurden, und dessen Einwohner, von Seiten

des Characters, ruhmvoll in Deutschen Landen bekannt waren: wir meinen die vormahls Hannöversischen Provinzen, deren Wohlstand, verglichen mit andern benachbarten Territorien, namentlich mit Hessen-Cassel, wo fast allein directe Steuern, und zwar zufolge eines sehr vervollkommeneten Catasters, erhoben wurden, sich gleichwohl so sehr auszeichnete: obschon wir gern zugeben und nicht behaupten wollen, daß dieß einzig dem Unterschiede in dem Steuer-Systeme bezumessen gewesen sey. Aber gegen den Verf. beweiset dieß Beispiel immerhin genug. Wir könnten ferner Frankreich anführen, wo man, um dem Ruin des Ackerbaues zu entgehen, auf den Wunsch des Volkes zu indirecten Steuern schritt, obwohl nur etwa ein Drittel der öffentlichen Bedürfnisse durch die directen Steuern daselbst gedeckt wird; wir könnten endlich anführen, daß vor etwas über einem Jahrhundert in Sachsen, auf den Ruf des Volks, die Accise eingeführt ward. Wir sind jedoch weit entfernt, alle indirecte Steuern, wie sie hier oder da zu Stande gekommen, in unsern Schutz nehmen zu wollen. Uebrigens scheint das Unmerkliche bey Entrichtung der Steuern und die daraus entstehende Zufriedenheit des Volks, in der Wirklichkeit doch etwas sehr Bedeutendes zu seyn, so wie das, daß bey den bessern Consumtions-Steuern der die Steuer Entrichtende nur dann zahlt, wenn er dazu im Stande ist, während bey den directen Steuern der Erheber die Zahlung fordert und mit Gewalt beytreibt, wenn der Steuerpflichtige dazu vielleicht am wenigsten geschickt ist. Eben so ausgemacht scheint es uns, daß selbst bey solchen Consumtions-Steuern, die auf die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse fallen,

einige Beschränkung nach dem jedesmahl bereiten Vermögen Statt finden könne; daß man in allen Despotien die directen Steuern vorzüglich gewählt habe, weil das Volk dem Druck der Steuer durch Beschränkung und Entfagung sich gar nicht entziehen kann, dagegen Holland und England fast einzig indirecte Steuern gewählt haben oder hatten. Was aber die Kosten betrifft, so sind die der Erhebung zwar bey den indirecten Steuern meist weit größer, als bey den directen: man muß aber auch an die Kosten denken, welche bey den directen Steuern nicht eben der öffentlichen Casse ein minus, dem Volke aber ein plus in Hinsicht auf die Kosten und Lasten zuwege bringen, durch Auspfänden, Ausstoßen aus dem Besitze, Verkauf des Viehes, der Betten und durch Delinquiren der Grundstücke.

Aber wie unendlich Vieles müßten wir anführen, was wir hier unterdrücken müssen, wenn wir uns auch nur einiger Maßen selbst befriedigen wollten! Wir haben uns meist auf Thatsachen beschränkt, die Jedem vor Augen liegen: allein der Grund der Sache ist damit noch nicht erläutert, aber dieß ist auch nicht möglich, genügend hier zu leisten: doch mag Folgendes noch angedeutet werden, was an einem andern Orte schicklicher auszuführen seyn wird.

Steht die Größe der Steuern in einem unbedeutenden Verhältnisse zu des Volks Einkommen, so ist es von geringer Bedeutung, ob man diese oder jene Art der Steuern wähle; ist das Entgegengesetzte der Fall, wie dieß seit dem letzten Jahrhunderte, und besonders jetzt, eintritt, so ist es verderblich, nur Eine Art der Steuern zu wäh-

len, weil die von selbst eintretende Ausgleichung der allgemeinen und der besondern Ungleichheiten dadurch erleichtert, und zugleich verhütet wird, daß die dadurch zuerst oder überall Prägravirten durch die zu große Last nicht gänzlich zu Boden gedrückt werden. Es ist eine leere Grille, durch directe Steuern die Idee der Gleichheit auszuführen, sie bleiben, verschieden unter verschiedenen Umständen, nicht immer da liegen, wo sie hingelegt werden; jene Idee kann nur dadurch erreicht werden, daß man eine gewisse, durch den Kampf der verschiedenen Producenten, Consumenten, Käufer und Verkäufer entstehende, Ausgleichung der allgemeinen Ungleichheiten annimmt, daß man beide Steuerarten wähle, um diese Ausgleichung zu erleichtern, daß man sich zugleich bemühe, alle partielle Ungleichheiten, als die eigentlich empörenden, bey den directen Steuern zu vermeiden, und wenn dieß bey einigen derselben nicht möglich ist, diese vielmehr ganz aufgebe, dagegen den Defrauden und Collusionen bey den indirecten Steuern und ihrer zu großen Kostspiligkeit bey der Erhebung vorbeuge, und diejenigen, wobey dieß nicht möglich ist, gleichfalls aufgebe. Weder alle directe, noch alle indirecte Steuern sind unbedingt zu empfehlen; es kann kein durchaus gleiches Steuer-System für alle Staaten gegeben werden, obwohl einiges Allgemeingültige vorgetragen werden kann; es gilt hier, was bey allem Politischen gilt, auf die besondere Lage, die Gewerbe des Volks, seine Bedürfnisse, den Zusammenhang des Landes, dessen Größe, die Verhältnisse zu den Nachbarn und die von ihnen angenommenen Steuer-Systeme ist auch Rücksicht zu nehmen.

1144 G. g. A. 114. St., den 17. Jul. 1813.

Dies sind einige der vorzüglichsten Punkte, welche der Rec. bey jedem Steuerwesen gläubt empfehlen zu müssen, und eben deshalb hat er es auch für Pflicht gehalten, gegen das hier empfohlene System sich zu erklären, welches, nur unter etwas verschiedenen Modificationen, schon öfters empfohlen worden ist, immer aber nur die Unzufriedenheit des Volks veranlaßt hat. Gleichlaufende Stimmen hat der Rec. auch unter allen Classen über das im Großherzogthum Hessen eingeführte System vernommen, obwohl er darauf allein nicht sehr viel geben würde, indem die Größe der jetzigen Abgaben, die aus der Crisis, worin Europa sich befindet, hervorgeht, zu ähnlichen Klagen Veranlassung gibt, auch da, wo, nach des Rec. Ueberzeugung, bessere Maßregeln ergriffen worden sind.

Uebrigens halten wir dafür, daß dieß Buch unter den erforderlichen Beschränkungen zu einer provisorischen Steuer-Regulirung in Bezug auf die Grundsteuern mit Nutzen gebraucht werden könne. Was über die ganze Behandlungsart eines solchen Geschäfts, über das Steuer-Capital, die Art, wie die beständigen Grund-Renten und Servituten dem Verpflichteten in Abzug, dem Berechtigten in Ansatz zu bringen seyn möchten, hier vorgetragen wird, so wie alles das, was im zweyten, dritten und vierten Abschnitte vorkommt, verdient zum Nachlesen und zum Studium empfohlen zu werden. Der Rec. erkennt dieß gern und freudig an, es fehlt ihm aber der Raum, dieß alles mitzutheilen, und seine auch hier etwa dann und wann abweichende Ansicht damit zu vergleichen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1813.

Paris.

Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, depuis 1770 jusqu' en 1782, par le Baron *de Grimm* et par *Diderot*. Fünf Bände in groß Octav. Bey *Vulffon*. 1812.

Es ist kein ganz unwichtiges Problem, wie es zugeht, daß seit so langer Zeit die Sprache und Cultur, die Moden und Sitten einer der Hauptstädte Europa's (nicht die eines Volks, denn in dieser Rücksicht ist Frankreich selbst als Null zu betrachten, und Paris ist alleiniger Tonangeber) von bennahе sämtlichen Höfen unsers Welttheils, von dem Adel, von der so genannten großen Welt, vorzugsweise angenommen, bewundert und zur einzigen Richtschnur der besten und der vornehmsten Art angesehen sind. Die große Welt bildet überhaupt in Europa, besonders aber in Deutschland, unter mehreren Rücksichten gleichsam eine Pariser Colonie, welcher die National-Cultur ziemlich fremd bleibt. In wie fern dieß für die Tüchtigkeit der Pariser Cultur im Allgemeinen beweiset,

U (5)

oder in wie fern es den Geist der obbenannten Welt bezeichnet und characterisirt, wollen wir für jetzt nicht erörtern. Daß übrigens diese Universalität des Französischen Sprechens und Denkens nur von dem Glanze der glücklichen Regierungsjahre Ludwig's XIV. und von der gewöhnlich so bestimmten Periode des goldenen Zeitalters unter diesem Monarchen zu datiren wäre, ist keinesweges streng richtig. Es ließen sich viele Beweise einer frühern Annahme beybringen. Einß bemerkte schon ein alter Bearbeiter der Fabel des Kemecke Vofß:

Wer nicht Französisch reden kann,
Der ist am Hof kein nützer Mann.

Wie dem sey, so erhalten wir hier einen neuen Beweis des hohen Werthes, welchen Fürsten und Hofe von jeher darauf legten, von Allem, was in der großen Normal-Stadt sich ereignete, in Betreff der Welt, der Litteratur, der Intrigue und Chronique scandaleuse genau unterrichtet zu seyn. Zu diesem Behufe, wie vor ihm der Abbé Kaynal, und nach ihm der Schweizer Meister, schrieb Hr. Grimm, aus Regensburg gebürtig, der sich zuerst in Paris als Hofmeister aufhielt, ein Diarium oder ein Pariser Intelligenz-Blatt für mehrere unserer damaligen Fürsten: denn ob gleich auf dem Titel nur von einem Souverain d'Allemagne (dem Herzoge von Sachsen-Gotha) die Rede ist, so werden doch in dem Avis de l'Editeur mehrere Mit-Interessenten, divers Souverains du Nord, zugestanden; welcher vornehme Lesezirkel dann die Kosten davon gemeinschaftlich trug. Seinem Verfasser hat das Ding erst ein schönes Einkommen, und nach und nach Reichthum, Adel, Orden, diplomatische Sendungen und dergleichen verschafft. Und so ge-

gelangt man hienieden zu Ehren! — Seit langer Zeit indeß waren diese kostbaren Blätter außer Acht gekommen, und gleichsam verschwunden, bis ein gewisser Hr. Bancet, welcher, laut der Vorrede, ein feiner Litterator seyn soll, das Glück hatte, sie wieder, und zwar in elf sauber conditionirten Quartbänden, zu entdecken, und, mit Weglassung des schon allzu Bekannten, durch den Druck dem großen Lese-Publico ein Geschenk damit machen konnte. Also erhalten wir diese Grimmischen Ephemeriden von 1770 bis 1782, außer dem Jahrgange 1775, der sich nicht hat finden lassen wollen, und wovon wir den Verlust nicht sehr hoch anrechnen. Wären sogar auch alle übrigen Jahrgänge verschwunden, so können wir nicht einsehen, was menschliche Bildung dabey wesentlich eingebüßt hätte? Die Sitten und der Geist dieser am Guten ziemlich armen und am Bösen sehr reichen Periode in der Französischen Welt sind hinreichend ausgemahlt und beschrieben in einer Menge von Briefsammlungen, Memoiren und dergleichen, welche die Schreibseligkeit der Zeit zu Tage gefördert hat. Die Geschichte weiß so ziemlich, was sie darüber sagen und urtheilen soll, wie der letzte Historiker der gedachten Periode, Lacretelle, rühmlich bewiesen hat. Doch wollen wir nicht in Abrede stehen, daß sich hier mancher artiger Zug, manche Anekdote, erhalten hat, die den Liebhabern solcher Ware zur Ergötzlichkeit dienen können. Etwas zur Litterär-Geschichte der Zeit kann auch wohl hin und wieder gefunden werden, doch möchte wohl die Ausbeute geringe seyn; und außerdem ist die Richtigkeit der angeführten Thatfachen nicht immer ganz bewährt. Ein schätzbares Deutsches Blatt

(die Zeid. Jahrb.), das sich unlängst in eine weitläufige Critik dieser *Olla potrida* einließ, hat der Unrichtigkeiten darin genug aufgedeckt. Ein Supplement zu diesem Sündenregister könnten wir liefern, erlaubte es nur der Raum in diesen Blättern. Dagegen wollen wir einige der wichtigsten Partien im Werke selbst andeuten, als: die ausführliche Erzählung, wie die Encyclopädisten Voltaire'n eine Bildsäule errichten ließen (Grimm selbst war ein höchst eifriger Voltairianer, wie unzählige Stellen es hier beweisen), so wie Pigal's Reise nach Jersey zu diesem Zwecke, im ersten Bande. Auch, eben daselbst, wie die zehn letzten Bände der Encyclopädie vom Verleger ohne Vorwissen des Herausgebers verstümmelt wurden. Im dritten Bande interessirt der Tod des wackern gelehrten Sonderlings Lacondamine. Im vierten kommt manches Lesenswerthe über Voltaire's Tod und letzten Aufenthalt in Paris vor. Vom Abbé Raynal, und von der Verfolgung, welche ihm seine Philosophische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien zuzog, sehr Vieles im fünften Bande. — Als Franzose, dem Tone und dem Gesichtspuncte nach, beurtheilt Grimm meistens die Begebenheiten und die Geistes-Producte. Doch hier und da läßt sich auch der Deutsche blicken, wie z. B. wenn er scharf und unrespectirlich von der Französischen Tragödie spricht, wenn er sich über die dortige Frivolität lustig macht u. s. f. Dem berühmten Abbé Galiani zugethan, eifert oft Grimm gegen die Physiocraten. Als Freund und Bewunderer von Diderot, bekennt er sich auch natürlicher Weise zu der Parthey der Französischen Freydenker (so genannten Philosophen), und trägt seine

Irreligiosität und seinen Atheismus frech genug zur Schau: doch fühlt er manchemal wiederum Gewissensbisse, welche ihn in Widerspruch mit sich selbst bringen. Schliesslich bemerken wir, daß einige Original-Stücke von Galvani und von Diderot der Sammlung noch einigen Werth geben. Doch, sollte noch eine Anzahl neuer Bände von dieser Correspondenz, wie wir die Drohung vernommen haben, erscheinen, so möchten wir alsdann von Herzen das ne quid nimis! dem Verleger und dem leselustigen Publico entgegen rufen.

Jena.

In der Erbkerschen Buchhandlung: Ueber die Schafwolle in naturhistorischer, ökonomischer und technischer Hinsicht, von D. K. Ch. G. Sturm, ordentlichem Professor der Oekonomie und Cameralwissenschaften zu Jena u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1812. Xlii und 112 Seiten in Octav.

Nur dann ist es dem Landwirthe möglich, in der Veredlung der Schafzucht möglichste Vollkommenheit zu erreichen, wenn er die genaueste Kunde von der Wolle nach ihren ökonomischen und technischen Eigenschaften besitzt, und so dem Fabricanten und Kaufmanne gleichsam in die Hände arbeiten kann. Um sowohl dem Landwirthe, als auch dem Fabricanten eine Anleitung zur Erwerbung der denselben oft mangelnden genauern Kenntnisse von der Schafwolle zu geben, schrieb Hr. Professor Sturm, der sich durch seine Schriften schon so viele Verdienste um Oeconomie und ökonomische Technologie erworben hat, diese Bogen. Gewiß werden sie um so weniger ihren Zweck verfehlen, da der größte Theil ihres Inhalts auf eigne vieljährige Erfahrungen und vielfältige Versuche gegrün-

der ist; wenn man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß das beste Wuch allein nicht im Stande ist, eine genauere Kunde der Wolle zu verschaffen, sondern daß nothwendig eigne Uebung, und zumahl häufiger Umgang mit den Wolle-Handthierungen selbst, hinzukommen muß.

Zweckmäßig handelt der erste Abschnitt der vorliegenden Schrift von den Haaren im Allgemeinen: zuerst von ihrer Form, dann von den äußern Einflüssen auf die Bildung der Haare. Der Verfasser stellt den allgemeinen Erfahrungssatz auf, daß in heißeren, südlicheren Climates alle Thiere, welche sich von Vegetabilien nähren, ein weiches, zarteres Haar, alle fleischfressenden ein stärkeres und rauheres haben; daß hingegen in einem kälteren nördlicheren Clima die fleischfressenden ein weiches, feines Haar, die Thiere aber, welche sich von Vegetabilien nähren, ein stärkeres und rauheres besitzen. Verhältniß der Haare zu den Fleischfasern. Bey den Schafen scheint sich die Beobachtung zu bestätigen, daß die Verschiedenheit der Feinheit der Wolle an den verschiedenen Theilen des Körpers sich verhalte, wie die Feinheit des Fleisches. Jedes Schaf hat an der Seite und auf den Rippen die feinste Wolle, dagegen ist sie an der Keule gröber, und am größten am Schwanz, und gerade ist das Fleisch auf den Rippen das zarteste und feinste, dagegen das an den Unterschenkeln und am Schwanz das gröbste. — Verhältniß des Haares zu dem Temperamente. Chemisches Verhalten der Haare und Bestandtheile derselben. Arten der Haare nach ihrer Form und Beschaffenheit. Dieser Abschnitt sollte nur zur Einleitung für die Hauptabhandlung dienen, daher die verschiedenen Gegenstände darin nur kurz berührt sind. Für andere Zwecke würden sie zu sehr interes-

fanter, besonders auch in öconomischer und technischer Hinsicht wichtigen, Untersuchungen führen können.

Der zweyte Abschnitt bechäftigt sich mit der Wolle. Zuerst von den Arten der Wolle im Allgemeinen. Der Verf. unterscheidet haarige und wollige Bliese, und handelt von beiden besonders.

Dritter Abschnitt. Von den Eigenschaften und Fehlern der Wolle in öconomischer und technischer Hinsicht. A. Eigenschaften. 1. Von der Feinheit des Haares. Der Einfluß wird betrachtet, den Temperatur, Fütterung und Weide auf die Feinheit der Wolle äußern; dann die Verschiedenheit der Feinheit an einem und demselben Individuum, wobey eine angehängte Skizze das Vorgetragene sehr verdeutlicht. — Grade der Feinheit bey der Veredlung. Nach den Beobachtungen des Verf. beträgt die feine Wolle bey der ersten Generation $\frac{7}{32}$, bey der zweyten $\frac{3}{32}$, bey der dritten $\frac{1}{12}$, bey der vierten $\frac{1}{4}$; wobey sich übrigens versteht, daß diese Verhältnisse nur bey einer bestimmten Rasse von Landvieh und von echten Merinoböcken geltend ist. Der Verf. glaubt beobachtet zu haben, daß wenn die Veredlung nach einer arithmetischen Progression wächst, die Deterioration in einer geometrischen zunimmt: welche Bemerkung wohl verdiente, durch wiederholte Beobachtungen geprüft zu werden. 2. Von der Elasticität. 3. Von der Reinheit. 4. Von der Länge. 5. Von der Gleichheit. 6. Von der Dichtigkeit des Blieſes. Unter Verf. widerspricht hier einer Meinung einiger Naturforscher, u. a. der des Hrn. Cuvier, daß durch das öftere Abschneiden zwar das einzelne Haar an Stärke zunehme, aber die Anzahl der einzelnen Haare darum nicht wachse. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte die Wolle von zweyschurigen Schafen gröber seyn, als von einschurigen, und die Wolle

müßte um so feiner seyn, je seltener man die Schafe schiert. Beides ist aber nicht der Erfahrung gemäß. Obgleich nicht zu läugnen ist, daß durch öfteres Abschneiden das Haar selbst etwas stärker wird, so bleibt es doch ausgemacht, daß dadurch auch die Anzahl der Haare sehr bedeutend wächst.

7. Von der Weichheit und Seidenartigkeit. Es wird gezeigt, welchen Einfluß die Wärme, Weide und Fütterung, das Klima und die ganze Localität auf diese Eigenschaften äußern.

8. Haltbarkeit — Festigkeit.

9. Glanz.

10. Von der Krausheit.

Zuletzt noch von der Güte der Wolle nach dem Alter und Geschlechte der Schafe.

B. Von den Fehlern der Wolle. Der Verf. gehet die bekannten Fehler der Reihe nach durch, und macht besonders auch noch auf den weniger beachteten, der Platthaariakheit, aufmerksam. — Zur Erleichterung des Selbststudiums der Eigenschaften der Wolle ist von dem Verf. ein Wollen-Cabinet angelegt, welches 20 Wollenforten in einem Kästchen nebst einer Loupe enthält, und für 4 Thaler überlassen wird.

Vierter Abschnitt. Vom Waschen und Scheren der Wolle. Die verschiedenen Methoden werden beleuchtet, und es wird eine durch eine Zeichnung erläuterte genaue Beschreibung einer zweckmäßigen, von Hrn. Kuhn zu Saalborn bey Weimar angelegten, Schafschweime mitgetheilt. — Der fünfte Abschnitt handelt endlich noch von der Anwendung und dem Gebrauche der Wolle. Hierdurch sollte nicht sowohl eine Anleitung zur Kenntniß der Wollen-Fabriken gegeben, als nur Jeder im Allgemeinen in den Stand gesetzt werden, über den zweckmäßigsten Gebrauch der Wolle urtheilen zu können. Auch in dieser Hinsicht wird Hr. Prof. Sturm den beabsichtigten guten Zweck gewiß nicht verfehlen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. u. 117. St.

Den 22. Julius 1813.

Paris.

Bey Didot: Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan en cent-cinquante Planches, décrits avec des recherches sur l'Époque de leur fondation, une notice géographique et une notice historique de cette contrée; par *L. Langlès*, membre de l'Institut de France etc. etc. Le dessin et la gravure par *A. Boudeville*. XII S. Vorrede. 44 S. Text. XXIV Kupfertafeln. Vier Lieferungen. 1812. klein Folio.

Die älteste Geschichte Indiens ist eben so ungewiß und reich an Sagen und Uebertreibungen, als die von Aegypten, und erwartet noch immer jene zweckmäßige Behandlung und philosophische Darstellung, wodurch in neuen Zeiten Aegyptens Geschichte etwas aus dem Dunkel hervortritt, wenn auch noch keine allgemein geltenden Resultate aufgestellt werden können. Die Milde des Himmels, der Reichthum, die Fruchtbarkeit und Fülle des mütterlichen Schoßes der Erde, machen es sehr wahrscheinlich, daß Indien bereits im grauen Alterthum bevölkert und cultivirt worden ist, und seine Bewohner mit den Wissenschaften und Kün-

sten bekannt gewesen sind. Die architectonischen Monumente der Indier können, was ihr Alter, ihren Umfang und Kunstwerth betrifft, dreist mit den Denkmählern der Aegypter, von Memphis bis zu den Cataracten, sich messen, und scheinen sogar manche derselben zu übertreffen. Man hat eine uralte Verbindung zwischen Indien, Aegypten und Aethiopien finden wollen, und man wird es vielleicht einst darthun können, daß die Ideen der Bewohner dieser entlegenen Provinzen sich innig und vollkommen mit der ganzen Masse von climatischen Kenntnissen verwebt haben. Für unser Zeitalter ist es aber noch zu früh, etwas zu entscheiden, weil wir das ganze merkwürdige System von Cultur der Indier, ihre heilige Sprache und ihre durch viele Jahrtausende vergrößerte u. ausgeschmückte Mythologie und Astronomie zu wenig kennen. Auf ein sehr hohes Alter der Nation führen die ungeheuern Monumente, die nur in einem blühenden, cultivirten Reiche und durch hierarchischen Despotismus entstehen konnten. Da die Abbildungen, welche die Daniell und andere Künstler nach ihnen geliefert haben, für das Publicum auf dem Continent zu kostbar sind, so ist es ein lobenswerthes Unternehmen des Hrn. Langles, sie nachstechen zu lassen, und sie auch minder begüterten bekannt zu machen. Die außerordentliche Schwierigkeit, oder eigentlich die Unmöglichkeit, Indiens Monumente nach der Zeitfolge zu ordnen, hat den Vf. bewogen, von der südlichsten Spitze der Halbinsel, dem Vorgebirge Comorin, auszugehen, wechselsweise die Denkmähler an der Küste Coromandel und Malabar folgen zu lassen, und auf diese Weise von dem alten Königreiche Madhoureh bis nach Dehly, der Hauptstadt, und dem Grabe der Mohammedanischen Monarchie in Indien zu gelangen. Das Reich Madhoureh war den Alten unter dem Nahmen Regnum Pandionis bekannt, und der Sitz einer Indischen Dy-

nastie Pandu, deren langwierige Kriege den Gegenstand eines der ältesten und längsten Gedichte in Sanscrit bilden. Die Festung, der Tempel u. Schoultrey zu Madhoureh sind noch gegenwärtig Beweise der Prachtliebe jener Fürsten, die sie zu verschiedenen Zeiten haben errichten lassen. Tanjaour, Tritchinapali, Barramah u. Maissour enthalten ebenfalls sehr schöne Gebäude der Indier und Mohammedaner, unter denen sich vorzüglich das Grabmahl des berühmten Haider-Alykhan, in dem auch die Asche einer seiner Gemahlinnen und des tapfern, aber unweisen, Typou Sulthan ruhet, auszeichnet. Dieß große und prächtige Mausoleum steht als ein Meisterwerk der neuern Arabischen Baukunst da, und beweiset, daß die Architekten von Cairo, Fez, Cordova u. Alhambra würdige Söglinge hinterlassen haben. Die Felsentempel zu Navalipouram, die ungeheuren Grotten zu Sadras, Elefanta, Salferte und Ellora, die unübersehbaren Statuen und Basreliefs, die sie enthalten, werden dem Verf. Gelegenheit geben, sie mit den Trümmern von Persepolis, in denen wir einen Indischen Styl wahrnehmen, dem Grabmahl Koustems, den Grotten von Bey-Soutoum, und selbst mit den Oberägyptischen Denkmählern zu vergleichen. Den Ruinen von Ellora, welche die Erzeugnisse des vorwiegendsten Fluges der Phantasie übertreffen, sollen 24 Blätter gewidmet werden. Den Freunden der neuern Baukunst müssen die Abbildungen der schönen, regelmäßigen Palläste der Europäer zu Madras und Calcutta willkommen seyn, zumahl Calcutta einer Griechischen, durch Magie an den Ganges gezauberten, Stadt ähnlich ist, und auf einem Boden steht, welcher der Göttinn des Todes, Kali, gewidmet war, und nur wenige Reste der alten Stadt Gour aufweisen kann. Die traurigen Monumente der Cultur und Barbarey sind in Bengalen nicht so zahl-

reich, als in Behar. Diese Provinz hält Hr. Langles für die Wiege oder den Hauptsitz der Indischen Religion: eine Hypothese, die durch den Namen Behâr oder Vêhâr, der im Sanscrit einen Tempel bedeutet, viele Wahrscheinlichkeit erhält, und noch näher entwickelt werden soll. Bey dieser Gelegenheit will der Verf. auch beweisen, daß die ältesten Tatarischen Horden, die von dem Imaus kamen, hier sich niedergelassen haben, und daß die uralten Anhänger des Drama nicht Tatarischen Ursprunges sind. Ferner wird er von der alten Braminen-Universität zu Banârecy oder Benares handeln, die problematische Verbindung zwischen Indien und Aegypten untersuchen, und auch auf die mahlerischen Schönheiten des Landes, vorzüglich der Ufer des Ganges, den er dem Nil vorzieht, Rücksicht nehmen. Die dichterischen Fluxen von Mathourah, der Lieblingsaufenthalt des Krishna, oder Indischen Apollo, und seiner neun Gopies oder Musen, und des Rama Deva oder Liebesgottes; die Ruinen von Ghaya, der alten Hauptstadt von Behar, und Patna, der neuen Hauptstadt; die Gebäude zu Monguyn, Madjemahl und vieler andern Orter in Behar und Oude werden ebenfalls eine ununterbrochene Reihe Indischer Monumente darbieten, die unsern Künstlern eben so fremd, als den Alterthumsforschern unerklärbar erscheinen müssen. Eben so viel Aufmerksamkeit verdienen die Mohammedanischen Monumente zu Agrah und Dehly, das Grabmahl Akbar's des Großen, der wirklich groß war, und dessen Ruhestätte nur mit seinem Namen bezeichnet ist, als hinreichend, ihn zu verherrlichen; die Palläste zu Lucknow, Oude, Feiz, Aباد; die Ruinen der alten Stadt Kanouje; die Pagoden zu Bunderkand; die Festungen, Palläste, Gräber,

Moscheen, im alten und neuen Stadt-Quartiere von Dehly, und andere Monumente, die zum Theil von Regenten erbauet sind, über deren Thaten die Geschichte einen Schleier wirft. Wenn der Leser vertraut geworden ist mit den Denkmählern der drey großen Nationen, welche Indien, das schönste, fruchtbarste, aber auch unglücklichste Land der alten Welt, unterjocht haben; wenn ihn Wehmuth ergriffen hat bey dem Anblick des Unterganges der Mohammedanischen Herrschaft und der Raja's: so verspricht Hr. Langles ihn durch die romantischen Ansichten der Gatesgebirge, der Landschaften von Sirinagur und anderer Gegenden zu erheitern. Er will zugleich eine geographische Beschreibung und historische Schilderung des alten und neuen Indien liefern, eine Karte in zwey Blättern (nach Kennell und Arrowsmith), gestochen von Hrn. Laspie, hinzufügen, und das ganze Werk durch gut ausgeführte Portraite Indischer Monarchen, nach Miniaturen gezeichnet, verschönern. Für den gelehrten Leser bestimmt er Auszüge aus Sanscrit-Schriften, welche, leider! sehr wenige historische und geographische Bemerkungen enthalten; Untersuchungen über die Cosmogonie, die Dogmen und philosophischen Systeme der Indier, einen Ueberblick der ganzen Litteratur und der verschiedenen Charactere, und Excerpte aus dem *Ajia-Akbery*, von dem er das vollständigste Exemplar besitzt. Ein Anhang soll die bekannten Monumente von Kaschmir, Zeylon, Java, Sumatra, des Landes der Birma's, Ava und Pegu enthalten —.

Erste Lieferung. Pl. I. Vue prise dans le fort de Madhourèn. Der Hauptgegenstand dieser mahlerischen, von Daniell im Jahre 1794 gezeichneten, Landschaft ist ein Pavillon, oder vielmehr ein viereckiges, an allen Seiten offenes, Gebäude,

zu dem man auf einer langen Treppe hinan steigt. Die Bogen sind etwas spitz, und die Kuppel ist achteckig. Der Geschmack ist Arabisch. In weiter Ferne liegt ein großer Pallast. Pl. II. III. IV. Partie du Palais. Ruines du Palais. Vue intérieure du Palais de Madhourèh. Dieß Gebäude gehört zu denen, worin ein ganz gemischter Styl der Architectur herrscht. Man hat vermuthet, daß die Zeichnung für diesen Pallast von einem Europäischen Künstler herrühre, der den Europäischen und Indischen Geschmack mit einander verbinden wollte; Daniell aber versichert, daß der Character der Architectur Indisch und Sarazenisch sey. Unläugbar ist es, daß der Arabische Styl vorherrscht, daß aber auch das Ganze unmöglich von einem und demselben Meister entworfen werden konnte. Auf Pl. II. sieht man etwas spitze Bogen, die aus mehreren kleinen ausgeschweiften bestehen, und sich an ein pyramidalisch und terrassenförmig zulaufendes Gebäude anschließen; auf Pl. IV. erblickt man aber das Innere des Pallastes, dessen Bauart an den so genannten Gothischen und Arabischen Styl zugleich erinnert. Es sind Corridore und eine schwerfällige Kuppel, die auf kleinen Säulen ohne Basen, aber mit großen Capitalen, ruhen, und dem Ganzen das Ansehen eines Arabischen Gebäudes geben, wie man sie aus den Zeiten der Mauren in Spanien antrifft. Die Wände sind an mehren Stellen mit einem sehr feinen Stuck (Tchouna oder Tchénam) überzogen, der aus Muschelskalk verfertigt wird, und den Glanz des Marmors annimmt. Der Pallast dient gegenwärtig zum Aufenthalt der Englischen Garnison und zu einem Warenlager. Pl. V. Vue d'une partie de l'enceinte du temple de Madhourèh. Der eigentliche Tempel erscheint nicht auf die-

sem Blatte, aber ein Theil der Mauern, die ihn umringen, nebst einem pyramidalischen Gebäude, das in seiner Form und seinen Zieräthen viele Aehnlichkeit mit ihm hat, aber weit größer ist. Es mißt 153 Fuß in der Höhe, 110 Fuß in der Breite an der Basis, und 60 in der Dicke. Die Form ist, wie gesagt, pyramidalisch, allein die einzelnen Glieder und ihre Verbindung scheinen uns aus keinem hohen Alterthum zu stammen! Der eigentliche Zweck des Monuments ist unbekannt, doch soll es zu einer höchst sonderbaren Handlung dienen. Wenn nämlich zwischen den Braminen und der Regierung ein Streit entsteht, und die letztere strenge Maßregeln ergreifen will, so ereignet es sich zuweilen, daß irgend ein frommer Mann den Gipfel des Gebäudes mit der eidl ich abgelegten Versicherung ersteigt, daß, wenn der Streit nicht in einer von ihm bestimmten Zeit berichtigt sey, er sich herabstürzen werde. Die Furcht, eine Blutschuld auf sich laden, vereinigt bald beide Parteien mit einander. S. 5 ist eine Beschreibung eines *Rath* oder großen Wagens eingeschaltet, auf welchem das Idol im Triumph herumgeführt wird. Das Idol stellt den *Jsouara* oder *Jsuren* dar, den die *Matabaten Chaka-naden* nennen, und ist ein Symbol der zügenden Kraft. Sein Bild steht in der Mitte des Tempels, dem Eingange gegen über; es ist ein ungefähr 4 Fuß hoher kegelförmiger Granitblock, auf dessen Spitze die Skizze einer menschlichen Figur sich befindet. Pl. VI. *Tchoultry ou hospice de Tremal-naik à Madhourèh.* Beym ersten Anblick dieses Gebäudes glaubte Recensent einen von jenen Pallästen zu sehen, welche *Aladin's Wunderlampe* hervorzauberte, schimmernd von Edelsteinen, und geschmückt mit aller Pracht und Leppigkeit der Kunst.

Nachdem er sich aber überzeugt hat, daß es wirklich existirt, so kann er es nicht treffender, als mit den phantastischen Ideen des Boromini, oder den abenteuerlichen theatralischen Decorationen des Sibiena vergleichen. Der erste Grund zu diesem Wunderwerke wurde im Jahre 1623 gelegt; Tremal-naik vollendete es aber erst nach 22 Jahren, nachdem er über 24,000,000 Francs daran verschwendet hatte. Es besteht ganz aus einem grauen Granit, bildet ein längliches Viereck, und wird von 124 oder, nach Andern, von 300 Pilastern getragen, deren jeder, mit Ausnahme des Capitäls, aus Einem Blocke gehauen ist. Die Pilaster stehen in vier Reihen, und tragen ein flaches Dach, das nur an einigen Theilen in der Mitte sich erhebt; sie machen völlig die Wirkung der Coulissen in einem Theater, und sind reich an überladenden Ausschmückungen, Reliefs, Capitälern, Carniesen, über welchen Löwen liegen, auf denen wieder Sparrenköpfe ruhen, die sich an das Gebälke anschließen. Die Pilaster haben ferner am Piedestal einen Vorsprung, auf dem verschiedene Statuen von ungleicher Größe stehen, und theils Indische Gottheiten, theils den Stifter, seine Familie und seine Vorfahren darstellen. Daß sich die Künstler in der Wahl der Gegenstände selbst viele Freyheiten erlaubt haben, wie Hr. Langlès meint, möchten wir bezweifeln. Unter allen Pilastern gibt es keinen einzigen, der einem andern vollkommen gleich wäre; da die Künstler dieselben Figuren, nur mit kleinen Abweichungen, wiederholt haben, so kann man den größten Theil der Sculpturen als einfache Repetitionen ansehen. Pl. VII. Nr. 1. stellt zwey Seiten eines solchen Pilasters vor. Auf der einen sieht man die Indische Trias (Trimourti)

nicht, wie gewöhnlich, mit drey Köpfen auf Einem Körper, sondern mit drey Körpern auf Einem Beine dargestellt; auf der andern Seite aber eine abenteuerliche Gruppe mit drey Thieren zusammengesetzt, von denen das größte einem Pferde mit einem Elephantenrüssel ähnlich ist, und von den Indischen Dichtern *Auly* genannt wird. Bedenkt man, daß diese Pilaster von der Basis bis zum Capital aus einem einzigen Blocke gearbeitet sind, so muß man über die Arbeit, welche diese Thiere gekostet haben, erstaunen. Auf Pl. VIII. ist noch ein solcher Pilaster abgebildet. S. 10 beschreibt Hr. Langles das Verfahren, was bey Errichtung der Pilaster beobachtet worden ist. Pl. VII. enthält außerdem eine Vorstellung eines Thierkreises, welcher an der Decke eines Schoultry zu Verdy-Pettah sich befindet, von Call im Jahre 1764 abgezeichnet, und in den Philosophical Transactions Tom. LXII. p 353—356 erklärt wurde. Die Zeichnung scheint nicht genau zu seyn, doch glaubt Hr. Langles das Frühlings-Aequinoctium in den Zwillingen zu finden.

Zweyte Lieferung. Pl. IX. Grande Pagode de Tanjaour. Lord Valentia hält diese Pagode für eines der ältesten und schönsten pyramidalischen Denkmähler, die man in Indien bewundert. Man nennt sie die große, und wirklich verdient sie diesen Nahmen, weil sie durch den Umfang ihrer Basis und ihre Höhe, durch die Menge und den Reichthum der Basreliefs und Statuen, welche ihre Seiten schmücken, alle Gebäude in dem südlichen Theil der Halbinsel übertrifft. Sie ist zum wenigsten 200 Fuß hoch, an der Basis 150 Fuß breit, welche diese Breite bis zu einem Viertel der Höhe behält, worauf sie abnimmt, und das Gebäude pyramidalisch in

eine Kuppel sich erdigt. Die zahlreichen Fenster an den Seiten der Pagode sind nur Zierathen, denn die ganze Pagode ist massiv, und enthält nur einen einzigen Saal, worin die Braminen beym schwachen Schein einer an dem Gewölbe hängenden Lampe ihre religiösen Ceremonien verrichten. Hr. Langlès vergleicht bey dieser Gelegenheit die Indischen Pyramiden mit den Aegyptischen, und hält die letztern für astronomische Gebäude. Noch passender wäre die Vergleichung mit den Babylonischen, von Backsteinen und Erdschutt terrassenförmig aufgeführten, Pyramiden gewesen, da sehr wahrscheinlich die Babylonier ihre Cultur von Indien aus empfingen. So viel scheint gewiß zu seyn, daß alle Pagoden im Reiche Dekehau nach einem bestimmten Muster errichtet worden sind, wenn sie auch; was die Zierathen ihrer Oberfläche und das Ornament auf der Spitze betrifft, von einander abzuweichen scheinen. Hrn. Langlès's Ideen über den Cultus des Lingam, über die Negerbildung des Bouddah und ähnliche, äußerst dunkle Gegenstände können wir hier nicht prüfen, weil sie uns zu weit führen würden. Pl. X. Boeuf colossal à Tanjaour. Außer den vielen kleinen Statuen von Ochsen, welche man auf den Mauern antrifft, welche die Pagode in ein Viereck einschließen, sieht man bey dem Eingange des Vierecks einen colossalen Ochsen auf einem niedrigen Postament liegen. Er ist nicht von Bronze, sondern aus einem braunen Porphyrblock verfertigt. Die der Stadt Tanjaour am nächsten liegenden Porphyrbrüche sind doch über dreißig Lieres entfernt. Das Gewicht des Ochsen wird zu 200,000 Pfund angeschlagen. Seine Höhe bis zur Spitze des Kopfes beträgt 13 Englische Fuß)

seine Länge von der Brust bis an die Gruppe 16 Fuß, und der Umfang seiner Brust und seines Halses 26 Fuß. Man hat eine Sage, daß er sich in jeder Nacht erhebt, um im Umkreis der Pagode lustzuwandeln. Von diesem Ochsen hängt Regen und Dürre, Ueberfluß und Mangel, Fruchtbarkeit und Hungersnoth, ab. Der kleine Porticus zur Linken ist ein im Arabischen Styl errichtetes Gebäude, wie die einander durchkreuzenden Rippen des Gewölbes beweisen. Pl. XI. Vue du Rocher de Tritchnapali prise sur le Kávéri. Der Felsen ist ungefähr 150 Fuß hoch. Zu seinem Gipfel, auf welchem eine Pagode liegt, führt ein ausgehauener Weg mit Stufen. Der Besitz des Felsens war den Britten in ihren Feldzügen gegen Hyder Aly Khan und seinen Nachfolger sehr wichtig. Ein Seitenstück dieses Blattes ist Pl. XII. Vue Sud-est de Tritchnapali. — Pl. XIII. Grande Pagode de Tritchnapali. Diese Pagode weicht von allen andern dem Brahmanischen Cultus gewidmeten Gebäuden völlig ab, nicht nur durch ihren einfachen Styl, sondern überhaupt durch ihre ganze Form. Mit Ausnahme einiger Kälbe und Idole, welche auf den Spitzen der Mauern stehen, bemerkt man gar keine Hierathen, weder von außen, noch in den innern Sälen, zu denen die Europäer Zutritt haben. Diese Nacktheit, so wie die viereckige Gestalt, geben ihm viele Aehnlichkeit mit den Pourata oder den Buddhisten Tempeln in Tibet. Ob diese Aehnlichkeit zufällig, ob sie der ehemahligen religiösen Verbindung zwischen Indien und Tibet zuzuschreiben, oder ob sie durch die Fortschritte der Buddhistischen Reform entstanden ist, bleibt noch in Dunkel gehüllt. Hr. Langlès wagt nichts zu entscheiden, will aber sogar in

den Felsengrotten zu Navalipouram, Elefanta und Ellora zahlreiche Bouddhistische Monumente finden. Auf die Beweise dieser Behauptung ist Rec. sehr begierig. Pl. XIV. Vue prise dans le fort de Trichinapali. Nach einer sehr umständlichen Beschreibung der Festung, die sogar einen in Felsen gehauenen Graben hat, bemerkt Hr. Langles, daß man die Pagode zu Siringam nicht mit der zu Trichinapali verwechseln darf, ob sie gleich von manchen Reisenden so genannt worden ist. Die Pagode zu Siringam liegt nicht weit von Trichinapali auf einer Insel, welche von dem Fluß Kaveri und einem Arm desselben, Coleroun, gebildet wird. Ihre Pracht, und der große Umfang, den sie einnimmt, machen sie zu einer der berühmtesten in ganz Hindustan. Sie ist von sieben Mauern, die 25 bis 30 Fuß hoch, 4 Fuß dick und 350 Fuß von einander entfernt sind, und eine Fläche von vier Englischen Meilen einnehmen, umringt. Zwei Pfeiler aus Einem Block, jeder 33 Fuß hoch und 5 Fuß dick, pieren den mittäglichen Eingang. In der Mitte der sieben Mauern befinden sich viele Capellen, von denen eine das Bild des Wichnou enthält, dem Brahma selbst göttliche Ehrfurcht bezeigt.

Dritte Lieferung. Pl. XV. XVI. La Pagode de Chalembrom. Diese Pagode heißt eigentlich Chidambaram, und liegt in dem alten Königreiche Tanjicour an der Küste Coromandel. Zwei Mauern, jede 30 Fuß hoch, bilden ein längliches Viereck, dessen Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Die Mauern gegen Mittag und Mitternacht haben eine Länge von 160 Toisen, die gegen Abend und Morgen von 220. Die Mauern, welche die erste Einfassung ausmachen, bestehen aus Backsteinen, die mit großen

polirten und genau an einander gefugten Steinplatten bedeckt sind, die Mauern der zweiten Einfassung aber sind große Quader. Sie haben vier Eingänge (s. Pl. XV.) Ohne Ansicht des Grundrisses ist es unmöglich, einen genauen Begriff von dem Ganzen mitzutheilen. Ueber jeden Eingang erhebt sich eine 150 Fuß hohe Pyramide, mit vielen Figuren von Göttern, heiligen Thieren u. s. w. geschmückt (s. Pl. XVI.). Das Thor der Treppe, welche in das Innere der Pyramide führt, so wie auch das, durch welches man geht, ist mit Pilastern aus Einem Stein von 45 Fuß Länge (mit Einschluß der 17 Fuß, die in den Fundamenten verborgen sind), und 2 Fuß 10 Zoll Breite verziert. Mehre dieser Pilaster, die gegen einander über stehen, und 27 Fuß weit von einander einander entfernt sind, scheinen durch eine Kette, aus Stein gearbeitet, die 29 Glieder hat, und an beiden Enden aus den Capitälén hervorgeht, zusammen zu hängen. Jeder Ring hat ungefähr 22 Zoll im Umfange, $6\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ in der Dicke. Der Block, aus welchem die Pilaster nebst den Ketten gearbeitet worden sind, muß eine Länge von 60 Fuß gehabt haben! Die 150 Fuß hohen Pyramiden sind zu einer Höhe von 30 Fuß mit Quadern, bis zum Gipfel aber mit Backsteinen zusammengesetzt. Allein die zahllosen Figuren und Ornamente bestehen theils aus gebranntem Thon, theils aus Stein, und sind mit dem weißen Stuck (Tchéna) überzogen, so daß sich das Auge verwirrt, und keinen Ruhepunct finden kann. Mehre Streifen von Kupfer, denen man vor Zeiten einen Goldschimmer zu geben suchte, umwinden die Pyramiden. Im Innern findet man mehre Säle. Die Unregelmäßigkeit, mit welcher die Gebäude

in dem innern Bezirk angelegt sind, rührt wahrscheinlich von religiösen Vorschriften, und nicht von einem fehlerhaften System der Architectur, oder der Unwissenheit des Künstlers, her. In dem dritten Bezirke stehen drey Capellen, welche die Malabaren Chabéi nennen. Die Haupt-Capelle, Moulektâna Chabéi, ist dem Lingam gewidmet, und bewahrt ein steinernes Idol, Palli Isouara. Der Priester aller Götter, Tedshana Mourti, steht in Stein gehauen an der Pforte, und empfängt die dargebrachten Gaben. Die zweyte oder große Capelle, Mâ Chabéi, ist dem Wichnou heilig. Man sieht in ihr die Bildsäule dieser Gottheit, auf einer Schlange ruhend. In der dritten endlich, Sitt Chabéi oder Sitt Amboulam, findet man gar keine Figur. Noch verdient ein großer Teich in der Form eines Parallelogramms, und ein mit mehr als tausend Säulen, welche so gestellt sind, daß man, wo man hinblickt, eine Allee zu sehen glaubt, besetzter Platz, unsere Aufmerksamkeit. Wir übergehen die Beschreibung der übrigen Gebäude, wie auch die Untersuchungen über das Alter der Pagode. Genau läßt es sich nicht bestimmen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie vor 4512 Jahren errichtet worden ist. S. 37. Pl. XVIII. Rya cotté dans le Barahmal. Wenn man sich von der Küste Coromandel nach der Insel Seringapatnam, der Hauptstadt und dem Grabe der Muselmännischen Dynastie in Maïffour begeben will, so muß man einen Weg von 75 Lieues zurücklegen, der eine Reihe der mahlerischsten Gegenden darbietet. Rya-cotté oder Raja-cotté ist eine Festung an der Grenze von Maïffour, liegend auf einem Felsen, in welchem man die Stufen ausgehauen hat, und kann als der Schlüssel von Maïffour und Ra-

nara, von der Seite von Karnate, angesehen werden.

Vierte Lieferung. Pl. XIX. XX. Verdabendroug, Djang Deo et Warangor. Zwey mahlerische Landschaften mit befestigten Anhöhen. Die Lage ist entzückend, und die Festungen sind die bedeutendsten im östlichen Theile von Maïssour. Pl. XXI. Ouçour. Diese kleine Stadt ist durch eine undurchdringliche Hecke befestigt, hat aber auch Mauern und Wassergraben. Die Ansicht ist von einer Höhe genommen, wo der Beschauer rechts eine Viranda, und links eine Pagode des Siva erblickt. Pl. XXII. Sépulture de la Dynastie Musulmane dans le Maïssour. Nördlich von Seringapatnam, auf einer Spitze der Insel gleiches Namens, liegt ein reizender Garten, der mit Recht Lâl-Bâgh, oder der Garten der Rubine, heißt, in welchem ein ungeheures und majestätisches Gebäude im Maurischen Styl sich erhebt, das von Hayder Ali Khan angelegt wurde, um zum Grabmahl der Prinzen seiner Dynastie in Maïssour zu dienen. Das Gebäude war noch unvollendet, als Hayder im Jahre 1782 starb, und wurde von seinem Sohne und Nachfolger Tippou beendigt. Es besteht aus drey Gebäuden, die man auch auf dem Kupferstich deutlich unterscheiden kann. Das eine, zur Linken des Beschauers, ist einzig und allein zur Ruhesstätte bestimmt, und nähert sich mehr dem Indischen, als dem Maurischen Styl. Das Dach, das mit flachen Steinplatten zusammengesetzt zu seyn scheint, die frey stehenden Säulen, die am untern Theile anschwellen und in der Höhe sich verjüngen, die sich verlängern den Capitale, — alles dieß und noch mehr, erinnert an das Characteristische der Hinduistanischen Baukunst. Allein die zahllosen kleinen Zie-

rathen längs des Fronton, die Balustrade, mit der es gekrönt ist, die zwey Minarehs, die an beiden Enden hinzugefügt sind, der kleine Dom endlich, der gerade über dem Grabe Hander's sich erhebt, bilden einen schönen Einklang mit der Moschee, welche gerade vor der Façade des Mausoleum aufgeführt ist. Diese Moschee wird an drey Seiten von einem Porticus umgeben, dessen Bogen hufeisenförmig sind, und dessen Säulen, wie die eben erwähnten, von unten anschwellen, so wie sie Rec. in einer Abbildung des Innern des Pallastes zu Bungalowore wahrnimmt. Man bemerkt, daß die zwey großen Minarehs des benachbarten Gebäudes, so wie die vier kleinern an den vier Ecken der Moschee, mit dem eigentlichen Gebäude zusammenhängen, wodurch die Schiiten von den Sunniten sich unterscheiden, indem diese die größte Sorgfalt darauf verwenden, die Minarehs von den Moscheen zu isoliren, zu denen sie gehören. Außer der Asche des Stifters ruhet in einer Capelle zur Rechten eine seiner Gemahlinnen, und ihm zur Linken sein Sohn Typou. Ihre Särge sind von schwarzem Marmor oder eigentlich von schwarzem Tchouna verfertigt. Hier endigt sich der Text mit S. 44, und zwar mitten in der Beschreibung, deren Schluß wir in der nächsten Lieferung zu erwarten haben, welche dann auch eine Erklärung von Pl. XXIII. (Rochers sculptés de Mavalipouram), und Pl. XXIV. (Entrée d'un temple souterrain à Mavalipouram) enthalten wird.

In der Recension von Kröncke über die Steuern ist S. 1143 Z. 3 statt erleichtert und zugleich verhütet, zu lesen: nicht erleichtert, noch verhütet.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.


 118. Stück.

Den 24. Julius 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 5. Junius hielt der Professor Bouterwek die Vorlesung. Sie handelt: De Iustitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam pertinente.

Das Studium der ältesten Geschichte der moralischen Begriffe hat schon an sich ein ungemeines Interesse. Es lehrt uns, wie in Zeiten, da das menschliche Gefühl noch durch keine eigentliche Philosophie weder gebildet, noch verbildet war, der natürliche Menschenverstand auf eine andere Art, als nachher die Schulen, in Grundsätzen aufzufassen suchte, was doch zuletzt immer Stimme der Natur und des unverfälschten menschlichen Bewußtseyns ist. Eben dieses Studium hängt aber auch mit der philosophischen Beleuchtung der alten Mythologie, und eben dadurch wieder mit der Aufklärung eines nicht unbedeutenden Theils der alten Litteratur zusammen. Wer die alte Griechische Tragödie genauer kennt, und beson-

P (5)

ders in den Meisterwerken des Aeschylus und Sophocles den Einfluß bemerkt hat, den die alte mythische Lehre von einer göttlichen Gerechtigkeit auf den Geist und Inhalt dieser Schauspiele hatte, dem wird es nicht überflüssig scheinen, einmaol besonders die Fragen aufgeworfen zu sehen: Was ist das eigentlich für eine Art von Gerechtigkeit, die in den vorzüglichsten der uns übrig gebliebenen Trauerspiele des Aeschylus und Sophocles so feierlich mit dem dramatischen Interesse verwebt ist? Woher stammen diese Begriffe? Was ist ihr wahrer und zugleich mythischer Gehalt? Wie verhalten sie sich zur Natur des Trauerspiels überhaupt? Und wie kam es, daß Euripides diese Begriffe nicht eben so, wie Aeschylus und Sophocles, in seine Trauerspiele aufnahm? Diese Fragen hat der Verfasser zu beantworten gesucht. — Bekannt ist die mythische, in die ganze Griechische Mythologie tief eingreifende, Idee des Schicksals. Durch diese Idee wurde der Glaube an moralische Freyheit des menschlichen Willens keinesweges aufgehoben. Dieß sehen wir schon aus einer bekannten Stelle beym Homer (Odyss. α, v. 32), welche der Verf. nachweist. Das Verhältniß des mythischen Schicksals zu den freyen Handlungen der Götter und Menschen wurde aber auf eine solche Art gedacht und dargestellt, daß das Schicksal nach einer ihm selbst einwohnenden Regel als gerecht erscheint. Diese mythische Regel der Gerechtigkeit des Schicksals steht wieder in einem merkwürdigen Verhältnisse zu dem moralischen Einflusse des Griechischen Mythenglaubens auf die Volksmoral, und eben dadurch auf die politische Tendenz der alten mythischen Gedichte. Daher läßt sich auch Plato's strenges Urtheil über die mythische Poesie seines

Volks (de republ. libr. III. und an andern Orten) nicht gehörig würdigen, wenn man die mythische Lehre von der Gerechtigkeit nicht scharf ins Auge faßt; schärfer, als Plato selbst sie gefaßt hatte. Die ganze Lehre concentrirte sich gewisser Maßen im Begriffe der *Dice* (*Δίκη*). Diese, von Aeschylus und Sophocles im mythischen Sinne so oft genannte, *Dice* scheint nie in einer klaren Anschauung oder in einem Bilde personificirt worden zu seyn. Mystisch faßte man in dieser Vorstellung gewöhnlich zusammen, was in besondern Verhältnissen bald den Parzen, bald den Erinnen oder Furien, bald der Themis, bald der Nemesis, zugetheilt wurde. Durch angeführte Stellen aus dem Hesiodus und aus andern Dichtern zeigt der Verf., daß sich über die Verschiedenheit dieser mythischen Wesen durchaus nichts Genaueres sagen läßt, weil die hierher gehörenden Mythen selbst, durch zufällige Tradition gebildet, nicht mit einander übereinstimmen. Herder's geistvolle Abhandlung über die Nemesis hat ihren Gegenstand bey weitem nicht erschöpft. Vorzüglich ist die Rolle der Gerechtigkeit in den Trauerspielen des Aeschylus und Sophocles den Erinnen oder Furien übertragen, die zugleich als Repräsentantinnen des bösen Gewissens erscheinen. Diese Furien nun, die wir besonders durch Aeschylus genauer kennen lernen, gehören erweislich in den ältesten Mythenkreis der Griechen. Darauf gründet sich der Streit zwischen ihnen und dem Apoll und der Minerva, als Göttern der jüngern Generation, in den Eumeniden des Aeschylus. Daß sie Töchter der Nacht genannt werden, drückt zugleich ihre nähere Verwandtschaft mit dem ewigen Schicksale aus, dem sie als Dienerinnen der Gerechtigkeit gehorchten. Meisterhaft hat Aeschylus in dem eben genannten Trauerspiele den äl-

tern, mystisch = allegorischen, Mythenkreis über den spätern oder Homerischen hinausgerückt. Auch in seinem gefesselten Prometheus stellt Aeschylus ausdrücklich (v. 513 sq) die Erinnyen über den Jupiter. Diese und ähnliche vom Verf. angeführte Notizen dürfen wir nicht aus dem Gesichte verlieren, wenn wir das Verhältniß der Griechischen Volksreligion zur Volksmoral nicht verkennen wollen. Es springt ins Auge, daß der Lebenswandel der Homerischen Götter sich mit den Gesetzen der Gerechtigkeit, und der Sittlichkeit überhaupt, in keine Uebereinstimmung bringen läßt. Daher auch Plato's Eifer gegen die Dichter, die solche Mythen in Umlauf brachten, gegründet seyn würde, wenn die Griechische Volksreligion, die an diesen Mythen hing, nicht noch eine andere Seite gehabt hätte, die Plato nicht gehörig erkannte. Denn daß der Volksglaube der Griechen die Götter, ihres eigenen ärgerlichen Lebenswandels ungeachtet, für gerecht und für Rächer des Unrechts auf Erden hielt, räumt selbst Plato ein (de republ. I. edit. Bipont. Tom. VI. p. 199). Woher nun dieser Glaube an die Gerechtigkeit solcher Götter, die sich selbst gegen einander nicht selten des schreckendsten Unrechts schuldig machten? Aus dem persönlichen Character dieser mythischen Wesen läßt sich ihre Gerechtigkeitspflege wenigstens auf keine Art erklären. Aber die Griechen glaubten auch an keine göttliche Gerechtigkeit, die unmittelbar in der persönlichen Weisheit und Güte eines dieser Götter gegründet gewesen wäre. Sie glaubten an ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit, das, gleich den Naturgesetzen, in der ewigen Natur herrschte, aus welcher die Götter und Menschen entsprungen waren. Dieses Gesetz band die Götter nicht so, wie die Menschen. Die

Götter genossen in ihrer Sphäre einer gewissen natürlichen Freiheit, die über die Sittlichkeit erhaben zu seyn schien. So widersinnig auch diese Vorstellung im Grunde ist, so begreiflich wird sie, wenn man bedenkt, daß vermuthlich die meisten ärgerlichen Geschichten, die von den unsterblichen Göttern erzählt wurden, ursprünglich einen allegorischen Sinn hatten, auf den freylich die Dichter und das Volk nicht weiter achteten. Auch darauf deutet Plato hin; aber er bemerkt ganz recht, daß damit der Volksmoral wenig geholfen war. Wiederholten wir also die Frage: woher der Glaube der Griechen an die Gerechtigkeit ihrer Götter stammte? so läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß die älteren mythischen Lehren von dem gerechten Schicksale auf das spätere Götter-System übertragen wurden, so, daß nun vorzüglich Jupiter, seines persönlichen Leichtsinnes ungeachtet, über das Recht und Unrecht unter den Sterblichen wachte. Aus dem Aeschylus und Sophocles führt der Verf. die Beispiele an, die ziemlich klar machen, wie diese großen Dichter auf das zweckmäßigste das ältere Götter-System mit dem späteren verflochten, um die Lehren von der ewigen Gerechtigkeit anschaulich zu machen. Weiter zeigt der Verf., worin diese Lehren vorzüglich bestanden. Mit dem Civil-Rechte, dessen Gegenstand das Mein und Dein unter den Menschen ist, hat die alte mythische Gerechtigkeitslehre, aus begreiflichen Ursachen, nichts gemein. Desto bestimmter bezieht sie sich auf das Herrscherrecht. Man glaubte, daß durch das ewige Schicksal bestimmt sey, wer, unter den Göttern sowohl, als unter den Menschen, auf eine gewisse Zeit das Oberhaupt der übrigen seyn sollte. Nach der geheimnißvollen, aber nachdrücklichen, Prophezeiung

des Prometheus beym Aeschylus stand auch dem Jupiter das Ende seiner Herrschaft bevor, wenn des Schicksals Stunde geschlagen haben würde. Der Verf. sucht bey dieser Gelegenheit den wahren Sinn jenes Trauerspiels zu entwickeln, in welchem Aeschylus auf eine Art, die bey einer oberflächlichen Ansicht der Griechischen Mythen gotteslästerlich scheinen kann, die Autorität der älteren Lehren geltend zu machen suchte. Nach diesen Lehren war es Pflicht, sich der Gewalt, die durch den Willen des Schicksals unwiderstehlich geworden war, zu unterwerfen. Aber das Schicksal hatte auch dafür gesorgt, daß jeder Herrscher, der seine Gewalt mißbrauchte, früher oder später dafür büßen mußte. So stözte diese Lehre den Gehorchenden eine Denkart ein, die zur öffentlichen Ordnung gehört; und zugleich erschütterte sie die Herzen der Tyrannen, und machte sie milder. Aber nicht nur in Beziehung auf den Mißbrauch des Herrscherrechts war die alte mythische Gerechtigkeitslehre drohend; sie umfaßte auch einen nicht unbedeutenden Theil der eigentlichen Criminal-Gesetzgebung, und ergänzte die Lücken dieser Gesetzgebung durch das Ansehen des Glaubens an das Ueber- und Unterirdische. Die gröbren Verbrechen, vor denen das moralische Gefühl am meisten zurückschaudert, z. B. Watermord, Blutschande, Meineid, wurden von der ewigen Gerechtigkeit am strengsten und unabkömmlich bestraft. Man erinnere sich nur an die Schicksalsfabeln vom Hause des Pelops und des Cadmus. Auf die specielle Analyse dieser, durch die tragischen Meisterwerke von Aeschylus und Sophocles besonders hervorgehobenen, Fabeln mußte der Verf. sich einlassen, um zu zeigen, wie die alte mythische Gerechtigkeitslehre, zum Theil widersinnig, zum Theil

erhaben und wohlthätig, mit der Lehre vom Schicksale zusammenhing. Es ist eine falsche Meinung, daß nach dieser Lehre, ohne alle vorhergegangene Schuld, gewisse Menschen zum Unglück bestimmt gewesen wären; aber wenn einmahl ein Verbrechen begangen war, das nach der Regel der ewigen Gerechtigkeit geahndet werden mußte, so vererbten sich, durch eine wunderbare Verkettung natürlicher Ursachen und Wirkungen, Schuld und Strafe vom Vater auf den Sohn, und so weiter mehrere Generationen hinab, bis endlich das Schicksal versöhnt war. In dieser Verkettung traf es sich denn auch zuweilen, daß Jemand, wie Oedipus, ganz unwissentlich, also im Grunde unschuldig, eine Handlung beging, die als ein Verbrechen vom Schicksale bestraft wurde. Diese offenbare Ungerechtigkeit des Schicksals erschien aber nach den alten mythischen Begriffen als Gerechtigkeit, weil das Verhängniß, wie schon oben gesagt, als ein Naturgesetz wirkte, so, daß gewisse Thaten, als Ursachen, gewisse unausbleibliche Folgen haben mußten, die That, als Verbrechen betrachtet, mochte wissentlich oder unwissentlich begangen seyn. Nach den ältesten Begriffen scheint man auch das Schicksal nicht eher für versöhnt gehalten zu haben, bis die ganze Nachkommenschaft des Unglücklichen erloschen war, der das erste Verbrechen in der Reihe beging. Bemerkenswerth schien hier dem Verf. auch, daß in dem Hause des Cadmus das Unglück, das den Oedipus traf, durch das Verbrechen der Päderastie veranlaßt wurde. Man dachte also über diesen Punct nach der ältesten Griechischen Moral ganz anders, als in späteren Zeiten. Die alte Lehre von der nothwendigen Versöhnung des Schicksals scheint aber auch schon ziemlich früh gemildert worden zu seyn, wenn

gleich nicht ohne einen zurückbleibenden Conflict des ältern Götter Systems mit dem später entstandenen. Darauf bezieht sich bekanntlich die ganze Handlung in den Eumeniden des Aeschylus, und in dem Oedipus auf Colonos von Sophocles. In dem ersten dieser beiden eben genannten Trauerspiele werden auch die Furien, als Dienerinnen des Schicksals, mehr durch die blendenden Versprechungen der Minerva, als durch entscheidende Gründe, versöhnt; und doch können sie sich über den Umsturz des alten Götterrechts nicht ganz zufrieden geben. Unterdessen war nun einmahl diese neue Lehre von der Versöhnbarkeit des Schicksals in Umlauf gebracht. Nöthig war diese Milderung der alten Tradition, um mehr Humanität in die Lehre vom Schicksale zu bringen; aber bald wurde auch der neue Glaube gemißbraucht, und jedes Verbrechen schien abgehüßt werden zu können durch Opfer, die man den Göttern brachte. Es war der Mühe werth, genauer zu erforschen, wie vieles Verdienst die Dichter um die wahre Beredlung dieses Theils der alten Schicksalsfabeln hatten. Zwey Kapitel der mythischen Gerechtigkeitslehre wurden vom Verf. noch hervorgehoben, die Lehre vom Rechte der Gastfreundschaft, und vom Rechte der Todten. Der Raum erlaubt uns nicht, auch darüber Etwas in diesen Auszug aufzunehmen. Wir wollen nur noch den Inhalt der beiden letzten Theile der vorgelesenen Abhandlung anzeigen. — Der Verf. wirft bestimmter die Frage auf: Welche politische Wichtigkeit erhielt das Griechische Trauerspiel durch die vom Theater verkündigte mythische Gerechtigkeitslehre? Und die Antwort lautet: Offenbar war die Regierung zu Athen, und wo vielleicht sonst noch dergleichen Trauerspiele aufgeführt wurden, den Dichtern Dank da-

für schuldig, daß sie so kräftig mitwirkten, Lehren in Umlauf zu bringen, die für das gemeine Beste nothwendig waren, um die Lücken des Homerischen Götter-Systems, an welchem der Volksglaube hing, moralisch auszufüllen. Mochten jene Lehren an sich noch so dürftig seyn; mochten sie immerhin selbst noch einer strengen Läuterung bedürfen; es wurde doch durch sie das Gefühl für strenges Recht und strenge Pflicht mächtig aufgeregt, und die Moral an die Religion festgeknüpft. Wer hierauf achtet, wird gewiß nicht in das schiefe Urtheil eines neuern Critikers einstimmen, daß die ganze Cultur der Griechen nur verschönerte Sinnlichkeit gewesen. Besonders scheint der große Geist des Aeschylus nach dem Ziele gestrebt zu haben, das Trauerspiel, das er in der Hauptsache erschaffen hat, so zu behandeln, daß es, ohne Aufopferung des ästhetischen Interesse, einem philosophischen und politischen Zwecke dienen konnte. - Weit weniger philosophisch scheint dem Verf. das Benehmen derer zu seyn, die an der Volksreligion schütteln und rütteln, ohne zu bedenken, was aus der Volksmoral wird, wenn der Glaube der Väter nicht mehr gelten soll. Diese Untersuchungen führen weiter zu der Uebereinstimmung der alten mythischen Gerechtigkeitslehre mit der ästhetischen Organisation des Trauerspiels. Der Verf. will auf keine Art behaupten, daß die dramatische Darstellung dieser oder einer ihr ähnlichen Lehre zur Vollkommenheit des Trauerspiels überhaupt gehöre. Er findet daher auch sehr natürlich, daß Aristoteles in seiner so genannten Poetik da, wo er die wesentlichen Eigenschaften einer Tragödie entwickelt, der mythischen Lehre von der Gerechtigkeit mit keinem Worte gedenkt. Daraus aber folgt nicht, daß Aristoteles diesen Gegenstand der

vorzüglichsten auf uns gekommenen Trauerspiele des Aeschylus und Sophocles gemißbilligt, oder daß Euripides das Trauerspiel in dieser Hinsicht vervollkommen habe, weil ihm nicht, der Mühe werth schien, in den Plan seiner Stücke die Idee der mythischen Gerechtigkeit aufzunehmen. Wenn Aristoteles, und nach ihm Quintilian, den Euripides den tragischsten (*τραγικώτατος*) Dichter nennen, wollen sie mit dieser Bezeichnung nichts weiter sagen, als, daß dieser Dichter sich vorzüglich auf die zweydeutige Kunst, zu rühren, verstanden habe. Auch Aeschylus und Sophocles verlangten nicht, daß in jedem Trauerspiele die Idee der mythischen Gerechtigkeit anschaulich gemacht werden sollte. Um so mehr verdient es unsere Aufmerksamkeit, daß, dessen ungeachtet, unter den sieben Trauerspielen des Aeschylus, die sich erhalten haben, nur ein einziges ist, dessen Inhalt sich nicht auf die alte Gerechtigkeit bezieht; und dieses Stück, die Perser, scheint überdieß nur durch eine zufällige Abweichung von dem Wege entstanden zu seyn, auf welchem Aeschylus dem Ziele der Kunstzueilte. Sein gefesselter Prometheus ist ohne Kenntniß der Lehre von der mythischen Gerechtigkeit nicht einmahl verständlich, und bezieht sich noch dazu durch eben diese Lehre auf ein anderes, verloren gegangenes, Stück desselben Dichters, den entfesselten Prometheus, der die Darstellung dieser Schicksalsfabel vollendete. Die Eumeniden, das dritte Stück in der dramatischen Trilogie, durch welche Aeschylus die Schicksalsfabel vom Hause des Agamemnon darstellt, beziehen sich nicht nur durchgängig auf die mythische Gerechtigkeitslehre, die auch den beiden übrigen, in diese Trilogie gehörenden, Stücke zum Grunde liegt; das ganze Stück ist ein dramatisirter Cri-

minal-Proceß im Sinne des merkwürdigen Con-
 flicts zwischen den ältern und den spätern Begrif-
 fen von einer göttlichen Gerechtigkeit, die über
 den Angelegenheiten der Menschen waltet. Unter
 den auf uns gekommenen sieben Trauerspielen des
 Sophocles ist wieder nur ein einziges, und wieder
 das schwächste, die Trachinierinnen, das sich
 nicht auf die Tugend der Gerechtigkeit bezieht.
 Im Ajax und Philoctet dieses Dichters leiden die
 Helden mehr durch menschliche Ungerechtigkeit, als
 nach dem Willen des Schicksals, aber doch nicht
 ohne Beziehung auf das wunderbare Verhängniß,
 in welchem die furchtbaren *Athen* mit begriffen war;
 und im Ajax spielt das Stück nach der Begeben-
 heit, die wir, nach der allgemeinen Theorie des
 Trauerspiels, die Catastrophe nennen müssen, noch
 eine Weile fort, damit nach dem mythischen Rechte
 der Todten erst entschieden werde, ob der Unglück-
 liche, der sich selbst entleibte, begraben werden
 soll. Die Antigone des Sophocles ist ganz auf
 den Glauben an das heilige Recht der Todten ge-
 gründet. Das Verhältniß der ältesten und zum
 Theil inhumanen Lehre von der mythischen Gerech-
 tigkeit zu der milderer, die Aeschylus in seinen
 Cumeniden meisterhaft dargestellt hat, ist nicht we-
 niger vortrefflich, und mit eben so vieler Zartheit,
 als Würde, von Sophocles in seinen beiden Oedi-
 pus entwickelt. Wie sollen wir nun die Vorliebe
 dieser beiden großen Dichter zu einem mythischen
 Thema, das doch nicht nothwendig in der Idee des
 Trauerspiels liegt, erklären? Diese Frage zu be-
 antworten, erlaubt sich der Verf. — und mit die-
 sen Untersuchungen endigt die Abhandlung — einige
 Muthmaßungen, auf die er aber nur in so fern
 einiges Gewicht legt, als sie vielleicht dazu die-
 nen können, der noch immer nicht genug aufgeklär-

ten ursprünglichen Natur der Griechischen Traagödie auf die Spur zu kommen. Man beurtheilt die Griechische Tragödie sehr einseitig, wenn man glaubt, sie in einem solchen Sinne für musterhaft ansehen zu dürfen, als ob es nicht auch andere Gattungen von vortreflichen Trauerspielen geben könne, die von den Griechischen in mancher Hinsicht, dem Geiste sowohl, als der Form nach, wesentlich verschieden sind. Eine Dichtungsart kann aber auch Vieles in sich aufnehmen, das gar nicht zu ihrem Wesen gehört, wenn es nur nicht ihren wesentlichen Eigenschaften widerstreitet, und vollends, wenn es sich so verarbeiten läßt, daß es der Dichtungsart selbst ein noch höheres Interesse gibt. Was die Tragödie, als selbstständige Dichtungsart, bei den Griechen wurde, verdankt sie ursprünglich dem Genie des Aeschylus, in dessen Fußtapfen Sophocles trat. Aber Aeschylus bildete die neue Dichtungsart aus Bacchischen Chorgesängen, die vermuthlich, wer weiß, wie lange vorher, ehe Thespis einen Schritt weiter in der Kunst that, von mimischen Darstellungen begleitet waren. Die Gegenstände dieser mimischen Darstellungen fanden denn doch wohl, der Natur der Sache gemäß, mit dem Bacchischen Cultus, und folglich mit den Griechischen Mysterien überhaupt, und folglich auch mit den alten Orphischen Lehren, in eintaer Verbindung. Nehmen wir dies an, und sehen wir ferner für so gut als erwiesen an, daß die so genannte Orphische Philosophie und die mit ihr zusammenhängenden Mysterien des Bacchus und der Ceres den Schlüssel zu den ältesten Mythen der Griechen enthielten, auf welche sich, wie oben gezeigt worden, auch der Glaube an das Schicksal und die ihm einwohnende ewige Gerechtigkeit gründete, so wird fast mehr als

wahrscheinlich, daß Aeschylus im Sinne der Orphischen Moralphilosophie dem Trauerspiele einen Character gab, der an den Ursprung dieser Dichtungsart erinnern, und zugleich dem Volksglauben da, wo es ihm fehlte, nachhelfen sollte. Ist diese Nachmachung gegründet, so erklärt sich aus ihr noch manches Andere, das sonst räthselhaft bleibt. Nach einer bekannten Stelle des Cicero (Quaest. Tuscul. II. 10.) wurde Aeschylus für einen Pythagoreer gehalten. Man findet sich in den noch vorhandenen Trauerspielen dieses Dichters nichts von eigentlich Pythagoreischer Philosophie. Aber diese Philosophie hatte mit den alten Orphischen Lehren so Vieles gemein, daß Orphiker und Pythagoreer wohl zuweilen mit einander verwechselt werden konnten. In spätern Zeiten wollten ja Pseudo-Pythagoreer, Jamblich, Proclus und Andere, zugleich echte Orphiker seyn. Aber noch mehr. Von dem eben genannten Proclus, den die Tragödien des Aeschylus wohl nicht sonderlich interessirt haben mögen, findet sich eine Stelle, nach welcher, den Orphischen Lehren gemäß, Jupiter, nach dem Homerischen Volksglauben, unbezwinglicher Obergott, seine Oberherrschafft einmahl wieder abtreten und dem Phanes einräumen müssen, der mit dem Bacchus der Mysterien in Eine Person zusammen zu fallen scheint; und gerade dieses Ende der Oberherrschafft des Jupiter wird in dem Prometheus des Aeschylus geheimnißvoll verkündigt. Ferner. Nach einer andern Sage wurde Aeschylus in einen gefährlichen Criminal-Process verwickelt, der ihm beynähe das Leben gekostet hätte, weil er einen Theil der Theogonie der Mysterien, die mit der Homerischen nicht übereinstimmte, von der Bühne verrathen haben sollte.

Das durfte er denn allerdings nicht thun, wenn nicht die öffentliche Religion erschüttert, und der Zweck der Mysterien vereitelt werden sollte. Aber einen Theil der Orphischen Moral, die den Volksglauben veredelte, ohne ihn zu erschüttern, dürfte er ohne Anstoß auf das Theater bringen. Von der Orphischen Moral wissen wir im Ganzen sehr wenig, aber doch dieses, daß sie auf eine besondere Reinheit der Sitten drang. Die Vita Pythagorea ist eine Art von Nachahmung der Vita Orphica. Mit den mystischen Reinigungen und Expiationen, durch welche die zürnenden Götter versöhnt werden sollten, trieben zu Plato's Zeit Verrieger, die auch Orphiter seyn wollten, sogar ein Gewerbe. Diese Expiationen erinnern wieder an die Eumeniden des Aeschylus und an den Oedipus auf Colonos von Sophocles. Nach dem verloren gegangenen Buche des Varro, de tribus veteris theologiae generibus, wovon uns der Kirchenvater Augustin einige Stellen aufbewahrt hat (man sehe darüber besonders die gelehrte Abhandlung von Villoison bey St. Croix in den Recherches sur les mystères du Paganisme), hatte die Art von Theologie, welche Aeschylus und Sophocles auf das Theater brachten, Aehnlichkeit mit dem, was Varro *genus theologiae civile* nennt, *e physico sive philosophico ac populari temperatum atque commixtum*. Merkwürdig in Beziehung auf die Mysterienlehre ist auch dieß, daß unter den verloren gegangenen Tragödien des Aeschylus mehrere, z. B. seine *Bassarâ* und seine *Labiren*, Bacchisch-mystischen Inhalts gewesen zu seyn scheinen. Aber der Verfasser überläßt Andern die Fortsetzung dieses Theils seiner Untersuchungen. Ihm war besonders nur daran gelegen, die alte

Gerechtigkeitslehre in Beziehung auf das Griechische Trauerspiel zu entwickeln, und beyläufig zu zeigen, daß Euripides durch seine freyere Moral, welche er anstatt der alten mythischen auf das Theater brachte, um die Kunst eben so wenig, als um die öffentliche Sittlichkeit, sich verdient gemacht hat.

Dresden.

Von G. M. Walther: De Horatio incredulo ore ad verbum CLXXXVIII Epistolae ad Pisones disputat Christianus Henricus Paulser. 1812. 50 Seiten in Octav.

Der durch seine Ausgabe des Cornelius Nepos und andere gelehrte Arbeiten rühmlich bekannte Rector des Lycei in Dresden hat durch diese Schrift den erworbenen Ruhm von Gelehrsamkeit und Scharfsinn von neuem bestätigt. Die Stelle in Horazens Ars poetica 185 sq. Ne pueros coram populo Medea trucidet; Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus; Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem. *Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi,* zog sein Nachdenken auf sich, und veranlaßte diese wohlgerathene Schrift. Unser Voss übersetzte den letzten Vers so: Was du mir so vorführst, o hinweg! ungläubig veracht' ich's. Diesen Sinn geben im Wesentlichen alle übrigen Deutschen, Französischen, Italiänischen, Englischen und Holländischen Uebersetzer, die der belebte Verf. beybringt. Es zeigt Selbstdenken und Muth, öffentlich als Gegner der alten Meinung aufzutreten. Ist das in diesen Versen Angeführte und Aehnliches, sagt der Verf., den Ohren nicht eben so widerlich, als den Augen? und doch sieht man dergleichen, wenn die Darstellung nur gut ist, auf unsern Theatern gern, als Feuersbrünste, Kämpfe, Mordthaten, Wunder

u. dergl., wie in Elisa, von Mayr componirt. in Klingemann's Faust u. dergl. Was man in der Natur mit Schmerz und Widerwillen sieht, erblickt man, gut dargestellt, auch gern auf dem Theater, wie schon Aristoteles bemerkt, und Seneca gewußt hat, bey dem die Medea, ihre Kinder mordend, auf das Theater gebracht wird. Leidet die Täuschung, so liegt die Schuld an der schlechten Darstellung. Jener Horazische Vers geht also nicht auf die Action auf dem Theater, sondern im Geiste der Griechischen Tragödie, auf die Kunst, auf das, was zum Geist und zum innern Character der Sachen gehört, so daß Horaz den Dichtern die Veranschaulichung durch den Vortrag empfiehlt, und sich als ungläubigen Hasser der Kunst bekennt, welche nicht durch geschmackvollen und geistreichen Vortrag und Schmuck des Gedichts den Zuschauern zu gefallen strebt, sondern durch Decoration, Maschinen u. dergl. Diese Idee hat der Verf. sehr geschickt, in guter Sprache und sinnreich ausgeführt. Wenn man unbefangen den ganzen Zusammenhang betrachtet, so fühlt man, daß diese neue Deutung, so gut sie erfunden und ausgeführt ist, doch schwerlich die gewöhnliche Erklärung verdrängen dürfte, welche, wenn man auch die Worte coram populo nicht vom Chore, sondern richtiger von den Zuschauern versteht, ohne Zweifel auch durch die höhere Anforderung der Kunst an den tragischen ernstlichen Dichter (der die Gaukeleyen der Operndichter verschmäh't), nicht für den rohen, sondern idealisch für den gebildeten Menschen zu arbeiten, hinreichend geschützt wird: Uebrigens ist diese P. Deutung allerdings Forderung der Kunst, nur nicht an dieser Stelle, wo Horaz, nach alter hergebrachter Deutung, alle gebildete Menschen, wie Theorie und Praxis zeigen, auf seiner Seite hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1813.

Göttingen.

Die Gemäldesammlung der Universität hat durch die Güte des Hrn. Baron Fr. C. von Strombeck, Ritters und Präsidenten des königl. Appellationshofes zu Celle, eine Bereicherung erhalten, die uns zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet. Es ist ein Gemälde von Lucas Cranach, die heil. Jungfrau mit dem Kinde Jesus auf dem Schoße, und den kleinen heil. Johannes darstellend, wie dieser mit der liebevollsten Miene dem Kinde eine Weintraube anbietet. Das Costume der heil. Jungfrau ist echt Deutsch; sie hat ein blaues Unterkleid, dessen Ärmel, wie die eines Hemdes, mit Quädern versehen sind; einen rothen, mit Gold verbrämten, Mantel, und einen durchsichtigen Schleier auf dem Haupte. Oben, in einer Ecke des Gemäldes, befindet sich das bekannte Monogramm von Lucas Cranach, ein kleiner geflügelter Drache.

Jena.

Ueber Dr. Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Zwen Vorlesungen, bey dem Be-
3 (5)

ginn des Winter-Halbjahres auf der herzogl. Sächsischen Gesamt-Universität zu Jena gehalten von Dr. Friedrich August Köthe, Professor. Mit Reinhard's Bildniß. Jena, 1812. S. 60 in Octav.

Eine vollständige Geschichte von dem Werden und Seyn des edeln Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind, und eine umfassende Würdigung seiner vielfachen Verdienste, darf hier, nach der Ankündigung des würdigen Verfassers in der Vorrede, nicht gesucht werden, aber würde auch ohne diese Ankündigung von keinem billigen Leser erwartet worden seyn. Diese Vorlesungen wurden ja gleich nach dem Tode Reinhard's gehalten, wodurch sich ihre locale Absicht hinlänglich ausdrückte. "Ein einfaches treues Denkmahl sollte dadurch dem edeln Entschlafenen auch auf der Universität zu Jena gestiftet werden. Ein schmuclloses, einfaches Bild eines hochverdienten Mannes, das Bild eines wahrhaften protestantischen Theologen, in ihm ein erhabenes, erweckliches Beyspiel wollte der Sprecher seinen Zuhörern vorhalten, erwärmen, ermuntern, begeistern für den heiligen Beruf; die erneuerte Thätigkeit eines halben Jahres erhöhen. Zugleich wünschte er diese Gelegenheit zu benutzen, um manche Bemerkungen, vorzüglich über das theologische Studium, die er sonst nirgend so schicklich anzuknüpfen konnte, anzubringen, was besonders in der zweyten Vorlesung geschehen ist." Diese Zwecke, wofür die Vorlesungen berechnet waren, sind auch gewiß nicht verfehlt worden, denn die Empfindungen, die auch in die Sprache des Redners eine so fühlbare Wärme brachten, können bey denjenigen seiner Zuhörer, denen sie sich mittheilten, unmöglich wirkungslos geblieben

seyn. Aber sie werden sich ohne Zweifel auch mehreren Lesern mittheilen; nur müssen diese so gerecht seyn, den Verfasser nach dem Ganzen seiner Ansichten, die vielleicht von den ihrigen verschieden seyn mögen, zu beurtheilen, und so billig seyn, Einiges, was sich in dem Guffe der Empfindung vielleicht zu stark ausgedrückt hat, oder zu sehr aus einander gestossen ist, zu entschuldigen.

Paris.

(Fortsetzung und Schluß der S. 1008 und 1048 abgebrochenen Anzeige des dritten Bandes des Bulletin de Pharmacie.)

Nr. VI. S. 241 liefert Laubert und Robert als Nachtrag zu der im vorigen Bande des Bulletin von ersterem vorkommenden Abhandlung über die verschiedenen Arten der Chinarinde, einige mit mehreren derselben angestellte chemische Versuche. S. 258 empfiehlt Lartigue zur Gewinnung einer von schweflichter Säure und der in dem so genannten vinaigre radical besonders enthaltenen ätherartigen Substanz freyen Essigsäure die Destillation eines Gemenges von ℥ xij Mennzucker, ℥ viij Braunstein und ℥ xij concentrirter Schwefelsäure, die zuvor mit ℥ iß Wasser diluirt worden ist. Die Menge der hierdurch zu erhaltenden Essigsäure soll ℥ vj ℥ viij bis ℥ vj ℥ x betragen. S. 268 ertheilt Destouches Nachricht von einigen auffallenden, durch das Einathmen von salzsaurem Gas bey ihm und mehreren andern Personen veranlaßten Zufällen. — Nr. VII. S. 289 Planche Analyse der Radix Columbo. Dieser zufolge enthält diese Wurzel: 1) Amidon, welches ungefähr 33,0 ihres Gewichts ausmacht; 2) eine animalische Substanz in ziemlich reichlicher Menge; 3) eine gelbgefärbte

bittere Substanz, die vom Wasser und Alkohol leicht aufgenommen wird, und durch Metall-Solutionen keine Veränderung erleidet. Dieser und der animalischen Substanz glaubt der Verf. insbesondere die medicinischen Eigenschaften der Columbo bemessen zu müssen. 4) flüchtiges Oehl in geringer Menge; 5) Kalk und Kali, beide wahrscheinlich an Aepfelsäure gebunden; 6) schwefelsaures und salzsaures Kali; 7) Holzfasern, deren Gehalt mit dem des Ammonds gleich kommt, und 8) Kiesel-erde, nebst Spuren von phosphorsaurem Kalk und Eisenoryd. S. 307 Figuier über die Entfärbung des Essigs, der Essigsäure und verschiedener andern vegetabilischen Flüssigkeiten mittelst animalischer Kohle. Von letzterer behauptet der Verf., daß sie der vegetabilischen Kohle in dieser Beziehung vorgezogen zu werden verdiene. S. bereitete seine animalischen Kohlen aus Knochen von Ochsen und Hammeln. S. 315 Braconnot Analyse der Nuxvomica. Diese Analyse enthält mehrere schätzbare Berichtigungen der von Desportes im ersten Bande dieses Bulletins S. 271 mitgetheilten Untersuchungen über dieses Medicament. Nach Braconnot hängen die narcotischen Wirkungen desselben von einer darin enthaltenen animalischen, ausnehmend bitter schmeckenden, Substanz ab, die eine braunlichgelbe Farbe hat, an der Luft Feuchtigkeit anzieht, im Wasser, Alkohol und Schwefeläther unlöslich ist, durch Gärstoff, aber nicht durch oxygenirte Salzsäure, gefällt wird, entzündlich ist, und, mit Salpetersäure behandelt, Jaure amer und Sauerklee-säure liefert. S. 322 wird die von dem verstorbenen Paul in der Fabrik der Mineralwasser von Livoli zu Paris angewandte Einrichtung zum Filtriren der Wasser beschrieben, und durch eine beygefügte Zeichnung erläutert. S. 328 ver-

scheidigt Charpentier die von Loiseleur = Deslong = Champs geläugneten Eigenschaften der Blumen des Narcissus pseudo - narcissus, als Surrogat der Ipecacuanha dienen zu können. S. 332 bemerkt Virey in einem Briefe an Parmentier, daß das unter der Benennung *Alcornoque* in Spanien als tonisches Mittel angewandte Medicament die Rinde der jungen Korkeichen sey. — Nr. VIII. S. 337 Cadet Bemerkungen über die pharmaceutische Nomenclatur. S. 348 Braconnot über die Uva ursi. B. konnte ebenfalls, wie Bouillon = Lagrange (*Annales de Chimie* T. 55 p. 46), aus der in den Officinen zu Nancy vorkommenden Uva ursi weder Gärbestoff, noch Gallussäure erhalten. Da indessen Melandri und Moretti diese Substanzen in bedeutender Menge in der Uva ursi gefunden haben, und man bekanntlich auch in mehreren Gegenden mit diesem Gewächse gärbt, so erregte dieses bey B. Verdacht, ob wohl die Uva ursi in den Apotheken zu Nancy die wahre sey. Eine nähere Prüfung zeigte nun auch, daß die gedachte Uva ursi nichts anders, als die schon oft damit verwechselten Blätter von *Vaccinium Vitis Idaea* waren, und daß in den Vogesen, woher die meiste Uva ursi bisher bezogen worden ist, sich dieses Gewächs gar nicht finde. Außer den botanischen Merkmalen, wodurch diese beiden Gewächse sich übrigens so leicht von einander unterscheiden lassen, finden wir also in dem Verhalten ihrer wässerichten Auszüge gegen die Leim = Solution und den Eisenvitriol noch ein zweytes, eben so sicheres, Unterscheidungszeichen für dieselben. S. 355 Destouches über die Beschaffenheit des Zinns und Quecksilbers, welche aus den Abfällen bey der Spiegelbelegung und aus den Spiegelbelegungen

selbst durch Destillation derselben erhalten werden. **D.**, welcher sich mit dieser Scheidung im Großen beschäftigt, fand, daß das Zinn auf diese Weise nicht vollständig vom Quecksilber sich trennen lasse, sondern daß dasselbe stets einen Antheil Quecksilber zurückhalte, und dadurch zu brüchig werde, um aufs neue zur Bearbeitung auf Zinnfolie zu dienen. S. 360 gibt **Braconnot** ein Verfahren an, aus dem Honig den krystallisirbaren Zucker auf eine leichte und wohlfeile Art abzuscheiden. S. 362 ertheilt **Kélar** Nachricht von dem Verfahren, wie man in den Vogesen den Terpenthin gewinnt. S. 367 werden von **Mirouart** einige Bemerkungen mitgetheilt über die vortheilhafte Anwendung des Braunsteins zur Entfärbung des durch Schwefel verunreinigten essigsauren und phosphorsauren Natrons. S. 368 **Vogel** über das Gefrieren des Wassers durch Verdunstung des Schwefeläthers. Nach dem von unserm Hrn. Professor **Mayer** angegebenen Verfahren gelang es **Vogel** am vollständigsten und in der kürzesten Zeit, das Wasser durch dieses Mittel zum Gefrieren zu bringen. S. 378 bemerkt **Pluquet** über die Anwendung der Kohlen als Entfärbungsmittel, daß zerstoßene und hierauf mit heißem Wasser ausgewaschene und wiederum an der Sonne getrocknete Büchekohlen hierzu am vorzüglichsten seyen. Kohlen von Elfenbein und andere animalische Kohlen gaben ihm weniger günstige Resultate. — Nr. IX. S. 399. **Moretti** über die bey der Destillation des Terpenthins anfangs übergehende Säure und ihre Identität mit der Essigsäure. **M.** wurde zu diesen Versuchen dadurch veranlaßt, daß mehrere Italiän. Aerzte dieselbe auf den Vorschlag von **Mirabelli**, welcher diese Säure mit der Bernsteinsäure für sehr

analog hielt, anstatt des Sal succini zur Bereitung des Spiritus Cornu Cervi succinatus empfohlen hatten. S. 406 gibt Guillermont einen Apparat an, mittelst dessen man durch eine einzige Destillation den Schwefeläther gleich sehr rein erhalten soll; Destouches theilt S. 410 über denselben einige Bemerkungen mit. S. 413 wird ein neues, vom Prof. San-Giorgio zu Mailand angegebenes, Verfahren mitgetheilt, das Zinn zum Arznegebrauche, ohne es zu oxydiren, zu zerkleinen. Dasselbe besteht darin, daß man die feinste Zinnfolie mit dem reinsten Zucker zu gleichen Theilen zerstößt, bis das Ganze dergestalt zerkleinert worden ist, daß es durch ein feines eisernes Sieb geschlagen werden kann, wogegen man den Zucker durch Kochen mit Wasser von dem Zinn trennt. — Aus Nr. X. bemerken wir bloß Ferrat's Analyse der Blätter von Olea europaea S. 433. — Nr. XI. S. 481 Pelletier Analyse des Sagapenum. Hundert Theile dieses Gummiharzes enthalten, dieser Untersuchung zufolge, 54,26 Harz, 31,94 Gummi, 1,60 unauflösliches Gummi nebst fremdartigen Substanzen, 0,40 säuerlich-äpfelfauren Kalk, und 11,80 flüchtiges Oehl. S. 485 beschreibt Boudet eine zur Respiration der Aetherarten bestimmte Geräthschaft. S. 487 Moretti Analyse des Cortex St. Luciae. Des Verf. Versuche beschränken sich fast allein auf Untersuchungen mit Reagentien. S. 499 theilt Laubert die Beschreibung und Abbildung einer Mühle mit, deren man sich in Spanien zum Zermahlen von Rinden, und insbesondere der China, bedient. S. 501 Calet über die inländischen Kaffee-Arten. S. 511 wird von Planche eine Geräthschaft angegeben, um die Magnesia zu calciniren. Zugleich theilt P. einige Bemerkungen über die Ursachen mit, warum

das specifische Gewicht dieser Substanz so sehr veränderlich ausfällt. S. 524 beschreibt Cadet eine Geräthschaft, um mittelst derselben mephitische Ggsarten aus Brunnen und Gräben fortzuschaffen. — Nr. XII. S. 529 Virey Bemerkungen über die Farben der Arzney-Substanzen aus dem Pflanzenreiche als Anzeige ihrer Arzneykräfte. S. 556 Pellerier Analyse der *Ala foetida*. Aus 100 Theilen derselben erhielt der Verf. 65,000 eigenthümliches Harz, 3,60 flüchtiges Oehl, von welchem der eigenthümliche Geruch dieses Medicaments, seine Schärfe, und wahrscheinlich seine Arzneykräfte überhaupt, herrühren, 19,44 Gummi, 11,66 eine dem Gummi von Bassora analoge Substanz, welche daher auch von dem Verf. hier mit dem Nahmen Bassorine belegt wird, und 0,30 Spuren von säuerlich-äpfelsaurem Kalk nebst Verlust. S. 567 empfiehlt Pouter das schweflichtsaure Gas, um das Ochlenblut gegen Fäulniß zu schützen. S. 568 theilt Vogel die Analyse einer Sicht-Concretion mit, welche, seinen Versuchen zufolge, aus harnsaurem Natron, harnsaurem Kalk und einer geringen Menge Kochsalz bestand.

Duisburg und Essen.

Von Bäderer und Kürzel: Das französische Maas und Gewicht, verglichen mit dem in verschiedenen Gegenden Deutschlands gebräuchlichen. 27 Tabellen in klein Quart, so bequem, wie möglich, eingerichtet, und durch eine bisher noch nicht erreichte Richtigkeit und Genauigkeit ausgezeichnet. Mehr bedarf es nicht, um den Werth dieser wenigen Blätter mit Worten auszudrücken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1813.

Göttingen.

Christian Gottlob Seyne, biographisch dargestellt von A. S. L. Heeren. 1813. Octav 522 Seiten. Begreiflich kann von der gegenwärtigen Schrift in unsern Blättern nicht mehr, als die Erscheinung angezeigt werden. Der Verfasser hat gesucht, seinen Gegenstand für das größere gebildete, keineswegs bloß für das gelehrte, Publicum zu bearbeiten; weis er die Darstellung eines solchen Characters in unsern Tagen in mehrfacher Rücksicht, besonders für junge Leute, nützlich hielt. Als Beweise seines Strebens nach Genauigkeit, auch in Nebendingen, mögen hier noch ein paar Verbesserungen stehen, die er den Erinnerungen eines Freundes verdankt. Die im Jahre 1752 erschienene Disputation *de jure praedicatorio* (nachmahls in die Sammlung der Schriften von Bach mit aufgenommen) ist wohl mit Unrecht seine Magister Disputation genannt. Die Magisterwürde erhielt Seyne erst von der Leipziger philosophischen Facultät 1757, welche sie ihm auch 1807 erneuerte; eine zweyte Abhandlung ist, indeß bey jener Gelegenheit nicht von ihm erschienen. — Koppe

H (6)

(S. 177) war vor seiner hiesigen Anstellung nicht Professor in Danzig, sondern in Miteau.

Die doppelte Beilage enthält: 1) Kleine Gedichte, Lateinische und Deutsche, sämmtlich aus den letzten Jahren des Verewigten; ein gewiß nicht unerheblicher Beytrag zu seiner Charakteristik, besonders seiner hohen Religiosität. 2) Ein kritisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften.

Vorgesezt ist das Bildniß des Verewigten nach einem Gemähde von Wilhelm Tischbein, von Hrn. Kiepenhausen gestochen: es ist sprechend ähnlich. Auf einer zweyten beygefügtten Tafel sind Proben der Handschrift, so genannte *fac. simile*, von Heyne, Münchhausen, dem ältern und jüngern Brandes, gegeben: den vier Männern, welche für die Georgia Augusta am längsten gewacht, und am meisten geschrieben haben. Sie auf Einem Blatt neben einander zu sehen, wird hoffentlich Vielen Vergnügen gewähren.

Bamberg und Würzburg.

Da wir uns seit einiger Zeit verpflichtet geglaubt haben, nicht leicht eine von den Erscheinungen unbeachtet zu lassen, in denen sich die gegenwärtige Stellung und Stimmung des religiösen und des kirchlichen Geistes unter den Catholiken, und zwar besonders in Deutschland, am deutlichsten zu erkennen gibt, so dürfen die zwey folgenden, die uns von den vorstehenden Orten neuerlich zugekommen sind, nicht unangezeigt bleiben; doch kann ihre Anzeige füglich verbunden werden, da sie nach allen äußern und innern Anzeichen auch von Einem Verfasser herrühren mögen.

1) Erläuternde Bemerkungen zu der vortrefflichen Schrift: Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Konfoederation ausserbrochene

Wünsche Karls, Erzbischofs-Metropolitanen, 1811, S. 73 in Octav.

2) An die Souveraine der rheinischen Konföderation. Ueber das denselben zugesprochene Recht, ihren Staaten eigene Landes-Bischöfe und eine bischöfliche Diöcesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben, nebst einem gutachtlichen Entwurfe zu einem künftigen Concordate. Ein abgedrungenes Wort zu seiner Zeit von Dr. Fr., einem katholischen Canonisten. 1813. S. 108 in Octav.

In der ersten dieser Schriften findet man bloß die Hauptzüge des Bildes etwas weiter ausgemahlt, das der Fürst-Primas in seiner bekanntlich in Paris erschienenen, Schrift von dem gegenwärtigen Zustande der catholischen Kirche in Deutschland entworfen, jedoch wohlbedächtlich nur angedeutet hatte; aber man findet zugleich darin — und dieß macht sie einer besondern Aufmerksamkeit würdig — die eben so natürlichen als gemischten Empfindungen des eifrigen, aber unterrichteten, Catholiken über diesen Zustand, über den Gang des Schicksals, der ihn herbeiführte, und über das, was Menschen und Umstände dabey thaten, so wahr und so stark, und doch dabey so anständig und mit einer so rührenden Resignation ausgedrückt, wie es uns sonst nirgends vorgekommen ist. Wenn sich ja selbst auch bey dem Verf. einiges Bittere eingemischt, und wenn er den Erguß davon wenigstens da nicht ganz hatte zurückhalten können, wo er S. 8.—22 dasjenige zusammen zu stellen hatte, was man noch in dem Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 die catholische Kirche hoffen ließ, und was von diesen Hoffnungen bis jetzt erfüllt wurde, wer mußte sich nicht gedrungen fühlen, ihm zu verzeihen! aber wer möchte nicht noch lieber mit ihm ein Zeichen des wahrhaft veredelten Geistes, der

jetzt unter dem catholischen Clerus und unter den Catholiken in Deutschland lebt, darin erblicken, daß das ganze Werk der Zersplitterung ihres Kirchengebäudes ohne sichtbare Bewegung durchgeführt wurde, und daß - wie S. 7 gesagt ist - "Fürsten ihre Fürstenthümer, Aebte ihre Stäbe, Canoniker ihre Kirchen, Mönche ihre Zellen, mit größter Resignation in das Schicksal der Zeiten niederlegten und räumten, und sich höchstens hier und da einen empfindlichen Blick über das inhumane Betragen eines Subalternen, oder über die auf fallende verächtliche Art erlauteten, wie die Gegenstände des catholischen Cultus an einigen Orten behandelt wurden."

Die zweyte Schrift ist polemisch, und gegen den ungenannten catholischen Canonisten, Dr. H., gerichtet, der vor einiger Zeit an die Souveräne der Rheinischen Conföderation ein ebenfalls von uns angezeigtes, und auch schon von einem Gegner widerlegtes, patriotisches Wort zu seiner Zeit ergehen ließ, um ihnen die Entdeckung mitzutheilen, daß sie ihren Staaten eigene Landes Bischöfe und eine eigene Diöcesan Einrichtung nach ihrem Gutfinden geben könnten. Wir dürfen nur darüber sagen, daß es auch hier ein wirklicher Canonist ist, der sich mit dem wahrscheinlich nur vorgeblichen Canonisten, Dr. H., eingelassen hat, so kann man sich schon vorstellen, wie dieser dabey weggekommen ist, er ist aber schlimmer, wie bey seinem ersten Gegner, weggekommen, denn seine totale Unbekanntschaft mit den ersten Grund-Principien des catholischen Kirchenrechts ist hier mit einer noch weniger schonenden Hand, als von jenem, aufgedeckt worden. Das Merkwürdigere in dieser Schrift ist aber der von dem Verf. darin gezeichnete gutachtliche Entwurf zu einem Concordat, durch das für die Zukunft die Stellung der Deutschen catholischen Kirche gegen

den Papst, gegen einen Metropolitanen, und gegen ihre Landesherren, zu reguliren seyn möchte. In diesem Entwurf ist eine so bedachtsame als billige Rücksicht auf die Rechte aller Interessenten von ihm genommen worden. S. 80, 106. So trägt er in Ansehung des Papstes darauf an, daß man, ohne sich auf die Distinction zwischen den wesentlichen und zufälligen Rechten seines Supremats einzulassen, bloß über die Ausübung seiner Rechte eine schickliche Uebereinkunft mit ihm treffen soll. Nach dieser Uebereinkunft moge ihm noch ferner das Recht gelassen werden, Bischöfe zu confirmiren, zu versetzen, abzusetzen, ihre Abdankung anzunehmen, auch neue Bisthümer zu errichten, abzutheilen oder mehrere zu vereinigen, aber über die Ausübungsart dieser Rechte dürfte zu bestimmen seyn, daß über alle diese Handlungen immer zuerst der processus informativus durch die competenten Local-Behörden zu instruiren, und nach den an den Papst remittirten Acten bloß der processus definitivus von diesem zu besorgen sey. Es möchte ihm ferner das Recht zu lassen seyn, Appellationen in der letzten Instanz anzunehmen, aber zu gleicher Zeit dürfte der Antrag an ihn zu stellen seyn, sogleich ein Synodal-Gericht in dritter Instanz für alle Rheinische Bundesstaaten zu bestimmen; das, nach Maßgabe der Synoden von Constanz, Basel und Trident, alle in den Provinzen vorkommende Fälle zu erledigen hätte. Auch das Recht, im allgemeinen Kirchengesetzen in dringenden Umständen zu dispensiren, möchte dem Papste verbleiben; doch sollten Dispensationen nie anders, als auf vorhergegangene Berichte der Erzbischöfe und Bischöfe von ihm ertheilt werden. Wenn er aber dafür auf so Manches, was man ihm bisher in rebus gratiae gestattete, theils um der veränderten Umstände, theils um des Besten der Kirche willen, Verzicht thun müßte, so sey es um desto billiger, daß ihm sowohl

wegen der allgemeinen Sorgfalt, die er für die ganze catholische Kirche zu tragen hat, als wegen so vieler, durch die neueste Veränderung verlorenen, nutzbringenden Rechte, eine schickliche Entschädigung geleistet werde. Es sey gleichgültig, ob ihm diese unter dem Nahmen von Annaten-, Pallien-, Confirmations-Geldern, oder unter einem andern gereicht werden mag: aber vielleicht dürfte es am rätzlichsten seyn, durch ein jährlich abzureichendes mäßiges Quantum diese Schuld der catholischen Kirche in Deutschland abzuführen, wogegen alle angeführte Verrichtungen, die der Papst vorzunehmen hat, gratis geleistet werden müßten. Mit einer gleich bedachtsamen Umsicht ist auch alles dasjenige abgewogen, was der Kirche von dem Staat, und dem Staat von der Kirche bewilligt werden sollte, und wenn auch der Verf. dabey so weit gegangen ist, als es die Grundsätze des Catholicismus nur irgend zulassen, so ist er doch nie darüber hinausgegangen, ja er hat sie, was ihm zum eigenen Ruhme gereicht, nicht einmahl zu umgehen gesucht. Am merklichsten wird man dieß bey dem Punkte von dem Nominations-Rechte der Landesherren zu den Bisthümern gewahr, denn S. 38 räumt er zwar ein, daß sich jeder Regent dieß Recht durch die Dotation eines Bisthums erwerben könne, und findet es nicht nur unbedenklich, sondern selbst wünschenswerth, daß es die Fürsten der Rheinischen Conföderation in ihren Händen behalten möchten, aber läßt doch nicht unbemerkt, daß es durchaus kein Majestätsrecht sey, auf das sie schon in ihrer Eigenschaft als Souveräne Ansprüche machen könnten.

Leipzig.

Wey Joh. Aug. Gottl. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ
ΚΥΝΗΓΗΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΝΙΕΤΤΙΚΑ. *Oppiani
Cynageticæ et Halienticæ. Ad fidem librorum scrip-*

torum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, Saxo. Accedunt versiones latinae metrica et prosaica, plurima anecdota et index Graecitatis. 1813. S. XVI und 250 in Octav.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte über die Jagd und über den Fischfang erschien im J. 1776 zu Straßburg, wo sich der Herausgeber schon einige Jahre hindurch im Hause des am 17. Jul. 1803 verstorbenen, um die alte, besonders Griechische, Litteratur so hochverdienten Kriegsraths v. Brunck aufhielt. Diese Ausgabe ward mit verdientem Beyfalle von unserm verewigten Heyne in diesen Gel. Anz. 1776 St. 61 angezeigt. Eine noch ausführlichere Beurtheilung gab die Neue philolog. Bibl. I, 1 S. 107 ff. Seit diesen 37 Jahren hat der würdige Herausgeber nicht unterlassen, dieses Dichters eingedenk zu seyn, und ihm seine fortgesetzte Pflege zu schenken, zumahl da in dieser Zeit Hr. Belin de Vallu im J. 1786 den Oppian zu Straßburg, ohne sonderlichen Nutzen für den Dichter, oder richtiger, für die beiden Dichter, herausgab (f. G. g. N. 1786 St. 128 und Bibl. des alten Litter. und Kunst St. 3 S. 73 f.). Hr. Prof. Schneider erhielt durch die freundschaftliche Güte des Hrn. v. Diez, dem diese zweyte Ausgabe zugeeignet ist, die van Santensche Vergleichung der Lesarten des Venediger Codex von Oppian, die Belin de Vallu zwar schon gehabt, aber sehr nachlässig gebraucht hatte: im Gedichte vom Fischfange benutzte er die vom sel. Ritter v. Matthäi aus dem Moskautschen Codex ausgezogenen Lesarten. Außerdem haben diese Gedichte in dieser langen Zeit durch des Herausgebers gereiftes Urtheil, Studium und unermüdet fortgesetztes Bestreben, die Natur zu erforschen, vorzüglich gewonnen. Mit Recht paßt also auf beide Gedichte das auf den Titel gesetzte emendavit. Ausführlich und mit Glück vertheidigt und beweiset der Hr. Prof. S. in der Vorrede seine schon

1200 G. g. N. 120. St., den 29. Jul. 1813.

im J. 1776 vorgetragene Meinung, daß der Verfasser des Gedichts von der Jagd ganz verschieden sey von dem Verfasser des Gedichts vom Fischfange, wogegen Hr. Belin de Ballu mit unbedeutenden Gründen aufgetreten war. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß der Verfasser des Gedichts vom Fischfange dem Dichter von der Jagd in aller Absicht vorzuziehen sey, und früher geschrieben habe, als dieser. Auch hat Hr. Harleß diese richtige Meinung bereits in seine *Introductio in Hist. L. G. II. I. p. 225 sq.* und in *Fabricius Bibl. Gr. Vol. V. p. 590* aufgenommen, nach welcher der Dichter vom Fischfange aus *Cornus in Cilicien* gebürtig, unter *Marc. Antonin* und seinem Sohne *Commodus*, der Dichter von der Jagd hingegen aus *Apamea in Syrien* gebürtig, unter *Sever's* Sohne *Caracalla* gelebt hat. Demnach hätten die Bücher vom Fischfange, als die früher geschriebenen, auch wohl voran stehen sollen: jetzt gehen aber die Bücher von der Jagd vor jenen her. Des vormahligen chursächsischen Canzlers *Dav. Pfeifer's* († 1601) metrische Uebersetzung des Gedichts *de venatione*, dessen Jöcher mit Ehren gedenkt, ist von Hrn. Prof. Schäfer voran gesetzt. Am Ende sind Hrn. Prof. Schneider's critische Bemerkungen in gedrungenster Kürze beygefügt worden. Im zweyten Bande, den Hr. Prof. Schäfer bald zu besorgen übernommen hat, soll die profaische Uebersetzung beider Gedichte nach der neuen Recension, mehrere *Anecdota* zur Erläuterung und Verbesserung der *Oppiaete*, und ein *Index Graecitatis* enthalten seyn. Wir sind schon gewohnt, von einam Schneider und Schäfer nichts als Vortreffliches zu erhalten, und sehen daher der Vollendung dieser schätzbaren Ausgabe, die der Presse des Hrn. Bened. Gotthilf Teubner in Leipzig Ehre macht, mit vielem Vergnügen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1813.

Paris.

Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours; précédé d'une introduction sur l'histoire, et orné de cartes géographiques, de tables généalogiques et chronologiques; par Mr. Koch, ancien tribun, chevalier de la légion d'honneur, correspondant de l'Institut, et recteur honoraire de l'académie impériale de Strasbourg, Nouvelle édition corrigée et augmentée. T. I. II. III. IV. 1813. De l'imprimerie de J. A. Stone; chez F. Schoell, rue des fossés Montmartre, Nr. 14.

Man wird von einem eigenen hohen und ernstesten Gefühle durchdrungen, wenn man einen ehrwürdigen Gelehrten und Geschäftsmann sieht, der nach einem langen, in wissenschaftlichen Anstrengungen sowohl, als in höchst beschwerlichen Staatsumwälzungen wohlthätig und ruhmvoll zugebrachten Leben, nicht der vornehmen Gleichgültig-

B (6)

keit oder gar der Verachtung der Menschheit sich hingibt, welche so oft das traurige Resultat der Erfahrung wird; sondern, noch von jugendlichem und lebenswürdigen Muthе befeelt, den erworbenen reichen Schatz seines Forschens und Nachdenkens fleißig pflegt und mehrt, um ihn, dergestalt vervollständigt, der Mit- und Nachwelt zu übergeben. Ein neues Beispiel der Art gibt der treffliche Hr. v. Koch in Straßburg durch das hier angezeigte Werk. Dank sey ihm für dieses neue wichtige Geschenk! Möge es nicht das letzte seyn, was wir von ihm erhalten; und mögen wir z. B. den schon lange versprochenen fünften Band seines *Abrégé de l'histoire des traités de paix* bald erscheinen sehen: wie würdig und tröstlich würde er etwa mit einem öcumenischen Friedens-Instrument von Prag endigen!

Das gegenwärtige Tableau etc. erwuchs aus mehreren frühern Arbeiten des berühmten Verfassers im Fache der neuern Geschichte unsers Welttheils. Schon im Jahre 1771 erschien der Entwurf: *Tableau des Révolutions de l'Europe*; dann, 1780, in Einem Quartbände: *Tables généalogiques des maisons souveraines de l'Europe*; und endlich, 1790, in zwey Bänden: *Tableau des Revolutions de l'Europe dans le M. A., enrichi de tablettes chronologiques etc.* Diefem letztern Werke sollte, zur Ergänzung bis auf unsere Zeiten, ein anderes folgen, worin die Geschichte der drey letztverfloffenen Jahrhunderte enthalten gewesen wäre. Zweckmäßiger schien es aber dem Verfasser, beides zu vereinigen, und in einem einzigen Gemählde die Hauptzüge der Europäischen Geschichte seit der großen Völkerverwande-

zung im fünften Jahrhunderte, bis an die unser Zeitalter bezeichnende Staatsumwälzung, fortlaufend zu schildern. Und so erschien das vollendete Werk zum ersten Male 1807, bey demselben Verleger, in drey Bänden; dessen zweyte Ausgabe wir nun, mit schätzbaren Beyträgen vermehrt, in vier Bänden erhalten. Doch macht dieses neue Werk durchaus nicht das erste Gemälde des *Moyen age* (1790) ganz entbehrlich, da mehrere wichtige Punkte dort weitläufig erörtert sind, welche hier, nur angedeutet, weniger Raum einnehmen.

Da, durch einen Zufall, der ersten Ausgabe in diesen Blättern nicht erwähnt ist, so wird uns erlaubt seyn, Etwas hier von der Anordnung und von dem Geist des Buches überhaupt zu berichten. Nach der Vorrede (X S.) folgt eine lehrreiche Einleitung (S. X—LXXX), welche von dem Wesen der Geschichte, deren Quellen, Critik und Hülfswissenschaften, als Geographie, Genealogie, Chronologie, und zumahl von dieser letztern, gründlich und deutlich handelt, und zuletzt einen kurzen, aber sehr anschaulichen, Abriß der alten Geschichte liefert. Das Werk selbst zerfällt in acht Perioden: I. von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen, 406—800. II. von Karl dem Großen bis auf Otto den Großen, 800—962. III. von Otto dem Großen bis auf Gregor VII., 962—1074. IV. von Gregor VII. bis auf Bonifaz VIII., 1074—1300 (Steigen und Sinken der kirchlichen Macht). V. von Bonifaz VIII. bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken, 1300—1453. VI. von der Eroberung Constantinopels bis zum Westphälischen Frieden, 1453—

1648. (Die wichtigste Periode!). VII. vom Westphälischen bis zum Utrechter Frieden, 1648—1713! VIII. vom Utrechter Frieden bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts (die Französische Revolution jedoch ausgenommen). Von diesen acht Perioden sind die fünf ersten im ersten Bande (432 Seiten), und die drey letzten im zweyten (404 S.) enthalten, so daß also diese zwey Bände die eigentliche Erzählung in sich fassen, die beiden andern aber die nöthigen Beylagen und Register enthalten. Im dritten Bande findet man zuerst: Tablettes chronologiques über die sämtliche Geschichte (S. 1—104, und b, c, d, e); odann sieben geographische Karten mit ihren Erklärungen (S. 105—203), welche die Hauptveränderungen in der politischen Eintheilung Europa's während des Mittelalters darstellen. 1. Europa unter dem westlichen Römischen Reiche, kurz vor dem Einfall der barbarischen Völkerschaften; 2. Europa gegen das Ende des fünften Jahrhunderts; 3. unter Karl dem Großen; 4. bey der Zertheilung des Reiches Karls des Großen, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts; 5. gegen 1074; 6. gegen 1300; 7. Europa im Jahre 1453. Dieß waren die schwierigsten Zeiten für geographische Darstellungen, und wobey die Critik am meisten zu leisten hatte. Von dieser Seite sowohl, als von Seiten der Sauberkeit und Deutlichkeit, sind diese Karten vortreflich. Eine Table des auteurs und ein allgemeines Register schließen diesen Band. Der vierte enthält, außer einem Avertissement, nichts, als 154 eingelegte genealogische Tabellen der fürstlichen Häuser und Regenten von Europa, welche zum Theil aus dem spe-

ciellen Werke des Hrn. v. Koch über diesen Gegenstand (1780) ausgezogen sind, theils aber neu erscheinen, weil der zweyte Band des größern Werks nicht herausgekommen.

So viel über das Materielle des Buchs und seine Anordnung. Es ist für Jeden, der die drey Bände der ersten Ausgabe zur Hand hat, leicht einzusehen, wie viel diese an Zugaben, Vermehrungen, besserer Eintheilung u. s. w. gewonnen hat; und man muß bedauern, daß Hr. Sander, um seine schön gerathene Deutsche Uebersetzung (Berlin 1807 und 8) zu vollenden, sein Vorhaben nicht bis auf die Erscheinung dieser neuen Ausgabe verschoben hat.

Die historische Classe des Französischen National-Instituts erklärte einst das Werk des Hrn. v. Koch für classisch; wie es jetzt erscheint, ist es nun dieser Auszeichnung noch werther, als je. Der Französ. Litteratur fehlte es wesentlich an einem solchen Ueberblick der Staatengeschichte unsers Welttheils. Allen denen, welche vorhanden waren, konnte man vielfache Mängel vormerken. Das hier angezeigte Buch vereinigt mit der gefälligen Französischen Einkleidung, Deutsche Gründlichkeit, Critik und Forschungsgeist, der zur Aufhellung so vieler Punkte in dem Gemählde der mittleren Zeiten gang unentbehrlich ist. Alle Deutsche Quellen besonders hat der Verf. gekannt und benutzt: doch erkennt man in ihm den selbstständigen gelehrten Historiker; dem ein langes Studium und scharfes Nachdenken eigne Ansichten eröffnet haben. Des Neuen, des Trefflichen, ist bey ihm zu viel, um es hier ausführlich bezeichnen zu dürfen. Bey jeder Periode ist immer die Haupt-Epoche sorg-

fältig und mit scharfen Zügen characterisirt. Alles, was es für einen Namen haben mag, was auf die Entwicklung der politischen, religiösen, intellectuellen, technischen u. Cultur von Europa einen bedeutenden Einfluß gehabt, das heißt, in dem edeln und wahrhaft historischen Sinn, welchen der Verf. diesem Worte beylegt, Alles, was eine Revolution bewirkte, wird von ihm eben so hell als treu angemerkt und dargestellt, so daß gewiß von dem, wodurch der Mensch und die Staaten zu einem moralisch und physisch bessern Zustand gelangen sollen, wenig oder nichts dem philosophischen Blick des ehrwürdigen Verfassers entgangen ist. Der historische Unterricht in Frankreich wird ihm dadurch so viel zu verdanken haben, wie einst die Stadt Straßburg und die protestantische Academie daselbst, deren Existenz er in sturmvollem Zeite vom gemeinschaftlichen Schiffbruche aller hohen Anstalten rettete.

Eben daselbst.

Hey J. Klostermann, dem jüngern: *Géométrie descriptive par Gaspard Monge, de l'institut des sciences etc. Nouvelle édition. Avec un supplément par M. Hachette, instituteur à l'école impériale polytechnique etc. 162 Seiten und 118 S. in Quart.*

Die Geometrie, deren Gegenstand die Raumverhältnisse sind, zerfällt in zwey große Abtheilungen, je nachdem der Raum nur nach zwey Dimensionen betrachtet wird (in der Ebene), oder nach allen drey Dimensionen zugleich. Man begreift leicht, daß der andere Theil seiner Natur nach von einem viel größern Umfange seyn, und

eine viel größere Mannigfaltigkeit von Fragen und Untersuchungen darbieten müsse, als der erste. Wenn daher schon von unserer Elementargeometrie die Planimetrie einen größern Theil ausmacht, als die Stereometrie, so rührt dieß nur daher, daß letztere verhältnißmäßig viel weniger entwickelt und ausgebildet ist. In der That hat man vorzüglich die Untersuchungen der letztern Art in neuern Zeiten lieber mit Hülfe der Analyse behandelt, und sie so gleichsam der Geometrie entzogen, welche sich nur der unmittelbaren Anschauung bedient. Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Vorzüge der analytischen Behandlung vor der geometrischen, ihre Kürze, Einfachheit, ihr gleichförmiger Gang, und besonders ihre Allgemeinheit, sich gewöhnlich um so entschiedener zeigen, je schwieriger und verwickelter die Untersuchungen sind. Inzwischen ist es doch immer von hoher Wichtigkeit, daß auch die geometrische Methode fortwährend cultivirt werde. Abgesehen davon, daß sie doch in manchen einzelnen Fällen unmittelbarer und kürzer zum Ziele führt, als die Analyse, besonders wenn diese nicht mit Gewandtheit gehandhabt wird, daß jene dann eine ihr eigenthümliche Eleganz hat, wird sie auch besonders in formeller Hinsicht und beim frühern jugendlichen Studium unentbehrlich bleiben, um Einseitigkeit zu verhüten, den Sinn für Strenge und Klarheit zu schärfen, und den Einsichten eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit zu geben, welche durch die analytischen Methoden weit weniger befördert, mitunter eher gefährdet werden. Aus diesen Gründen steht man mit Vergnügen, daß einige Fran-

zösische Geometer in den letzten Jahrzehenten angefangen haben, den Theil der Geometrie, welcher sich mit den Verhältnissen von Punkten und Linien, die nicht in Einer Ebene liegen, von verschiedenen Ebenen gegen einander, mit Linien von doppelter Krümmung und mit krummen Flächen beschäftigt, mit besonderer Sorgfalt, und, in so fern dabey bloß geometrische Methoden angewandt werden, als eine besondere Disciplin unter dem Nahmen der Géometrie descriptive zu cultiviren. Dem vorliegenden Werke über diese Wissenschaft müssen wir insbesondere das Lob einer großen Klarheit und Concision im Vortrage, eines wohlgeordneten Ueberganges vom Leichtern zum Schwerern, und der Reichhaltigkeit an neuen Ansichten und gelungenen Ausführungen beylegen; und daher das Studium desselben als eine kräftige Geistesnahrung empfehlen, wodurch unstreitig zur Belebung und Erhaltung des echten, in der Mathematik der Neuern sonst manchemal vermischten, geometrischen Geistes viel mit beygetragen werden kann. Außer dieser rein wissenschaftlichen Seite dieser Untersuchungen kommt auch noch der mannigfaltige Nutzen in Betracht, welchen sie in den Künsten haben, die sich auf Raumverhältnisse beziehen, namentlich in der Zeichenkunst, der Feldmestkunst, der Baukunst, der Befestigungskunst. Auch in dieser Hinsicht hat der Verfasser seine Schrift durch mancherley Anwendungen interessanter zu machen gewußt, wenn er gleich meistens nur mehr auf sie hingedeutet, als sie wirklich ausgeführt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 31. Julius 1813.

Berlin.

Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums, von Fried. Rühls, Dr. und Professor der Geschichte zu Berlin. 1811. 274 Seiten in Octav. — Wenn die Anzeige des gegenwärtigen Handbuches sich etwas verspätet hat, so muß man den Grund davon in nichts anderem suchen; als daß es durch zufällige Ursachen dem Recensenten erst später in die Hände kam. Von dem Verfasser, den wir bereits wiederholt als einen unserer gründlichsten und fleißigsten Historiker in diesen Blättern characterisirt haben, läßt sich nichts etwas Durchdachtes und für den Gebrauch wohl Berechnetes erwarten. Der Nahmen Propädeutik, indem er die Vorkenntnisse bezeichnet, welche zum Studium der Geschichte gebracht werden müssen, hat in so fern etwas Unbestimmtes, daß man entweder die eigentlichen historischen Vorkenntnisse, oder auch die Hilfskenntnisse darunter verstehen kann. Der Verfasser nimmt ihn in diesem letzten Sinn; wöbey sich freylich wiederum fragen läßt, wie viel oder wie wenig dahin gerechnet werden

muß. Der Umfang, den der Verf. seiner Arbeit gegeben hat, ist sehr umfassend, wie aus der Mittheilung folgenden Abrisses erhellen wird. Er bringt die Gegenstände der Propädeutik überhaupt unter sechs Classen. Die erste: Eintheilung der Geschichte und Methodologie. Der Verf. unterscheidet die Zweige der Geschichte nach äußern und innern Eintheilungsgründen. Nach jenen die Geschichte einzelner Männer, Völker, Länder. Nach diesen mechanische, politische, ästhetische, wissenschaftliche, religiöse- und moralische Geschichte (wobei jedoch die politische Geschichte mit der der Völker, in so fern sie Staaten bilden, zusammenfällt. Auch vermiffen wir die häusliche Geschichte, d. i. die Geschichte der Fortschritte in der Einrichtung des häuslichen Lebens, welche unter dem Abschnitt der mechanischen, in so fern hier nur von den mechanischen Erfindungen die Rede seyn soll, sich schwerlich begreifen läßt). Ueber die Methodologie einzelne sehr treffende Bemerkungen, wovon wir nicht mehr sagen, weil wir ein eigenes Buch über diesen Gegenstand sofort werden anzuzeigen haben. Der zweite Abschnitt: Vor- und Hilfskenntnisse der Geschichte. Dahin rechnet der Verf. Sprachkunde, Philosophie und Staatswissenschaften. Bey der Philosophie erklärt sich der Verf. über das, was man in neuern Zeiten oft philosophische Ansicht der Geschichte genannt hat, d. i. Aufstellung einer Hypothese, die man demnächst durch die Geschichte begründen wollte, besonders die von der fortschreitenden Vervollkommenung des Menschengeschlechts. Der historische Gebrauch der Philosophie (Gebrauch der Philosophie für die Geschichte) wird von ihm auf drey Momente beschränkt: Methode und Beurtheilung der Geschichtsforschung, wofür sie die Regeln gibt;

Beurtheilung, und practische Anwendung, was aber beides außerhalb dem Gebiete des Historikers liegt; und auf die innere moralische Bildung desselben. Ganz klar ist uns dieß doch nicht geworden: denn in dem Ausdruck Philosophie liegt etwas Unbestimmtes. Würde der Verf. nicht bestimmter gesprochen haben, wenn er speculative und practische Philosophie sofort unterschieden, und gezeigt hätte, in welchem Verhältnisse jene und diese gegen die Geschichte stehen? Unter Staatswissenschaften begreift der Verf. allgemeine Statistk (Kunde von' den Elementen des Staats), und Politik. Dabey zugleich eine Ansicht der verschiedenen Systeme der Staatswirthschaft. Der Dritte Abschnitt ist überschrieben: Grund- und Elementarwissenschaften der Geschichte (die also von den Hülfswissenschaften unterschieden werden). Unter diesen zuerst: Chronologie. Sie zerfällt in den historischen Theil, oder die specielle Chronologie der vornehmsten, sowohl ältern als neuern, Völker (wobey besonders Ideler zum Grunde gelegt ist), und in den practischen, oder die Anwendung der Zeitrechnung auf die Geschichte; welche die Nachrichten von den verschiedenen chronologischen Systemen enthält. Die vortreffliche Schrift des sel. Hegewisch ist erst nach der Erscheinung dieses Buchs erschienen; sie wird auch neben demselben mit Nutzen gebraucht werden können. Auf die Zeitkunde folgt die Erdkunde. Der Verf. gibt in diesem Abschnitt zuerst eine kurze Uebersicht der geographischen Entdeckungen, und dann die Geschichte des wissenschaftlichen Studii der Geographie, und auch des Landkartenwesens; welche letztere wir gern noch etwas weiter ausgeführt gesehen hätten. Die nun folgende Völkerkunde, Ethnologie, enthält die Untersuchungen über die

Menschen-Rassen. (Die gewöhnliche Meinung von einer gemeinschaftlichen Ableitung von Einem Paare scheint dem Verf. mit unauf lösblichen Widersprüchen verbunden, da die Charactere der Rassen ihnen so tief eingedrückt sind, daß wie kein Ausarten der einen in die andere wahrnehmen; und also allerdings auch die Entstehung der verschiedenen Rassen nicht leicht werde erklärt werden können. Bey einem Gegenstande, wo einmahl historische Gewißheit nicht mehr zu erlangen ist, wird man Jedem gern seine Vermuthungen lassen; die Hauptsache ist, diese nicht für mehr ausgeben zu wollen, als sie seyn können.) Sehr wahr ist es, was der Verf. gegen das Ende dieses Abschnitts von der Wichtigkeit eines ethnologischen Museums sagt. So viel Rec. weiß, ist bisher die hiesige Academie die einzige, welche eine solche Sammlung besitzt, die auch bey dem Vorrathe der Wissenschaft jedesmahl benutzt wird. Sie umfaßt (da durch ein glückliches Zusammentreffen hier die Gegenstände des Nordens und des Südens zusammen kamen) den ganzen großen Ocean, von dem Lande der Zutschken bis nach Neuseeland, und ist dadurch, wenn auch nicht die reichste (die Sammlungen in den großen Hauptstädten Europa's mögen für das Einzelne weit mehr enthalten), doch vermuthlich die ausgedehnteste. Und dennoch konnte ein nun verstorbenen berühmter und sonst unterrichteter Reisender, Rüttner, wegwerfend davon urtheilen! So beschränkt und einseitig sind oft die Ansichten auch gebildeter Menschen! Den vierten Platz nimmt die Genealogie, den fünften die Heraldik ein. Von jeder die Elemente, und eine kurze Geschichte. Die eingestreuten Bemerkungen über den Ursprung der Sagen, als Folge des erweiterten Handels und

Verkehrs, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Wenn sie vielleicht in Venedig zuerst entstanden, waren die Häuser, die sie annahmen, Handlungshäuser? Aber mehrere, sehr verschiedene, Ursachen mögen ihnen den Ursprung gegeben haben. Der vierte Hauptabschnitt: Historische Forschung oder Kritik, enthält die Untersuchung über die Quellen der Geschichte und ihren Gebrauch. Der Verf. beginnt mit der Münzkunde. Die Elemente von dieser sind verhältnißmäßig ausführlich darzulegen. Dann die Inschriftenkunde, (Epigraphik), die Medaillenkunde und die Diplomantik, worauf zuletzt die Schriftstellerkunde, mit Bemerkungen über historische Forschung, folgt. Die Behauptung des Verfassers, daß dem Wahrscheinlichen gar kein Platz in der Geschichte gebühre, scheint uns doch zu allgemein zu seyn. Erfüllt nicht der Historiker seine Pflicht, wenn er bey der Unmöglichkeit, das Gewisse auszumitteln, das Wahrscheinliche als bloß wahrscheinlich gibt? Desto mehr stimmen wir dagegen dem Verf. bey, wenn er jenes Verfahren von Voltaire und seinen Nachfolgern verwirft, aus Gründen von innerer Unwahrscheinlichkeit bestimmte und durch gültige Zeugen verbürgte Erzählungen wegzuläugnen. Der fünfte Abschnitt: Von der historischen Darstellung, oder der historischen Kunst, umfaßt zugleich die Untersuchung über den so genannten Pragmatismus; und der sechste und letzte gibt eine kurze Uebersicht der Geschichte des historischen Studiums.

Wenn wir das gegenwärtige Buch als einen Beweis anführen, wie ernstlich in Deutschland über die Bedürfnisse des historischen Unterrichts

nachgedacht wird, so verbinden wir damit die Anzeige eines ähnlichen, so eben erschienenen:

Magdeburg.

Methodik des historischen Unterrichts für Lehrer an Gymnasien, von L. Schaaff, Conventual des Stifts zu Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. 1813. 108 Seiten in Octav. Der Verfasser hat sich, wie man aus dem Titel ersieht, eine ganz bestimmte Aufgabe gewählt, und die wohl eine Beantwortung bedurfte. Denn die Klagen über den zweckwidrigen Unterricht in der Geschichte in Schulen und Gymnasien sind oft laut genug gehört, und gewiß nicht mit Unrecht erhoben. Es ist nur zu wahr, daß man jenem Unterrichte einen falschen Zuschnitt gegeben, und indem man Schüler bereits wie Studirende behandelte, sie für den academischen Unterricht unfähig machte. Wenn dieser letztere seine Zwecke erreichen soll, so setzt er Vorkenntnisse voraus, welche die Zuhörer in den Schulen und Gymnasien mitbringen müssen: Vorkenntnisse, die sie in den Stand setzen, einen Vortrag der Geschichte im Zusammenhange zu übersehen und zu fassen. Der Jüngling von 15 bis 16 Jahren ist keineswegs schon für den Vortrag reif, der vier Jahre später für ihn paßt. Daß wenige Jahre hier einen wesentlichen Unterschied machen, liegt tief in der menschlichen Natur. Indes ließ der Gegenstand sich auch nicht anders behandeln, als daß der Verf. den frühern, den Kinderunterricht in der Geschichte, mit umfaßte, wenn das Gesammte ein fortschreitendes Ganzes bilden sollte. So bot sich also von selbst die Idee verschiedener Curse dar, bei denen es nur darauf ankam, wie sie in einander eingriffen. Der Verf. nimmt vier sol-

che auf einander folgende Curse an; die zwar in der Art der Behandlung von einander abweichen; bey denen doch aber gewisse Grund-Maximen herrschend bleiben, wozu wir besonders die rechnen, daß stets Geographie in Verbindung mit der Geschichte bleibe. Nach einer interessanten Einleitung, die einen historischen Ueberblick der Manier des Unterrichts in dem verstorbenen achtzehnten Jahrhundert gibt (wir hätten den Unterricht in der Geschichte so gut, wie in der Geographie, mit Zübner begonnen), gehet der Verf. zu der Darlegung der einzelnen Curse fort. Der erste Cursus kann noch nicht das Nachdenken, sondern nur die Einbildungskraft, beschäftigen. Von Geographie soll Alles ausgehen. Diese Geographie soll, mit Weglassung aller politischen, zunächst bloß physisch seyn, so daß der Lehrling die Verhältnisse der Meere, der Welttheile, und wiederum durch Flüsse und Gebirge die Absonderung der Länder, kennen lernt. (Rec. hat an einem vier- bis fünfjährigen wißbegierigen Knaben ein Beyspiel gesehen, wie schwer es Kindern, die keine große Wasserfläche sahen, wird, sich vom Meere einen Begriff zu machen. Wir bemerken dieß, weil es seine eigenen Schwierigkeiten haben kann, wie der Verf. will, von der Kenntniß der Meere auszugehen, um die Begrenzungen der Welttheile dadurch zu geben.) Mit dem Unterricht soll Einübung verbunden seyn, durch Orientirung auf der Karte, und durch Versuche zu Kartenzeichnung. Bey dem historischen Unterricht entsteht nun die Frage, womit er anfangen soll? Sie beantwortet sich gleichsam von selbst, so bald man nur die Maxime festhält, daß die Einbildungskraft der Kinder aufgeregt werden soll. Nicht also etwa mit der Ländergeschichte, sondern mit der Ges

schichte des alten Testaments, der Urgeschichte
 unsers Geschlechts, und dem Patriarchenzeitalter;
 worauf durch das Heldenzeitalter der Juden der
 Uebergang zu dem Hellenischen Heldenzeitalter und
 den Erzählungen aus den Homerischen Gesängen
 gemacht werden soll. An und für sich sehr gut;
 nur tritt dabey die Schwierigkeit ein, daß die
 biblischen Erzählungen auch in der Uebersetzung
 ihren vollen Reiz behalten; bey den Homerischen
 aber hängt dieser so enge mit der Ursprache zu-
 sammen, daß sie wohl nur in dieser ihn behalten
 können. Wir hätten gewünscht, zu hören, ob der
 Verf. der von Hrn. Prof. Wissen und Kohlrausch
 in einer kleinen, hier erschienenen, Schrift auf-
 gestellten Behauptung, daß man bey Knaben gleich
 damit anfangen solle, Homer in der Ursprache zu
 lesen, seinen Beyfall gebe? So soll also der
 Zweck dieses ersten Cursus noch nicht eigentlich
 seyn, Geschichte zu lernen, sondern vielmehr nur,
 den Geist des Knaben für dieselbe aufzuregen
 und für dieselbe vorzubereiten. In dem zwey-
 ten Cursus erscheint nun die Geographie als
 Grundwissenschaft der Geschichte; und neben ihr
 beginnt die historische Chronologie. Aber die
 Geographie soll nur Länder- und Völkerkunde
 bleiben, nicht aber, wie so oft geschieht, halb zur
 Statistik werden, indem man Staatsverfassungen
 und Staatsverwaltungen hereinzieht. Indes be-
 merkt der Verf. doch mit Recht, daß bey Europa
 und den andern Welttheilen verschiedene Verhält-
 nisse eintreten; indem bey jenem Bedürfnis wird,
 die neuesten geographisch-politischen Veränderun-
 gen mit darzulegen, um den jetzigen Zustand schil-
 dern zu können; bey den übrigen Welttheilen
 aber die Geschichte ihrer Entdeckung allmählich ge-
 geben werden müsse, um den Knaben an die Idee

zu gewöhnen, daß wir nicht alle Länder gleich genau kennen. Bey dem Vortrage muß der Hauptzweck dahin gehen, daß der Schüler einen leichteren Ueberblick über Länder- und ganze Welttheile in Rücksicht ihrer physischen und politischen Merkwürdigkeiten erhalte. Für die eigene Uebung der Schüler das fortgesetzte Kartenzeichnen. Der historische Unterricht soll nun in diesem zweyten Cursus den Hauptzweck haben, das Sachwerk der allgemeinen Geschichte kennen zu lernen, und dieses dem Gedächtniß einzuprägen, so daß die Haupt-Data über die Gründung, Blüthe und Verfall der Völker, wichtige Erfindungen, Verbreitung der Religionen &c., an den chronologischen Faden gereiht, ein solches Ganzes bilden. Dieß alles jedoch nicht als bloße trockene Reihe von Jahreszahlen, sondern mit einiger Ausführlichkeit der Erzählung; worüber es dann nicht möglich ist, etwas Genaueres im Allgemeinen zu bestimmen, weil die Fassungskraft der Individuen dieses bestimmen muß. Unter den Hülfsmitteln treten hier also die historischen Tabellen ein. Wir halten es für sehr zweckmäßig, diese durch die Schüler selbst verfertigen zu lassen, so bald sie Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Der Hauptzweck, die Jahreszahlen dem Gedächtniß recht tief einzuprägen, wird wohl durch nichts Anderes so sicher erreicht. Der dritte Cursus, welchen der Verf. in den Zeitpunkt setzt, wo die humanistische Richtung der Schulstudien beginnt, und es sich entscheiden muß, ob und in wie fern der Lehrling für wissenschaftliche Cultur geeignet sey (wir hätten gewünscht, daß der Verfasser bey jedem Cursus ungefähr die Jahre angegeben hätte, für die er ihn berechnet); erhält dadurch seinen Character, daß Mittheilungen über das Alter

thum, hauptsächlich das classische Alterthum, die Hauptsache ausmachen. Also Universal-Geschichte der alten Welt, mit besonderer Beziehung auf Geschichte der Griechen und Römer, und zwar so, daß nicht bloß auf die äußere, sondern auch auf die innere Geschichte, auf das, was wir Alterthümer nennen, gesehen wird. Denn, wie der Verf. sagt, nur durch die historische Behandlung und die Verbindung mit der Geschichte, schaffe diese den beabsichtigten Nutzen. Die Behandlung aber werde so von dem Lehrer eingerichtet, daß sie als eine practische Anleitung zum historischen Studium betrachtet werde. Der Schüler also werde fortdauernd selbst beschäftigt, indem er bey der Geschichte selbst die Quellen, bey der Chronologie mit ihren Grundsätzen überhaupt die verschiedenen Aeren kennen lernt, und sich übt, sie auf Jahre vor Christi Geburt zu reduciren; bey der Geographie alte und neue Chorographie mit einander vergleicht. — Dieser ganze Cursus wird sich also, unserer Ansicht nach, für die höheren Classen der gelehrten Schulen eignen. Wir würden einen so gelildeten Zögling, — vorausgesetzt, daß er nicht vor dem achtzehnten Jahre die Universität bezöge, — auch wohl für fähig halten, dem academischen Unterricht mit Nutzen zu folgen. Der zusammenhängende, mehr rai-sonnirende, und in diesem, nicht in dem Sinne, daß er aus bloßem Raisonnement besteht, pragmatische Unterricht würde für ihn vielleicht desto mehr Reiz haben, je neuer ihm noch diese Behandlung wäre. Allein der Verf. hält noch vorher einen vierten Cursus für nothwendig, der in denjenigen Abschnitt der Schulbildung fällt, welcher als Uebergangsperiode zu dem eigentlich

wissenschaftlichen Lehrunterrichte der Universität betrachtet wird. Dieser vierte Cursus soll daher zunächst eine Universal-Geschichte der neuern Zeit enthalten; demnächst eine Litteratur-Geschichte der Griechen und Römer, und Vorkenntnisse aus der Geschichte der neuern Litteratur. Gegen die beiden letzten Fächer, in so fern sie zweckmäßig behandelt werden, hat Rec. nichts einzuwenden. Der neuern Universal-Geschichte kann er nur in so fern einen Platz einräumen, als durch Heraushebung der Haupt-Momente, woran sie hängt, der junge Mensch auf diese aufmerksam gemacht wird; keineswegs aber in dem Sinn, daß sie eine Geschichte der practischen Politik würde (etwa, wie sie der Rec. in seiner Geschichte des Europäischen Staatensystems, die der Verf. hier vor Augen gehabt zu haben scheint, zu geben versucht hat). Auch der Rec. sieht diesen Vortrag bey dem academischen Unterricht als den letzten an, den er seinen Zuhörern, besonders denen, welche für die politische Laufbahn sich bestimmen, empfiehlt. Solche Zwecke können noch nicht bey dem Gymnasial-Unterricht Statt finden; und daß der Verf. auch hierin mit uns übereinstimmt, schließen wir aus dem, was er über die Statistik sagt, ohne welche der politische Gesichtspunct nicht gefaßt und verfolgt werden kann. Mit vollem Rechte sagt nämlich der Verf., daß der vollständigere Unterricht über Statistik noch ganz von dem Gymnasial-Unterricht ausgeschlossen bleiben, und hier nur bloß die allgemeinen Begriffe von Staatskunde hereingejogen werden sollen. — Eine encyclopädische Uebersicht endlich soll den ganzen Unterricht beschließen, damit der Lehrling nicht das auf Schulen Erlernte für die Wissenschaft selber halte;

wohl aber, indem ihr unermesslicher Umfang ihm anschaulich gemacht, besonders auch an der Bildungsgeschichte einzelner großer Historiker ihm anschaulich gemacht worden, er nicht sowohl auf das sehe, was er schon weiß, als vielmehr auf das, was er noch zu lernen hat.

Paris.

Bey Didot, dem ältern: *Choix des plus célèbres maisons de plaisance à Rome et de ses environs, mesurées et dessinées par Charles Percier et P. L. F. Fontaine. Livraison X. XI. Pl. LVIII — LXIX. Mit einem Frontispice, zur Villa Este gehörend. S. 44 — 58 in Folio. 1812. (s. diese Anzeigen vom J. 1813 St. 63 S. 626).*

Mit wahren Vergnügen zeigt Rec. die Fortsetzung dieses eben so geschmackvollen als unterhaltenden Werkes an.

Zehnte Lieferung. *Villa Este.* Sie liegt 18 (Italiänische) Meilen von Rom in einer reizenden Landschaft unweit Livoli, wo das Auge überall neue Gegenstände der schönen Natur wahrnimmt. Den ersten Grund dazu legte der Cardinal Bartolomeo della Cueva d'Albuquerque, Bischof von Cordova, im Jahre 1540; sie wurde hierauf vom Cardinal Hippolito Este, einem Sohne Alfons I., Herzogs von Ferrara, vergrößert, indem er über eine Million Römischer Scudi auf ihre Erweiterung verwandte; kam nach und nach in den Besitz des Cardinals Luigi Este und des Cardinals Alessandro Este (1598), und fiel endlich an die Herzoge von Modena. Diese Villa ist gegenwärtig unbewohnt. Die Statuen, welche ehemahls zu ihrer Zierde dienten, sind bereits von Benedict XIV. gekauft, und dem Vaticanischen Museum einverleibt worden.

Der äußere Schmuck des Pallastes scheint nicht ganz vollendet zu seyn, wenn man ihn mit der Pracht der übrigen Theile vergleicht. Die Gärten ziehen sich am Abhange eines Berges hin, und bieten überall Ansichten dar, wo man durch herrliche Springbrunnen und alle Schattirungen von Grün im mannigfaltigen Sonnenstrahl entzückt wird. Die Springbrunnen sind ein Werk des berühmten Drazio Olivieri von Tivoli. Pl. LVIII. a. Frontispice. b. Allgemeiner Grundriß der Villa Este und ihrer Gärten. Pl. LIX. Ansicht des Pallastes der Villa Este, aufgenommen von der Seite des Einganges in das Parterre. Pl. LX. Ansicht der Terrasse des Springbrunnen und des Pallastes. Pl. LXI. Ansicht des großen Bassins des Springbrunnens der Arethusa, und der sie umringenden Galerie. Pl. LXII. Ansicht des Springbrunnens auf der Treppe auf dem ersten Ruheplage der großen Freytreppe (Peron). — Landhaus Colonna zu Marino. Der Name des Baumeisters dieses schönen, 12 (Italiänische) Meilen von Rom entfernten, Landhauses ist unbekannt, muß aber ein sehr geschmackvoller Künstler gewesen seyn. Mit einem anspruchlosen Aeußern vereinigt dieses Landhaus Bequemlichkeit und Eleganz. Pl. LXIII. Grundriß des Landhauses Colonna. Als Schluß-Bignette des Textes sieht man einen schönen Springbrunnen in der Villa Albani.

Zwlfte Lieferung. Villa Aldobrandini. Sie ist unter dem Namen Belvedere allgemein bekannt, und liegt am Abhange eines Berges bey Frascati. Der Cardinal Pietro Aldobrandini, ein Neffe des Papstes Clemens VIII., der das Herzogthum Ferrara mit dem Kirchenstaat vereinigt hatte, wollte diese Begebenheit durch ein Monument verewigen.

und erbaute die Villa im Jahr 1598. Der Architect Giacomo della Porta fing den Bau an: da er aber zu früh starb, so vollendete ihn der berühmte Dominichino. Die anmuthige Lage, der Reichtum anzierathen, die Schönheit der Malereyen, welche theils von Cesari, theils von Dominichino herrühren, gewähren einen reizenden Anblick. Pl. LXV. Allgemeiner Grundriß der Villa Aldobrandini und eines Theils ihrer Gärten. Pl. LXV. Ansicht des Pallastes und der Gärten der Villa Aldobrandini, aufgenommen im Parterre von der Seite des Einganges. Pl. LXVI. Ansicht der Terrasse, der großen Cascade, und des Wassertheaters, dem Pallast gegen über. Villa Lant. Sie liegt zu Bagnaia, 45 (Italiänische) Meilen von Rom, und war ein Eigenthum der Bischöfe von Viterbo. Raphael Sansoni Riario, der unter dem Papst Sixtus IV. den Cardinalshuth erhielt (1477), und an der Verschwörung gegen die Mediceer großen Antheil nahm, war der erste, der die mahlerische Gegend zu Bagnaia durch die Kunst noch mehr verschönerte, und den Grund zur Villa legte. Niccolo Ridolfi von Florenz, fünfter Cardinal-Bischof von Viterbo, ließ hierauf mehre Gebäude errichten, welche durch den sechsten Cardinal-Bischof von Viterbo, Giovanni Francesco Sannibale, ums Jahr 1564 einen noch größern Umfang erhielten, indem er die sämtlichen Zimmer mit vortreflichen Malereyen verzieren ließ, deren größter Theil von dem Antonio Tempesta herrührt. Im Jahr 1588 kam die Villa an den Cardinal Alessandro Damasceno Peretti oder Montalto, einen Neffen Sixtus V., welcher dem Bischof von Viterbo andere Ländereyen dafür abtrat, und nicht nur ein neues Landhaus erbaute, sondern auch

neue Pflanzungen und Springbrunnen anlegte, welche die ganze Landschaft verschönern, beleben und einen eigenen Zauber über sie ausgießen. Durch Alexander VII. fiel das Ganze an die Familie Lanti, die es noch gegenwärtig besitzt. Die zierliche und geschmackvolle Bauart, welche in den Gebäuden herrscht, hat Mehre auf die Vermuthung gebracht, daß ihr Urheber Bignola sey; wahrscheinlicher ist es aber, daß verschiedene Architekten Theil daran haben, die jedoch Einem Plane, welcher gleich vom Anfange an zum Grunde lag, gefolgt sind. Pl. LXVII. Grundriß der Villa Lanti zu Bagnaia, mit einem Theile der Gärten. Pl. LXVIII. Allgemeine Ansicht der Villa Lanti, genommen an einer Seite des Einganges. — Villa Giustiniani zu Vassano, 30 (Italiänische) Meilen von Rom entfernt. Ihr Erbauer ist Vincenzio Giustiniani, Marchese von Vassano. Dominichino und Albani haben sie mit ihrem Pinsel verschönert. Pl. LXIX. Allgemeiner Grundriß der Villa Giustiniani zu Vassano.

Halle.

Kurze Anzeigen und Erläuterungen über meinen Atlas zur Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten, von C. Kruses 1812. Octav 146 Seiten. Die gegenwärtigen Blätter sind eine schätzbare Beylage für diejenigen, welche den Atlas des Verfassers schon besitzen; und können auch denen, die sich ihn anschaffen wollen, dazu dienen, sich im voraus über das, was sie daran erhalten, zu verständigen. Denn der Verfasser gibt darin in fünf Abschnitten zuerst: **Anzeige und Bemerkungen über den Plan seines Atlases, worin er seine Zwecke, die Classen von Lesern, für welche er gearbeitet**

1224 G. g. A. 122, St., den 31. Jul. 1813.

(nicht für die ganz ersten Anfänger, sondern für Studirende, für schon gebildete Freunde der Geschichte, und in einem gewissen Grade auch für Geschichtsforscher), aus einander setzt, und genau bestimmt. Hierauf 2. Bemerkungen über die Einrichtung meiner Karten, besonders, warum er der Eintheilung nach Jahrhunderten folgte, und über den Gebrauch der neuern Nahmen in den Jahrhunderten des Mittelalters. 3. Einrichtung meiner Tabellen. Insonderheit über das Verhältniß, in welchem die Tabellen des Verfassers gegen andere ähnliche stehen; 4. Beweise für die nöthige Genauigkeit meiner Angaben im Allgemeinen. Und 5. Günstige und ungünstige Aufnahme meines Arlasses. — Gründliche Rechtfertigung aller darin befindlichen Angaben, welche von Hrn. J. B. (in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung) für unrichtig erklärt worden sind. Der Verfasser hat es für nöthig gehalten, sich gegen die Angriffe des Hrn. J. B. zu vertheidigen; und freylich ist es bey Karten und Tabellen, welche die Beweise ihrer Angaben nicht selber geben können, mehr Bedürfniß, als bey einem Buche, das seine Rechtfertigung selber mit sich führt. Für uns bedurfte es dieser Rechtfertigung nicht. Ein lange fortgesetzter Gebrauch sowohl der Karten, als der Tabellen; hat das günstige Urtheil, das wir gleich nach ihrer Erscheinung, in diesen Blättern darüber fällten, vollkommen bestätigt; und wir zweifeln nicht, daß dieses auch bey Andern der Fall seyn wird, welche sich ihrer bey ihren historischen Studien bedienen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1813.

München.

Die rühmliche Thätigkeit der dasigen Academie der Wissenschaften in ihrem schönen Verus bewährt sich durch zwey neue Bände ihrer Schriften, welche wir anzuzeigen haben. Wir hoblen zuerst den ältern nach: *Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810.* Auf Kosten der Akademie. 1811. Geschichte der Academie XLIV S., Arbeiten der philologischen und philosophischen Classe 76 S., der mathematischen und physicalischen 560 S., der historischen 71 S. in Quart.

In der Geschichte der Academie wird zuerst die Uebersicht ihrer Verfassung durch die Mittheilung des von Sr. Majest. dem Könige von Bayern bestätigten Gesetzes über die Wahlform ihrer Mitglieder und Correspondenten ergänzt, und ein Bericht über ihre öffentlichen Sitzungen und darin gehaltenen Vorlesungen, über ihre allgemeinen und Classenversammlungen und deren Verhandlungen, über Preisaufgaben, die Veränderungen im Personal u. s. w. er-

D (6)

stattet. Wir ersehen daraus mit Theilnahme die seltene Munificenz ihres königl. Protector's, und die rätlichen Fortschritte der mit ihr in Verbindung gesetzten Institute zu immer höherer Vollkommenheit. Der Eifer der Mitglieder, einer solchen Unterstützung zu entsprechen, ergibt sich aus ihren gelehrten und an Entdeckungen und neuen Ansichten reichen Abhandlungen.

Die philologisch-antiquarische des Hrn. Hofr. Jacobs über die Gräber des Memnon und die Inschriften an der Bildsäule desselben, ist schon in diesen Blättern nach einem besondern Abdruck (1811 S. 1509) angezeigt. Ihr gleich an Werth und gediegener Gelehrsamkeit ist die historische des Hrn. Ritzschens Martini über Liutprand, den wichtigen Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts, den seine Sendung nach Constantinopel so berühmt gemacht hat, und dessen historische Glaubwürdigkeit. Was sich von seinen Lebensumständen zusammenbringen läßt, ist mit Sorgfalt geprüft; seine Schreib- und Darstellungsart sehr richtig geschildert, und seine Glaubwürdigkeit gegen Muratori bündig vertheidigt, der alles aufgeboten hat, ihn zu einem leichtsinnigen, unzuverlässigen und verläumderischen Erzähler herabzuwürdigen. Es verlohnte sich der Mühe dieser Ehrenrettung, da Liutprand eine Hauptquelle für die Geschichte von Italien in seinem Jahrhundert, für den Zustand der Dinge zu Constantinopel in seinem Zeitalter, über die älteste Geschichte der Ungern, und ihrer zerstörenden Einfälle in die benachbarten Reiche ist.

Zur Mathematik und Physik gehören folgende Abhandlungen. I. Ueber die Weise, wie sich Aufgüßthierchen bey ihren Bewegungen benehmen, von Franz Paula Schrank. Es hat in allen Zeiten Naturfor-

scher gegeben, welche sich mit der Mechanik der will-
 kührlichen Bewegungen der Thiere beschäftigt haben.
 Aber alle, vom Aristoteles bis auf Barthez herab, er-
 klärten uns nur die Bewegungen des Menschen und
 der fünf obern Thierklassen, bis auf den einzigen
 Reaumur, welcher auch noch die Bewegungsweise der
 Conchylien hinzufügte. Die Wunder, welche man
 an den Polypen entdeckte, reizte die Naturforscher,
 sich auch näher mit den kleinsten Wasserthierchen zu
 beschäftigen, deren Bewegungsweise den Gegenstand
 der gegenwärtigen Abhandlung ausmacht, die wir
 als einen interessanten Beytrag zu den ähnlichen,
 bereits obgedachten, Bemühungen der Naturforscher
 empfehlen dürfen. Die Mittel, deren sich diese mi-
 croskopischen Geschöpfe zu ihren Bewegungen bedie-
 nen, sind eben so mannigfaltig, als die wundervol-
 len Bewegungen selbst, mit denen sie das microscopi-
 sche Feld durchlaufen. Bey vielen kann man nur
 errathen, auf welche Weise sie sich dieser oder jener
 Organs bedienen, die willkührlichen Bewegungen ih-
 res Körpers hervorzubringen. Andere bewegen sich
 so langsam, daß sie die Geduld des Beobachters er-
 müden. Der Verf. betrachtet in dieser Abhandlung
 vorzüglich die Glockenpolypen, oder vielmehr diejeni-
 gen Thierchen, welchen er in seiner Fauna Boica aus-
 schließlich den Namen Vorticella gegeben hat, dann
 die Banghalsstierchen (Trachelii. Faun. B.), die
 Walzenthierchen, den Unbestand oder den von Mü-
 ller (Anima. infus. p. 9) so genannten Proteus und
 einige andere, deren Bewegungen sich großen Theils
 auf diejenigen zurückführen lassen, welche der Verf.
 umständlich bey den angeführten Thierchen erörtert,
 und durch Zeichnungen erläutert hat, die hier keine
 nähere Anzeige verflatten. II. Mémoire sur la Sève
 d'Aquit, par F. P. Vaucher de Genève. Der Verf.

sucht hier die falschen Ansichten zu berichtigen, welche mehrere Botaniker und Gärtner noch immer von dem angeblich zweyten Safttriebe im August zu haben pflegen. III. Ueber die Sparsamkeit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Uebergänge; von Franz Paula Schrank. Die Mathematiker hätten eine große Menge widerspenstiger krummer Linien genöthigt, sich unter eine einzige sehr einfache Gleichung zu schmiegen, und die Mineralogen, welche zugleich Mathematiker waren, hätten jedem äußern Kennzeichen der Mineralien, welches von der Soehner genommen ist, dadurch Bestimmung und glückliche Anwendbarkeit verschafft, daß sie die unzähligen Formen der gebildeten Mineralkörper auf wenige wenige mathematische Figuren zurückgebracht hätten. Etwas Aehnliches ließe sich in der Botanik als möglich gedenken, welches denn der Verf. hier insbesondere durch die Betrachtung der mancherley Formen des Blüthenstandes auszuführen sucht. Scheinbar herrsche hier nur eine so große Verschiedenheit, aber alle diese Formen ließen sich nur auf drey, höchstens vier, Grundformen zurückführen: 1) die Glocke, 2) die Röhre, 3) das Rad, 4) der Korb, und von diesen lasse sich die Glocke noch zur Röhre bringen, ja die Glocke und das Rad gingen selbst mittelst mehrerer Zwischenstufen noch in einander über. IV. Derselbe über die Beharrlichkeit einiger Pflanzen. Der Verf. untersucht hier die Kraft, mit der so viele Pflanzen nicht allein der Kälte widerstehen, sondern selbst noch unter Schnee und Eis ihr Kraut grün erhalten, manche unter dem Schnee sogar neue Blätter, Stängel sogar Blumen, treiben. Es sey den Pflanzen ein gewisser Wärmegrad eigen, wodurch sie längere Zeit der Kälte widerstehen. Wenn lebende Pflanzen,

gleichviel, ob es Wasserpflanzen, oder ob sie nur zufällig dahin gerathen seyen, unter Wasser zu stehen kommen, welches friert, aber den Stängel über den Spiegel erheben, so erhalte sich um diesen Stängel noch länger ein beträchtlicher Ring von tropfbarem Wasser, wenn schon der ganze übrige Wasserspiegel zu Eis geworden ist. „Daß“ gehe, besonders bey größern Pflanzen, so weit, daß die Dicke des Eises bis zu dem Grunde hinaufgehe, daß es Menschen trage, ohne daß darum noch der tropfbare Ring um die Pflanzenstängel verschwinden würde. „Umgekehrt, wenn der Schnee schmilzt, werde er unter gleichen Umständen an denen Stellen zuerst weggeschmolzen, an welchen er lebendige Pflanzen bedeckt. Diese und ähnliche Erscheinungen bewiesen besser die eigenthümliche Wärme der Pflanzen, als die besonders hierüber angestellte Versuche, die noch manchen Einreden unterworfen seyen. Diese Wärme werde durch die innere organische Thätigkeit der Pflanze verbunden mit dem chemischen Proceß, wodurch ihre Bestandtheile sich vereinigen und assimiliren, hervorgebracht, und da nun zugleich der Schnee ein schlechter Wärmeleiter sey, und seiner Natur nach locker auf der Pflanze liege, so raube er ihnen wirklich nicht viele Wärme, schmelze wohl gar mittelst der geraubten Wärme unter ihnen weg, und bilde nach und nach ein hohles Gewölbe, das die Pflanze nicht weiter oder nicht allzuweit berührt, den Zutritt der äußern Luft und die Nordwinde abhält: ein Gewölbe, unter welchem nur nicht gar zu weiche Gewächse ausdauern und Blüthen treiben können, welche sich öffnen, so bald nur ein paar Tage Hauptkälte eintritt. Wenn es übrigens einen Kältegrad gebe, bey welchem alle

Vegetation aufhöre, und jede organische Pflanzen-
 natur unwiederbringlich absterbe, so sey es we-
 nigstens der nicht, den wir nach Deaunne mit
 Null bezeichnen, und auch nicht die nächsten Gra-
 de darunter. V. Joseph Pezl über ein Fossil
 aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol,
 zur Gattung Stinkstein gehörig, aber von dem
 gemeiner glanzlosen und dem körnig-blättrigen
 Stinkstein durch eine regelmäßigere Gestalt, durch
 stärkern Glanz und einen vollkommen blättrigen,
 deutlich dreifachen Durchgang der Blätter, rhom-
 boide Bruchstücke, größere Pellucidität u. s. m.
 sich unterscheidend. VI. Derselbe, über den glanz-
 losen Dornl vom Rabenstein im Baierschen Walde.
 VII. Friedr. v. Lupin Résumé der auf verschiede-
 nen Reisen in das Schwäbische Alpengebirge ge-
 machten geognostisch-mineralogischen Beobachtun-
 gen. VIII. Altere Geschichte der Salina bei
 Gerbold, vorzüglich in technischer Hinsicht, nicht
 zur Erbauung der Hülfs-Saline Traunstein, von
 Matthijs Slurl. IX. Beiträge zur wissenschaft-
 lichen Begründung der Glasmacherkunst, von Dr.
 A. S. Gehlen. Erste Abhandlung, über die An-
 wendung des Glaubersalzes und Kochsalzes zum
 Glase. Der Verfasser hatte Gelegenheit, auf
 einer dem Franz Baader zugehörigen großen Glas-
 hütte zu Lambach im Baierschen Walde neue Versuche
 über diesen Gegenstand anzustellen, aus denen sich
 folgende Resultate ergeben haben. Das Glaubers-
 Salz lässe sich, ohne Zusatz anderer salziger Flüssig-
 keiten, zur Verfertigung des Glases allerdings anwen-
 den, und das Glas könne eben so schön erhal-
 ten werden, wie aus sonst gewöhnlichen Materia-
 lien, und besitze alle Eigenschaften des Soda-

glases. Sehr leicht erfolge die Verglasung durch einen Zusatz von Kohle, und bey der Verfertigung des Flintglases durch einen Zusatz von metallischem Zinn, wodurch die Schwefelsäure des Glaubersalzes zerlegt, und so die festen Bande gelöst werden; welche das Natron auf die Kieselerde zu wirken verhindern. Diese Zerlegung könne entweder während des Verglasungs-Processes, oder auch noch besser vor demselben, bewirkt werden. Das Küchensalz sey unter den gewöhnlichen Umständen zum Glasmachen nicht brauchbar, weil bis jetzt noch die Mittel fehlten, die Salzsäure zu zerlegen. X. Electriche Versuche an der Mimosa pudica Linn. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen, von J. W. Ritter. Diese Versuche verdienen, noch sehr wiederholt zu werden, um die große Uebereinstimmung zu bekräftigen, welche Hr. Ritter zwischen der thierischen und vegetabilischen Erregbarkeit, wie die Mimosen sie gewähren, gefunden haben will. XI. S. Th. Sommering über einen electriche Telegraphen. Eine sinnreiche Idee, die jedoch in der Ausführung noch manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn dürfte. XII. Super longitudine geographica speculae Astronomicae Regiae, quae Monachii est, ex 37 defectionibus Solis observatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita a Car. Fel. Seyffer. (man s. unsere Gel. Anz. von 1811 78. St.). XIII. Ueber die Gesetze des Stofses, vorzüglich in Anwendung auf den hydraulischen Stößer (Belier hydraulique, Stoßheber). Diese Abhandlung über den Stoßheber schließt sich vortheilhaft an die hieher gehörigen Arbeiten eines

1232 G. 3. A. 123. St., den 2. Aug. 1813.

Bossut, Cousin und Eytelwein an, erörtert aber mehrere Punkte, auf welche es bey der Berechnung des Effects dieser in allem Betrachte höchst merkwürdigen Maschine ankömmt, genauer, als bisher geschehen ist. Wir erwähnen hier insbesondere der Nebenhindernisse, die sich der Bewegung des Wassers in der Leitrohre entgegen stellen, wodurch sich denn in Rücksicht des Effects-Verhältnisses ein Ausdruck (S. 18 Nr. 14) ergibt, welcher, wie es scheint, auch für solche Fälle noch immer einen sehr guten Effect der Maschine verspricht, in denen, nach Eytelwein's Versuchen, nur ein sehr geringer Effect gefunden ward. Es kömmt nur darauf an, daß die Abmessungen einzelner Theile einer solchen Maschine so genommen werden, wie sie für einen größern Effect, zufolge der Formel, Statt finden müssen, durch welche Betrachtung denn zugleich S. 35 berichtigt wird, was Bossut, Cousin und Eytelwein fälschlich aus den Resultaten ihrer Versuche folgern wollten, nämlich daß der hydraulische Heber nur wenig leisten könne, wenn die Höhe, auf welche das Wasser in der Steigrohre gefördert werden soll, sehr ansehnlich sey, in Ansehung der Druckhöhe des Wassers in dem Fußbehältniß. Indessen verdienen die Untersuchungen hierüber doch noch mehr durch Erfahrung bestätigt zu werden. So einfach diese Maschine scheint, so sehr verwickeln sich doch bey der Theorie derselben noch mehrere Umstände, welche auf die wahre Formel für den Effect von bedeutendem Einfluß, aber freylich auch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn scheinen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1813.

Paris.

Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens du Sud-Est et de l'Est; par Mr. *Decandolle*. (Fortsetzung der S. 1128 abgebrochenen Anzeige.)

Die dritte Reise des Hrn. *Decandolle* hatte den südöstlichen Theil Frankreichs zum Gegenstande. Als Mittelpunkt dieser Länder ist, nach den neuesten Acquisitionen, Genua anzusehen. — Nachdem der Verf. seinen Reiseplan und den Weg, den er genommen, kurz angezeigt, erwähnt er der vorhergegangenen Arbeiten anderer Botaniker. Die südöstlichen Provinzen gehören zu den am sorgfältigsten untersuchten. Schon *Tournefort* und *Saridel* erforschten die Pflanzen ihres Vaterlandes, der Provence. Später gab *Gerard* seine Flora heraus, und in den neuesten Zeiten machten uns *Clarion* und *Suffren* mit verschiedenen bisher übersehenen Gewächsen der dortigen Flora bekannt. *Nizza's* Pflanzen wurden zwey

E (6)

Mahl von Allioni beschrieben. Die Flora von Genua blieb lange vernachlässigt. Erst kürzlich machten uns Viviani und Bertolini mit den vorzüglichsten Pflanzen dieser Gegend bekannt. Ein gewisser Turis gab einen Catalog der Chivari'schen Pflanzen heraus; und Savi beschrieb die Pflanzen von Pisa, deren einige schon durch Tili im Hort. Pisan. bekannt gemacht waren. Von Siena hatte schon Matthiolus gute Kenntnisse mitgetheilt. In neuen Zeiten haben uns Bertolini, Savi und Santi die merkwürdigsten Pflanzen dieser Provinz genauer kennen gelehrt. Florenz, einst so sorgfältig von Micheli durchsucht, wurde es in unsern Tagen aufs neue wieder durch Raddi und Targioni-Cozzetti. Savi lieferte im Botanicon Etruscon das bis jetzt Bekannte über Toscana. Ueber Parma wurde bisher nichts bekannt. Piemont gehört zu den Ländern, deren Flora am besten bearbeitet ist, sowohl durch das Hauptwerk von Allioni, als auch durch die von Bellardi und Balbis herausgegebenen Supplemente.

Botanische Geographie. Die südöstlichen Provinzen gehören überhaupt zu der Regio mediterranea, nach der bekannten Eintheilung des Hrn. DeCandolle. Das Bassin, welches in Roussillon beginnt, und von den Corbieres, den schwarzen Gebirgen und den Cevennen beschützt ist, verlängert sich nach Osten, jenseit der Rhone, gedeckt durch die Provencer Alpen und die Apenninen. Diesem Bassin gehört ausschließlich der Oehlbaum zu. Jenseit der Apenninen, in den Ebenen von Bologna, Parma, Modena u. s. w., nimmt die Flora einen viel nördlicheren Charac-

ter an. Obgleich das Daseyn des Oehlbaums, und überhaupt das Allgemeine der Vegetation, diesem ganzen Strich dasselbe Ansehen gibt, so kann man doch drey Unterabtheilungen annehmen: 1. das ehemalige Languedoc mit der westlichen Provence; 2. der Strich zwischen Toulon und Genua, der heißeste des ganzen Reichs. (Einige Pflanzen gehören diesem ausschließlich zu: *Chamaerops humilis*, *Euphorbia dendroides* und *spinosa*, *Lavatera punctata*, *Galium rubrum* und *Nerium Oleander*; an etwas beschützten Orten sieht man Citronen und Pomeranzen, auch wohl Dattel-Palmen.) 3. das Land zwischen Sarzana und dem äußersten Ende Toscana's bietet auch ihm eigenthümliche Pflanzen dar, wohin besonders zu rechnen sind: *Statice denticulata*, *Scabiosa unifeta*, *Satureja juliana*, *Trifolium Bocconi*, *lupinum* u. s. w. — Man hat seit einigen Jahren viele Pflanzen an der südlichen Küste Frankreichs gefunden, welche man den Ufern der Barbarey eigen glaubte. Die Zahl derselben mußte durch die Reise des Verfassers zunehmen, und wird es vermuthlich für die Folge noch mehr. So findet man an den Französischen Küsten *Milium caerulegens*, *Hordeum strictum*, *Ferula sulcata*, *Verbena repens*, *Arundo Ampelodesmon*, *Ononis ramosissima*, *Leucojum trichophyllum*, *Quercus pseudo-saber*, *Coronilla cretica* und mehr andere. Wir bedauern, daß Hr. Decandolle hier nicht ins Detail geht, sondern auf das, vielleicht bald erscheinende, Supplement zu seiner Flora verweist.

Zweiter Abschnitt. *Agricultur.* Es wird den Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir von den hier mitgetheilten Bemerkungen einige ausheben. Die Landleute in der Provence gebrauchen die *Globularia Alypum* als ein *Drakicum*. Die frischen Blätter von *Ricinus* werden allgemein in Toscana von den Weibern auf die Brüste gelegt, um die Milch zu vertreiben. Diese Benutzung ist so allgemein, daß während des Winters sogar ein besonderes Haus zur Cultur dieser Pflanze bestimmt ist, damit es nicht an frischen Blättern fehle. In Toscana sammelt man die *Plantago Coronopus*, und bauet sie auch wohl an, um sie als Salat zu benutzen. Zu demselben Behuf gebraucht man die Blätter von *Cucubalus Behen*, *Amaranthus Blitum* und *Scorzonera Picroides* in der Gegend von Florenz und in den Westpyrenäen. Besonders merkwürdig scheint es, daß man in Italien die jungen Triebe von *Clematis Vitalba*, in Wasser abgekocht, verspeiset. Der Verfasser glaubt, daß das Caustische dieser Gewächse in einem in Wasser auflösbaren Stoffe bestehe; daß also die Pflanzen dieser Familie ihre schädliche Eigenschaft sowohl durchs Kochen, als durchs Trocknen, ja sogar schon durch einen längern Aufenthalt im Wasser, verlohren. *Origanum Dictamnus* dient zur Würze verschiedener Gerichte. Champignons werden nirgends häufiger, als in Italien, gegessen. Was die technische Benutzung einiger Gewächse betrifft, so wird *Arundo Ampelodesmon* zu Stricken gebraucht. Auch hat man zu diesem Zwecke Versuche mit der *Agave* gemacht, welche an einigen Orten

ganz naturalisirt ist, und fast alle Befriedigungen bildet. Bertolini cultivirte zu obigem Behuf *Urtica nivea* und *Humulus Lupulus*. Er meint, daß man erstere mit Vortheil dem Hanf substituiren könne. Die Resultate seiner Beobachtungen werden dem 9. Bande der *Mémoires de l'Académie de Sienne* einverleibt werden.

Pinus maritima (*Pin. Pinaster* *Att.*) wächst auch in diesen Ländern; aber sein Habitus ist von dem sehr verschieden, unter welchem er in den Landen vorkommt. In den See-Alpen wächst er auf dürren Felsen; in den Landen in dürrem Sande. *Pinus Laricio* der Flora Pisana gehört hieher. Nach Kisco's Bemerkungen soll indeß der wahre *Laricio* bey Nizza vorkommen. *Pinus halepensis* ist ziemlich gemein in dieser ganzen Region. Tournefort nannte ihn *Pinus maritima minor*, bey den Engländern heißt er *Pinus maritima*; er ist aber von dem längst bekannten *halepica* des Orients und der Barbaren nicht verschieden. In den See-Alpen bemerkte der Verfasser auch einen *Pinus*, der dem *sykvestris* sehr nahe kömmt, aber durch die sehr kleinen Zapfen verschieden scheint. Was Lamarck unter *Quercus apennina* beschrieben hat, glaubt Hr. Decandolle von *racemosa* nicht trennen zu können. Auf *Quercus Cerris* fand der Verfasser besonders den *Loranthus* häufig. *Quercus pseudo-saber* kömmt nur sehr sparsam in Toscana vor. *Fraxinus Ornus* scheint Hrn. Decandolle der *Fraxinus* der Römer zu seyn. *Phoenix dactylifera* wächst einzeln bey Nizza, San-Nemo und Genua; bey dem Dorfe La Bördighiera aber ist er Gegenstand einer wesen-

lichen Exportation. Die Palmen erreichen hier wohl eine Höhe von 50 Fuß, und tragen auch wohl Datteln: doch sind diese nicht genießbar. Man cultivirt sie bloß der Palmzweige wegen, welche sowohl von den Catholiken, als Juden, häufig zu ihren religiösen Festen gekauft werden. Mehrere Schiffsladungen derselben gehen jährlich ab. Der Johannisbrot-Baum kommt nur in einem sehr eingeschränkten Bezirke vor, zwischen Nizza und Monaco. Der knotige, dicke Stamm, die rothen Zweige, die schwarzgrünen glatten Blätter, die von den stärkern Aesten herabhängenden Schoten, geben dem Baum ein besonderes Ansehen. Er blühet im Herbst, und erft im darauf folgenden Herbst reifen die Früchte.

Als Mittelpunkt der vierten Reise kann Genf angenommen werden, da sie die Untersuchung der eigentlichen Alpen und des Jura zum Zweck hatte. Von Avignon aus, dessen Flora durch die Herren Quérin, Regnier und Boucher schon bekannter geworden ist, verfolgte Hr. Decandolle den Lauf der Durance, besuchte die Gebirge der Provence, und begab sich sodann in das ehemalige Dauphiné, dessen Pflanzen in dem bekannten schätzbaren Werke von Villars aufgezählt sind. Von Grenoble aus besuchte der Verfasser die berühmte Grande Chartreuse, wohin schon Tournefort und Plumier ihre Excursionen richteten. Briançon, welches 1300 Metres hoch liegt, bietet einen sonderbaren Contrast von Alpengewächsen und südlichen Pflanzen dar. Von dieser Stadt aus durchforschte Hr. Decandolle den Theil Piemonts, welchen er auf der vorigen Reise nicht besucht hatte. In Lu-

rin zog er das Herbarium Allioni's zu Rathe; welches jetzt Balbis besitzt. Nachdem er so einige Punkte Mailands berührt hatte, ging er über den Simplon nach Genf. Von Genf aus begann er seine Excursion durch den Jura. In Neufchatel theilte ihm Hr. Chaillet seine Entdeckungen mit, worauf er über Besançon nach Lyon reifete, und so diese Reise beendigte.

Da diese Länder zu denjenigen gehören, deren Flora am besten bearbeitet ist, so bietet diese Reise nicht so viele neue Entdeckungen dar, als die vorigen. Wir wollen indeß Einiges über die Benützung mancher Pflanzen mittheilen. — In der Provence bedient man sich der *Euphorbia Gerardiana* zum Fischfang, so wie man im Languedoc zum nähmlichen Zwecke *E. Characias* benützt. Ein merkwürdiges Natur-Product ist die *Ulva labyrinthiformis Allion.* in den heißen Quellen zu Baudier. Sie scheint zu den Oscillatorien zu gehören. Jüng ist diese Substanz grün und fadig, im Alter wird sie weißlich, die Fäden verlieren sich, und das Ganze ähnelt einem schleimigen Magma. Dieses wird, noch warm, auf schmerzhaftte Theile gelegt, und man will bedeutende Wirkungen davon gesehen haben. Hr. Decandolle schreibt dieses der fortgesetzten Action des heißen Mineralwassers zu, da es hier länger und in derselben Temperatur auf den leidenden Theil wirkt. — *Prunus brigantiaca Vill.*, den Allioni mit Unrecht für den Stammvater der zahmer *Apricose* hält, zeichnet sich durch die langen Staubfäden sehr aus. Indessen ist sie auf jeden Fall näher mit *Armeniaca*, als mit den

1240 G. g. A. 124. St., den 5. Aug. 1813.

übrigen Kirichen verwandt. Die Frucht, heißt bey den Landleuten Afatoni. Das Fleisch taugt nicht viel, aber aus den verhältnißmäßig großen Kernen wird das so genannte Marmotten-Oehl gewonnen. — Mit Unrecht wird in der Materia medica eine Manna von Briançon aufgeführt. Im Sommer findet sich an der Basis der Blätter der Berchenbäume eine sehr geringe Quantität eines süßlichen Saftes, den man der Manna verglichen hat. Die Kinder suchen wohl diese Zuckertröpfchen auf, aber wenigstens heut zu Tage wird diese Substanz wohl nirgends zum medicinischen Gebrauch eingesammelt, und in Briançon ist sie ganz unbekannt. Die Bewohner der Alpen be- nutzen das *Chenopodium bonus Henricus* als Spinat, und den Fruchtboden der *Carlina sub- acaulis* und *acanthifolia*, wie Artischofen. In Savoyen speiset man die Blätter von *Phyteuma spicatum*; in Darcalogetta die Früchte von *Viburnum Lantana*. Auf den Tende-Alpen kömmt nicht selten eine Erdbeere vor, welche sich von den gewöhnlichen durch einen himbeerartigen Ge- schmack, mehr rundliche Früchte und einen sehr großen Kelch unterscheidet. Unter den mancher- ley Futterkräutern, welche man in diesen Pro- vinzen anbauet, verdient besonders die Culture der Eichorie zu Grenoble bemerkt zu werden. Diesen Reisebericht schließen gleichfalls allge- meine Bemerkungen über den Ackerbau. — Wir wünschen, daß uns der Verfasser bald Gelegen- heit geben möge, seine auf der letzten Reise ge- machten Bemerkungen anzeigen zu können.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1813.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Handbuch des Franzö-
 sischen Civilrechts, von D. *Karl Salomo Zachariae*,
 großherzogl. Badenschem Hofrath und öffentl.
 ordentl. Rechtslehrer auf der Universität in Hei-
 delberg. Zweite, gänzlich umgearbeitete, Auf-
 lage. Erster Band CLVI und 267 S. Zweyter
 Band 480 S. Dritter Band 430 S. Vierter
 Band 562 S. Die ersten drey Bände 1811, der
 letzte 1812.

In einem der letzten Stücke der Bibliothéque
 du barreau (première partie) wird von der im Jahre
 1808 erschienenen ersten Ausgabe dieses Handbuchs
 gesagt: durch die späteren Werke über den Code
 Napoléon wäre dasselbe der Vergessenheit über-
 geben. Dieß Urtheil muß, so wenig man auch eine
 richtige Würdigung Deutscher Schriftsteller dort
 suchen wird und darf, nothwendig sehr auffallen, da
 gleich hernach die Commentare von Dabelow und
 Spangenberg für unverdaute und übereilte Compi-
 lationen, welche kaum erwähnt zu werden verdienen,
 erklärt sind, alsdann aber keine Schrift übrig bleibt,

§ (6)

welche mit jener nur in Parallele kommen könnte. Das Handbuch des Hrn. Hofr. Zacharia war schon in seiner ersten Gestalt bey sehr vielen, allerdings unverkennbaren, Mängeln doch gewiß ein sehr brauchbares, für den practischen Juristen vorzüglich belehrendes, Werk, und auf jeden Fall das beste in seiner Art. Jene, auch schon öffentlich gerügten, Mängel waren die unvermeidliche Folge einer so frühzeitigen Bearbeitung des damahls in Deutschland noch ganz fremden Gesetzbuchs, und es würde ungroßmüthig seyn, dieselben jetzt noch aufzählen zu wollen, nachdem der Verfasser selbst in der Vorrede zu der zweyten Ausgabe die erste, mit Verläugnung aller Eigenliebe, für gänzlich unbrauchbar erklärt hat.

Als ein ganz vorzügliches Werk kann Rec. um so mehr die gänzlich umgearbeitete und um mehr als die Hälfte erweiterte zweyte Ausgabe empfehlen. Des Verf. Zweck war es, ein Werk zu liefern, das eine vollständige, gedrängte und systematische Darstellung des gesammten allgemeinen Französischen Civilrechts (jedoch mit Ausschluß des Processus) enthielte, in welchem bey einer jeden schwierigen Frage der Gelehrte und der Geschäftsmann wenigstens die Schriftsteller angeführt fände, die er zu seiner weitem Belehrung zu Rathe ziehen könnte, das endlich auch die Hauptbestimmungen, unter welchen der Code Napoléon in den Deutschen Staaten eingeführt worden ist, nicht unberücksichtigt ließe; — und dieser Zweck ist ihm nicht nur ganz gelungen, sondern es ist in vielem Betracht mehr geleistet, als man nach der eignen Erklärung des Verf. erwarten konnte.

Das Werk gibt eine vollständige, äußerst klare, Uebersicht des gesammten Französischen Civilrechts, zurückgeführt auf die Quellen, und entwickelt aus

dem Geiste der Gesetzgebung (was man bey der ersten Ausgabe sehr vermifste); die Bearbeitung der einzelnen Lehren hat dadurch sehr gewonnen, daß dabey von der allgemeinen Ansicht, die einem jeden Rechts-Institute seine Eigenthümlichkeit verleihet, ausgegangen, und dieselbe auch bey dem Vortrage aller davon geltenden Grundsätze festgehalten wird. Selbst bey einzelnen Streitfragen wird der Gelehrte und der Geschäftsmann, dem der Verf. nur litterarische Nachweisungen zur weitem Belehrung versprach, gar oft diese selbst in recht gründlichen und befriedigenden Ausführungen finden.

Als Beispiele einer vorzüglich gelungenen Darstellung besonders schwieriger Gegenstände können die Lehren von dem Verhältnisse der Transcription der Veräußerungs-Contracte zu der Inscription der Hypotheken (I. 234 ff., II. 45 ff.), so wie von dem disponibeln Vermögenstheile und dem Zusammenhange, worin diese Lehre mit dem ganzen Systeme des Französischen Erbrechts steht (IV. 270 ff.), dienen. Gar oft hat auch Hr. Zachariae frühere irrige Ansichten einzelner Rechtsätze in dieser zweyten Ausgabe verbessert, z. B. I. 71 die neuerlich noch von Hrn. v. Almendingen angenommene Meinung, daß die väterliche Gewalt schon während der Ehe die Natur einer wahren Vormundschaft habe, und I. 113 die, daß der Art. 504 C. Nap. auch auf Testamente anwendbar sey; nur nicht immer mit so vieler Offenheit, wie IV. 22, wo die frühere Behauptung, daß Bürgen schon von Rechtswegen der persönlichen Haft unterworfen seyen, ausdrücklich zurückgenommen wird.

Ein Schriftsteller, der so viel wirklich geleistet hat, und der mit solchem, wenn gleich durch gerechtes Selbstgefühl begründeten, Ansprüche auftritt, bedarf nicht einer Nachsicht, die jede noch

übrige Unvollkommenheit verhüllt, er wird sie nicht fördern, aber sie kann ihm auch nicht werden. Die Critik muß sich gegen ihn mit mehr als gewöhnlicher Strenge waffnen. Daher die folgenden theils allgemeineren, theils mehr speciellen, Bemerkungen, die, wenn gleich mißbilligend, doch vielleicht dem Verf. nicht unwillkommen seyn werden.

Das System, welches schon bey Erscheinung der ersten Ausgabe von mehreren Seiten her der schärfsten Mäße ausgesetzt war, und dennoch im Wesentlichen auch hier beygehalten wurde, ist — gerade in den Hauptlehren, im Eltern-, Ehe-, Erb- und Hypothekenrechte — zu sehr abweichend von dem des Code Napoléon, und — offen gesagt — allzu willkürlich, als daß ihm der practische Jurist, für den doch ein Handbuch der Art zunächst und mehr, als für den eigentlichen Gelehrten, bestimmt ist, die große Unbequemlichkeit fürs Nachschlagen verzeihen, und selbst der Gelehrte seinen Beyfall schenken könnte. Dem erstern wird überdieß die in den Ueberschriften hin und wieder vorkommende Verwirrung (daß z. B. die der §§. 389, 390 und 396 (III. 19, 20, 50) mit der Uebersicht des Systems (IV. 483 f.) nicht übereinstimmt, daß der ganze erste Abschnitt des Eherechts den allgemeinen Columnentitel: Eherecht, führt, der zweyte hingegen zunächst: von dem Vermögen der Eheleute, und sodann nach den einzelnen Unterabtheilungen, überschrieben ist), gewiß eben so anstößig seyn, wie dem letzteren die auffallende Classification der Verbindlichkeiten zwischen dem Sachen- und Familienrechte im ersten Buche, und des Erbrechts, in diesem aber der Lehre von den Schenkungen, unter Lebenden und Testamenten, als speciellen Theils der Lehre von dem Vermögen, im zweyten Buche.

Daß Hr. Z. seinen Plan auch auf die Französische Supplementar-Legislation und auf die gesetzlichen Verfügungen, wodurch in den Deutschen Staaten, wo der C. N. eingeführt ist, dieß Gesetzbuch Abänderungen oder Ergänzungen erhielt, in dieser neuen Ausgabe ausgedehnt hat, ist allerdings sehr verdienstlich. Allein jene durfte, um nicht bey Dem Gebrauche des Handbuchs in Deutschland mehr irre zu machen, als zu nützen, nothwendig von dem reinen Texte des C. N. ganz abgefondert, allenfalls nur in den Noten, vorgetragen werden, da sie dem Deutschen Juristen doch nicht als Quelle dienen kann; die besondern Verordnungen der einzelnen Staaten aber hätten vollständiger angegeben werden müssen. Daß ersteres nicht geschehen ist, davon ist die Folge, daß man öfters über den wahren Inhalt des C. N., oder wenigstens über die Grenzen der Anwendbarkeit der vorgetragenen Rechtsätze, ungewiß wird, wie z. B. II. 389 die angegebene Beschränkung der willkürlichen Bestimmung des Zinsfußes auf weniger, als den gesetzlichen, offenbar nicht in dem Art. 1907 selbst liegt (der vielmehr gerade das Gegentheil hiervon sagt), sondern erst durch das Gesetz vom 3. Sept. 1807 begründet wurde, desgl. II. 104 u. 107 in unmittelbarer Verbindung mit den Vorschriften des C. N. besondere Verfügungen über das Hypothekenwesen vorgetragen werden, die doch in Deutschland nur in so fern gelten, als in jedem einzelnen Staate eine eigne Verordnung darüber ergangen ist, welches in Rücksicht beider in Westphalen zwar wirklich der Fall, hier jedoch nicht einmahl erwähnt ist. Ueberhaupt fehlten gar viele Westphälische Verordnungen, welche die Anwendbarkeit des C. N. in diesem Königreiche bedingen, sogar das Gesetz vom 15. März 1810, welches den zweyten Theil

der Proceß-Ordnung enthält, ist (Einl. CX) nicht genannt, sondern nur die frühern, dadurch sehr wesentlich abgeänderten, Decrete. Selbst die Französischen, das Civilrecht betreffenden, Verordnungen sind nicht ganz vollständig mitgetheilt. So fehlt z. B. I. 7 das Senatus-Consult vom 19. Febr. 1808 über die Zulässigkeit der Fremden zum Staatsbürgerrechte, II. 81 das Staatsraths-Gutachten vom 25. Febr. 1808 über die Anwendbarkeit des dem Staatschatz verliehenen Vorzugsrechtes auf den Kronschatz u. s. w.; Das sehr wichtige Staatsraths-Gutachten vom 8. May 1812 über die Eintragung der gesetzlichen Hypotheken konnte dem Verf. wohl noch nicht bekannt seyn. Jene erstgenannten aber sind unter andern in dem II. Bande des Supplément von Rondonneau abgedruckt, welcher schon im J. 1810 erschienen, aber von Hrn. Z. nicht erwähnt ist. Ueberhaupt ließen sich wohl in der Litteratur, die sich im Ganzen durch Vollständigkeit bey zweckmäßiger Kürze, und durch treffende Urtheile, zwar bündig, aber doch ohne Anmaßung ausgesprochen, ganz vorzüglich auszeichnet, noch manche Lücken nachweisen; besonders unglücklich ist Hr. Zachariä in seinen Vermuthungen über die Verfasser anonymer Schriften. So kann Rec. mit Gewißheit versichern, daß Hr. Minister Simeon nicht der Verfasser der in Italien erschienenen Lateinischen Uebersetzung des Code Napoléon (Einleitung S. CXLII) ist; daß das alphabetische Sachenregister zu der officiellen Uebersetzung für Westphalen nicht von Verdier (Einl. CXLII) herrührt, vielmehr die Materialien dazu in Cassel bey der Abfassung jener Uebersetzung selbst gesammelt wurden, und daß endlich von der Abhandlung über die Vermögensrechte der Ehe-

gatten (B. III. S. 173) B. W. Pfeiffer nicht der Verfasser ist.

Daß dem Mangel allgemeiner Ansichten der Französischen Legislation in der gegenwärtigen Ausgabe gar sehr abgeholfen ist, dieses ward vorhin schon bemerkt gemacht; um so mehr muß es befremden, daß Hr. Zacharia keinen richtigen Begriff von executorischen Urkunden — einem so wichtigen Gegenstande des Französischen Rechts-Systems — zu haben scheint, indem er in der Einleitung S. XXVII und B. IV. S. 393 den wesentlichen Character der Notarien darin setzt, daß sie den Huissiers die Vollziehung der von ihnen aufgenommenen Urkunden unmittelbar befehlen, desgleichen in der Einleitung S. CVI, und B. IV. S. 431, sagt, die Vollziehung der Urtheile werde von dem Gerichte befohlen. So wenig der Notar, als der Richter, befehlet die Vollziehung, auch kann von beiden den Huissiers, als eignen, von ihnen unabhängigen, Staatsbeamten, nichts befohlen werden. Das Staats-Oberhaupt selbst (der Kaiser, König) befehlet die Vollziehung; der Notar und Greffier (auch wieder nicht der Richter) sind aber durch ihr Amt ermächtigt, die Ausfertigung der von ihnen aufgenommenen öffentlichen Urkunden mit der Formel zu versehen, welche den Vollziehungsbefehl des Staats-Oberhauptes enthält. Diese Formel ist zugleich an die Beamten des Ministère public und an die Befehlshaber der öffentlichen Gewalt gerichtet; auch diesen würde also von den Notarien oder den Greffiers befohlen, zur Vollziehung mitzuwirken! — Auch die Behauptung in der Einleitung S. IX, daß die Westphälische Gerichtsverfassung ein treues Nachbild der Französischen sey, war so ganz unbedingt nie wahr, ist es aber

1248. G. g. N. 125. St., den 7. Aug. 1813.

jetzt um so weniger, da die letztere seit 1810 so wesentliche Abänderungen erlitten hat.

Bei einem Werke von solcher Reichhaltigkeit im Detail, wie das vorliegende ist, kann es nicht fehlen, daß man mit dem Verfasser nicht in allen Punkten übereinstimmt, und nicht immer bei controvertirten Rechtsfragen von seiner Meinung überzeugt wird, zumahl da der Zweck des Ganzen die Ausführung der Gründe gar sehr beschränkte. Rec. will daher von den beim aufmerksamen Durchlesen gesammelten Bemerkungen über einzelne Stellen hier nur diejenigen mittheilen, wovon er glaubt, daß sie eine zweifellose Berichtigung enthalten, oder wünscht, daß sie von dem Verf. bei einer künftigen neuen Ausgabe benutzt werden möchten.

So hält er, im ersten Bande S. XXXVII, den allgemeinen Grundsatz: "ein jedes rechtliches Verhältniß ist in einem jeden Augenblicke nach den in diesem Augenblicke bestehenden Gesetzen von dem Richter zu beurtheilen," für geradezu unrichtig, indem die dabey nothwendigen Ausnahmen und Modificationen von solchem Umfange sind, daß sie die Regel selbst gar nicht mehr als solche bestehen lassen. — Eben so wenig kann er es billigen, daß Hr. B. das S. LVIII vorkommende Princip der Nichtigkeit gesetzwidriger Handlungen, welches er selbst sehr schwankend nennt, dennoch aufnahm, und dagegen die in gar vielen Fällen ausbessende Regel nicht erwähnte, daß die Versäumung einer jeden gesetzlichen Verfügung, welche die Form und die Bestandtheile eines Geschäfts bestimmt, Nichtigkeit zur Folge hat, weil dadurch die rechtliche Existenz des Geschäfts gestört wird. — (Wird im nachfolgenden Stücke fortgesetzt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 7. August 1813.

Heidelberg.

(Fortsetzung der S. 1248 abgebrochenen Anzeige
des Handbuchs des französischen Civil-
rechts, von *Sal. Zachariae*, etc.)

— Der Art. 530 Code Nap. (S. XC Note 1)
ist nicht ganz so fugitiv, wie man gewöhnlich an-
nimmt, da er den unmittelbaren Grund des letzten
Satzes des vorhergehenden Artikels enthält, und
so mit diesem in genauem Zusammenhange steht. —
Daß unter *traité* im Art. 472 nicht jeder Vertrag,
sondern nur ein Vergleich, zu verstehen sey (S.
100), kann Rec. nicht zugeben. *Traité* in seiner
grammatischen Bedeutung gibt einen viel weiteren
Begriff; der Sprachgebrauch des Code bezeichnet
den Vergleich stets mit dem Ausdrucke *transaction*,
transiger, z. B. Art. 2044 ff., 279, 467, 499,
513, 888, 1989; in jedem Fall ist *traité* um-
fassender, als *transaction*, und dennoch wird
selbst dieß letztere Wort, z. B. im Art. 1107, im
allgemeineren Sinn genommen. Will man den ge-
setzlichen Ausdruck beschränken, so kann dieß nur

G (6)

objectiv dadurch geschehen, daß man mit Maleville an einen Vertrag über den Gegenstand der Rechnungsablage denkt. In der Lehre von dem Wohnsitz hätte auch dessen Erwähnung geschehen sollen, welchen die Art. 74 und 167 in Rücksicht der Verheirathung festsetzen.

Das im zweyten Bande S. 95 der Art. 1188 auch auf den Fall einer bloß zufälligen Verminderung der Sicherheit anwendbar seyn soll, widerstreitet offenbar dessen eignen Worten. Il a diminué schließt schon den Zufall aus, der Pleonasmus: par son fait, drückt noch stärker den Gegensatz aus, der Art. 124 Code de Procedure (den Hr. Z. ebenfalls zur Ergänzung der Ausnahmefälle hätte benutzen können) wiederholt diese Verfügung mit den nämlichen Worten, und der Art. 2131 gibt keine passende Analogie ab. — Eine Entfagung auf die Begünstigung des Art. 1244 für zulässig zu halten (S. 220), erlaubt die Vorschrift des 6. Art. nicht, da jener die Aufhebung anerkannter Privatrechte zur Folge hat, mithin nur durch Gründe des öffentlichen Wohls dictirt seyn kann. Ob übrigens der Art. 2212 einen einzelnen Anwendungsfall enthalte, oder jenen Artikel allgemein beschränke, ist eine zu wichtige und schwierige Frage, um die bloße Zusammenstellung beider (zumahl mit dem hieher gar nicht gehörigen Art. 1900) für zweckmäßig und befriedigend halten zu können. — S. 274 fehlt die gewiß folgenreiche Beschränkung: à l'égard du vendeur, bey dem Uebergange des Eigenthums einer gekauften Sache. — S. 285 sieht man den Grund nicht ein, warum der Verkäufer nicht verbunden seyn soll, die verkaufte, fremde, jedoch nachher erworbene, Sache

zu geben, und doch der Käufer, dieselbe anzunehmen. — Die an sich richtige Behauptung (S. 429), daß die schriftliche Abfassung des Vergleichs nach Art. 2044 Bedingung der Gültigkeit desselben sey, steht mit S. 202, wo eben dieser Artikel als Beyspiel einer Vorschrift der schriftlichen Abfassung bloß zum Zweck der Ausschließung des Zeugenbeweises angeführt wird, im Widerspruch; daselbe gilt vom antichretischen Vertrage, mit Rücksicht auf Art. 2085 (S. 461).

Im dritten Bande S. 77 findet man den Satz: "eine Trauung in einem Privathause, also das *matrimonium in extremis*, ist an sich nicht widerrechtlich." So gefaßt, ist dieser Satz bestimmt unrichtig. Rec. will hier nicht die Zweifelsgründe vortragen, welche der Gültigkeit der Haustrauungen entgegen stehen, sondern bemerkt nur, daß diese lediglich aus der vorausgesetzten Zulässigkeit einer Ehe auf dem Todesbette erst gefolgert wird, der umgekehrte Schluß aber gänzlich unstatthaft seyn würde. — S. 85 hätte unter den einseitigen Rechten des Ehemannes auch dieses genannt werden sollen, daß er, nach Art. 506, von rechtswegen der Vormund seiner interdiciten Frau ist. — Nicht, so lange beide Eltern am Leben sind (S. 374), sondern nur so lange die Ehe fort dauert, steht dem Vater die Ausübung der elterlichen Rechte vorzugsweise zu. Der Art. 373 sagt ausdrücklich: *durant le mariage*. — Daß unter den Krankheits- und Begräbniskosten im 385. Art. allerdings die auf das verstorbene Kind sich beziehenden zu verstehen seyen, welches S. 384 gegen *Delvincourt* geläugnet wird, scheint dem Rec. ganz unzweifelhaft: denn 1) wäre außerdem die dritte Person

gewiß genannt worden, 2) gehen ja die Krankheits- und Begräbniskosten eines vom Kinde beerbten Dritten schon nach dem Princip: *hereditas non intelligitur nisi deducto aere alieno*, von der Masse der Erbschaft selbst, ehe noch von deren Nießbrauche die Rede ist, ab, und können daher als Gegenstand der Verbindlichkeit des Vaters gar nicht mehr vorkommen; dagegen war es 3) allerdings zweifelhaft, ob der Vater, dessen Nießbrauch mit dem Tode des Kindes aufhört, die Kosten der letzten Krankheit und der Beerdigung dieses Kindes noch von den bey dessen Leben bezogenen oder fällig gewordenen Nutzungen befreien müsse, und dieß entscheidet der Artikel affirmativ.

Doch Rec. eilt zu dem vierten Bande, dem der Vortrag des gesammten Erbrechts eine besondere Wichtigkeit verleiht, und eröffnet hier seine Bemerkungen mit einer Mühe, die freylich, mehr oder weniger, alle Schriftsteller über das Erbrecht des Code Napoléon trifft. Man hängt nämlich noch zu sehr an der ehemahligen Ansicht, welche eine Verbindung der gesetzlichen mit der testamentarischen Erbfolge nicht zuließ; man versäumte es daher, auch das Rechtsverhältniß zu beurtheilen, welches sich durch die Concurrenz der Legatarien in dem weiteren Sinne des Code mit den Intestat-, und insonderheit mit den zu einem gesetzlichen Vorbehalte berechtigten, Erben bildet, und läßt so eine Menge schwieriger Fragen ungelöst, die sich dem practischen Juristen nicht selten darbieten. Die Darstellung der Intestat-Erbfolge, so wie die Lehre vom disponibeln Vermögen und von testamentarischen Verfügungen, in dem vorliegenden Werke, verdient in der That,

vorzüglich genannt zu werden; aber jener Rüge ist auch sie bloßgestellt. — Leichter geht Rec. darüber hinaus, daß Hr. Zacharia S. 54 das Merkmal der Ausschließung in den Begriff einer Erbfolgeclasse als wesentlich mit aufnimmt, und dennoch nicht nur aus Geschwistern und Eltern eine zweyte (was allenfalls noch hingehört), sondern auch aus den Ascendenten und entfernteren Collateralen zwey verschiedene, eine dritte und vierte Classe, formirt. Ueber diesen Punct scheinen die neuern Schriftsteller nun einmahl sich nicht vereinigen zu wollen. — Bedeutender, besonders für die practische Anwendung, ist ein anderer Punct, und eine Warnung, welche Rec. damit verknüpfen muß. Der Verf. stellt S. 68 für die geschwisterliche Erbfolgeordnung den sehr richtigen Grundsatz auf: "die Erbschaft ist unter die Geschwister und Geschwisterkinder so zu vertheilen, wie sie, wenn die Mutter oder wenn beide Eltern des Erblassers zu beerben wären, zu vertheilen seyn würde." Aber wohl gemerkt: sie ist so zu vertheilen;" es ist also hier nur von einer von dem Rechte selbst ganz unabhängigen Vertheilungsregel die Rede. Damit stimmt gleichwohl das Schema XVII (S. 80) nicht überein, welches vielmehr ein von den Eltern abgeleitetes Erbrecht voraussetzt. Ein Irrthum ist hierbey um so leichter möglich, weil, wenn das Gesetz völlig consequent hätte verfahren wollen, es allerdings die Verfügung des Art. 752 als Erbfolge-, und nicht bloß als Erbtheilungs-Princip hätte aufstellen müssen. Das hat es aber nicht gethan, denn sonst müßte es fingiren, daß die ganze Erbschaft zunächst auf die Eltern fiele, von diesen aber, und zwar von jedem sein

Antheil zur Hälfte, wenn er noch lebte, ganz, wenn er bereits verstorben wäre, auf seine Kinder (die Geschwister des Erblassers) zurückfiel. So verfährt Hr. Zacharia in dem Schema XVI zufällig ganz richtig; durchaus dem Gesetze zuwider würde aber ein solches Verfahren seyn, wenn z. B. noch ein Halbbruder vorhanden wäre, alsdann nämlich würden D und F jeder $\frac{1}{4} + \frac{1}{2} = \frac{3}{4}$, der Halbbruder aber nur ein Zwölftel erhalten, statt daß, nach dem Gesetze, von jenen beiden jeder fünf Sechszehntel erhält, und der Halbbruder ein Achtel. Eben so würde, dem Gesetze zuwider, das Resultat der Theilung verschieden seyn, je nachdem der einseitige oder der gemeinschaftliche Vater (oder Mutter) noch am Leben wäre. Daher muß man die lineal-Folge bey Bestimmung des Erbrechts der Geschwister und Eltern ganz verwerten, und vielmehr annehmen, daß dieses Erbrecht einen bestimmten Gegenstand, für jene die Hälfte oder drey Viertel, für diese die Hälfte oder ein Viertel, hat, und daß nur die Theilung jener Hälfte oder drey Viertel nach den Linien geschieht. Dieß ist auch Hrn. Zacharia's deutlich genug erklärte Meinung, und daher der Fehler des erwähnten Schemas nur einem Mangel an Aufmerksamkeit zuzuschreiben. — S. 85 zieht der Verfasser die Meinung, welche er als die begründetere anerkennt, derjenigen vor, nach welcher die Gerichtshöfe gesprochen haben; warum nicht gleichergestalt S. 301 in Rücksicht des Pflichttheils unehelicher Kinder? — Der Satz S. 97: "wenn die hereditatis petitio in Beziehung auf den einen Erben verjährt ist, so ist sie in der Regel in Beziehung auf alle Erben verjährt," dürfte doch, selbst mit

dem Vorbehalte eigentlicher Ausnahmen, auf den Fall zu beschränken seyn, wo jener der nächste Erbe ist. — Der generellen Behauptung, daß Schenkungen in einem Heirathsvertrage nicht in die Form einer Schenkung unter den Lebendigen eingekleidet zu werden brauchen (S. 184), widerspricht der Art. 1081, selbst in Verbindung mit dem Art. 1394; dasselbe gilt von Theilungen der Ascendenten (S. 186), in Beziehung auf Art. 1076. — Die sehr auffallende und vom älteren Rechte durchaus abweichende Verfügung des Art. 946, daß Gegenstände einer Schenkung, worüber der Geber sich die freye Verfügung vorbehalten hat, im Fall keine solche erfolgt ist, den Erben desselben, und nicht dem Beschenkten, selbst wenn dieses ausdrücklich verabredet worden wäre, zu fallen solle, wird S. 315 ohne alle Aufklärung, die er doch in dem *actuellement et irrévocablement* des 894. Art. so natürlich findet, vortragen, obgleich Hr. Z. selbst S. 189 die beiden zunächst vorhergehenden Artikel (944, 945) auf den allgemeinen Grundsatz, daß die **unwiderrufliche** Uebertragung das Wesentliche einer Schenkung ausmache, sehr richtig zurückführt. — S. 357 wird die sehr streitige Frage aufgeworfen: ob der Universal-Legatar für die Schulden des Erblassers selbst über den Betrag des Legats und mit seinem eignen Vermögen hafte? Es befremdet, daß Hr. Z. zur Verneinung dieser Frage sich sowohl hier, als S. 42, nicht entschließen zu können scheint, da er doch S. 347 aus der der gegentheiligen Meinung einzig zur Seite stehenden Verfügung des Art. 1006, *le légataire universel fera saisi de plein droit par la mort du testateur*, den Folgesatz, daß der Universal-Legatar

(durch einen nicht angezeigten Druckfehler steht hier: Erbe) dadurch dem Erben gleichgestellt sey, nur mit dem beschränkenden Zusätze; in dieser Beziehung, ableiten zu dürfen glaubt. Recens. findet gerade darin eine sehr wesentliche Abweichung des Code Napoléon vom Römischen Rechte, daß der Testamentserbe juristisch gar nicht mehr Erbe ist. Wer vermöge eines Testaments an dem Nachlasse eines Verstorbenen Theil nimmt, ist Legatar, und nur Legatar, wie groß auch sein Antheil sey, und wenn er auch wirklich zum Erben eingesetzt wäre; er wird lediglich nach den von den Legaten geltenden Grundsätzen beurtheilt; dieß sagt der 1002. Art. ausdrücklich. Ist demnach auch der Universal-Legatar nicht Erbe, so sind auch alle von den Erben geltenden Grundsätze auf ihn nicht anwendbar; auf ihn nicht anwendbar sind besonders die Kapitel V. und VI. im I. Titel des III. Buches des Code Napoléon, welche nur von eigentlichen Erben (héritiers) reden, in so fern sie nicht, wie z. B. Art. 871 ff., sich *specielem* auf Legatarien beziehen; er bedarf daher, um sich gegen ein Uebermaß der Erbschaftsschulden zu sichern, der Rechtswohlthat des Inventars so wenig, wie die Erbfolger des Art. 724, von denen der Verfasser solches S. 42 selbst annimmt; er ist nicht zur Collation verbunden, wie sich bestimmt aus dem 845. Artikel ergibt, welcher allgemein dem Legatar (also auch dem Universal-Legatar), wenn er zugleich Erbe ist, die Befugniß gibt, der Erbfolge zu entsagen, und das Legat, mit alleiniger Beschränkung auf den disponibeln Theil, zu behalten, u. s. w. — In das practische Civilrecht S. 393 ff. hätte, nach des Verfassers eignem Begriffe, wohl auch die

Lehre von der *expropriation forcée*, vielleicht selbst von der *contrainte par corps*, gehört. — Nach *Bigot-Préameneu* wollte man die allgemeine Regel, daß eigne Urkunden für den Producenten nichts beweisen, auch auf Handelsbücher anwenden, und deßhalb im Art. 1329 nur der Haupteid vorbehalten; die bekannte Entscheidung des Cassationshofes vom 2. May 1810 (*Sirey X, l. 246*) aber verwirft den Ergänzungseid, wenigstens in allen Sachen über 150 Francs. Darnach ist, was S. 411 gesagt worden, zu berichtigen. — Daß der Eidesantrag sowohl in Rücksicht der Personen, als der äußern Voraussetzungen, durch die Fähigkeit, einen Vergleich abzuschließen, bedingt sey, S. 426, ist doch nicht allgemein wahr, sonst könnte von keinem Vormunde und gegen keinen Vormund dieses Beweismittel gebraucht werden, als mit Bewilligung des Familienraths, und nach dem Gutachten dreier Rechtsgelehrten (Art. 467).

Endlich kann Recens. es nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß das vorliegende Werk, außer mehreren bedeutenden und in dem schon sehr langen Verzeichnisse nicht angezeigten Druckfehlern, viele Sprachunrichtigkeiten enthält, von hier nur diejenigen erwähnt werden sollen, welche auf die Begriffe selbst von Einfluß sind. Einer Frau von 45 Jahren kann man doch nicht wohl das Greifenalter (I. 48) beylegen. — „Wenn ein Urtheil sie des Rechts, an dem Familienrath Antheil zu nehmen, zur Tucht für verlustig erklärt,“ I. 65, ist unverständlich. — Geographische Lage (II. 23) ist gewiß nicht die richtige Bezeichnung des Local-Verhältnisses zweyer einzelnen Grundstücke, deren eines höher

liegt, als das andere. — Unter **Beyfügern** des Gerichts (II. 98) pflegt man die Richter selbst nicht zu verstehen, und doch sagt der Art. 2201 ausschließlich: l'un des juges. — Den Ausdruck: **Geschwisterkinder**, nimmt Hr. Zacharia im Eherechte (III. 51) für cousins germains, im Erbrechte (IV. 66) für neveux. — **Kron-Anwälte** (III. 117 ff.) sind die Beamten des Ministère public zwar auch, aber diese Benennung erschöpft nicht den Begriff ihres Amtes. Am besten belehrt hierüber das königl. Westphälische Staatsraths-Gutachten vom 26. August 1812. — Die Erbfolger des Code Napoléon *honorum possessores* zu nennen (IV. 176), ist gewiß bedenklich; es kann nicht nützen, aber viel schaden!

Utona.

Ben Hammerich: Geschichte der spanisch-portugiesischen Thron-Umkehr und des daraus entstandenen Kriegs, von Dr. Carl Venturini. Erster Theil. 1812. 520 S. in Octav.

Der Geschichtschreiber des Tages hat mit eben so mannigfaltigen als großen, mit fast unbesiegbaren Schwierigkeiten zu kämpfen. Höchst selten gelingt es, beider Parteyen Berichte rein, unverfälscht und vollständig herbeizuschaffen. Jeder hängt, der Eine mehr, der Andere weniger, an Auctoritäten, Schule, Secte. Keiner vermag es, sein Zeitalter zu verläugnen: jedes Zeitalter aber hat seine Vorurtheile; hat Irrthümer, die es für ausgemachte Wahrheiten hält; und hat Irrlichter, die es für Sonnen ansieht: und diese Vorurtheile, Irrthümer und Irrlichter blenden und

verwirren nicht nur, sondern lassen uns auch hier übersehen, und dort nicht sehen, was klar vor dem Auge der Nachwelt liegen wird. Ueberdem stehen nur einige wenige vom Himmel ganz besonders Begünstigte auf einem recht glücklichen Standpuncte und in Verbindungen, die nicht noch sehr beträchtliche Wünsche übrig lassen. Noch seltener ist ein Beobachter voll Ruhe, Unparteylichkeit und einer das eigne Interesse für nichts achtenden Gerechtigkeitsliebe. Endlich dürfen und können wir auch nicht — selbst da nicht, wo kein Gesetz zurückhält, — bey jeder Erscheinung unserer Tage jede Wirkung aus ihrer Ursache herleiten, und jeder Partie die gehörige Beleuchtung geben, setzen wir uns nicht über Rücksichten hinweg, über die durchaus Keiner sich hinwegsetzen kann, der die Tugend und den innern Frieden für die ersten Erdengüter und zugleich für die Bedingungen alles Erdenglücks hält, und der es weiß, was alles mit dem Erlöschen der Glorie um die Häupter der Herrscher verschwand, und verschwinden muß.

Hr. Dr. Venturini wagte noch weit mehr, als einen Kampf mit allen jenen Schwierigkeiten. Er tritt nicht, wie er glaubt, in die Reihe der Geschichtschreiber des Tages. Sein Buch ist ein Versuch, das Unmögliche möglich zu machen, aber auch, wie jeder Versuch dieser Art, ein gänzlich mißlungener. Eine Geschichte von dem großen Trauerspiel auf der pyrenäischen Halbinsel, die er zu schreiben versuchte, läßt sich jetzt noch nicht schreiben, theils weil jenes Spiel noch nicht geendigt ist, theils weil wir bis auf den heutigen Tag nur aus einseitigen Quellen schöpfen können.

Was wir besitzen, und einst zur Geschichte benutzen können, ist, was sich in Zeitungen und Journalen findet, die in Jedermanns Händen sind, und aus welchen nur eine einzige Partie spricht. Wäre aber auch das Spiel geendigt, hätten wir Alles, die vollständigste Sammlung von Thatfachen, und erhöbe sich auch der Geist eines Tacitus oder Hume über die todte Masse der Thatfachen: so hätten wir doch noch Jahre lang auf eine Geschichte der Revolution zu harren, da selbst Geister, wie die erwähnten, das allmächtige Werde dem Ewigen nicht nachsprechen können.

„Ich überlasse,“ sagt der Verfasser, „es nicht gewichtigeren Historikern, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben. Ich greife der Nachwelt vor, die weit unparteyischer dasjenige, was jetzt Gegenwart heißt, würdigen können, weil ich keinen großen Historiker kenne, der die Zeitgeschichte wahr und kräftig zu schreiben unternimmt; weil so Viele, sich in die Schlupfwinkel der Heuchelei verkriechend, erst abwarten wollen, wie die Dinge laufen, um alsdann desto sicherer vor menschlichen Ahndungen loben oder tadeln, rühmen oder schelten zu können, wie es die Zeit verlangt; weil die Nachwelt nie dahin gelangen kann, aus verborgen gehaltenen Memoiren, die doch auch nur Privat-Ansichten aussprechen, und nur über einzelne Partien Aufklärung geben, eine wahrhafte Geschichte unserer Zeit zusammen zu stellen, wenn nicht wenigstens Ein Werk über diese Geschichte vorhanden ist, welches zum Leitfaden und Verbindungsmittel jener hochgerühmten Memoiren dient: ein Werk, welches unbefangener, als die Weltflatscheren der Zeitungen, den Geist der Zeit ausspricht, und die Actenstücke über das

jenige, was wirklich geschah, im pragmatischen Zusammenhange der Nachwelt übergibt.“

Aber woher weiß es denn der Verfasser, daß keiner der gewichtigeren Historiker mit der Ausarbeitung der Geschichte jener Revolution beschäftigt ist? Wußte er es auch ganz bestimmt, wie folgt daraus, daß nun gerade Er Hand an das Werk zu legen habe? Der gesunde Menschenverstand, auch nur mit etwas Bescheidenheit vereinigt, würde darin gerade das Gegentheil von dem entdeckt haben, was der Verf. darin fand. Weiter: in welchen Betracht können hier die in den Schlupfwinkeln der Heuchelen steckenden Elenden kommen? Offenbar in gar keinen. Wie kann Hr. Venturini so thöricht seyn, sich einzubilden, daß jene Elenden den rechten Ton anstimmen werden, wenn er nur erst sich habe hören lassen, oder daß sein Wort diese Menschen auf immer zum Schweigen bringen werde? Aber selbst so weit geht des Verfassers Verblendung und Dunkel, daß er wähnt, die Nachwelt werde den rechten Weg verfehlen, wenn er nicht mit seinem armseligen Strümpfchen Licht vorausziehe.

Nach dem kurz vorhergegangenen Geständniß: „daß die Nachwelt weit unparteiischer die Begebenheiten der Gegenwart würdigen werde,“ ist doch wahrhaftig der verächtliche Blick gar albern, welchen der Verf. auf die Beyträge wirft, die wir zur Geschichte der Gegenwart erst in der Folgezeit erhalten werden, und erhalten können. Wer, der mit Ehren diesseit der Thüre des Zollhauses sich herumtreibt, kann bestimmen, was die Nachwelt aus Quellen schöpfen werde, die bis jetzt noch Aller Augen verborgen liegen? Freylich alle Memoiren enthalten, und werden auch bis

an das Ende der Tage nur enthalten, Privat-Ansichten: heißt das aber etwas Anderes, als: "Alles, was von Menschen kömmt, kömmt nur von Menschen?" Und weiß es nicht durchaus Jeder, der nur über das Alphabet der Geschichte hinaus ist, daß später erschienene, nicht vom Himmel herabgesandte, Memoiren oft Aufschlüsse geben, die keiner aller Ahnherrn erwartete, weder hoffte, noch fürchtete?

Doch die allerunbegreiflichste aller Behauptungen des Hrn. Venturini ist die: "daß es der Nachwelt unmöglich seyn werde, aus allem, was wir besitzen, und aus allem, was die Zukunft noch hinzufügen wird, eine wahrhafte Geschichte unserer Zeit zu schreiben, ohne Benutzung der vor uns liegenden Geschichte, oder eines Dinges der Art." Hr. Venturini erklärt sein Buch für einen der Nachwelt unentbehrlichen Leitfaden und für ein Verbindungsmittel der noch zu erwartenden, gewiß größten Theils noch nicht einmahl niedergeschriebenen, Venträge mit den bereits vorhandenen. Wie, um des Himmels willen, ist es möglich, auf eine Verbindung dessen hinzuarbeiten, was noch erst geschafft werden soll, wir also nicht kennen, mit dem, was bereits da ist! Wer sagt uns denn, daß das, was noch kommen wird, mit dem verbunden werden könne, was da ist? Ist nicht auch der Fall gedenkbar, daß gar Vieles von dem, was ist, vor dem, was kommen wird, zergehen werde, wie Schnee vor der Sonne?

Hrn. Venturini's Werk ist nichts weiter, als Bruchstück: ohne alle Critik enthält es grobe Widersprüche, und Lücken nicht nur in Menge, sondern Lücken, die Jeder gewahr wird, der nicht

ganz arm an Erfahrungen, an Menschen- und an politischer Kenntniß ist. Sein Buch soll den Geist der Zeit aussprechen, und wir vernehmen auch nicht den leisesten Laut desselben. Es fehlt dem Verf. an Thatsachen, aber noch weit mehr an Unparteilichkeit, und noch weit mehr an der Fähigkeit, ganze Nationen, außerordentliche Köpfe und große Begebenheiten zu begreifen.

Genua.

• *Leçons élémentaires de Cosmographie, de Géographie et de Statistique à l'usage des jeunes personnes et des maisons d'éducation, par GRÄBERG DE HEMSO. 1813. Octav 218 Seiten.* Der Verfasser, ein geborner Schwede, der jedoch schon sein 17 Jahren in Genua lebt, hat sich bereits früher durch seine *Annales de Géographie et de Statistique* bekannt gemacht. Die gegenwärtige Schrift, welche für den Jugendunterricht bestimmt ist, enthält noch mehr, als der Titel verspricht, nämlich die Elemente sämtlicher Naturwissenschaften, die Astronomie mit eingeschlossen. Diese letzte nämlich ist es, welche der Verfasser Cosmographie nennt. Bei der Geographie werden zugleich die Meteorologie, Hydrologie, Geologie, Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Zoologie, mit abgehandelt. Man sieht also, daß auf den 218 großgedruckten Seiten viel und vielerley enthalten ist; für Deutsche Leser kann nicht sowohl der Stoff, als die Methode in Betrachtung kommen: denn nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie gegenwärtig Jugendbücher jenseit der Apenninen abgefaßt werden. Das Ganze ist in 50 Leçons, jede von einigen Seiten, abgetheilt.

1264 G. g. A. 126. St., den 7. Aug. 1813.

Jede Leçon enthält dann wieder eine Abtheilung der Wissenschaft. Hinter jeder Wissenschaft ist dann eine eigne Leçon, welche zur Repetition Fragen enthält, die den Schülern vorgelegt werden. Dadurch ist also für die Lehrer gesorgt. So viel wir aus dem Buche selber schließen können, scheint der Verf. es für Kinder bey dem Elementar-Unterricht bestimmt zu haben. Damit contrastirt jedoch zuweilen die angebrachte Gelehrsamkeit. So hat der Verf. das Streben, lauter Griechische Kunstwörter zu gebrauchen, die oft der Gelehrte nicht ohne Erklärung versteht; so daß er auch für nöthig gefunden hat, ein eignes *Lexique* derselben beizufügen. Gleich auf der ersten Seite ist von dem Pantomegas und dem Volvox globule die Rede. Die Mittelpuncte des Sonnensystems heißen Polyphémes. Die Sonne selbst wird oft Mithras genannt. Auch Neuerungen liebt der Verfasser. So wird von ihm America in zwey Welttheile getheilt, von denen der nördliche Columbia heißt: welches auch bereits in Deutschland vorgeschlagen ist. Als *Introduction à l'Etude des Cartes* ist eine Karte beygegeben, auf welcher alle auf Karten vorkommende geographische Zeichen erklärt sind. Diese möchte etwa auch für Deutsche Leser das einzige Brauchbare seyn: sonst ist es sicher keine Anmaßung, zu sagen, daß bey Büchern dieser Art die Ausländer weit eher von uns, als wir von den Ausländern zu lernen haben. In Einem Stücke unterscheidet sich jedoch das Buch vortheilhaft von den Deutschen Jugendbüchern, daß es nämlich auf gutem weißen Schreibpapier gedruckt ist.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1813.

Göttingen.

Die von der königl. Societät der Wissenschaften schon für den vorjährigen November aufgegebenen so genannte öconomische Preisfrage betraf die Verhütung oder Verminderung der Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gildeu entstehen können.

Ungeachtet damals fünf Schriften zur Beantwortung eingegangen waren (— noch eine ungeachtet, deren Verfasser sich selbst genannt hatte, folglich gar nicht concurriren konnte —), so fand sich doch die Societät aus mehreren Ursachen bewogen, diese Frage noch bis zum Julius dieses Jahres offen zu lassen, und hat auch das Vergnügen gehabt, seitdem noch vier andere Schriften zu erhalten.

Die Devisen jener fünf erstern sind in diesen Blättern vom vorigen Jahre S. 1995 angezeigt worden, damit ihre Verfasser von dem richtigen

H (6)

Eingang Ihrer Abhandlungen vergewissert seyn möchten. Aus gleichem Grunde setzen wir jetzt auch die der vier neuern her:

VI. El hirteth emann — minel — Sahr.
Arbeit, Kunst, Industrie, schätzen gegen Armuth.

VII. Echter patriotischer Sinn und wahrer Ernst, das Wohl Anderer zu besorgen, läßt auch große Hindernisse besiegen.

VIII. Sirach Kap. 33. V. 4. und

IX. Omnia probate, quod bonum est tenete.

Aber bey allem dem steht sich die königl. Societät auch jetzt noch außer Stande, irgend einer von diesen eingegangenen Schriften den Preis zu ertheilen; da keine von allen neun den Gegenstand der Frage so behandelt, wie es seine Wichtigkeit erfordert, und die Societät es erwarten konnte.

In mancher scheint die Frage selbst nicht einmal gefaßt zu seyn, als welche gar nicht weder die Fortdauer, noch die Aufhebung der Zünfte an sich betrifft, sondern ausdrücklich die letztere als ein Factum voraussetzt, und nur durchdachte, ausführbare und, wo möglich, durch die Erfahrung in Staaten, wo früher schon Gewerbefreyheit Statt fand, bewährte Mittel fordert, wie den etwa damit verbundenen Nachtheilen vorzubauen oder abzuwehren seyn möchte. Folglich kann gar die Rede nicht von Vorschlägen seyn, die Zunftverfassung etwa unter einer andern Form wieder einzuführen, indem etwa der Staat selbst die Verwaltung derselben besorgen solle u.; sondern die den Ge-

werbsleuten durch die Aufhebung der Zunftverfassung verliehene Freyheit ward ausdrücklich vorgefetzt, ohne daß sie unter einem andern Namen wieder beschränkt werden sollte.

Andere der eingefandten Schriften beschäftigen sich bloß mit vorübergehenden Folgen der Aufhebung der Zunftverfassung.

Eine (Nr. VI. mit dem Motto aus dem Koran) dringt zwar richtiger und tiefer in den Geist der Aufgabe. Nur ist sie mehr bloßer Entwurf, als Ausführung.

Dieses alles, und mehrere andere Gründe, haben die königl. Societät bewogen, nicht nur die Frage noch einmahl, und zwar für den Julius des nächstkommenden Jahres, aufzugeben, sondern auch den dafür bestimmten Preis zu verdoppeln; dergestalt daß, falls Eine genügende und alle andere überwiegende Schrift einkommt, der Verfasser derselben den doppelten Preis, also 278 Francs (den Werth von 24 Ducaten) erhalten soll. Falls hingegen zwey gleich gute einkommen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preis von 139 Francs (oder 12 Ducaten) honoriert werden wird.

Wir setzen demnach erst die Aufgabe wieder so her, wie sie nun schon zu wiederholten Malen bekannt gemacht worden (— s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1880, 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 und 2005 —), wollen ihr aber dann, außer den schon berührten, noch einige andere nähere Bestimmungen hinzufügen.

Wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden?

Dahin gehört unter andern die Anhäufung ungeschickter Meister, welche den geschickteren den Verdienst rauben, und sie verdrängen;

die Belästigung der Armencaffen durch die stets wachsende Zahl verarmter Handwerker und ihrer Familien, auch durch die wandernden Gesellen;

ferner der Mangel der Sittenaufsicht über Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche bisher die Gilden geführt haben.

Versteht sich, daß die hier genannten Nachtheile nur beyspielsweise angeführt sind, und man die Prüfung derselben allgemeiner zu nehmen, und zu beachten hat, ob sie vorübergehender oder bleibender Natur sind, und ob deren Hintwegräumung durch gewisse Mittel nicht andere und größere Nachtheile herbeiführen könnte.

Besonders aber empfiehlt die Societät, daß man bey der Angabe dieser Mittel auf das, was eine längere Erfahrung in England und Holland, eine kürzere in Frankreich, gelehrt hat, Rücksicht nehme; und daß die verschiedenen Arten der Gewerbe, und das verschiedene Local, wo sie getrieben werden (— große, kleine, mittlere Orte, Städte oder plattes Land ic. —), bey der Beantwortung nicht aus der Acht gelassen werden mögen.

Der gesetzliche Termin, vor dessen Ablauf die zur Concurrenz für diese, so wie überhaupt für jede

127. St., den 9. Aug. 1813. 1269

Juliusaufgabe der königl. Societät, bestimmten Schriften postfrey eingesandt seyn müssen, ist das Ende des Mayes.

Für den November des laufenden Jahres bleibt die schon dafür aufgegebene Frage:

Welches sind die sichersten Mittel, den Rüb-
samen (*Brassica napus silvestris* und *Brassica
campestris*) auf den Aeckern wider die
schädlichen Insecten zu sichern?

(— f. Gött. gel. Anz. 1809 S. 1807, 1810 S.
1122, 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 u. 2005 —).

Für den November 1814:

Da die geringen Linnen, welche aus Nieder-
sachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den
Handel kommen, schon seit vielen Jahren in
einem so niedrigen Preise gestanden haben,
so wünscht man eine, so viel möglich, auf
Erfahrung gegründete Untersuchung, was
der Producent der ersten Materie, der Ver-
arbeiter jeder Art, und der Kaufmann
daran wirklich verdient haben, um dar-
nach beurtheilen zu können, ob dieser
Zweig der National-Production mit wahr-
em Vortheile für die Nation verbunden,
oder nur ein Mittel geworden ist, eine
gewisse Summe Geldes aus dem Auslande
zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrach-
tung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da
der auswärts gehende Linnenhandel auf-
hören müßte, die daraus entstehende Ver-

minderung des Flachsbauers und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

(— f. Götting. gel. Anz. 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 und 2006 —).

Und für den Julius 1815:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

(— f. Gel. Anz. 1812 S. 1247 und 2006 —).

Der auf jede dieser Preisfragen ausgesetzte Preis ist von 139 Francs (12 Ducaten).

Die Concurränz-Schriften für die Juliusaufgaben müssen, wie schon oben erwähnt worden, vor Ablauf des Mayes, und die für den November vor Ende des Septembers jedes Jahres postfrey eingesandt seyn.

(— Wegen der Hauptpreise auf den November dieses und der beiden nächstfolgenden Jahre verweisen wir auf diese Gel. Anz. 1812 S. 2001 u. f. —)

Berlin.

Institutiones symbolicae doctrinarum Catholicorum, Protestantium, Socinianorum, Ecclesiae graecae, minorumque societatum chri-

tianarum summam et discrimina exhibens. In usum lectionum scripsit *Philipp Marheinecke*, Theolog. D. et Professor in Universitate Berlinensis. 1812. 243 Seiten in Octav. Wenn vielleicht der Plancksche Abriss einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen Christlichen Haupt-Parteyen dem Hrn. Doctor die erste Idee zu dieser Schrift gab, und wenn sie dadurch auch in ihrer äußern Anlage und Einrichtung einiges Aehnliche mit jenem erhielt, so zeichnet sie sich doch noch durch genug Eigenheiten aus, welche die etwas verschiedene Richtung, die er darin nehmen wollte, hinreichend erkennen lassen. Wenn es dem Verfasser des Abrisses vorzüglich darum zu thun war, das Convergirende und Divergirende in den Ansichten unserer Christlichen Haupt-Parteyen ins Licht zu setzen, um auch der Critik und Polemik den Standpunct anzuweisen, von welchem ihr eine billige und gerechte Schätzung der verschiedenen Ansichten am leichtesten werden möchte, so schien es Hr. Marheinecke nur auf eine vollständige und getreue Darstellung desjenigen anzulegen, was das anerkannte Eigenthum einer jeden von ihnen ausmacht. Mit Recht konnte er daher auf dem Titel seiner Schrift symbolische Institutionen ankündigen, denn er mußte ja dasjenige, was er geben wollte, vorzüglich aus den symbolischen Bekenntnisschriften einer jeden Partey schöpfen, und er gab eben damit einen Abriss von der symbolischen Theologie einer jeden, woben er jedoch nur auf ihre gegenseitigen Divergenzen besondere Rücksicht zu nehmen hatte. Vergift

1272 G. g. N. 127. St.; den 9. Aug. 1813.

man dabey nicht, daß das hier davon Gegebene im mündlichen Vortrage weiter ausgeführt und erläutert werden soll, so wird der kundige Beurtheiler die Form, in welcher es hier gegeben ist, eben so zweckmäßig, als die Auswahl des Gegebenen finden. Von den kleineren Parteyen sind freylich nur drey berücksichtigt — die Brüdergemeinde, die Mennoniten und die Quäcker; und fast sind sie etwas gar zu kurz weggekommen. Man verliert jedoch durch die Kürze nicht viel, denn bey solchen Parteyen ist nur daran etwas gelegen, daß ihre leitende Grund-Idee, die gleichsam ihr Lebens-Princip geworden ist, richtig aufgefaßt und treffend bezeichnet wird, aber dieß ist es auch, was bey ihnen meistens die größte Schwierigkeit macht, denn dieß Princip ist gewöhnlich eine dunkle Idee, über welche sie nie ins Klare gekommen sind, und nicht in das Klare kommen dürfen, weil es sonst sogleich seine Kraft für sie verlieren würde. Einen bedeutenden Vortheil für den mündlichen Vortrag hat sich der Hr. Doctor dadurch gemacht, daß er hier die litterarisch-historischen Notizen über die symbolische Theologie einer jeden Partey, und über die Quellen, aus denen sie geschöpft werden kann, in hinreichender Vollständigkeit gegeben hat, um sich in jenem darauf beziehen zu können. Auch kann man sich schwerlich erwehren, aus dem reinen Flusse des Lateinischen Stils, durch den man sich schon in der Vorrede so freundlich angezogen fühlt, ein günstiges Vorurtheil für die Schrift aufzufassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
Der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1813.

Paris.

Ben Treuttel und Würz: Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore. *Livraison VIII.* (Mit 4 Kupfern.) Imperialfolio. Als Beilage ein erläuternder Text: Plan du Voyage pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore. 16 Blätter ohne Seitenzahlen. Folio.

Die mahlerische Reise des Hrn. Melling gehört zu den vorzüglichern Erscheinungen der Französischen Kunst, die jedoch nur für die Bibliotheken reicher Liebhaber berechnet sind. Ueber ihren Werth hat Recensent in diesen Anzeigen vom Jahre 1809 (St. 138 S. 1865) und 1812 (St. 87 S. 857) geurtheilt, und er muß gestehen, daß diese vor ihm liegende achte Lieferung eben so vollkommen ausgefallen ist, als die frühern. Die meisterlich ausgeführten Landschaften stellen die merkwürdigsten Ansichten von Constantinopel, oder die Küsten des Bosporus dar, die in ihrem von der Natur reich gestickten Gewande mit holdem, lachendem Antlitz da liegen, oder mit ihren Dörfern, Landhäusern, Moscheen, Kiosken, Gärten,

Hecken, eine unbeschreiblich mannigfaltige, reiche und schön verschmolzene Masse bilden. Aber auch der Text ist lehrreich, und verbreitet sich über eine Auswahl von Gegenständen, die nur von wenigen Reisenden so genau untersucht werden konnten. Der Inhalt ist folgender. Nr. 45. Vue de la grande Arcade de l'aqueduc de Baktsché-Kieuï et du vallon de Buyuk-Déré. Man macht der Indolenz der Othmanen mit Recht den Vorwurf, daß sie an dem Untergange der schönsten Monumente, die an den Ufern des Bosporus sich befanden, Schuld sind; auf die Erhaltung der Wasserleitungen und Springbrunnen aber haben die Beherrscher von Constantinopel stets ein wachsameres Auge gehabt, und dafür gesorgt, die Hauptstadt mit Wasser zu versehen. Die Wasserleitung von Baktsché-Kieuï ist ungefähr 300 Fuß lang, und an ihrem höchsten Punct 80 Fuß hoch. Der Künstler hat auf diesem Blatt einen einzigen Bogen derselben dargestellt, der zwey Berge mit einander vereinigt. Er gewährt einen imposanten Anblick, und erinnert wehmüthig an die Umwälzungen der Griechischen Staaten. Ein unterirdischer Canal, ruhend auf einer langen Bogenreihe, führt das Wasser fünf Lieues weit zu den Vorstädten Pera, Aga-Dgiamissi und Top-Hané. Jährlich einmahl besucht der Großherr diesen prächtigen Aquäduct. Nichts übertrifft den Anblick der Landschaft unter dem großen Gewölbe des Bogens. Die lachenden Vorgebirge Asiens mit ihren pflanzenreichen Vertiefungen, das reizende Thal Buyuk-Dere, und der Golf in weiter Ferne, auf dem die größten Schiffe so sanft wie auf einem Teiche hingleiten, bilden eine Landschaft, die nicht reizender gedacht werden kann. Nr. 38. Vue de Keffeli-Kieuï et d'une partie de Buyuk-Déré. Wieder eine schöne Scene an dem Gestade

des Bosphorus. Das Dorf Keffeli Kieuü liegt in der Mitte der Landschaft, die Wiesen von Bupuf-Dere breiten einen smaragdnen Teppich aus, auf welchem reichbelaubte Platanen sich erheben, und in dem dämmernden Hintergrunde erblickt man die Wasserleitung Baktché-Kieuü. Einige hin und her rudernde Fahrzeuge beleben das Ganze. Nr. 13. Vue de la seconde cour intérieure du Sérail. Ein merkwürdiges Blatt, auf dem man zugleich eine Gesandtschaft sieht, die sich zur Audienz bey dem Großsultan begibt. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wie der Gesandte mit seinem Gefolge über den zweyten Hof des Sérails geht. Das Ceremoniel, das dabey beobachtet wird, beschreibt der Verf. folgender Maßen. Beym Anbruch des Tages verläßt der Gesandte seinen Pallast zu Pera, begleitet von vielen Janitscharen, Dolmetschern, Secretären und Gesandtschafts-Cavalieren, und begibt sich nach Top-Hané. Alle Personen gehen zu Fuß, der Gesandte ausgenommen, der in einer reich verzierten Sänfte getragen wird. Zu Top-Hané finden sie ein großes Fahrzeug (Kaik) mit sieben Paar Küdern, das dem Tchaouch-Bachi, dem dritten Staats-Minister, gehört, in welches sich der Gesandte mit seinen Secretären und dem Hauptmanne eines Janitscharen-Regiments, der das Haupttruder führt, einschiffen. Das übrige Gefolge setzt in einigen dazu bestimmten Barken über. So bald sie zu Baktché Capoussi (dem Gartenthore) zu Constantinopel angelangt sind, empfängt man den Gesandten in einem Kiosk, in welchem man ihm Tabak, Kaffee und Sorbet vorsetzt, und ihn mit Wohlgerüchen durchräuchert. Nun besteigt der Gesandte ein schönes, prächtig gesatteltes Pferd aus dem Marckall des Großherrn, und reitet in Gesellschaft seiner Begleiter, des Tchaouch-Bachi

und einer großen Anzahl Türkischer Miliz nach dem Pallast des Großvezirs, der sogleich mit seinem zahlreichen Hofstaat, dem Keis-Effendi (dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten) und dem Riaya-Bey (dem Minister des Innern) erscheint, um ihn zu bewillkommen. Von hier geht der Zug nach der berühmten Pforte Bab-Humaioum oder dem heiligen Thore, und dann zur eigentlichen Audienz, welche der Verfasser ausführlich beschreibt. Von dem Serail selbst entwirft er folgende Schilderung: Le Sérail est imposant par son étendue; rien de plus léger que l'architecture de ses nombreux portiques; rien de plus magnifique que les ornements prodigués dans certains emplacements consacrés aux cérémonies publiques; mais en même temps, rien de plus simple que l'architecture et la disposition des appartements consacrés à l'usage particulier du Sultan, de ses femmes et de ses officiers. La distribution des pièces est peu commode, elles sont petites pour la plupart: la richesse des étoffes et des tapis y rappelle seule le luxe Oriental. — In der Ferne der Landschaft erblickt man Scutari, und zur Rechten die Küsten des Golfs von Nicomedien. Nr. 21. Vue de la Place et des Casernes de Top-Hané à l'entrée du port de Constantinople. Die schöne Gegend und die vielen Sachen, die man dem Europäischen Kunstfleiß, oder, wie der Verf. will, der Französischen Industrie verdankt, und die man hier erblickt, machen dieß Blatt sehr interessant. Dahin gehören die Casernen, die Stückgießereyen, die Freigatten u. s. w. Unter den Franzosen, welche das Türkische Militär auf Europäische Art organisiren wollten, steht der bekannte Baron von Tott oben an, indem er eine Schule für mathematische Wissenschaften anlegte, und eine Stückgießerey zu Top-Hané

errichtete, die seiner Aufsicht anvertraut wurde. Alle diese Einrichtungen kamen aber nach Mussapha's Tode im J. 1774 unter seinem Nachfolger Abdülhamed in Verfall, bis Selim, welcher den Thron im J. 1787 bestieg, sie wieder zu beleben suchte, indem er zur Bildung der ganzen Türkischen Armee sehr zweckmäßige Maßregeln ergriff, und vorzüglich den Uebermuth der Janitscharen, die seinen Vorgängern so gefährlich gewesen waren, mit Nachdruck bekämpfte. Außer den eben erwähnten Gebäuden erblickt man hier den Kay von Top-Hané, wo die Gesandten aus- und eingeschiffet werden, und wo der Sultan selbst nebst den Großen seines Hofes bey mehren Gelegenheiten zu erscheinen pflegen. Das ununterbrochene Leben und Gewimmel in dieser Gegend hat der Künstler durch viele Fregatten, Fahrzeuge, durch Schiffe groß und klein, meisterhaft dargestellt. Die helle, unbewölkte Luft, die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Meerwassers, machen dieses Gemählde zu einem der vorzüglichsten in seiner Art.

Jena.

Bev Friedr. Frommann: M. H. Ludtwalker, b. N. Doctor, über die öffentlichen und Privatrichter — Diäteten — in Athen, und den Proceß vor denselben. 1812. S. XIV u. 183 in Octav.

Eine sorgfältig und mit Einsicht der Sache und Sprache gearbeitete Monographie, deren wir über solche schwierige Punkte viele zu haben wünschten! Es war in Athen die Einrichtung, daß zur ersten Instanz bey Proceßten eine Anzahl öffentlicher Richter, Diäteten genannt, jährlich durch das Loß aus den Atheniensischen Bürgern gewählt wurden, 42 aus jedem Stamme, also zusammen 440, die offenbar nicht alle beschäftigt seyn konnten, da bey den Atti-

ſchen Rednern immer nur Ein Dätet im Proceſſe vorkommt. Ueber ihre Wahl und ihren Amtseid iſt man ungewiß. Ihr Lohn war eine Drachme. Die Rechenschaft, die ſie abzulegen hatten, beſtand darin, daß ſie am Ende des Jahrs ſich verſammelten, und ſich gegen die Klagen, welche man wider ſie erhob, vertheidigten. Die Strafe beſtand in einer Geldſumme von 500 Drachmen und in Infamie, auch wohl mehr. Das Verfahren beſtand in einer Provocation (*ἔρολησις*), worauf, wenn die Acceptation erfolgte, ein ſchriftlicher Contract, ſelten eine bloße Stipulation, gemacht wurde. Die öffentlichen Diäteten wurden durch Uebereinkunft gewählt, oder man ging ſie auf dem ordentlichen Wege Rechts an. Im erſten Falle fand keine Appellation Statt, wohl aber in den übrigen Fällen. Die Diäteten mußten aus dem Stamme des Beklagten ſeyn. Die Unterſuchung und Inſtruction des Proceſſes geſchah erſt von dem Archonten, vor den die Sache gehörte: dann gelangte ſie vor den Diäteten. Dann folgte die Deponirung des Succumbenz-Geldes und die Edition der Klage, der Eid für Gefährde von beiden Theilen, daß ſie ihre Sache für gerecht hielten, den Rechtsſtreit ohne Chitane führen, und auch, wie es ſcheint, die Klage unter keinem Vorwande jällen laſſen wollten. Dann folgte die Unterſuchung des Diäteten, der wahrſcheinlich 30 Tage nach der letzten Verhandlung das Urtheil ſprechen mußte, wenn nicht die Partheyen das Urtheil prorogirten. Die Unterſchrift des Magiſtratus, der den Proceß introducirt hatte, gab dem Urtheil erſt ſeine Kraft. Pönal-Klagen fanden hier auch Statt, und Contumacial-Erkenntniſſe 2c. Im zweyten Abſchnitt folgt eine befriedigende Ausföhrung der übrigen Schiedsrichter. Demoſthenes contr. Mid. p. 542 iſt gut

erläutert. Ueber die Appellation (*Appellation*) ist eine feine Darstellung. Ueberhaupt ist die Jurisprudenz dem Verf. oft behülflich gewesen, die Sachen richtig anzusehen, und die große Belesenheit, welche er überall an den Tag legt, richtig zu brauchen. Man braucht nur das Wenige, was von diesen Diäteten bey Andern, als bey Petit, Potter und Köpke, vorkommt, mit dieser Abhandlung zu vergleichen, um wahrzunehmen, daß dieser Gegenstand von dem Verf., dem wir auf diesem rühmlich betretenen Wege fortzufahren rathen, sehr viel Licht erhalten.

München.

Bev Hübschmann: Freymüthige Gedanken über die Verminderung der Criminal-Verbrechen, vom Baron von Weveld. 1810. 99 S. in Octav, ohne die Tabellen.

Die Vermehrung der Anzahl von Criminal-Verbrechen nach jedem geendigten Kriege unserer Tage gab die traurige Veranlassung zur Abfassung dieses Buchs. Was vor uns liegt, ist indeß nur der erste Theil. Dieser enthält eine sehr kurze Abhandlung von der zweckmäßigen Execution der Criminal-Strafen in den Strafgefängnissen, nebst vielen angehängten Tabellen. Der zweyte wird die Mittel, die Verbrechen zu erschweren, vorlegen.

Der Zweck der Criminal-Strafanstalten, sagt der Verf. S. 15, ist der Lu't zum Verbrechen eine geeignete Unlust entgegen zu setzen. Moralische Besserung des Verbrechers aber ist eine lächerliche Träumerey; ist, als Zweck der Strafe, eine a priori wankende, und a posteriori beynah unendlich ausführbare Idee. Nach S. 17 ist physische und moralische Besserung sorgfältig zu unterscheiden. S. 18 wird den Strafgefängnissen zu ihrem positiven Zwecke physische, und

1280 G. g. N. 128. St., den 12. Aug. 1813.

zu ihrem negativen moralische Besserung eingeräumt. "Beide Zwecke würden aber nur dann erreicht werden können, wenn in den Strafgefängnissen Sicherheit von außen und von innen, strenge Ordnung, ununterbrochene Arbeitsamkeit, äußere Ehrbarkeit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, möglichste Sonderung der verschiedenen Gattungen von Verbrechern, zweckmäßige Schulanstalten und ein vernünftiger Religionsunterricht, alles im strengsten Sinne des Worts, herrschen." Dies alles wird nun von dem Hrn. Baron weiter ausgeführt, und zwar auf eine Art, die immer unbefriedigend bleibt, welche Classe von Lesern wir uns auch denken mögen. Im neunten, von den religiösen Anstalten handelnden, Paragraph versichert der Verf., daß kein Sträfling so richtige und geläuterte Religionsbegriffe besitze, daß diese auch ohne Beobachtung äußerer Formalitäten auf die Stimme des Gewissens hinreichend zu wirken im Stande wären. "Um auf diese Menschen-Rasse durch ihr Bewußtseyn wirken zu wollen, muß man immer auf die strengste Beobachtung aller vernünftigen Ceremonien des äußern Cultus sehen, der bey ihnen zu keiner Zeit vernachlässigt werden darf. Durch einen feierlichen Gottesdienst, durch rein moralische, eindringende und rührende Kanzelreden, durch passende allgemeine Gebete vor dem Schlafengehen und bey dem Aufstehen, vor Beginnung und bey Beendung der Arbeit, vor und nach dem Speisen, vor und nach der Schule, vor und nach jeder feierlichen gottesdienstlichen Handlung, muß das Herz des Sträflings immer gerührt, zu seinem Schöpfer erhoben und entflammt werden." Das heißt denn doch fürwahr nicht nur des Guten zu viel thun, sondern Mittel vorschlagen, welche gerade das Gegentheil von dem hervorbringen müssen, was bezweckt wird.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1813.

Paris.

Bey Merlin und Allais: Mémoire historique et physique sur les chutes des pierres, tombées sur la surface de la terre à diverses époques, par M. P. M. S. *Bigot de Morogues*, membre de la société philomatique à Paris — — 1812. 358 Octavf.

Ungeachtet es nicht an Schriften fehlt, welche sich hauptsächlich mit dem historischen Theile dieser höchst merkwürdigen Phänomene beschäftigen, so kann doch die gegenwärtige in so fern empfohlen werden, als sie die hieher gehörigen Thatsachen in einer größern Vollständigkeit und Präcision, als die meisten über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Schriften zusammenfaßt, und die Resultate, die sich in Rücksicht bereits gegebener oder noch zukünftiger Theorien aus den Erscheinungen abnehmen lassen, mit vielen brauchbaren Reflexionen begleitet. Der Verf. sucht hierbey zugleich die durch genaue Angaben bestätigten Phänomene dieser Art von denen zu trennen, die nur dafür gehalten, oder auch mit ihnen in Eine Classe gerechnet werden könnten, und

R (6)

bemerkt dabey, wie sehr gewisse vorgefaßte Meinungen der Physiker über die Möglichkeit oder Glaubwürdigkeit solcher Erscheinungen der nähern Untersuchung derselben von jeher geschadet haben, wie schwer es überhaupt sey, de faire croire les faits les plus certains, lorsqu' ils nous paraissent inexplicables. Um daher den allmählichen Fortgang unserer Kenntnisse über die physische Beschaffenheit der so genannten vom Himmel gefallenen Steine desto zweckmäßiger zu umfassen, hat der Verf. für gut befunden, seine Schrift in 6 Abschnitte zu theilen, wovon die 5 ersten merkwürdige Beispiele jenes Unglaubens der Naturforscher an Thatsachen, die sich doch so häufig zugetragen haben, an den Tag legen, bis endlich Ehladni, durch die Menge hieher gehöriger Beobachtungen aufmerksam gemacht, mit einer Theorie über die Entstehungsart dieser merkwürdigen Körper hervortrat, wodurch jene Gleichgültigkeit, womit die Naturforscher bisher in ihren Lehrbüchern davon gesprochen hatten, sich in das lebhafteste Interesse für die nähere Untersuchung der ganzen Sache verwandelte. Im ersten Abschnitte beschäftigt sich der Verf. mit den ältesten Nachrichten, welche auf Phänomene dieser Art gedeutet, oder doch mit Gewißheit darauf bezogen werden können. Aber sie sind meist in fabelhafte Nebenumstände verhält, und mit abergläubischen Grillen durchwebt, die sich an die alte Weltgeschichte anschließen, und uns belehren, wie sehr man damahls bemüht war, natürliche Begebenheiten zu einem Gegenstande religiöser Mystereien zu erheben. Dieser Abschnitt umfaßt den Zeitraum von dem Steinfalle Josua 10, 11. bis gegen die Mitte des 15. Jahrh. nach Chr. Geb., um welche Zeit durch die Erfindung der Buchdruckerkunst häufigere und bestimmtere Nachrichten von Thatsachen

dieser Art bekannt zu werden anfangen. Das merkwürdige Ereigniß des zu Ensisheim niedergefallenen Steins, wovon Kaiser Maximilian I. selbst Augenzeuge war (den 7. Nov. 1492), hat den Verf. bestimmt, von diesem Jahre den zweyten Abschnitt seiner historischen Beschreibung dieser Phänomene angehen zu lassen, und denselben bis zu dem J. 1768 durchzuführen, um welche Zeit einige in der Mitte von Frankreich niedergefallene Steine zuerst die Aufmerksamkeit der Pariser Academie auf sich zogen, nachdem sich zuvor fast nur Geschichtschreiber mit Nachrichten dieser Art befaßt, und sie in ihre Jahrbücher eingetragen hätten, die Physiker dagegen, *alors trop prevenü*, es kaum der Mühe werth gehalten hätten, darauf zu achten, ja selbst der gelehrte *Gassendi* habe durch einige Beobachtungen vom Himmel gefallener Steine die Gelehrten seiner Zeit nicht bewegen können, einiges Interesse für die Sache zu nehmen, von welcher sie bloß als von einem *préjugé ridicule ou superstitieux* zu sprechen gewohnt waren. Selbst die Gelehrten jener Academie, ungeachtet sie sogar mit einer Analyse der angeblich aus der Luft herabgefallenen Körper beschäftigt gewesen, hätten sich dennoch in Ermangelung irgend einer wahrscheinlichen Erklärungsart des Ursprunges derselben sich noch nicht für überzeugt gehalten, daß diese Körper wirklich aus der Luft niedergefallen seyen. In so fern jedoch jenes Phänomen damals zuerst mehr Aufmerksamkeit erregt habe, hat der Vf. von demselben den dritten Zeitraum seiner Geschichte hergenommen, in welchem er dann die Steinfälle von jenem im J. 1768 bis zu dem berühmten zu Benares im J. 1798 behandelt. Von diesem sagt der Verf.: *Par une de ces bizarreries de l'esprit humain, que l'on ne saurait expliquer, ce phénomène,*

arrivé dans l'Inde fixa l'attention des scavans de l'Europe, qui jusqu'à ce jour avoient dédaigné ceux de même genre, dont leurs compatriotes avoient été les témoins oculaires. La société royale de Londres et de l'Institut de France admirent alors, pour la première fois la possibilité, ou au moins jugèrent, qu'on ne devoit pas négliger l'occasion d'approfondir la vérité. Ohne Zweifel hat die merkwürdige Schrift des Hrn. Chladni, welche im J. 1794 erschien, viel dazu beygetragen, daß nun die Naturforscher anfangen, die Sache ernstlicher zu nehmen, und sich sowohl mit der Analyse dieser Naturkörper mehr zu beschäftigen, als auch mit möglichster Genauigkeit die factischen Umstände zu sammeln, wodurch die Gewißheit, daß solche Körper aus der Höhe herabgekommen, nicht länger bezweifelt werden konnte. Die Steinfälle von 1798 bis zu dem berühmten bey Nigle im Ornè-Departement im J. 1803 machen den Gegenstand des vierten Abschnitts dieser Schrift aus. Bey dem zuletzt erwähnten, mit welchem sich der fünfte Abschnitt anfängt, bemerkt der Verf.: depuis cette époque. le doute n'est plus permis, et seroit la preuve la plus evidente de l'ignorance la plus complète, ou de pyrrhonisme le plus absolu. Im fünften Abschnitt, worin die merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art bis zu Ende des J. 1812 erzählt werden, kommen nun auch die bekannt gewordenen chemischen Analysen der hieher gehörigen Steinmassen vor, die nebst denen, welche auch in den vorhergehenden Abschnitten angeführt worden sind, doch eine sehr große Verschiedenheit des Mischungsverhältnisses in den verschiedenen Individuen bemerken lassen. Ein sechster Abschnitt beschäftigt sich mit einigen hieher gehörigen Kör-

peru, wovon die historischen Umstände noch zweifelhaft sind, deren Beschaffenheit jedoch zeigt, daß sie in Ansehung ihres Ursprunges ebenfalls denen beygezählt werden müssen, welche den Hauptgegenstand dieser Schrift ausmachen. Auch hier insbesondere von den Massen gediegenen Eisens, welche hin und wieder aufgefunden worden sind, und nach Beschaffenheit aller Umstände ebenfalls für Körper gehalten werden müssen, die aus der Höhe herabgekommen. Der größte Theil dieses Abschnitts beschäftigt sich indeß mit den verschiedenen Meinungen der Naturforscher über den Ursprung und die Bildungsart der vom Himmel gefallenen Steine. Sie sind weder terrestrischen Ursprunges, noch Concretionen, welche durch den Blitz hervorgebracht worden. Auch könne man sie nicht für vulcanische Producte, und noch weniger für Körper halten, welche von den Polar-Regionen ausgeschleudert worden seyen. Ferner auch nicht für Körper enlevés par des trombes, oder erzeugt in unserm Luftkreise durch gasförmige Zersetzungen. Auch scheine es nicht, daß sie mit dem Nordlichte in Verbindung ständen. Am annehmbarsten seyen noch die Hypothesen von Chladni, La Place und La Grange, daß nämlich diese Körper entweder aus dem allgemeinen Weltraum als kleine planeten, ähnliche Massen, oder aus dem Monde durch vulcanische Explosionen daselbst, oder als Stücken eines zersprengten größern Planeten, vielleicht desjenigen, dem, nach Olbers's Idee, die zwischen Mars und Jupiter befindlichen Planeten ihren Ursprung zu verdanken hätten, zu uns herabgeschleudert worden seyen. Der Vf. gibt jedoch keiner von allen diesen Meinungen vollkommenen Beyfall, und gesteht, daß er es selbst nicht wage, eine eigene Meinung aufzustellen. Ihm scheine indeß, daß man

die Feuerkugeln und die aus der Luft niedergefallenen Steine als zwey ganz verschiedene und nicht in einer nothwendigen Verbindung stehende Phänomene betrachten müsse, und darin stimmen wir mit ihm überein. Denn die Steinfälle sind nicht immer mit Feuerkugeln begleitet gewesen, so wie umgekehrt auch die meisten Feuerkugeln ohne Steinfälle waren. Aber die Einwürfe, welche er gegen den atmosphärischen Ursprung der auf die Erde niedergefallenen Steinmassen beygebracht hat, scheinen uns doch bey weitem nicht von der Beschaffenheit, diese Entstehungsart für unmöglich zu halten, da man weiß, wie viele Substanzen, chemisch verbunden, mit einander zu Dämpfen und Gasarten verflüchtigt werden können, welche für sich allein im höchsten Grade feuerbeständig sind. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß es tief unter der Oberfläche der Erde Zusammensetzungen von Stoffen in mancherley quantitativen Verhältnissen gibt, welche einer Verflüchtigung durch die Hitze fähig sind, und daß hier Gasarten von sehr zusammengesetzten Basen entstehen, die wir in unsern Laboratorien noch gar nicht kennen, welche dann durch unzählige Wege Gelegenheit finden, sich in die Atmosphäre zu erheben, und in den höhern Regionen, wie die Wolken in den niedrigeren, als einzelne isolirte Gasmassen umher getrieben werden, bis sie an Stellen gelangen, wo sie durch äußere Umstände sich schnell decomponiren und concrete Substanzen bilden, welche sich zu größern Massen aggregiren, die dann aus der Atmosphäre niederfallen. Der Einwurf, daß jene Gaswolken, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in den höhern Luftschichten nur eine sehr geringe Dichtigkeit haben könnten, und es daher schwer zu begreifen seyn möchte, wie daraus so com-

pacite Massen durch Zersekung sich bilden könnten, wird durch die Betrachtung leicht gehoben, daß an einer Stelle, wo die Zersekung einer solchen Gaswolke Statt findet, nothwendig schnell ein großes Vacuum entstehen muß, in welches die umher befindliche Luftmasse hineinsürzt, und die subtilen Theilchen, welche aus jener Zersekung so eben entstanden sind, mit großer Gewalt zusammentreibt, wie Luft, welche man in einen ausgeleerten Recipienten schnell einströmen läßt, die darin etwa befindlichen Wasserdämpfe schnell in Tröpfchen verwandelt, und sie an die innere Fläche des Recipienten treibt, der dadurch getrübt wird. So erklärt sich denn durch das Hineinsürzen der Luft in den durch eine solche Gaswolke entstandenen leeren Raum auch zugleich das donnerartige Getöse, welches den Niederfall der steinähnlichen Massen fast jederzeit begleitet. Schwerlich würde ein Körper, welcher aus dem allgemeinen Weltraume herbeiführe, bloß durch seine Bewegung in der Luft einen solchen Knall hervorbringen. Es ist ganz etwas Anderes, als das Gefause einer Kanonenkugel. Oder man müßte denn mit Chiadri annehmen, daß ein solcher Knall durch das Zerplagen einer solchen aus dem allgemeinen Weltraume herkommenden Masse, und die dadurch verursachte Eruption elastischer, in einen solchen Körper eingeschlossen gewesener, Flüssigkeiten entstehe, und, um dieß Zerplagen selbst zu erklären, annehmen, daß solche Körper durch ihre schnelle Bewegung in der Luft den Grad der Hitze erreicht hätten, daß die dadurch vermehrte Expansivkraft der eingeschlossenen Flüssigkeiten das Zerplagen habe bewirken können. Da aber diese angebliche Zerplagung, der Beobachtung der übrigen Nebenumstände zufolge, schon in den höchsten

1288 G. g. A. 129. St., den 14. Aug. 1813.

Luft-Regionen Statt gefunden haben muß, wie kann hier eine so äußerst dünne Luft ein so starkes Reiben verursachen, als zur Erzeugung einer solchen Hitze nothwendig angenommen werden muß. Das die Steinfälle begleitende donnerartige Getöse deutet also auf einen großen, sehr schnell entstandenen, leeren Raum in unserm Luftkreise hin, und folglich auf einen Zersezungs-Proceß einer gasartigen Flüssigkeit. Die hierdurch nothwendig entstehende schnelle Entwicklung von Hitze macht nun auch die dünne glasartige schwarze Hülle begreiflich, welche die Aerolithen durchgängig zeigen, und die sich schwerlich durch den Grad der Hitze erklären läßt, welche solche Körper bloß durch ihre Bewegung in der Luft sollen erhalten können, wenn man bedenkt, wie groß der Widerstand der Luft bey einer anfänglich schnellen Bewegung ist, und wie bald dadurch die Geschwindigkeit der Bewegung selbst vermindert wird, die wirklich bey den meisten Aerolithen nicht so sehr groß zu seyn scheint, wenn man nach der Tiefe ihres Einschlagens in die Erde rechnen darf. Daß übrigens die Phänomene der Aerolithen mit Feuerkugeln begleitet seyn, ja diese in manchen Fällen aus solchen Stoffen sich bilden können, welche in die Zusammensetzung der Steinmassen selbst nicht mit eingehen, und gleichsam für sich einen Körper, höchst wahrscheinlich nur von einer sehr lockern Zusammensetzung, bilden, bedarf wohl kaum einer Erinnerung, so wie man denn hieraus auch einseht, wie nach Verhältniß der Gasart, woraus ein Aerolith sich bildet, es nicht immer der Fall seyn wird, daß ein solcher Körper auch mit einer Feuerkugel begleitet seyn muß. Auch können manche Gasarten bloß Feuerkugeln bilden, ohne mit einem Steinfall begleitet zu seyn.

Göttingische
Gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 14. August 1813.

Büchenberg (bey Elbingerode am Harze).

Auf Kosten des Verfassers: Das Wissenswürdigste aus der Gebirgskunde, zusammengetragen von Christoph Friedr. Jasche, gräf. Stolberg-Wernigerödischem Berg-Commissarius. 1811 (aber erst gegen das Ende von 1812 erschienen). 69 S. in Fol.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Geognosie ist es noch ganz unmöglich, ein System derselben aufzustellen, welches vollständig und in allen Stücken richtig genannt werden könnte. Machen wir den Versuch, aus der großen Menge von Beobachtungen diejenigen auszuwählen, welche eine strenge Critik aushalten, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, wie klein ihre Anzahl ist. Ordnen wir diese dann systematisch, so stoßen wir nur gar zu oft auf große Lücken, und gelangen so zu der Ueberzeugung, daß die Geognosie, als Wissenschaft, noch in der Wiege liege, und daß wir uns um ihre Ausbildung für jetzt auf keine Weise verdienter machen können, als wenn wir die Anzahl brauchbarer Beobachtungen so viel,

wie möglich, zu vermehren suchen. Um aber diesen Dienst der Geognosie am besten zu erweisen, um darauf aufmerksam zu werden, in welchen Theilen unsere Kenntnisse noch am unvollkommensten sind, welche Lücken ganz besonders ausgefüllt werden müssen, ist es zweckmäßig, die bisher erhaltenen Beobachtungen zu sammeln, sorgfältig zu sichten, und die critisch ausgewählten systematisch zu ordnen. Eine solche Arbeit kann aber freylich nur von dem mit gutem Erfolge unternommen werden, der selbst im Beobachten völlig geübt ist, und daher auch die Beobachtungen Anderer gehörig zu beurtheilen versteht.

Das vorliegende Werk des Hrn. Berg-Commissarius Jasche hat zum Zweck, einen systematischen Abriss von dem gegenwärtigen Zustande unserer geognostischen Kenntnisse zu liefern. Es gewinnt aber dadurch besonders an Interesse, daß der Verfasser zugleich mehrere, in verschiedenen Bergwerksgegenden angestellte, eigne Beobachtungen mitgetheilt, und hierdurch manche Lücke in dem geognostischen System auszufüllen gesucht hat. Schon im voraus spricht für diese Schrift, daß Hr. Jasche dabey Vieles aus den classischen Vorträgen des sel. Karsten benutzen konnte, dessen mehrjähriger vertrauter Schüler und Gehülfe derselbe war. Durch eine kurze Darlegung des Inhalts wollen wir die nicht zu verkennenden Verdienste dieser Arbeit zu würdigen suchen, und dabey, wenn wir hier und da abweichende Ansichten haben sollten, unser freymüthiges Urtheil nicht zurückhalten, welches wir um so mehr dem Verfasser schuldig zu seyn glauben, da er selbst, zum ersten Mahle als Schriftsteller öffentlich auftr-

tend, mit lobenswerther Bescheidenheit sein Werk dem Urtheile Anderer übergibt.

Das Werk zerfällt in zwey Theile: in eine kürzere Einleitung, und in eine tabellarische Uebersicht der Gebirgsarten. Die Einleitung erläutert die wichtigsten geognostischen Terminologien, macht auf die verschiedenen Gegenstände des geognostischen Studiums aufmerksam, und gibt eine Uebersicht von der geognostischen Classification. Der Abschnitt von der Structur der Gebirgsarten ist mit besonderm Fleiße ausgearbeitet, und mit mehreren instructiven Tabellen versehen. Hin und wieder scheinen uns die Begriffe nicht scharf und deutlich genug bestimmt zu seyn, und nicht selten nimmt der Verf. bey der Darstellung gewisser Beschaffenheiten zu Hypothesen über den Ursprung derselben seine Zuflucht, vor deren Einmischung in die geognostische Lehre man sich sorgfältig hüten sollte. Hierin ist nun freylich der Verf. sehr zu entschuldigen, da diese Manier bisher in einem großen Theile der geognostischen Schriften die herrschende gewesen ist. Die genaue Kunde gewisser Beschaffenheiten der festen Erdoberfläche kann uns wohl in manchen Fällen zu wahrscheinlichen Hypothesen über ihre Bildungsweise leiten; aber so lange es nur noch auf die Begründung einer genauen Kunde jener Beschaffenheiten ankommt, sollten wir doch solche Hypothesen ganz ignoriren, am wenigsten sie zu geognostischen Definitionen mißbrauchen. Mag man z. B. immerhin über die Entstehungsweise der Gänge Hypothesen aufstellen, nachdem man ihre sämtlichen Beschaffenheiten genau studirt hat; — es ziemt ja dem denkenden Forscher, bey der Erscheinung nicht stehen zu bleiben, sondern auch dem

Grunde derselben nachzuspüren; — aber man halte die geognostische Darstellung rein von gene-
 tischen Erklärungen, die nach den individuellen An-
 sichten sehr verschiedenartig ausfallen können, wo-
 gegen der rein geognostische Begriff, vorausgesetzt,
 daß er sich auf richtige und vollständige Beobach-
 tungen gründe, nur ein und derselbe seyn kann.
 Wir dürfen daher nach dieser unserer Ansicht es
 z. B. nicht billigen, wenn der Verf. die Gebirgs-
 schichtung auf folgende Weise bezeichnet: "Die
 Gebirgsarten stellen ganze Gebirgsmassen dar, an
 denen man gewisse natürliche Trennungen wahr-
 nimmt, die von successiven Absätzen herrühren,
 welche ihr Daseyn höchst wahrscheinlich einem pe-
 riodischen Innehalten bey der Bildung der Ge-
 birge verdanken. Die Summe dieser successiven
 Absätze macht die Schichtung eines Gebirges aus"
 u. s. w. Daß von der Schichtung gesagt wird,
 sie sey eine natürliche Trennung der Gebirgsmas-
 sen, gibt allein noch keinen bestimmten Begriff
 von denselben, denn die Zerklüftungen und Abson-
 derungen sind eben so gut natürliche Trennungen,
 ob sie sich gleich von der Schichtung wesentlich
 unterscheiden. Der aus der Genese der Gebirgs-
 massen entlehnte Zusatz verunreinigt aber nicht nur
 den Begriff, der rein geognostisch (naturbeschrei-
 bend) gegeben werden sollte, sondern kann ihm
 auch auf keine Weise größere Bestimmtheit ver-
 leihen, indem sich mit triftigen Gründen darthun
 läßt, daß der größere Theil der Schichten nicht
 durch successive Absätze gebildet seyn könne. Die-
 ses Beispiel möge hier statt vieler dienen, welche
 wir zum Belege unsers Urtheils — das übrigens,
 wie schon gesagt, nicht der Geognoste des Hrn.

Jasche allein, sondern zugleich den meisten seiner Vorgänger gilt — anführen könnten. Ganz besonders müssen wir dazu dasjenige zählen, was Hr. Jasche über den wichtigen geognostischen Begriff der Formation sagt, woben es demselben eben so wenig, als den meisten früheren Schriftstellern, gelungen ist, eine völlig genügende Bestimmung zu geben. — Wenn von der Zerklüftung angeführt wird, daß sie keine Regelmäßigkeit zeige, so ist dieß doch wohl nicht ganz allgemein richtig, indem bey manchen, besonders krystallinischen, Gebirgsarten eine Regelmäßigkeit in der Zerklüftung nicht zu verkennen ist. Auch rührt sie wohl in den wenigsten Fällen von der Einwirkung der Atmosphäre her, sondern ist gewiß eben so gut, wie die Schichtung, als der innern Gestaltung der Gebirgsmassen eigenthümlich zu betrachten, und in dieser Hinsicht den Absonderungen anderer Gebirgsarten gleich zu stellen. — Allgemein geltend ist die Angabe vom Uebergangsgebirge nicht, daß es das Niveau der Urgebirge nicht erreiche. Wenn dieses gleich in manchen Gegenden, wie z. B. am Harze, in Sachsen, in Schlesien, der Fall ist, so bemerkt man dagegen in manchen andern, z. B. in Norwegen und Schweden, das Niveau des Uebergangsgebirges oftmahls hoch über dem des Urgebirges erhoben. Auch können wir dem Verf. nicht beypflichten, wenn derselbe mit seinen Vorgängern von den Ur- und Uebergangs-Trapp- und Porphyrarten sagt, daß sie abweichend und übergreifend gelagert seyen; da wir im Gegentheile nach zahlreichen Beobachtungen behaupten möchten, daß jene Gebirgsarten, wenn nicht immer, doch gewiß in den meisten Fällen, gleichför-

mit andern Ur- und Uebergangs-Gebirgsarten gelagert sind, welches freylich der gewöhnlichen Annahme widerspricht. — Sehr zweckmäßig finden wir die von dem Verfasser gelieferte tabellarische Uebersicht der Formationen. — Zu allgemein ausgedrückt ist es, daß Erdbrände und Vulcane nur da anzutreffen seyen, wo sich Flözgebirge, welche Steinkohlen enthalten, gelagert haben. Erdbrände kommen zwar am häufigsten bey Stein- und Braunkohlen-Flözen vor, aber doch auch hin und wieder auf Rieslagern, z. B. bey Fahlun in Schweden; und ein Zusammenhang zwischen Vulcanen und Steinkohlen-Flözen ist noch wohl nirgends bestimmt nachgewiesen; so wie uns auch die bekannte Hypothese über die Bildung der Vulcane durch brennende Steinkohlen-Flöze sehr unhaltbar zu seyn scheint.

In der tabellarischen Uebersicht der Gebirgsarten ist im Allgemeinen die Ordnung der bekannten Karstenschen Tabellen befolgt, aber freylich mit manchen Modificationen und sehr vielen Einschaltungen. Die Gebirgsarten sind eingetheilt in die Classen der Ur-, Uebergangs-, Flöz-, aufgeschwemmten und vulcanischen Gebirgsarten. Jede Classe ist in Gebirge — die Karstenschen Formationen — und jedes Gebirge in Arten zerfällt. Bey diesen letzteren scheint uns die Eintheilung hin und wieder mehr petrographisch, als prographisch, und der Unterschied zwischen den Haupt- und den untergeordneten Lagern einer Formation (— eines Gebirges, nach dem Verfasser —) nicht genug hervorgehoben zu seyn. Die übrigen Columnen sind der weitern Ausführung gewidmet, und zwar ist diese unter folgende

Rubriken vertheilt: Structur (— welche Textur, Schichtung, Lagerung, Absonderung, in besondern Columnen unter sich begreift —), Formation (— unter welcher Rubrik besonders das relative Alter der Gebirgsarten erörtert ist —), Vorkommen, Uebergang, Erzführung, Gebrauch. — Wir erlauben uns nun noch einige Bemerkungen zu dieser Uebersicht der Gebirgsarten.

Die Behauptung, daß der Granit wahrscheinlich den Kern der Erde ausmache, ist wohl nicht hinlänglich begründet. Zur Gewißheit über die Masse des Erdkerns werden wir gewiß nie gelangen; aber wenigstens das können wir schon jetzt darthun, daß nicht Granit diese Masse seyn könne. — Daß der Gneus mit dem Granit gleichförmig, aber mit abfallendem Niveau des Ausgehenden, vorkomme, ist die ältere, in den Geognosten sehr allgemein verbreitete, Meinung; daß dieses aber bey weitem nicht durchgehends der Fall ist, sondern daß Urgranit sehr häufig in weiter Erstreckung mit Gneus, so wie auch mit Glimmerschiefer abwechselnd, mit gleichbleibendem Niveau gelagert vorkomme, haben die Beobachtungen von Ebel in der Schweiz, und von Hausmann in Schweden, gezeigt. Der Krystallquarz in den so genannten Krystallgewölben der Schweiz und Dauphiné, wird wohl nicht mit Recht dem Ur-Quarzgebirge zugeschrieben. Bey dem Serpentin hätten die neuern Beobachtungen des Hrn. von Buch über den Gabbro benützt zu werden verdient. Den Topasfels betrachtet Hr. Zätsche als selbstständiges Gebirge, und unterscheidet drey Arten: den gemeinen Topasfels, den Bernsfels und den Hornfels,

wofür uns seine Gründe noch nicht ganz einleuchten. Bey der Grauwacke sind noch — vermuthlich nach der Angabe von Stifft im Leonhard'schen Taschenbuche — Schlangenversteinerungen aufgeführt, deren Nicht-Eristenz doch von unserm Hrn. Ritter Blumenbach längst schon erwiesen worden. — Unter den Arten des Uebergangs-Thonschiefers wird eine neue Art, der Seifschiefer, aufgeführt, der auf dem Büchenberge bey Elbingerode vorkommt, und nach dem Verf. gelblich-, bläulich-, grünlich-weiß, ungemein mürbe und fettig anzufühlen ist. — Die Schilderung des Uebergangs-Kalkstein- und Eisensteingebirges ist besonders lehrreich, da hierbey der Verf. größten Theils eigene, und mitunter neue, Beobachtungen benutzen konnte. Hr. Zäsche ist in diesem Gebirge recht eigentlich zu Hause, indem der Eisensteins-Bergbau, welchem er mit vieler Geschicklichkeit vorsteht, darin betrieben wird. Als Arten dieses Gebirges werden unterschieden: gemeiner, schiefriger, mandelsteinsartiger Uebergangs-Kalkstein, Eisenstein, Uebergangs-Trapp. — Der Verf. führt ein Feldspathgestein als besonderes Gebirge in der Classe der Uebergangs-Gebirgsarten auf, und unterscheidet als Arten desselben: dichtes, körniges und fahlgraues. Bisher hat man diese Gebirgsart nur in unbedeutender Verbreitung in der Elbingeroder Gegend gefunden, daher erst künftige Beobachtungen entscheiden werden, ob es wirklich verdient, als eigenthümliches Gebirge (— eigene Formation —) aufgeführt zu werden, oder ob es nicht vielmehr nur als ein untergeordnetes Lager eines andern zu betrachten ist. — Bey dem

Uebergangs-Trapp vermiffen wir als Art den für dieses Gebirge fo characteriftifchen Rotheifenstein, der nicht bloß am Harze, fondern auch in andern Gebirgsgegenden, oft mächtige Lager darin bildet. Ob der Trapp von Ferroo und Island zum Uebergangsgewirge zu zählen ift, dürfte doch wohl noch fehr zweifelhaft feyn. Uns fcheint mehr dafür zu reden, daß er zum Flöz-Trapp gehöre. — Bey dem Uebergangs-Sandstein vermiffen wir die Anführung feines Vorkommens am Harze, wo er, namentlich zwifchen Zellerfeld und Goslar, fo ausgezeichnet und in fo bedeutender Verbreitung auftritt. — Das, was vom Uebergangs-Syenit, Granit und Porphyr gefagt ift, hätte durch die Reife des Hrn. von Buch durch Norwegen und Lappland fehr vervollftändig werden können. Eine abweichende Lagerung ift uns bey dem Uebergangs-Porphyr nirgends vorgekommen; aber eine gleichförmige mit der Grauwacke zeigt fich überaus deutlich, z. B. in der Lauterberger Gegend am Harze. — Der Verf. führt ein jüngftes Uebergangsgewirge auf, deffen Arten Kalkstein, Thonfchiefer, Mandelstein und Eifenstein find, welches in der Elbingeroder Gegend zu Hauſe ift, und abweichend und übergreifend gegen das ältere Uebergangsgewirge gelagert feyn foll. Wir müſſen geftehen, daß es uns bey wiederhohnten Beobachtungen an Ort und Stelle nicht gelungen ift, uns von diefem Vorkommen zu überzeugen, fondern daß wir vielmehr geneigt find, jene Lager als dem Uebergangs-Kalkgebirge angehörig zu betrachten. Mögen wir uns aber hierin auch irren, fo wird man doch nicht wohl eher darüber entfcheiden können, ob jene Lager als beſonderes

Gebirge im geognostischen Systeme aufgeführt werden dürfen, als bis man ähnliche Beobachtungen in mehreren andern Gegenden zu machen Gelegenheit gefunden hat. Es ist gewiß nichts gefährlicher für die Geognosie, als wenn man auf eine einzelne, in einem beschränkten Locale gemachte, Bemerkung einen allgemeinen Lehrsatz gründet, bevor man sich durch Beobachtungen in mehreren Gegenden überzeugt hat, daß jenes Vorkommen nicht ein bloß locales war. — Nach dem Verfasser soll am Fuße des Grauwackengebirges bey Wernigerode rothes Liegendes anstehen; wir möchten aber dieses nach unsern Beobachtungen bezweifeln, und das dortige, dem Roth-liegenden ähnliche, Gestein für eisenschüssige Grauwacke halten. — Das Vorkommen von Abdrücken von Forellen, Karpfen, Hechten und von andern Fischen unserer Gewässer im bituminösen Mergelschiefer müssen wir bezweifeln, indem, so viel wir wissen, genaue Vergleichen noch keinen uns bekannten Fisch mit Gewißheit darin nachgewiesen haben. — Der Quader-Sandstein scheint uns nicht an der rechten Stelle zu stehen. Nach unsern Beobachtungen ist er nicht als eigenthümliches Gebirge, sondern als ein zuweilen überaus mächtiges Glied der Muschelkalkstein-Formation zu betrachten. Die darin vorkommenden Steinkohlenflöze sind oft von größerer Bedeutung, als der Verf. zu glauben scheint; der bedeutende Steinkohlen-Bergbau im Schaumburgischen, Osnabrückischen, so wie der von Osterwald, Mehle, vom Deister, Süntel u. s. w., in den Gegenden zwischen der Weser und der Leine, wird durchgehends auf Flözen im Quader-Sand-

steine betrieben. Das Gestein des Petersberges bey Mastricht ist kein Quader-Sandstein, wie der Verfasser annimmt, sondern bekanntlich Kalkstein (körniger Saugkalk), der aber auch zur jüngsten Flözkalkein-Formation gehört. — Der Flöz-Thonschiefer ist noch immer etwas problematisch. Auf keinen Fall gehört dahin der Thonschiefer von Gorphytta, Adrarum und andern Orten in Schweden, der, wie schon seit einiger Zeit bekannt ist, zum Uebergangs-Thonschiefer gezählt werden muß. — Mehrere porphyrartige und mandelsteinartige Gebirgsarten aus der Gegend von Niesfeld am Harze sind für Flöztrapparten angesehen worden; ohne Zweifel gehören sie aber nicht zu diesen, sondern zum älteren Flözgebirge.

Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß Hr. Jasche unsere hier mitgetheilten Bemerkungen als einen Beweis aufnehmen möge von der Aufmerksamkeit, mit welcher wir sein lehrreiches, jedem Freunde der Geognosie mit Recht zu empfehlendes, Werk studirt haben. Wir schlagen das Verdienst, welches sich derselbe durch Bearbeitung seiner Schrift erworben hat, um so höher an, da ihm die isolirte Lage seines Wohnortes die Benutzung mancher kostbarer Quellen theils sehr erschweren, theils ganz unmöglich machen mußte, und bitten ihn, fortzufahren, uns mit seinen schätzbaren Beobachtungen zu beschenken.

Hamburg.

Von Friedr. Perthes: Jahrbuch für die hanseatischen Departements, insbesondere für das Departement der Elbmündungen, herausgegeben von A. G.

Wedekind. 1812. In Octav, nebst einer Karte des Departements der Elbmündungen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Hrn. Perthes, von dem, wie der Verf. in der Vorrede sagt, der Plan des Unternehmens herrührt, ein Jahrbuch für die hanseatischen Departements zu verfassen, welches, außer einem Kalender und sonstigen gemeinnützigen Notizen, zugleich eine kurze Uebersicht der Haupt-Momente der Verfassung des Reichs und der Verfassung und Verwaltung der hanseatischen Departements, vorzüglich aber des Departements der Elbmündungen, für welches das Werk hauptsächlich und zunächst bestimmt ist, enthalte. Die Ausführung dieses Unternehmens ward dem Hrn. Wedekind übertragen, welchem wir schon mehrere schätzbare Arbeiten im historischen Fache verdanken, und von ihm auf eine Art besorgt, welche jede billige Anforderung befriedigt. Es sollte keineswegs eine erschöpfende Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Reichs gegeben werden, dazu war der Zeitraum von einigen Monathen, den der Verfasser, nicht ohne häufige Unterbrechungen durch Dienstgeschäfte, auf diese Arbeit verwenden konnte, zu kurz, auch war noch Manches zu neu und zu wenig geordnet, als daß nicht hin und wieder in der Arbeit selbst Ungleichheiten hätten Statt finden müssen. Allein es sollte auch nur eine allgemeine Uebersicht gegeben, nur einige allgemeine Kenntnisse der Französischen Verfassung und Verwaltung in Departements verbreitet werden, wo dieselben noch größten Theils unbekannt waren, und diesem Zwecke entspricht das Werk, welches im Laufe der Zeit gewiß immer größere Vollständigkeit erhalten wird, recht gut. — Das Buch selbst

enthält zunächst einen Kalender, nämlich den Umlauf, die Entfernung und die Größe der Planeten; den verbesserten, den Julianischen, Mohammedanischen und Neuisraelitischen Kalender; die Genealogie der regierenden Fürstenhäuser nach der Ordnung des Französischen Staatskalenders; die Bevölkerung der Europäischen Staaten — unter dieser Rubrik findet sich, sonderbar genug, auch die Bevölkerung von Asien, Africa, America und Australien mit aufgeführt; die Angaben selbst sind doppelt, sowohl die des Französischen Staatskalenders, als die von Hassel in dessen statistischen Tabellen; die Bevölkerung der größern Städte des Französischen Kaiserreichs, die der Europäischen Städte von 20,000 Einwohnern und darüber. Dann folgt: *Erste Abtheilung*: Einige Notizen zur Kenntniß der Staatsverfassung des Reichs. Namentlich werden aufgeführt die Großwürdenträger des Reichs, die Minister, die Groß-Officiere und die verschiedenen General-Gouverneure; dann weitläufiger vom Senate, dessen Personale und Attributen. Das Maximum der Senatoren ist gegenwärtig nicht mehr 120, wie der Verfasser anführt, sondern seit der Vereinigung von Holland durch ein Decret vom 30. December 1810 auf 140 erhöht. Unter den Schlüssen des Senats werden nur die organischen und einfachen Senatus-Consulte genannt; die Arretés und Deliberationen desselben verdienen nicht weniger angeführt zu werden. Auch die Dotation des Senats beträgt nicht mehr, wie hier angegeben worden, fünf Millionen Francs; sie ist gleichfalls seit der Vereinigung von Holland ansehnlich vermehrt. Vom gesetzgebenden Corps. Die Zahl seiner Mit-

glieder beträgt gegenwärtig nicht 390, sondern 395 Personen. Der Staatsrath; der hohe kaiserl. Justizhof; der Cassationshof — Unrichtig wird die Zahl der Präsidenten desselben auf drey angegeben; durch ein Decret vom 28. Januar 1811 ist noch ein vierter hinzugekommen. Die hohe Rechnungskammer; die Ehren-Legion und der Orden der drey goldenen Bliese —; des Reunions-Ordens ist noch keine Erwähnung geschehen. Statut über den Erbadel; dabey ist jedoch nur auf das Adels-Statut vom 1. März 1808 Rücksicht genommen. Conseil du sceau des titres; Verwaltung der Dotationen. — Staatsverwaltung: Ministerial-Departements und deren Organisation. Bey dem Departement der Justiz ist zugleich eine Liste der kaiserl. Gerichtshöfe hinzugefügt; weitläufiger von der Verwaltung im engern Sinne, so wie auch über die General-Direction des Buchhandels und der Buchdruckereyen; bey dem Finanz-Departement zugleich von der Amortisations-Casse, der öffentlichen Schuld und den Pensionen; ausführlich von dem Militärwesen, nebst einem Namensverzeichnis aller Generale und Obersten der Armee; auf gleiche Art vom Seewesen, dabey zugleich von dem Prisen-Conseil. Öffentliche Anstalten: Institut von Frankreich; kaiserl. Universität; Schulen für den Staatsdienst, mütterliche Societät, Längen-Bureau, kaiserl. Bibliothek; Museen u. s. w. Zweyte Abtheilung: Die hanseatischen Departements. Dieser Abschnitt ist hauptsächlich nach dem kaiserl. Organisations-Decrete für die hanseatischen Departements vom 4. Julius 1811 gearbeitet. Tit. I. Von dem

General-Gouvernement. Tit. 2. Civil-Verfassung, Gesetze, Wahl-Collegien, Personale der Verwaltung. Tit. 3. Gerichts-Verfassung. Tit. 4. Finanz-Verfassung. Oeffentliche Schuld und Pensionen; directe Steuern; diese sind theils Vertheilungssteuern — impôts de repartition — theils eine Antheilssteuer — impôts de quotité. Zu den erstern gehören die Grundsteuern (dabey zugleich vom Cadaster), die Personal- und Mobilien-Steuer, und die Thüren- und Fenster-Steuer, zu der zweyten Classe gehört die Patent-Steuer. Zulags-Centimen. Indirecte Steuern: 1) Registrirungs- und Domainen-Verwaltung, Stämpel, Canzley-Gebühren — droit de greffe — und Hypotheken-Gebühren; 2) Verwaltung der vereinigten Abgaben; 3) Verwaltung der Zölle; 4) Verschiedene Abgaben: von den Labours, den Bergwerken, der Verification der Maße und Gewichte, den veräußerten Gemeinheiten und Holzschlägen, der Forstverwaltung, den Brücken und Chausséen, den Posten, der Lotterie und der Münze. Tit. 5. Gottesverehrungen. Tit. 6. Polizen-Verfassung: Pässe; Bettler-Depots. — Territorial-Eintheilung: 1) Departement der Elbmündungen, mit genauer Angabe der Grenzen, der Arrondissements und Mairien, so wie auch bey 2) dem Departement der Wesermündungen, und 3) der Oberems. Dritte Abtheilung: Zustand der Cultur. Ein kurzes Gemählde des innern Zustandes der hanseatischen Departements, vorzüglich des der Elbmündungen, und der Fortschritte der Cultur in demselben. Vierte Abtheilung: Gemeinnützige Notizen. Unter dieser Rubrik sind be-

1304 G. g. A. 130. St., den 14. Aug. 1813.

griffen: das Cerimoniel der Präsentationen; die Hoftrauer, Hof-Etiquette; Cerimoniel der Briefe und Bittschriften; Rang-Reglements; Liste der neuen Würden, wodurch die Inhaber neue Nahmen erhalten haben; Maß, Gewicht und Münzen nach dem metrischen Systeme; Münzvergleichen; Münz-Tarif für die drey hanseatischen Departements vom 20. August 1811; Gesetz über die Militär-Einquartirung vom 23. May 1792; Verbote der Ein- und Ausfuhr; Modificationen bey der Anwendung der Gesetze in den hanseatischen Departements; Nachricht wegen der Acten des Personenstandes; Erklärung einiger in den Gesetzen der vormahligen Verfassungen vorkommenden Benennungen nach heutigem Sinne und Geschäftskreise; Besoldungs-Etat einiger Civil- und Militär-Ämter; Incompatibilität; Liste der Staatsbeamten, welche die unbeschränkte Postfreyheit bey allen ihnen zugesandten Briefen und Packeten genießen, und die Reise-Route von Hamburg nach Paris. Fünfte Abtheilung: Namensverzeichnis oder eigentlicher Staatskalender aller in den hanseatischen Departements angestellten Staatsbeamten.

Schneeberg.

Ben Fuld und Hofmann ist 1813 von dem Hrn. Rector Kreysig zu Annaberg an benanntem Orte von den Symbolis ad Biellii thesaurum philologicum augendum atque emendandum eine Particula V. erschienen, der auch das früherhin diesen Beyträgen in unsern Blättern schon ertheilte Lob gebührt.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1813.

Paris.

Bey Nêve 1812: De l'instruction criminelle, considérée dans les rapports généraux et particuliers avec les lois nouvelles et la jurisprudence de la cour de cassation, par Mr. Carnot, conseiller à la cour de cassation, chevalier de l'empire, membre de la légion-d'honneur. Tome premier 719 S. Tome second 772 S. in Quart.

Unter allen bis jetzt erschienenen Schriften über den neuen Französischen Straf-Proceß nimmt dieses wichtige Werk den ersten Platz ein. Die Einrichtung desselben ist folgende. In einer kurzen Einleitung erzählt der Verf. die Hauptveränderungen, welche das gerichtliche Verfahren in Strassachen seit der Ordonnance criminelle vom Jahre 1670 erfahren hat, und worunter die Oeffentlichkeit der Procedur, so wie die Einführung und Verbesserung der Jury, die wichtigsten sind. Dann folgt ein fortlaufender Commentar über den Code d'instruction criminelle vom Jahre 1808, ganz nach der Ordnung dieses Gesetzbuches. Jeder Artikel ist wörtlich abgedruckt, und unter der Ueberschrift: Observations, mit einzelnen Erläuterungen begleitet, welche durch Nummern bezeichnet sind. Diese Ob-

M (6)

servations enthalten Erklärungen der Ausdrücke und der Absicht des Gesetzes, Vergleichen mit frühern Gesetzen und mit correspondirenden Artikeln des Code Napoléon und des Code pénal, vorzüglich aber Erörterungen einzelner Streitfragen, mit fleißiger und vollständiger Anführung der Aussprüche des Cassationshofes. Doctrinelle Werke sind fast gar nicht angeführt. Der erste Band geht bis zum Art. 201, der zweyte Band umfaßt die übrigen 441 Artikel. Bey jedem Bande findet sich ein sehr vollständiges Register. Formeln für die gerichtlichen Handlungen, womit die meisten Französischen Schriften über den Proceß angefüllt sind, hat der Verf. (welches wir billigen) nicht mitgetheilt. Druck und Papier sind schön.

Um ein bestimmtes und richtiges Urtheil über den Werth dieses wichtigen Werks fällen zu können, ist es durchaus nöthig, die Form von dem Inhalte zu trennen, indem es in materieller Hinsicht eben so viele Vorzüge in sich vereinigt, als es in formeller Beziehung Fehler an sich trägt. Diese Mängel haben größtentheils in der eben beschriebenen Einrichtung ihren Grund.

Anstatt nämlich die Gerichtsverfassung von dem Verfahren zu trennen, und die allgemeinen Grundsätze des Straf-Processes von der Schilderung der eigenthümlichen Proceedur bey den einzelnen Arten der Strafgerichte abzusondern, läuft alles in zahllosen, abgerissenen und planlos geordneten Bemerkungen durch einander, und methodische Abhandlungen über ganze Lehren findet man nirgends. Dieß erschwert die Uebersicht des Ganzen, und das Eindringen in den Geist der Gesetzgebung, führt zu Weitschweifigkeit und zu häufigen Wiederholungen, und stellt die wichtigsten Lehren, indem sie nur so gelegentlich erörtert werden, in einer sehr untergeordneten Ansicht dar.

So handelt z. B. der Verf. gleich beym ersten Artikel schon von der reformatio in pejus; beym dritten Artikel findet sich eine lange Episode über Bigamie; beym Art. 91, welcher von den verschiedenen Mandaten handelt, durch die ein Angeschuldigter vor Gericht gestellt wird, steht eine Beschreibung des hohen kaiserl. Gerichtshofes, und die folgende Untercheidung zwischen Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen, wornach sich sowohl die Competenz des Gerichtsstandes, als die Form des Verfahrens bestimmt, welche also nothwendig an der Spitze hätte stehen müssen, wird bey vielen einzelnen Artikeln erklärt. Hierzu kommt noch die große Ungleichheit der Behandlung der einzelnen Lehren, indem der erste Band, bey gleicher Seitenzahl, nur halb so viele Artikel erläutert, als der zweyte, während gerade die im zweyten Bande commentirten Artikel, wegen ihrer größern Wichtigkeit, eine ausführlichere Erläuterung verdient hätten. Zum Nachlesen ist daher das Werk gar nicht geeignet, und selbst das Nachschlagen ist dadurch sehr erschwert, daß man sich dabey nicht einmahl an die Artikelfolge halten kann, sondern das Register benutzen, und über Einen Gegenstand oft viele Stellen nachsehen muß. Auch der Gebrauch des Registers ist sehr unbequem, denn theils verbreitet sich dieses nicht über das Ganze, und man ist also genöthigt, im besondern Register eines jeden Bandes nachzusehen; theils bezieht sich solches nicht auf die Seitenzahl, sondern auf die Nummern der einem jeden Artikel bengefugten Bemerkungen. Durch diese allerdings nicht geringen formellen Mängel wird dem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten der Gebrauch des Buchs verleidet, während der gewöhnliche Practiker darin eine neue Veranlassung zu seinem mechanischen Verfahren findet.

Nimmt man hingegen bloß auf die **Materialien** Rücksicht, so zeichnet sich das Werk durch seine **Gründlichkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit** vor allen andern diesem Gegenstande gewidmeten Schriften vortheilhaft aus. Allenhalben sieht man den **erfahrenen, scharfsinnigen, tief in die Geschichte und den Geist der Gesetzgebung eingeweihten, Rechtsgelehrten**. Die Erklärung der Kunstausdrücke, die **sorgfältige Vergleichung des Code d'instruction criminelle mit den älteren Gesetzen und der früheren Praxis**, die fleißige Zusammenstellung mit den übrigen **Napoleonischen Gesetzbüchern**, verbreitet neues Licht über den wahren Sinn vieler Artikel. Die sehr vollständig angeführten und benutzten **Staatsrathsgutachten und Erkenntnisse des Cassationshofes** stellen das Gesetz in der Anwendung dar, bewähren dadurch die Zweckmäßigkeit seiner Vorschriften, machen auf die Lücken desselben aufmerksam, und zeigen, wie solche ergänzt werden müssen. Zur Probe theilen wir einige Bemerkungen des Verf. mit.

Unter die Ursachen, welche die Eröffnung eines **Strafverfahrens** verhindern, gehören besonders auch **Präjudicial-Fragen**, d. h. Thatsachen, die, wenn sie erwiesen werden, das Daseyn eines Verbrechens entfernen. Hierüber liefert der Verf. manche interessante Erläuterung. Wenn z. B. derjenige, welcher der **Veruntreuung anvertrauten Gutes** beschuldigt wird, das **depositum in Abrede** stellt, so darf das Strafgericht diese Vorfrage nicht untersuchen, sondern sie gehört vor das Civilgericht. Denn im **Straf-Proceß** ist der **Zeugenbeweis uneingeschränkt** zulässig, nach dem **Code Napoléon Art. 1923, 1924**, kann aber die **freiwillige Hinterlegung** durch Zeugen nicht bewiesen werden, und also würde man diese Vorschrift vereiteln, wenn man jene Vorfrage im **Straf-Proceß** erörtern wollte. Und in dergleichen Fällen kann auch das **Correctionsgericht** nicht etwa

Seine Eigenschaft als Civilgericht geltend machen, um nun über die Vorfrage und die Hauptfrage zu gleich zu entscheiden.

Manche Formen des gerichtlichen Verfahrens, welche man geneigt ist, als bloße Erzeugnisse der Vorliebe der Französischen Gesetzgeber für Förmlichkeiten anzusehen, stellt der Verf. von Seiten ihrer Zweckmäßigkeit dar. So verordnet z. B. der Art. 74: "Bevor die Zeugen vom Instructionsrichter vernommen werden, müssen sie die deshalb an sie ergangene Ladung vorzeigen, und daß dies geschehen sey, muß im Protocoll bemerkt werden." Dieß hat, nach dem Verf., folgenden Grund. Zeugen, welche erscheinen, ohne geladen zu seyn, um über ein Verbrechen auszusagen, sind als verdächtig anzusehen; es muß also aus dem Verhör-Protocoll erhellen, daß sie wirklich geladen sind, und ohne diese Voraussetzung hielten die Parlamente sogar das ganze Verfahren für nichtig.

Der Code d'instruction criminelle enthält keine Vorschrift über die erhebliche und nicht selten vorkommende Frage: ob Priester die ihnen gezeigten Verbrechen entdecken dürfen, und ob sie hierzu von den Gerichten angehalten werden können? Der Vf. unterscheidet zwischen Verbrechen gegen die Sicherheit des ganzen Staats und andern Verbrechen, auf erstere bezieht er den Art. 105 des Code pénal, welcher alle Personen zur Entdeckung vorsehender Verbrechen jener Art verpflichtet, und den Art. 107, welcher unter den von dieser Verpflichtung ausgenommenen Personen die Prediger nicht nennt, wodurch also das Beichtgeheimniß nicht von Entdeckung der Wahrheit befrehet. Auf die übrigen Verbrechen wendet er hingegen den Art. 378 des Code pénal an, worin diejenigen Personen, welche die ihnen vermöge ihres Standes oder Gewerbes anvertrauten Geheimnisse, außer dem Falle, wo das Gesetz die

Anzeige zur Pflicht macht, verrathen, mit Strafen bedroht werden. Diese Unterscheidung ist offenbar richtiger, als die in einem vom Verf. mitgetheilten Beschlusse des Cassationshofes vom 30. Nov. 1810 aufgestellte allgemeine Behauptung, daß das Weichtgeheimniß überhaupt unverlegbar sey, weil die catholische Religion unter dem Schutze der Gesetze und der Regierung stehe, die Weichte aber zu den wesentlichen Stücken derselben gehöre. Wenn aber der Verf., gestützt auf ein Arrêt des Cassationshofes, die Confiscation des Vermögens nicht als eine Strafe, sondern als eine bloße Entschädigung des Staats betrachtet, wenn er ferner die Confiscation der bey einer Uebertretung in Beschlag genommenen Sachen noch gegen die Erben eintreten läßt, ungeachtet durch den Tod des Angeschuldigten die Anklage unstatthaft geworden ist, so widerspricht solches nicht nur der Natur der Sache, sondern auch dem Code pénal, welcher im Art. 7 die Confiscation des Vermögens zu den Criminal-Strafen, und im Art. 464 die Confiscation der in Beschlag genommenen Sachen zu den Polizey-Strafen zählt, und sie also keineswegs als bloße Civilforderungen betrachtet. Ein sehr reichhaltiger Artikel sind die Attribute des Ministère public; nur mit Mühe wird man sich indessen aus den sehr zerstreuten Bemerkungen über diesen Gegenstand unterrichten. Dagegen sind manche Artikel desto dürftiger ausgefallen, z. B. von der Vertheidigung peinlich Angeklagter, findet sich fast nichts darin. Das Geschworenengericht sucht der Verf. durch mehrere sehr unhaltbare Gründe zu vertheidigen, indem er z. B. behauptet, mit Abschaffung der Jury würde die durch dieselbe eingeführte Publicität der Verhandlungen verschwinden. Die Gegner der Jury apostrophirt er folgender Maßen: "et vous, qui prononcez anathème contre l'institution du Jury, si vous aviez le malheur d'être accusé, hésiteriez-

vous sur le choix que vous auriez à faire d'être jugé par une cour de justice criminelle sans assistance de Jurés, ou de l'être d'après une déclaration du Jury? Pourriez-vous distraire votre pensée de tant d'innocens condamnés par les Tribunaux? pourriez-vous la distraire de cette idée consolante, qu'aucun innocent ne fut conduit au supplice sur une déclaration du Jury? — Votre opinion systématique viendrait se briser contre votre intérêt personnel vous réclameriez bien vite, avec toute la force dont vous êtes capable, le bienfait de l'institution du Jury."

Eben daselbst.

Von Jantin 1811: Le Guide des Jurés, par Fleurygeon, Chef de Bureau au Ministère de l'intérieur, auteur du Code administratif. 297 S. in Octav.

Eine populäre Instruction für die Geschwornen würde allerdings einem wichtigen Bedürfnisse abhelfen. Sollte sie indessen ihrem Zwecke entsprechen, so müßte sie Folgendes enthalten: eine gemeinschaftliche Belehrung der Geschwornen über ihre Bestimmung, über den Umfang ihrer Pflichten und Rechte, über die Natur und Erfordernisse der Verbrechen, über die Erkenntnißgründe der Wahrheit, über die Gegenstände, worauf sie während der Verhandlungen ihre Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten haben, so wie über die Eindrücke, gegen welche sie auf ihrer Hut seyn müssen. So eingerichtet, würde diese Instruction selbst dazu beitragen, das wichtige Institut der Jury zu verbessern, und die ihm von seinen Gegnern vorgeworfenen Mängel minder fühlbar zu machen.

Wer aber mit diesen Erwartungen die gegenwärtige Schrift zur Hand nimmt, der wird sich sehr getäuscht finden, und sich leicht überzeugen, daß ihr Zweck durchaus verfehlt ist. Eine bloße Angabe ihres Inhalts reicht hin, um dieß Urtheil zu rechtfertigen. Die vor-

ausgeschickten höchst oberflächlichen observations générales enthalten, außer der Warnung, daß die Geschwornen bey ihren Aussprüchen nicht an die auf das Verbrechen folgende Strafe denken sollen, fast nichts, als die Aufforderung, sich vor allen Dingen jedesmahl zu überzeugen, ob die zur Sprache gebrachte That auch wirklich ein peimliches Verbrechen sey. Dieß gehört indessen garnicht zur Beurtheilung der Geschwornen; auch wachen die Geseze sehr sorgfältig darüber, daß der Angeschuldigte wegen eines bloß correctionellen Verbrechens nicht vor das Geschwornengericht gestellt wird. Nach dieser äußerst dürftigen Einleitung liefert der erste Titel ein alphabetisches Verzeichniß der Verbrechen welchem ein Verzeichniß der im Code pénal auf diese Verbrechen gesetzten Strafen folgt. Der zweyte Titel, de la composition et de la convention du Jury, ist ein bloßer Abdruck der einschlagenden Artikel des Code d'instruct. crim. Der dritte Titel enthält ein alphab. Verzeichniß der Vergehen, mit Angabe der Strafen, womit sie bedroht sind, und der vierte und letzte Titel ein ähnliches Verzeichniß der Uebertretungen. Da letztere beiden Classen von Verbrechen nicht vor das Geschwornengericht gehören, so läßt sich der Zweck dieser Verzeichnisse gar nicht einsehen. Aber auch das im ersten Titel enthaltene Verzeichniß entspricht seiner Bestimmung nicht, indem sich die Geschwornen aus demselben über die Merkmale, welche den Thatbestand eines jeden Verbrechens bilden, nicht unterrichten können. — Die Abfassung einer Instruction für die Geschwornen, welche den oben bemerkten Erfordernissen entspräche, bleibt eine Aufgabe, durch deren Lösung ein Sachverständiger sich ein nicht geringes Verdienst erwerben könnte, besonders in Hinsicht auf Westphalen, wo der Kreis der Bürger, aus denen die Geschwornen genommen werden, nicht so enge gezogen ist, als in Frankreich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1813.

Leipzig.

Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Fr. Wilken, Prof. der Geschichte zu Heidelberg &c. Zweyter Theil. 1813. Octav XLVI und 735 S., nebst 51 S. Beylagen. Wir haben den ersten Theil dieses Werks bald nach seiner Erscheinung mit aller der Auszeichnung angeführt und beurtheilt, die ihm gebührt. Die Erzählung ist in diesem zweyten Theile um ein Beträchtliches vorgerückt; sie umfaßt die Geschichte des Königreichs Jerusalem, und der Kämpfe der Christen wider die Ungläubigen bis zu dem Verluste der Grafschaft Edessa und der Kreuzzüge der Könige Conrads III. und Ludwigs VII. im Jahre 1146; also beynähe ein halbes Jahrhundert. Von dem mehrjährigen Aufschube, der die Erscheinung dieses Theils seit der des ersten verspätet hat, gibt der Verf. in der Vorrede sehr völgünstige Ursachen an, welche dem Leser für diese Verzögerung hinreichenden Ersatz versprechen. Der Verf. wünschte nämlich die Morgenländischen Annalen, welche die kaiserl. Bibliothek in Paris enthält,

N (6)

für sein Werk benutzen zu können. Erst im Frühling 1811 reifete er dahin; und wenn ihm gleich seine Verhältnisse nur einen Aufenthalt von drey Wochen dort gestatteten, so war dieser doch für seine Zwecke nicht vergeblich. Er benutzte zwey Werke der Geschichte von Jerusalem und Hebron, und die Geschichte der Athabeken von Mosul, vornehmlich Nur-eddin's und Salaheddin's durch Abu Schamah; wovon bereits Hr. Silvestre de Sacy in dem *Magazin Encyclopédique* von 1799 Nachricht gegeben hatte; und besonders einen Französischen Auszug aus Kemaleddin's Geschichte von Haleb, welchen eben jener vortreffliche Gelehrte mit seiner gewohnten Liberalität ihm mittheilte. "Ohne diese Mittheilung würde es mir unmöglich geblieben seyn, in die von den Christlichen Geschichtschreibern sehr dunkel und verworren erzählten Thaten und Abenteuer der Fürsten von Antiochien und Grafen von Edessa, welche zum öftersten gegen die Muselmänner in Haleb stritten, Licht und Klarheit zu bringen." Mit vollem Rechte ist daher auch der gegenwärtige Theil jenem Gelehrten gewidmet.

Der Verf. hat seine Erzählung an die Geschichte des Königreichs Jerusalem geknüpft, als dem besten Mittel, eine gewisse Einheit hineinzubringen. Das zweyte Buch, welches dieser Theil umfaßt, ist in 35 Kapitel getheilt, und eine sehr genaue vorangesetzte Inhaltsanzeige gibt dem Leser eine Uebersicht des Ganzen. Es umfaßt also die Periode des Herzogs Gottfried, des Königes Balduin des Ersten, Balduin des Zweyten, Fulco, und des Königes Balduin des Dritten unter der Regentschaft von Melisinde. Daß der Verfasser für einen Zeitraum von 44 Jahren einen Band von der Stärke des gegenwärtigen brauchte, zeigt schon im voraus, daß er sich in einem hohen Grade

der Ausführlichkeit und Vollständigkeit besaß; und in der That kennen wir auch kaum irgend eine Begebenheit von einiger Erheblichkeit aus diesem Zeitraum, welche unerzählt geblieben wäre. Die großen Schwierigkeiten, die es hatte, in einen Stoff, der wenig so große Massen darbietet, als der des ersten Bandes, wo vielmehr großen Theils einzelne Abenteuer und Unternehmungen zu erzählen waren, einen Zusammenhang hineinzubringen, und die Uebersicht zu erhalten, fällt in die Augen. Die Beschränktheit des Schauplatzes, und die Gleichförmigkeit der Begebenheiten erleichterte es wieder einiger Maßen.

Die sechs ersten Kapitel umfassen die kurze Regierung Herzogs Gottfried. Wer diese Erzählung liest, legt sich selbst unwillkürlich die Frage vor: wie es möglich war, daß ein so schwacher Staat, der kaum gegründet, auch schon an innern Uebeln erkrankte, nicht bloß den Streitigkeiten unter den Heerführern, sondern auch der verderblichen Eifersucht zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, sich so lange behaupten konnte, und nicht vielmehr sofort wieder eine Beute seiner Feinde ward? Aber auch schon von Anfang zeigt sich theils, was damahls einzelne große Charactere vermochten (der Waffenruhm, den die Haupthelden der Kreuzfahrer sich persönlich erworben hatten, wirkte auf die Ungläubigen am meisten); theils, wie selbst bey solchen Vertilgungskriegen, wie diese seyn sollten, dennoch durch wechselseitige Bedürfnisse sich auch wechselseitige Verhältnisse anspinnen, welche zu größern Folgen führen, als man selber anfangs vermuthen konnte. Uebrigens gaben für diesen Abschnitt die Orientalischen Schriftsteller nur sehr wenige Ausbeute. Anders ist es schon in dem siebenten Kapitel, wel-

ches die gleichzeitige Geschichte von Antiochien enthält, und großen Theils nach dem oben erwähnten Auszuge aus Kemaleddin gearbeitet ist. Die Geschichte von Boëmund, seiner Gefangenschaft, und von Ebn Danischmend ist dadurch sehr vervollständigt. — Den größten Theil dieses Bandes nimmt die Periode der Regierung vom Könige Balduin dem Ersten, dem Bruder Gottfrieds, ein; sie reicht vom achten bis zum zwanzigsten Kapitel. Der verunglückte Versuch der neu aufgebrochenen Scharen aus dem Occident gegen Bagdad zu ziehen, und sich der damaligen Hauptstadt des Morgenlandes zu bemächtigen, zeigt wenigstens, daß das Zeitalter für solche kühne Ideen Sinn hatte, wenn auch nicht genug Einsichten, um die zur Ausführung nöthigen Mittel zu beurtheilen. Uebrigens ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände fast nirgends größer, als in dieser Periode: eben deshalb aber auch unmöglich, einen Auszug der Erzählung zu geben. Auch hier hat, in Beziehung auf die Geschichte von Antiochien, Kemaleddin wieder erhebliche Aushenke gegeben. Merkwürdig ist, bey Gelegenheit der Entwürfe der Kreuzfahrer auf Haleb, die Bemerkung dieses Schriftstellers, die der Verfasser ausgehoben hat: es sey auffallend, daß von so vielen Saracenischen Fürsten keiner die Franken von Haleb abzuwehren gesucht habe. Die wahre Ursache dieses Benehmens aber sey, daß alle diese Fürsten die Fortdauer der Fränkischen Macht in Syrien gern sahen, weil diese fremde Macht ihnen den ruhigen Besitz ihrer Staaten sicherte, welche jeder von ihnen sich gebildet hatte, indem sie die Macht von Bagdad und Mosul beschäftigte. Sie wirkt nicht bloß ein Licht auf die Geschichte der Kreuzzüge, sondern leidet, *mutatis mutandis*,

ihre Anwendung auch auf viele andere Perioden der Geschichte. Die Geschichte von König Balduin dem Zweyten umfaßt in sieben Kapiteln, vom ein und zwanzigsten bis sieben und zwanzigsten, den Zeitraum vom Jahre 1118 bis 1131. Da Balduin zugleich Fürst von Antiochien war, und die dortigen Handel ihn besonders beschäftigten, so gewährte auch hier die Schrift von Kemal-eddin große Aufschlüsse. Auffallend ist seine oft so genaue Uebereinstimmung mit den wichtigsten der Abendländischen Schriftsteller: welches als ein Beweis ihrer beiderseitigen Wahrheitsliebe betrachtet werden muß. Die Periode dieser Regierung ist reich an interessanten Erzählungen. Die Niederlage der Christen durch Ilgazi im 22. Kapitel, die Gefangenschaft des Königes und seine Befreyung, die Belagerung und Einnahme von Tyrus, wird Niemand ohne Theilnahme lesen. Bey dem 23. Kapitel, welches hauptsächlich die weitere Geschichte von Ilgazi von Haleb, dem thätigsten Feinde der Franken, enthält, ist wiederum vorzüglich Kemal-eddin benützt, und dadurch die Erzählung genauer und vollständiger geworden. Dasselbe gilt im 25. Kapitel von der Befreyung des Königes Balduin II. aus der Gefangenschaft. Zu den mit besonderer Sorgfalt bearbeiteten Gegenständen gehört im 28. Kapitel die Entstehung der beiden ersten geistlichen Ritterorden. Der Verf. findet es wahrscheinlich, daß die Hospitaliter, die vorher nur sich mit der Aufnahme und Pflege der Pilger abgegeben hatten, erst durch das Beyspiel der Templer bewogen seyen, auch als gewaffneter Orden an der Vertheidigung des heiligen Landes Antheil zu nehmen, wofür als Hauptbeweis das von Bertot vernachlässigte Zeugniß des Jacobus von Vitry angeführt wird. Aber der Zeitpunkt, wann es

geschehen sey, läßt sich nicht genau bestimmen. — Die Regierung des Königes Fulco umfassen die folgenden 7 Kapitel, vom 28. bis zum 34. Mit Fulco, der vom Alter geschwächt erst zur Regierung kam, begann auch die Schwäche des Reichs, das damals in seinem vollen Umfange außer dem eigentlichen Königreiche Jerusalem die großen Lehen, das Fürstenthum Antiochien, und die Grafschaft Tripolis und Edessa, letztere durch ihre Lage hauptsächlich das Bollwerk gegen die Saracenen, umfaßte. Unter ihm die doppelte Unternehmung der Griechen gegen Antiochien, während zugleich dem Reich zur Seite die Macht des Atabeken Zenki immer drohender ward. Mit der Erzählung der Eroberung von Edessa durch ihn und seinen Sohn Mureddin im 35. Kapitel schließt der gegenwärtige Band. Hingefügt sind noch 10 Beylagen, unter denen wir besonders die siebente, die Eroberung von Antiochien durch die Kreuzfahrer nach Remal-eddin, als ein bedeutendes Supplement zum vorigen Bande bemerklich machen.

Aus dieser Anzeige und der Bemerkung der neuen Hülfsmittel, welche der Verfasser sich verschafft hat, geht von selbst hervor, daß sein Fleiß nicht nachgelassen hat, sondern gewachsen ist. An sorgfältiger Benutzung der Quellen, besonders der Orientalischen, kann keiner seiner Vorgänger mit ihm verglichen werden. Es ist die sorgfältigste und genaueste Erzählung der Geschichte der Kreuzzüge, die wir besitzen. Die Genauigkeit des Verf. in der Anführung seiner Beweisstellen, die nicht selten ganz hergefehrt sind, ist musterhaft. Ob nicht die Erzählung mancher einzelnen, weniger wichtigen, Begebenheiten hätte können abgekürzt, und dadurch, in Verbindung mit der Anordnung, die Uebersicht dem Leser klarer hätte erhalten werden können, wol-

Len wir um so lieber unentschieden lassen, da wir die Schwierigkeiten, mit denen der Verf. zu ringen hatte, nicht verkennen. Nur über eine Aeußerung am Schlusse der Vorrede müssen wir noch eine Bemerkung uns erlauben. "Er habe es," sagt der Verf. mit Recht, "vermieden, die Unternehmungen der Kreuzfahrer mit dem Maßstabe unserer Zeit zu messen." "Mögen also," fährt er fort, "Gottfried von Bouillon, die Valduine, Boëmund, Tancred, vor dem Richterstuhle der kalten Vernunft als Schwärmer und Verirrte erscheinen, welche die Bequemlichkeit des Lebens in ihren Burgen für ein unruhiges, gefährvolles und wenigen Genuß darbietendes Leben in Syrien und der Nähe des heil. Grabes aufopferten; mögen wir das Zeitalter der Kreuzzüge ein Zeitalter thörichter Schwärmer nennen: die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter keinen Namen zu finden wissen!" Unsers Erachtens erscheinen die Unternehmungen jener Helden auch der kalten Vernunft nicht als thörichte Schwärmeren, so bald man sie nur in dem Lichte ihrer Zeiten betrachtet. Und gewiß kann es auch dem Verf. nicht gleichgültig seyn, ob seine Leser sie so ansehen: denn ein Geschichtschreiber, der so wenig von dem Werthe seines Stoffes durchdrungen wäre, würde keine so schätzbare Arbeit haben liefern können, als Hr. W. wirklich geliefert hat.

Braun und Delmüs.

Jurende's Mährischer Wanderer, oder ganz neu entworfener Nationalkalender Mährens und Schlesiens für das Jahr 1813 (168 S. in groß Quart), ist uns von da gekommen, vermuthlich in der Absicht, um uns zu einem Urtheil aufzufordern. Wir können es in wenigen Worten abgeben. Es ist ein Haus-, Wirthschafts- und Unterrichtsbuch für Städter (denn S. 68 wird auch ein Bauernfreund

oder Pflugkalender versprochen): voran der Kalender, mit mehreren jeden Monath begleitenden Columnen, unter denen diejenige die wichtigste ist, welche, außer der Anzeige der Haus- und Landgeschäfte, auch dasjenige enthält, wofür Freunde der Cultur (des Bessermachens und Besserwerdens) jeden Monath sorgen. Unter dieser bescheidenen Rubrik kommen Anträge zu bessern Landesanstalten vor. In die Aufsätze, welche einem solchen Volksbuche beigefügt werden, gehören, unserer Einsicht nach, nur Dinge, die den Staatsbürger, den physischen, gesellschaftlichen und sittlichen Menschen, und das Allgemeine des Nahrungsstandes, betreffen. Wir sind auf wenige Artikel gestoßen, denen diese Eigenschaft abgeht: zu diesen wenigen gehören z. B. die Venträge zu den Idiotismen von Mähren; die Erklärung der verschiedenen Zeitrechnungen, die höchstens in Taschenbüchern, welche ausschließlich den oberen Ständen gewidmet sind, einen Platz haben könnte. Besonders haben in einem solchen Volksbuche alle die Artikel, die (was gegenwärtig noth thut) für das Vaterland begeistern können, unsern Beyfall; und an solchen hat es der Verf. nicht fehlen lassen. Diese Kalender-Reforme ist um so verdienstlicher, je mehr das Kalenderwesen in der Gegend des Verf. bisher im Argen lag: er ist sogar gesonnen, seinen Nationalkalender für alle Oesterreichische Staaten brauchbar einzurichten. Wenn er aber auch nur der Volksbildung in Mähren dadurch forthat, so wird er sich um sein Vaterland Verdienste genug erwerben. Man kann sich begeistert fühlen, wenn man so vielen guten Willen sieht, als in den letzten Zeiten in den verschiedensten Ländern der Oesterreichischen Monarchie die Schriftsteller in dieser Hinsicht gezeigt haben: die Regierung wird ihre patriotische Absicht gewiß unterstützen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1813.

Kopenhagen.

Commentationum Eleaticarum pars prima, quam pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis eruditorum examini obtulit *Christian. Aug. Brandis*, respondente *J. L. A. Kolderup de Rosenvinge*, studioso juris. 1813. 214 Seiten in Octav.

Eine Schrift, wie diese, darf mit den gewöhnlichen Inaugural-Dissertationen nicht in Eine Linie gestellt werden. Sie gehört zu den gelehrtesten Beiträgen zur Geschichte der Philosophie der Alten. Sichtbar hat sich der Verf. nur des zufälligen Beihilfs einer academischen Gelegenheitschrift bedient, was auf den Nordischen Universitäten öfter der Fall seyn soll, um eine nur für eine kleine Anzahl von Lesern bestimmte Frucht seines gelehrten Fleißes in das Publicum zu bringen. Es ist bekannt, daß kein Theil der alten Griechischen Philosophie dem Forscher, der sich nicht mit oberflächlichen Ansichten begnügen will, einen reicheren Stoff zum Nachsinnen darbietet, als das Eleatische System. Für unser Zeitalter haben diese Untersuchungen ein be-

sonderes Interesse wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf den neuesten Pantheismus. Das Beste, was bisher zur Aufklärung des Eleatischen *Ἐν καὶ παν* geleistet worden, verdanken wir dem verstorbenen Fülleborn. Aber Fülleborn's Bearbeitung und Erläuterung der Eleatischen Philosophie lassen dem, der tiefer in den systematischen Zusammenhang dieser Lehre eindringen will, eine reiche Nachlese übrig. Ganz ins Klare zu kommen, ist hier nicht möglich, da, bis auf Weniges, die Schriften der Eleatiker verloren gegangen sind, und das Uebrige, was wir von ihrer Philosophie, und noch dazu nur fragmentarisch, wissen, sehr verschiedenartigen Gewährsmännern geglaubt werden muß. Der Verfasser dieser Commentation hat nun mit dem größten Fleiße, weit vollständiger, als Fülleborn, die Stellen, die zur Erläuterung der Eleatischen Philosophie dienen können, aus den alten Schriftstellern gesammelt und im Original mitgetheilt. Schon dieses gibt seinen Bemühungen einen bleibenden Werth. Aber er hat auch mit kritischer Genauigkeit die Systeme der verschiedenen Eleatischen Philosophen sorgfältiger, als alle seine Vorgänger auf diesem Wege, mit einander verglichen, um jedem von ihnen das Seinige genau zuzutheilen, so, daß man nun ein wenig deutlicher sieht, wie die Eleatische All-Einheits-Lehre eigentlich entstand, und wie sie bey ihrer Fortschreitung anders modificirt wurde. Darin hatte man bisher gefehlt, daß man die Meinungen des Xenophanes, Parmenides, Melissus und Zeno von Elea, um ihrer Uebereinstimmung in der Hauptsache willen, zu sehr als ein Ganzes behandelt hatte. Von Xenophanes und seiner Lehre handelt der Verf. zuerst. Hier gab es am meisten aufzuräumen, weil Aristoteles, in den Nachrichten von der Eleatischen Philosophie, sonst

der sicherste Gewährsmann, der Meinungen des Xenophanes nur kurz erwähnt. Der Verf. mußte sich also an spätere Schriftsteller wenden, unter denen besonders der treffliche Simplicius zu benutzen war. Aber schon zu den Zeiten des Simplicius scheint, wie der Verf. wahrscheinlich macht, das Buch des Xenophanes von der Natur der Dinge eine Seltenheit gewesen, und bald nachher ganz verschwunden zu seyn. Die Resultate, welche der Verf. gefunden hat, sind folgende: Xenophanes ging in seinen Betrachtungen noch gar nicht, wie sein Nachfolger Parmenides, von einer transcendentalen Analyse des Begriffs der Wesenheit aus, um aus diesem Begriffe zu demonstrieren, daß die Vernunft überall nur Ein Wesen erkenne. Seine Philosophie schloß sich unmittelbar an die Cosmophysik der Ionischen Philosophen an. Xenophanes war Naturphilosoph. Die Natur schien ihm ein absolutes, in sich selbst abgerundetes, Ganzes, und in diesem Sinne Eins; und dieses Eine nannte er Gott, oder das einzige Wesen. Daß aber Xenophanes diesen Satz, ohne alle dialectische Zurüstung, mehr hingestellt, als demonstrieren habe, möchten wir daraus, weil wir nicht wissen, wie er demonstrieren haben mag, mit dem Verf. nicht folgern. Auch ist uns aus der Exposition, welche der Verf. gibt, nicht klarer geworden, wie Xenophanes von seinem Gotte, der mit dem Naturganzen einerley seyn sollte, weiter sagen konnte, dieses alleinige Wesen sey mit keinem der Dinge, die in die Sinne fallen, vergleichbar, weder endlich, noch unendlich, weder beweglich, noch unbeweglich u. s. w. Diese Aeußerungen scheinen eine reine Speculation über den Begriff eines über die sinnlich erkennbare Natur erhabenen Wesens vorauszusetzen. Daß Xenophanes seinen Gott mit einer Kugel verglich, klingt freylich materialistisch

genug. Aber redete denn die Philosophie jener Zeit nicht in Metaphern, wo es ihr an unmittelbar bezeichnenden Wörtern fehlte, besonders wenn sie sich, wie die Philosophie des Xenophanes, in Versen ausdrückte? Auch ist nicht einzusehen, wie dieser ausgezeichnete Denker, wenn seine Philosophie, gleich der Ionischen, von Naturbetrachtungen ausging, einen Widerstreit zwischen den *αἰσθητικῶς* und den *νοητικῶς* bemerken konnte. Und die Behauptung dieses Widerstreites, ein Hauptsatz der Eleatischen Philosophie, wird doch schon ihm, nicht erst dem Parmenides, zugeschrieben. Bis zu welchem Grade seine Philosophie Skeptisch war, sagt kein bekanntes: *Δόξος δ' ἐπὶ πᾶσι τέρυται* sehr nachdrücklich. Das einzige sichere Resultat der Untersuchung ist, wie uns dünkt, dieses, daß Xenophanes mit dem Gedanken, den nach ihm Parmenides verfolgte, noch nicht ins Klare gekommen zu seyn scheint, weil er sich in das Verhältniß der reinen Idee eines Wesens zu der empirischen Mannigfaltigkeit der Dinge noch nicht finden konnte. — Der zweite Abschnitt handelt von Parmenides. Der Verf. liefert das bekannte, von Simplicius aufbewahrte, Gedicht dieses Philosophen noch ein Mal im Originale, mit philologischen Erläuterungen und kritischen Conjecturen zur Berichtigung des Textes. Hierauf eine Reihe von Anmerkungen, den Inhalt des Gedichts betreffend. Es wird gezeigt, wie Parmenides sich über Xenophanes hob, indem er den allgemeinen Begriff von einem Wesen rein aufnahm, und durch transcendente Analyse dieses Begriffs zeigte, wie die Vernunft, die sich selbst unbedingt vertraut, überall nur ein einziges Wesen erkennt, eben dadurch aber mit den Sinnen in einen unendlichen Streit geräth. Zugleich hat der Verf. nicht unbemerkt gelassen, wie Plato und andere

Griechische Philosophen die Argumentationen des Parmenides benutzt haben, indem sie sie zu berichtigen suchten. Doch ist es uns noch immer nicht deutlicher geworden, in welchem Sinne nun Parmenides einen Werth auf die Fortsetzung der Ionischen Naturphilosophie setzen, und in die Lehre von den Elementen den Dualismus einführen konnte, über den uns Aristoteles weiter belehrt. Daß Parmenides der eigentliche Erfinder der Dialektik gewesen, läßt sich auch nach des Verf. Urtheile nicht bezweifeln. Mit Recht macht der Verf. vorzüglich aufmerksam auf die Verschiedenheit der Lehren des Xenophanes und des Parmenides in Beziehung auf die Idee der Gottheit. Denn Xenophanes hatte die beiden Begriffe, Wesen und Gott, geradezu identificirt; Parmenides hat sich über dasjenige, was nach seiner Lehre Gott heißen sollte, oder nicht heißen sollte, nirgends, so viel wir wissen, bestimmt erklärt. In der Natur der Sache liegt nun allerdings, daß, wenn Parmenides nach seinem System von Gott reden wollte, er mit diesem Worte nicht wohl etwas Anderes bezeichnen konnte, als eben das ewige Eine, das ihm Alles in Allem war. Daß er, wie der Verf. glaubt, sich des vieldeutigen Wortes lieber ganz enthalten wollen, entweder um die reine Philosophie nicht zu entstellen, oder, um kein Vergeßniß zu geben, ist möglich, aber nicht geradezu wahrscheinlich. Uns dünkt, Parmenides, dessen strenge Consequenz keine Uebereilung zuließ, wollte lieber von Gott gar nicht reden, als dem alleinigen Wesen, das er durch strenge Demonstration erkannt zu haben glaubte, Eigenschaften beylegen, die sich aus dem Begriffe eines Wesens nicht folgern ließen. Denn aus diesem Begriffe konnte er nicht folgern, ob die Urfraft des alleinigen Wesens die Vernunft, oder die Bewegungskraft,

oder was sie sonst sey. Deswegen möchten wir sein System einen unentschiedenen Pantheismus nennen. — Im dritten Abschnitte werden die Lehren des Melissus zusammengestellt, so viel wir von ihnen noch wissen, meistens nach dem Buche de Xenophane, Melisso (vulgo *Zenone*) et Gorgia, das dem Aristoteles zugeschrieben wird. Das Resultat ist, daß Melissus in der Hauptsache an der Lehre des Parmenides nichts änderte, aber sie durch neue Beweisgründe zu bekräftigen suchte, die sich zum Theil auf den Begriff des Unendlichen beziehen. — Der Verf. will seine Untersuchungen fortsetzen, und in ähnlichen Abtheilungen die Lehren des Zeno von Elea und der folgenden Eleatiker bearbeiten. Wir wünschen sehr, daß er sein Vorhaben nicht aufgeben möge, und daß wir Etwas dazu beigetragen haben mögen, auf das Verdienstliche seiner Bemühungen aufmerksam zu machen. Der Styl des Verfassers könnte klarer seyn.

Halle und Berlin.

Hier hat der Hr. Dr. Aug. Herm. Niemeyer Originalstellen griechischer und römischer Clafiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Für pädagogische und philologische Seminarien, und als Bevlage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses 1813. Octav S. XXXII und 302, herausgegeben. In der an den Hrn. Prof. Schüz gerichteten, sehr freundschaftlich abgefaßten, Vorrede handelt der Verf. von dem Zwecke, Plane und Gebrauche dieses Werks, welches aus dem stark gefühlten Mangel einer Chrestomathie aus den Alten bey den Vorlesungen im pädagogischen Seminarium, das seit dem J. 1787 in Halle bestand, hervorgegangen ist. Es fehlte eine Chre-

Pädagogie, in welcher alle Stellen der Alten über
 Erziehung und Unterricht gesammelt, zur Vergleichung
 des Alten mit dem Neuen dienen könnten, und
 worin also der pädagogisch, didactische Standpunct
 die Hauptabsicht ausmache. Allerdings machten die
 historischen Vorarbeiten über die Erziehung der Alten
 von Barthelemy, Hochheimer und Goetz eine solche
 Arbeit lange nicht entbehrlich, noch weniger die an
 sich verdienstlichen Schulschriften des Hrn. Director
 Schulze zu Luckau u. a., da sie sich nur auf einzelne
 Schriftsteller, als auf Plinius, Seneca und Horaz,
 beschränken. Gleichwohl war eine recht bestimmte
 Darstellung des Geistes der Alten in ihren Ansichten
 der Jugendbildung nöthig. Diesem Mangel hat nun
 der Verf. in vorliegendem Werke abgeholfen, welches
 auch sehr gut als ein Beytrag zur allgemeinen Ge-
 schichte des Erziehungswesens bey den Alten betrach-
 tet werden kann. Zunächst ist zwar die Theorie der
 Pädagogik und Didactik der Hauptzweck, doch sind
 auch einige Beyspiele der Methode aufgenommen,
 als in den Socraticischen Gesprächen und in dem vä-
 terlichen Rathe aus den Werken des Isocrates. Mit
 Recht hat der Verf. sein Hauptaugenmerk theils auf
 das Formale des Unterrichts genommen, und allem,
 was selbst Material ist, hier keinen Platz eingeräumt,
 theils hat er die systematische Anordnung der Stellen
 aufgegeben, um den Schriftstellern ihre Eigenthüm-
 lichkeit zu lassen. So viel möglich war, sind die
 Grundsätze der Erziehung von denen der Unterrichts-
 lehre geschieden worden. Sehr zweckmäßig sind auch
 Dichter benützt worden, theils um das Interpreta-
 tionstalent an ihnen zu üben, theils auch deswegen,
 weil gerade die Dichter den Geist ihrer Zeit auch in
 pädagogischer Hinsicht scharf auffaßten, und reiche
 Gelegenheit geben, zu bemerken, wie ähnlich sich die
 Menschen in ihren Erziehungsmaximen, in ihrer pä-
 dagogischen Weisheit und Thorheit zu allen Zeiten ge-

blieben sind. In Hinsicht des Gebrauchs leidet es wohl keinen Zweifel, daß die Lehrer in pädagogischen und pädagogisch-philologischen Seminarien diese Sammlung sehr gut benutzen können, wo es auf die Frage ankommt, was für Grundsätze der Erziehung leiteten die Alten? Auch läßt sich sehr gut ein theoretischer Vortrag der Pädagogik u. Didactik an die Lesung und Erklärung der gesammelten Stellen anknüpfen. Daß auch der eigene Fleiß junger Pädagoen u. Philologen hier seine Nahrung finde, versteht sich von selbst. Für die Critik ist hier auch durch eine Sammlung prüfenswerther Lesarten oder Varianten, die als Anhang beigefügt ist, gesorgt worden. Hr. Wiggerts hat hier im Griech. Theile treffliche Dienste geleistet, welcher auch weit freyer von Druckfehlern geblieben ist, als der Latein. Theil. Es wäre nützlich, wenn noch ein Carton, der diese Fehler enthielte, nachgeliefert würde. Allein in dem Excerpte aus dem 108. Br. von Seneca, das aus 8 Reihen besteht, fanden wir 9 Druckfehler. Doch jeder gelehrte und unbefangene Freund der Pädagogik u. Didactik muß diese Sammlung auch als für ihn veranstaltet ansehen, indem er hier alles zusammen antrifft, was über diesen Gegenstand uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Trefflich setzt der Vf. den Nutzen, der aus dem Studio dieser Sammlung hervorgeht, aus einander. Die Stellen sind aus Plato, Xenophon, Aristoteles, Ocell. Lucanus, Plutarch, Sertus Empiricus, Isocrates, Aristophanes (Wolken); dann aus M. Ter. Varro, M. Tull. Cicero, M. Ann. Seneca, M. Fab. Quintilianus, C. Plinius u. Cæcil. Secundus genommen. Der Anhang enthält eine pädagog. Anthologie aus Röm. Dichtern, Publ. Terentius, Q. Horatius Flaccus, D. Jun. Juvenalis, u. M. Valer. Martialis. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß diese eben so einsichtvolle als geistreiche Sammlung fleißig gebraucht und studirt werden möge.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 21. August 1813.

Paris.

Bey H. Nicolle: Musée des antiques, dessiné et gravé par P. Bouillon, peintre, avec des notices explicatives par M***. Livraison VII. VIII. IX. X. XI. XII. gr. Folio. 1811. 1812. (s. diese Anzeigen vom jetzigen J. St. 22 S. 220).

Livrais. VII. Nr. 1. Hygia. Unter den drey Statuen, welche das kaiserl. Museum von dieser Göttinn besitzt, ist diese unstreitig die schönste, obgleich der Kopf keine ideale Vollkommenheit hat, und das Portrait irgend einer Röm. Kaiserinn, vielleicht, wie Visconti glaubt, der Domitia, Gemahlinn des Domitian, zu seyn scheint. Sie ist mit einer langen Tunica und mit einem Mantel bekleidet, der von der linken Schulter hinabfällt, und den Körper in schönen Formen faltenreich umwindet. Da man an den andern Statuen der Hygia einen ähnlichen Faltenwurf des Mantels wahrnimmt, so scheint er entweder dieser Göttinn characteristisch anzugehören, oder einem berühmten Original nachgebildet zu seyn, daher auch der Vf. unsere Statue für kein Urbild ausgibt, sondern sie für eine mittelmäßige Arbeit nach einem Meisterstücke hält. Pausanias sah zu Argos eine herrliche Statue
P (6)

der Hygia von der Hand des Xenophilus u. Straton; allein sie gehörte zu einer Gruppe, und kann daher, nach unserer Meinung, dieser Statue nicht zum Muster gedient haben. Sie ist 6 Fuß hoch, aus Griech. Marmor verfertigt, und kam von Berlin in die kais. Sammlung. N. 2. **Sextus von Chärona.** Die Ähnlichkeit, welche Hr. Visconti zwischen dem Kopf dieser Statue und einer seltenen, von Spon edirten, Griech. Münze finden wollte, brachte ihn auf den Gedanken, daß sie den berühmten Croiker Sextus, den Oheim des Plutarch, u. Lehrer des Marc Aurel, darstelle. Allein nach einer nähern Ansicht der Münze selbst ergab es sich, daß sie zu Mithlene geprägt worden ist, und nun hält Hr. V. die Statue für eine Abbildung des Sextus, eines Anhängers des Pyrrho. Doch wir übergehen diese Gedankenspiele, weil der Kopf ursprünglich nicht zu der Statue gehörte, ob er gleich mit großer Kunst mit dem Körper verbunden ist. Er ist aus Sacarischem Marmor verfertigt, das Uebrige aus Parischem. Die Figur bleibt immer ein schönes Kunstwerk, wenn wir auch den Namen des Philosophen oder Sophisten nicht wissen, den es darstellen soll, und der zur Zeit der Antonine gelebt zu haben scheint. 6 F. 2 Z. hoch. Aus dem Vatican. Museum. N. 3. **Ein ruhender Faun.** Mit zwangloser Grazie lehnt er sich an einen Baumstamm, indem er in der Rechten eine Flöte hält, und die Linke in die Seite stützt. Seine ganze Bekleidung besteht in einer Nebris. Da man von dieser wunderschönen Statue so viele Nachbildungen hat, so glaubt Hr. V., vorzüglich wegen einer gewissen Eigenheit der Nebris, in ihr eine Copie des bronzenen Fauns oder Satyrs des Praxiteles zu entdecken, der in ganz Griechenland theils durch die List der Phryne, theils unter dem Namen *Ἰσχυροῦ* berühmt war. Aber so schön auch die Formen der Statue immerhin seyn mögen, so nimmt man dennoch einen gewissen furchtsamen Meißel an ihr wahr,

Der eine Copie, jedoch die schönste, die auf uns gekommen ist, verräth. Der linke Arm u. ein Theil des rechten sind modern, aber gute Restaurationen; allein die Nase ist von einem Stümper ergänzt. 5 F. 2 Z. hoch, aus Pentelischem Marmor, entdeckt im J. 1731 bey Canuvium, von Benedict XIV. ins Capitol. Museum, und von da nach Paris gebracht. N. 4. **Ein Kampf der Amazonen.** Der Mythos von den Amazonen ist von mehren Dichtern und Künstlern behandelt, die unter verschiedenen Scenen vorzüglich ihren Kampf mit den Athenern unter der Anführung des Theseus wählten. Bekannt ist das Basrelief mit diesem Gegenstande an einem Fries in Stuart's Alterthümern von Athen. Die hier abgebildeten Basreliefs sind in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Sie befinden sich an einem aus Griech. Marmor (cipolla) verfertigten Sarcophag, der 7 F. 10'' lang, 2 F. 11'' breit und 2 F. 9'' hoch ist. Er kam von Wien, wohin er, der Sage nach, von dem Don Juan, einem natürl. Sohne Carls V., nach der berühmten Schlacht zu Lepanto gebracht worden war. Die zwey Hauptseiten sind am vollkommensten ausgeführt, dagegen die zwey Nebenseiten nachlässiger gearbeitet erscheinen, vielleicht weil man sie überhaupt nicht zur Ansicht bestimmte. Auf der ersten Hauptseite erblickt man drey Griech. Helden, bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert, im Kampf mit den Amazonen, während ein vierter tödtlich verwundet niedersinkt. Zwey Amazonen liegen entseelt auf dem Boden, zwey andere kämpfen noch muthig auf ihren Pferden; noch eine zu Fuß hoblt mit ihrem Beil aus, um den Helden zu treffen, der seinem niedersinkenden Gefährten aufhelfen will. Ihre Kleidung hat viel Sonderbares. Auf dem Haupte haben sie eine Art Phrygischer Mütze; sie haben lange Beinkleider, eine kurze Tunica mit einem Gürtel und langen Ärmeln, und kurze Mäntel mit Ärmeln, die den Ungriechen

Dollmanns nicht unähnlich sind. Zwen Mäntel haben fogar am Rande und an den Enden der Ärmel Befestigungen von Pelzwerk, wodurch der Künstler die Nordische Abkunft dieser Heldinnen bezeichnen wollte, die in einem so eigenthümlichen Costume auf keinem andern alten Kunstwerke vorkommen. An der andern Seite des Sarcophags sieht man ebenfalls einen Kampf einer Amazone zu Pferde mit einem zu Fuße fechtenden Helden; sie wird von einer Gefährtinn unterstützt. Eine andere liegt todt auf dem Boden. Die meisterhafte Zeichnung der Figuren u. ihre schöne Anordnung erheben diesen Sarcophag zu einem der vortrefflichsten Monumente des Alterthums, das, wenn uns unser Gedächtniß nicht trügt, noch in keinem andern Werke abgebildet worden ist. N. 5. Zwen Büsten, einen jungen Hercules u. eine Omphale darstellend. Die erste, aus Parischem Marmor, befand sich in dem Schlosse Richelieu; und die zweyte, aus Pentelischem Marmor, in der Villa Albani.

Livr. VIII. N. 1. Aesculap. Alle Statuen dieser Gottheit sind sich ähnlich, was die Stellung, den Faltenwurf des Mantels, und selbst die Physiognomie betrifft; die mit der des Jupiters übereinkommt. Characteristisch gehören dem Aesculap ein Stab, eine Schlinge u. ein turbanförmiger Kopfschmuck (*Ἰερίστριον*). Auch in dieser Statue will der Vf. nur eine mittelmäßige Copie eines berühmten Originals erblicken, und wirklich scheint der Kopf die Hypothese zu begünstigen, daß nur er von der Hand des Meisters, das Uebrige aber von irgend einem Schüler vollendet worden ist. Durch schlechte Restauration hat diese Statue sehr gelitten. Sie ist aus Pentelischem Marmor, 7 F. hoch, und befand sich in der Villa Albani. N. 2. Menander. Auf den ersten Blick bemerkt man, daß diese Statue als Seitenstück einer andern des Posidippus gedient hat. Beide Figuren, von gleicher Größe, sind ähnlich

bekleidet und beschuhet; beide sitzen, sind aus demselben Marmor verfertigt, und an einem und demselben Orte entdeckt worden. Der Name des Posidippus hat an der Plinthe sich erhalten, dagegen der Name des Menanders verschwunden ist, weil die Plinthe gerade an der Stelle, wo er stand, gelitten hat. Da aber ein Basrelief in der Farnes'schen Sammlung den Kopf des Menanders nebst seinem Namen darstellt, und dieser mit unserer Statue eine sprechende Aehnlichkeit hat, so herrscht über ihre Bedeutung kein Zweifel mehr. "Dieser herrliche Dichter," sagt Hr. Visconti, "ist dargestellt, wie er nachlässig auf einem Sessel sitzt, auf welchem ein großer Polster liegt, und der mit einem Fußschemmel versehen ist. Die ganze Lage seines Körpers paßt für die Weichlichkeit, die er liebte, und für die Zierde, welche in seiner Kleidung und seinem Wesen herrschte." So meisterhaft übrigens die Composition des Ganzen, und besonders die Drapperie, ist, so entspricht dennoch die technische Ausführung der Grund-Idee des Kunstwerks nicht, und so scheint auch diese Statue die Copie eines berühmten Originals zu seyn. Die Figur ist 6 F. hoch, aus Pentelischem Marmor verfertigt, und war ehemahls im Vaticanischen Museum. · N. 3. Minerva. Wenn auch diese Statue nicht so berühmt ist, als die Pallas von Belletri, so gehört sie dennoch zu den Antiken vom ersten Range. Die Stellung ist sehr einfach; aber Majestät thront in dem Haupte und in der ganzen Gestalt der Göttinn, die in der erhobenen Linken einen Speer hielt, die herabhängende Rechte aber etwas von dem Körper abwendet. Das reiche Gewand bricht sich in schöne Falten, und läßt die Umrisse des Körpers durchschimmern. Das Ganze verräth einen Meister aus der Blüthezeit der Griech. Kunst. Selbst die schuppenreiche Aegis, welche von der rechten Schulter hinabfällt, ist mit einem bewundernswürdigen Fleiß ausgeführt. Die ge-

fehrten Untersuchungen über den großen Mantel (peplum) lassen sich ohne Ansicht der Figur nicht mittheilen. Die Arme sind ergänzt, und der Kopf, obgleich antik, gehörte ursprünglich nicht zu dieser Statue. Sie ist aus Pentelischem Marmor verfertigt, 6 Fuß 6" hoch, und befand sich ehemahls zu Cassel. N. 4. Der Pythische Apollo, oder der Apollo von Belvedere. Indem Rec. als bekannt voraussetzt, was so viele Schriftsteller von dieser weltberühmten Statue, in welcher Einige den Todter Pythons, Andere den Sohn der Latona, wie er, gemeinschaftlich mit der Diana, die Kinder der Niobe erlegt, finden wollen, gesagt haben, wird er hier nur einige neuere Ansichten mittheilen. Jugend blüht, und göttliche Majestät strahlt aus dieser Gestalt hervor, die edel und erhaben da steht, und lange für ein Meisterwerk aus der glücklichsten Zeit der Sculptur unter den Griechen gehalten worden ist. Allein da es aus Carrarischem Marmor verfertigt ist, so gehört es in die Jahrhunderte nach Alexander dem Macedonier, weil die Carrarischen Marmorbrüche erst unter dem Julius Cäsar benützt wurden, und muß also in den Zeitraum von der Regierung dieses Kaisers bis auf Hadrian gesetzt werden, worin, wie mehre Monumente beweisen, noch manche würdige Nachahmer des Phidias und Praxiteles lebten. Diese Bemerkung führt Hrn. Visconti zu folgendem feinen Gedanken: "*La Venus de Gnide,*" sagt er, "*est devenue, avec quelques changements sous le ciseau de Cléomène, la Venus du Capitole; c'est par ce même principe, que l'Hercule de Lysippe, dont il nous reste une copie antique en marbre est devenu, par l'habileté de Glycon, l'Hercule colossal de Farnèse; et c'est par ce moyen encore, que les Statuaires ignorés dans l'histoire, parcequ'ils ont été postérieurs à la plupart des auteurs Grecs, qui avoient*"

écrit sur les arts, nous ont laissé des ouvrages tels que le Torse, le faune dormant et les Antinous, chef-d'oeuvre accomplis qui nous portent à croire, que ces artistes avoient surpassé les maîtres de l'ancienne école." Eben dieser vor-

treffliche Alterthumskenner trägt bey dieser Gelegenheit eine neue und brillante Hypothese vor. Er glaubt nämlich, daß das eigentliche Original des Apollo in Bronze vielleicht von dem Calamis ausgeführt worden sey, und in der That, in welchen unnachahmlichen Linien, in welchen Formen und Wellenzügen würde die Statue erscheinen, stände sie ganz frey, ohne den Tronk, an welchen sie sich lehnt! Doch wir können diesen und ähnliche Gedanken hier nicht weiter verfolgen. Die Höhe dieser Statue ist 6 Fuß 6 Zoll. N. 5. Antinous. Ein sehr schönes Bruchstück eines Basreliefs, das in einer halben Figur besteht, und zum Beweise der hohen Stufe der Cultur der Künste zur Zeit des Hadrian dient. Es ist 3 Fuß 8" hoch, aus Lunischem Marmor verfertigt, und befand sich ehemahls in der Villa Albani. Hr. Levezov verwirft in seiner Schrift über den Antinous Winkelmann's Meinung von diesem Kunstwerke, welcher der Verf. beypflichtet. N. 6. Zwen Büsten, vom Marc Aurel und Lucius Verus. Die letztere ist ein wahres Meisterstück. Man fand sie beide zu Aqua-Traversa an der Via Cassia. Sie sollen aus dem so genannten Corallitischen Marmor verfertigt seyn. Ihre Höhe beträgt 1' 10" — 1' 8" 6'''.

Livr. IX. N. 1. Posidippus. Diese Statue diente als Seitenstück des Menanders (Livr. VIII. N. 2), und führt den Namen Ποσειδῖππος mit großen Buchstaben an der Plinthe. Posidippus lebte unter den Nachfolgern Alexanders, und bildete sich nach dem Menander. Seine Griech. Tunica, sein Pallium, die Halbstiefel, und selbst der Ring auf dem Finger, gehen

ein eben so treues als naives Bild des Athenischen Costume. Eine Stelle im Pausanias bringt Hrn. Visconti auf die Vermuthung, daß diese Statue einst das Theater zu Athen geschmückt habe. Allein die mittelmäßige Arbeit verräth den Copisten irgend eines verloren gegangenen Meisterstücks. Die Statue ist aus Pentelischem Marmor gefertigt, und von gleicher Höhe mit der des Menander. N. 3. **Melpomene.** Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Statue vor Zeiten in dem Theater des Pompejus gestanden hat. Der rechte Arm und die linke Hand, mit der sie eine Herculesmaske hält, sind zwar modern, aber sehr passend ergänzt. Das Haupt-Attribut dieser Göttin ist die theatralische Tunica, welche gerade hinabfällt (sie hießen *ορδοσραδιαι*); der breite Gürtel, und die Eklamys, die mit Spangen auf den Schultern befestigt wurde. Sie ist 12 Fuß hoch, aus Pentelischem Marmor, u. war ehemals im Vaticanischen Museum. N. 3. **Eine Amazone.** Man bewunderte im Alterthum viele Statuen von Amazonen, unter welchen die am Tempel der Diana zu Ephesus die berühmtesten waren. Allein wir kennen ihre Stellungen nicht, und wissen nur, daß die Amazone des Phidias auf ihren Speer sich stützte, so wie die des Ctesilas ihre Wunde zeigte. Da die Amazone des Polyklet ihrer außerordentlichen Schönheit wegen gerühmt wird, so glaubt Hr. Visconti, daß die hier abgebildete eine Copie derselben sey, weil sie wirklich unter den vielen Nachahmungen von Amazonen die vollkommenste ist. Schade nur, daß sie von einer ungeübten Hand so viele Ergänzungen hat leiden müssen! Sie ist 5 F. 9'' hoch, und war vor Zeiten im Vatican. Museum. N. 4. **Die Capitolinische Venus.** Diese außerordentlich schöne Figur hat in ihrer Stellung sehr viele Aehnlichkeit mit der Mediccischen Venus, doch sind die Gesichtszüge verschieden, und statt des Delphins mit zwey

Amorinen hat sie eine Vase zur Seite stehen, die mit einem wollenen Tuch, dessen Rand mit Frangen (*γαυροστροφος*) versehen, bedeckt ist. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hält man sie für eine Nachbildung der Gnidischen Venus des Praxiteles, zumahl sie auf einer unter dem Caracalla zu Gnidus geprägten Münze eben so erscheint. Sie ist aus dem schönsten Parischen Marmor gefertigt, soll, nach Hrn. Visconti, in der Wohnung der Statier gefunden haben, und ist nur sehr wenig restaurirt worden. Unter den zahlreichen Wiederholungen ist unstreitig diejenige die schönste, welche man gegen das Ende des verfloffenen Jahrhunderts unter den Ruinen von Ostia entdeckt hat. N. 5. Der Nil. Die Alten haben die Hauptflüsse, unter denen der Nil eine wichtige Rolle spielt, mit vieler Kunst dargestellt. Hier liegt er unter dem Bilde eines schönen bejahrten Mannes auf seinem eignen Bette; in seiner rechten Hand hält er ein Aehrenbündel, und mit dem linken Arm, der auf einem Sphinx ruhet, umfaßt er ein Fruchthorn, mit Producten aller Art angefüllt, die Aegypten seiner segnenreichen Ueberschwemmung verdankt. Zu seinen Füßen befinden sich ein Crocodil und ein Ichneumon. Auf allen seinen Gliedern klettern 16 Kinder in den mannigfaltigsten Stellungen, deren mystische Zahl auf den Wachsthum des Wassers zur Höhe von 16 Ellen sich bezieht, die für ein fruchtbares Jahr in Aegypten erforderlich sind. Diese schöne Statue, die den Meisterstücken des Alterthums an die Seite gesetzt werden kann, ist aus Pentelischem Marmor gefertigt, befand sich im Vatican, und mißt an der Plinthe in der Länge 9 Fuß 6". Die Basis ist mit einer Reihe Basreliefs geschmückt, welche auf die eigenthümlichen Thiere und Pflanzen des Nils sich beziehen. Man sieht Crocodile, die mit Nilpferden kämpfen, Menschen von sehr kleinem Körperbau, vielleicht die Lentyriden, welche in Käh-

nen ebenfalls mit Crocodilen kämpfen; Potosbüschel, Papyrus u. s. w. N. 6. Zwey Büsten, Vespasian und Titus, beide ehemahls im Schlosse Richelieu.

Livr. X. N. 1. Theseus. Man hat dieser Statue aus keinem andern Grunde den Nahmen des Theseus beygelegt, als weil sie in ihrer rechten Hand einen Knäuel Zwirn hält, welches Ariadne jenem Helden gab, um den Weg aus dem Labyrinth zu finden. Allein diese Hand ist neu; auch hat der Kopf, obgleich antik, ursprünglich nicht zu dieser Statue gehört. Sie ist mit einer kurzen Tunica bekleidet, die den rechten Arm und die rechte Brust entblößt zeigt, und unter der Brust durch einen starken Riemen befestigt wird. Aller Schönheiten ungeachtet scheint die Statue eher einen Bettrenner, als einen Theseus, vorzustellen. Sie ist aus Deutschland nach Paris gekommen, aus Pentelischem Marmor verfertigt, 6 Fuß 2'' hoch.

N. 2. Augustus. Man sah diese Statue ehemahls im Giustinianischen Pallast zu Venedig, hierauf zu Rom. Den Kopf fand man zu Velletri der Vaterstadt des Augustus, und er ist unstreitig sein Portrait. Beide Hände sind ergänzt. Aus Griechischem Marmor, 6 Fuß 3 Zoll hoch.

N. 3. Ein Discuswerfer. Daß diese Statue eine Nachbildung oder Copie des berühmten Discuswerfers des Myron sey, leidet keinen Zweifel, wenn man mit ihr die Beschreibungen vergleicht, die Lucian, Statius und Quintilian von jenem Meisterstücke hinterlassen haben. Allein unsere Statue ist nicht nur an mehren Theilen mittelmäßig gearbeitet, sondern auch nach Bruchstücken anderer Discuswerfer ergänzt, u. nur ein moderner Betrug hat an den Tronk, an dem man ein Strigil wahrnimmt, die Worte *Μίμων στρον* schreiben können. Sie ist zu Tivoli in der Villa des Hadrian entdeckt, u. von da in das Vatic. Museum gebracht worden. Aus Pentelischem Marmor, 6 Fuß hoch.

N. 4. Ein Römer unter der Gestalt des

Mercur, bekannt unter dem Nahmen des **Germanicus**. Der Kopf dieser Figur u. der Haarwurf zeigen das Bildniß eines Römers, als Mercur dargestellt, indem er in der Linken den Caduceus führt, die Rechte aber so emporhält, als ob er über Etwas nachsinne, so wie man sie an mehren Statuen des Mercur antrifft. Mit dieser Apotheose pflegte man der Eitelkeit der Röm. Großen ein Opfer zu bringen, und, wie Hr. Visconti sagt: *Lorsque la Grèce et l'Asie eurent plié leur joug de la domination Romaine, et que chaque citoyen de cette terrible république du être considéré comme un roi par les peuples soumis, l'orgueil des vainqueurs et l'adulation des vaincus firent renaître ces représentations emblématiques et les multiplièrent de toutes parts.* Wessen Portrait diese Statue ist, wird wohl unentschieden bleiben, allein der Nahme des Künstlers hat sich erhalten; auf einer am Boden befindlichen Schildkröte liest man: Κλεομενης Κλεομενους Αθηναιος ποιησεν. Ein Ideal spricht uns aus diesem Kunstwerke nicht an, das nur von Seiten der treuesten Nachahmung des menschlichen Körpers Bewunderung verdient. Ehemahls in der Galerie zu Versailles. Aus Parischem Marmor, 5 F. 5'' hoch.

N. 5. Diana von Versailles. Die Lieblichkeit der Gestalt, die Zartheit des Ausdrucks, die schönen svelten Formen, geben dieser Statue einen eben so hohen Rang, wie dem Apollo von Belvedere. Eine Tunica ohne Ärmel, die viele kleine Falten bildet, und so hoch geschürzt ist, daß sie nur bis über die Knie reicht, umfließt den leicht dahin schwebenden Körper. Ein kleiner, wie eine Schärpe zusammengewundener, Mantel ist über die Schulter geworfen; Sandalen schützen den Fuß. Die rasch hineinende Jungfrau ist im Begriff, mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, und faßt mit der Linken eine Hindinn an die Hörner, die Hr. Visconti für die Cerynthische Hindinn (Κερυντις

ἑλκφος), mit goldenem Geweiß und ehernen Füßen, hält, wie Diana sie aus den Händen des Hercules empfängt. Man hat diese Statue für ein Seitenstück des Apollo, und für eine Arbeit desselben Meisters ausgehen wollen; allein sie ist aus Parischem Marmor, und nicht, wie der Apollo, aus Cararischem verfertigt worden, anderer Gründe zu geschweigen. Ihre Höhe beträgt 6 F. 1". N. 6. Zwen Büsten, Homer u. Euripidos; die erste aus dem Capitol, die zweyte aus der kostbaren Sammlung, welche die Academie zu Mantua besaß.

Livr. XI. N. 1. Vertumnus. Der Cultus dieses Gottes der Felder und Gärten soll von den Etruskern zu den Römern gekommen seyn, die im October die *Vertumnalia* feierten. Durch seine Attribute ist er leicht zu erkennen. Er trägt Früchte, hält in seiner Rechten ein Gartenmesser, oft auch einen krummen Stab (*λαγυβολον*), wie die Faune, und ist mit Kornähren und Fichtenzweigen gekrönt. Statt einer Chlamys hat diese Statue ein Ziegenfell, in welchem Früchte liegen; die Bedeckung der Füße ist Halbstiefeln nicht unähnlich. Der Kopf besitzt viel Adel. Aus Parischem Marmor, 6 F. 7" hoch. N. 2. Sabina. Eine Röm. Matrone, reich mit einer Tunica oder vielmehr Stola bekleidet, über welche eine Palla geworfen ist, steht mit vieler Würde da, und hält im linken Arm ein Horn des Überflusses, wie man die weibl Figuren aus der Familie der Cäsaren unter der Gestalt der Fortuna, Abundantia, Fertilitas etc. häufig auf Münzen abgebildet sieht. Der Kopf der Sabina, der Gattinn des Hadrian, ist später aufgesetzt worden, und paßt, seiner Schönheit ungeachtet, nicht zu der Drapperie, die in ihrer Art ein wahres Meisterstück ist. Auch hier stören einige schlechte Restaurationen den wahren Kunstgenuß. Die Statue, aus Lunischem Marmor, u. 6 F. hoch, stand ehemals in der Villa Borgnese. N. 3. Achilles. Mit diesem

Nahmen bezeichnet man die Statue eines Kriegers in der Blüthe seiner Jahre, der sich mit der Linken auf eine Lanze stützt, und auf dem Kopfe einen zierlichen Helm hat, übrigens aber, mit Ausnahme eines Ringes am rechten Beine, etwas unterhalb der Wade, durchaus nackt ist. Dieser Ring hat den Antiquaren Stoff zu verschiedenen Untersuchungen dargeboten. Ein Basrelief im Capitolin. Museum, das die Thetis darstellt, wie sie den jungen Achilles in den Styr taucht, und ihn gerade an dem Theil des Fußes, wo die Statue den Ring hat, festhält, und wo nur allein Achilles verwundet werden konnte, brachte Hrn. V. auf die Hypothese, daß die Statue diesen Helden vorstelle, obgleich diese Dichtung erst spätern Ursprunges ist. Da man ferner mehre Bruchstücke ähnlicher Statuen u. Wiederholungen gefunden hat, so glaubt derselbe Antiquar, daß sie sämtlich Copien eines Urbildes, vielleicht des Achilles von der Hand des Lycius, dessen Pausanias gedenkt, seyn möchten. So geistreich aber diese Deutung klingt, so wird sie dennoch von dem Vf. verworfen, weil die Formen der ganzen Figur eher für einen Athleten, als für den Sohn einer Göttinn passen, und sie selbst nicht einmahl in der Gesichtsbildung idealische Züge verräth. Aus Parischem Marmor, 6 F. 2'' hoch, ehemahls im Borghesischen Pallast. N. 4. Der Hermaphrodit aus der Villa Borghese Unter allen Vorstellungen von Hermaphroditen ist die hier abgebildete, wegen der innigen Vereinigung beider Geschlechter in einem Individuo, die merkwürdigste. Daß die erste Idee der Hermaphroditen Oriental. Ursprunges ist, daß sie die erzeugende u. empfangende, also producirende, Natur bezeichneten, wollen wir Hrn. Visconti und andern Antiquaren gern zugeben; allein die Griechischen und Röm. Hermaphroditen hatten, nach unserer Uebersetzung, keine religiöse Beziehung, son-

dem verdanken ihren Ursprung der Knabenliebe und den Jahrhunderten, worin entnerote Wollüstlinge die Gegenstände der Befriedigung ihrer unnatürlichen Lüfte selbst im Marmor vor Augen zu haben wünschten, und Lüsterheit u. Sittsamkeit bey ihrem Anblick nicht errötheten. Der Borghesische Hermaphrodit ist 4 F. 7'' lang, und aus Pentelischem Marmor. N. 5. *Minerva Pacifica*, und *Ceres*. Eine kleine Nebensache, eine Art von Absatz (Zoccolo), die bey der ersten Statue sich befindet, leitete Hrn. Visconti auf den Gedanken, in ihr eine Minerva zu erblicken. Sie ist aus Parischem Marmor, und befand sich zu Trianon. Die zweyte Statue ist zu einer Ceres durch eine neue Restauration umgemodelt, indem man ihr einen Aehrenbüschel in die rechte Hand gegeben hat. Hr. Visconti hält sie mit mehr Wahrscheinlichkeit für die Muse der Geschichte, der eine Rolle in der Hand angehörte. Die Falten ihrer Tunica, und vorzüglich der leichte, durchsichtige Mantel, mit dem sie umwunden ist, sind das Vollkommenste, was die Kunst in dieser Art hervorbringen kann. Aus Parischem Marmor, 3 F. 1'' hoch, ehemahls im Vatican. N. 6. Zwey Büsten, *Claudius* und *Nero*. Die erste kam aus Deutschland, die zweyte aus Klein-Trianon, in das Französ. Museum. Beide sind aus Parischem Marmor.

Livr. XII. N. 1. Nero, als Sieger. Daß der Kopf aus Parischem Marmor das veredelte Portrait des Nero darstellt, leidet keinen Zweifel; allein der übrige Körper, aus Pentelischem Marmor, hat zur Statue eines andern Kaisers gedient. Die Formen sind zwar nicht die schönsten; allein die Drapperie des Mantels fällt in große und graziose Falten. Hoch 6 F. 11''. N. 2. *Providentia*. Da die Attribute dieser Statue modern sind, auch der Kopf ihr ursprünglich nicht angehört hat, so kann man über ihre Bedeutung

nur Conjecturen wagen. Der Kopf mit einem Diadem hat viel von einer Juno; die Himmelstugel in der Linken (ein neues, nach Kaisermünzen ergänztes, Attribut) gab der Figur den Namen Providentia. Sie befand sich im Pallaste Richelieu. Der Kopf ist aus Griechischem, der Körper aus Pentelischem Marmor. Die Höhe beträgt 6 Fuß 1". N. 3. Adonis. Die Schönheit der Formen, die Grazie und erste Jugendblüthe dieser Statue, haben die Alterthumsforscher bewogen, sie für einen Adonis zu halten, wohin auch das Symbol der Jagd, ein Pfeil, deutet, den ihr ein Restaurator in die Rechte gab. Allein aus Hrn. Visconti's genauen Untersuchungen der ganzen Stellung des mit einer Binde versehenen Kopfes, und aus der Ähnlichkeit mit einigen Statuen des Apollo, geht hervor, daß dieser angebliche Adonis ursprünglich ein Apollo war. Ein Bildhauer von großen Verdiensten, Hr. Carlo Albacini, hat sie ganz im Geiste ihres Urhebers restaurirt. Sie ist aus Brechetto, 5 F. 3" 6''' hoch, und stand ehemahls im Vatican. N. 4. Julia, Gemahlinn des Septimius Severus. Ehemahls wurde diese Statue für eine unbekante Römerinn angesehen, Hr. Visconti aber hat in ihr das Portrait der Julia Pia entdeckt, und verschiedene Umstände, welche die Gegend ihrer Ausgrabung betreffen, bestätigen seine Meinung aufs vollkommenste. Sie ist mit einer Palla bedeckt, und bis auf die Hände, gleich den Statuen der Polyhymnia und Mnemosyne, eingehüllt. Sonderbar ist es, daß weder Hr. Visconti, noch der Verk., die auffallende Ähnlichkeit bemerkt haben, welche, mit Ausnahme des Gesichts, zwischen dieser Statue und der berühmten Vestalinn zu Dresden herrscht, und welche den Rec. glauben macht, daß Julia unter der Gestalt einer Vestalinn dargestellt worden ist: Der meiste

1344 G. g. A. 134. St., den 21. Aug. 1813.

hafte Faltenwurf läßt die Umrisse des nackten Körpers durchschimmern. Diese Statue ist unverehrt auf uns gekommen, aus Griechischem Marmor gefertigt, 5 F. 7" hoch, und war vor Zeiten in der Galerie zu Versailles. N. 5. Der Tiber. Eine schöne Statue, die dem Nil (Euf. IX. 5.) als Seitenstück gedient hat. Auch er liegt ruhend auf seinem Flußbette, in der Linken ein Ruder, und in der Rechten ein Horn des Ueberflusses haltend, neben welchem man die Wölfinn mit den Kindern Romulus und Remus erblickt. Unstreitig rührt diese Statue von demselben Künstler her, welcher den Nil ausgearbeitet hat. Doch ist die Physiognomie des Tiberis ernsthafter, und sein Haupt mit einem Lorberkranz, dem Sieges-Emblem der Römer, umwunden. Der Styl ist erhaben, und die Nachahmung scheint mit der Natur zu wetteifern; auch alle Nebendinge sind, wie bey der Statue des Nils, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführt. Die kleinen Vasreliefs an der Basis beziehen sich theils auf die Schiffahrt auf dem Tiber, theils stellen sie ihn dar, wie er dem Aeneas und seinen Nachkommen ihre Schicksale vorher sagt. Die Statue wurde im Vatican aufbewahrt, und ist mit dem Nil von gleicher Größe. N. 6. Zwey Büsten, Lycurgus und Pittacus. Die Büste des Lycurgus ist von Hrn. Visconti durch eine Vergleichung mit einer Statue dieses Gesetzgebers in dem Vaticanischen Museum, und einem Kopfe in der Farnesischen Sammlung, entdeckt worden. Sie wurde im J. 1807 in Deutschland erbeutet. Die Büste des Pittacus kam aus der Villa Borghese in das Französische Museum. Umständlicher hat Hr. Visconti von beiden Büsten in seiner Iconographie gehandelt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stüd.

Den 23. August 1813.

Berlin.

D. Justiniani Institutionum libri IV. *Recensuit et indicem editionum adjecit D. Frid. Aug. Biener, P. P. O. in univ. Berol. 1812. Sumpt. Jul. Ed. Hitzig. 230 und XL S. in gr. Octav, ohne die Vorrede.*

Es gehört unter die vielen Dinge dieser Art, die in keiner Litteratur ihres gleichen haben; als leider in der juristischen, daß ein Buch, welches auch noch seit zwey hundert Jahren so erstaunend oft, theils einzeln, theils in Sammlungen, gedruckt worden ist, wie die Institutionen, ein Buch, wovon Handschriften so gar nicht selten sind, doch seit dem sechszehnten Jahrhundert Niemand gefunden hat, der es wagte, eine neue Auswahl unter den Lesarten zu treffen. Man weiß, welche, man kann geradezu sagen, lächerliche Mißverständnisse mit den vermeinten Ausgaben von Cujas vorgegangen sind, wie van de Water und Otto eine Recension von Cujas versprochen, und eine ganz gemeine lieferten, die ihn gar nichts anging; wie man beym Gebauer'schen Corpus Juris zwar eine Ausgabe von 1585

Ω (6)

befolgte, welche Cujas wirklich hatte besorgen lassen, wobei aber Böhler, und wohl auch Gebauer selbst, theils auch alle Fehler derselben, namentliche die corrupte Rechtschreibung, für Vorzüge hielten; theils das Einzige, wodurch sich diese Ausgabe wirklich vor allen frühern zu ihrer Ehre auszeichnete, die Authentiken, übersahen; wie endlich der sel. Koch, der es am genauesten mit solchen Dingen nehmen wollte, noch von einer neun und zwanzig Jahre frühern Cujas'schen Ausgabe (von 1556) sprach, wo sich nun zeigt, es gibt gar keine solche, wenn man nicht den doch in der That nicht ganz kleinen Unterschied zwischen einem Abdruck des Textes und bloßen Anmerkungen zu irgend einem andern beliebigen Abdrucke desselben so aus den Augen setzen will, wie frenlich selbst Schwarz gethan zu haben scheint. Hr. Prof. Biener in Berlin, der Sohn des jetzigen ersten Rechtslehrers in Leipzig, ein Civilist, dessen sich Rec. noch von seinem hiesigen Aufenthalte her mit Vergnügen erinnert, und dessen frühere Schriften über Salvius Julianus Verdienste um das Edict und über die Authentiken im Coder und den Institutionen, hier nicht angezeigt zu haben, er sich zum Vorwurfe macht, ist, wie man besonders aus dem Anhange sieht, mit der ganzen Literatur-Geschichte weit besser bekannt, als einer der eben genannten Männer, die denn doch gewiß auch unter die Gelehrten gehören. Mit Hülfe auch noch von acht Handschriften, die, so viel man weiß, noch nicht verglichen worden sind, und der Vergleichen, die J. S. Böhmer von der Uffenbach'schen, Reiz von der Gortorpi'schen und Pöxvill'schen, endlich Hælin von einer Pariser hat drucken lassen, war er denn wohl sicher so ausgerüstet, wie nur wenige Herausgeber irgend eines Alten es sind. Daß ihm das Gefühl von Untrüglichkeit fehlte, wo-

mit so mancher Philologe sonst wohl geglaubt hat, an der Auswahl von Lesarten, die er gerade jetzt treffe, die er aber oft bey einem folgenden Abdrucke selbst wieder verwarf, lasse sich kein Jota ändern, ohne alle Grundsätze der Critik zu verläugnen, — davon gibt er selbst den Beweis am Ende der Vorrede, wo er von Verbesserungen spricht, die er jetzt schon wieder für nöthig halte. Gegen einen solchen Gelehrten ließe sich nun auf der einen Seite mit weniger Gefahr das Kunststück machen, daß man an einzelnen Beyspielen zeigte, man sey doch noch ein ganz anderer Critiker, als er, bald am rechten Orte bescheidener, bald wieder am rechten muthiger. Dazu brauchte es nicht einmahl einer sorgfältigen Vergleichung, schon nach dem Durchblättern könnte Rec. bey den drey ersten Varianten zu S. 12 an dem Ende von 1, 5. mit wichtiger Miene sagen, omnes vor altercationes sey durch zwey Handschriften gegen alle andere und gegen den Sinn lange nicht genug begründet, dominiz manumiflori statt domini sey, gegen alle Handschriften, nicht nöthig, denn auch domini gebe den Sinn, den Theophilus umschreibt, wie schon Böhler es in der Parenthese S. 219 gesehnet hat: "ohne Unterschied, was für ein Eigenthümer er sey;" endlich libertos civitatis Romanae donare wäre verwerflich, wenn es auch in so vielen Handschriften stände, als nun im Gegentheile haben: civitate Romana, wie dieß bey allen, bis auf zwey der neu verglichenen, der Fall ist. Käme es darauf an, die gewöhnliche Lesart zu tadeln, die Hr. Prof. B. beybehalten hat, so wäre S. 53 der §. 41 Inst. 2, 1. ein schönes Beyspiel, wo, statt cavetur ex lege XII tabb., das etiam in der Ausgabe von 1585 besser ist. Selbst wo er offenbar der Erste ist, der Etwas recht macht, ließe sich zeigen, der Rec. sey doch noch klüger. Daß nämlich die aus

Mißverständniß entstandene Ueberschrift *de servili cognatione* 3, 7. weggelassen ist, versteht sich, und schon Cujas hatte es gethan; aber die gegenwärtige Ausgabe zählt nun zum ersten Mahle die Titel auch doppelt, von da an bis zu Ende des dritten Buches, da sonst z. B. das hiesige *Corpus Juris* den Lesern, welche nur die gewöhnliche Abtheilung kennen, ein wahres Räthsel aufgibt. Wollte man nun tadeln, so ließe sich nicht nur sagen, eigentlich sollte in dem sechsten Titel also auch die Zahl der Paragraphen, von §. 10 an, doppelt seyn; sondern hauptsächlich: hier hätte irgend eine alte Stammtafel, es sey die von Cujas oder eine andere, eingerückt werden sollen. Der Herausgeber sagt ja selbst: *ex mente Justiniani hic stemma cognationum inferendum . . . erat*, und ein Herausgeber muß doch liefern, was sein Verfasser nicht nur hat einrücken wollen, sondern, wie man aus so vielen Handschriften sieht, auch wirklich eingerückt hat.

Von Bemerkungen sagt der Titel nichts; sie sind von zweyerley Art, theils Varianten, theils Verweisungen auf *Pandecten* und *Codex*. Von jenen ist nur eine Auswahl, und Hr. Prof. B. sagt auch davon, an der angeführten Stelle, selbst, er sey schon jetzt nicht mehr ganz mit ihr zufrieden. Wora herein sind ihrer freylich weit mehr, z. B. S. 2 fünfzehn, und S. 191 nur drey, wo doch schon Röthler noch drey hat, die dem Rec. nicht unerheblich scheinen. Was die Verweisungen betrifft, so hatte Röthler die auf den *Codex* noch nicht.

Das Register der Titel S. 230 und 231 ist ganz wie 1585 nach dem Alphabet, und ohne Rücksicht auf das *de*, welches freylich nur bey dreyzehn Titeln fehlt, die mit *Quibus*, *Qui*, *Quod*, anfangen. Selbst die Rubrik *de curationibus* ist hier nicht verbessert, wie im Texte selbst geschehen war.

Hinter der Vorrede steht Eine Seite Erklärung der in den Noten gebrauchten Abkürzungen für Ausgaben und Handschriften, die aber freylich, nach dem Muster von Cramer's Titel de V. S., bequemer und vollständiger seyn könnte, jenes wenn sie alphabetisch, dieses wenn sie auch auf die einzelnen, von Schwarz verglichenen, Handschriften gerichtet wäre. Jetzt steht *Rin. k.* und *Koel.* ganz unerklärt da. Auch das Zeichen *Chapp.* ist zu unbestimmt, weil keine Jahrzahl dabey steht, und daß es viele Chappuisische Ausgaben gibt, lehrt ja der Herausgeber selbst in dem Index editionum.

Dieser Anhang ist auf dem Titel angekündigt, und Rec. hat ihn oben schon erwähnt. Es ist wohl das reichste und zuverlässigste Verzeichniß von Ausgaben und Uebersetzungen, das wir über einen Theil des Corpus Juris haben, und Hr. Prof. B. sagt ganz recht, daß damit auch für die Kenntniß von diesem selbst etwas gewonnen sey. Rec. hat indeffen von unserm Hrn. D. Erb eine ziemliche Anzahl von Berichtigungen vor sich. Außer den vom Herausgeber selbst, besonders in Dresden und hier, angestellten Untersuchungen, haben ihm noch zwey Männer die ihrigen mitgetheilt, deren Nahme schon Würge genug für die Genauigkeit derselben ist, *Haubold* und *Savigny*. Was die Verarbeitung dieser Notizen betrifft, so sagt Hr. Prof. B., er habe im Außern die Zweybrücker Verzeichnisse zum Muster genommen; aber diese heben merkwürdige Ausgaben doch weit mehr aus, da hier sogar die von 1585 im Grunde mit einer einzigen Zeile abgethan ist. Dagegen scheint mehrern Ausgaben eine große Auszeichnung widerfahren zu seyn; mitten in der Zeile, und mit einem leeren Plage darüber und darunter, steht zuweilen die Bibliothek, worin sich etwa ein Exemplar findet. Rec. kann aber nicht einmahl dafür stehen,

daß es nur bey solchen Ausgaben geschehen ist, die bey Panzer, Brenkmann und ähnlichen Schriftstellern fehlen, denn auf jeden Fall ist hier viel Willkürliches, weil oft dieselben Worte nur in der Zeile fortlaufen. Die Bezeichnung ist bey der oben erwähnten falschen Ausgabe von 1556 ganz so, wie wenn Savigny die Nachricht von dem Daseyn dieser Ausgabe zuerst mitgetheilt hätte; wenn man aber fortsetzet, so heißt es freylich gerade umgekehrt: non extat, sed prodit hoc anno . . . und nun der Titel von dem Buche, worin die Noten stehen. — Bey der Paciuschen Ausgabe von 1580 ist etwas gesagt, was Rec. neuerlich dem Hrn. Hofr. Glück auch hätte zu Gemüthe führen sollen, *Alr. lat.* sey nur das Vaterland von Vignon, dem Buchdrucker, aber Genf sey der Druckort. Die zweyhiesigen Ausgaben, die einzelne 1772 in Octav, und die im ersten Bande des Corpus Juris, der 1776, nicht 1777, ausgegeben worden ist, scheinen in diesem Verzeichnisse mehr verschieden, als sie wirklich sind, da derselbe Satz des Textes, den man vom C. J. hatte, nur in ein anderes Format gebracht worden ist, wobei jedoch Zeile für Zeile bleiben konnte. So sind denn auch die Druckfehler großen Theils, obgleich nicht alle, gemeinschaftlich, z. B. das Weglassen von §. 14 bey 2, 10. und das in statt inter §. Inst 3, 2. Diesen letztern Fehler schreibt Hr. Prof. B. irrig der Ausgabe von 1585 selbst zu. — Die Vergleichung des Außern der hiesigen kleinen Ausgabe mit der gegenwärtigen läuft darauf aus: Die hiesige ist größerer und schönerer Druck. Die Berliner hat viel weißeres, nur auch knotiges, Papier. Daß der Preis der um einige Bogen stärkern Berliner (ein Thaler) nicht einmahl ganz das Doppelte von dem ursprünglichen der hiesigen, ist, macht der dortigen Verlagshandlung, wenn man theils den eben erwähnten Umstand, daß

die hiesige Ausgabe im Grunde keinen neuen Satz erforderte, theils denn auch sonst die Preise von 1812 gegen die von 1772 bedenk, alle Ehre. Hugo.

Eben dafelbst.

Von G. C. Nauck: *Aus Aristophanes Acharnern*. Griechisch und deutsch. Mit einigen Scholien. 1812. VIII und 71 Seiten in Quart.

Hr. geh. Rath Wolf zu Berlin, der uns schon mit einer sehr ehrenwerthen metrischen Uebersetzung der Wolken des Aristophanes beschenkt hat, gab uns im vorigen Jahre eine metrische Uebersetzung der ersten 324 Verse des geistreichen Aristophanischen Lustspiels, die Acharner betitelt, und begleitete sie mit einigen trefflichen Anmerkungen, die er wegen der unerfreulichen Miße, in der diese Uebersetzung sowohl, als die der Wolken, entstand, Scholien benannte. Das Stück selbst ist, der Zeitordnung nach, das erste der uns aufbehaltenen, und das dritte, welches der aufblühende Dichter Ol. 88, 3., vor Chr. Geb. 425, noch namenlos schrieb. Es stellt eine Art von Staatsaction vor, worin Aristophanes als Wortführer einer gewissen politischen Partey, seine Stimme für den ehestens zu bewirkenden Frieden mit den Spartanern im Peloponnesischen Kriege abgibt. Es ist unter allen Stücken dieser Gattung vielleicht das vorzüglichste, und noch für den heutigen Leser in mehr als einem Betrachte höchst anziehend. Es ist ein hochcomisches Lachspiel und Spectakelstück: in der Vorstellung traten, die 24 Spieler des Chores mitgerechnet, gegen 60 Personen auf. Die Uebersetzung ist, wie sich von dem geschmackvollen Verf. erwarten läßt, selbst in metrischer Hinsicht, zu den gelungenen zu rechnen, und hat entschiedene Vorzüge vor der auch nicht verwerflichen Uebersetzung, welche der sel. Wieland im Deutschen Mercur des J. 1794 bekannt machte. Sie stellt den Aristophanischen Geist so gut dar, als die Verschieden-

heit der Zeiten, Sitten, Gebräuche, Denkungsarten und Sprache von den unsrigen es verstaten: und bloß diesen Umständen, wie auch der Natur der comischen Gattung, zu welcher das Stück gehört, ist es zuzuschreiben, wenn in dieser und jener Hinsicht dem Kenner noch einige Zweifel und Bedenkllichkeiten entstehen möchten. wodurch jedoch die Vortrefflichkeit des Werkchens nicht das mindeste verliert. Wir sind überzeugt, und haben die Erfahrung sogar gemacht, daß diese Uebersetzung Lesern, die den Text nicht verglichen oder vergleichen konnten, vieles Vergnügen gemacht habe. Um so lebhafter und gerechter ist unser Wunsch, daß es dem Vf. noch gefallen möchte, die übrigen 910 Verse hinzuzufügen, und wie Rechtlich in diesem Stücke den Frieden vollends für sich in diesen geräuschvollen Zeiten abzuschließen. Die Scholien sind so vortrefflich, daß wir den Verf. nicht umsonst zu bitten hoffen, uns auch noch die Scholien zu der Uebersetzung der Wolken, wovon er hier spricht, nächstens nachfolgen zu lassen. Der Text, welcher der Uebersetzung gegen über abgedruckt ist, erscheint hier richtiger, als der Bruncksche, und ist von den eigenmächtigen Aenderungen, welche sich der geistreiche Brunck bisweilen erlaubte, ganz gereinigt. Uebrigens hoffen wir, daß es mit dem Abschiede, den der Vf. von den Deutschen Musen u. Grazien nimmt, nicht so ernstlich gemeint sey, da er ihrer mit so vieler Wärme und Innigkeit in der schönen Abhandlung über die Alterthumswissenschaften gedacht hat, u. die Stimme eines Urtheilers das ganze Deutsche Publicum so wenig, als die Deutschen Musen und Grazien, vertreten kann, noch will. Jener verständige Urtheiler wird hierin eben sowohl unserer Meinung seyn, als unserm Wunsche beytreten. Auch kann der Dienst, den der Vf. den Griechischen und Deutschen Musen und Grazien weiht, sehr gut bestehen, wie seit einigen Jahren die Erfahrung bewiesen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1813.

Göttingen.

Wir erinnern uns noch mit Dank, daß vor
zwey Jahren der Hr. Baron von Sorsum (da-
mahls Chevalier de Bruguière), Cabinets=Se-
cretär Sr. Majestät des Königes, und correspon-
dierendes Mitglied der hiesigen königl. Societät
der Wissenschaften, unsere Münzsammlung mit
einer Anzahl alter, silberner sowohl, als bronze-
ner, Münzen vermehrte (s. Göt. gef. Anz. 1811
28. Dec. S. 2049, 50). Derselbe liebenswürdige
und edle Gelehrte (der sich jetzt, außer seinen übri-
gen litterarischen Beschäftigungen, noch mit einem
eifrigen Studium des Sanscrit abgibt) hat wieder,
um der historischen und litterarischen Classe der
königl. Societät das schöne und passende Geschenk
von 80 neulich in Italien ausgegrabenen alten
Münzen (einer silbernen, und 79 Groß-, Me-
dian- und Kleinbronzen) gemacht. Römische Im-
perial- und Kaiser Münzen machen einen großen
Theil dieser Sammlung aus, doch sind darunter
auch mehrere von Griechischen Städten in Sicilien

K (6)

und Großgriechenland, eine Bronze von Hieron, Könige von Syracus, eine aus Megara, und eine aus Judäa. Vorzüglich zu bemerken ist eine *Severina Augusta* (beschrieben von Angeloni Nr. 10); ein seltener, gut erhaltener (ebenfalls von Angeloni Imp. 16. beschriebener) *Constantin*, und besonders eine höchst seltene Median-Bronze von dem verurtheilten Unholde, Kaiser *Marc. Valer. Maximian*, selbstgenannt *Herculius*. Von ihr sagt *Joh. Vaillant* in seiner Schrift *Numismata Imperatorum roman. etc.* S. 258 Folgendes: *Hic nummus, secundae formae, quoad partem averfam, obvius; quoad vero adverfam, rarissimus est.*

Turin.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences, Littérature et beaux arts de Turin pour les années 1809 et 1810. Sciences physiques et mathématiques. Zuerst die *Mémoires des Académiciens* 407 Quartf. 11 Kupfert. Dann die *Mémoires présentés à l'Académie pour la Classe de Physique et Mathématique* 244 S. 5 Kupfert. 1811.

Das *Mémoire historique*, von dem beständigen Secretär der Academie, *Hrn. Vasalli-Landi*, enthält auf CXLIII Seiten die Geschichte der Academie vom 1. Januar 1805 bis dahin 1811, nebst einem Verzeichniß der Geschenke an Maschinen, Gegenständen der Naturwissenschaft, Büchern ic., welches den größten Theil dieser historischen Einleitung ausmacht, und einen vortheilhaften Beweis von der ausgebreiteten wissenschaftlichen Verbindung dieser Academie mit andern Instituten dieser Art und einer Menge einheimischer und fremder Gelehrten abgibt.

Zur *Mathematik* und *allgemeinen Physik* gehörige Abhandlungen sind folgende. Versuche über die

Zerlegung des Wassers durch Hülfe der Voltaischen Säule, von Prof. Kossi und Dr. Michelotti. Mehrere Physiker hätten behauptet, daß die Entwicklung von Sauerstoff, und Wasserstoffgas an den Enden zweyer Dräthe, die man von beiden Polen der Voltaischen Säule in eine mit Wasser angefüllte Glasröhre hineinleitet, nicht von der Zerlegung des Wassers in dieser Röhre, sondern vielmehr von demjenigen Wasser herrühre, welches zwischen den Platten der Voltaischen Säule zerlegt werde, und daß nun die Bestandtheile dieses Wassers durch die bekannte Eigenschaft des Galvanischen Fluidums, Stoffe mit sich fortzuführen, nur an jenen Dräthen abgesetzt würden. Die Verfasser hielten es der Mühe werth, hierüber besondere Versuche anzustellen, und sind dabey von dem Grundsatz ausgegangen, daß wenn die erzeugten Gasarten wirklich von der Wasserzerlegung zwischen den Platten herrührten, nach Endigung des Processes noch genau eben so viel Wasser, als zu Anfang desselben, in der Röhre vorgefunden werden müsse. Die bisherigen Apparate zur Wasserzerlegung im Galvanischen Apparat seyen nicht dazu geeignet, genaue Messungen sowohl in Rücksicht des Wassers in der Röhre, als auch des etwaigen Verlustes desselben, und der Quantitäten der erhaltenen Gasarten, anzustellen. Die Verfasser haben sich daher bemüht, einen tauglichern Apparat zu Versuchen dieser Art anzugeben, und die Versuche selbst so lange fortzusetzen, bis sie ein so großes Volum von beiden Gasarten erhielten, daß eine genauere Bestimmung ihres Gewichts, so wie auch des Wassers in der Röhre, nicht zweifelhaft bleiben könnte. Nach Endigung eines Versuchs, wobey durch immer erneuerte Säulen 3 Monate hindurch ununterbrochen die Wasserzerlegung Statt fand, erhielten die Ver-

fasser an 90 Cubitzoll von beiden Gasarten, und zugleich das Resultat, daß diese Gasarten bloß der Wasserzerlegung in der Glasröhre zugeschrieben werden müßten. Das Wasser selbst zeigte nicht die geringste Spur einer Säure. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasser der Deutlichkeit wegen auch eine kurze Zeichnung ihres Apparats, den sie bloß mit Worten beschrieben haben, beigefügt hätten. —

Georg Bidone Beschreibung einer neuen Bouffole, an welcher sich, außer der drehenden Bewegung, welche eine Magnernadel auf ihrer Unterlage in Beziehung auf die Weltgegend in so fern erhält, als sie der magnetischen Wirkung des Erdförpers folgt, auch andere Einwirkungen genau wahrnehmen und bestimmen lassen, also z. B., um wie viel jene drehende Bewegung etwa durch einen angenäherten Magnet, durch ein benachbartes Stück Eisen, durch eine erwanige Einwirkung der Electricität und dergl. würde abgeändert und in Rücksicht ihrer wahren Bestimmung unsicher gemacht werden können, kurz eine Magnernadel, an der sich außer jenem mouvement de rotation auch zugleich ein etwa Statt findendes mouvement de translation würde wahrnehmen lassen, so wie an einer Nadel, welche z. B. auf Quecksilber schwimmt, nicht allein jene Einwirkung des Erdförpers, sondern auch anderer Kräfte, sich offenbaren würde. Das von dem Verf. angegebene Werkzeug besteht darin, daß er die ganze Bouffole, versteht sich, möglichst leicht gearbeitet, zu jenem mouvement de translation dadurch fähig macht, daß er sie auf dem einen Arme eines mit einem Gegengewichte versehenen messingenen, möglichst leichten, Hebels anbringt, welcher mittelst eines Hütchens, wie die Magnernadel selbst, wieder besonders über einem eingetheilten Kreise, wie die

Magnethadel über dem Ibrigen, beweglich ist. Wirkt also außer der magnetischen Kraft unsers Erdkörpers noch zugleich eine andere Kraft auf die Nadel, so wird dieß eine Drehung des Hebels selbst zur Folge haben, woraus denn der Verf. ableitet, wie aus den respectiven Ständen dieses Hebels, und der Magnethadel über jenen Kreisen, die wahre, von aller fremden Einwirkung befreite, Abweichung der Magnethadel gefunden werden kann. Er zeigt durch Versuche, welcher Genauigkeit sein Werkzeug fähig ist, und unter andern auch, wie es angewandt wird, die Einwirkung eines angenäherten Magnets selbst mit Genauigkeit zu bestimmen, und daraus das Gesetz der Anziehungskraft seiner Pole abzuleiten, für welches er dann ziemlich genau das umgekehrte Verhältniß des Quadrats der Entfernung findet. — Ueber rationale Trigonometrie, vom Abbé de Caluso. Bekanntlich sind in einem rechtwinklichten Dreiecke, dessen Hypothenuse gegeben ist, die Katheten rational, wenn die Tangente der Hälfte eines von den spitzigen Winkeln rational ist. Man kann auch noch die Bedingung hinzufügen, daß die Seiten durch ganze Zahlen ausgedrückt werden sollen, und daß einer von den Winkeln sehr nahe eine gegebene Größe habe, für welchen letztern Fall vortheilhaft die Kettenbrüche angewandt werden können. Diese Abhandlung dient hauptsächlich als Ergänzung zu der rationalen Trigonometrie, welche in Schuizens Sammlung logarithmischer. . . Tafeln II. D. S. 308 ff. vorkommt. — Ueber die Wärme der Sonne, verglichen mit derjenigen des Schattens, zu verschiedenen Jahreszeiten, von Bidone. Thermometer-Beobachtungen, deren eines der unmittelbaren Einwirkung des Sonnenlichtes, an der

der südlichen Seite der Sternwarte der Academie, das andere dem Schatten an der nördlichen Seite ausgesetzt war. Es ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß der mittlere Unterschied der Temperatur an dem Sonnenlichte und im Schatten in den Wintermonathen über noch einmahl so groß, als in den Sommermonathen ist. — Meteorologische Beobachtungen in den Jahren 1807 und 1808, von Vassalli-Landi. Stand des Barometers, Thermometers, Anemometers, Hygrometers, Urometers, Atmidometers, Ansicht des Himmels, für jeden Monathstag, Morgens, Mittags und Abends. Die Thermometer-Beobachtungen im Sonnenlichte und im Schatten. So weit die Mémoires des Académiciens. — Unter den Mémoires présentés zeichnen sich folgende, mathematischen und physicalischen Inhalts; aus. Dubois-Aymé über einige Eigenschaften des Krümmungshalbmessers und der von krummen Flächen abgewinkelten Ebenen. Ist von keinem erheblichen Interesse. — Hyacinth Arena Beschreibung eines Werkzeuges, die Neigung des Windes gegen die Horizontalfäche zu bestimmen, nebst Bemerkungen über den Einfluß der geneigten Windströme auf den Barometerstand. Eine um eine horizontale Ase nach der Richtung des Windes bewegliche Ebene mit einem Gegengewichte. An der Ase ein Zeiger, welcher den Neigungswinkel dieser Ebene gegen die Horizontalfäche angibt. — Joseph Bossi-Amaris geometrische Körpermessung auf eine sehr einfache und fast allgemeine Methode zurückgebracht. Einige Lehrsätze der körperlichen Geometrie, nur etwas anders, als gewöhnlich, ausgedrückt, z. B. der Inhalt eines senkrechten dreieckigen Prisma = einer seiner Seitenflächen multiplicirt in den halben Abstand dieser Seitenfläche von

der gegen über stehenden Kante des Prisma, ferner der Inhalt eines Cylinders, dessen Grundfläche $= B$, die Höhe $= h$ ist, auf folgende Art ausgedrückt, z. B. $\frac{1}{2} h$ und dergl., geben dem Verf. Gelegenheit, die Vorschriften für den Inhalt eines Paraboloids, Ellipsoids, Hyperboloids, hufförmiger Abschnitte von diesen Körpern und noch mehr anderer Körper, auf eine sehr leichte Weise und ganz elementarisch zu entwickeln. In einer Zugabe zu diesem Aufsatze einige neue Behauptungen über die Kugel, worüber der Verf. in einer besondern Schrift, welche er herauszugeben gedenkt, und worin er unter andern auch die Oberfläche einer Kugel, und kugelförmiger Segmente, nach einer neuen und ganz elementarischen Methode, sans avoir recours à la considération des polyèdres inscrits, ou circonscrits behandeln will, die weitere Ausführung verspricht. — Untersuchungen über die Curve einer elastischen Platte (lame élastique), von welcher Art auch die Kräfte seyn mögen, wodurch die Platte gekrümmt wird, auf eine einfachere Art behandelt, als dieß von Bernoulli, Euler, Lagrange u. A. geschehen ist, von Plana. Der Vf. berichtigt hierbei eine von Lagrange in den Mém. de Berlin 1769 gegebene Gleichung, aus der wegen Verwechslung einiger Zeichen ein unrichtiges Resultat gefolgert worden ist. — Derselbe über die Integration linearer Gleichungen mit partiellen Differenzen von der zweyten und dritten Ordnung. Der Vf. betrachtet hier zuerst eine Gleichung dieser Art zwischen vier veränderlichen Größen und mit partiellen Differenzen von der zweyten Ordnung, und sucht die Bedingungsgleichungen, durch Hülfe deren die vorgegebene auf integrable Formen zurückgeführt werden

1360 G. g. N. 136. St., den 26. Aug. 1813.

kann. Er hat sich hierbey vorzüglich der La Plancischen Methode bedient, welche ihm einfacher, als die von Le Bendre, zu seyn scheint. Darauf geht er zu Gleichungen mit partiellen Differenzen von der dritten Ordnung zwischen drey veränderlichen Größen fort, und zeigt, unter welchen Bedingungen auch diese eine Integration oder wenigstens Reduction auf niedrigere Formen zulassen. — J. Franz Servois über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, Commentatio in responsum quaestionis ab Illustr. Academ. Taurinensi pro anno 1810 propositae, conscripta. Die Aufgabe der Academie war: "Eclaircir le principe des vitesses virtuelles dans toute la généralité, tel qu'il a été énoncé par Mr. La Grange (Méc. anal. Paris 1788 p. 10, 11 et sv.). Faire voir si ce principe doit être regardé comme une vérité évidente par la seule exposition du principe même, ou s'il exige une démonstration. Fournir cette démonstration dans le cas, qu'on la juge nécessaire." Die ganze Abhandlung des Verf. besteht eigentlich nur in Erläuterungen dieses angeblichen Principis, abgeleitet zuerst aus der Betrachtung des Flaschenzuges, und dann durch eine Art von Induction, allgemeiner angewandt auf ein jedes System von Punkten, an welchen Kräfte, nach welchen Richtungen man will, angebracht sind. Wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob die Betrachtungen des Verf. jeden Leser befriedigen werden. Wir wenigstens finden noch Anstand, den Satz der virtuellen Geschwindigkeiten für ein so klares Axiom gelten zu lassen, daß man darauf die ganze Behandlung einer Mechanik begründen dürfte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1813.

Paris.

Vey Firmin Didot 1812: *Traité des privilèges et hypothèques, avec le rapprochement des Lois, des Décrets impériaux, des Avis du Conseil d'Etat et des Arrêts de la Cour de Cassation, rendus sur cette matière, depuis la publication du Code Napoléon jusqu'au mois de Mai 1812, par M. le Baron Favard de Langlade, Conseiller à la Cour de Cassation etc.* VIII u. 514 Seiten in Octav.

Ein gut eingerichtetes Hypotheken-System, welches die Rechte der Gläubiger mit der Sicherheit dritter Erwerber und mit dem Interesse der Schuldner in Uebereinstimmung setzt, ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung. So unverkennbar nun in allen diesen Hinsichten die großen Vorzüge des durch den Code Napoléon eingeführten Hypothekenwesens sind, so ist es doch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß sich manche Lücke, und für manche wichtige Frage keine Entscheidung in demselben findet. Die vorliegende Schrift, deren Hauptzweck darin besteht, neue Beiträge zur Erklärung und Ergänzung dieser wichtigen

S (5)

Rechtslehre zu liefern, verdient daher unsre Aufmerksamkeit. Um aber zu bestimmen, in wie fern sie ihrem Zwecke entspricht, muß man zuvor alles Fremdartige und Unnütze, womit sie angefüllt ist, ausscheiden: denn leider gibt auch diese Schrift in hohem Grade Veranlassung zu der oft geführten Klage, daß die meisten Werke der Französischen Rechtsgelehrten mit vielen Wiederholungen angefüllt sind, welche nicht nur den Preis derselben beträchtlich erhöhen, sondern auch den Gebrauch äußerst erschweren. So findet man denn hier 1) einen vollständigen Abdruck des Titels des C. Nap. von den Privilegien und Hypotheken, 2) die sämtlichen Senatusconsulte über Reunion der seit Bekanntmachung dieses Gesetzbuches mit Frankreich vereinigten Provinzen — alle in extenso, 3) eine Tafel über die Entfernung der Hauptorte aller Departements von Paris, 4) eine Schilderung der Redaction und Discussion des Code Napoléon, und 5) einen Commentar über den Titel vom Kauf-Contracte.

Entfernt man diese fremdartigen oder doch meist in unzähligen Schriften abgedruckten Theile, so reducirt sich der Inhalt auf eine Abhandlung über das Hypothekenrecht, und eine Sammlung der Supplemente zum Titel des Code Napoléon von den Privilegien und Hypotheken.

Jene Abhandlung ist indessen sehr dürftig ausgefallen. Sie besteht großen Theils in Wiederholungen des Textes, und viele Seiten sind mit Ankündigung dessen angefüllt, was der Verf. noch vortragen will. Sehr begierig war Rec. auf das Kapitel vom Range der Privilegien und Hypotheken. Vergeblich sucht man jedoch hierin Aufschluß über manche wichtige, durch das Gesetz nicht entschiedene, Frage. Z. B. ob die mit einem Retentionsrecht verbundenen besondern Privilegien auf Mobilien den

allgemeinen Privilegien vorgehen, ob der Gläubiger, welcher aus dem Erlös des Grundstücks, worauf seine Hypothek beschränkt ist, weil ihm ein anderer Pfandgläubiger vorgeht, nicht befriedigt wird, zu fordern berechtigt sey, daß er verhältnißmäßig in die Rechte des befriedigten und noch mit Hypotheken auf andere Grundstücke versehenen Gläubigers eintrete u. s. w. Die Rechtslehre von den Privilegien und Hypotheken hat also durch diese Abhandlung keine neuen Aufklärungen erhalten.

Der eigentliche Werth der ganzen Schrift besteht daher in der darin befindlichen Sammlung der supplementarischen Gesetze und der Rechtsprüche, wodurch manche Stelle des Code Napoléon erläutert, manche Lücke desselben ergänzt wird. Die Gesetze, die kais. Decrete, die Staatsrathsgutachten und die ministeriellen Instructionen sind in chronologischer Ordnung wörtlich abgedruckt. Die Arrêts des Cassationshofes finden sich in den einzelnen Titeln des Buchs, da wo sie ihrem Inhalte nach hin gehören, in gedrängten Auszügen, mit Anführung der Sammlungen, worin solche vollständig abgedruckt sind. Um den Gebrauch aller dieser Supplementar-Normen zu erleichtern, ist nicht nur unter dem Texte eines jeden Artikels der Inhalt derselben kürzlich bemerkt, sondern auch eine chronologische Tafel angehängt, welche das Datum, den Gegenstand und die Seitenzahl angibt, auf welcher solche im Werke selbst zu finden sind. Auf diese Weise hat man die ganze Supplementar-Gesetzgebung und Praxis in einer bequemen Uebersicht vor Augen, während man solche sonst in dem Gesetz-Bulletin, bey Rondonneau und in mehreren der Jurisprudence gewidmeten Journalen zerstreut suchen muß. Zur Probe führen wir nun von jeder der genannten vier Gattungen dieser Supplemente ein Beispiel an.

Nach dem Art. 2123 begründet die gerichtl. Anerkennung der unter einer verbindlichen Privaturkunde befindlichen Namensunterschrift eine Hypothek. Wenn man also mittelst einer Privaturkunde contrahirt, und die Unterschrift gerichtlich anerkennen ließe, so würde man eine gerichtliche, folglich allgemeine, Hypothek erhalten, mithin auf diesem Wege das für die Conventionalhypotheken aufgestellte Princip der Specialität umgehen. Um dieß zu verhüten, verordnet das Gesetz vom 3. Sept. 1807 Art. 1, daß auf eine solche Privaturkunde nicht eher eine Inscription genommen werden könne, als wenn nach Ablauf des Zahlungstermins keine Bezahlung erfolgt ist. — Ein Staatsrathsgutachten vom 5. May 1812 entscheidet die bekannte und wichtige Controvers, ob die gesetzlichen Hypotheken der Ehefrauen und Minderjährigen nach Auflösung der Ehe oder Beendigung der Vormundschaft inscribirt werden müssen, dahin, daß keine Inscription nöthig ist, um den Rang dieser Hypotheken zu erhalten. — Durch das Circulare des Großrichters Justizministers vom 15. Sept. 1809 erhalten die kaiserl. Procuratoren eine genauere Instruction über die Fälle, in welchen sie die gesetzliche Hypothek der Ehefrau auf die Güter des Mannes sollen eintragen lassen. — Ein Arrêt des Cassationshofes vom 20. Febr. 1810 stellt den Grundsatz auf, daß der Mangel einer Conventionalhypothek, bey deren Bestellung nur die Lage der Grundstücke beschrieben ist, nicht geheilt wird, wenn man bey der Inscription die Beschreibung der Natur der verhypothecirten Grundstücke nachhohlet, indem durch eine solche Inscription nur Publicität entstände, während doch durch jenen Mangel das auf Bestellung der Hypothek sich beziehende Princip der Specialität verletzt wäre.

• In diesen und allen übrigen vom Verf. gesammelten Supplementen ist das Bestreben der Legislation

und der Rechtsprechung das Hypothekengesetz zu ergänzen und zu erläutern, nicht zu verkennen. — Bereits im vorigen Jahre ist zu Eöln eine Uebersetzung der gegenwärtigen Schrift von Anton Keil erschienen. Zweckmäßiger würde ein bloßer Abdruck der Supplemente nebst der chronologischen Tafel seyn.

Wien.

Von Kupffer und Wimmer: Politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankzettel in Hinsicht auf das Patent vom 20. Februar 1811 an der Universität zu Wien von Watteroth. Heft I—IV. 1811. Octav.

Das ungemeyne Sinken, die unerhärten Sprünge und Schwankungen des Curses der Wiener Bankzettel, wodurch des Staats ferneres Bestehen und so vieler Privat-Besitz ungewiß ward, so daß Recht und Gerechtigkeit kaum noch zu handhaben standen, dagegen allen Wucherkünsten freyes Spiel verstattet, und des biderb Volks Treue und Redlichkeit in den Grundfesten erschüttert ward, forderten eine schnelle und gründliche Hülfe, wenn man anders nicht bereits Alles verzweiflungsvoll zu Grunde gehen lassen wollte. Unter diesen Umständen erschien das oben angeführte Patent, zufolge dessen die Bankzettel gegen ein neues Papiergeld, die Einlösungsscheine, im Verhältniß von fünf Gulden jener gegen Einen Gulden dieser, umgewechselt werden sollten. Zugleich ward eine, meist dem frühern wirklichen Curse der Bankzettel folgende, Scala bekannt gemacht, um zufolge derselben die früher eingegangenen Verbindlichkeiten der Gerechtigkeit gemäßer, als bisher geschehen war, zu erfüllen.

Der Verf. tritt nun als ein unbedingter Vertheidiger dieses Patents auf, weshalb ihm das Predigen despotischer Grundsätze und feile Schmeicheley vorgeworfen ward, welche Beschuldigungen er abzulehnen

sucht. Gewiß würde er einem Theile der ihm gemachten Vorwürfe entgangen seyn, wenn er vor Erscheinung des Patents mit seiner Lehre aufgetreten wäre, in welchem Falle aller Anschein von Schmeicheley hinweggefallen, und ein bey weitem größerer Ruhm zu erlangen gewesen wäre, indem damahls unbrauchbare Vorschläge zur Abhülfe tief gefühlter Leiden von allen Seiten her gemacht wurden, und die Regierung Manches zur Rettung, aber fruchtlos, versuchte.

Indeß ist es auch kein unbedeutendes Verdienst, eine zweckmäßige, von der Regierung ergriffene und vom Volke falsch beurtheilte, Maßregel in ihr gehöriges Licht zu setzen. Hierzu wird Muth (und daran fehlt es unserm Verf. gar nicht) und, nächst großer Einsicht, Gewandtheit, Klarheit und Deutlichkeit in Ausdruck und Sprache, das seltene Talent gefordert, das Höchste und Tiefste gemeinlich vorzutragen, um den unverdorbenen Sinn des Volks für die Sache zu gewinnen. Diese Eigenschaften waren in dem vorliegenden Falle um so mehr erforderlich, da das Volk sich bereits so oft in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen hatte, weshalb ihm auf die einleuchtendste und die Ueberzeugung am sichersten gewährende Art Zutrauen eingefloßt, und gezeigt werden mußte, daß die erforderliche schnelle Hülfe auf keine gerechtere Weise mehr möglich sey, und das wohlverstandene Interesse der Regierung selbst es fordere, daß sie den eingeschlagenen Weg beharrlich verfolge.

Solch ein Unternehmen hätte Dank und Belohnung verdient; der Verf. hat aber einen ganz andern Weg eingeschlagen: er verliert sich in neue Theorien, und stimmt den Ton eines Renommisten an, dadurch wird aber für die Belehrung des Volks von der einen Seite wenig gewonnen, und von der

andern zweifeln wir, daß Kenner der neuen Theorie, die hier vorgetragen wird, bezweifeln werden, während dem Geübtern im Vortrage das Defultorische und Tumultuarische der Behandlung sicher wenig zusagen wird. Hat das Volk nachher die ergriffene Maßregel günstiger beurtheilt, so ist dieß schwerlich des Verf. Verdienst, der, nach einigen laut gewordenen Stimmen zu urtheilen, nur Erbitterung weckte. Das günstigere Urtheil erfolgte von selbst, weil die Maßregel, welche anfangs kaum begriffen ward, sich im Ganzen von selbst, wenigstens zum Theil, als die allein noch übrige empfahl.

Wegen unsers Urtheils über die Art des Vortrags mögen folgende Stellen als Belege dienen, die gar sehr vermehrt werden könnten. So heißt es S. 19: "Es gibt auch bey uns der nicht unbedeutenden Leute eine Menge, die durch einen Freybrief nichts begreifen zu dürfen die Erlaubniß haben, sich von den großen Haufen der Unwissenden, dem sie mit Leib, und Seele angehören, geschieden zu halten. Ich weiß nicht, ob es Ihnen gelingen wird (die Anrede ist an des Verf. Zuhörer gerichtet), mit der Ihnen erklärten Theorie vom Preise der Waren und seinen Bestandtheilen den Nebel dieser Hohlköpfe zu zerstreuen." — S. 23: "Das einfachste und den Flachköpfen einleuchtendste Mittel wäre eine durch das Lamsche System in Frankreich geborne (?), mit dem Abfall der Zettel fortlaufende, Erhöhung des Nennwerthes der Münze." — S. 39: "Die Rednerbühne und die demagogischen Balgereyen mit dem Nationaltroß, und mit dem aus den Werworfenen aller Stände und Classen geformten Janhagel kann ich auch den dazu berufenen Talenten überlassen." — In der Vorrede zum zweyten Hefte kommt Folgendes vor:

1368 G. g. A. 137. St., den 28. Aug. 1813.

„Es ist schwer, über alle, die auf mich als Prediger despotischer Grundsätze weidlich schimpfen, sich des Lachens zu enthalten; mir genügt, sie der eigenen Beschämung über Mißverstand, und zum Theil über crasse Unwissenheit, durch künftige Begründung meiner Behauptungen zu überlassen; ich denke und rede von Andern Manches, was kein Lob ist: warum sollte ich nicht Jedem sich nach Lust und Belieben über mich äußern lassen?“ „Zu größerer Correctheit gebe ich nicht gern Hoffnung, denn Schriftsteller zu seyn, ist nicht mein Beruf.“ — Aber ist es unbillig, zu fragen, warum trat dem der Verf. als Schriftsteller auf? und ist von einem Manne seines Amtes nicht billig zu fordern, daß er seine Vorstellungen deutlich, klar, mit der nöthigen Schärfe und Bestimmtheit, vorzutragen vermöge? Doch wir lenken sogleich ein, die angeführten Stellen sollten nur als Belege unserer obigen Behauptung dienen. Wir wünschen nicht, daß in dem Tone, den er angegeben hat, dem Verf. geantwortet werde, obwohl über dessen Erwiederung er sich nicht beklagen könnte; wir wünschen, daß dieß nicht geschehe, weil die Wissenschaft dadurch nicht gefördert wird, und das Ansehen unserer Schriftsteller im In- und Auslande durch solchen Ton immer tiefer sinkt.

Was die Sache selbst betrifft, so ist der Rec. mit dem Patente und dessen Vertheidiger allerdings in dem Hauptpunkte einverstanden, wie er dieß vor der Erscheinung jenes in diesen Blättern erklärt hatte, er ist es aber keineswegs in aller Hinsicht. Er will es versuchen, so viel es auf einigen Blättern möglich ist, seine Ansicht vorzutragen. — (S. das folgende Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 28. August 1813.

Wien.

Politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankzettel in Hinsicht auf das Patent vom 20. Februar 1811 an der Universität zu Wien von Watteroth (s. oben S. 1365).

Unter der Voraussetzung, die jeder Unterrichtete zugeben wird, daß man keinen baren Geldvorrath hatte oder herbeschaffen konnte, um die über tausend Millionen Gulden berragende Masse der Bankzettel sofort und auf Einmahl nach dem Course, worauf sie gefallen waren, einzulösen: so blieb, bey den namenlosen Leiden, welche mit den immerwährenden Sprüngen und Schwankungen des Werthes dieses Papiers verbunden waren, nichts übrig, als, zufolge des Courses, wie er sich frey gebildet hatte, ein interimistisches Papier statt jener Banknoten auszugeben, und zur Richtschnur für die, während der Herrschaft des schwankenden alten Papiergeldes, eingegangenen Verbindlichkeiten auf Zahlung eine dem frühern Course der Bankzettel gegen bares Geld gemäße Scala bekannt zu machen, um darnach zu entscheiden, was denn

eigentlich versprochen oder geliehen, und nun zu erstatten seyn möchte. Dem neuen Papier hätte aber kein gezwungener Cours wenigstens nicht in so fern verstattet werden müssen, als darin die nach der Scala ausgemittelten Summen zurückbezahlt werden sollten, oder als darin Verbindlichkeiten auf in der Folge zu leistende Zahlungen eingegangen wurden. Dagegen hätte durch den Ueberfluß der Abgaben, durch zinsentragende Anleihen, oder durch den Verkauf von Staatsgütern, je nach den besondern Verhältnissen, welche das eine, oder das andere, oder alle diese Mittel angerathen hätten, sofort die Verminderung oder Vernichtung dieses neuen Papiers eintreten, und die Verminderung hätte so lange fortgesetzt werden müssen, bis es dem baren Gelde gleich gekommen wäre. Hätte man dagegen bey dem tiefen Stande des alten Papiergeldes so verfahren wollen, daß man gegen Staatsgüter oder auf irgend eine andere Art dasselbe allmählich eingelöst hätte, ohne den Cours, wie er frey sich gebildet hatte, festzuhalten, und ohne eine der oben beschriebenen ähnliche Scala bekannt zu machen, so würde man nimmer folgenden Uebeln haben entgegen können: 1) Die Regierung hätte einen größern Aufwand machen müssen, als irgend zum Zweck nöthig gewesen wäre, und diese Verschwendung der öffentlichen Gelder würde vorzüglich zum Besten der Wucherer gemacht worden seyn; 2) man würde neue Ungerechtigkeiten den alten hinzugefügt, und nun z. B. die Schuldner erdrückt haben, wie vormahls die Gläubiger, indem man immer dem Unsinn treu geblieben wäre, ein Papiergulden sey ein Gulden, er möge viel oder wenig gelten; ein Gulden sey empfangen worden, und ein Gulden sey dagegen zurück zu

geben; 3) man würde, trotz aller dieser neuen Ungerechtigkeiten, deren man gleichwohl hätte überhoben seyn können, sich nur erst nach vielen Jahren einer sichern Valuta oder einem zweckmäßigen Gelde haben nähern können.

In wie fern hat nun das Patent diesen Weg eingeschlagen, und in wie fern ist unser Verfasser hiermit einverstanden? Jenes, so wie dieser, empfehlen oder führen ein neues Papiergeld, die Einlösungsscheine, ein, und es wird eine Scala bekannt gemacht und empfohlen: aber dem neuen Papiere wird wiederum ein durchaus gezwungener Kurs gegeben, und die Scala ist dem frühern Kurse in der letzten Zeit nicht ganz gemäß, und in dieser Beziehung, so wie in mehreren andern Nebenpunkten, welche das Patent vorschreibt, kann der Rec., nach seiner Ueberzeugung, nicht einstimmen. Jeder, der einige genauere Kenntniß von der Natur und dem Wesen des Papiergeldes hat, und der damit Oestreichs damalige Lage vergleicht, wird schwerlich andere Mittel, als die eben angeführten, empfehlen können: allein damit ist noch gar nicht das Verfahren, so wie es Statt fand, in jeder Beziehung gerechtfertigt.

Es ist uns hier nicht vergönnt, das Patent oder des Verfassers Rechtfertigung desselben genau und in allen Punkten mit unserer Ansicht der Sache zu vergleichen; wir müssen dieß einem andern Orte vorbehalten: aber die Hauptsätze können doch hier berührt werden.

Gleich zu Anfang der vorliegenden Schrift heißt es: "Kein Staat in der Welt kann mehr Schulden machen, als er zu zahlen im Stande ist; wären sie im Inlande gemacht worden, so wäre die Nation sich selbst und ihren Gliedern schuldig: hier wäre die Behauptung, daß der Staat

nicht zahlen könne, Stupor oder Infamie; wäre aber die Schuld im Auslande gemacht, so wäre auch dieß schon ein Beweis der Zahlungsfähigkeit, denn das geübteste Schelmen-Talent eines Finanziers würde mit dem ganzen Aufgebote seiner Künfte, zu täuschen und zu betriegen, nicht fähig seyn, seinem Staate eine Schuldenlast aufzubürden, welche das National-Vermögen überstiege.“ — S. 10 heißt es: „Staats-Papiergeld ist ein Vorstellungszeichen der nach einem gesetzlichen Münzfuße ausgeprägten Staatsmünze; es ist ein Noth- und Hülfsgeld, das bey außerordentlichen Bedürfnissen die Einkünfte des Staats ersetzt. Die Summe des zu diesem Zweck ausgegebenen Papiergeldes stellt also jene Summe vor, welche der Staat von den Einkünften der Nation mittelst einer gleichen Vertheilung unter die einzelnen Glieder zu erheben berechtigt war. Durch dieselbe Vorstellung werden so manche Gebrechen in Lehr- und Staatsgebäuden in Absicht auf das Papiergeld auffallend.“ — Soll nun mit dem ersten nichts weiter gesagt werden, als, die Regierung hat die Verpflichtung, die von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und das Volk muß die daraus entstehenden Lasten tragen, so ist man darüber wohl längst einverstanden. Was aber die neue Theorie betrifft, die so viele Irrthümer berichtigen soll, so gestehen wir, ihr den Werth nicht abmerken zu können, vielmehr scheint uns alles dadurch nur mehr verwirrt zu werden, und wenn der Verf. consequent hätte fortfahren wollen, so fürchten wir, er würde zu einem Schluß gelangt seyn, der seinem Zwecke nicht entsprochen haben würde.

Alles wird verwirrt, indem man alle öffentliche Schuldbriefe, Scheine, Bons, Bills u. s. f.

aus gleichem Grunde als Steuerscheine betrachten kann, wodurch denn die verschiedenartigsten öffentlichen Papiere in Eins zusammengeworfen werden, statt sie aufs sorgfältigste, zufolge ihrer verschiedenen Natur, von einander zu sondern. Da nun alle Steuerscheine nach dem darauf gezeichneten Werthe eingelöst werden müssen, so schien daraus zu folgen, daß, da das Papiergeld als Steuerschein betrachtet ward, auch dieses eben so eingelöst werden müßte. Das aber will unser Verfasser gar nicht, und das wollen auch wir nicht, wenn anders dessen Curs, wie es mit den Wiener Bankzetteln der Fall war, schon bedeutend gesunken ist. Der Graf Odonell, wiewohl er ungen den Nennwerth der Bankzettel anzurufen schien, wollte nichts von einer Scala wissen, noch eine Herabsetzung oder Einlösung nach dem Curs Statt finden lassen: des vortrefflichen Mannes Absichten, dessen Rechtchaffenheit wir nicht haben anfechten hören, beruheten zwar, nach unserer Ueberzeugung, auf einem Irrthum, aber er war doch leidlich consequent, und die Inconsequenz, die man ihm vorwerfen konnte, mochte er allenfalls mit der dringenden Noth entschuldigen. Mit unserm Verfasser aber verhält es sich anders; wäre er bey der Vorstellung eines Noth- und Hülfsgeldes stehen oder ihr treu geblieben: so hätte sich leicht und zu allgemeiner Klarheit und Gäßlichkeit erweisen lassen, was er zu erweisen beabsichtigte, daß unter diesen Umständen, bey diesem Stande des Curses und dessen Schwanken, keine andere und schnell wirkende Hülfe möglich sey, als eben diese; daß jedes andere Verfahren, und das von Odonell beabsichtigte, nur neue Ungerechtigkeiten zu den alten hinzufügen

würde, und daß den früher Bekränkten keine Entschädigung werden könne.

Wir können es uns eben so wenig erklären, wie der Verfasser, der sich, zufolge des oben Angeführten, so entschieden und auf seine Weise kräftig gegen den Bankerott erklärt, dennoch übersieht, daß zwar das in dem Patent vorgenommene Einlösen kein neuer Bankerott ist, aber daß er früher schon erfolgt war, als man die Realisation einstellte, und immer das Papier vermehrte, und die Zinsen in entwürdigtem Papier statt in versprochenem baren Gelde bezahlte; wie denn durch dieß Papiergeld leicht weit mehr Unheil, als durch einen offenen Bankerott, verbreitet ward. Noch mehr! Unser Verfasser vertheidigt sofort die in dem Patente beliebte Herabsetzung der Zinsen fast aller öffentlichen Schulden auf die Hälfte, und er tröstet deshalb die Gläubiger S. 156 auf folgende Weise: "Das Capital der Gläubiger ist dadurch sicherer, seine Zurückzahlung und die Interessen selbst werden in einem Gelde gezahlt, das durch seine Valuta den vermeintlichen Verlust ersetzen kann. Die Oestreichischen Gläubiger werden sich vielleicht bald überzeugen, daß sie durch die Reduction der Interessen unter gewissen Voraussetzungen wenig, oder im Grunde nichts, und im Vergleich mit den meisten Operationen anderer Staaten in solchen Umständen mehr gewinnen, als verlieren." — *Credat Juda-us Apella!* Freylich, verglichen mit dem, was die armen Privat-Personen und so viele fromme Stiftungen in der letzten Zeit der Bankzettel erhielten, haben sie seit den Einlösungsscheinen für jetzt etwas gewonnen: aber ist es das allein, worauf sie gegründete Ansprüche hatten? Wenn anderswo die Zinsen auf ein Drittel reducirt wurden, so wer-

Den diese daselbst in barem Gelde bezahlt; in Oestreich werden die auf die Hälfte reducirten in dem neuen Papiergelde entrichtet, das aber wiederum höchst bedeutend im Cours verliert, so daß man sich für sehr glücklich schätzen kann, wenn man ein Drittel der ursprünglich versprochenen Zinsen erhält. Der Verf. wird damit die Gläubiger nicht beruhigen, daß er sagt, das Capital sey nicht angegriffen worden: man weiß, was das Herabsehen der Zinsen für einen Einfluß auf den Capitalwerth unaufkündbarer Schulden hat. Das Parrent, welches die Unglücklichen aufrichten konnte, schlug ihnen hiermit unheilbare Wunden; und auch damit wird man die Hungerigen nicht speisen, daß man ihnen die Abtragung der Capitale in schöner Ferne zeigt, denn was davon zunächst zu erwarten sey, das weiß Jeder, der den Zustand Europa's kennt. Dieser letztere, allein könnte wohl als eine Entschuldigung für solche Maßregeln gelten, wiewohl der Rec. dafür hält, daß andere Mittel, als diese, in Oestreich zu Gebote standen, die weit mehr Empfehlung verdienten. Die auch von uns empfohlene Einlösung der Bankzettel nach dem Course gegen ein anderes Papier hat durchaus nichts gemein mit dieser Maßregel.

Wie aber kann der Verfasser solche Maßregeln vertheidigen, da er der Regierung so freigebig, nach seinem Ausdrucke, das gesammte Stammvermögen der Nation zur Disposition übergibt? Mit solcher Freigebigkeit ist nicht viel gewonnen, und den Regierungen nichts geholfen. Odonell forderte nur zehn Procente davon: man wollte diese binnen funfzehn Jahren eintreiben, und es konnte nicht durchgesetzt werden. Wir fühlen nur zu wohl, in welche Verlegenheit durch

die jetzige Crisis eine Regierung gerathen kann: ein nothwendiger, aber unglücklicher, Krieg wird geführt; das Volk schiebt, mit Recht oder mit Unrecht, die Schuld des Mißlingens auf die Regierung: kann sie nun sofort von dem Anerbieten des Verfassers Gebrauch machen, und das sogenannte Stammvermögen der Nation in Beschlag nehmen? Kann sie nicht befürchten, das schon so mißmüthige Volk noch mißmüthiger zu machen, und besorgen, das heilige Band zu zerreißen, welches beide verbinden muß? Gleich einem Privatmanne, der unverschuldet in Zahlungsunfähigkeit geräth, kann auch die Regierung eine Stundung fordern; sie kann Scheine für die nicht zu zahlenden Zinsen ausgeben, die nach hergestellter Ordnung eingelöst, oder sogleich gegen Staatsanleihe eingebracht werden können: dieß stand zu empfehlen.

Das Patent ist nicht ganz deutlich über die Frage, ob die gänzliche Tilgung und Vernichtung der Einlösungsscheine sofort und schnell, oder ob sie erst später erfolgen, oder ob das neue Papiergeld für alle Zukunft beygehalten werden solle; bald scheint daselbe zu der einen, bald aber zu der andern Vermuthung zu berechtigen. Nach dem, was von den Verhandlungen des letzten Ungarischen Reichstages hat verlauten wollen, und nach dem zu urtheilen, daß so wenig seit der Bekanntmachung des Patents zur Verminderung und Tilgung der Einlösungsscheine geschah, so scheint die letztere Vermuthung mehr Grund zu erhalten. Unser Verfasser sagt, die verehrliche Tilgungs-Deputation und deren Eid hatte dafür, daß die Einlösungsscheine nicht vermehrt werden würden. Wir geben gern zu, daß an der Treue einer solchen Deputation nicht zu zweifeln sey: allein die Hauptfrage war eigent-

Lich: ob nicht die gänzliche Entfagung und die schnellste Tilgung des neuen Papiergeldes hätte gefordert werden müssen? Diese Frage aber glaubt der Rec. schlechtweg bejahen zu müssen, auch dann, wenn neue außerordentliche Bedürfnisse, die bey der Lage von Europa leicht vorzukommen waren, eine neue und plötzliche Hülfe forderten, denn die Regierung erhielt eben um so mehr Kraft und Freyheit, als von den Einlösungsscheinen in den Jahren der Ruhe getilgt und vernichtet worden waren, und es mußte ein neues Papiergeld, wenn das unabwendbare Bedürfniß dazu führte — wie denn wirklich mit den Anticipations-Scheinen geschehen ist — ganz andere Hülfe gewähren, als wenn man die gesammte Masse der Einlösungsscheine in den Jahren des Friedens fortbestehen ließ. Es ist aber eben das das Eigene, daß die Regierung, wenn sie einmahl zum Papiergelde ihre Zuflucht, und zwar so und in dem Maße, wie in Oestreich geschehen, genommen hat, bey jedem unvorhergesehenen neuen großen Bedürfnisse eben keine andere Hülfe findet, als neue Emissionen desselben, die aber bey möglicher Vernichtung des früher ausgegebenen um so viel wirksamer seyn müssen; wie denn der, welcher einmahl an Opium gewöhnt, bey anwandelnder Schwäche demselben nicht entsagen kann, um so mehr aber davon Nutzen erwarten mag, wenn er dessen Gebrauch früher vermindert hatte.

Zur Tilgung entweder in einer kürzern oder in einer längern Zeit, wollte bereits der Graf Odonell, und es will auch dieß unser Patent, die Güter der Geistlichkeit und die Ungern in Anspruch nehmen: einige furchtsame Gemüther hofften davon

wenig; unser Verfasser antwortet ihnen, er sey mit ihren Besorgnissen bekannt, aber sie seyen nichtig: "denn die gang und gebe Meinung beruhe auf der Voraussetzung der bey den Despoten eingewinkelten, aber aus dem übrigen Europa verbannten, Vorurtheile, wodurch weder die ehrwürdige Geistlichkeit der Monarchie ihren sittlichen Character, noch die ruhmliebende Ungarische Nation die Achtung ihrer politischen Intelligenz in den Augen der Mit- und Nachwelt compromittiren werde." Der Erfolg hat bewiesen, wie wenig Glauben die neuen Propheten verdienen. Uebrigens kann der Rec. der Geistlichkeit es nicht verargen, daß sie dem Ansinnen, ihre Güter zu diesem Zwecke herzugeben, widerstrebte, wenn er damit die Hungerleidercy der protestantischen Geistlichkeit in mehreren Deutschen Ländern, und die aus den Confiscationen der geistlichen Güter, trotz aller süßen Worte, sonst entsprungnen entsetzlichen Folgen bedenkt; obschon er gern zugibt, daß Maß und Ziel in dem Besiz der todten Hand seyn müsse. Was die Ungern betrifft, so scheinen sie, wie auch vielen andern begegnet, die ergriffene Maßregel zuerst nicht recht verstanden zu haben. Freundlich hätte man sie darüber belehren, und durch die That beweisen können, daß man sofort ihrem sehnlichsten Wunsche, der Entfagung alles Papiergeldes, entgegen kommen wolke, in so fern nicht vor der Vollendung der Operation neue dringende Bedürfnisse entständen, die, da man durch frühere verhängnißvolle Tage einmahl zu diesem verzweifelten Mittel geführt worden sey, zur Rettung des Ganzen nochmahls davon Gebrauch zu machen nöthigen könnten. Sollte denn dieß edle Volk gegen freye, offene

Erklärung und freyen, offenen Muth unempänglich gewesen seyn?

Unser Verfasser erklärt sich gegen die Zilgung des Papiergeldes durch die Verwendung des Ueberflusses der alten und seit der Einführung eines gehaltvolleren Geldes einträglichern, oder der neu aufgelegten Abgaben, und durch zinsentragende Schuldscheine, die dagegen auszugeben wären. Wenn bey einem tief gesunkenen Papiergelde bey dieser Operation der Cours, wie er sich frey gebildet hat, nicht festgehalten würde, und unbeachtet bliebe, so sind wir mit dem Verfasser einverstanden: sonst aber wären diese Mittel als Nebenhilfen bey der Verwendung von Staatsgrundstücken zu diesem Zweck nach Umständen allerdings sehr zu empfehlen, und wenn dergleichen nicht vorhanden wären, so würden dieß offenbar die einzig noch übrigen anzuwendenden Mittel seyn. Uebrigens hält der Rec. dafür, daß in Oestreichs besonderer Lage die Verwendung der Staats-, — nicht der geistlichen Güter — zu diesem Zwecke am meisten zu empfehlen gewesen seyn möchte, wenn man die ansehnlichen Preise bedenkt, um welche die wenigen zum Verkauf bestimmten veräußert wurden, und wenn man die, vormahls wenigstens, notorisch schlechte Verwaltung der Domainen und deren geringen Ertrag für den Staat mit in Anschlag bringt.

Den Beweis, den unser Verfasser zu führen wagt, daß die Summe der Einlösungsscheine, so wie sie aus dem Umtausch gegen die vormahligen Bankzettel hervorging, dem Bedürfnisse der Circulation angemessen sey, möchten wir, bey dieser Masse, nicht zu führen übernehmen, vollends da dieß Bedürfniß aus vielfachen Gründen so wan-

delbar ist, und die Versendung des Ueberflusses in die Fremde nicht, wie bey dem baren Gelde, Statt finden kann; dieß ist unter andern auch ein Grund, dem Papiergelde, wenn nicht ein Drang der Umstände, der über alles sich hinaussetzen läßt, es unumgänglich fordert, so schnell als möglich zu entsagen. Ob ein solches Papiergeld, — in solcher Lage allein zu entschuldigen, — einzuführen rathsam sey, oder nicht, indem durch andere und bessere Mittel der dringenden Noth vielleicht hätte begegnet werden können, muß dem Urtheil der Gesetzgebung und der Regierung überlassen bleiben. Wie dem sey, das scheint dem Rec. überzeugend dargethan werden zu können, daß unter den bey der Einführung der Einlösungsscheine in Oestreich obwaltenden Umständen, bey den damahls friedlichen auswärtigen Verhältnissen, diese Einlösungsscheine gleichen und mehr Nutzen hätten leisten können, wenn man ihnen keinen durchaus gezwungenen Cours mitgetheilt hätte, selbst dann, wenn man auf den Fall hin im Voraus hätte Rücksicht nehmen wollen, daß eine andere Zeit ein neues und vollkommenes wirkliches Papiergeld nothwendig erfordern könnte. Wollte man den Gebrauch der Einlösungsscheine nicht ganz frey stellen, glaubte man, daß durch die Aufhebung des gezwungenen Cours es an einem bereiten Tauschmittel zuerst fehlen würde: so hätte man ihm diesen gezwungenen Cours in allen Kaufgeschäften gegen sogleich zu leistende Zahlung mittheilen können, obwohl auch dieß, nach unserm Ermessen, nicht nöthig gewesen wäre: allein auf jeden Fall hätte doch verstattet werden müssen, alle früher eingegangene oder fortan zu schließende Verträge, deren

Erfüllung in Einlösungsscheinen zu leisten war, nach dem in beiden Zeiten Statt findenden Course zu reguliren, weil sonst die früher gefühlten Leiden, obwohl in einem geringern Maße, zu befürchten standen, so lange, als die Einlösungsscheine wieder einen schwankenden Cours hatten. Die sonst sehr lobenswerthe, durch das Patent verkattete, Befugniß, Verträge in besondern Münzsorten, in barem Gelde, abzuschließen, half unter diesen Umständen dem Uebel allein nicht ab. Hätte übrigens die Regierung die Einlösungsscheine bey allem öffentlichen Einkommen, dem Nennwerthe zufolge, annehmen, und die Beamten, Pensionärs und Rentnirer darin nach dem Course bezahlen können (ob dieß nach dem Zustande der Finanzen sogleich möglich gewesen wäre, können wir kaum beurtheilen; auf jeden Fall würde die Untersuchung hier zu weit führen): so würde das Volk eben darin eine Garantie erhalten haben, die größer, als jede andere gewesen wäre, daß die Regierung alles aufbieten würde, das Pari der Einlösungsscheine mit dem barem Gelde so schnell, als möglich, hervorzubringen. Bey dem durch das Patent angenommenen Verfahren stand nicht zu erwarten, daß das aus dem Umlauf verschwundene bare Geld alsbald wieder bedeutend hervortreten werde.

Ueber einige andere Punkte, über welche der Rec. gern die Belehrung eines Inländers vernommen hätte, hat er wenig Befriedigung gefunden. So z. B. verhält es sich mit der Frage: Warum man das Verhältniß der Bankzettel gegen Einlösungsscheine wie fünf zu Eins annahm, da der wirkliche Cours doch ungünstiaer für die Bankzettel stand? Durch dieß Verfahren ward

dem Staate eine Ausgabe zugewälzt, die Niemanden, der einen Anspruch darauf gehabt hätte, zu gute kam, und die Verhältnisse unter Privaten wurden nicht so entschieden, wie hätte geschehen sollen. Dachte man etwa bey Einführung der Einlösungsscheine bereits darauf hinaus, daß sie im Curs verlieren würden? Allein warum ward alsdann der frühere wirkliche Curs der Bankzettel aus früherer Zeit zur Norm genommen? Was hier zur Rechtfertigung dieses Verfahrens vorkommt, hat uns unbefriedigt gelassen. Was ferner über die Erscheinung vorgetragen wird, daß die Kennpreise der Güter keineswegs alle in gleichem Verhältnisse stiegen, als der Curs der Bankzettel sank, ist gegründet, doch nicht erschöpfend. Den Hauptgrund der Wohlfeilheit während der Herrschaft der Bankzettel, die den Fremden so sehr auffiel, und der nach der Einführung der Einlösungsscheine eingetretenen Theuerung, haben wir nicht entwickelt gefunden; er bestand vornehmlich darin, daß bey der Herrschaft der tief gesunkenen Bankzettel der Staat höchst unbedeutende Abgaben, und nachher viel bedeutendere erhob, obwohl die Benennung dieselbe blieb. Ueber das Verfahren, daß bey der Einführung der Einlösungsscheine diese nicht sogleich bereit waren, wodurch denn die Berechnung in Bankzettel für das Volk zuerst so sehr erschwert ward, und die Mißverständnisse vermehrt wurden, haben wir keinen Aufschluß gefunden. Gezündet ist, was S. 112 bemerkt wird, daß durch die Befolgung der Scala nicht verhindert werde, daß nicht derjenige, welcher ein mit alten Schulden behaftetes Gut übernahm, mehr zahlen müsse, als er bey der Entwürdigung des alten Papiergeldes

vermuthet hatte, übernehmen zu müssen, und daß andere Unbill bey vorher gemachten Cessionen früher contrahirter Schulden Statt finde. Der Verfasser widerlegt aber ganz bündig, daß daraus nicht gegen die Scala zu argumentiren sey. Die Frage ist: ob das Gesetz nicht, besonders wegen des ersten Falles, einige abhülfsliche Maße hätte geben können?

Uebrigens zeugt die Schrift von großer Anhänglichkeit an das Vaterland und an die Regierung, mit welcher das Volk einverstanden seyn muß, um die höhern öffentlichen Zwecke zu erreichen. Auch wenn die Regierung irrt, so ziemt Unterwerfung und Gehorsam dem Volke: nur durch solches Einverständniß kann Großes gedeihen; es zu stören, wäre ein Verbrechen. Aber ruhige Prüfung mag, vollends einem auswärtigen Schriftsteller, vergönnt seyn, da von der richtigen Ansicht der Sache, die durch solche Prüfung gefördert wird, das Schicksal so vieler Staaten, und so vieler Millionen Menschen Wohlstand, abhängig ist; weshalb auch der Rec. Entschuldigung dafür hofft, daß er zu solchem Zweck hier einen so bedeutenden Raum in Anspruch genommen hat.

Kopenhagen.

Eine Inaugural-Dissertation des Hrn. Janus Lassen Rasmussen, de monte Caf, 1811. 80 Seiten in Octav, glauben wir um ihres interessanten Inhalts willen noch jetzt anzeigen zu müssen. Was Herder einst wünschte, daß die Mythologie von diesem Berge aus mehreren Traditionen aufgehellet werde, hat der Verfasser zu leisten gesucht. Zuerst von den Vorstellungen

der alten Hebräer, welche schon von einem die Erde umgebenden Meere, von Säulen oder Grundfesten des Himmels, und von einem Berge im fernsten Norden sprechen, welcher die Wohnung der Götter ist, und öfter vorkommen würde, wenn nicht bey den Israeliten der Zion und Moriah der Sitz der Gottheit geworden wäre. Modificationen dieser Vorstellung nach dem Exil und bey den Cabbalisten. Dann von den Persischen Götterbergen, nach den Religionsbüchern der Parsen, und den darauf sich beziehenden Mythen. Die Mohammedaner nahmen diese Vorstellungen auf, und da Mohammed von einem beschattenden Gebirge gesprochen hatte, so wurden nun diese mythischen Vorstellungen vom Gebirge Cas, das die Erde umgibt, erst recht ausgemahlt. Der Verfasser legt diese erstlich poetisch, nach dem bekannten Gedichte Schirin, dar, dann geographisch nach dem Cazwini, aus einer Handschrift, die aber nicht näher beschrieben wird. Wenn auch die Ausführung des Verf. nicht überall befriedigt, und er z. B. bey den Persischen Vorstellungen anstatt der Quellen neuere Schriftsteller zu brauchen genöthigt war, so ist doch das Bekannte mit Fleiß zusammengestellt, und mit eignen Forschungen vermehrt, und diese Probschrift gibt von den Talenten und den Orientalischen Kenntnissen der Verf. einen rühmlichen Beweis. Der Verf. hat diese auf einer gelehrten Reise nach Paris und Wien, von welcher zurückkehrend er einige Zeit auch bey uns verweilte, so bereichert, daß er der Lehrstelle der Morgenländischen Sprachen, für welche er bestimmt ist, künftighin gewiß Ehre machen wird.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 30. August 1813.

Berlin.

Der vierte Band des civilistischen Magazins ist bald nach dem ersten Hefte, welches oben (1812 St. 137.) angezeigt worden war, vollständig erschienen. Die Aufsätze des zweyten Hefts sind fast lauter weitere Ausführungen dessen, was der Herausgeber in seinen Lehrbüchern nur kurz angedeutet hatte, und so wenig er auch hier den Vorwurf verdienen will, alles recht breit vorgetragen zu haben, so getrost beruft er sich doch auf solche Aufsätze, wenn Leute, für welche seine Paragraphen nun einmal nicht geschrieben sind, ihm Schuld geben, er könne oder wolle gar nichts anders sagen, als wie, seiner unvorgreiflichen Meynung nach, in gedruckten Summarien zum mündlichen Unterrichte es gesagt werden muß, wenn das: "er sagt euch nichts, als was im Buche steht" nicht Statt finden soll, was bey einem, in derselben Sprache wie der mündliche Vortrag, geschriebenen Lehrbuche doppelt mißlich ist. Das dritte und vierte Hest besteht meist aus fremden Aufsätzen.

VI. Vollständige Darstellung der Lehre vom (*justus*) *titulus* und dem so genannten *modus acquirendi*, in drey Abschnitten. 1. Sprachgebrauch der Alten, bey welchen *titulus* Anfangs selten für *causa possessionis* gebraucht wurde; 2. Verunstaltung seit dem Mittelalter, wo die Glosse zu fr. 3. §. 4. D. 41, 2. zuerst die *obligatio*, nach welcher der *titulus* den Namen hat, selbst *titulus* nennt, und wo man bald etwas practisch falsches, bald aber nur etwas theoretisch ungeschicktes mit dem berühmten Gegensatz bezeichnete; endlich, 3. Berichtigungen durch die Neueren. VII. Ueber den Unterschied der vollbürtigen und halbbürtigen Seiten = Verwandtschaft, von der einfachen und mehrfachen Bluts = Verwandtschaft überhaupt, mit einem doppelten Nachtrage XVI. Der zweyte von diesen, der sich mit dem Art. 733. §. 2. des Code beschäftigt, ist eine kleine litterarische Merkwürdigkeit. Man wird es nähmlich dem Aufsatze gewiß nicht ansehen, daß er ursprünglich in einem recht bitter polemischen Tone abgefaßt war gegen einen Recensenten, der dem Verfasser Schuld gegeben hatte, er protestire zwar gegen unsern Herrn Hrn. Brinkmann Auslegung dieser Stelle, er habe aber diese falsche Meynung selbst. Ein gemeinschaftlicher Freund veranlaßte gegenseitige Verständigungen, deren Erfolg theils die jezige Gestalt dieses Aufsatzes ist, worin nun sogar S. 510 einige sehr gute neuere Bemerkungen jenes Recensenten mitgetheilt sind; theils eine in den Jahrbüchern des Recensirwesens gewiß seltene Erklärung jenes Recensenten in demselben Journale, worin die Recension stand, der Verfasser habe nicht nur nicht Hrn. Br. Meynung, sondern er habe eine, die richtiger sey, als die, welche man ihm vorher em-

pfohlen hatte. Rec. glaubt diese kleine Anekdote erzählen zu dürfen, denn ob er gleich nicht leugnet, daß sie ihm auch um sein selbstwillen angenehm ist, so macht doch ein so ganz freiwilliges Anerkennen des gethanen Unrechts seinem bisherigen Gegner gewiß noch mehr Ehre. VIII. Ueber die Art, das *Corpus Juris* zu citiren, entweder nach den Worten, die man meint (den Anfangs-Worten und der Rubrik), oder nach dem Orte, wo sie stehen, (der Zahl des Buchs, des Titels, des Fragments oder der Constitution und des Paragraphen). Uebergang dieser Citir-Art in jene und Verbindung beider mit einander. Der Verf. wagt es, nach der Erfahrung der letzten fünf und zwanzig Jahre, zu prophezeien, daß die Citir-Art nach Zahlen bald die gewöhnlichere seyn werde, ungeachtet freylich die, welche dieß nicht glauben, sehr viel dazu beitragen, daß es nicht so leicht geschieht, als sonst der Fall seyn würde. IX. Das Römische System paßt noch besser zum Privat-Rechte der Alten als der Neuen. Der Hauptpunct ist der, daß es bey den Alten eine besondere Lehre von der Rechtsfähigkeit eines Menschen (dem *status* im wahren Sinne) gab, die wir eigentlich nicht haben; sondern unser *état* bezieht sich fast bloß auf Familien-Verhältnisse. Dazu kommt dann auch der im neuern Rechte so wichtige Unterschied zwischen beweglichen Sachen und Grundstücken u. dgl. Daraus schließt nun aber der Verf. doch nicht: also taue das Römische System gar nicht für die neuern Rechte. X. Ueber die Verbindung der Exegese mit andern Arten des civilistischen Unterrichts. Den Abdruck von Beweisstellen, wörtlich, nicht bloß dem Allegate nach, man erkläre sie nun in dem andern Vortrage, oder man mache einen eigenen dar.

aus, hält der Verf. für eine bedeutende Verbesserung der Lehrart. Beyläufig von der Eregese über den Code, der freylich voraussetzt, daß Lehrer und Zuhörer — Französisch können, und von Herrn Prof. Eichhorn's, in Berlin, deutscher Staats- und Rechts-Geschichte, die größtentheils aus Beweisstellen besteht. XI. Vergleichung einiger civilistischen Kunstwörter, bey den Alten und bey den Neuen, dießmahl: *consanguineus*, *praescriptio*, *in solidum* und *tribunal*.

XII. Ueber die *B. P. libertini intestati*, von Hrn. Prof. Göschen in Berlin. Ganz mit der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, welche Rec. an den *Observationes juris Romani* dieses Verfassers gerühmt hat, wird hier unter andern die Meinung behauptet, auch dem Patron des Patrons sey eine *B. P.* angeboten gewesen. Zur Gewißheit wird sich dieses, was Rec. schon früher gerathen hatte, wohl nicht bringen lassen, da Theophilus, und selbst der Text der Institutionen, widerspricht; auf der andern Seite hat diese Meinung eine starke Analogie für sich. XIII. Ueber das Vaticanische Manuscript des Ulpian, von Hrn. Prof. von Savigny. Der Herausgeber schickt in einer Vorerinnerung einen Auszug aus einer Recension in der Hallischen Litteratur-Zeitung voraus, worin Hr. v. S., bey Gelegenheit der Ausgabe von 1811, die noch immer ohne Druckfehler zu seyn scheint, da der neulich bemerkte *Vifillia* 3, 5. nicht gegründet ist, ausführt, es gebe nur eine einzige alte Handschrift von Ulpian, und diese sey in der Pariser Ausgabe von 1586 genauer befolgt, als in irgend einer andern. In dem neuen Aufsatze wird nun bewiesen, diese einzige alte Handschrift sey die Vaticanische, welche die K. Christine, und vorher

Alex. Petau, besessen hatte. (Rec. weiß von einer Bemerkung des bekannten Branchü, in Alex. Petau's Auction sey eine um zehn Titel vollständigere Handschrift, als die Ausgaben sind, verkauft worden; was wahrscheinlich eine falsche Angabe von dieser hier ist.) In einem Nachtrage ist das zum Theil geleistet, was man an der Ausgabe von 1811 so sehr vermist hat, nämlich Varianten, aber ganz andere, als sie damals möglich gewesen wären, nämlich eben aus dem Vaticanischen Manuscripte, oder doch bey Gelegenheit desselben. Die wichtigsten sind folgende: 3, 1. bey *veluti quae sit ter enixa* liest die Handschrift vulgo statt des ersten Wortes, und die beiden folgenden vereinigt nun der Herausgeber zu *quaesit(um)*, und dann 25, 14., wo die Worte *hereditatem restituat* in der Handschrift ganz fehlen, und auch ganz überflüssig sind, so bald man *ipse* verwandelt in *ipfi*, so daß es heißt: *ut . . . ipfi . . . et in ipsum actiones conserventur*, eine Lesart, von welcher Rec. nicht glaubt, daß es möglich sey, sie zu bezweifeln, so leicht kann sie Jedem einfallen, der nur weiß, wie die Handschrift liest. XIV. Einige Bemerkungen über Berichtigung des Textes des *Corpus Juris*, von Hrn. Professor Schrader in Tübingen. Ein gewiß höchst schätzbarer Nachtrag zu der sechsten Abhandlung des Verf. aus dem *Civilrechte* (1808 St. 38). Er handelt 1. von alten Bearbeitungen und Uebersetzungen, 2. von Handschriften, und 3. von alten Drucken, welche aber unter gewisse Familien vertheilt werden, wie einer vom andern abstammt. XV. Unechtheit des "*PATER-FAMILIAS*" *uti legasset* in den zwölf Tafeln, von unserm Hrn. D. Erb. Ein Bruchstück aus

einer zu Heidelberg gekrönten Preisschrift. Die so sehr bekannte Stelle ist eben so ohne Nominativ, wie der nicht weniger berühmte Anfang: Si in jus vocat; kein einziger alter Jurist hat paterfamilias. und jeder setzt voraus, daß es nicht so geheißen habe; sondern es ist hier, wie so oft, eine nicht einmahl genau seyn sollende Stelle in Cicero für Worte der zwölf Tafeln gehalten worden.
Hugo.

Leipzig.

Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. C. S. Stäudlin und Dr. S. G. Tzschirner. 1. B. 2. St. 226. S. gr. Octav.

Die Herausgeber haben sich, ungeachtet widriger Zeitumstände, in den Stand gesetzt gefunden, dem ersten Stücke des Archivs bald ein zweytes folgen zu lassen. Der I. Aufsatz enthält einen Nachtrag zu der Schrift: Lebensbeschreibung M. Ulrich Zwinglis, von J. C. Hess Aus dem Franzöf., nebst einem litterarisch-historischen Anhang von Leonhard Usteri. Zürich, 1811. Der Nachtrag ist von dem Verf. des Anhangs selbst und mit derselbigen musterhaften Gründlichkeit und Genauigkeit abgefaßt. Zuerst läßt Hr. Usteri, als einleitend, die Schrift des Myconius de Zwinglii vita et obitu mit litterarischen und erläuternden Anmerkungen abdrucken. Die Schrift ist äußerst selten und ein würdiges Seitenstück zu Luther's Leben von Melanchthon. Darauf folgt ein ungemein interessanter Brief von Zwingli, im J. 1522 geschrieben, worin er seinem Freunde, dem Canonicus des Stifts zu Zürich, und damahls Pfarrer zu Stein, Erasmus Habritius, Nachricht von der Unterredung zwischen ihm und der Gesandtschaft des Bischofs von Costanz vor dem versam-

melten großen und kleinen Rathe gibt. Dieser Brief ist eines der wichtigsten Actenstücke für die Reformationsgeschichte von Zürich. Er ist schon zweymahl gedruckt, aber sehr fehlerhaft, durch Usteri's neue Ausgabe, welche zum Theil aus einem Autographum Zwingli's geschlossen ist, ist er erst lesbar geworden, auch mit einer Einleitung versehen. Zuletzt wird ein Verzeichniß und eine genaue Nachricht von allen ergetischen Schriften Zwingli's über das A. und N. T. gegeben. Dieß macht den eigentlichen Nachtrag zu dem Anhangz aus, und damit ist dann der Bericht von allen seinen Schriften geschlossen und etwas geleistet, was vorher noch nicht geleistet war. Es bleibt nun nur noch der Wunsch übrig, daß uns der Vf. auch noch den Kern von Zwingli's weitläufiger Correspondenz, so weit sie noch übrig ist, vor Augen lege. II. Kurze Geschichte des durch Gesetz bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn von 1608 bis 1740. Der Verf. ist ein Gelehrter in Ungarn, welcher sich nicht nennen wollte, aber dem Publicum schon durch Schriften in mehreren Fächern bekannt ist. III. Beyträge zur Geschichte der Geißlersecte, von G. Förstermann. Er beschuldigt Schöttgen, welcher noch am besten von der Secte der Flagellanten geschrieben hat, nicht mit Unrecht, daß er die Secte nicht von andern Flagellanten und den Geißlerbrüderschaften, ja von andern Secten, gehörig unterscheidet. Er selbst läßt ein Document abdrucken, welches wohl das einzige bekannte Actenstück von dem inquisitorischen Verfahren gegen die Flagellanten ist, ein Notariats-Instrument von einem Inquisitions-Process gegen 13 heimliche Flagellanten zu Nordhausen im J. 1446. Es enthält einen officiellen Auszug

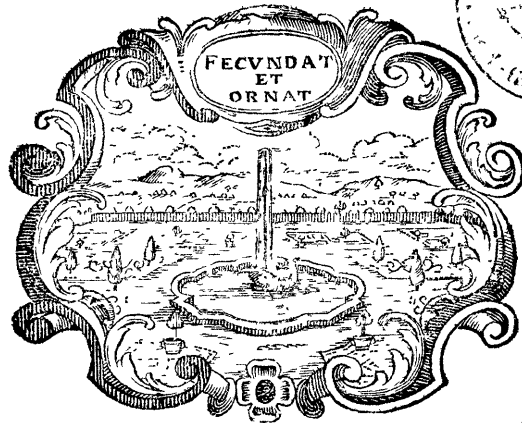
1392 G. g. A. 139. St., den 30. Aug. 1813.

aus den Acten, die Aussagen der Beklagten, und die über sie gefällte Sentenz. Es ist in Lateinischer Sprache abgefaßt, und führt den Titel: Instrumentum confessionum haereticorum hic propter perfidiam combustorum. Zwar hat Lesfer, der Verfasser einer Historie der Buchdruckerey, einer Lithotheologie, Testaceotheologie, Insectotheologie u. dieses Stück in seinen Historischen Nachrichten von der freyen Reichsstadt Nordhausen, Leipz. und Nordh. 1740, schon abdrucken lassen. Allein es ist da sehr wenig bekannt geworden, und wir finden nicht, daß Kirchenhistoriker davon Gebrauch gemacht hätten, selbst Schröckh nicht, welcher sonst in der Geschichte der Geister sehr vollständig und genau ist. Zudem hat Hr. Jörsteman eine zweyte, zuweilen abweichende, Copie aus einer alten Sammlung von Urkunden und Nachrichten, welche Nordhausen betreffen, erhalten. Diese Abschrift liefert er, mit Angabe der bedeutenderen Abweichungen und mit Anmerkungen. IV. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des 18. Jahrhunderts, übersetzt, abgekürzt und mit Anmerkungen begleitet von S. G. Tzschirner. (Fortsetzung). V. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts der Katholischen Geistlichkeit in Frankreich und Deutschland, von einem ehemahligen Großvicar. Aus dem Französischen (Confidérations sur l'état actuel de l'instruction publique du clergé catholique en France et en Allemagne par un ancien Grand-Vicaire 1812) übersetzt von M. J. D. Goldhorn, Diaconus an der Thomaskirche zu Leipzig.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1813.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich



Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1813

by unknown author

Göttingen; 1813

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 2. September 1813.

Mainz.

Bei Kupferberg. Die Schweden zu Mainz. Ein Beytrag zur Geschichte dieser Stadt, von Franz Joseph Bodmann. Mit Kupfern. 1812. 136 S. gr. Octav.

Dieser Beytrag ist ein Beytrag zur Geschichte des Zeitraums von vier Jahren und achtzehn Tagen, der am 9ten Januar 1636 endigte, und der unstreitig zu den merkwürdigsten für ganz Deutschland gehört, so wie zu den traurigsten, welche die Stadt Mainz jemahls erlebte. Hr. Bodmann, Präsident des Tribunals der Kaiserl. Douanen und Conservator der öffentlichen Stadtbibliothek zu Mainz, schöpfte aus ungedruckten wie gedruckten Quellen. Die ersten sind in der Vorrede näher angegeben, und unter diesen befindet sich auch das ehemahlige Provinzial-Archiv der Jesuiten in Mainz, das noch eine Menge historischer Beyträge und Aufschlüsse bewahrt. Gefällt dieß kleine Bruchstück der vaterländischen Geschichte; so sollen mehrere noch folgen. Gewiß wird es dankbar überall aufgenommen werden.

Ueber allen Ausdruck unvernünftig und unwürdig nahm sich die Clerisey in Mainz, als das Un-

E (6)

gewitter heranzog. Adel und Klerus, Mönche und Nonnen, und Studenten und Juden, nebst einer großen Schaar öffentlicher Beamten, rannten davon zum größten Aerger des Churfürsten, Anselm Rastmirs, dessen Muth unerschüttert blieb. In der Stadt hatte man Niederländische Hülfsstruppen, zu denen noch 2000 Spanier kamen. Kaum hatte diese, viel zu schwache Besatzung, sich fest gesetzt, als auch schon die tollste Wirthschaft begann. Sie verschönten Geistliche so wenig, als Bürger. Sie verübten gegen Beide und gegen das eine wie das andere Geschlecht solche Schändlichkeiten, daß der größere Theil der Mainzer nach dem Augenblicke der Uebergabe der Stadt an die Schweden sich sehnte. Ward ihnen nicht Alles, was sie beehrten; so schlugen sie Thüre und Thore ein, besonders in den Wohnungen der Abwesenden; raubten und plünderten nach Herzenslust und erklärten dabey: "Das sey die größte Wohlthat, die sie, unfähig die Stadt zu vertheidigen, den Mainzern erzeigen könnten; es müsse doch Alles den Weg der Plünderung gehen; je mehr sie nehmen, desto weniger bliebe den Schweden; und je weniger diese finden würden, desto schneller würden sie wieder abziehen." Am härtesten ging es dabey über die Häuser, Keller und Speicher der ausgewanderten Geistlichen her. Am 13. Dec. 1631 nahm Gustav Adolph Besitz von Mainz. Er fand 80 Stück Geschütz — ein großer Schatz in jenen Zeiten — 120 Tonnen Pulver und einen unsäglichen Vorrath an Proviant aller Art. Am folgenden Tage wurde ein Dankfest gehalten. Da sangen mehrere Mainzer vom Range mit dem Könige und den Schweden zusammen auch das Lied: Erhalt uns Herr bey deinem Wort! Nun wurde die Stadt der Sitz der Regierung aller bereits occupirten und noch zu occupirenden Länder. Nur um die geistlichen Sachen bekümmerten sich die

Schweden nicht. "Ein patriotischer Domherr, Johann Ulrich von Andlau besorgte, Namens der übrigen und abwesenden Geistlichkeit, ihr Bestes, fiel aber gleichwohl in den Verdacht, er suche vom Könige zum Bischofe von Mainz ernannt zu werden, und lud dadurch die Feindschaft der ganzen Pfaffheit auf sich, welche ihm in der Folge überaus viel Ungemach und Verfolgung, statt verdienten Danks und Belohnung, zuzog." — Auch das Lebenswesen ließ der König gänzlich auf sich beruhen.

Der Schwedische Statthalter, Stellan Morn, hatte ganz unbeschränkte Gewalt, und brauchte diese auf eine fürchterliche Art. Viel zu hart und mehr als hart wurden die Mainzer von dem großen Könige behandelt. Mainz bekam eine Besatzung, die ganz unverhältnißmäßig zu der Bevölkerung war. Der König selbst bestimmte als Sold seinen Leuten den Rest von Wein, Frucht und Hausrath, der sich noch in den Häusern der Ausgewanderten fand. Verschiedene Häuser wurden sogleich niedergedrückt und Alles darin noch Vorgefundene um die elendesten Preise, besonders an Frankfurter und Hanauer, öffentlich verkauft. Für Abwendung der Brandschatzung und Plünderung verlangte der König eine ungeheure Summe, welche aber endlich auf der Bürger fußfällige Bitte, für die Bürger selbst auf 80000 und für die gesammte Stadtgeistlichkeit auf 81000 Reichsthaler herabgesetzt ward. Dabey erklärte Gustav Adolph: "ich will ein Schelm seyn, wenn ich euch etwas weiter nachlasse." Die Geistlichkeit suchte sich durch Anleihen zu helfen: aber nirgends war etwas aufzutreiben. "Daß es Gott erbarme, es hieß jetzt überall, alle Stifter und Klöster der Stadt gehörten nunmehr allein und eigenthümlich dem Könige von Schweden." Mit der Bezahlung der 80000 Thaler, welche die Bürgerschaft entrichten sollte, ging es überaus hart und

langsam her: sie ward also Häuserweise vertheilt, und nach fruchtlos verfloßenem Termin wurden Häuser, Garten, Stallungen und Scheunen der Deben-ten ohne Gnade niedergerissen, das Holz verkauft oder verbrannt, und die Stadt mit ungeheuern Ruinen angefüllt.

Aber noch weit unglücklicher wurde das Loos der Mainzer, als nun auch Hungersnoth (schon im März 1632) und eine Epidemie (bereits im Anfange Junius) sich verbreitete. Manche Straße wurde eine Einöde. Allein während des Jahrs 1632 starben über 6000 an der Seuche. Wer dazu noch Kraft und Mittel hatte, wanderte aus. Zugleich dauerten die Mißhandlungen fort, welche die Schweden sich durchaus gegen Alle, und tagtäglich erlaubten. Bald aber erschienen Alle, die Peiniger wie die Gepeinigten, die Schweden wie die Bürger, als Lumpengefindel. Diejenigen Emigranten, welche die Noth nach Mainz zurücktrieb, setzte man auf einige Tage in Arrest und verwies sie dann förmlich aus der Stadt. Die Häuser der Abwesenden aber wurden, theils aus Haß und Bosheit, theils wegen Holzmangel abgetragen, das Holz verbrannt, Fenster und Ofen an die Marktbanern, und das Blei, Eisen u. s. w. an die Frankfurter verkauft.

Am allerhärtesten wurden die Jesuiten in Mainz behandelt. "Der Churfürst Anselm Kasimir war von diesen Herren nicht allein umsondern wahrhaft ganz besessen. Auch war Mainz seit geraumer Zeit der Ort, wo die in den Hauptschmieden der Collegien zu Dillingen, Würzburg und auch Mainz, durch langwierigen Briefwechsel bereitete Dolzen, durch P. Richard Viber, Churf. Beichtvater, und den Rector des dortigen Collegiums kräftig verschaffen wurden, die auch selten ihr Ziel verfehlten." Jener Briefwechsel wurde erst vor Kurzem in den Jesuiten Correspondenzen aufgefunden, wel-

che man bey der Durchsuchung des zu Mainz noch jetzt befindlichen Oberrheinischen Societäts-Provinzial-Archivs und in der Kiste der Theologischen Facultät der ehemaligen Mainzer Universität entdeckte. Diese Correspondenz gibt, wie der Verfasser versichert, ganz außerordentliche Aufschlüsse über Dinge, worüber noch jetzt ein tiefer Schleyer hängt. Gustav Adolph wußte Alles, was die Jesuiten getrieben, haarklein; er hatte ihnen bereits in Leipzig an öffentlicher Tafel schwere Rache geschworen, und hielt nun kräftig Wort. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs sollten die Jesuiten die Hälfte von der, den Geistlichen auferlegten Summe bezahlen, mithin 40000 Reichsthaler. Ihr Collegium wurde gleich nach der Schweden Ankunft stark besetzt, Alles unter Siegel gelegt und alle Güter und Renten sequestrirt. Die meisten dieser Herren hatten sich aus dem Staube gemacht. Den alten kränklichen, zurückgebliebenen P. Rector behandelte man wie einen Verbrecher: er wurde darüber wahnsinnig und stürzte sich in einen Brunnen, in dem er sein Leben aufgab.

Das Verschwinden der Industrie und des Handels in jenem traurigen Zeitraum hatte nicht, wie Seite 69 behauptet wird, seinen Grund darin, daß die Schweden ihre Verheißungen nicht hielten, und man eben deswegen auch nicht der, von dem Könige zugesicherten vollen Freyheit des Handels, der Gewerbe und der Schiffahrt traute, sondern in dem Verarmen Aller und in der allgemeinen Unsicherheit. Leider glaubte auch der große König wie unsere Statistiker, es bedürfe nur des guten Willens, um Handel und Gewerbe zu treiben. Schon in den ersten Jahre verschwand aller Wohlstand in der Stadt wie auf dem Lande: alle Gewerbe schienen, wie alle Sittlichkeit, gänzlich vernichtet: und an die Stelle der Sicherheit trat die

größte Unsicherheit: Räubereien, Mordthaten, Plünderungen wurden von den Schweden täglich und in Menge verübt. Sie blieben unbestraft, wenn gleich jedes Militärverbrechen, besonders Insubordination, mit beispielloser Strenge geahndet wurde.

An Marien Eleonoren, Königin von Schweden, konnten die Mainzer sich nicht satt sehen. In ihrem Antlitze fanden sie Balsam für ihre zerfleischten Herzen. Sie war allgemein geliebt und verehrt. Sie ist, sagt Kritsch, ein sehr schön Weibsbild, von Person zart, eine mittelmäßige Läng, sehr freundlich und redtsprechig und königlich geschmückt. Der König aber ist gegangen wie ein Graf, oder wohl wie ein reicher Kaufmann, ohne Geschmeid.“

Der Königin Christine leistete die Bürgerschaft den Eid, ohne das mindeste Bedenken, aber die noch übrig gebliebenen fünf Jesuiten, die sämtlichen Kapuziner und drey Recollectenmönche hielten die Leistung desselben Gewissens- und Seelenheilwidrig, bezogen sich auf die ihren Ordensobern schuldige Obedienz und blieben taub gegen alle gültliche Vorstellungen. Man verwies sie aus Mainz nicht nur, sondern aus allen Schwedisch-Teutschen Ländern. Das Collegium und die Kirche der Jesuiten wurde darauf den Augsburgischen Confessions-Verwandten zu ihrer Wohnung und Gottesdienst eingeräumt.

Zeiten des Unglücks sind Zeiten voll Wunder und Prophezen: so auch in Mainz. „Religiöse Schwärmeren, tartüfisch geübte Intoleranz, feste Anhänglichkeit an ausgestreute Wundergeschichten und was dergleichen Albernheiten mehr sind, waren vielleicht z. Mainz nie herrischer, als in der Schwedenzeit.“ Schockweise fielen die Wunder alle Tage vor. Gnadenbilder verdrehten die Au-

gen; Crucifixe schwebten; aus dem Munde heiliger Bilder vernahm man Klageröne; und eine große Menge schöner Engel waren oben auf der Domkirche zu sehen. Dort umgingen sie die Kirche mit brennenden Lichtern in der Hand, ihre Angesichter nach Coblenz gewandt, wo der Erzbischof von Mainz sich aufhielt. Sie neigten sich gar andächtig und winkten dann mit der Hand, Seine Churfürstliche Gnaden einladend zur Rückkehr.

Als Gallas wieder zur Belagerung von Mainz schritt, glaubten die Bürger, ihrer aller Stunde näherte sich. Nach vierteljährigen Leiden aller Art war die Volksmenge in Mainz mehr noch als um die volle Hälfte vermindert. Nun kam noch die fürchterlichste Belagerung hinzu, welche über drei Monate dauerte. Nach Verlauf weniger Wochen war auch nicht einmahl mehr Esel-, Pferde-, Hunde- und Katzenfleisch zu haben. Verfaultes Leder von Schuhen und Nas, bereits in Fäulniß übergegangen, wurde gierig verschlungen: die Sterblichkeit wurde so groß, daß Kirchen und Reichhöfe nicht mehr Alle aufnehmen konnten: man fand Kinder säugend an den Brüsten nicht nur todter, sondern selbst schon in Fäulniß übergegangener Mütter. Aber der Herr von Hohen-dorff, der Schwedische Commandant in Mainz während dieser schrecklichen Belagerung, war ein edler, menschenfreundlicher wackerer Officier, dessen echtem Verdienste wir jetzt noch huldigen müssen. Sein Corps schmolz von 10000 auf 3000 zusammen, und von diesen brachte er kaum über 1000 davon, weil die meisten als gezwungene und untergeschobene Mannschaft die erste Gelegenheit zu ihrer Flucht benutzten. — Daß der Verfasser von den Seite 189 erwähnten Spottgedichten auf die abgehenden Schweden auch nicht

1400 G. g. A. 140. St., den 2. Sept. 1813.

eines mitgetheilt hat, bedauern wir. Der historische Werth hätte hier mehr in Betracht kommen sollen, als der dichterische. — Die Kupfer enthalten einen Krieger der damaligen Zeit und einige Wappen und Siegel.

Einbeck.

Von J. J. Feifel: Topographie der Stadt Hardeggen und ihrer Umgebungen. Zuerst bearbeitet von weil. Bürgermeister Joh. Gabr. Domeier zu Moringen, jetzt berichtigt und vermehrt von Bönries Ludwig Domeier, Prediger zu Hardeggen. 1813. 172 S. Octav. So wenig es auch entfernten Lesern dieser Blätter um eine Nachricht von einem Buch dieses Inhalts zu thun seyn kann, so werden sie es doch zweckmäßig finden, daß wir für die Benachbarten seines Daseyns mit ein paar Worten erwähnen, und dabei jeder Stadt, so klein sie auch seyn mag, ja, wenn es möglich wäre, jedem bedeutender Dorfe ein ähnliches Büchelchen wünschen. Neben Bibel, Katechismus, Gesängbuch und einem vernünftig eingerichteten Calendar sollte es das fünfte Stück der Hausbibliothek jedes Bürgers und Bauern seyn. Beim Jugendunterricht mögen manche Dinge, auf welche unsre neuen Erzieher halten, ohne Schaden wegfallen; aber die Geschichte der Heimath, in der man geboren ist, sammt einer Aufzählung ihrer Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, ihrer Anstalten und deren Urheber, und der merkwürdigen, um sie verdienten Einwohner sollte ein Hauptstück desselben seyn, wozu eine Anleitung nöthig ist. Vieles Lesen ist für die Menge von Uebel: aber in den oben genannten fünf Büchern möchten wir jeden Bürger und Bauern belesen wünschen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 4. September 1813.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: *C. Cornelii Taciti Dialogus de Oratoribus*. In usum scholarum suarum recensuit et varietatem lectionis adjecit *Godofredus Siebode*. Philos. et antiquarum literarum in Georgia Augusta Doctor. 1813. S. 88. In Octav. Dieß Gespräch über die Redner, bis auf den heutigen Tag in Absicht auf den Urheber desselben, ein Gegenstand der kritischen Untersuchung, ist dem Inhalte und der Form nach wirklich classisch, und noch außerdem für uns interessant, da es aus einer Zeitperiode herkommt, aus welcher uns so wenig übrig geblieben ist. Es erinnert uns sehr lebhaft an den jetzt noch auch bey uns nicht ganz beygelegten Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern, der nun schon über hundert Jahre dauert. Da sich dieß Werkchen in mehr als einer Hinsicht zu Vorlesungen auf der Universität eignet, so war es ein sehr lobenswerther Gedanke des Hrn. Dr., dazu eine bloß critisch genaue Ausgabe zu besorgen; denn es fehlte bisher gerade an einem Abdrucke, dem man Critik und Wohlfeilheit zugleich

Y (6)

nachrühmen könnte, welches beydes von der Schulzischen, an sich nicht verwerflichen Ausgabe, die im J. 1788 erschien, (S. Göt. Anz. 1788. S. 939 f.) nicht gesagt werden kann. Es macht uns vieles Vergnügen, daß wir ganz unparteyisch den großen Fleiß und die hin und wieder bewiesene nicht gemeine Sprachkunde, wie auch das richtige Verfahren und Urtheil des Herausgebers bey dieser neuen kritischen Bearbeitung, die zu den Recognitionen des Textes gehört, empfehlend anzeigen können. Alle in Msct. und alten Ausgaben bemerkten Varianten sind hier unter den Text gesetzt, und so viel uns bekannt keine der vorgeschlagenen Verbesserungen, nicht einmahl mit Ausschluß der Heumannischen Einfälle, vorbeigelassen worden. Sehr oft steht ein kurzes Urtheil, auch wohl eine Conjectur dabey: doch in den Text ist nichts davon aufgenommen. Wenn es überhaupt sehr schwer ist, als Critiker es allen recht zu machen, so ist dieß ohne Zweifel bey diesem Werkchen der Fall, das sehr verdorben und lückenhaft auf uns gekommen, und vielleicht zum Theil schon deshalb seit Rhenaenus († 1547) als ein Schulerexercitium, wenigstens oft mit geringer Rücksicht auf die Regeln einer gesunden Critik behandelt ist. Je mehr wir nun mit dem Verfahren des Herausg. zufrieden sind, desto lieber hätten wir es gesehen, wenn er in der Ausführung seines Planes den Manuscripten bey seiner Recognition den ersten Platz einzuräumen, dreisser gewesen wäre. So ist im 2. Cap. *omni eruditione*, wofür jetzt (*cum*) *eruditione* steht, aus den Vatic. Manuscripten vorzuziehen, was von Aper mit Recht als Lob gesagt werden konnte. Eben diese biethen gleich zu Anfange eine gute Lesart *deserta et laude eloquentiae orata* dar, bey welcher man sich beruhigen kann, ohne zu emendiren. Am wenigsten darf Rhenaenus, der

kein Manuscript bey diesem Werkchen vor sich hatte, wie jeder andre Critiker in derselben Lage, vor den Manuscripten, sobald diese nur einen guten Sinn geben, und erweislich nicht interpolirt sind, gegen welche Verderbungen sich jedoch hier viel einwenden läßt, einen Vorzug erhalten. Recensent zieht im 18. Cap. Nam non dubitamus die Lesart der Manuscripte der Verbesserung des Lipsius Num dubitamus, und die ebenfalls handschriftliche Lesart antiquus der Emendation atticus unbedenklich vor. Daß im 26. Cap. plus vis, wenn gleich etwas ungewöhnlich klingend im Texte dem plus puris seinen Platz nicht eingeräumt hat, ist uns lieb, so einschmeichelnd auch diese Schurzfleischische Emendation scheinen kann. Auch im 3. Cap. ziehen wir recitatione aus der Vaticanischen Handschrift dem Worte tractationi vor, schon wegen der bekanntlich damals herrschenden Gewohnheit der Schriftsteller, ihre Werke, zumahl Poesien, durch Vorlesungen bekannt zu machen. Im 21. Cap. ist eine schwierige Stelle, welche der Herausgeber für einen locus conclamatus hält, und seine Hand von ihr ganz abzieht. Folgen wir gleichwohl hier den Manuscripten, so dringt sich uns eine Lesart auf, die sehr gut in den Zusammenhang paßt, wenn wir lesen: Equidem fateor vobis simpliciter, me in quibusdam antiquorum vix risum, in quibusdam autem vix somnum tenere, nec unum de populo Canutii, aut Arrii, dein Furnii aut Toranii, quique aliis in eodem valetudinario haec ossa et hanc maciem probant. Alles ist hier klar, wenn man populus hier von der Menge der Anhänger des Canutius u. s. w. versteht, die bey solchen Stellen der Alten ebenfalls einschlafen. Erlaubten es die Gränzen unsrer Anzeigen, so würden wir noch viel mehr anzuführen haben, aus welchem sowohl die Richtigkeit

des Urtheils vom Herausgeber, als seine vielleicht zu weit gehende Bescheidenheit hervorginae: wenn gleich mit unsern Abweichungen, die sich bey diesem Werkchen nur zu oft dem Critiker darbieten, welches bey dieser Ausgabe vor allen bisherigen vieles voraus hat, und die deßwegen sehr zu empfehlen ist. Unter den angeführten Lesarten, bey denen bisweilen die Vulgata, die verbessert wird, nicht klar ausgedrückt ist, finden wir im 8. Cap. angustia rerum als Verbesserung des Lipsius angegeben, die doch wohl angustiae rerum heißt. Nur drey Druckfehler haben wir bemerkt: S. 6 ad eo für ab eo, S. 48 dedicerat statt didicerat und S. 59 ne vos für nec vos. An zwey Stellen finden wir den Namen Karl Witte, angeführt.

Pisa.

Saggio istorico sugli Scaldi o antichi poeti Scandinavi, di Jacopo Gräberg di Hemsö, Viceconsole di Suezia in Genova etc. 1811. XVI und 251 Seiten in Octav.

Die alte Scandinavische Poesie, über deren Echtheit der Streit in Deutschland von neuem rege geworden ist, soll also nun auch in Italien bekannter werden. Der Verfasser hat sich schon durch eine Reihe statistischer und historischer Schriften in Italiänischer und Französischer Sprache bemüht, Kenntnisse im Auslande zu verbreiten, die zum Theil aus Quellen geschöpft werden müssen, aus denen Italiäner und Franzosen, der Diegel nach, nicht zu schöpfen pflegen. Ganz unbekannt konnten wohl die Nachrichten von der alten Scandinavischen Poesie den Italiänern nicht seyn, besonders seit Maller's Bearbeitung; denn fast jeder gebildete Italiäner liest ja auch Französisch. Aber Interesse scheint diese Poesie des rauhen Norden in Ita-

lien nie erregt zu haben. Der Verf. hat also das Verdienst, die Italiäner aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, den sie bisher wenig beachteteten. Wenn sein Buch Leser genug findet, kann es auch mitwirken, den Horizont der Italianischen Critik, die nach allen Seiten ziemlich beschränkt geblieben ist, zu erweitern, und vielleicht auch den alten nationalen Stamm der Italianischen Poesie ein wenig anzufrischen, daß er neue Zweige treibe. Nachrichten, die sich auf den Gegenstand beziehen, hat der Verf. in Menge zusammengetragen. Durch beygefügte Uebersetzungen aus dem Isländischen ins Italianische hat er den alten Skaldengesang den Italiänern nach ihrer Art hörbar zu machen gesucht. Alles dieß ist ohne Zweifel verdienstlich. Aber nicht so deutlich liegt am Tage, warum der Verf., der sich doch aus der eigentlichen Geschichte, der wahren, nicht fabelhaften, ein Studium gemacht, bey dieser Gelegenheit die Einwendungen, die gegen die Echtheit der Isländischen Edda nun schon seit so langer Zeit geäußert sind, nicht nur nicht widerlegt, sondern nicht einmal berührt hat. Sollte er sie nicht kennen? Oder sollte er sie nicht einmal einer critischen Erörterung würdig halten? Er spricht von der Sämundischen Edda, von der Snorroischen, und von Allem, was dahin gehört, nach Olaus Wormius und andern Schriftstellern, mit entscheidender Zuversichtlichkeit. Er läßt alle Notizen, die zu seiner Erläuterung der Mythologie der Edda dienen, als historische Wahrheiten gelten. Den König Lodbrog und andere alte Skalden behandelt er geradezu als historische Personen. Er sucht zu zeigen, daß die Scandinavische Skaldenkunst weit älter sey, als die *gaya ciencia* der Provenzalen, und daß schon deswegen die Skalden nicht von den Troubadours lernen können. Die Scandinavische Nation sey zu jener Zeit überhaupt

nicht so wild und roh gewesen, wie man aus den Beschreibungen schließen wollen, die gleichzeitige Schriftsteller von den Normännischen Seeräubern gemacht. Diese berühmten Seeräuber, vor deren Unmenschlichkeit in achten und neunten Jahrhunderte die Küstenbewohner von halb Europa zitterten, müsse man nicht mit der ganzen Nation verwechseln, zu der sie gehörten. Man dürfe sich nur an die eben so berühmten Substerns erinnern, die doch in den neueren Zeiten es nicht viel besser gemacht, als die alten Normännischen Seeräuber. In der Nordischen Heimath, wo Recht und Ordnung gegolten, sey auch poetische Geistesfreude an der Tagesordnung, und der Dichter, als Dichter, ein hochgeehrter Mann gewesen. Die Stalden seyen übrigens fast alle Improvisatoren gewesen. Nahmhaft macht der Verf. besonders als Improvisatoren Gram, Broa, Besso, Hardgrege, Svanhvina, Asmund u. Regner. Dann von Starkotter, seinen Thaten und seinen poetischen Werken; ferner von Biaren, Talto u. s. w. Am ausführlichsten, allerdings der Natur der Sache gemäß, sind des Verf. Nachrichten von der Sämundischen und Snorroischen Edda, deren Inhalt er darlegt und erläutert. Hierauf wendet er sich wieder zu einigen berühmteren Stalden, besonders dem gekrönten Heroen Regner Lodbrog, dessen bekannte Ode er übersezt mittheilt, und gegen die Angriffe des Italiäners Cesarotti vertheidigt. Dann eine Vergleichung des Nordischen Heldengeistes, der auch seine Galanterie und seine Poesie der Liebe gehabt, mit dem romantischen Ritterthume. Im Grunde habe das weibliche Geschlecht in Europa sein gegenwärtiges Ansehen in der Gesellschaft den Scandinaviern zu verdanken (S. 90). Von Harald dem Tapfern spricht der Verf. noch besonders; zuletzt vom Aussterben der alten Staldenkunst und von den spätern

Stalben. Der Anhang enthält Uebersetzungen und Anmerkungen. Wer über die Echtheit der Edda und der zu ihr gehörenden Sagen sich genauer zu unterrichten Zeit, Gelegenheit und unverdrossene Neigung genug gehabt hat, mag nun des Verfassers Arbeit umständlicher würdigen.

Leipzig.

Vey Ambros. Barth: Adumbratio notitiae literariae de *Titi Livii Patavini* Historiarum libri XCI fragmento Romae in bibliotheca vaticana reperto. scripsit Io. Theoph. Kreyffig AA. I. L. M. Lycei Annaemontani rector, societatis latinae Jenens. sodalis. 1813. 8. S. 28.

Der gelehrte Verf. dieser kleinen Schrift fährt rühmlich fort, sich, wie wir schon neulich angezeigt (S. g. N. oben St. 78. S. 784.) haben, um den Livius, und namentlich um das von dem Hrn. Prof. Bruns in Gesellschaft des Hrn. Giovenazzi auf der Vatic. Bibliothek zu Rom im J. 1772 entdeckte Fragment aus dem 91. Buche der Römischen Geschichte des Livius verdient zu machen. Er verbindet die Herausgabe dieses Fragments mit der Ausgabe der Fragmente aus der Geschichte des Sallust, worin die Erzählung der Kriege des Sertorius in Spanien und des Spartacus in Italien den Hauptgegenstand ausmacht. Im J. 1807 gab Hr. K. schon die Livianische Fragmente heraus, und im J. 1811 die Sallustischen Fragmente. (S. G. g. N. 1805. S. 512. 1811. St. 154.) Beide werden jetzt in einer vielfach verbesserten Ausgabe erscheinen. In dieser hierher gehörigen notitia literaria, die sich, weil über den Sallust schon das Erforderliche beygebracht ist, nur über die Livianische Fragmente erstreckt, werden die Angaben von Sax, Harles u. a. richtiger gestellt, verbessert, vermehrt, und der Hauptzweck geht dahin, insonderheit alle Literatoren, denen öffentliche oder Privat-

bibliotheken untergeben sind, mit seinen schon vor ihm liegenden, und noch fehlenden Hülfsmitteln bekannt zu machen, und sie dann um geneigte Unterstützung zu bitten, wozu ihm viele Hoffnung gegeben ist. So fehlen ihm die zweite Ausgabe des Tacitus von Brotier, Poinssinet de Sivry's Französ. Uebersetzung des Livianischen Fragments, der Abdruck der Hamburgischen Ausgabe, mit Hardouins Supplementen und Franz. Uebersetzung, Paris bey Didot dem Ältern, Lallemands Ausgabe von Livius, Paris 1775, 12, die critische Ausgabe dieses Fragments von Enschode (einem Schüler von Ruhken), die Ausgabe des Livius von M. Giovenazzi, Venedig 1791. 8. Der Verf. ist ungewiß, ob das Manuscript dieses Fragments noch in Rom, oder schon in Paris sey: in dem Verzeichnisse der Manuscripte (Lpz. 1803) welche aus der Vatican. Bibliothek nach Paris gekommen sind, findet es sich nicht. Hier gibt nun der Verf. erstlich die fünf Ausgaben an, bey denen die Brunssche Recension zum Grunde liegt, dann die zehn nach der Giovenazzischen, drey, worin beyde Recensionen benutzt sind: hierauf die beyden nach Bruns Texte verfertigten Uebersetzungen, die beyden nach Giovenazzi gebildeten, und zwey, denen beyde Ausgaben zum Grunde liegen. Den Beschluß macht die Anzeige der Erläuterungsschriften dieses Fragment betreffend, des D'Anvillischen Memoire, und der Verbesserungen des bekannten Jean Zoup, die in desselben Opusc. crit. ed. alt. Lips. 1780. Part. II. vorkommen. Fleiß, Umsicht, Gelehrsamkeit, Scharfsinn und feiner Vortrag zeichnen auch dieses Werk eines so vielseitig gebildeten Humanisten aus, der diesem Fache noch sehr viele nützliche Dienste zu leisten vermag. Wir wünschen sehr, daß seine lobenswerthe Beharrlichkeit mit einem guten Erfolge gekrönt werde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 4. September 1813.

Berlin.

Bei Carl Fr. Amelang und den Verfassern:
Flore Portugaise ou Description de toutes les
plantes qui croissent naturellement en Portugal
avec figures coloriées, cinq planches de Ter-
minologie et une Carte. Par J. C. Comte de
Hoffmannsegg, ancien officier aux gardes du
corps de Sa Majesté le Roi de Saxe, et *H. F.*
Link, Professeur de Botanique et de Chimie à
l'université de Rostock (gegenwärtig zu Breslau).
Sechstes bis zehntes Heft. Jedes Heft von 8
Bogen und 5 Kupfertafeln, in Royal-Folio, auf
Belinpapier.

Bei der Fortsetzung dieses in artistischer und
wissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtigen Wertes
erfordert die Dankbarkeit, nicht unerwähnt zu lassen,
daß bey dieser Anzeige ein ausgesuchtes Exemplar
gebraucht worden, welches der Hr. Finanzrath *Ja-*
cobson der hiesigen königl. Bibliothek zum Geschenk
gemacht hat, mit der gütigen Zusicherung, auch die
künftigen Fortsetzungen desselben auf gleiche Weise

nachzuliefern. Da der Plan des Werks aus der Anzeige der ersten Hefte (Gött. gel. Anz. 1811 S. 32) hinlänglich bekannt ist, so wenden wir uns gleich zum Inhalt der vorliegenden Hefte.

Sechstes Heft. Der Text dieses Heftes enthält von den Buglossinis die Gattungen *Heliotropium*, *Lithospermum*, *Myosotis*, *Anchusa*, *Lycopsis*, *Pulmonaria*, *Echium*, *Borrago*, *Cynoglossum*, *Omphalodes* und *Cerinth*. Die Gattungen sind durchgehends genauer bestimmt, und bey den wesentlichen Characteren ist vorzüglich bemerkt, ob die Früchte (welche hier *nuculae* genannt werden) ganz geschlossen (*nuces imperforatae Gärtner*), oder an der Basis geöffnet sind (*nuces imperforatae von Gärtner* genannt). Unter *Omphalodes* vereinigen die Verfasser mit Mönch das in der Form der Frucht abweichende *Cynoglossum Omphalodes Linn.* und eine neue mit *Cynogl. lusitanicum* verwechselte Art (*O. nitida*), wovon das fünfte Heft die Abbildung enthält. Die zu diesem Hefte gehörigen Tafeln stellen vor: 1. (t. 26) *Verbascum crassifolium*, ausgezeichnet durch die herunterlaufenden stumpfen, fast ganzen und mit einem dicken, gelb-rosfarbenen Filz bedeckten Blätter, so wie durch die nackten, dieser Art, so viel Rec. weiß, nur allein eignen, Staubfäden. Da *Verb. Thapsus* nirgends von den Verfassern in Portugall bemerkt, aber doch von Brottero angeführt wird, so vermuthen sie, daß derselbe *crassifolium* dafür angesehen habe; doch widerspricht diesem die Beschreibung, welche Brottero von den Staubfäden gibt. 2. (t. 27.) *Verbascum macranthum*. Die großen gelben Blumen stehen in etwas entfernten Büscheln, und sind mit Staubfäden versehen, deren drey, wie gewöhnlich, nierenförmig, zwey hingegen

länglich sind: ein Character, der, wie Rec. bey einer andern Gelegenheit darthun wird, bey der Unterscheidung der Arten dieser jetzt sehr großen Gattung nicht außer Acht zu lassen ist. 3. (t. 28.) *Verbascum Blattarioides*. Scheint dem Rec. nicht ganz mit der in Frankreich wachsenden übereinzukommen. Die Vorstellung, so wie die Analyse der Blüthen und Fruchttheile, ist von allen drey Arten vortreflich. 4. (t. 29.) *Digitalis tomentosa*. Von der *purpurea*, mit der sie zunächst verwandt ist, durch die mehr unterhalb sitzigen Blätter, und die stumpfe, mit kaum bemerklichen Einschnitten versehene, Blume hinlänglich verschieden. 5. (t. 30.) *Digitalis Thapsi Linn.* Man muß es den Verfassern besonders Dank wissen, daß sie von dieser ausgezeichneten, von Linné nicht genau characterisirten, und mit *purpurea* nicht selten verwechselten, Pflanze eine so treffliche Vorstellung gegeben haben. Der Unterschied derselben beruhet indeß, wie wir an vor uns liegenden blühenden Exemplaren sehen, weniger auf den herunterlaufenden Blättern, als auf den längeren lanzettförmigen Nebenblättchen, den länger gestielten, mehr hellrothen (nicht purpurrothen) Blumen, so wie besonders den lanzettförmigen (nicht eiförmigen) Kelchblättchen. Auch ist die Wurzel ausdauernd, die Oberfläche, besonders am obern blühenden Theil, klebrig, und die Pflanze, vornehmlich in der Blüthezeit, von einem starken Geruch.

Siebentes Zest. Der Text hat zum Gegenstande die Gattungen *Lycium*, *Physalis*, *Solanum*, *Hyoscyamus* und *Datura* aus den Solaneis, und *Verbascum*, *Digitalis*, *Gratiola* und *Anarrhinum* aus den Personatis. Unter den angeführten Solanis war es uns auffallend, auch das bisher nur

auf dem Cap bemerkte Sol Sodomium erwähnt zu finden. Die Tafeln dieses Heftes enthalten die Vorstellungen von: 1. (t. 31.) *Gratiola linifolia Vahl*. Für *folia linearia*, welche Vahl dieser Art zuschreibt, werden von den Verfassern mit mehreren Rechte, wie aus der Abbildung erhellet, lanceolato-linearia angenommen, und noch besser möchten sie lineari-lanceolata genannt werden können. Wort der officinalis bleibt sie indeß hinlänglich durch die schmaleren und ganzen Blätter, so wie durch die länggestielten, etwas röthlichen, Blumen verschieden. 2. (t. 32.) *Anarrhinum bellidifolium Desf.*, war noch nicht abgebildet, und ist daher zur Vergleichung der folgenden um so interessanter. 3. (t. 33.) *Anarrhinum hirsutum* (caule hirsuto, foliis inferioribus spathulatis (besser obovato-spathulatis), superioribus incisifolii tripartitisque, lacinia media late lanceolata). Synonyme derselben sind: *Anarrh. bellidifolium* β Sp. Pl. ed. Willd., *Antirrhinum durimimum Brot.* und *Linaria lusitanica Bellidis folio folio ampliore et villosa Tournef. Insk. p. 194.* 4. (t. 34.) *Linaria lanigera.* 5. (t. 35.) *Linaria dealbata.*

Achtes Heft Der Text dieses Heftes hat fast ganz die Gattung *Linaria* zum Gegenstande, und man kann das hier Mitgetheilte als Monographie der Südeuropäischen Arten dieser Gattung ansehen. Die Reichhaltigkeit des Gegenstandes macht es notwendig, etwas mehr ins Detail zu gehen. Da die Stellung der Blätter keine sichere Charactere zu den Unterabtheilungen darbietet: so glauben die Verff. die verschiedene Bildung der Samen hierzu mehr geeignet, und vertheilen die Arten unter folgende drey Abtheilungen: 1. *Semina oviformia aut triangularia, scrobiculata aut transverse rugosa.* (Diese Abtheilung

zerfällt wieder in flores axillares, und in diejenigen, welche racemosi haben. 2. Semina oviformia, longitudinaliter sulcata. 3. Semina complanata, marginata, laevia. Die erste Abtheilung begreift folgende Arten in sich: 1. *Linaria Elatine* (*Antirrh. Elatine Linn.*). 2. *Linaria lanigera Desf.*, von *Brotero* als *Antirrh. spurium* beschrieben. 3. *Linaria dealbata* (*Antirrh. lanigerum Brot.*). Unterscheidet sich von der vorigen, ihr sehr ähnlichen, durch mehr ensförmige u. nach der Basis merklich gezähnte Blätter, und durch die sehr kurzgestielten, anders gefärbten, Blumen. 4. *Linaria spartea* (*caule virgato, foliis caulium sterilium lanceolatis ternis quaternisque, fertiliis sparsis linearibus carnosis, omnibus glaberrimis, corolla mediocri flava*). *Linne's* Beschreibung des *Antirrhin. spartea* stimmt mit dieser überein, auch in Hinsicht der Blumen, die er als glatt beschreibt, und es auch, ohne Linse betrachtet, wirklich zu seyn scheinen. *Antirrhin. junceum Linn.* glauben die Verff. nur als den ältern Zustand von *Lin. spartea* ansehen zu können. 5. *Linaria praecox*. Als Synonyme gehören hieher: *Antirrh. junceum Lam. Encycl. u. Desf. Atlant. 2. p. 43 u. Antirrh. sparteum Cav. Ic. t. 32.*, welches von *Willdenov u. A.* irrig zu der vorigen gerechnet wurde. Sie nähert sich sehr der *L. spartea*, doch ist die Pflanze in allen Theilen kleiner, die Stängel sind weniger getheilt, und auch an den blühenden Stängeln stehen die Blätter meistens zu dreien. 6. *Linaria meonantha* (*caule ramosissimo virgato, foliis caulium sterilium ternis lanceolatis, fertiliis sparsis, corolla minori flava*). Ist von *Brotero* unter *Antirrh. virgatulum* beschrieben. Auch zu dieser kann *Linne's* *Antirrhin. junceum* nicht gerechnet werden, da die Blätter nicht flach, die untern u. die der sterilen Stängel oft quirlförmig sind. 7. *Linaria glutinosa* (*caulibus supra-*

mosis, foliis inferioribus ternis et quaternis, superioribus sparsis linearibus supra canaliculatis hirtis viscosis, calyce hirto, corolla mediocri flava). Von **Lamarck** (Encycl. 4. p. 356), **Decandolle** Flor. Franç. 3. p. 590), und **Brotero** ist diese Art irrth. für *Antirrh. saxatile* ausgegeben. Die Abbildung, welche indeß **Decandolle** von *Lin. saxatilis* in f. 1c. Plant. Galliae (die den Vff. noch nicht bekannt seyn konnten) t. 13 mitgetheilt hat, stimmt nicht ganz mit der Portug. Pflanze überein, und verdient noch genauer verglichen zu werden. 8. *Linaria saxatilis* (caulibus ramosis, foliis inferioribus quaternis quinisque, superioribus sparsis, omnibus lineari-lanceolatis plaris hirtis, calycibus pilosis, corolla mediocri flava). Daß diese das wahre *Lin. Antirrh. saxatile* ist, beweisen vorzüglich die breiteren Blätter und die stärker behaarten Kelche. 9. *Linaria linogrifea* (caulis simpliciusculus, foliis caulium sterilium ternis et quaternis, fertiliis sparsis linearibus glabris, corolla mediocri hiante coerulea, tubo campanulato) In der Encyclopädie unter *Antirrh. incarnatum* aufgeführt. Die durchs Trocknen verblassenden Blumen haben **Lamarck** wahrscheinlich zu der unpassenden Benennung verleitet. 10. *Linaria sapphirina* (caule ramoso, foliis caulium sterilium ternis lanceolatis, fertiliis sparsis linearibus acutis glabris, corolla mediocri hiante caerulea, tubo subcylindrico). Durch den offenen Schlund sind beide von den vorigen hinlänglich unterschieden.— Zweyte Abtheil. (seminibus oviformibus, longitudinalitar sulcatis). Hieher gehören: 11. *Linaria origanifolia* (*Antirrh. origanifolium Linn.*) und 12. *Linaria minor* (*Antirrh. minus Linn.*).— Die dritte Abtheil. (seminibus complanatis, marginatis, laevibus) enthält folgende: 13. *Linaria triornithophora* (*Antirrh. triornithophorum Linn.*), ohne Zweifel

die schönste unter den Linarien. Daß sie auch in America einheimisch sey, wie Linné behauptet, bezweifeln die Wff. mit Recht. 14. *Linaria hirta* (*Antirrh. hirtum Linn.*). 15. *Linaria lusitanica* (*Antirrh. lusitanicum Lam., Brot Phytogr [parrim]*) Durch die niederliegenden Stängel, die ziemlich dicht mit einzeln stehenden verkehrt eiförmigen, fleischigen u. graugrünen Blättern besetzt und an der Spitze mit großen gelben Blumen versehen sind, leicht zu erkennen. 16. *Linaria polygolaefolia* Von der vorigen, womit sie Brotero verbindet, unterscheiden sie die Wff.: *caulibus adscendentibus, foliis sparsis linearibus carnosiss planiusculis glaucis glabris, corolla sat magna flava*). 17. *Linaria pyrenaica* (*caulibus procumbentibus aut adscendentibus, foliis inferioribus quaternis aut quinis, superioribus sparsis confertis linearibus planis glabris, corolla sat magna flava*). Wird in den Gärten oft mit *Ant. supinum* verwechselt. Die Wurzel ist, wie bey den beiden vorhergehenden und einigen der folgenden, ausdauernd; doch hat Ree. die *pyrenaica* selten bis ins dritte Jahr erhalten können. 18. *Linaria glaucophylla* (*caulibus procumbentibus aut adscendentibus, foliis sparsis et subsparsis lanceolatis glaucis glabris, corolla sat magna albida, palato flavo*). Mit der vorigen verwandt. 19. *Linaria reticulata Desf.* Ist aus Smith's Abbildung (*Icon. pict. t. 2.*) schon bekannt, u. kömmt auch in den Gärten vor. Brotero sah sie irrig für *supinum* an. Da die Farbe der Blumen bey dieser und einigen andern variiert, so würden wir in den Differenzen derselben nicht gedenken. Auch würden wir das Verhältniß der Größe der Blumen gleichfalls unerwähnt lassen, da es ohne Vergleichung keinen Unterschied abgeben kann. 20. *Lin. amethystea* (*caulibus adscendentibus, foliis inferioribus quaternis et quinis, superioribus sparsis*

omnibus linearibus planis glaucescentibus glabris, corolla mediocri coerulea punctata, calcare longiori). Antirrh. amethysteum der Encycl. gehört hieher. Die Farbe der Blumen variirt sehr. Eine wahrscheinlich aus Spanien abstammende Abart, deren Halm gelbweiß, u. der Gaum mit zwey violetten Punkten versehen ist, hat Cavanilles (lc. t 33. f. 1.) unter dem Nahmen Antirrh. bipunctatum beschrieben. Auch glauben die Wff., daß Brotero's Antirrh. subalpinum ebenfalls nur als Abart von L. amethystea zu betrachten ist. 21. Lin. multipunctata (caulibus ascendentibus, foliis inferioribus quaternis, summis alternis, omnibus linearibus planis viridibus glabris, corolla mediocri flava, palato, punctis et calcare atro-purpureis, hoc longiore). Vielleicht, wie es den Wff. selbst scheint, auch nur Abart von amethystea. 22. Linaria bipunctata (Antirrh. bipunctatum Linn.). Antirrh. glaucum, das Willdenow zu A. multicaule zu gehören scheint, ist einerley mit Linar. bipunctata. Auch rechnen die Wff. Linne's Antirrh. glaucum hieher, da sich daselbe nur durch den Mangel der zwey purpurfarbenen Punkte, womit der Gaumen von bipunctata gewöhnlich geziert ist, unterscheidet. Was in den Gärten unter Antirrh. bipunctatum vorkommt, erklären die Wff. mit Recht für eine Abart von Linar. versicolor: 23. Linaria diffusa (caule erectiusculo diffuso-pubescente, foliis infimis ternis et quaternis, superioribus sparsis, omnibus linearibus planiusculis pubescentibus, corolla parva caerulea). Eine jährige, von den übrigen in mehreren Theilen sehr abweichende Pflanze. 24. Linaria micrantha (Antirrh. micranthum Cavan. et Willd.). — Nun folgt die Gattung Antirrhinum, wovon wir dasjenige, was der Text des folgenden Heftes hierüber enthält, in Verbindung bringen. I. Antirrhinum latifolium Mill. Wurde

bisher als Abart von *majus* angesehen, mit der man sie aber durchaus nicht vereinigen kann. Ihr Character ist: caule frutescente, foliis petiolatis ovali-oblongis, glabris, calyce pubescente, laciniis obtusis, corolla magna rubra. Da nach Brotero, der sie auch noch mit *A. majus* verbindet, eine Abart mit gelblichweißen Blumen vorkommt, so würden wir auch hier die Farbe der Blumen in der Differenz unerwähnt lassen.

2. *Antirrhinum meoanthum* (*A. molle Brot.*). Macht sich bemerklich durch längliche, in einen Blattstiel auslaufende, Blätter, durch die gelblichweißen Blumen, und durch die spizen rauhhaarigen Kelcheinschnitte.

3. *Antirrhinum calycinum Lam. Encycl.*, eine jährige, dem *Orontio* verwandte, Pflanze mit gestielten, länglich-lanzettförmigen Blättern u. verlängerten Kelcheinschnitten. — Die zu diesem Hefte gehörigen Tafeln stellen vor: 1. (t. 36.) *Linaria spartea*. 2. (t. 37.) *Linaria praecox*. 3. (t. 38.) *Linaria meoanthes*. 4. (t. 39.) *Linaria glutinosa*. 5. (40.) *Linaria saxatilis*. — (Die Fortsetzung in einem der folgenden Blätter.)

Haarlem.

Die dasige Societät der Wissenschaften hat in einem eignen Programm eine Reihe Preisaufgaben für die Jahre 1814, 1815, 1816 und unbestimmte Termine bekannt gemacht. Die Beantwortungen können in Holländischer, Französischer, Lateinischer oder Deutscher Sprache (letztere mit Latein. Buchstaben geschrieben) abgefaßt seyn, und werden an den perpetuirlichen Secretär der Societät, Hrn. van Marum, auf die gewöhnliche Weise mit versiegeltem Nahmen postfrey eingesendet. Der Preis für jede Frage ist 150 Holl. Gulden, oder eine goldene Medaille von diesem Werthe. Die Gesellschaft macht es aber, bey Verlust des Preises, zur ausdrücklichen Bedingung, daß kein

Preisbewerber seine Schrift eigenhändig geschrieben, sondern in einer Abschrift einschicken möge. Wir wollen nun sie selbst reden lassen.

La Société répète les quatre questions suivantes, dont le termin du concours étoit échu, pour y répondre

AVANT LE 1. JANVIER 1815.

I. "Quelles espèces de plantes graminées fournissent dans les prairies des terrains sablonneux, argilleux et marécageux les alimens les plus nutritifs aux bêtes à cornes et aux chevaux; et de quelle manière peut-on les cultiver et les multiplier le mieux au lieu de ces plantes, qui sont moins utiles dans ces prairies?"

II. "Jusqu'à quel point peut-on juger de la fertilité des terrains, soit cultivés ou non cultivés, par les plantes qu'on voit végéter naturellement dans ces terrains; et quelles indications donnent-elles de ce qu'on peut ou doit faire, pour l'amélioration de ces terrains?"

III. "Que fait-on de l'écoulement de la sève de quelques arbres ou arbrisseaux au printemps, comme p. e. de la Vigne, du Peuplier, de l'Orme, de l'Erable et d'autres; que peut-on apprendre à cet égard par des observations ultérieures; quelles conséquences peut-on en déduire concernant la cause, qui fait monter la sève dans les arbres et dans les plantes; et quelles instructions utiles pourra-t-on tirer du progrès de la science à l'égard de ce sujet, pour la culture des arbres utiles?"

IV. "Quels sont les avantages de la gelée et de la neige dans ce pays, pour la culture des plantes utiles? Que peut on faire pour augmenter leur influence bienfaisante; et quelles précautions l'expérience a-t-elle appris être les meilleures, afin de prévenir les dangers d'une forte gelée pour les arbres et les plantes?"

Et la question suivante, pour y répondre

AVANT LE 1. JANVIER 1816.

Comme l'analyse chimique des végétaux, malgré les progrès considérables qu'on y a fait les dernières années, n'est pas encore réduite à ce degré de perfection, que l'on puisse se fier en tout cas aux résultats, puis qu'ils diffèrent quelquefois considérablement après des analyses soigneusement faites de la même manière, et

comme les connoissances de la nature des plantes, de leur plus ou moins grande utilité pour la nourriture, et de leur vertus médicales en dependent en grande partie, la Société offre la double médaille d'or de la valeur de trois cents florins d'Hollande à celui "qui par des expériences répétées ou nouvelles (qu'on aura trouvées exactes en les repétant) aura réduit l'Analyse Chimique des plantes au plus haut degré de perfection, et aura écrit le précis le plus parfait des procédés les plus convenables, pour faire l'analyse chimique des matières végétales en tout cas par la voye la plus simple, mais en même tems la plus certaine, de manière qu'on obtienne toujours, en repétant avec soin les procédés, les mêmes résultats."

Et la question suivante

POUR UN TEMS ILLIMITÉ.

"Un catalogue exact des mammifères, des oiseaux et des amphibiens, qui, n'étant pas des espèces transportées d'ailleurs, se trouvent naturellement dans ces pays-ci, contenant leurs différents noms dans différentes parties de ce pays, et leurs caractères génériques et spécifiques, décrits en peu de mots suivant le système de Linné, avec indication d'une ou de plusieurs des meilleures représentations de chaque animal? —

La Société propose, pour cette année, les cinq questions suivantes, prises des *Sciences Physiques*, pour y répondre

AVANT LE 1. JANVIER 1815.

I. Comme l'expérience et les observations faites depuis des tems immémoriaux ont démontré, que tous les bras de mers formés par les écoulemens des eaux de rivières, et de lacs, qui se déchargent dans la Mer du Nord, sont transportés de plus en plus vers le Sud, à cause des lits de sable qui se forment, et qu'aux endroits, où ces flux ont formé plus d'un bras de mer, ceux qui sont situés vers le midi, sont les plus profonds et que les autres vers le Nord perdent leur profondeur, la Société demande, de quelle manière ce phénomène doit être expliqué: "quelle en est la cause Phy-

fique? — Et qu'on en déduise et demontre, qu'est ce qu'on en doit attendre à l'avenir?"

II. Comme l'air atmosphérique devient mephitique dans un tems plus court par des charbons qui s'allument, que par des charbons ardens, quoique les derniers à quantité égale transforment un plus grande quantité d'air vital (gaz oxygène) en acide carbonique, et comme les apyxies subites, observées dans un air gâté par des charbons qui s'allument, ne peuvent pas être attribuées à l'expulsion de cette quantité d'air qui est absorbé par les charbons pendant leur extinction, et qui y subit quelque altération, la Société desire: "qu'on examine par des recherches expérimentales, quelle altération l'air atmosphérique subit par des charbons qui s'allument; qu'on la compare avec l'altération effectuée par des charbons ardens; et qu'on détermine de cette manière, à quelle cause les apyxies subites, causées par des charbons qui s'allument, doivent être attribuées?"

III "Quelle est l'origine du carbone dans les plantes? Est ce qu'il est produit par la végétation même soit entièrement soit en partie, comme les expériences de Mr. von CRELL, paroissent prouver, et comme quelques Physiciens supposent? — Si c'est ainsi: de quelle manière s'opere cette production? — Si non: de quelle manière s'opere alors l'absorption du carbone par les plantes? Se fait-elle après qu'il est combiné avec l'oxygène et transformé en acide carbonique, ou de quelque autre manière?"

La Société desire que cette question soit éclaircie par des recherches expérimentales. Une contemplation théorique de ce sujet ne sera pas considérée comme une réponse.

IV. "A quoi peut-on attribuer le fer, qu'on voit paroître dans l'analyse de quelques plantes? Peut-on l'attribuer en tous cas à des particules de fer, que les plantes ont prises avec leurs nourritures: ou peut-on évidemment prouver par des observations, qu'il est produit, au moins dans quelques cas, par la végétation même? Et quelle lumière repandent ces observations sur d'autres branches de la Physique?"

V. "Quelles sont les propriétés et caractères des huiles grasses ou exprimées les plus usitées? Peut-on

déterminer par une exacte connoissance Physique et Chimique, pour quoi telle espèce de ces huiles est plus propre qu'une autre aux usages différens, comme à la nourriture, à l'éclairage, à la peinture etc. Et peut-on déterminer après un tel examen, quelles sont les plantes oleagineuses moins connues qui pourroient être cultivées avec avantage?"

La Société a proposé dans les années précédentes les seize questions suivantes, *des Sciences Physiques*, pour y répondre

AVANT LE 1. JANVIER 1814.

I. "Comme les expériences et les observations des Physiciens du dernier tems ont fait voir, que la quantité d'air vital, que les plantes exhalent, est nullement suffisante, pour rétablir dans l'atmosphère tout l'air vital, consommé par la respiration des animaux, par l'absorption etc. on demande, par quelles autres voyes l'équilibre entre les parties constituantes de l'atmosphère est continuellement conservé?"

II. "Jusqu'à quel point connoit-on, après les derniers progrès, que l'on a fait dans la physiologie des plantes, de quelle manière les différens engrais pour différens terroirs favorisent la végétation des plantes, et quelles indications peut-on déduire des connoissances acquises sur ce sujet, pour le choix des engrais, et la fertilisation des terroirs incultes et arides?"

III. "Quelle est la cause chimique, que la chaux de pierre fait sur le total une maçonnerie plus solide et plus durable, que la chaux de coquilles, quels sont les moyens de corriger à cet égard la chaux de coquilles."

IV. "Jusqu'à quel point la Chimie a-t-elle fait connoître les principes ou parties constituantes tant éloignées que prochaines des plantes, surtout de celles qui servent à la nourriture: - et jusqu'à quel point peut-on déduire de ce qu'on en sçait, ou en pourra découvrir par des expériences, combinées avec la Physiologie du corps humain, quelles plantes sont les plus convenables pour le corps humain dans l'état de santé et dans quelques maladies?"

V. Puisque la sécrétion du lait des vaches paroît s'augmenter, quand ils sont nourris, dans les étables,

de pommes de terre, de carottes, ou de bétaraves, on demande :

a) "Qu'il soit démontré par des expériences et des observations, si le lait des vaches est réellement augmenté par les nourritures susdites, et dans quelles circonstances cette augmentation a lieu. b) De quelle manière l'on peut donner ces nourritures avec le plus de profit. c) Si la qualité du lait est altérée par ces nourritures, et en quoi consistent alors ces altérations en général, et particulièrement à l'égard de la qualité et de la quantité relative de crème et de beurre, que le lait peut produire?"

VI. Comme la qualité antiseptique du sel commun ne paroît pas dépendre uniquement du *muriate de soude*, mais aussi du *muriate de magnésie*, qui est attaché au sel commun, on demande, qu'il soit déterminé par des expériences :

a) "Dans quelle proportion se trouve la qualité antiseptique des deux sels susdits. b) Quelle est la proportion, dans la quelle ces deux sels doivent être mêlés, pour prévenir le plus longtemps la putrefaction, sans que le goût des substances, que l'on veut conserver, devienne moins agréable. c) S'il y a des cas, dans les quels il seroit avantageux de se servir uniquement du *muriate de magnésie*, particulièrement dans les expéditions pour des contrées plus chaudes?"

VII. "Pourroit-on établir dans ce pays, avec profit, des salpêtriers, surtout dans des lieux, où l'eau est imprégnée de plusieurs substances produites par la putrefaction des corps animaux? — Et quelles règles auroit-on alors à observer à cet égard?"

VIII. "Qu'y a-t'il de connu par des observations incontestables par rapport à la nature des *Météores lumineux*, ou qui ont l'apparence du feu, à l'exception de la foudre, comme il en paroît de tems en tems dans l'Atmosphère. Jusqu'à quel point peut-on les expliquer par des expériences connues? Qu'est-ce qu'il y a encore de gratuitement soutenu ou de douteux dans ce que les Physiciens de nos jours en ont avancé?"

IX. "Peut-on démontrer par des expériences incontestables, que les substances, qui ont l'apparence

des métaux, et qui ont été produites par des sels alcalins, sont de vrais métaux? Ou y-a-t'il des raisons suffisantes pour soutenir, que ce sont des Hydrures, produites par la combinaison du Hydrogène avec les sels alcalins? Quelle est la manière la plus sûre et la plus convenable de produire ces substances des sels alcalins en une quantité assez considérable au moyen d'une haute température?"

X. "Quel jugement faut-il porter sur les explications chimiques, qu'on a taché de donner des phénomènes électriques. — Y en a-t'il qui sont fondés sur des expériences suffisantes, ou peut-on les prouver par des expériences nouvelles? Ou faut il les regarder jusqu'ici comme des hypothèses nullement prouvées ou posées sans des raisons valables?"

XI. Comme on observe très souvent, surtout dans les hôpitaux militaires, cette *gangrène* qui se manifeste momentanément et accroit avec violence (connuë sous le nom de *Gangraena Nosocomialis* et chez les Allemands sous le nom de *Hospital-Brand*) par laquelle presque tous les malades, qui ont des playes, et se trouvent dans la même salle, sont subitement attaqués et enlevés, malgré l'usage des remèdes les plus efficaces, dont on se sert avec le meilleur succès dans d'autres espèces de gangrène, et comme on ne conçoit pas la cause de cette gangrène, on demande:

"Peut-on découvrir par des moyens Physiques ou Chimiques, la constitution ou la composition de l'air atmosphérique, qui est la cause de cette gangrène des Hôpitaux? quelle est dans ce cas cette constitution de l'air atmosphérique, qui cause la gangrène? Et par quels moyens peut on prévenir cette constitution atmosphérique, ou la corriger le mieux et plus le subitement, quand elle a lieu."

La Société désire, que la réponse à cette question fournisse les bases d'une théorie et pratique de la gangrène des Hôpitaux, puisque le traitement de cette maladie est très souvent essayé très différemment et d'une manière très opposée.

XII. Comme les Marfouins se multiplient de plus en plus sur nos côtes et dans les embouchures, et que l'huile qu'ils donnent, est d'une qualité excellente, mais qu'ils sont très difficiles à attraper, à

cause de la célérité de leurs mouvemens, on de maude:

“Que fait-on de l'Histoire Naturelle de ces animaux, sur tout de leur économie, et de leur nourriture? Peut-on en déduire quelques moyens pour améliorer la pêche de ces animaux, soit en employant de l'amorce ou de quelqu'autre manière.”

XIII. “Quelle est la situation des couches d'oxide de fer, qui se trouvent dans quelques Departemens Hollandois? Quel est leur origine? Quels maux font elles aux arbres et aux plantes qu'on cultive sur les terrains, qui contiennent cet oxide? De quelle maniere peut-on éviter ou corriger ces maux? Et peut-on faire quelqu'autre emploi de cet oxide, excepté l'emploi connu dans les fondries de fer?”

XIV. “Quelle est la cause de la ternissure (en Hollandois *het weer*) que les vitres subissent, après avoir été exposés quelque tems à l'air et au soleil? quels sont les moyens les plus efficaces de prévenir cette altération du verre?”

XV. “Quelle est l'origine de la Potasse, qu'on obtient des cendres des arbres et des plantes? Est-elle un produit de la végétation, existant déjà dans les plantes avant la combustion, ou est-elle produite par la combustion? Quelles circonstances déterminent la quantité de la potasse, qu'on obtient des plantes, et quelles indications peut-on en déduire, pour obtenir aussi dans ce pays la Potasse avec plus de profit?”

XVI. “Jusqu'à quel point est-on actuellement avancé dans la connoissance chimique des principes constituans des plantes? parmi les principes, qu'on regarde jusqu'ici comme principes differens, s'en trouve-t'il qui sont plutôt des modifications du même principe? ou y-a-t'il quelquefois transformation des principes en d'autres? qu'est ce que l'expérience a suffisamment démontré jusqu'ici? qu'est-ce qu'on en peut regarder comme douteux, et quels avantages peut-on tirer des progrès, qu'on a fait dans la connoissance des principes constituans des plantes dans les dernières années?”

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 6. September 1813.

Paris.

Bey Gillé: Galerie du Musée Napoléon, publiée par Filhol, graveur, et redigée par Joseph Lavallée etc. dédié à Sa Maj. l'Empereur Napoléon I. Tome septième. 1810. gr. Octav (s. diese Anzeigen oben S. 881).

Da die Einrichtung dieses geschmackvollen Werks unsern Lesern aus den frühern Anzeigen hinlänglich bekannt ist, so können wir gleich zum Inhalt dieses siebenten Bandes übergehen. In der historischen Einleitung (S. 1—44), die der Erklärung der Mahlerenen immer vorausgeschickt wird, handelt der Verf. von dem Tizian und seinen Schülern. Die Eifersucht dieses großen Meisters, und die Schwierigkeiten seiner technischen Handgriffe, sind die Ursache, daß nur wenige Künstler sich nach ihm bildeten, unter denen die Glieder seiner Familie die vorzüglichsten waren. Dahin gehören sein Bruder Francesco, und sein Sohn Orazio, der im Fache der Portraite außerordentlich sich hervorthat; sein Neffe Marco Verellio, oder vielmehr Marco di Tiziano, den man nicht mit dessen Sohne, der den Beynahmen Tizianello erhielt, verwechseln darf; ferner: Giro:
A (7)

lamo Dante, Domenico Greco, Bonifazio Veneziano, verschieden von Bonif. Bembi, aus Cremona; Andrea Schiavone, genannt Medula, Alessandro Bonvicino u. A. mehr, die sich auf seine Nachahmung legten. Die weitem Fortschritte der Venetian. Schule unter Tintoretto, Paolo Veronese, den Bassano's u. will der Verf. in einer folgenden Lieferung erzählen, um S. 12 die Biographie des Correggio mittheilen zu können. Da ihm aber die neuern Forschungen über diesen Künstler von Fiorillo, der (Geschichte der Malerei B. 2) einen umständlichen Lebenslauf desselben geliefert, unbekannt gewesen sind, so hat er nur an die ältern Schriften von Mengs und Lanzi sich halten können, und nach ihnen eine Biographie geschrieben, die von Fehlern wimmelt, über welche die Critik leicht in Amtseifer gerathen könnte. Um nur Einen der auffallendsten zu bemerken, so muß S. 37, 43 ff. statt *Beviceri* stets *Berneri* gelesen werden. Doch wir gehen lieber zu den abgebildeten Gemälden über. Nr. 433. Die weltbekannte Communion des heil. Hieronymus, von Dominichino, durch den Frieden von Tolentino an Frankreich abgetreten. Nr. 434. Eine häusliche Scene, von G. Dow. In einem etwas dunkeln Zimmer, das sein Licht nur durch ein Fenster erhält, sitzt ein altes Ehepaar. Die Frau liest aus einer großen Bibel vor. Ein herrliches Gemälde, vor Zeiten in der königl. Sammlung. 435. Ebenfalls eine häusliche Scene, von G. Merzu. Ein Frauenzimmer spielt die Gitarre, während ein junger Mann einen Becher mit Wein emporhält. 436. Eine Landschaft mit Viehstücken, von Alb. Ruip oder Cuyp. 437. Der erzürnte Gefangene. Dieß vortreffliche Bild von Rembrandt ist jedem Liebhaber durch den schönen Kupferstich von S. S. Schmidt bekannt. Der reich gekleidete Gefangene drohet dem Gefangenwärter, der durch die Oeffnung

der Thüre guckt. Seine Stellung und Physiognomie verrathen eher einen Narrn, als einen vernünftigen Mann, und am wenigsten kann man mit dem Wf. an den Prinz Adolph denken, den sein Vater Arnold, Herzog von Geldern und Graf von Zülpfen, einsperren ließ. Frankreich erhielt dieß Bild durch die Eroberungen im J. 1806, und wenn Nec. nicht irrt, so befand es sich in der Sammlung Sr. Preuß. Majestät. 433. Eine (angebliche) Statue des Achilles, vor Zeiten in der Villa Borghese. 439. Die Vermählung der heil. Katharina. Man muß dieß Meisterstück des Correggio nicht mit einem andern gleichen Inhalts verwechseln, das man zu Capo di Monte bewundert, und von welchem zahllose Copien existiren. Das unsrige weicht von dem andern durch den Umstand ab, daß neben der heil. Jungfrau mit dem Kinde Jesus und der heil. Katharina noch ein Heiliger (vielleicht der h. Sebastian) steht, dessen Marter man in einem Gehölze im Hintergrunde erblickt. Das Gemälde kam von dem Cardinal Mazarin, der es von dem Cardinal Barberini empfangen hatte, in die königl. Sammlung. 440. Die Andacht des heil. Bruno, aus der ehemahligen Gallerie der Karthäuser, welche sich gegenwärtig im Pallaste des Senats befindet, von le Sueur. 441. Die Eingefunde, eine von den bekanntesten Compositionen G. Terscher's, deren größtes Verdienst in einem zarten Pinsel und in der täuschenden Nachahmung des Atlasfes und ähnlicher Stoffe besteht. Dieß Bild kam nebst einem andern (Nr. 411.) aus der Sammlung des Königes von Sardinien nach Frankreich. 442. Eine reizende Landschaft, von Ruysdael, erbeutet 1806. 443. Ein Bildniß von G. Dow, von ihm selbst gemahlt. 444. Eine antike Copie des schönen Hermaphroditen in der Villa Borghese. Man bewunderte ihn in der Sammlung Braschi zu Rom. 445. Eine Grablegung des Heilandes, von Andrea del Sarto. Einige haben dieß Meisterstück dem Raphael, Andere

sogar dem Otto Venius, zugeschrieben. Es war ehemals ein Eigenthum der Kirche Notre Dame zu Wil-
 leneuve-sur-Yonne, die es von der Familie More-le
 Mu gekauft hatte, der es als Erbtheil zugefallen und
 für 10,000 Francs angerechnet war. Das Napoleo-
 nische Museum tauschte es gegen ein neues Bild von
 Menageot, die Anbetung der Hirten vorstellend, ein.
 446. Sarah, wie sie dem Abraham ihre Magd Hagar
 zeigt, von C. G. E. Dietrichs. Ein schätzbares, ganz
 in Rembrandtscher Manier ausgeführtes Gemälde,
 das, obgleich es hier nicht bemerkt worden ist, wahr-
 scheinlich zu Salzdhalm sich befand. 447. Eine
 Dorfschenke. Einige Bauern zechen vor der Thüre.
 Von A. van Ostade. Erbeutet 1806. 448. Der
 heil. Johannes, predigend in der Wüste, von Annib.
 Carracci. 449. Ein meisterhaftes Portrait einer
 unbekannten Person, von Tizian. Man weiß von die-
 sem Bilde nur den Umstand, daß es der Cardinal Ma-
 zarin während seines Aufenthalts zu Rom von dem
 Marchese Sanesi kaufte, und daß es nach dem Tode
 des Cardinals die königl. Sammlung von seinen Er-
 ben erstand. 450. Silen, der den jungen Bacchus in
 seinen Armen hält. Eine bekannte Statue. 451. Ve-
 nus und Vulcan mit vielen Liebesgöttern, von Giul.
 Romano. 452. Eine heil. Jungfrau mit dem Kinde,
 von Lod. Carracci. 453. Eine Holländ. Köchin, ein
 niedliches Stück von G. Dow. 454. Absaloms Tod,
 von Annib. Carracci. 455. Tizian u. seine Geliebte.
 von ihm selbst gemahlt. Boscchini behauptet, daß das
 Mädchen eine Tochter des ältern Palma gewesen sey,
 welche Meinung von dem Verf. durch chronologische
 Gründe widerlegt wird. 456. Zwen Büsten, des Lu-
 cius Verus, und des M. Aurel. 457. Die Krönung
 des Heilandes mit Dornen, von Tizian: ein Werk,
 dessen alle Schriftsteller der Kunstgeschichte gedenken.
 458. Joseph, wie er den Traum des Pharao deutet,
 von Salomo Coning: vollkommen im Geschmack sei-

nes Lehrers Rembrandt. Das Hell Dunkel ist bezaubernd, allein die Fehler gegen das Costume stören den wahren Genuß. Erbeutet 1806. 459. Das Innere einer Dorfschenke mit Bauern und Bäuerinnen, von Ostade. Ebenfalls im J. 1806 erbeutet. 460. Einige ruhende Landleute, von Phil. Wouwermann. Erbeutet 1806. 461. Portrait einer unbekanntenen Person, von Rembrandt. Erbeutet 1806. 462. Eine Statue des Aesculap aus Pentelischem Marmor, ehemals in der Villa Albani. 463. Eine Abnehmung vom Kreuze, eines der schönsten und studirtsten Werke von le Sueur. 464. Eine Ruhe der heil. Familie, von der Werff, gemahlt 1709. Aus Berlin. 465. Ein Concert, in welchem Einer singt, und andere verschiedene Instrumente spielen. Diese Malerrey von Dominichino war seit langer Zeit ein Besiz der Franzöf. Krone 466. Eine reizende Ansicht eines Seehafens, von Claude Gelée. Die Figuren sind von Giulippo Lauri. 467. Ein heil. Sebastian, von Guido Reni, etwas im Geschmack des Merigi. 468. Anrinous unter der Gestalt eines jungen Hercules, mit der Keule und der Löwenhaut. 469. Ein Besuch der heil. Jungfran und der h. Elisabeth, ein wahrer Schatz des Napoleon. Museums, von Sebast. dal Piombo, bekannt unter dem Nahmen Sebast. Veneziano, aus der Familie Luciani. Die Zeichnung ist wahrscheinlich von Michelangelo. 470. Adonis, wie er von der Venus Abschied nimmt, um auf die Jagd zu gehen, von Rubens. Die Zeichnung beider Figuren ist unedek. 471. Ein herumziehender Marttschreyer. Eine comische Figur von Charles du Jardin. Erbeutet 1806. 472. Das Innere einer Gothischen Kirche, gemahlt von A. Delorme, mit der Jahrzahl 1653. 473. Bildniß eines Frauenzimmers, das einige fälschlich für die schöne Feronniere, Andere für die Lucretia Cornelis gehalten haben, von Lionardo da Vinci. 474. Statue eines jungen Fauns, der die Flöte bläset,

aus der Villa Borghese. 475. Der Hingang der Madonna, umringt von den Aposteln: ein Hauptwerk des Merigi, genannt Michelangelo da Carravaggio. 476. Der Erlöser zwischen mehren Heiligaen, ein meisterhaftes Blatt von Fra Bartolomeo di San Marco oder Baccio della Porta, einem Freunde Raphaels, von dessen Verdiensten Fiorillo (Gesch. der Malerey B. 1. S. 312) gehandelt hat. Um doch eine Probe von dem Raisonnement des Vf. zu geben, theilen wir folgende Stelle mit: "Mais Fra Bartolomeo aura constamment cet avantage, que, sans Raphaël, il eut toujours été l'un des plus grands peintres d'Italie; au lieu qu'il est douteux, que Raphaël, sans Bartolomeo, eût été ce qu'il fût; et peut-être que sans la vue des ouvrages de cet artiste et de ceux de Michel-Ange Buonarrotti le prince de la peinture n'eût jamais été qu'un élève ordinaire du Perugia." Kann wohl ein elenderes Geschwätz gedacht werden? 477. Venus, wie sie den Amor dem Jupiter vorstellt, von le Sueur. Eine liebliche Dichtung, die zu den Malereyen gehörte, welche den Palast des Präsidenten Lambert zierten. 478. u. 479. Zwen Landschaften; die erste, mit Viehgruppen, von Potter, wurde für 22,000 Francs gekauft, um in der königl. Sammlung zu glänzen; die andere, von J. Glauber, wurde in dem Feldzuge von 1806 erbeutet. 480. Ein *Genius funebris*, eine aus Pentelischem Marmor verfertigte und ehemahls im Schlosse zu Ecouen aufbewahrte Statue. 481. Ein großes Altarblatt, die heil. Jungfrau mit dem Kinde, die Heiligen, Joseph, Hieronymus, Franciscus u. s. w. darstellend, von Paolo Veronese für die Kirche des heil. Zacharias zu Venedig verfertigt. 482. Der Tod des Canonicus Raymondus, von le Sueur. Ein vortreffliches Gemälde aus der ehemahligen Karthause zu Paris. Die hier abgebildete Scene wurde vom Papst Urban VIII. in der Legende des h. Bruno unterdrückt,

und wird von der Röm. Kirche nur tolerirt. 483. Eine Madonna, von einem Engelchor umgeben. Ein im J. 1806 erbeutetes Werk von Poelenburg. 484. Eine reizende Landschaft, mit einigen Eremiten, von Phil. de Champagne. 485. Eine Ansicht von Haarlem, von Gerh. Berckheyden. Erbeutet 1806. 486. Statue der Muse Terpsichore, aus Pentel. Marmor. 487. Eine Ruhe der heil. Familie in Aegypten, ein in einem großen Styl componirtes Bild von Poussin. Die Figuren sind: die heil. Jungfrau mit dem Kinde Jesus, und die h. Elisabeth mit dem kleinen Johannes u. dem heil. Joseph. 488. Die Beschneidung des Heilandes im Tempel, von Ferdin. Bol, einem Zögling Rembrandt's, der alle Vorzüge seines Meisters, was die Beleuchtung u. die Magie des Helldunkels betrifft, besaß, aber eben so große Fehler gegen das Costume beging, Gothische Beywerke anbrachte, und was dergl. Verstöße mehr sind. Erbeutet 1806. 489. Eine badende Diana, von van der Werff. Ebenfalls erbeutet 1806. 490. Ansicht eines Seehafens, eines der vollendetsten Werke von Claude Lorraine. 491. Innere Ansicht einer Goth. Kirche, von Peter Neef. Ob sie aber vom Vater oder dem Sohn herrührt, wird nicht gesagt. Erb. 1806. 492. Eine Statue des Dichters Menanders, aus dem Vatican. Museum. 493. Die allgemein bekannte h. Jungfrau mit dem Kaninchen, von Tizian. Unter den zahlreichen Vorstellungen der h. Jungfrau, die von irgend einer Nebensache den Nahmen führen, wie die *Madonna delle sedie, del gatto, dal cesto, dalla j. odella* u. s. w. verdient diese einen hohen Rang. In einer reizenden, der Natur treu nachgeahmten, Landschaft sitzt die heil. Jungfrau im Vordergrund, und empfängt aus den Händen der heil. Katharina das Kind Jesus, während sie mit der Linken ein blendend-weißes Kaninchen hält. In einiger Entfernung sieht man einen Hirten, mit Laub bekränzt,

wie er eine Heerde weidet. 494. Die Anbetung der Morgenl. Könige, von Sal. Conning. Auch hier sehen wir, wie dieser Jüdling von Rembrandt die Magie des Hellsdunkels meisterhaft behandelte, u. zugleich grobe Fehler gegen das Costume des Alterthums beging. Nur der Sonnenschirm, den ein Slave emporhebt, ließe sich durch ähnliche Vorstellungen auf Aegypt. und Persischen Monumenten vertheidigen. Ehemahls im Besitz des Statthalters. 495. Eine Gruppe ausrunder Schnitter, eine sehr gefällige Composition von Wouvermann, die auch durch das weiße Pferd kenntlich ist. 496. Eine schöne Landschaft von Cl. Galée, die nur vor 20 Jahren durch einen ungeschickten Pinsel gelitten hat, dem es beliebte, hier u. da einige Bäume hineinzu mahlen. 497. Ein Greis mit einer Brille, der Etwas in ein Buch schreibt, von L. Breckenkamp. 498. Zwen Büsten, Miltiades u. Themistokles. 499. Eine heil. Familie mit der h. Katharine, ein sehr seltnes Werk von Benvenuto Tisi oder Tizio, bekannt unter dem Nahmen Garofalo. Es war vor Zeiten in der Galerie des Capitol, hat große Vorzüge, aber zu wenig Ausdruck in den Figuren. Da dieser Meister unter uns wenig bekannt ist, so verweisen wir auf Fiorillo's Geschichte d. Malerey B. 2. S. 223, wo auch andere Gemähldes dieses Meisters, die nach Frankreich gekommen sind, erwähnt werden. 500. Eine Madonna mit dem Kinde u. dem h. Johannes, von S. Vouet. 501. Eine Muse, von le Sueur. Sie gehört zu der oft gedachten Sammlung im Pallast des Präsidenten Lambert. 502. Eine anmuthige Landschaft, von Casp. Poussin. Erb. 1806. 503. Ein Portrait von Bayard (?), von Palma, dem ältern. 504. Eine Statue der Messalina, die den jungen Germanicus auf den Armen hält. — Die Behandlung der Kupferstiche ist an Schönheit nicht gleich geblieben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 9. September 1813.

Göttingen.

Als Beweise, daß die historischen sowohl, als die antiquarischen Studien, mit gleichem Eifer unter uns getrieben werden, dürfen wir wohl die beiden Schriften ansehen, welchen in dem verflossenen November, am Geburtstage Sr. Majestät des Königes, von der philosophischen Facultät der Preis zuerkannt wurde; und die beide seitdem im Druck erschienen sind. Es waren von der Facultät zwey Fragen aufgegeben: die eine, die Chronologie des Lebens von Mithridat dem Großen; die andere, das Attische Erbschaftsrecht nach Isäus und andern Rednern, betreffend. Zur Beantwortung der ersten erschien: *Joh. Ernst WOLTERS DORF, Vratislaviensis, Commentatio vitam Mithridatis M. per annos digestam sistens in certamine litterario civium Academiae Georgiae Augustae d. 15. Nov. 1812 praemio a Rege Westphaliae Clementissimo constituto, ab illustr. Philos. Ordine ornata. Mit dem Motto: Impavidum ferient ruinae. Goetting. 1813. Quart 59 Seiten. Die Schwierigkeiten und das Inter-*

D (7)

esse der Frage, auch für die allgemeine Geschichte, sind den Kennern nicht unbekannt. Der Verfasser hat mit einer Belesenheit und Critik, welche ihm viele Ehre macht, die Beantwortung geliefert. Er theilt seine Schrift in vier Abschnitte: I. *De scriptoribus historiae Mithridatis M.* Und zwar: *de fide scriptorum*; und: *de subsidiis ex historia regnorum finitimorum.* II. *De subsidiis nummariis.* Die Münzen der Könige von Bithynien, Cappadocien, Paphlagonien, Armenien, Parthien und Rom. III. *De anno Mithridatis natali, primo regni et emortuali.* Da hier die eigentliche Untersuchung anfängt, so sucht der Verf. sich diese dadurch zu erleichtern, daß er es zuerst versucht, die Epochenjahre in dem Leben des Königes chronologisch zu fixiren; welcher Abschnitt die Schwierigkeiten der Untersuchung am deutlichsten zeigt. Wir rechnen es dem Verf. zum Verdienste an, daß er selber eingesteht, man gelange bey den Geburts- und Regierungsantrittsjahren nur zu hoher Wahrscheinlichkeit, nicht zu völliger Gewißheit. Diesem gemäß setzt er das erste 132 a. C. (622 a. u. c.); das zweenyte kann nicht vor 120 a. C. (634 a. u. c.) gesetzt werden. Das Todesjahr wird bestimmt 63 a. C. (691 a. u. c.). Auf diese Grundlage wird nun Abschnitt IV. *Mithridatis vita per annos digesta* weiter fortgebauet, und die Zwischenbegebenheiten geordnet. Die Abwesenheit des schon abgegangenen Verf. ist Schuld, daß in der Chronologie am Rande einige Druckfehler in den Jahren a. C. sich eingeschlichen haben; die jedoch, da auch immer die Jahre *ab urbe conata* bemerkt sind, sich leicht verbessern lassen.

Zur Beantwortung der zweenyen Aufgabe erschienen zwey Schriften; von denen auch die zweyten, von Hrn. Trummer, aus Hamburg, welche das

Accessit erhielt, so sich auszeichnete, daß sie, nach dem Urtheil der Facultät, den Preis erhalten haben würde, wenn sie nicht noch von der ersten übertriffen wäre. Diese, im Druck erschienene, führt den Titel: *Christiani Caroli BUNSEN, Philos. Doct. de Jure Atheniensium haereditario disquisitio philologica, ab A. Philos. Ord. Gottingens. praemio ornata.* Mit dem Motto: *Ultra!* Gotting 1813. Quart 158 Seiten. Diese Schrift zeichnet sich nicht nur durch die Tiefe und den Umfang der Untersuchung, sondern auch die neuen Aufschlüsse, die sie über den innersten Zusammenhang des Attischen Staats und durch die Vergleichung mit andern Völkern selbst über andere Theile der alten Geschichte gibt, so aus, daß wir nicht umhin können, unsere Leser vorzüglich darauf aufmerksam zu machen. Wir können nur den Gang des Verf. im Ganzen andeuten: denn ein Auszug aus einer so gehaltvollen Schrift würde schon an sich unmöglich seyn, wenn auch nicht hinzukäme, daß er ohne die beigefügten Verwandtschaftstafeln nothwendig unverständlich bleiben müßte. Die ganze Abhandlung zerfällt in zwey Theile, einen juristischen, und einen historisch-philologischen. Der erste Theil in die beiden Abtheilungen: *de successione* (welche wiederum die beiden Kapitel: *de successione intestati*, und: *de successione quae testamento nititur.* enthält), und: *de haereditate.* Wenn dieser erste Theil die Beweise der vertrautesten Bekanntschaft des Verf. mit dem Attischen Rechte, so weit es aus den Rednern, besonders dem Isäus und Demosthenes, geschöpft werden kann, enthält: so muß dagegen der zweyte, historisch-philologische, von einem noch allgemeineren Interesse seyn. Es ist hier der Zweck des Verf.,

das Verhältniß zu erläutern, in welchem das Attische Erbschaftsrecht gegen den Staat stand. Er zertheilt ihn wieder in drey Kapitel: 1. *De juris haereditarii Atheniensium consilio et auctoritate.* Nach Solons Gesetzgebung war das Erbschaftsrecht nichts Geringeres, als das innere Band, welches den ganzen Staat durch die Erhaltung der Familien, und der Güter in den Familien, zusammenhielt. Es ruhte auf dem Grundsatz: die Güter gehören nicht den Individuen, sondern den Familien. Mithin waren die genauesten Bestimmungen über die Grenzen von Haus (*οἶκος*), und Geschlecht (*γένος*) nothwendig; die von dem Verf. durch eine eigne Tabelle gegeben werden. Diese Bestimmungen erhielten aber ihre Sanctionen durch die Religion, nämlich durch die *sacra domestica*, die, als unzertrennlich von der Erbschaft angesehen, mit dieser auf den Erben übergingen. Die schöne Ausführung davon, und die Folgen, welche diese für den Staat hatten, muß man bey dem Verf. selber nachlesen. Cap. 2. *De juris haereditarii Atheniensium origine.* War das Attische Erbschaftsrecht ursprünglich hier entstanden, oder war es aus der Fremde gekommen? "Alles," sagt der Verf., "scheint hier auf Aegyptischen Ursprung zu deuten. Die Bestimmung der Geschlechter, woran das Ganze hing, wird zu Cecrops hinaufgeschoben; von daher sollen die Todtenopfer, und überhaupt der Cultus der Vorfahren, geblammt seyn." Wie sehr ist es zu bedauern, daß wir über das Erbrecht der Aegypter keine genaue Nachricht haben! Indem jedoch Hr. W. diese Spuren verfolgte, gelangte er zu einem andern, ihm selbst unerwarteten, Aufschluß. Indem er nämlich das Indische Erbrecht, wie es in den Gesetzen des Menu und

den Indian Digests enthalten ist, verglich, fand er hier, nicht bloß in wesentlichen, sondern auch in Nebenbestimmungen, eine solche Uebereinstimmung, daß sie fast unmöglich das Werk des Zufalls scheint seyn zu können. Wir wollen uns, wie auch der Verfasser thut, wohl hüten, darauf weitere Hypothesen zu bauen; daß aber ein Weg für neue Forschungen sich hier eröffnet, fällt in die Augen. In dem 3. Kap. *De propria juris haereditarii Atheniensium indole*, werden die Verschiedenheiten des Attischen Erbschaftsrechts im Vergleich mit dem Deutschen, Römischen und Jüdischen, hervorgehoben, und dadurch das Eigenthümliche von jenem, so wie seine Beziehung auf den Staat, in ihr völliges Licht gesetzt.

Leipzig.

Capita Theologiae Judaeorum dogmaticae e *Flavi Josephi* scriptis collecta. Accessit *παρρηγοιον* super *Josephi de Jesu Christo testimonio*. Auctore *Carol. Gottl. Bretschneider*, Theol. Doct. et *Annaemontanae* Superint. 1812. Octavo S. 66.

Eine wohlgerathene Ausführung des Gedankens, aus dem *Josephus* alles das mit seinen eigenen Worten zu sammeln und in systematischer Ordnung zusammen zu stellen, was derselbe über die dogmatische Theologie der Juden in seinen Werken vorgetragen hat. Wenn gleich *Josephus* stets die Griechen und Römer im Auge hatte, denen er die bey ihnen über die Jüdische Nation herrschenden Vorurtheile benehmen, und bessere Einsichten über die Jüdische Geschichte und Verfassung beybringen wollte, wodurch er sowohl zu Verschönerungen und Beschönigungen in mehr als einer

Hinsicht, als auch zu Anschmiegunen an Griechische und Römische Denkart veranlaßt werden mußte: so bleibt doch Josephus, wenn man ihn mit diesen Rückblicken liest und studirt, für die Kenntniß jener Zeit und fürs richtige Studium der heiligen Schriften ein sehr achtungswerthe und nützlicher Schriftsteller. Zwar ist es zu bedauern, daß die von ihm Antiqu. XX, 11. vergl. 1, 1, 1. versprochenen vier Bücher über die Jüdische Theologie entweder nicht geschrieben, oder nicht auf uns gekommen sind; aber in den erhaltenen Werken benützt er nicht selten als Philosoph und Rhetor die Gelegenheit, zumahl da er ganze Reden einschaltet, über diese Gegenstände sich zu verbreiten. Der Hr. Dr. B. hat dieß alles unter gewisse Kapitel gebracht, und seinen Gegenstand mit Fleiß und Umsicht bearbeitet. Wenn auch das Meiste schon bekannt ist, so ist doch mit dieser systematischen Darstellung ein wesentlicher Dienst geleistet worden; da man sie als ein rationirtes Repertorium für die Jüdische Theologie in so weit sie im Josephus vorkommt, betrachten und benutzen kann. Sehr schätzbar läßt sich hier mit des Hrn. Dr. Dogmatik der apocryphischen Schriften des Alten Testaments (Leipz. 1805, 8. vergleichen, welche wir zu ihrer Zeit in unsern Blättern anzuzeigen nicht ermangelt haben (s. Götting. gel. Anz. 1805 S. 1436). Alles ist in vier Kapitel gesammelt. I. de libris divinis et traditionibus. Des Hiobs gedenkt Josephus unter den 22 Büchern, in welche er das Alte Testament vertheilt anführt, gar nicht. Alles ist wörtlich von Göttingischen Schriftstellern und Propheten, als Hilean (Antiqu. IV, 6, 5. vergl. 2. Petr. 1, 21.), ein gegeben. Moses wird, mit Beziehung von Tradi-

tionen, deren es mehrere in religiöser und historischer Hinsicht gab, nach Orientalischer und Jüdischer Sitte ungemein von Joseph verherrlicht. Bloß seine fünf Bücher ließ Prolemäus ins Griechische übersetzen. 2. de Deo ejusque operibus. Zum Verwundern viel Gutes. Josephus hatte sehr reine Begriffe von Gott. Befremdend ist es, jedoch aus Obigem erklärlich, daß Josephus vom Messias und seinem Reiche sich nichts merken läßt, entweder um nicht bey den Römern anzustoßen, und die Juden als der Empörung verdächtiger darzustellen, oder weil er selbst alle Hoffnung dazu nach einem solchen Unglücke seiner Nation und Metropolis aufgegeben hatte, welche doch bekanntlich damahls so allgemein war, wie unter andern aus der berühmten Stelle Suetons (Vespas. c. 4.) erhellet, der falschen Messiasse nicht zu gedenken. 3. de spiritu divino, angelis et daemonibus. Ueber das *τὸ θεοῦ πνεῦμα*, oder *τὸ θεῶν*, findet sich bey Josephus nichts Bestimmtes, und der Ausdruck *πνεῦμα ἅγιον*, *σοφία θεοῦ* oder *λόγος* kommt gar nicht vor. Salomons Zauberkunst und Beschwörungsmittel, unter andern sein bekannter Ring, wodurch die Dämonen als Urheber von Nervenzufällen, Epilepsien und Geistesverwirrungen, auch bloß durch Anführung des Namens Salomon, vertrieben wurden. Dieß wirft bekanntlich Licht auf die Stelle Matth. 12, 42. Von Satan, Diabolus und seinen Engeln hat Josephus nichts. 4. de homine. Erschaffung, Fall des Menschen. Zustand nach dem Tode: hier werden sehr gut die Volksvorstellungen von den Lehrlägen der Pharisäer, Sadducäer und Essener unterschieden. In dem Anhang wird S. 59 ff. mit vieler Gründlichkeit dargethan, daß die beiden Stellen, in welchen Josephus von Jesus geredet hat (Antiq. XVIII,

1440 G. g. A. 144. St., den 9. Sept. 1813.

3, 3. und XX, 9, 1.), echt sind: mit Beziehung auf unsern sel. Dr. Less zwei Programmata, Göttingen 1781, 1782, Henke's Geschichte der christl. Kirche I. Th. S. 54 ff., und Louteville's erwiesene Wahrheit der christl. Religion (1745) S. 275 — 311. Alle Manuscripte haben die Worte: ὁ Χριστός οὗτος ἦν, wie die beiden Stellen, ohne Varietät: zwar haben die ältesten Apologeten, Justinus Martyr, Tertullianus und Origenes, diese Stellen nicht gebraucht, die doch Eusebius (circa 300, also nur 50 Jahre nach des Origenes Tode) gekannt hat, wie Hieronymus u. A.; aber daraus folgt nichts gegen die Echtheit. Auch die Ordnung in der Erzählung ist nicht dagegen. Χριστός ist hier nicht der Name des Messias, sondern ein Eigennahme, der nicht Messias, sondern Christus zu übersetzen ist: hic fuit ille, qui nomine Christi satis notus est, cujusque affectae adhuc ab hoc cognomine dicuntur Christiani. Dieß war für die Griechen, denen der dogmatische Name unbekannt war, hinlänglich: ihnen erzählt er, was die Christianer von Jesu berichteten, ohne seine eigne Meinung einzuschleichen: welches auch schon daraus Licht erhält, daß Josephus die Erwartung des Volks von einem Messias nicht gehabt hat. Der Christliche Abschreiber (librarius) kann hier am wenigsten ins Spiel kommen. Wir würden ganz anders die beiden Stellen, besonders die erste, lesen, wenn ein solcher Mann seine Interpolationen angebracht hätte u. s. w. Wer mit der Streitfrage nicht unbekannt ist, wird der alten Meinung über diese beiden Stellen, welche der H. Dr. B. so kurz und bündig vertheidigt, seinen Beyfall schwerlich versagen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 11. September 1813.

Leipzig.

Bey Barth: *Ern. Fried. Car. Rosenmülleri*, Ling. Arab. in Acad. Lipsi. Prof. Scholia in Vetus Testamentum. Partis septimae, prophetas minores continentis, volumen secundum. 1813. 420 Seiten, in groß Octav.

(Auch unter dem Titel: *Prophetas minores. Annotatione perpetua illustravit E. F. C. Rosenmüller. Vol. sec. Amos, Obadiah et Jonas etc.*)

Rec. darf bey Anzeige des vorliegenden neuen Bandes der lehrreichen Rosenmüllerischen Scholien über das A. T. nur auf seine Anzeige des ersten Bandes der Scholien über die kleinen Propheten (G. g. A. 1812. St. 127.) verweisen, und allein hinzusetzen, daß der gelehrte Verf. in dem vorliegenden Bande sich mit der nämlichen Gründlichkeit über die drey folgenden Propheten Amos, Obadiah und Jonas verbreitet. Indes bringt es die Manier dieser Scholien, die das Beste aus den bisherigen Vorarbeiten mit Auswahl benutzen, mit sich, daß

E (7)

der Verf. bey **Amos**, und besonders bey **Obadiah**, bey welchen er sich fast gänzlich an **Schnurrer** hält, weniger Eigenthümliches haben konnte, als bey **Jonas**, wo er in den Prolegomenen einen eigenen Versuch über das Ganze wagt.

Aus den Prolegomenen zum **Amos** finden wir nichts Besonderes auszuzeichnen. Vlos die S. 6 f. aus **Hieronymus** beigebrachte instructive Bemerkung, wie **Amos** als Hirte seine Vilder am liebsten vom ländlichen und Hirten-Leben entlehnte, möchte hier erwähnt zu werden verdienen. Auch aus den Prolegomenen zum **Obadiah** können wir ganz allein anführen, daß Herr **X** S. 276 f. mit **Schnurrer** dafür entscheidet, daß das Orakel des **Obadiah** das Original, und die Stelle Jer. 49, 14. die Nachahmung ist. Gleich darauf bey der Bemerkung, daß **Obadiah** als ein späterer Prophet, andern, die früher lebten, z. B. **Jonas** und **Micha**, vorhergehe, muß offenbar p. 277 statt posteriores gelesen werden priores. — Die Prolegomenen zum **Jonas** sind hier, wie schon bemerkt ist, mit besonderer Vorliebe bearbeitet. Der Hauptinhalt des Buchs wird angegeben, die Schwierigkeiten, die den buchstäblichen Sinn desselben drücken, werden bemerkt, und die verschiedenen Versuche der Ausleger, diese Schwierigkeiten zu lösen, werden kürzlich beurtheilt. Erstlich werden nämlich die Versuche derer angegeben, die hier ein wirkliches Factum erzählt glauben, als **Hermann von der Hardt**, dessen Hypothese hier aus seiner Schrift *Jonas in luce etc.* Helmst. 1723. fol. nach der Wahrheit dargestellt, gegen den Vorwurf des Ungereimten, den sie in der Darstellung neuerer Gelehrten erfuhr, vertheidigt, und allein als sehr willkürlich aber ingenüös befunden wird, **Less**,

Thaddäus, Grimm, und Goldhorn; zweytens die Versuche derer, die, bloß mit verschiedener Auffassung der eigentlichen Tendenz dieser Erzählung, eine Fabel, Parabel oder einen Mythos hier annehmen, als Eichhorn, Hezel, Paulus, J. G. A. Müller, wobey jedoch diese Versuche gar zu kurz mit der allgemeinen Bemerkung abgefertigt werden, daß keiner derselben hinreicht, um alle Schwierigkeiten dieser Erzählung zu lösen, oder den wahren Zweck des Schriftstellers bey denselben bestimmt anzudeuten; drittens folgt nun S. 354 f. der eigne Versuch des Herrn A. Ein ursprünglich vielleicht phöniciſcher, auch unter den Griechen bekannter Mythos vom Hercules, der von einem Meerungeheuer verschlungen ward, aber nach drey Tagen unverletzt wieder aus demselben hervorging, und dessen Ähnlichkeit mit der Erzählung vom Jonas, bereits Cyrillus in seinem Commentar zu dem Letztern bemerkt, könnte nebst anderen superstitiösen Vorstellungen benachbarter heidnischer Völker zu den Juden gelangt und von einem hebräischen Schriftsteller mit jüdischen Vorstellungen und Nationalbegriffen verwebt und weiter ausgeschmückt seyn, so weit es für seinen Zweck erforderlich schien. Er habe nämlich die Hebräer durch diese Erzählung bestrafen wollen, indem er ihnen ein fremdes, dem Götzendienste ergebenes Volk vor Augen stelle, welches, sobald es von dem Propheten gewarnt und mit göttlichen Strafen bedroht ward, Buße that; dagegen das israelitische Volk, obgleich wiederholt von den Propheten, zu Besserung ermahnt, sich nicht bekehrte. Daß nun Jonas als dem erhaltenen Auftrage sich entziehend geschildert wird, weil er fürchtet, Jehovah möchte den Miniviten, wenn sie sich besserten,

die Strafe erlassen, welches dann für die Israeliten sehr beschämend seyn würde, sey nur hinzugefügt, um der ganzen Erzählung eine größere Wahrscheinlichkeit zu geben. Dadurch aber, daß der Dichter den Jonas über die Erhaltung der Niniviten wegen ihrer Besserung in Unwillen ausbrechen lasse, bahne er sich, da er den Propheten durch Jehovah selbst zurecht weisen läßt, den Weg, zu lehren, daß Gottes Gnade auch bey später Reue und Besserung allen Völkern ohne Unterschied ihre Sünden zu vergeben bereit sey. Rec. muß gestehen, daß Herr N. seinen neuen Versuch gut durchgeführt hat, und daß derselbe dieses allerdings für sich hat, daß nicht allein mehrere Lehren, welche man bisher als durch diese Dichtung beabsichtigt annahm, bey dieser Ansicht darin vereinigt sind; sondern daß man nun auch einen begreiflichen Grund sieht, warum der Dichter überhaupt gerade auf diese Art der Darstellung und Ausschmückung des Ganzen gerathen konnte. Wenn es nur auch so wahrscheinlich wäre, daß ein hebräischer Dichter einen ursprünglich phöniciſchen Mythos in seine Ideenreihe aufgenommen und mit seinen Nationalvorstellungen verwebt hätte! Uebrigens glaubt unser Verfasser gar nicht unwahrscheinlich, daß dieses Buch vor der Zerstörung Ninive's durch Cyaxares, oder in den spätern Zeiten des Reiches Juda, etwa zur Zeit des Jeremias, abgefaßt sey.

Aus der Bearbeitung dieser drey Propheten selbst finden wir nun nur wenig auszuzeichnen, da der Character dieser Scholien bekannt ist. In der Bearbeitung des Amos möchten die Bemerkungen zu Cap. 2, 7. 3, 12. 5, 25. 26., wo Vers 25. die Frage aufgefaßt wird: habt ihr mir wohl die vierzig Jahre in der Wüste, bey eurem vielfachen Götzendienſt,

Opfer dargebracht? und Vers 26. als Vorwurf ihres Götzendienstes genommen wird: atqui gestatis statuam regis vestri, et effigiem (sive collective effigies) simulacrorum vestrorum, stellam dei vestri; ferner zu 6, 1. 6, 10. und zu 7, 14. als die erheblichsten zu betrachten seyn. Im Obadiah verdienen die Bemerkungen zu Vers 7, 13. und 16. besondere Erwähnung. Aus dem Jonas kann allein noch die Bemerkung zu Cap. 2, 2. ausgehoben werden: daß, da das Gebet des Jonas im Bauche des Fisches ganz dankfagend ist, nach der Vorstellung des Schriftstellers der Prophet, der schon vorher Gott um seine Rettung angerufen hatte, und nun im Bauche des Fisches sich wunderbar erhalten sah, wegen der daraus geschöpften Hoffnung seiner Befreyung in diese Danksagung ausgebrochen; wodurch doch, nach Rec. Gefühl, keinesweges alle Schwierigkeiten gehoben werden. — Noch müssen wir bemerken, daß, wenn Herr N. Amos 3, 12. auffaßt: sic evadent Israelitae, qui habitant in Samaria in angulo lecti et in Damasco in strato, hier nur die Schwierigkeit übrig bleibt, daß das כ vor ערץ fehlt, welches doch im parallelen Gliede bestimmt ausgedrückt ist. Doch vermeidet man bey dieser Erklärung die Härte, die der andern Erklärung et in stragulis Damascenis, eigen ist, bey welcher es, wie S. 86. richtig bemerkt wird, בְּעֵרְשׂוֹת רְמָשָׁק heißen müßte.

Paris.

Ben Petit und Coulomb: Examen des principaux systêmes sur la nature du fluide électrique, et sur son action dans les corps organisés et vivants, par M. le Bouvier Desmortiers ancien magistrat,

membre des sociétés philotechnique, galvanique etc. 1813. 360 Octavseiten. 2 Kupfertafeln.

Diese Schrift, sagt der Verf., sey zum Theil ein Auszug aus einem Werke, das er in seiner Jugend über die Natur des electricischen Fluidums zu verfassen angefangen habe. Aber nach einer langen Reihe von Untersuchungen, und einem fortgesetzten Studium aller hierher gehörigen Bemühungen der Naturforscher, habe er doch endlich eingesehen, que la nature ne laisseroit pas echapper son secret, und daß alle unsere Kenntnisse über diesen Gegenstand noch sehr mangelhaft seyen. Er habe sich in seiner Jugend mehr zugetraut, als er bey reiferem Alter auszuführen sich im Stande gefühlt habe. Aber es sey nun einmahl eine manie des nouveaux. in it. é. dans l'étude des choses naturelles, comme dans les sciences abstraites, d'aborder les questions les plus difficiles. L'apprenti Géomètre veut démontrer la quadrature du cercle, le Physicien, le Chymiste, qui débutent dans l'art des expériences, croient trouver dans leurs analyses les principes des êtres, les premiers anneaux de cette chaîne universelle, qui les lie entre eux et les embrasse. Toujours dûpe de ses premiers recherches, l'imagination crée des systèmes, qu'elle présente comme des vérités, dont l'empire s'accrédite quelques fois, et dont elle devient elle-même l'esclave. Nach diesem aufrichtigen Bekenntniß, das auch unsre junge Naturphilosophen beherzigen sollten, haben wir denn, Gott sey Dank, nicht noch eine neue Theorie der Electricität in diesem Buche zu erwarten. Aber was der Verf. an denen, die ihm bekannt geworden sind, sämmtlich zu erinnern findet, das macht den Gegenstand der

ersten Abtheilung dieser Schrift aus, worin er, der Ordnung nach, die Systeme der Hrn. **Cressant**, **Symmer**, **La Ceppe**, **de Luc**, **Fontana**, **Tingry** und **Gauy** einer genauern Critik unterwirft, nachdem er von andern, z. B. denen von **Nollet**, **Dufay**, als solchen, die schon lange ausgedient hätten, nur im Allgemeinen gesprochen hat. Man könnte diesen acht Lehrmeinungen über das Wesen der Electricität, und über die Erklärung der Erscheinungen dieser merkwürdigen Kraft, leicht noch ein Duzend anderer hinzufügen, die meist auf Deutschen Grund und Boden entsprossen sind, die aber dem Verfasser unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Es mögte auch eben keine der dankbarsten Arbeiten seyn, sich mit Widerlegungen der meisten derselben zu befassen. Selbst die meisten von denen, welche zu widerlegen der Verf. über sich genommen hat, haben jetzt schon ausgedient, und müssen dem Dualismus in dieser Lehre, als derjenigen Vorstellungsart, welche den Erscheinungen am besten anpaßt, nachstehen. Was der Verf. S. 54 gegen die Existenz zweyer ganz verschiedener Flüssigkeiten, welche nach dem Dualismus die electricischen Phänomene bewirken sollen, vorbringt, nämlich daß nach **Vord Mahons** Versuchen dasjenige Ende des Conductors, welches dem geriebenen Körper zugekehrt ist, die entgegengesetzte Electricität des geriebenen Körpers, das andere Ende aber die gleichnamige mit demselben habe, und ungefähr in der Mitte zwischen beiden Enden eine electricische Neutralität oder Indifferenz Statt finde, also an einem und demselben Körper (nämlich dem Conductor) alle drei Zustände, nämlich Positivität, Negativität, und neutraler Zustand zugleich wahrgenommen würden,

1448 G. g. N. 145. St., den 11. Sept. 1813.

und zwar sans avoir perdu, ni acquis d'électricité, mais seulement par le simple derangement de la matière électrique, dieß kann doch wohl nur denjenigen befremden, der den Dualismus und die Erklärungsarten nach demselben, selbst noch nicht gründlich übersehen hat, wie wir fast von dem Verfasser zu vermuthen Ursache haben. Wie man jetzt in mehreren Deutschen Lesebüchern diese Phänomene erklärt, und sie als eine nothwendige Folge der Wirkungsweise zweyer verschiedener, durch Anziehung oder Verwandtschaft auf einander wirkender Materien darstellt, ist eine bekannte Sache, und nur die Art wie Herr Zany den Dualismus behandelt, scheint dem Verfasser zu einer falschen Ansicht der Sache Veranlassung gegeben zu haben. Die zweyte Abtheilung dieser Schrift handelt von der *électricité végétale et animale*, und beschäftigt sich fast ganz mit den von Bertholon über diesen Gegenstand aufgestellten Behauptungen, und einer Critik derselben. Der dritte Abschnitt betrachtet die Einwirkung der Electricität auf organisirte und lebende Körper, und enthält vorzüglich die Anwendung derselben auf die Heilung verschiedener Krankheiten, die man denn wohl auf sich beruhen lassen muß, bis die Fälle, in denen insbesondere der Verfasser die Electricität sehr nützlich befunden haben will, auch noch von andern Seiten her, die volle Bestätigung werden erhalten haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. Stück.

Den 11. September 1813.

Paris.

Bei den Gebrüdern Michaud 1811 und 12:
Biographie Universelle, ancienne et moderne,
ou Histoire par ordre alphabétique, de la vie
publique et privée de tous les hommes qui
se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs
actions, leurs talents, leurs vertus ou leurs
crimes. Ouvrage *entièrement neuf*, redigé par
une société de gens de lettres et de savans.
Mit dem Motto aus Voltaire: On doit des
égards aux vivants; on ne doit aux morts
que la vérité. Sechs Bände in median Octav,
jeder von etwas mehr als siebenthalb hundert
Seiten mit gespaltener Columne. — Von A bis
Cam.

Historische Wörterbücher scheinen unsern Nach-
barn jenseit des Rheins ganz unentbehrlich gebo-
ren zu seyn, und auch wohl anderwärts mag es
der Lesefreunde wenig genug geben, denen es um
Zusammenhang und Ueberblick irgend einer Reihe
geschichtlicher Gegenstände im Ernste zu thun ist.

D (?)

Es sey mit dem Werthe dergleichen aus der Mitte mehr oder minder wichtiger Ereignisse gehobener, oft gewaltsam losgerissener und alphabetisch neben einander gestellter Einzelheiten bewandt, wie es will: des bis zu zehn dicken Foliobänden angeschwollenen *Moreri* war man, nach vielleicht zwanzig Ausgaben und Nachdrücken desselben, in Frankreich endlich satt und müde geworden, und unter mehreren Abfärzern fand das im J. 1752 aus der Feder des *Abbé Ladvocat* erschienene *Dictionnaire historique et bibliographique portatif*, anfänglich nur auf zwey Octavbändchen berechnet, so vielen Beyfall, daß bald genug der die Dosis wieder verstärkenden Nachahmer sich mehrere einfanden; worunter denn das zu *Lyon*, *Caen* und andern Orten zuerst in 4 Theilen gedruckte, nach und nach aber — *crescens eundo* — immer bändereicher werdende und gar nicht mehr portative *Nouveau Dictionnaire historique* in Frankreich sowohl, als im Auslande, sich die meisten Leser erwarb. Die achte Ausgabe hiervon erschien durch vereinte Bemühungen der Herren *Chaudon* und *Delandine* im Jahre 1804 zu *Lyon* und *Paris*, und zählte bereits 13 nicht schwache groß Octavbände. Noch corpulenter wird die neunte werden, die, wie man hört, nicht nur unter der Presse wirklich schon schwiszt, sondern auch, wie so eben bekannt wird, einen sehr ernsthaften Rechtsgang mit ihrer, des Plagiats bezüchtigten, Stieffchwester, der *Biographie Universelle*, gewagt hat, der indeß, laut öffentlichen Blättern, nicht zum Vortheil jener ausgefallen ist.

Was nun die andern Vorgänger und Nebenmänner in diesem Litteraturfelde sowohl in Frankreich

als England betriffte (denn Deutschlands wird nie- gends erwähnt, obgleich aus dem Werke selbst sich ergibt, daß der Mitarbeiter mehrere auch unsre historischen Wörterbücher nicht unbefragt ließen), so gibt der 18 S. lange Vorbericht eines Hrn. Auger nicht nur hierüber Auskunft, sondern auch über alle die andern, zur Förderung des Werks ergriffenen, Maßregeln. Längst schon mußte es auffallen, nicht bereits früher den Umstand beher- zigt zu sehen, daß ein einziger Unternehmer, oder ein paar derselben, der herculischen Arbeit unmög- lich gewachsen seyn konnten. Endlich nun hat man einen Weg eingeschlagen, der, gehörig befolgt, etwas mehr Gründlichkeit und Sicherheit hoffen ließ. Eine Gesellschaft von mehr denn 80 sach- kundigen und forschbegierigen Männern ist es, die zu muthiger Ausführung des Unternehmens sich vereinigt hat, und in zweifelhaften Fällen ihre Einsichten einander mittheilt. Sie alle zu nennen, fehlt es unsern Blättern an Platz; die Nahmen indeß — um doch wenigstens der auch in Deutsch- land bekannter gewordenen zu erwähnen — eines Artaud, Barante, Barbier, Biot, Boissonnade, B. Constant, Chaussier, Cuvier, Delambre, Du-Petit-Chouars, Felet, Ginguene, Guizot, Lacroix, Langlès, Lally-Tolendal, Maltes- Brun, Michaud, Millin, Quatremère, Sis- monde-Sismondi, Stapfer, Suard, Sylvestre de Sacy, Tabaraud, Villers, müssen allein schon der Arbeit zur Empfehlung gereichen; gesetzt auch, daß von ihren Beyträgen nur erst wenige in vor- liegenden 6 Bänden sich vorfänden: denn einem ihren eignen Credit so compromittirenden Verein würden so wackere Männer doch schwerlich beyge-

treten seyn! Auch einige Damen haben den Gelehrtenkreis verschönern helfen; wovon man, ohne die Verdienste der übrigen zu bezweifeln, hier nur die so geistreiche Frau von Stael nennen will deren die ältere Aspasia z. B. betreffender Artike vermuthlich schon in mehr als Einem unserer zahlreichen Tagesblätter figuriren wird. Anonym sind nur etwa ein halbes Duzend Mitarbeiter geblieben; ohne Zweifel wohl aus Bescheidenheit, weil in den von ihnen gelieferten Notizen nicht bisher sich antreffen ließ, woraus diese Zurückhaltung erklärbar würde: denn, was man schon eher hätte beybringen sollen, auch dadurch unterscheidet sich diese neueste Unternehmung, daß ihre Theilnehmer durch Anzeige der Nahmen für das, was sie geschrieben, so zu sagen Gewähr leisten wollen. Vor jeder aus zwey Bänden bestehenden Lieferung steht also die vollständig angegebene Liste der Mitglieder, welche daran gearbeitet haben; und dann sind wieder jedem Artikel ihre Anfangs- und Endbuchstaben beygefügt. Billig sollte dieses Verzeichniß an der Spitze eines jeden Bandes sich finden lassen, weil man, um die Nahmen der Verfasser vollständig zu wissen, nunmehr allemahl der Bände zwey zur Hand haben muß; und dadurch, daß zu jedem Bande nicht Alle beytragen, würde die Brauchbarkeit der Liste doch eben nicht seyn vermindert worden.

Dem Vorbericht zufolge, ist das Ganze nur auf 18 Bände berechnet, und wenn gleichwohl die sechs bisher abgedruckten erst bis Cam reichen, so glaubt der Vorredner die Käufer mit der Wahrnehmung beruhigen zu können, daß in allen historischen Wörterbüchern die drey ersten Buchstaben des Alpha-

bets beynah ein Drittel des ganzen Werks verlangten. Bey französischer Nomenclatur mag dieß der Fall seyn, schwerlich aber bey der so vieler andern, besonders neuern, Sprachen, wenn anders, letztere bey der Ausführung nicht bedeutend zu kurz kommen sollen! Auch Supplemente und Berichtigungen werden unvermeidlich seyn; und wenn nun vollends die Gesellschaft Wort hält, und ihr Werk mit synoptischen Tabellen in Hinsichten auf Regierungsfolgen und ihre Geschichtschreiber, auf Wissenschaften, redende und bildende Künste, auf ausgezeichnete Männer jeder Nation u. s. w. krönen will: so ist doch wirklich kaum abzusehen, wie 18 Bände, ja selbst noch einmahl so viel, zu dem Allen hinreichen dürften! Dadurch, daß die Unternehmer, was unstreitig sehr wohl gethan war, Geographie, Antikenkunde, Mythologie, mithin auch solche Heroen ausschlossen, die gleichfalls der Fabeln angehören, und längst ihre eignen Wörterbücher haben, gewann man freylich etwas mehr Raum für die in früheren Werken sehr unbillig aus der Acht gelassenen und aus der neuesten Zeit noch beyzufügenden Nahmen: wären diese letzteren nur nicht so unübersehlich geworden, daß bloß die seit 50 Jahren durch vermehrte Schriftstellerey sich anbietenden und auf Erwähnung Anspruch machenden ein speciell's Wörterbuch reichlich anfüllen könnten! Von selbst versteht es sich übrigens, daß eine große Menge in früheren Wörterbüchern aufgeführter Nahmen in vorliegendem mit Fug und Recht gestrichen worden; wie viele Schwierigkeit es jedoch damit haben müsse, ein solches Todtengericht mit anhaltender Strenge fortzusetzen, be-

legen sogleich der erste und der vorlegte Artikel dieser 6 Bände. Jener hat es mit Peter van der Aa, einem Belgischen Rechtsgelehrten des XVI. Jahrhunderts, zu thun, der ein paar längst unbrauchbar gewordene Tractäthen geschrieben, und von dem sich auch sonst nichts weiter sagen ließ, als daß er von edler Herkunft und ein guter Patriot gewesen; dieser betrifft den Italiänischen Arzt Andr. Camutus, der zwar Professor und Leibarzt K. Maximilians gewesen, wenn letzteres anders kein bloßer Ehrentitel war, dessen Schriften aber, aujourd'hui oubliés, man in den Bibliothèques de médecine auffuchen müsse. Wem in aller Welt kann mit so unfruchtbaren Notizen irgend Etwas gedient seyn; und doch gibt es derselben auch in dieser Biographie Universelle noch immer in übergroßer Menge! Desto weniger werden auch Ausländer dagegen einzumenden haben, daß die Gesellschaft, ohne deshalb die Nachbarn zu vernachlässigen, auf sich auszeichnende Nahmen des Vaterlandes ihre Aufmerksamkeit ganz vorzüglich zu richten für Pflicht hielt. Von dieser Seite betrachtet, kommt es freylich nur mit dasiger Litteratur und Geschichte innigst Vertrauten zu, den Werth des Ganzen zu bestimmen; so viel indeß, ohne in Frankreich geboren oder erzogen zu seyn, aus diesen sechs ersten Bänden sich urtheilen läßt, wird das auf diese Art fortgesetzte, und, wie man hoffen muß, seiner Zeit auch zu Ende gebrachte Werk in allem, was Französische Nahmen betrifft, für uns Ausländer noch lange hin ein gern besetztes Repertorium bleiben; gesetzt auch, daß hier und da Parteygeist durchblicken sollte: denn welche auch

nur schriftstellerische Unternehmung bliebe ohne dergleichen? Genug, daß man nur selten in diesem Wörterbuche blättern wird, ohne auf Artikel zu stoßen, die durch ihre Reichhaltigkeit und Neuheit der Ansichten für das sie umgebende minder Anziehende hinreichend entschädigen.

Unter den Rahmen derer, die aus Deutscher Litteratur beizutragen übernahmen, auch die der Herren Stapfer und Vilers anzutreffen, gereicht dem Werke um so mehr zur Empfehlung, da in den ältern Wörterbüchern dieser Art doch fürwahr gar zu leichtsinnig war verfahren, und Alles wie aus einem Glückstopfe zusammengewürfelt worden. Um sich von den Vorzügen der Biographie Univerfelle zu überzeugen, braucht man z. B. nur die Artikel Adeling, Arminius (Hermann), Gottfr. Arnold, Basedow, Bürger, Büsching, Wüttner (der Linguist), zu lesen; als die, wenn man seine Forderungen anders nicht überspannen will, in bündigster Kürze doch Alles enthalten, was ein Ausländer von diesen Männern zu wissen braucht, um von dem, was solche geleistet oder nicht, sich klaren Begriff zu verschaffen. Der Mitarbeiter, welcher in Betreff unserer gesammten Litteratur sowohl, als überhaupt, sich am fleißigsten finden läßt, ist Hr. Guizot, ein noch junger, aber ungemein thätiger, Gelehrter. Deutsche Sprache scheint er hinreichend zu verstehen; und wenn bey der großen Menge von ihm gelieferter Artikel auch manche mit unterlaufen, die ganz füglich unsern speciellen Litteraturen hätten können überlassen bleiben, wie z. B. die beiden Märkischen Dichter Blum und Bormann, so ist das Zeugniß ihm doch nicht zu versagen, Deutschen Fleiß, und

Werth gern anerkannt zu haben, ja hierin bisweilen eher zu nachsichtig, als gar zu behutsam gewesen zu seyn. Desto mehr muß man bedauern, daß, wie aus diesen Blättern unlängst zu ersehen war, Hr. Guizot sowohl, als Hr. Stapfer, aus was für Gründen, ist nicht bekannt, sich von der Gesellschaft seitdem getrennt haben. Letztern wird ein Hr. Usteri aus Zürich vermuthlich, oder noch daselbst, zum Theil wenigstens ersetzen können, wenn anders seine ferneren Beyträge eben so unparteyisch und wohlbedacht, wie die über Bodmer und Breitinger, ausfallen. — Daß die Herren Simonde und Ginguéné, jener durch seine politische ältere Historie Italiens, dieser durch seine Literaturgeschichte desselben Landes, ihren Beruf zur Mitarbeit genügend beurfundet haben, ist bekannt. Die Beyträge des letztern sind überaus zahlreich, gar zu zahlreich vielleicht; und offenbar hätte das Minima non curat Praetor ihm öfter vorschweben sollen! Bey dem Allem wäre es, z. B. im Artikel Federigo Badoaro, doch auch nicht überflüssig gewesen, hier noch hinzugesetzt zu finden, daß die mit so vielem Geräusch von ihm gestiftete Accademia Veneta schlechterdings nichts von Bedeutung gekiefert, und dieser Gelehrtenverein; bey längerer Fortdauer, der echten Gelehrsamkeit, so wie dem gutem Geschmacke; noch weit nachtheiliger, als in Italien so mancher andere, würde geworden seyn. Auch ein Wink, wo hierüber nähere Auskunft zu finden, wäre diesem und jenem Leser ohne Zweifel willkommen gewesen. — Recht gut, daß man, um das Wörterbuch auch für Bibliologen brauchbar zu machen, gleichfalls mit Sichtung der Ausgaben und Anzeige der beste-

ren vorsichtiger als die Herren Vorgänger zu Werke gehen, und den Leser nicht länger in der alten Ungewißheit über oft sehr wesentliche Punkte zurücklassen wollen. So was aber läßt leider sich leichter versprechen, als bey immer zunehmender Bücherfluth in vorzüglichem Grade leisten; und gleich der erste hierüber aufgesuchte Artikel gab den Beleg dazu her. Hier wird nämlich von des Corn. Agrippa de Nettesheim ehemem so fleißig gelesenen Buches: *de incertitudine et vanitate scientiarum etc.* eine Cöllner Ausgabe von 1527 als erste angegeben; da eine solche doch gar nicht vorhanden ist, sondern — was dem Fertiger des Artikels ganz unbekannt blieb — erst im Sept. des Jahrs 1530 wurde das Werkchen in kleinem Quart zu Antwerpen abgedruckt. Eben so ungegründet findet sich, daß irgend eine der Ausgaben seiner gesammelten und von den Beringis (Vorgängern des angeblichen Pierre Marteau) gedruckten Schriften uncastriert geblieben; vielmehr müssen, wenn es um unverfälschten Text zu thun ist, die einzeln erschienenen Tractate des Mannes nach wie vor hervorgesucht werden; die Ausgaben dieser wiederum zu sichten, ist hier aber der Ort nicht; — *Amaduzzi's Anecdota Litteraria* bestehen ebenfalls nicht aus 3, sondern 4 Bänden; wovon der letzte und am wenigsten zu entbehrende jedoch zehn Jahre später, nämlich erst 1783 zum Vorschein kam. — Durch Hin- und Rückweiser auf einander erläuternde und ergänzende Artikel dem Forscher, in erheblichen Fällen zu Hülfe zu kommen, und hierdurch das so vielfach getrennte wiederum unter bequemere Gesichtspuncte zu bringen, machen die Redactoren sich ganz besonders anheißig. Hoffentlich wird man Wort halten; da

indef die drey ersten Buchstaben des Alphabets noch nicht erschöpft sind, so ergibt sich von selbst, daß dieses Hülfsmittel nur höchst selten erst sich anwenden lassen. — Dadurch daß man die Geschichte ausgestorbener, verdrängter oder noch regierender Fürstenthümer nicht mehr, wie sonst meist geschehen mußte, unter den Tauf-, sondern den Familien-Nahmen (nicht ohne Ausnahmen jedoch) hier finden wird, ist allerdings schon etwas besser Zusammenhängendes geleistet worden: zum Beispiel bey dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Da aber in vorliegendem Falle nur aus der Herzoglich gebliebenen Linie ein und anderer ihrer Fürsten gehoben sind, und hier mit Otto dem Kinde der Anfang gemacht wird, bleibt, wie man sieht, doch Alles nur leidiges Stückwerk, dem weder Hin- noch Rückweiser werden abhelfen können. Der historische Werth nun solcher Auswahlen muß, wie natürlich, an seinen Ort gestellt bleiben; die den letzter verstorbnen Herzog und seinen Oheim Ferdinand betreffenden Artikel werden für unsre Nachbarn vermuthlich die anziehendsten seyn. Noch eine Kleinigkeit! Der Beynahme des Wunderlichen, den einer dieser Fürsten in der weiland fruchtbringenden Gesellschaft vorletzten Säculi annahm, war doch keineswegs durch l'Admirable zu übersetzen; sondern sollte auf etwas Sonderbares, Eccentrisches, anspielen; worin der gute Fürst bekanntlich auch Wort gehalten. — Daß man unsre Regierungs-Secretäre zu Staats-Secretären erhebt, ist gleichfalls eine doch gar zu eigenmächtige Standeserhöhung!

Was nun den Ton und Geist betrifft, die, mit Ausnahme höchst seltner Fälle, aus dem ganzen

Werke uns Lesern entgegen wehen, so läßt sich denken, daß sie von denen, die in ältern Wörterbüchern dieser Art geherrscht haben, sich merklich unterscheiden; von Intoleranz also, Verkehrungsfucht, Verunglimpfung anderer Völker und Engherzigkeit eben so wenig sich nunmehr noch Spuren zeigen, als von Paradoxienjagd, Mystik, oder andern Geistesverirrungen, die, wie die Sachen jetzt, in einem großen Theile des übrigen Europa stehen, man hier und da vielleicht erwartet, und wohl gar gewünscht haben mag. Daß, so weit als bey fasth einer Menge von Mitarbeitern es sich erreichen ließ, auch für Anmuth und Zierlichkeit des Styls gesorgt worden, versteht bey einer von Französischen Gelehrten und Dilettanten unternommenen Arbeit sich von selbst; als denen, und das seit langer Zeit schon die Form wohl eben so sehr als das Material am Herzen liegt; und wirklich gibt es in dieser neu angelegten Galerie der ausnehmend gefeiltten Stücke in so bedeutender Anzahl, daß schon die Schwierigkeit der Wahl dem Berichtersteller die Feder aus der Hand windet. — In Hinsicht endlich auf typographische Behandlung — ein bey dergleichen Werken gar nicht gleichgültiger Umstand — sind Papier, Lettern, gleichgehaltne Schwärze u. s. w., wie man sie wünschen kann; auch in Betreff dem Nachbar fremder Nahmen, stößt man weit seltner auf Um- oder Verunstaltungen, als bis jetzt dieses in Frankreich der Fall gewesen. Da in unsern Blättern zweymahl, und das seit Kurzem, auf den Nahmen Brückmann die Rede gefallen, sey uns noch die kleine Bemerkung erlaubt, daß solcher zwar hier nicht, in Burmann oder Burkmann

umgetauft worden, ganz unverletzt, aber doch auch nicht davon gekommen ist, sondern als Bruckmann erscheint; mithin den höhern Selbstlaut seiner ersten Sylbe gegen einen tiefern umtauschen müssen. In eben diesem Artikel wird eines Bürgermeisters von Offenbach erwähnt; der indeß kein anderer gewesen, als der bekannte Bücher- und Handschriften-sammler von Offenbach, Rathschöffe der ehemaligen Reichsstadt Frankfurt. — Was der Recensent sonst etwa noch auf dem Herzen hat, muß eintz der nächsten Lieferungen des Werks, die, wie man vernimmt, schon unter Weges ist, vorbehalten bleiben.

Eben daselbst.

Bey Maradan 1811 und 1812: Examen critique de l'ouvrage intitulé: *Biographie Universelle*, ouvrage entièrement neuf etc. Par Madame de Genlis. Zwey Hefte, zusammen 150 groß Octavseiten.

Daß man eine so berühmte Schriftstellerin, für die Geschichte ihres eignen Geschlechts zum Veytritt für diese Unternehmung einladen würde, ließ sich erwarten; blos die Nachricht indeß, daß auch Herr Ginguéné sich unter den Mitarbeitern befände, war hinreichend sie von jeder Theilnahme abzuschrecken, und da die Gesellschaft, wie billig, Bedenken trug, ihrer Empfindlichkeit den Collegen aufzuopfern, nahm diese schreib- und streitlustige Dame weiter keinen Anstand, nicht nur den perhorrescirten Gegener, sondern auch das ganze Biographen-Institut mit jeder Waffe anzugreifen die sie in der Geschwindigkeit sich verschaffen konnte. Nur erst über die vier ersten Bände ergießt ihre Galle sich hier; mit

der ausdrücklichen Drohung jedoch, daß jede neue Lieferung ein eben so strenges Gericht von ihrer Feder zu erwarten habe; wenn es anders mit dem Werke zu Fortsetzungen gedeihe; denn auch der rhetorische Kunstgriff wird von ihr nicht verächtet, sich als das Organ der öffentlichen Meinung anzukündigen, und die ganze litterarische Ausgeburt als ein enfant mort-né, mithin von der sämtlichen Lesewelt so gut als schon verstoßen anzusehn. Gleich die im Haupttitel des Werks und dem sogenannten Discours préliminaire gebrauchten Redensarten liefern ihrer so schneidenden Critik erwünschten Stoff, da denn freylich nicht, zu läugnen ist, daß zum Beispiel der Ausdruck: *entièrement neuf* einige Blößen gibt, und man auf etwas der lateinischen Wendung (vt *prae* novum opus videri possit) ähnliches, als welches einer Menge neuer Herausgeber schon so gute Dienste gethan, vielleicht hätte Bedacht nehmen sollen!

Auch außer dem ein für allemahl von ihr proscribirtten Herrn Ginguené, hat die Dame gegen das jeder Lieferung, wie bekannt, vorangestellte Verzeichniß der Mitarbeiter so manches zu erinnern, daß, wenn ihrer Versicherung zu trauen wäre, ein ganz neuer, wohl eben so zahlreicher, und noch verdienstreicherer Areopag für die Biogr. Univ. sich hätte bilden lassen. Ob alle diese Herren zur Mitwirkung würden Lust gehabt haben, scheint ihr geringster Kummer zu seyn; wenn indeß die Dictatorinn durch größere Poeten, Dramatiker, Mahler, und überhaupt Künstler, die alten Besitzzer verdrängen will, hat solche in diesem Falle nur mit großen Einschränkungen Recht; denn wem ist unbekannt, daß nicht Jeder, der in seinem Fache excellirt, auch die Ver-

dienste seiner Vorgänger am richtigsten zu würdigen versteht, oder dieses zu thun allemahl geneigt ist? — Daß in den letzten Ausgaben des *Nouveau Dictionnaire Historique*, welches durchweg eine sehr warme Gönnerinn an ihr hat, eine Menge Artikel sich finden, die eben so lehrreich und bündig gefaßt sind wie in der B. U., mag immerhin wahr seyn: Hier aber ist und bleibt die Frage, in welchem der beiden Werke dergleichen brauchbare Artikel am häufigsten anzutreffen sind? und da ergibt sich dann von selbst, daß eine Unternehmung, woran so Viele Theil nahmen und ihre Kenntnisse einander mittheilten, mehr habe leisten können und müssen als irgend einer der frühern Versuche. Ob die neueste Ausgabe des *Nouveau Dict. Hist.*, woran seit einiger Zeit bereits gedruckt wird, der B. U. im Ganzen den Rang streitig machen dürfte, wird erst nach Erscheinung jener und Beendigung beider sich zeigen; und wenn, wie Frau von G. als ganz sicher vöoraus sieht, ein *Dictionnaire epuré* überlang oder kurz beide verdrängt, so wird es mit diesem gesäuberten Wörterbuch zuverlässig keine andre Bewandniß haben als mit allen seinen Vorgängern. Blößen wird es so gut wie diese geben, keineswegs allgemein befriedigen, die Wahl aufzunehmender und abzuweisender Nahmen immer schwieriger finden, in Zeitläufe, die für Geistesfreyheit vielleicht noch unbequemer sind, fallen: kurz immer eine Unternehmung bleiben, die etwas durchaus Vollkommenes eben so wenig leisten wird, als Alles, was Menschen unternehmen!

Herr Suard, der eine bedeutende Anzahl Engländerische Litteratur betreffender, größtentheils treff-

nicher, Artikel geliefert, scheint zwar nicht so arg, wie sein College Gingu. sich an der Kunstrichterin verfühndigt zu haben, muß ihre züchtigende Hand aber deßhalb nicht weniger fühlen; und Beide werden nicht nur über manche falsch gefaßte Thatfache, und ganz unnöthig beygebrachte Notiz zurecht gewiesen; sondern auch ihre Verstöße gegen Geschmack und Grammatik mit einer Schärfe und Bitterkeit gerügt, die Jedem doppelt auffallen müssen, der noch nicht weiß, daß man seit ein paar Jahren auch in dasigen Tagesblättern über Sprachconvenienz, und Zierlichkeit des Vortrags mit einer nah an Tyranney gränzenden Strenge wacht, die Herren Critiker hier einander überbiethen, und wenn diese Sprach-Inquisition nicht bald aufhört, sehr zu befürchten steht, daß binnen kurzem es ihnen weit weniger um die Sachen selbst als um Elocution zu thun seyn werde. Im deutschen Vaterlande ausgeübt, würde dergleichen Grammatical-Polizien zur nächsten Folge haben, daß die Hälfte unsrer Schriftsteller auf einmahl verstummte; was freylich in mehr als einer Hinsicht noch nicht das Schlimmste bey der Sache wäre. — Außer seinem Disc. préliminaire muß Herr Auger auch für andre von ihm beygetragne Artikel der Richterinnen Rede stehn, und nur Wenige theilen mit Hrn. Lally-Tolendal das Lob ganz nach dem Sinne der Preisauspenderin gearbeitet zu haben; wobey man denn, ohne deßhalb das Verdienst vieler anderer Mitglieder zu schmälern, gar nicht in Abrede seyn will, daß seine Beyträge den Leser sehr angenehm festhalten. Frau von G. bedauert es ungemein, auch den berühmte Chateaubriand auf der Liste des Gelehrtenvereins zu ver-

1464 G. g. N. 146. St., den 11. Sept. 1813.

miffen; unbekümmert, ob fein Beytrag nicht einen Anftich von Nyftik mitgebracht haben würde, der in einem Wörterbuche diefer Art doch unſchicklicher als irgendwo wäre angebracht gewesen. Aus dieſem Bedauern allein ſchon erhellet, daß die Sittenrichterinn auch mit dem in der Biogr. Univ. vorherrſchendem Geiſte nicht ſonderlich zufrieden iſt, ſondern einen geſchmeidigern, in ihrer Sprache echt-patriotiſchen, um ſo mehr erwartete, da der Staat mehr als je für die Gelehrtenwelt thäte, und eine ſo liberale Cenſur wie die jezige ihrer Thätigkeit ja noch Spielraum genug offen ließe! Für die der Frau von G. freylich, als worüber das angehängte Buchhändler-Verzeichniß ihrer ſämmtlichen Schriften den beſten Beweis liefert; denn nicht weniger als drey Dugend Werke und Werkchen, in doppelt ſo viel Bänden und Bändchen, gab ſolches bereits im Jahre 1812 aus ihrer raſtloſen Feder an! Allein unſer Bericht würde ſo bald noch kein Ende finden, wollte man die übrigen Curioſa der beiden anziehend genug geſchriebnen Heſte gleichfalls berühren. In mehr als einem Stücke hat die Verf. ohne Zweifel Recht; in ändern deſto weniger; und dieſe leidige Wahrnehmung iſt wohl der Hauptgewinn, den man aus der Durchſicht ſolcher Streitſchriften, mögen ſie ſo witzig geſchrieben ſeyn wie ſie wollen, am Ende davon trägt! Nach ſo kühn in den Biographenkreis hingeworfnem Handschuh, bleibt übrigens der guten Dame zu wünſchen, daß ſie die Erſcheinung des Buchſtabens G. in dieſem hiſtoriſchen Wörterbuche glücklich überleben möge!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 13. September 1813.

Lucca.

Ben Bertini: *Examen des opérations et des travaux de César au siège d'Alexia*. par Leopold Vacca Berlinghieri, Lieutenant-Colonel dans l'Armée française, membre de plusieurs Académies et l'un des fondateurs de la société philomathique de Paris. Oeuvre posthume. 1812. Octav 188 Seiten.

Der verstorbene Verfasser, Sohn des als Gelehrten nicht unbekanntem Professors der Medicin in Pisa, hatte sich mit Erfolge auf Naturwissenschaften und Medicin gelegt, als ihn der Strudel der Revolution an sich zog und zum Militär machte. Von den Mühseligkeiten des Krieges, besonders des Feldzuges nach Portugal unter Dupont, geschwächt, starb er in der Blüthe seines Lebens, und hinterließ dieß Werk, dessen Herausgabe wir seinem Freunde, einem eben so gefühlvollen als gebildeten Französischen Capitän, verdanken, der ein beredtes Eloge auf seinen Freund, mit Anzeige der Schriften des Vaters und seiner Söhne, die nicht ganz vollständig ist, dem Werkchen vorgelegt hat. Die Belagerung von Alexia (jetzt Alise, im vormah-

E (7)

ligen Bourgogne), welche Julius Cäsar im Jahre der Erb. Roms 702 so geistvoll führte und beschrieb, ist in der militärischen gebildeten Welt als ein Wunder der Kunst und des Genies bekannt, und Jul. Caesaris Comment. de Bello Gallico VII, 68 ff., wo die Beschreibung vorkommt, von sehr vielen Gelehrten und Militärpersonen, zuletzt noch von Guichard, erläutert worden. Die von Cäsar geworfenen Gallier ziehen sich unter Bercingetorix (nicht Bercingentorix, wie er hier immer heißt), einem trefflichen Manne, nach Alesia, wo sie, 80,000 Mann Infanterie und über 10,000 Mann Cavallerie stark, von Cäsar eingeschlossen werden. Kaum hatte Cäsar die Blokade begonnen, als die gesammte feindliche Cavallerie des Nachts unbemerkt abzog, und Veranlassung wurde, daß ein Gallisches Entsatzheer sich bildete. Cäsar, hiervon unterrichtet, mußte also gegen die Belagerten eine Contravallationslinie, die 4 Lieues im Umkreise betrug, und gegen das Entsatzheer eine Circumvallationslinie, die 5 Lieues betrug, mit seiner Armee von 60,000 Mann ziehen. Hier bemerkt nun Verlinghieri, daß Cäsar dreyerley zu bewirken und zu beschreiben hatte: erstlich den zur Bedeckung der Arbeiter an der Contravallationslinie gezogenen Graben, Kap. 72; dann die Werke der Contravallation, Kap. 72, 73, und endlich die Werke der Circumvallation, Kap. 74. Verlinghieri berichtigt des Guichard's Ansichten sehr oft, und mit Glück. Dieser nahm ohne Grund an, daß die Ebene vor der Stadt, Kap. 69, nördlich gelegen, daß die 23 castella, die Cäsar auführen ließ, eben das, nur Quartiere gewesen, da es doch unbedenklich Forts waren; daß Cäsars Linien nicht fortgeführt worden, wo Höhen und Berge, welche die Stadt umringten, sie unterbrochen; daß Cäsar Werhacks angelegt u. dgl. Dagegen scheint Guichard darin wieder Recht zu

haben, daß er diese castella innerhalb dieser Linien annimmt, was W. nicht zugibt. Lagen sie außerhalb der Linien, so wären sie gewiß angegriffen worden, wovon doch bey Cäsar nichts vorkommt. W. hat diese Linien viel richtiger, deutlicher und dem Texte gemäßer aus einander gesetzt, als Guichard, und überzeugend dargethan, daß jede dieser Linien zwey Gräben hatte, hinter denselben einen Wall von 12 Fuß, mit Parapet und Pallisaden, Wolfsgruben und Fußangeln. Pares ejusdem generis munitio- nes etc. im 74. Kap. sind die Circumvallationslinien gegen das Entsatzheer. Diese Ausdrücke, welche die Ausleger sicher nicht verstanden, sind nun ganz klar, wenn man sich, wie nöthig ist, darunter Werke von derselben Zahl, Art und Stärke denkt, aber in entgegengesetzter Richtung gegen den anrückenden Entsatz. Der Griechische Metaphrast gab freylich schon keinen andern Sinn, und der Sprachgebrauch, zumahl bey Cäsar, der sich der Proprietät sehr be- fleißigt, mußte dahin führen. Was konnte diversas ab his anders bedeuten, als diese entgegengesetzte Richtung anzuzeigen? Fossae perpetuae im 73. Kap. gab Guichard durch Gräben, qui regnent sur tout le front de la ligne: aber das thaten ja im Grunde alle Gräben: so drückt sich der wortfarge und präcise Cäsar nicht aus. Sinnreich zeigt W., daß die Wolfsgruben durch fortgehende Gräben mit einander verbunden waren, und übersetzt: des fossés longitudinaux, ou de la figure d'un parallélépi- pede. Quini ordines bezieht er auf die Gräben, nicht, wie seine Vorgänger, auf die Reihen der Baumstämme, deren Sturzenden (trones), nicht, wie Guichard will, die Aeste und Zweige, hervorrage- ten: indem diese eingegraben, und unten so ver- wickelt und verbunden waren, daß sie nicht ausge- rissen werden konnten. Diese Pallisaden ragten also

ohne Zweige, die unten steckten, hervor, ab ramis eminebant. Eine Ansicht, die durch den Angriff der Gallier Kap. 82 vielen Anschein erhält: denn da ist nicht von Hecken oder Verhacken die Rede, sondern bloß von den Wolfsgruben (scrobibus), die als das generische Wort die fossas perpetuas unter sich begreifen, deren Länge als das Wesentliche, nicht die Breite, vom Cäsar angegeben wird. B. stellt sich unter quini ordines fünf mit Pallisaden versehene Gräben vor, die als eben so viele Strahlen eines Kreises in dessen Mittelpunkt sich vereinigen, und eine Art von Stern bilden. Ob der soldatische Witz, der die pallisadirten Gräben cippos nannte, darunter Gruppen oder Sterne verstand, worauf den Verf. das Ital. Wort ceppata oder ceppaja führte, bezweifeln wir: ehe spielte er wohl auf die Spitzsäulen der Grabmäler an. Im 72. Kap. liest er mit Guichard pallus CD statt pedes CD, und zieht opus dem corpus vor, ohne Zweifel mit Recht. Loca praerupta im 86. Kap. erklärt B., durch den Zusammenhang unterstützt, vom Walle und den Thürmen, und magnitudinem munitionem von der wirklichen Stärke der Retrenchements. Eine bengefügte Uebersetzung erleichtert die Uebersicht seiner Vorstellungen. Wahrscheinlich wurden diese sämtlichen Werke in 40 Tagen vollendet, welches, wie B. sehr gut beweiset, auch von einer jetzigen Armee derselben Stärke geschehen könnte. Einige Bemerkungen über diesen Feldzug Cäsars in Gallien, und sinnreiche Zweifel und Bedenlichkeiten gegen die auch schon im Alterthum nach Sueton im Leben Cäsars Kap. 56 angefochtene Wahrhaftigkeit Cäsars, zunächst in Hinsicht dieser Beschreibung der Blockade von Alesia, machen den Beschluß dieses schätzbaren Werkchens, welches über diese Stelle der Commentarien Licht verbreitet. Die Fehler Cäsars, die er angibt, entschuldigt er

mit dem Streben nach Ruhm, mit der Begierde, aus politischen Gründen den Krieg zu verlängern u. s. w. Ein Theil dieser Bedenklichkeiten sind schwer zu lösen, wenn man die Voraussetzungen des Verf. zugibt, was man aber nicht nöthig hat: andere scheinen ärger, als sie sind. Wie konnten sich, fragt er, z. B. 90,000 Mann auf $\frac{1}{2}$ einer Lieue schlagen? Er nimmt den Raum zu klein an. Wie konnten 30,000 Mann 8 Lieues gegen 300,000 Mann vertheidigen? Durch geschickte Benutzung des Terrains, treffliche Werke und Tapferkeit gegen unwissende, muthlose Feinde. Wie konnten 10 — 15,000 Reuter sich unbemerkt durch Cäsars Posten schleichen? Es geschah im Anfange, da der Platz noch nicht ganz umsezt war, wie Cäsar selbst zu verstehen gibt. Woher der Lebensunterhalt für beide Theile? u. dgl. Man sieht, Cäsar eilte, zu Ende zu kommen, drückt sich daher kurz aus, und überreicht alles, was nicht zu seinem Zweck nothwendig gehört. Das Uebrige überläßt er dem nachdenkenden Leser, wie billig.

Berlin.

Flore Portugaise ou Description de toutes les plantes qui croissent naturellement en Portugal avec figures coloriées etc. Par J. C. Comte de Hoffmannsrgg et H. F. Link (s. oben S. 1409).

Neuntes Heft. Der Text liefert den Schluß von Antirrhinum, und die noch zu den Personatis gehörige Scrophularia; außerdem die Acanthinae (Acanthus), die Polygalinae (Polygala) und den Anfang von den Rhinanthis. Sehr reich an Arten ist, wie sich erwarten ließ, die Gattung Scrophularia. Scroph. appendiculata Jacq. et Willd. erklären die Wff. für die wahre, bisher wenig bekannte, trifoliata Linn., und rechnen auch die von Willdenow fragweise bey S. glabrata angeführte laevigata, so wie Brotero's au-

riculata. dahin. Mit *S. betonicaefolia*, welche weder Brotero noch unsre Vff. in Portugall entdecken konnten, ist eine neue Art verwandt, die den Namen *Hermi* führt, und so characterisirt ist: caule hirsuto, foliis petiolatis cordatis et subcordatis ovalibus non rugosis subduplicato-crenato-dentatis pubescentibus. Brotero's *Sc. pinnatifida* scheint, was auch Brotero selbst schon vermuthet, nur Abart von *frutescens*. *Sc. ebulifolia* (die gleichnamige Dieberleinische [Flor. Taurico-Caucas. n. 1206] darf hiermit nicht verwechselt werden) ist indeß eine besondere, von *lyrata* verschiedene Pflanze, womit sie Willdenow in dem Hort. Berol. vereinigte. Die Vermuthung, welche Nec. bey der Anzeige der Decandolle'schen *l. plant. rar. Galliae* (f. G. A. 1809 St. 183 S. 1819) äußerte, daß Willdenow's *Polygala monspeliensis* nicht die wahre Linné'sche, von Decandolle a. a. O. abgebildete, Pflanze seyn könne, haben die Vff. durch die Ansicht der Willdenow'schen Sammlung außer Zweifel gesetzt. — Die Rhinanthee, worunter Jusieu's *Pedicularis*, doch mit Ausschluß der *Polygala*, begriffen sind, zerfallen in zwey Abtheilungen: 1. *corolla non labiata*, und 2. *corolla labiata*. Zu jener gehören *Veronica* und *Sibthorpia*, zu dieser *Melampyrum*, *Bartisia*, *Lasiopera*, *Pedicularis* und *Rhinanthus*. Unter den wenigen Arten, welche von *Veronica* angeführt werden, kommt eine neue vor, welche *micrantha* genannt ist, und sich besonders durch kleinere Blumen von *montana*, *urticaefolia* u. den übrigen verwandten unterscheidet. Auf den Tafeln zu diesem Hefte sind abgebildet: 1. (t. 41.) *Linaria linogrifea*. 2. (t. 42.) *Lin. saphirina*. 3. (t. 43.) *Lin. lusitanica*. 4. (t. 44.) *Linaria polygalaeifolia*. 5. (t. 45.) *Lin. pyrenaica*.

Zehntes Hefte. Der Text enthält die übrigen Gattungen der Rhinanthee, die *Orobanchinae* und den Anfang von den *Primulaceis*. Unter *Lasiopera* ver-

einigen die Wff. sehr zweckmäßig einige bisher zu Rhinanthus, Bartfia und Euphrasia gerechnete Pflanzen. Im Aeußern kommt diese Gattung mit Rhinanthus überein, sie unterscheidet sich aber von derselben durch die capsula turgida, welche bey jener compressa ist; durch die vielen eckigen Samen, welche bey jener in geringer Zahl vorhanden, zusammengedrückt und mit einem Häutchen versehen sind, so wie auch durch die spitzen behaarten, nicht stumpfen, Staubbeutel: Charaktere, welche nach unsern Wff. als vorzüglich wesentlich bey dieser Familie zu betrachten sind. Die Arten dieser Gattung sind: 1. *Lasiopera rhinanthina* (*Rhinanthus Trixago Linn.*). Als Abart wird hierbey *Rhin. versicolor* angeführt, da er sich bloß durch die Farbe der Blumen unterscheidet. Auch rechnen die Wff. *Rhin. maximus Lam.* wohl nicht mit Unrecht hierher. Es fragt sich nun noch, ob auch *Bartfia bicolor Decand.* Ic. t. 10. von *Las. rhinanthina* hinreichend verschieden ist. 2. *Lasiopera viscosa* (*Bartfia viscosa Linn.*). 3. *Lasiopera aspera* (*Euphrasia aspera Brot.*). 4. *Lasiopera tenuifolia* (*Euphrasia tenuifolia Pers.*, von *Brotero* unter *Euphr. linifolia* beschrieben). *Linné's Euphr. linifolia* darf hiermit nicht verwechselt werden, da sie bey weitem kürzere Staubfäden und behaarte Staubbeutel hat. Zu *Bartfia* wird *Euphr. latifolia* gerechnet. Von *Pedicularis* besitzt Portugall, außer der *sylvatica*, nur noch eine neue Art, welche *lusitanica* genannt ist, und sich zunächst an jene anschließt. Die von *Ventenat* zuerst aufgestellte, und nun auch von *Jussieu* angenommene, Familie der *Orobanchinae* begreift die Gattungen *Orobanche* u. *Cistanche* oder *Phelypea Desf.* Die Wiederherstellung des letztern wird durch die abweichende Bildung hinlänglich gerechtfertigt. Jene hat nämlich *calycem quadripartitum* aut *biphyllum*, *corollam ventricosam*, *labiatam*, *antheras*, *glabras*; diese *calycem quadrifidum*,

147² G. g. A. 147. St., den 13. Sept. 1813.

corollam tubo longo, limbo quinquefido, sublabiato, antheras hirsutissimas. Da durch die Absendung von Cistanche die, außerdem nicht ganz richtigen, Unterabtheilungen von Orobanche, wie sie **Willdenow** in den Spec. Plant. angenommen hat, nicht beibehalten werden können: so theilen die Wff. die Arten in solche, wo der Kelch zweiblättrig ist, und in diejenigen, wo er, obgleich in mehrere Einschnitte getheilt, doch als einblättrig erscheint. Zu der ersten Abtheilung gehören Orobanche gracilis, minor und foetida (barbata Brot), zu der andern die ramosa. Die übrigen, außer Portugall vorkommenden, Arten dieser Gattung werden sich leicht vertheilen lassen. Von Cistanche findet sich bloß die lutea (Phelyp. lutea Desf., Orobanche tinctoria Willd.) in Portugall. Nur Or. Phelypaea (welche sich außer der Farbe der Blumen durch die dünne Blumenröhre und durch die sehr stumpfen, an der Spitze fein zerschligten, Kelcheinschnitte hinlänglich von jener unterscheidet, gehört noch zu dieser Gattung. Orob. coccinea Willd. Sp. Pl. läßt sich weder mit Orobanche, noch mit Cistanche verbinden, sondern verdient eher, als eine besondere Gattung angesehen zu werden. — Es folgen nun die Primulaceae, von der wir aber, da der Text bloß den Character der Familie, und den Anfang von Anagallis enthält, die weitere Anzeige bis zur Erscheinung der folgenden Hefte versparen müssen. Wir bemerken daher nur noch, daß die diesem Hefte beigelegten Tafeln folgende Pflanzen enthalten: 1. (t. 46.) Linaria glaucophylla. 2. (t. 47.) Linar. amethystea. 3. (t. 48.) Lin. multipunctata. 4. (t. 49.) Lin. diffusa. 5. (t. 50.) Antirrhinum latifolium.

Welcher Freund unserer Wissenschaft wird nicht der baldigen Fortsetzung eines Werks, worauf Deutschland mit Recht stolz seyn kan, mit Verlangen entgegen sehen!


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. u. 149. St.

Den 16. September 1813.

Clermont-Ferrand.

Gedruckt bey Landriot, und zu haben in den vorzüglichsten Buchhandlungen Frankreichs: Mémoires sur la formule barométrique de la Mécanique céleste et les dispositions de l'Atmosphère, qui en modifient les propriétés, augmentés d'une instruction élémentaire et pratique, destinée à servir de guide dans l'application du baromètre à la mesure des hauteurs, par *L. Ramond*, Baron de l'Empire, Commandant de la légion d'honneur — 267 Quartseiten. 1811.

Hr. A. hat die Abhandlungen, welche er über diesen Gegenstand seit einigen Jahren in den Versammlungen des Instituts vorgelesen hat, hier zusammen drucken lassen, und sie noch von S. 164 an bis Ende dieser Schrift mit der auf dem Titel angeführten instruction élémentaire begleitet, worin er die Methode des barometrischen Höhenmessens nach der von *la Place* in seiner Mécanique céleste gegebenen Formel, mit Zuziehung der am Ende beygefügtten Tafeln, und mit Rücksicht zugleich auf die von *Oltmanns* und *Hrn. v. Lindensau* gegebenen Vorschriften erläu-

tert. La Place's Formel nennt er eine *nouvelle méthode pour l'application des baromètres à la mesure* wird sie nun wohl
 Hr. la P elbst nicht erkennen,
 man mü orrectionen, welche
 dieser be rücksicht der geogra-
 phischen en nach oben abneh-
 menden nlichen Formel bey-
 gefügt h sten: Correctionen,
 welche fr n von Andern, z. B.
 Zennert (Comm. de mensuratione Ope-
 barometri. Traj. ad Rh. 1786 S. 24) in Betrachtung
 gezogen worden sind, die man aber gewöhnlich weg-
 läßt, um die barometrische Formel nicht mit zu viel
 Factoren zu belästigen, die in Rücksicht ihres Werthes
 doch immer nur sehr wenig von 1 unterschieden seyn
 können, und da, wo sie allenfalls in Betrachtung
 kämen, z. B. bey den höchsten Gebirgen, wieder in
 so fern für überflüssig gehalten werden, als in diesem
 Falle auf andere, weit erheblichere, Correctionen,
 welche wegen des (freylich noch ziemlich unbekanntem)
 Gesetzes der Wärmeabnahme von unten nach oben,
 nothwendig Statt finden müssen, Rücksicht zu nehmen
 ist. Aber so ist in la Place's Formel selbst die von
 der Temperatur an beiden Stationen abhängige Cor-
 rection im Wesentlichen doch nur die de Luc'sche,
 wenn man Hrn. de Luc's Formel auf die Normal-
 Temperatur = 0 reducirt, d. h. es ist bloß ein arith-
 metisches Mittel zwischen den Temperaturen der obern
 und untern Station genommen, welches denn wohl
 nur bey geringen Temperaturunterschieden, also bey
 nicht sehr großen Höhen, zugelassen werden kann.
 Wir würden die la Placische Formel eher für neu
 halten, wenn in ihr mehr auf das Gesetz der Wärme-
 abnahme von unten nach oben Rücksicht genommen
 worden wäre, als wirklich geschehen ist, wenigstens

auf ein wahrscheinlicheres, als, daß die Wärme bloß in einer arithmetischen Progression abnehme. Es würde sich dann gezeigt haben, daß außer den Haupttheilen, welche la Pl.'s. Formel mit der reducirten de Luc'schen gemein hat, auch noch andere, von den gedachten Temperaturen abhängige, Correctionstheile Statt finden, welche leicht eben so erheblich sind, als die von der geographischen Breite oder der verminderten Schwerkraft abhängigen Theile, wodurch die barometrische Formel noch erweitert worden ist. Der einzige Hauptunterschied der la Pl.'schen Formel von der de Luc'schen reducirten besteht bloß in dem beständigen Coefficienten, welchen Hr. la Pl. zu 18336 Metern oder zu 9406 Toisen annimmt, da hingegen derselbe in de Luc's Formel nur 9277 Toisen oder 18081 Meter beträgt. (Man s. J. Tob. Mayer's physikalisch-mathematische Abh. über das Ausmessen der Wärme in Rücksicht und Anwendung auf das Höhenmessen mittelst des Barometers. Frankf. u. Leipz. 1786 S. 148, wo in der dorigen Formel statt t das arithmetische Mittel zwischen der obern und untern Temperatur zu setzen ist, das. S. 151 III.) Hr. la Pl. hatte in seiner Exposition du système du monde P. I. p. 145 anfänglich sogar nur den Coefficienten = 55326 Par. Fuß = 9221 Toisen, also einen noch etwas geringern, als de Luc, angenommen. Durch Hrn. Ramond's barometrische Höhenmessungen, verglichen mit geometrischen Bestimmungen dieser Höhen, hat Hr. la Pl. nachher sich bewegen gefunden, diesen Coefficienten in obigen $9406^t = 18336^m$ umzuändern, welcher Werth denn auch nicht sehr von Biot's Bestimmung dieses Coefficienten, so wie er ihn aus den Versuchen über das specifische Gewicht der Luft in Vergleichung des Quecksilbers (bey 0 Temperatur und 28 Parif. Zoll Barometerhöhe) abgeleitet hat,

abweicht, indem aus diesen Versuchen der gedachte Coefficient = 18316^m sich ergibt. In wie fern Ramond's Messungen, und der daraus abgeleitete Werth des gedachten Coefficienten dem de Luc'schen vorzuziehen seyn möchten, wagt der Rec. hier nicht zu entscheiden, so wie er auch Biot's Bestimmung des specifischen Gewichts der Luft nicht entgegen seyn will. Aber zu erwägen bleibt denn doch immer, daß bey Untersuchungen dieser Art der Zustand der wässerichten Dünste eine viel zu wichtige Rolle spielt, als daß man sich damit befriedigen könnte, Hrn. R's. Coefficienten für vollkommen ausgemacht anzunehmen, da sowohl in den Luftschichten, in denen Hr. R. seine barometrischen Höhenmessungen angestellt, als auch in den Luft Portionen, welche Hr. Biot abgewogen hat, jener Einfluß der wässerichten Dünste uns nicht gehörig nach der Natur dieser elastischen Flüssigkeit erörtert zu seyn scheint. Es versteht sich, daß hier nur von solchen Wasserdämpfen die Rede seyn kann, welche sich in vollkommen elastischem Zustande mit der Luft vermischt befinden, und welche bekanntlich durch kein Hygrometer angezeigt werden können. Die in der Luft befindliche sensible, an dem Hygrometer bemerkbare, Feuchteit hat auf alle diese Bestimmungen einen kaum bemerkbaren Einfluß, da man weiß, daß ein Cubikfuß Luft im Zustande der äußersten sensibeln Feuchteit, die das Hygrometer anzeigen kann, kaum 10 bis 12 Grane Wassers mehr enthält, als im Zustande der äußersten Trockenheit nach dem Hygrometer. Diese 10 Grane ändern das specifische Gewicht der Luft, womit sie vermischt sind, und worin sie gleichsam nur mechanisch herumschwimmen, nicht merklich; sie bestehen bloß in wässerichten Theilen von concreter Form, und können eben deswegen sich an hygrometrische Substanzen anhängen. Sie nehmen aber, wie

Staubtheilchen, einen so kleinen Raum in einem Cubikfuße Luft ein, daß sie auf das specifische Gewicht der Luft bey weitem den geringsten Einfluß haben. Selbst wenn sie sich durch die Temperatur in einen elastischen Dunst verwandelten, würden sie für den Fall, daß die Luft schon mit so viel elastischem Wasserdampf erfüllt wäre, als sie, zufolge ihrer Temperatur, fassen kann, das specifische Gewicht der Luft nicht ändern. Denn es würde sich aus der Luft immer wieder ein eben solcher Theil dieses elastischen Dampfes als concreter Dunst abscheiden müssen, weil jede Portion Luft nur eine bestimmte, von der Temperatur abhängige, Quantität elastischen Dampfes fassen kann, und alles Uebrige bloß concreter Dunst bleiben muß. Man sieht aus diesen Betrachtungen, daß das Hygrometer bey den Höhenmessungen vermittelst des Barometers und bey den Bestimmungen der Dichte der Luft, in so fern sie von dem Einfluß der Wasserdämpfe befreyt werden soll, ein ganz unnützes Werkzeug ist. Nur der elastische Dampf (und das ist gerade derjenige, den das Hygrometer nicht anzeigt) hat Einfluß auf die Dichtigkeit der Luft und auf das Höhengemessen, weil jeder elastische Dampf eben so viel Luft aus der Stelle treibt, als er dem Raume nach selbst einnimmt. Aber hier ist nun durch Versuche noch nicht genau entschieden, wie groß die Dichtigkeit des mit der Luft vermischten Dampfes für jede Temperatur anzusetzen ist, um die reine Dichte der Luft selbst zu erhalten, weil die Versuche über die Dichte des Wasserdampfes bey 80° Temperatur, woraus man denn leicht die Dichte desselben für jede andere Temperatur würde bestimmen können (man s. unsers Prof. Mayer's Vorlesung hierüber in den *Comm. recent. Soc. Reg. Goett. Vol. I. ad ann. 1808 — 1811 §. 45*), noch immer zwischen ziemlich von einander abweichenden Angaben schweben. Hr. Bior hat bey seinen Versuchen über das specifische

Gewicht der Luft zwar auf den Einfluß der Wasserdämpfe Rücksicht genommen, und daraus abgeleitet, daß obgedachter Coefficient 18336 nur für einen mittlern Zustand der Feuchtigkeit der Luft gelte. Allein welches ist dieser mittlere Zustand, und wie kann ihn das Hygrometer anzeigen, da es hierbei nicht auf die hygrometrische Feuchtigkeit, wie wir bereits erwähnt haben, sondern eigentlich auf den vollkommen elastischen Dampf ankömmt? Ja selbst die Art, wie Hr. Biot seinen Coefficienten nach la Place's Vorschrift wegen der angeblichen Wasserdämpfe corrigirt, nämlich daß das specifische Gewicht des Wasserdampfes bey einer gewissen Spannung allemahl gleich sey $\frac{1}{2}$ des specifischen Gewichtes der atmosphärischen Luft bey gleicher Spannung, ist doch immer nur unter der Voraussetzung richtig, daß es erstlich mit dem Bruche $\frac{1}{2}$, welcher sich auf die von la Place angenommene Dichte des Wasserdampfes bey 80° Temperatur (Reaumur) gründet, selbst keine Richtigkeit habe, und dann zweytens, daß die Luft gerade mit so viel Wasserdampf gesättigt ist, als sie nach ihrer Temperatur fassen kann: eine Voraussetzung, die wenigstens durch kein Hygrometer entschieden werden kann, so wie denn auch bey der Anwendung jenes Coefficienten 18336 auf das barometrische Höhenmessen ebenfalls angenommen werden muß, daß der Wasserdampf in den einzelnen Luftschichten von unten nach oben überall genau von der Dichte sey, die ihm nach der Temperatur dieser Schichten wirklich zukommen müßte, woran denn wohl noch sehr zu zweifeln ist. Es ist indessen ein Glück, daß die Dichte des Wasserdampfes auch unter den höchsten Temperaturen der Atmosphäre, die nur beim Höhenmessen in Betrachtung kommen, immer so gering gegen die Dichte der Luft ist, daß die Correctionen der Höhenformel in Rücksicht dieser Wasserdämpfe immer nur einen sehr geringen

Theil der ganzen Höhe selbst betragen können. In dessen erhellet doch selbst aus dem Angeführten, daß noch mehr Untersuchungen dazu gehören, den Ramondischen Coefficienten gegen den de Luc'schen vollkommen zu rechtfertigen, zumahl da doch der letztere auch in sehr vielen Fällen sich eben so gut durch wirkliche Messungen bewährt hat, als Hr. R. es von dem seinigen behauptet. Bedenkt man nun auch, daß Hr. R. seinen Coefficienten aus Nivellements und trigonometrischen Messungen ziemlich großer Höhen bestimmt hat, wobey noch manche Bedenklichkeiten wegen der Unsicherheit der Refraction, und der Schwierigkeit, so große Höhen richtig zu nivelliren, zurückbleiben, daß dann ferner bey der Bestimmung eines solchen Coefficienten aus so großen Höhen auch die barometrische Formel selbst in Rücksicht des noch nicht hinlänglich bekannten Gesetzes der Wärmeabnahme von unten nach oben, und der Wasserdämpfe in den einzelnen Luftschichten, schon vollkommen berichtigt seyn muß, wenigstens genauer, als dieß bey Anwendung geringerer Höhen erforderlich ist, so wird auch um so mehr erhellen, daß die Untersuchung über den wahren Werth des beständigen Coefficienten noch lange nicht für beendigt angesehen werden darf. So möchte denn auch die kleine Veränderung, welche Hr. la Place mit dem von der Ausdehnung der Luft durch die Wärme abhängigen de Luc'schen Coefficienten $\frac{1}{273}$ vorgenommen hat, daß er ihn wegen der Dämpfe in $\frac{1}{200}$ verwandelt, darin noch einigen Zweifeln unterworfen seyn, daß eine mit vollkommen elastischen Dämpfen angefüllte Luft, den Beobachtungen zufolge, sich völlig eben so ausdehnt, als eine Luft, in der sich gar keine Dämpfe befänden, nämlich für jeden Grad des Reaumurischen Thermometers genau um $\frac{1}{273}$ oder noch besser um $\frac{1}{273}$, ihres Volums. Dem Rec. hat es daher nie gefallen wollen, wenn einige Natur-

forscher gesucht haben, durch einige Abänderung dieses Coefficienten die scheinbare Abweichung der De Luc'schen Höhenformel von einigen angeblich sehr genau seyn sollenden unmittelbaren Messungen auszugleichen, und so diese Formel der Wahrheit näher zu bringen, da sie vielmehr darauf hätten Bedacht nehmen sollen, ob nicht vielleicht die von De Luc angenommene Normal-Temperatur von $16\frac{3}{4}^{\circ}$ einiger Verbesserung bedürfte. Denn so bald man an dem Bruche $\frac{1}{273}$ Etwas ändert, so setzt man sich offenbar in Widerspruch mit den genauesten Beobachtungen, vermöge deren sich die Luft beständig um $\frac{1}{273}$ ihres Volums für jeden Grad des Reaumur-Thermometers ausdehnt, wie sie auch mehr oder weniger mit vollkommen elastischem Dunste erfüllt seyn mag. Wenigstens kann jener Bruch gelten für alle Temperaturen, welche beim Höhenmessen Statt finden. Die in dieser Schrift vorkommenden Abhandlungen oder Mémoires sind nun der Ordnung nach folgende. I. Enthält die Beobachtungen, aus denen der obgedachte beständige Coefficient 18336 abgeleitet worden ist. II. Ueber den Einfluß der Tageszeiten auf das barometrische Höhenmessen. Die Beobachtungen ergeben, was auch schon von Andern wahrgenommen worden ist, und sich aus der Natur der Sache leicht einsehen läßt, daß die Zeit im Mittage die günstigste zu den barometrischen Höhenmessungen ist. Ferner über den Einfluß des Terrains auf das Höhenmessen. Es läßt sich leicht einsehen, daß, je mehr eine Gegend durch Berge und Thäler unterbrochen ist, desto unregelmäßiger die Vertheilung der Wärme und der Wasserdämpfe in den einzelnen Luftschichten ausfallen muß, und daß daher die barometrische Bestimmung einer isolirten Höhe richtiger ausfallen wird, als einer Höhe, die mit mehr andern in der Nähe umgeben ist. Dazu kommen dann noch die häufigeren Unregelmäßig-

keiten in Ansehung der Winde, und diejenigen, welche durch Gewitter und andere Metcore hervor gebracht werden. Begreiflich, daß man bey solchen Zuständen der Atmosphäre an kein Höhenmessen denken wird. III. Untersuchungen über die Erhöhung der Stadt Clermont-Ferrand über die Meeresfläche, abgeleitet aus correspondirenden Beobachtungen des Verf. zu Clermont-Ferrand, und des Hrn. Bouvard auf der Sternwarte zu Paris. Das Barometer auf gedachter Sternwarte wird hierbey, zufolge verschiedener Bestimmungen, auf 72,98 Meter über der Meeresfläche angenommen. Untersuchungen über die täglichen Variationen des Barometers, und deren Einfluß auf das Höhenmessen. Ferner über einige variations accidentelles du baromètre, z. B. der Winde und dergl. Bestimmung einiger Höhen um Clermont-Ferrand. IV. Essai sur les petites différences de Niveau. Hr. K. will daraus ab lei ten que les mesures barométriques sont actuelle ment susceptibles d'une grande précision, que le nouveau coefficient introduit dans la formule de Mr. de la Place s'accommode aux *petites* diffé rences de Niveau comme aux *grandes*, et que l'ancien coefficient ne convient pas plus aux unes qu'aux autres. Da Hr. K. seinen Coefficienten aus großen Höhen abgeleitet hat, so war aller dings nöthig, auch zu zeigen, daß er kleinen Höhen entspreche. Die Nivellements, welche Hr. K. zu diesem Zwecke angestellt hat, muß man nun freylich auf sich beruhen lassen. Hr. de Luc rühmt die sei nigen als gleichfalls so gut übereinstimmend mit sei ner Formel, als es nach der Natur der Sache nur verlangt werden kann. Beide Theile berufen sich auf die Genauigkeit ihrer Beobachtungen und Mes sungen, und wessen Coefficient den Vorzug verdiene, kann erst durch künftige Beobachtungen und Messun gen noch näher entschieden werden. Die angehängte

Instruction élémentaire et pratique sur l'application du baromètre à la mesure des hauteurs enthält alles, was in Rücksicht auf die Methode der Beobachtung, und der Berechnungsweise nach den angehängten Tafeln, zu bemerken ist, und zerfällt in einen mathematischen und experimentalen Abschnitt, aus dem wir gern noch Einiges auszeichneten, wenn es die Kürze unserer Blätter verstattete.

Würzburg.

Von J. E. Nitribitt 1813: Controversen im Code Napoleon nach der Artikelfolge erläutert durch Dr. Ignaz Rudhart, der Rechtswissenschaft öffentlichen ordentlichen Professor an der großherzogl. Universität zu Würzburg. I. Abtheilung. X u. 220 S. in Octav. Mit dem Motto: pereant, ni juvent ac placeant.

Die vorliegende Schrift wurde, der Vorerinnerung zufolge, durch das Edict über Einführung des Code Napoleon im Großherzogthume Würzburg veranlaßt, und ist vorzüglich dazu bestimmt, den Richtern die Anwendung dieses Gesetzbuches zu erleichtern. Sie enthält neun Abhandlungen, welche der Verf. Untersuchungen nennt. Die erste dieser Untersuchungen handelt von den Bedingungen der Vollstreckbarkeit der Gesetze nach den Grundsätzen des Code Napoleon. Während sich nicht einsehen läßt, wie dieser Gegenstand zu dem Titel der Schrift "Controversen" paßt, bedurfte solcher keiner neuen Untersuchung, da er in jedem der neueren Lehrbücher und Commentare über das Französische Civilrecht zur Geyüge, und in den meisten weit besser, als hier, abgehandelt wird. Schon die Ueberschrift: Bedingungen der Vollstreckbarkeit, bezeichnet die Sache nicht richtig, und dann ist gerade das Eigenthümliche des Französ. Systems über den Anfang der Verbindungskraft der Gesetze, nämlich die vermuthete Publicität, nicht hervorgehoben und hinreichend

erklärt. Daher auch S. 7 der ganz falsche Satz: "im zweiten Paragraphe(n) des ersten Artikels ist die Nothwendigkeit der Vollstreckung als bedingt durch die Publication gesetzt." Hier verwechselt der Vf. offenbar die Publication, welche durch den Druck und die Versendung der Gesetz-Bulletins geschieht, mit dem Befolgungsbefehl (Promulgation) und mit der nach Ablauf der gesetzlichen Frist vermuteten Bekanntwerdung des Gesetzes. Erst mit letzterer beginnt die Nothwendigkeit der Vollstreckung.

Die zweyte Untersuchung ist der Erklärung des Art. 2, und also der wichtigen und schwierigen Frage, gewidmet: ob und in wie fern positive Gesetze auf früher begründete Rechtsverhältnisse anzuwenden seyen? So vielfältig diese Lehre auch schon bearbeitet ist, so wäre doch eine Revision derselben, welche eine wissenschaftlich begründete und auf die wichtigsten Gegenstände angewandte Theorie aufstellte, ein nütliches Unternehmen. Je mehr indessen hierin vorgearbeitet ist, desto größere Ansprüche darf man an einen neuen Bearbeiter machen. Diese hat aber der Verf., nach unserer Ueberzeugung, nicht befriedigt; ja es dürfte ihm nicht einmahl gelingen, die Richter über richtige Anwendung neuer Gesetze zu belehren, indem verwirrende Weiterschweifigkeit und Mangel an Ordnung und Präcision die Lecture seiner Abhandlung sehr erschweren, während nach der Natur jenes Gegenstandes die möglichste Klarheit und Bestimmtheit gerade als die ersten Gesetze einer derselben gewidmeten Schrift anzusehen sind.

Um einen allgemeinen Grundsatz an die Spitze zu stellen, führt der Verf. durch eine sehr weitläufige Deduction (S. 8—39) auf die Vorschrift des Art. 2, "la loi ne dispose que pour l'avenir; elle n'a point d'effet retroactif." welche er so paraphrasirt: "Gesetze dürfen in die Vergangenheit nicht zurückgezogen werden; oder Gesetze dürfen nicht bezogen

werden auf einen Moment, der früher ist, als deren Existenz" u. s. w. Daß durch diese Paraphrase noch nichts für die Wissenschaft gewonnen sey, indem die Schwierigkeiten der Lehre in der Anwendung des an sich unbestrittenen Grundsatzes liegen, dieß ist einleuchtend. Daher stellt nun der Verf. auch Regeln für die Anwendung des Principis auf. Und hier läßt sich denn nicht läugnen, daß ihm das Verdienst gebührt, auf einige Begriffe und Unterscheidungen recht aufmerksam gemacht zu haben, welche oft außer Acht gelassen werden. Er zeigt nämlich, daß es bey Beurtheilung einer Frage nicht (wie Zacharia lehrt) auf die Zeit, wo die Frage aufgeworfen wird, und die dann geltenden Gesetze ankomme, sondern auf denjenigen Moment, auf welchen sich die Frage bezieht, daß sie also aus den in diesem Zeitpunkt geltenden Gesetzen zu beurtheilen sey. Er dringt mit Weber auf Berichtigung des Begriffs der Rückanwendung, indem nicht jede Anwendung eines Gesetzes auf frühere vorhandene Verhältnisse schon darum eine Rückanwendung ist, so wie auf schärfere Bestimmung der Periode der Herrschaft des alten und des neuen Gesetzes. Er unterscheidet sorgfältig die Begründung, die Dauer, die Wirkungen und das Ende rechtlicher Verhältnisse, er trennt die Wirkungen, welche in die Periode des alten und des neuen Gesetzes fallen, und führt endlich den allgemeinen Grundsatz mit Hinsicht auf den Unterschied zwischen neuen, und bloß auslegenden oder bestätigenden, so wie zwischen gebietenden, verbotenden und bloß zulassenden Gesetzen durch, ohne jedoch, wie uns scheint, hierbey genugsam zwischen denjenigen Rechtsverhältnissen zu unterscheiden, welche unmittelbar aus dem Gesetz entspringen, und welche sich auf autonomische Normen gründen.

Die sieben folgenden Untersuchungen beziehen sich auf einzelne Anwendungsfälle der Regel des Art. 2.

Ueber die Fragen: nach welchen Gesetzen der Personenstand zu beurtheilen sey (III.)? ob einer Tochter, welche sich vor Einführung des C. N. verheirathete, jetzt noch ein Recht auf Dotirung gebühre (IV.)? ob der Art. 340 auf früher geschehene Schwängerungen anzuwenden sey (V.)? und nach welchen Gesetzen ein früher errichtetes Testament beurtheilt werden müsse (VI.)? sind wohl jetzt, nachdem solche vielfältig bestritten worden, beynahe alle Stimmen einig, und es hat sich darüber eine sehr gleichförmige Praxis gebildet, wie schon die vom Verf. aus der Jurisprudence von Davour und Loiseau angeführten Erkenntnisse beweisen. Neue ausführliche Erörterungen dieser Fragen waren daher um so unnöthiger, je größer die Zahl von weit schwierigern Controversen ist, an welchen der Verf. seinen Scharfsinn üben konnte. Pfeiffer's Rechtsfälle, welche so viele und interessante Beyträge zur Erläuterung der Lehre von Rückanwendung der Gesetze liefern, scheint der Verf. gar nicht gekannt zu haben, indem er nur dessen bekannte, in der Zeitschrift Germanien abgedruckte, Abhandlung citirt. Die VI. Untersuchung führt gegen Pfeiffer aus, daß Verfügungen des Vaters, wodurch er den von ihm ernannten Vormund von den gesetzlichen Vorschriften der Vermögensverwaltung befreyt, nach dem C. N. ohne Wirkung seyen, weil diese Vorschriften die Natur gebietender Gesetze haben, und daher keine Privat-Verfügungen zulassen. Der Gegenstand der VII. Untersuchung: in wie fern neue Gesetze auf früher geschlossene Verträge anzuwenden seyen? ist schon weit besser von Pfeiffer erörtert worden. Ein auffallender Irrthum ist es, wenn der Vf. die mündlich geschlossenen Verträge vermöge des Art. 1341 für ungültig hält. S. 62. Die letzte Untersuchung handelt von der Frage: ob der Käufer aus einem früher geschlossenen Kauf-Contracte wegen Verletzung über die Hälfte auf Rescission dringen könne, und beantwortet

solche gegen Pfeiffer aus dem Grunde verneinend, weil das durch die alten Gesetze begründete Recht davon abhängt, daß es auch unter der Herrschaft der alten Gesetze vor Gericht geltend gemacht werde. Dieß Argument widerspricht nicht nur dem vom Vf. selbst aufgestellten Grundsatz, vermöge dessen es nicht auf die im Moment der Beurtheilung geltenden Gesetze ankommt, sondern würde auch zu einer wahren Rückanwendung der Gesetze auf die früher erworbenen Vertragsrechte führen.

Während wir dem Streben des Verf. nach wissenschaftlicher Ableitung und Darstellung seiner Ansichten Gerechtigkeit widerfahren lassen, können wir nicht umhin, ihn auf einige Mängel der Methode aufmerksam zu machen, welche ihn von seinem Ziel entfernt halten. Durch das Bestreben, alles, selbst die bekanntesten Begriffe und Sätze, philosophisch zu begründen und zu zergliedern irgeleitet, verfällt er in eine Weit-schweifigkeit, durch welche, verbunden mit einer zum Theil affectirten Schreibart und mit Einmischung von Kunstausdrücken einer philosophischen Schulsprache, das Lesen seiner Schriften sehr unangenehm und ermüdend wird. So heißt es, um nur Ein Beispiel anzuführen: "Positive Gesetze sind Positionen der Idee der Rechtsanstalten." Wenn man auch manchen Werstoß gegen die Regeln einer guten Schreibart auf Rechnung der zahllosen Druckfehler setzt, so bleiben doch deren noch viele zu rügen übrig. Wir reden nicht von einzelnen übel gewählten Ausdrücken, z. B. beileibe nicht, das ist auf platter Hand u. s. w., sondern von gesuchten Eigenheiten des Styls. So liebt der Vf. Wortversetzungen, wie folgende: ist ein Rechtsverhältniß begründet auf rechtliche Weise, S. 53, "weil demselben Anwendung gegeben ist erst von dem Zeitpunkte an der legalen Existenz des Gesetzes, S. 59. Und wenn es am Ende der Vorrede heißt: "nach legis"

lariven(m) Werth der Schrift habe ich nicht gestrebt,“
so ist uns dieß ganz unverständlich.

Bei einem jungen Schriftsteller, der zu guten Erwartungen berechtigt, und der etwas Besseres zu leisten vermag, hielten wir es für Pflicht, gegen Fehler zu warnen, in denen er sich zu gefallen scheint, und welche er, wenn er sie nur erst als solche erkennen lernt, leicht ablegen wird.

Leipzig.

Das Programm zu Disputationen, welches Hr. Prof. Ca. Fri. Christian Wendt, dessen Encyclopädie der Rechtswissenschaft (1810) auch unter die Unterlassungssünden des Rec. gehört, unter dem Titel: *indicium corporis juris supplementum*, auf 60 S. hat drucken lassen, ist zwar schon von 1811, die Anzeige desselben kommt also freylich auch etwas spät; es wird aber doch erlaubt seyn, sie nachzuhohlen, da wenigstens Rec. nicht früher Etwas von diesem Nachtrage zu Wieling's Registern gehört hat, der doch immer Dankens werth ist, so lange wir die neue Bearbeitung des ganzen Wieling's noch immer vergebens erwarten, welche der Colleague des Verf. angekündigt hat, dem man zu schriftstellerischen Arbeiten so gern mehr Zeit wünschen möchte, da jetzt das, was er neben andern Geschäften leistet, beynah ein Wunder ist — Zaubold. Allerdings hat man den Codex, zwar nicht von jeher, z. B. vor dem zwölften Jahrhundert gewiß nicht, aber doch schon lange, weniger bearbeitet, als die Pandecten, und so fehlte es denn bey ihm, dessen sich fast nur Freymon in dieser Rücksicht annahm, auch an dem, was Labitte und Augustin bey diesen geleistet haben, an einem Verzeichnisse der Constitutionen der Kaiser, welche in denen ihrer Nachfolger erwähnt sind, als Gegenstück zu den Fragmenten der classischen Juristen, welche in den noch vor-

1488 G. g. N. 148 u. 149. St. den 16. Sept. 1813.

handenen Fragmenten, und selbst in den Constitutionen, angeführt werden. Hier erhalten wir nun ein solches Verzeichniß nach der Zeitfolge der Kaiser, auf welche sich andere berufen; daß alle diese nur angeführte Constitutionen *leges* heißen, ist noch weniger genau, als wenn man die, welche wir unmittelbar im *Corpus Juris* haben, so nennt; gerade die alten, wahren *leges*, d. h. die Volksschlüsse, z. B. von August, fehlen, die Senatschlüsse hingegen sind aufgenommen, so bald ein Kaiser dabey genannt ist, das Meiste sind *rescripta*, also gewiß keine *leges*, und *edicta*, wovon die spätern allerdings *leges* heißen können. — Das Format dieses Programms ist so, daß es zu *Wieling* gebunden werden kann, bey welchem indessen die Columnen viel höher, und dann auch gespalten sind. Damit nun aber hier nicht etwa bloß ein paar Seiten voll werden, hat der Verf. noch beyläufige Bemerkungen angebracht, von denen er zum Theil eine weitere Ausführung verspricht. Die auffallendste Behauptung darunter ist wohl die, S. 23, die Glossatoren, *Cujas* und fast alle Neuere, namentlich *Brenckmann* und *Thibaut* (der hier, halb Französisch, halb Lateinisch, *Thibaltus* heißt, statt *Theobaldus*), hätten Unrecht, wenn sie fr. 4. pr. D 28, 6. so verständen, als ob in der *substitutio pupillaris* der *Regel* nach auch die *vulgaris* enthalten sey; das Gegentheil sollen ein paar Stellen *plenissime* beweisen, die, nach des *Rec.* Ansicht, mit der ganz allgemein angenommenen Meinung sehr wohl verträglich sind. — In der Vorrede klagt der Verf. über die Unwissenheit mancher Juristen; aber die als Beispiel angeführten *observationes ad repletionem summi ingenii Thibautii laborum necessariae perspectae* lassen sich ja doch als Anspielung auf *Justinian's* Worte entschuldigen. *Hugo.*

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 18. September 1813.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 11. October angesetzt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

G (7)

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Eine histor.critische Einleitung in die Schriften des A. T. gibt Hr. Prof. Planck um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das A. T.: Hr. Prof. Dr. Pott erklärt die Psalmen, mit besonderer Hinsicht auf Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Prof. Ritter Eichhorn, den Jesaias, um 10 Uhr; Hr. Prof. Zychsen, die historischen Stücke des Pentateuch, um 9 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das N. T.: Hr. Prof. Dr. Pott erklärt das Evangelium und die Briefe Johannes, nebst der Geschichte der Apostel, um 9 Uhr; Hr. Prof. Ritter Eichhorn, die drey ersten Evangelia, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, die Briefe Paulus an die Römer und an die Corinthier, um 9 Uhr; Hr. Repetent Bauermeister, die kleineren Briefe Paulus, mit Ausnahme des Briefes an die Colosser, 4 Stunden wöchentlich, unentgeltlich.

Eine historische und vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der Christl. Theologie gibt Hr. Consistorial-Präsident Planck, nach seinem "Grundriß 2c. Aufl. 2. 1803" um 11 Uhr.

Ueber die Geschichte der neuern symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche hält Hr. Prof. Planck eine öffentliche Vorlesung.

150. St., den 18. Sept. 1813. 1491

Die Moral-Theologie lehrt Hr. Prof. Dr. Stäudlin, nach seinem "Neuen Lehrbuche der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral u. der moral. Dogmen, Gött. 1813," um 8 Uhr.

Eine crit. Geschichte des Mysticismus in der Christl. Kirche trägt Hr. Repet. Lücke, 3 Stunden wöchentlich, um 2 Uhr vor.

Von der Kirchengeschichte handelt Hr. Consistorial-Präsident Planch die zweite Hälfte um 8 Uhr ab. Hr. Prof. Dr. Stäudlin trägt die Universal-Geschichte der Christl. Kirche bis zum Anfange des 18. Jahrh., nach seinem Lehrbuche (Hannover 1806), um 11 Uhr vor, und verbindet damit in einer öffentl. Vorlesung, nach dems. Lehrbuche, die Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf das jetzige Zeitalter.

Die Homiletik wird Hr. Prof. Dr. Pott in einer demnächst zu bestimmenden Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarii fortsetzen. Die Uebungen des homilet. Seminarii unter der Aufsicht des Hrn. Dr. Gräffe werden auf die Art fortgesetzt, wie er sie in seiner Schrift "über den Werth academischer homiletischer Vorübungen, Gött. 1812" beschrieben hat; zu den Recensionen der in den Kirchen gehaltenen Predigten ist die Abendstunde Montags von 6—7 Uhr bestimmt.

Die Catechetik trägt Hr. Dr. Gräffe, nach seinem Lehrbuche der Pastoral-Theologie (Gött. 1803), theoretisch u. practisch um 2 Uhr vor, und verbindet damit Besuche der benachbarten Landschulen, um die Bedürfnisse der Volksjugend in catechet. u. pädagog. Hinsicht für die anschaulichere Erkenntniß zu bezeichnen.

In dem Repetenten-Collegio wird Hr. Repetent-Bauernmeister Dinst. und Freyt. um 1 Uhr den Brief Pauli an die Colosser erklären; Hr. Repet. Lücke wird

Mont. und Donnerst. um 1 Uhr auserlesene Stellen aus dem Jesus Sirach erläutern, und damit exegetisch-historische Excurse über die Sittenlehre der Hebräer verbinden.

Rechtswissenschaft.

Eine allgemeine Einleitung in die Rechtswissenschaft, mit vorzüglicher Hinsicht auf das Französisch-Westfälische Rechts-System, trägt Hr. Prof. Ritter Bauer um 2 Uhr vor;

Eine Encyclopädie des gesammten heut. Rechts, Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausg. seines Lehrb. um 2 Uhr; den Anfang dieser Vorlesung erbietet sich Hr. Syndic. Adj. Riedel für diejenigen nachzuhohlen, welche durch zu spätes Ankommen ihn versäumt haben.

Naturrecht oder Philosophie des positiven Rechts trägt Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der dritten Ausgabe seines Lehrbuches, um 3 Uhr vor;

Europäisches Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem "Grundriss, Gött. 1809," 4 Stdn wöch. um 8 Uhr, in Franzöf. oder Deutscher Sprache.

Zu einem diplomatischen Cursus bestimmt Hr. Prof. Saalfeld die Stunde von 10 bis 11 Uhr.

Das Staatsrecht des Königreichs Westfalen lehrt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem "Handbuche, Gött. 1812" um 9 Uhr;

Das Criminal-Recht, verbunden mit einer kurzen Uebersicht des Westfäl. Criminal-Processus, Hr. Prof. Meißter, nach der 5. Ausg. seines Lehrb., um 10 Uhr; Hr. Prof. Ritter Bauer, nach Feuerbach, gleichfalls um 10 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über die Beweisstellen des heutigen Röm. Rechts hält Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der zweiten Ausg. seiner "Chrestomathie 2c." um 8 Uhr; Hr. Dr. v. Wenhe um 8 Uhr, oder in einer

bequemern Stunde, verbunden mit einer Geschichte einzelner wichtiger Lehren des Röm. Rechts, in so fern sie zur Erklärung derselben unentbehrlich ist, in zwey unentgeltlichen Stunden wöchentlich.

Die Institutionen trägt Hr. Prof. Waldeck, nach der 4. Ausg. seines Lehrb., um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Assessor und Trib. Proc. Brinkmann, nach vorgängiger Einleitung in das jurist. Studium überhaupt, und verbunden mit mündlichen und schriftl. Prüfungen, um 9 Uhr;

Die Pandecten, nach J. H. Böhmer, Hr. Prof. Waldeck um 9 u. 2 Uhr; — nach Hellfeld, Hr. Trib. Procur. Dr. Thoms 6 Stunden wöchentlich;

Das System der Pandecten, Hr. Prof. Meister Eine Stunde täglich von 9 bis 10 Uhr; Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr. Dr. v. Weyhe, nach eigenen Dictaten, mit besonderer Rücksicht auf Thibaut's System der Pandecten, um 9 und 2 Uhr;

Die vorzüglichsten Streitigkeiten über das bürgerl. Recht, nach der Ordnung der Pandecten, verbunden mit andern dahin gehörenden Rechtspuncten, welche in den gewöhnl. Vorlesungen meistens zurückgesetzt werden, Hr. Trib. Proc. Dr. Thoms, 2 St. wöch.;

Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Böhmer, nach dem Lehrbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr;

Das Deutsche Recht, nach Goede, u. das Lebensrecht, nach Pütz, Hr. Prof. Bergmann um 4 Uhr.

Das bürgerl. Recht nach dem Napol. Gesetzbuche handelt Hr. Prof. Ritter Bauer, nach seinem Lehrbuche, täglich um 8, und Mittw. u. Sonnab. um 2 Uhr, ab; Hr. Prof. Bergmann, um 8 Uhr; Hr. Dr. Kothamel, privatissime; Hr. Assessor Dr. Ballhorn, um 11 Uhr; Hr. Dr. v. Weyhe, in einer beliebigen

Stunde; Hr. Assessor u. Trib. Proc. Brinkmann, um 8 Uhr, und Mont. und Donnerst. um 2 Uhr.

Das Verhältniß des *Code Napoléon* zur Staatsverfassung und Verwaltung entwickelt Hr. Prof. Ritter Bauer Mont. und Donnerst. um 11 Uhr.

Die Lehren des *Code Napoléon* von der Erbfolge und den Testamenten erläutert Hr. Prof. Bergmann öffentlich, zwey Stunden wöchentl., um 5 Uhr.

Ueber den Geist des *Code Napoléon* theils im Allgemeinen, theils in seinen einzelnen Lehren, hält Hr. Assessor u. Trib. Proc. Brinkmann Mittw. und Freyt. um 2 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Eine Anleitung zur Vertheidigung der Angeklagten gibt Hr. Prof. Ritter Bauer, nach vorausgehender Erörterung der allgemeinen Grundsätze der gerichtl. Beredsamkeit, öffentl. Sonnab. um 11 Uhr.

Die Theorie des bürgerl. Processus handelt Hr. Prof. Meister, nach Martin, um 3 Uhr ab; Hr. Assessor Dr. Ballhorn, gleichfalls nach Martin, um 3 Uhr;

Die Theorie des Westfälischen Civil-Processus, Hr. Trib. Proc. Dr. Quentin, 4 Stunden wöchentl., um 2 Uhr; Hr. Assessor Dr. Ballhorn, privatissime.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bergmann hält ein Practicum und Relatorium um 11 Uhr; Hr. Prof. v. Willers, ein diplomatisches Practicum, in Französ. Sprache, Sonnab. um 2 Uhr. Hr. Assessor Dr. Ballhorn lehrt die Praxis des Civil-Processus und die Referir-Kunst um 8 Uhr; Hr. Trib. Richter Desterlen, die Praxis des Westfälischen Processus, verbunden mit Uebungen im Referiren, nach der 2. Ausg. seiner "Pract. Erläuterung der Westfäl. Proceß-Ordnung" und seiner "Anleitung zur Referir-Kunst," um 8 Uhr.

Privatissima, Examinatoria und Repetitoria über einzelne Rechtstheile gibt Hr. Trib. Proc. Dr. Thoms, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. v. Weyhe,

150. St., den 18. Sept. 1813. 1495

Hr. Syndic. Adjunct Niedel, und Hr. Assessor und
Trib. Procur. Brinkmann.

Zeitung.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey
der Naturlehre.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem
öffentl. anatom. Theater Hr. Prof. Langenbeck u. Hr.
Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach sei-
nem "Anatom. Handbuche," die Splanchnologie,
Angiologie u. Neurologie, dieser, nach der 2. Ausg.
seiner "Anfangsgründe der Anatomie," die Osteolo-
gie, Syndesmologie und Myologie vortragen. —
Pract. Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Prof. Langen-
beck von 2 bis 4, u. Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.
Ein Examinatorium über die Anatomie hält
Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie
trägt Hr. Prof. Ritter Blumenbach, 4 Stunden wö-
chentlich, um 8 Uhr vor;

Die vergleichende Myologie, als Fortsetzung der
im vorigen halben Jahre abgehandelten vergleichens-
den Osteologie, Hr. Dr. Olander unentgeltlich.

Ueber die Macrobiotik hält Hr. Prof. Ritter von
Erell eine öffentliche Vorlesung um 11 Uhr.

Die Arzneimittellehre trägt Hr. Prof. Ritter
v. Erell um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Winiker um 8 Uhr;
Hr. Dr. Spangenberg um 4 Uhr;

Dynamische Arzneimittellehre, über medicin.
Benutzung und Wirkungen des Lichtes, der Wärme,
der Kälte, der Electricität, des Galvanismus u. Ma-
gnetismus, Hr. Dr. Spangenberg in einer noch zu
bestimmenden Stunde.

Ein Examinatorium über die chemischen sowohl,
als medicinisch-practischen Kräfte der Arzneyen, hält

Hr. Prof. Ritter v. Crell, nach vorangeschickter cursor. Erläuterung der pharmaceut. Chemie von Hagen, um 4 Uhr. Hr. Dr. Spangenberg hält ein Examinatorium über die Arzneymittel-Lehre in einer noch zu best. Stde.

Die Pharmacie lehrt Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere), 4 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr.

Allgemeine Nosologie und Therapie, nebst der Arzneymittel-Lehre, handelt Hr. Prof. Himly, als den ersten Theil seines Systems der Medicin, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr ab;

Die allgemeine Therapie, Hr. Prof. Stromeyer (der ältere), um 3 Uhr;

Die specielle Pathologie, Hr. Prof. Ritter von Crell, um 9 Uhr.

Von der speciellen Therapie trägt Hr. Prof. Stromeyer (der ältere) die erste Hälfte, welche die fieberhaften Krankheiten begreift, um 4 Uhr vor. — Hr. Prof. Himly handelt die erste Hälfte seiner speciellen Pathologie und Therapie, welche die Krankheiten des Nerven-Systems, des Blutsystems, der Einsaugungs-Organe, der Muskeln, der Schleimdrüsen zc. begreift, 6 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr ab.

Ein Examinatorium über Therapie hält Hr. Dr. Spangenberg.

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechts handelt Hr. Prof. Osiander um 4 Uhr ab;

Die Kinderkrankheiten, Hr. Dr. Osiander, 3 Stunden wöchentlich, und in einer vierten Stunde die Therapie der venerischen und einiger der wichtigsten chronischen Hautkrankheiten.

Die zweyte Hälfte seines Systems der Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck um 7 Uhr vor.

Die bey den Krankheiten der Augen und des Gehörs erforderlichen Operationen lehrt Hr. Prof. Himly privatissime;

Die Entbindungskunst, verbunden mit practischen Uebungen im Entbindungs-Hospitale, Hr. Prof. Oslander um 9 Uhr.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academ. Hospitale u. in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Prof. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift, "Verfassung der medicin. chirurgischen Clinic zu Göttingen, 1803" entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Hospitale, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr bestimmt.

Die Thier-Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Feyer. — Hr. Dr. Uhlendorff handelt die wichtigsten Krankheiten der vorzüglichsten Hausthiere, wöchentlich 4 Stunden, um 2 Uhr ab. — Hr. Dr. Lappe trägt die Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten aller landwirthschaftlichen Hausthiere in 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr, nach eigenen Dictaten, vor; ferner lehrt er den natürlich gesunden Zustand mit dessen Abweichungen bey den vorzüglichsten Hausthieren, 4 Stunden wöchentl. um 2 Uhr, kennen, und gibt zugleich auf dem königl. zootomischen Theater practische Anleitung im Präpariren.

Philosophische Wissenschaften.

Logik und philosophische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Schulze, nach seinen Lehrbüchern, um 8 Uhr vor;

Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philosophie, Hr. Prof. Bouterwek, nach seinem "Lehrbuche der philos. Vorkenntnisse" 4 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 10 Uhr;

Metaphysik, Hr. Prof. Schulze, um 4 Uhr; Hr. M. Kern um 2 Uhr; auch ist letzterer zu einer Philosophie der Geschichte der Transcendental-Philosophie, in Einer oder zwey Stunden wöchentlich, erbötig.

1498 Göttingische gel. Anzeigen

Allgemeine practische Philosophie und Ethik trägt Hr. Prof. Schulze um 2 Uhr vor;

Naturrecht, Hr. Prof. Bouterwek, nach dem während der Ferien erscheinenden zweyten Theile seines "Lehrb. der philos. Wissenschaften" Mont., Mittw. u. Freyt. um 3 Uhr;

Die gesammte Politick, oder Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungslehre (Politik, Cameral-Wissenschaft, Staatswirthschaft), Hr. Prof. Sartorius, um 11 Uhr;

Die Elemente der Statistick und Politick, Hr. Prof. Lueder, nach seiner "Critik der Statistick und Politick" um 11 Uhr;

Die Staats-Oeconomie, Hr. Prof. Sartorius um 5 Uhr;

Die Finanz-Wissenschaft, Hr. Prof. Lueder, nach seinem Handbuche "die National-Industrie und ihre Wirkungen" um 10 Uhr;

Die Encyclopädie der Bergwerkswissenschaften, Hr. Prof. Hausmann Mont., Mittw. und Freyt. um 8 Uhr;

Die Eisenhüttenkunde, eben derselbe Dinst., Donnerst. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die Forstwissenschaft, eben derselbe Dinst., Donnerst. und Sonnab. um 10 Uhr;

Die Landwirthschaft, eben derselbe, nach Beckmann, 4 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Schibaut um 9 Uhr; Hr. M. Ebell, nach Kästner, privatissime; Hr. M. Schrader, nach Kästner, mit vorzüglicher Hinsicht auf pract. Geometrie und Fälle im gemeinen Leben, um 3 Uhr;

Analysis des Endlichen und höhere Geometrie, Hr. Prof. Schibaut um 3 Uhr;

Algebra, Hr. M. Ebell, privatissime;

Analytische Geometrie, Hr. M. Focke, privatissime;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell, und Hr. M. Schrader;

Die angewandte Arithmetik, Hr. M. Focke;

Das geometrische Zeichnen, Hr. M. Focke;

Die analytische Trigonometrie, mit Anwendungen auf die pract. Geometrie, Hr. Prof. Mayer, öffentlich Sonnab. um 11 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr. Prof. Thibaut, um 11 Uhr;

Die Anfangsgründe der theoret. Astronomie, Hr. Prof. Ritter Gauß um 9 Uhr; Hr. Prof. Harding um 3 Uhr;

Die Theorie der Planeten-Störungen, Hr. Prof. Ritter Gauß um 10 Uhr;

Die practische Astronomie, eben derselbe, privatissime;

Die Astrognoſie, Hr. M. Ebell, privatissime;

Die Lehre von der Bestimmung der geographischen Breite und Länge, Hr. Prof. Harding um 9 Uhr;

Die Gnomonik, eben derselbe, um 10 Uhr.

Vorlesungen über die Baukunst: M. Ebell lehrt die Baukunst in Hinsicht auf bürgerliche sowohl, als öconomische Gebäude, in Verbindung mit Ausarbeitungen und dem Bauanschlage. - Hr. M. Schrader trägt die Theorie der bürgerl. Baukunst, nach Gilly, erläutert durch Zeichnungen und Modelle, um 8 Uhr vor, und gibt in zu verabredenden Stunden Anleitung zu architectonischen Uebungen, um Stadt- und Landgebäude nach bestimmten Absichten zweckmäßig zu erfinden, die Entwürfe dazu gehörig auszuarbeiten, und die Bauanschläge zu fertigen.

Eine Anleitung zu einer allgemeinen Kenntniß der Kriegskunst wird Hr. Hauptm. M. Klare um 10 Uhr vor in einer bequemern Stunde geben, so wie er auch erbotta ist, denjenigen, die sich eine ausgedehntere Kenntniß darin erwerben wollen, ausführlicheren Unterricht zu geben. - Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der Mathematik ist Hr. M. Schrader erbötig.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Prof. Ritter Blumenbach, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor.

Die Physiologie der Pflanzen handelt Hr. Prof. Schrader um 1 Uhr ab; die cryptogamischen Gewächse, Mont., Mittw. und Freyt. um 2 Uhr. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und Dinst. um 2 Uhr gibt er Anleitung zur Kenntniß der seltenen, in den Gewächshäusern des botan. Gartens befindlichen, Pflanzen.

Eine Einleitung in das Studium der Mineralogie gibt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Versuch eines Entwurfes zu einer Einleitung in die Dryetognose, Helmsf. 1805, Mittw. um 11 Uhr öffentlich.

Die technisch-öconomische Mineralogie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Handbuche, in Verbindung mit Excursionen, Mont., Mittw. und Freyt um 10 Uhr vor.

Die Experimental-Physik, Hr. Prof. Mayer um 2 Uhr;

Die physische Astronomie und Meteorologie, eben derselbe um 1. Uhr, beides nach seinen Lehrbüchern;

Die physische Geographie, Hr. Prof. Busen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere), nach seinem "Grundrisse zc." um 9 Uhr;

Die Zoochemie und Phytochemie, eben ders. Dinst., Donnerst. und Sonnab. um 8 Uhr.

Ueber den Theil der chemischen Analyse, der die Lehre von den gegenwirkenden Körpern, so wie von den chemischen Operationen und Werkzeugen, begreift, hält Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere) Sonnab. um 11 Uhr eine öffentliche Vorlesung; und zu den chemisch-pract. Uebungen im academ. Laboratorio bestimmt er die Stunden von 1 bis 3 Mont. und Donnerst.

Historische Wissenschaften.

Die Paläographie handelt Hr. Prof. Tychsen um 10 Uhr ab;

Die alte Geschichte, Hr. Prof. Heeren, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr;

Die Geschichte der Hebräer, Hr. Prof. Lueder, nach seinem "Verfäden der alten Geschichte" Mittw. und Sonnab. um 7 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten, von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Heeren um 4 Uhr.

Die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, oder eine historische Entwicklung des völkerrechtlichen, constitutionellen, commerciellen und wissenschaftlichen Zustandes der Europäischen Staaten, von der Völkerwanderung bis auf die neuesten Zeiten, trägt Hr. Prof. Sartorius um 4 Uhr vor;

Die Geschichte des neuern Europa, Hr. Prof. Lueder, um 4 Uhr;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Frankreich, England, Rußland und dem Americanischen Freystaate, Hr. Prof. Heeren um 11 Uhr.

150. St., den 18. Sept. 1813. 1501

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Prof. Neuf 4 Stunden wöchentl. vor;

Die Geschichte der Griechischen und Römischen Litteratur, oder eine gedrängte pragmatische Uebersicht des Ursprunges und der Ausbildung der Wissenschaften unter diesen Völkern, nebst einer historisch-critischen Uebersicht der classischen Schriftsteller, Hr. Prof. Muschelich um 3 Uhr;

Die Geschichte der Griechischen Litteratur, Hr. Prof. Dissen;

Die Geschichte der Griech. Litteratur und Kunst, Hr. M. Fiorillo um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Poesie und Beredsamkeit, trägt Hr. Prof. Bouterwek um 5 Uhr vor.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur gibt Hr. Prof. v. Willers Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr; Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich, beide in Französischer Sprache.

Rhetorik, nebst einer Anleitung zum Deutschen Style, trägt Hr. Prof. Kunser um 3 Uhr vor.

Ueber den Deutschen Styl hält Hr. Prof. Bouterwek eine Vorlesung, verbunden mit practischen Uebungen, Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Kunst unter den Aegyptern, Griechen, Etruskern u. Römern von ihrem ersten Anfange bis auf Constantin den Gr. trägt Hr. Prof. Fiorillo um 11 Uhr privatissime vor;

Die Archäologie der zeichnenden Künste (Baukunst, Bildneren, Malererey), Hr. M. Zoelfen, 4 Stunden

wöchentlich, um 11 Uhr, mit Benutzung der Kupferwerke auf der königl. Bibliothek.

Die Geschichte der Baukunst, Malerey, Bildhauerey, Steinschneidekunst zc. von der Wiederherstellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr. Prof. Fiorillo, mit Benutzung der acad. Gemälde- und Kupferstichsammlung, und in vorzüglicher Hinsicht auf diejenigen, welche Italien und Frankreich zu bereisen gedenken, privatissime um 8 Uhr ab.

Die Zeichenkunst u. Malerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Auch gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden erteilen.

Alterthumskunde.

Ueber das academische Studium der Alterthumskunde hält Hr. M. Loelken eine unentgeltliche Vorlesung.

Ueber den Begriff, Umfang, Zweck und Werth der Alterthumswissenschaft hält Hr. M. Seebode, nach dem St. 1. des B. 1. des Museum der Alterthumswissenschaft, zwey Stunden wöchentl. um 3 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung in Latein. Sprache;

Die Römische Alterthumskunde trägt Hr. M. Winesmann, 5 Stunden wöchentlich, um 2 Uhr vor.

Alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. M. Mahn um 11 Uhr, und verbindet damit Uebungen im Uebersetzen;

Die Arabische Sprache, Hr. Prof. Ritter Eichhorn, um 11 Uhr; Hr. Prof. Tychsen um 1 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in den Orientalischen Sprachen erbietet sich Hr. M. Mahn.

Die Vorlesungen über das Alte u. Neue Testam. s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griech. Schriftsteller; Hr. Prof. Wunderlich bestimmt für die

Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminarii
 Mont. und Dinst. um 2 Uhr den Panegyricus des Jfo-
 crates. Hr. Prof. Dissen erklärt Platons Theätet; Hr.
 M. Fiorillo erläutert Homers Odyssee, mit Rücksicht auf
 die neuern Untersuchungen über die Homerischen Gedich-
 te, um 4 Uhr, und hält eine unentgeltliche Vorlesung
 über einige schwierige Theile der Griechischen Grammatik.
 Hr. M. Lünemann erklärt die Antigone und den Oedipus
 Tyrannus des Sophocles, 4 Stunden wöchentlich, um
 5 Uhr; Hr. M. Schulze, Aeschylus Prometheus und
 Sieben gegen Theben, 4 Stunden wöchentl. um 4 Uhr;
 und Anacreon und Sapphos Gedichte, 3 Stunden die
 Woche, in einer bequemen Stunde. Hr. M. Seebode
 erklärt, 5 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr die drey er-
 sten Bücher der Odyssee des Homer, nach voran geset-
 zten kritischen Erläuterungen, und drey Stunden wöchent-
 lich um 8 Uhr Pindars Olympische Oden nach Boeckh's
 Ausgabe in metrischer und kritischer Rücksicht. — Zum
 Privat-Unterrichte im Griechischen erbietet sich Hr. M.
 Fiorillo, Hr. M. Lünemann, Hr. M. Schulze, und Hr.
 M. Seebode.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und La-
 teinische Schriftsteller: Hr. Prof. Mitscherlich übt die
 Mitglieder des philologischen Seminaris Mittw. um 2 Uhr
 in dem sprachrichtigen Gebrauche der Lateinischen Sprache
 bey dem schriftlichen und mündlichen Vortrage. Hr.
 Prof. Wunderlich erläutert, 5 Stunden wöchentlich, um
 3 Uhr Tacitus Histor. philologisch und historisch, und
 gibt um 5 Uhr eine Anleitung zum Latein Schreiben,
 verbunden mit schriftlichen Uebungen. Hr. Director M.
 Kirksen erklärt die Rerum Romanarum Historiam, 4 Stunden wöchent-
 lich, um 3 Uhr, und stellt Mittw. und Sonnab. um
 3 Uhr privatissime Uebungen im Latein Schreiben und
 Disputiren an. Hr. M. Seebode wird Taciti Dialogus
 de oratoribus (nach seiner Ausgabe, Göttingen 1813),
 3 Stunden wöchentlich, um 8 Uhr in Lateinischer Spra-
 che erklären, und in einer besonders zu bestimmenden
 Stunde seine Zuhörer im Disputiren üben. — Zum
 Privat-Unterrichte im Lateinischen erbietet sich Hr. Di-
 rector M. Kirksen, Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Lünemann,
 Hr. M. Schulze, und Hr. M. Seebode.

1504 G. g. A. 150. St., den 18. Sept. 1813.

Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen und zur richtigen Beurtheilung der Altheutschen Dichter aus dem Schwäbischen Zeitalter gibt Hr. Prof. Benecke privatissime.

Die französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, trägt Hr. Prof. Benecke, 4 Stunden wöchentlich, Abends um 7 Uhr vor; die vorzüglichsten Stücke der Englischen Dichtkunst erläutert er privatissime.

Zum Unterricht in der Italiänischen Sprache oder zur Erläuterung Italiänischer Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Stunden von 4 bis 6. Hr. M. Voelken lehrt die Italiänische Sprache privatissime. Auch wird Hr. Hoffi fernerhin im Italiänischen Unterricht ertheilen.

Die Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen privatissime.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Voigt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Hedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 20. September 1813.

Sulzbach.

Bey Seibel: Pyrrhō und Philalethes:
 oder leitet die Sceptis zur Wahrheit, und zur
 ruhigen Entscheidung? abgefaßt von D. Lorenz
 v. Crell. Dritte Auflage. 1813. S. 263 in Octav.
 Von der ersten, anonym erschienenen, Ausgabe die-
 ser Schrift (welche Gött. Anz. 1812, St. 154 von
 einem andern Recensenten angezeigt ist) unterscheidet
 sich die gegenwärtige durch einige Zusätze. Wor-
 an geht eine Vorrede des Verf., worin er die Ent-
 stehungsart und die Schicksale seiner Schrift erzählt:
 zugleich bemerkt er, daß man dieselbe nicht bloß als
 eine Erneuerung des physico-theologischen Beweises
 von Gott aus den wundervollen Natureinrichtungen
 anzusehen habe; sondern daß auch mehrere, dem
 Verf. eigenthümliche, Gründe für die vorzügliche
 Gültigkeit dieses Beweises unter den übrigen ange-
 führt werden. Daher folgt sogleich eine Skizze
 der im Pyrrho herrschenden Hauptgedanken, in lo-
 gischer Ordnung dargestellt: und der Verf. wünscht
 sehr, daß man bey Beurtheilung seiner Schrift auf
 diese Skizze besonders achten, und prüfen möge,
 § (7)

ob die Sätze einen logischen Zusammenhang haben, und welche derselben etwa noch weiter zu beweisen seien? denn davon wird der Werth der neuen Ansicht von der Zuverlässigkeit menschlicher Kenntnisse überhaupt, und der übersinnlichen, das Daseyn Gottes betreffenden, insbesondere, abhängen. — Die *Abhandlung über die Natur der Bes-
weise vom Daseyn Gottes, und von seinen Ei-
genschaften aus der gesammten Naturkunde,* hat in dieser Auflage keine eigenthümliche Verände-
rung erlitten, als, daß sie einige Zusätze in Noten erhielt. Die *ergänzenden Untersuchun-
gen I. über die Natur des Scepticismus und
des ihm fremden Indifferentismus, II. über die
Natur entgegengesetzter Wahrscheinlichkeiten,* und die *Anerkennung der überwiegenden Wahr-
scheinlichkeit, als der objectiven Wahrheit,* III. *Bestimmungsgründe für das Uebergewicht
entgegengesetzter Wahrscheinlichkeiten,* sind im Wesentlichen gleichfalls dieselben geblieben; nur daß neue Noten hinzugekommen sind. Dagegen ist IV. *kann, wenn absolut-objective Gewißheit fehlt,
die menschlich-objective einen sichern und be-
ruhigenden Grund für echte Religiosität geben?
Was ist die Stimme vom Göttlichen in Uns?* ganz neu. Die erste Frage eines echt-religiösen Ge-
müths beseitigt der Verf. durch die Bemerkung, daß wir, genau genommen, gar nichts, selbst unser eige-
nes Daseyn und das der Welt nicht, absolut gewiß wissen, und doch nicht die mindeste Unruhe über diese Ungewißheit empfinden. Und wir sollten nicht mit Ruhe unser volles Vertrauen auf Gott setzen, weil wir für sein Daseyn nur dieselbe Beweisart führen kön-
nen, als für unser eignes? Jene Anforderung von grö-
ßerer Gewißheit entspringe von der unbegründeten Idee, daß man noch höhere Beweisarten, als diese,

habe. Die moralische Gewißheit gebe einen sichern und beruhigenden Grund für echte Religiosität: denn sie beruhe auf einem, für uns unabänderlichen, Grade der Stärke unserer Vorstellungen, welchen zu überschreiten die Grenzen unserer Natur nicht erlauben. Die innere, das Göttliche uns offenbarende, Stimme im Gewissen, die der Verf. im Wesentlichen anerkennt, sey theils auch nur subjectiv, theils, ohne weitere Vernunftausbildung, nicht bestimmt genug: kömmt diese mittelst den aus der Natur geschöpften Kenntnissen hinzu; so hilft sie uns, möglichst das Bild des großen Urhebers zu entwerfen, zu dessen Erkenntniß uns unsere Vernunft und das religiöse Gefühl vereinet, gleichsam mit einer sanften Gewalt hinleitet. Den Schluß des Ganzen machen zufällige Gedanken über die Welt Einrichtung von J. A. S. Reimarus, M. D. und Prof. in Hamburg, womit er die kleine Schrift gefälligst zierte. Ueberzeugend, gefühlvoll und die Einwürfe entkräftend, legt der edle Greis, aus den Einrichtungen der Natur, das hohe Urwesen, den lebendigen Gott, dar: und wer kann ohne innige Rührung die Schlußworte lesen: "Aufgefordert — habe ich mich am Ende meines Lebens gedrungen gefühlt, diese Gedanken darzulegen, welche mich beruhigen, und davon ich wünsche, daß sie auch manche meiner Mitmenschen beruhigen mögen."

Görlig.

Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, von W. A. Lindau. Erstes Bändchen. 1812. Octav 214 S. Unter diesem, fast zu bescheidenen, Titel liefert der Verf. zwey Aufsätze über Gegenstände der Spanischen Geschichte, denen noch ein paar andere in einem zweyten folgen sollen: denn mit vollem Rechte hätten sie auch Forschungen aus der Spanischen Geschichte genannt werden können. Eine in Deutschland gewiß sehr seltene Bekanntschaft

mit den Quellen der Spanischen Geschichte (die Dresdener Bibliothek, in welcher Stadt, so viel wir wissen, der Verf. lebt, bot ihm die meisten dar) zeigt sich durchgehends, und das aus diesen Quellen Geschöpfte ist mit Sorgfalt bearbeitet. Die beiden in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätze sind: I. Die Cortes; II. Alvaro della Luna. — Daß von diesen beiden der erste Aufsatz uns besonders interessirte, wird man leicht im voraus erwarten. Eine genaue und ausführliche, aus den vorhandenen Quellen selber geschöpfte, Darstellung der Verfassung der vormahligen Stände und ihrer Versammlungen (Cortes) ist fast der lehrreichste und nützlichste Beytrag, der zu der Spanischen Geschichte gegeben werden konnte. Nach einer Einleitung, in welcher einige allgemeine Blicke auf die Entstehung der Cortes während der Arabischen Periode geworfen werden, handelt der Verf. im Einzelnen von der ständischen Verfassung von den Reichen Arragon und Castilien; wobei, da in dem ersten außer Arragon selber auch Catalonien und Valencia wieder ihre eignen Cortes hatten, auch von jeder von diesen einzeln geredet werden mußte. Bekanntlich gehört die innere Geschichte von Arragon zu den am vorzüglichsten von Spanischen Schriftstellern behandelten. Außer den beiden Hauptwerken, den *Commentariis Rerum Aragonensium* von Blancas, und den *Annales* von Zurita, erwähnte noch mehrere anderer Spanischer Quellen, die ihm zu Gebote standen; er vermiffte nur die *Annales* von Abrarca, und die Briefe von Ciudad Real. (Das erste, allerdings wichtige, Werk — es geht bis auf Ferdinand Cathol. herunter — besitzt die hiesige Bibliothek) Von der Entwicklung der Stände-Verfassung des eigentlichen Arragon geht der Verf. aus; wobei nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann, ein Hauptverdienst ist. Der Adel zerfiel in

die drey Classen, der *ricos hombres* (ob sie diesen Namen bloß von ihrem Reichthum tragen, ist dem Verf. zweifelhaft) oder des hohen Adels; der *Cavalleros*, und *hidalgos*. Den Ursprung dieses Unterschieds mit historischer Gewißheit deduciren zu wollen, maßt sich der Verf. nicht an; aber die merkwürdige Organisation, besonders der ersten Classe, wo der hohe Adel mit den Gütern nur auf Einen ehelichen, von dem Vater selber auszuwählenden, Sohn forterbt, und die Vorrechte, werden sorgfältig aus einander gesetzt; das letzte noch besonders in einer der am Ende beigefügten Anmerkungen, die wohl besser im Text Platz gefunden hätte. Hiernächst von der Entstehung des Bürgerstandes, durch das Aufblühen der Städte und der städtischen Gewerbe, besonders gezeigt durch die Beispiele von Barcelona nach Capmany, und Zaragoza. Einige Blicke in die Zeiten der Arabischen Herrschaft, wo doch eigentlich dieß Aufblühen der Städte entstand, wären hier vielleicht nicht überflüssig gewesen. Erklärt sich daraus nicht die von dem Verf. nicht unbemerkt gelassene Erscheinung, daß in Spanien die Erhebung der Städte nicht die wachsende Macht des Lehenadels hemmte? Die Städte, schon reich und blühend, wenn sie den Arabern entrisen wurden, hatten sich hier nicht, wie in den bloß Christlichen Reichen, auf Kosten des Lehenadels, indem seine Leibeignen ihnen zuliefen, gehoben. Adel und Bürgerstand hielten hier also häufig gegen die Könige zusammen, wenn sie ihre Rechte gekränkt fühlten; so also entstanden die Unionen, durch die ein Recht des Aufstandes begründet ward, bis Pedro IV. 1348 die damalige Union vernichtete. Dieß führt auf die so interessante Untersuchung über den *Justicia*, dessen Wichtigkeit erst mit diesem Zeitpuncte anfängt, wenn auch seine Würde und Titel älter waren. "Von

ihm mußte die Erklärung dunkler Befehle und Rechtsgewohnheiten gehohlet werden, und sein Ausspruch galt als Richtschnur für die Beamten. Er sprach im Nahmen des Königes, war aber doch Richter über die Handlungen des Königes, der hohen Staatsbeamten und der Gerichtshöfe; und Jeder mußte seinen Befehlen Folge leisten.“ Ein solcher Magistrat kann freylich nur da entstehen, wo die Umstände die Verfassung bilden. Erörterung der beiden Hülfsmittel des Justicia gegen die Willkühr der Staatsbeamten, der *jurisfirma*, und der *Manisfestation*. Hierauf nun die Auseinandersetzung der Organisation der Cortes (wir hätten vorher auch noch eine Erörterung über die Geistlichkeit, als Stand, erwartet). Der Verf. geht immer vergleichend, wie sie in Arragon, Catalonien und Valencia, wie sie sowohl bey den allgemeinen Versammlungen, als bey den separaten, war. Dieß Alles ist so klar, und doch so kurz erläutert, daß wir das Ganze abschreiben müßten, wenn wir es darlegen wollten. Merkwürdig ist, daß in Arragon zu der Gältigkeit eines Beschlusses der Cortes Unanimität erfordert wurden, und — wie in Polen — der Widerspruch Eines Mitgliedes das Ganze hemmen konnte. So bald aber das widersprechende Mitglied sich aus der Stadt entfernte, wo die Cortes gehalten wurden, erklärte der Justicia, als ständischer Richter, daß die Hemmung aufhörte. Erst 1592 ward diese Einrichtung aufgehoben. In Catalonien hingegen hatte der König den Ausspruch, wenn die Stände sich nicht vereinigen konnten. Ursprung und Einrichtung des ständischen Ausschusses, sowohl in Arragon, als in Catalonien und Valencia. Hierauf folgt II. die ständische Verfassung in Castilien. Wie viel schwieriger die Erläuterung der innern Geschichte von Castilien sey, ist Niemand unbekannt, der Spanische Geschichte kennt. Der Verf. beginnt

die Untersuchung mit der sehr wahren Bemerkung, daß, wenn auch Castilien einen Zurita oder Blancas erhalten hätte, sie ihrer Geschichte doch nicht das Interesse, wie jener, würden haben geben können, weil kein solcher Stoff hier sich darbot. Hatte auch Castilien seine Stände und seine Cortes, so hatte doch nie seine innere gesetzliche Verfassung so sich ausgebildet, wie die von Arragon. "Wiel weniger läßt sich hier jener edle Vaterlandssinn, jenes Gefühl bürgerlicher Selbstständigkeit, jener schöne Stolz auf vaterländische Vorrechte zeigen, die von Arragons freyer Verfassung gerühmt werden. Castilien sah in dem Uebergange von der Unordnung des Lehenswesens zur willkürlichen Königsgewalt nicht den merkwürdigen Zeitraum gesetzlicher Freyheit; die persönliche Freyheit war hier nicht so durch Gesetze geschützt; hier kein mächtiger Justicia, keine eigenthümliche vollendete Ausbildung der ständischen Verfassung." Die Stufenfolge unter dem Adel war dieselbe, wie in Arragon; nur daß hier auch die unehelichen Söhne den Adel des Vaters erbten. Untersuchung über die Entstehung der *Grandes*, und ihr Verhältniß zu den *ricos hombres*. Der Name der *Grandes* kommt schon in den Gesetzen von Alphons X. vor. Alle *Grandes* waren *ricos hombres*, aber nicht alle *ricos hombres* waren *Grandes*. "*Grandes* hießen nur die Verwandten des königlichen Hauses und diejenigen durch Güterreichthum ausgezeichneten *ricos hombres*, welchen der König durch Verleihung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker zu halten." So scheint sich nämlich der Begriff fixirt zu haben; ob aber die Absonderung allein daraus hervorging, ist eine andere Frage. Die herrschende Macht des hohen Adels, die Vorrechte desselben, wie die *Behetrias* (Schutzgerechtigkeit über gewisse Dörfer) u. a. werden gelehrt erläutert. Das

1512 G. g. A. 151. St., den 20. Sept. 1813.

Ansehen der Städte hob sich in Castilien seit der Mitte des 13. Jahrh., als die reichen südlichen Provinzen den Saracenen entrissen wurden. Es fängt an, recht sichtbar zu werden, in dem Successionsstreite des Hauses Lacerda unter Alphons X. Mit ausgezeichnetem Fleiße ist von dem Verf. die Einrichtung der Cortes in Castilien aus einander gesetzt, eben weil diese Untersuchung bey den so unvollständigen Nachrichten schwerer war. In frühern Zeiten war die Zahl der Städte, die bey den Cortes erschienen, nicht bestimmt; erst 1349 ward sie auf 17 beschränkt, wozu nachmahls noch Granada kam. Dem Beschlusse der Abhandlung macht eine kurze Geschichte des Verfalls der ständischen Macht seit Ferdinand und Isabella. Beygefügt sind dann aber noch 21 längere und kürzere Anmerkungen über einzelne Punkte der Spanischen Verfassung, die theils neu ausgeführt, theils weiter erläutert werden, und eben so viele Beweise von dem Quellenstudium des Verf. sind, wie: 1. Die Kirchenversammlungen im Westgothischen Reiche; 2. Die Cortes von Navarra, die nichts Eigenthümliches hatten; 4. Ueber Sobrarbe; 5. Die Vorrechte der ricos hombres in Arragon, so wie 15. in Castilien; 18. Abgabefreyheit des Adels daselbst; 20. Die Alcauala u. a. Nach der ausführlichen Anzeige dieser Abhandlung wäre es überflüssig, auch bey der zweyten: *Alvaro di Luna*, die Versicherung zu wiederholen, daß auch sie gänzlich aus den Quellen gearbeitet sey, die der Verf. im voraus aufzählt. Möchte er uns doch auch bald in einem zweyten Bande die beiden andern versprochenen Aufsätze, den dritten: über den Aufstand der Gemeinden in Castilien unter Carl V., und den vierten: über die innern Unruhen während des Spanischen Successions-Krieges, schenken!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 23. September 1813.

Göttingen.

Bei Dieterich ist auf 426 Seiten in Quart erschienen: Repertorium commentationum a Societatibus litterariis editarum, secundum disciplinarum ordinem digessit J. D. REUSS. — Tom. X. *Scientia et ars medica et chirurgica.* — Propaedeutica; anatomia et physiologia; hygieina; pathologia s. nosologia generalis; semeiotica. 1813. — Die wichtige Brauchbarkeit dieses eben so mühsamen als höchst verdienstlichen Werkes hat sich in den zwölf Jahren, während derer die vorhergehenden neun Bände desselben erschienen, so vollkommen bewährt, und ist auch so allgemein anerkannt, daß eine wiederholte Empfehlung desselben sehr überflüssig seyn würde. Nur gesteht der Verfasser der dießmaligen Anzeige, der sich seit vollen 40 Jahren die Litteratur derjenigen Fächer, die in diesem zehnten Bande enthalten sind, aus Beruf und Neigung bekannt zu machen gesucht hat, daß er bey der fleißigen Durchsicht desselben von neuem sehr lebhaft und nicht ohne Bedauern gefühlt hat,

J (7)

welch zeiterparender Vortheil es für ihn gewesen seyn müßte, wenn er früher ein so vortreffliches Hülfsmittel hätte benützen können; zugleich aber erkennt er dankbar die vielfache Belehrung, welche er auch jetzt noch daraus schöpft, und auf so Manches darin aufmerksam gemacht wird, was ihm ganz entgangen, oder auch wieder entfallen war.

Paris.

Voy Maradan: De l'état des beaux arts en France, et du Salon de 1810, par *Fr. Guizot*. 1810. 132 Seiten in Octav.

Es ist zu Paris gebräuchlich, daß alle zwey Jahre, wenn die neuen Kunstwerke in dem Saal des Louvre öffentlich ausgestellt worden sind, eine Menge Schriften erscheinen, deren Verfasser das Richteramt übernehmen, und die Arbeiten entweder loben, oder ihre Schwächen aufdecken, und verdammen. Eine solche critische Schrift ist die vor uns liegende. Nachdem der Verf. dargethan hat, daß die Anzahl von Kunstwerken seit den Zeiten der Mediceer stets größer, als die der belletristischen Arbeiten gewesen sey, sucht er zu beweisen, daß die Künste nie, mit so regem Eifer, als heut zu Tage, in Frankreich getrieben worden sind, und beruft sich laut auf die zahlreichen Producte in den öffentlichen Ausstellungen, von denen er nur die bemerkenswertheften dem Leser bekannt machen will. Sein eigentlicher Zweck aber ist: "d'appliquer au nouveau Salon quelques considérations générales sur l'état des arts en France et la direction de l'Ecole." Zu den Zeiten Ludwigs XIV. mußten sich die Künstler nach dem Geschmacke des Monarchen und einiger Großen bequemen; le Brun erhielt einen entscheidenden Einfluß auf alle Erzeug-

nisse des künstlerischen Triebes, und die Folge davon war, daß die Bildhauerey der Mahlerey untergeordnet würde, daß sie ihre Einfach, Erhabenheit und Schönheit verlor, und in den Arbeiten Französischer Meister immer tiefer hinabsank. Jetzt hat man die Sache auf den Kopf gestellt, indem die Mahlerey sich nach der Sculptur richten soll, und die Tendenz der Franzöf. Künstler dahin geht, die einfachen Griechischen Marmorbilder auf ihre Leinwand zu übertragen. Diese, dem Franzöf. Character durchaus fremde, Einfach ist jedoch mit vielem Glücke in dem Belisarius von Gerard, und der Andromache von Guerin versucht worden. Indem der Verf. diese beiden Werke mit Recht lobt, tadelt er zugleich einen Anachronismus in einem Gemählde des Hrn. Serargeli. Dieser hat nämlich die Verzweiflung des Admet über den Tod der Alcestis gemahlt, und die Scene in einem Zimmer dargestellt, das mit einer Statue des Apollo von Helvedere geschmückt ist, da doch ein so spätes Kunstwerk für die heroischen Zeiten Griechenlands durchaus nicht paßt. Die Stellung und Bewegung des Orestes von Hrn. Guerin soll dem Schauspieler Talma nachgebildet seyn, allein in einer ganz andern Rolle. Was das Bestreben nach Schönheit betrifft, so sucht Hr. David ihr alles aufzuopfern, selbst den Affect und die Verkürzung, dagegen Hr. Girodet oft in den entgegengesetzten Fehler verfällt, wie die Figur des Arabers in seinem Gemählde von dem Aufruhr in Cairo beweiset. Zwey Gemählde von Hrn. Gros, die Einnahme von Madrid, und der Kaiser Napoleon, wie er seine Armee vor der Schlacht bey den Pyramiden anredet, werden in mehr als einer Rücksicht gelobt, aber auch wegen Mangel an Schönheit getadelt. . . on y chercheroit en vain quelque beauté; il sem-

ble même que le peintre choisisse de préférence les personnages dans les dernières classes de la société. Um diejenigen zurecht zu weisen, welche behaupten, daß der eigentliche Zweck der Kunst in einem kräftigen Ausdruck liege, wird eine lange Stelle aus Lessing's Laokoon, nach der Uebersetzung des Hrn Vanderbourg, mitgetheilt. Wozu aber diese Demonstrationen, da man die innige Vereinigung der Schönheit und des Ausdrucks in Raphael's Sauberwerken empfinden kann? Der Philoktet des Hrn. Monfiau soll die Grenzen des Ausdrucks überschreiten, und dieser Fehler, dessen Ursprung in der Revolution liegen soll, wird an noch mehrern Werken gerügt. . . Je ne fais, si je me trompe, mais je crois, que notre révolution a eu a cet égard une influence facheuse; elle nous a accoutumés à voir des scènes hideuses, épouvantables; nous avons pris une cruelle habitude du sentiment de l'horreur; et les artistes nous regardent comme des gens emoussés sur lesquels on ne peut faire effet, qu'en exagérant la nature. Etwas Wahres ist allerdings an dieser Behauptung, allein die Britischen Künstler begehen denselben Fehler, ohne das Experiment einer Revolution mitgemacht zu haben. Während der Revolution herrschte in Frankreich une exaggeration pleine de charlatanerie, allein diese Exageration dauert noch fort, aber auf eine andere Weise, nämlich in dem Haschen nach einer übertriebenen Einfach, wie man sie in den ältesten Aegyptischen Monumenten wahrnimmt, und diese Verirrung der Französischen Künstler, die sich durchaus nicht mit ihrem Character, Temperament, Geist und ganzen Wesen vereinigen läßt, bleibt unstreitig eine der sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Künste. Eine andere Verirrung

mehrer Franzöf. Mahler ist die, mit ihren anatomischen Kenntnissen zu prunken . . . le créateur du corps humain savoit bien auffi l'anatomie, et cependant, quand il a voulu créer la beauté, il a enveloppé la science sous des formes à la fois énergiques et moëlleuses. Ueber die unzähligen werthlosen Portraite führt der Verf. eine gerechte Klage, und wünscht, daß man das alte Thebanische Gesetz erneuern möchte, nach welchem jeder Mahler, der ein schlechtes Bildniß geliefert habe, zu einer Geldbuße verdammt wurde (s. *Aethani* Var. Histor. Lib. IV. c. 4). Als geschickte Portrait-Mahler werden die Herren Girodet, Gerard, Prud'hom und Robert le Jevre gerühmt. Zum Beschluß macht der Verf. die Künstler auf die Vernachlässigung des Colorits aufmerksam, welche er ebenfalls ihrem Hange nach den bloßen Formen und ihrer Nachahmery antiker Sculpturen zuschreiben will.

Leipzig.

Bei Breitkopf und Härtel: De vi vocabuli ΚΤΙΣΙΣ Rom. VIII, 19 seqq. Commentatio qua simul locus iste Paulinus explanatur. Auctore M. Gottlob Christiano Grimm, Ecclesiae Kleinweibacensis prope Longobalissam Pastore. 1812. Octav S. 96.

Eine Monographie, die allen Beyfall verdient, und auf eine sehr einfache Art die Stelle Röm. 8, 19 ff. erläutert, die so verschiedene Erklärungen veranlaßt hat, und in Luther's Uebersetzung ganz unverständlich ist, obgleich diese Stelle gewiß nicht zu den *δυσωήτοις* gehört, wovon Petrus 2, 3, 16, redet. Der Ideengang ist, dem Vf. zufolge, dieser: Vom Anfange des 8. Kapitels preiset der Apostel die

Wohlthaten der Christlichen Religion, und erklärt die echten Christen des ehrenvollen Namens der Kinder Gottes würdig, welche auch im Vertrauen darauf die höchsten Wohlthaten von Gott erwarten können. W. 17-19. Hier macht er den Uebergang auf die mancherley Widerwärtigkeiten der Christen, aus welchen leicht eine Widerlegung dessen, was Paulus von den Wohlthaten der Christlichen Religion gesagt hatte, genommen werden konnte, wie von vormahligen Heiden, so besonders von den zum Christenthume übergegangenen Juden, welchen, als Anhängern der Messiaslehre, die schon hier eine goldene Zeit verhieß, diese Widerwärtigkeiten sehr befremdend seyn mußten. Diesen hält nun Paulus Christi Beyspiel nach seiner Gewohnheit vor, dem durch Leiden zur höchsten Glückseligkeit eingegangenen Erlöser die Christen in Ertragung der Uebel, so auch in Erlangung der Glückseligkeit, ähnlich werden, und auf überschwengliche Seligkeit im andern Leben hoffen sollen, als Miterben Christi. 1. Petri 4, 13. Dieselbe Hoffnung hegen ja auch sogar die unter der *κρίσις* Begriffenen. Hier zeigt nun der Verf., daß unter der *κρίσις* weder die Christen, wie man sie auch immer distinguirt, noch die guten Engel, noch die ganze Natur, noch alle, entweder vernünftige oder unvernünftige, Geschöpfe verstanden werden können, da theils die unter der *κρίσις* Begriffenen offenbar den Christen, als noch Geringere, entgegen stehen, und im letztern Falle eine Personification angenommen werden müßte, welche, da kein Affect, keine Begeisterung, nichts Dichterisches, in der Rede obwaltet, nicht wohl Statt finden kann, theils auch keine Spur hier und sonst vorhanden sey, daß der Apostel den Gedanken gehegt habe, oder jetzt den Römern be-

weisen wolle, eine Verschönerung und herrlicher Zustand der Natur stehe bevor, und je gewisser die unvergleichliche Seligkeit der Christen in einem andern Leben sey, eben so gewiß sey es auch, daß die ganze Natur einß von der ihr jetzt beywohnenden Unvollkommenheit befreyt werde. Dieser Beweis ist sehr überzeugend geführt worden. Auch die Darstellung des Sinnes der Worte: *οἱ τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες*, zum Theil nach Hrn. Dr. Keil, ist gut gerathen: er versteht darunter alle Christen. Eine *argumentatio a minori ad majus* wird freylich Niemand B. 23. verkennen, wo nach *οὐ μόνον δὲ* offenbar *ἡ κτλ* zu suppliren ist, welche so gut den Drangsalen (*ματαιότης*) unterworfen ist, als die Christen: denn so, und nicht von dem Joche des Jüdischen Gesetzes, sind die Worte *ματαιότης* und *ὀδορα* zu verstehen. Nach dem Obigen können nun keine Andere unter der *κτλ* gedacht werden, als *qui a Christiana religione alieni sunt*. Diese Bedeutung, auf welche schon Locke, dem Heumann beytrat, zum Theil gekommen ist, ohne sie gleichwohl so sinnreich zu benutzen, als der Verf. gethan hat, paßt vortreflich in den Zusammenhang und Geist der Stelle. Auch der neutestamentliche Sprachgebrauch begünstigt diese Erklärung. Denn daß im N. T. *κτλ* besonders das ganze menschliche Geschlecht, und bisweilen, per synedochen, einen Theil desselben, die Juden und Heiden, oder alle diejenigen bedeute, welche die Christliche Religion noch nicht angenommen hatten, wie bey den Juden die *externi*, nach Lightfoot über Marc. a. a. D. 7. leidet keinen Zweifel. vergl. Marc. 16, 15., Coloss. 1, 23. Sehr gut werden die Wörter *κόσμος* und *κτλμα*, nach Mößel's Vorgange, als sinnverwandt

1520 G. g. A. 152. St., den 23. Sept. 1813.

verglichen. Uebrigens verspricht der Apostel hier diesen Nichtchristen nicht den glückseligen Zustand der Christen, verheißet nicht, daß sie Christen werden sollen, sondern berichtet ganz einfach, was sie hoffen, wünschen und sich versprechen, so daß ἐπ' ἐλπίδι auf ἀπευδέχεται B. 19. zu beziehen, und mit ὅτι B. 21. zu verbinden ist. Der 19. Vers ist, wenn man ὡς supplirt, zu übersetzen: infideles adeo (γὰρ) sperant expectantque conditionem futuram beatam, ei similem, quae filiorum Dei erit. Doch ist es nicht nöthig, ὡς zu suppliren. Es ist populäre Rede. Auch kann man diesen 19. Vers, wie der Verf. lieber will, so fassen: qui carent nomine atque jure filiorum Dei, futuraeque salutis promisso (ἢ ὑπόσπευ), sperant adeo expectantque conditionem beatam Dei filiis destinatam et aservatam. vergl. 2, 12. Ungern ertragen die Nichtchristen die Uebel, die ihr übernehmet, ihr Christen, da ihr hingegen wisset, daß sie mit dem Bekenntnisse eures Glaubens in diesen Zeiten verbunden sind, u. s. w. Diese kurze Darstellung wird hinreichen, die Ideen des Verf. zu fassen, welcher eben so gelehrt und bescheiden, als logisch, richtig und schulgerecht, diese schwierige Stelle erläutert, und seine Gedanken, wovon wir hier nur das Wesentlichste ausziehen konnten, in einer sehr gebildeten Sprache vorgetragen hat. Da besonders in den Paulinischen Briefen noch manche der Erläuterung bedürftige oder streitige Stellen vorhanden sind, so wird der Verf. ganz in seinem Felde seyn, wenn er fortfährt, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen, wozu wir ihn angelegentlich aufmuntern.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 25. September 1813.

Wien.

Bei Anton Doll: Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthén und Steyermark, in statistischer, geographischer, naturhistorischer, ökonomischer, geschichtlicher und pittoresker Hinsicht unternommen von Dr. Franz Sartori, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Drey Bände in kl. Octav. 1811.

Im Intelligenzblatte der neuen Annalen der Literatur im österreichischen Kaiserthume machte Hr. Dr. Sartori vorläufig auf eine Reise aufmerksam, welche er durch die schönsten Partien der Deutschen Provinzen der Oesterreichischen Monarchie zu unternehmen gesonnen sey. Zum Hauptzwecke dieser Reise machte er, nach jener Ankündigung, die Deconomie der Länder, besonders ihre verschiedenen Landwirthschaftsmethoden, ihre Naturgeschichte und Geographie. Er versprach, die bisherigen schlechten Provinzialgeographien, so wie die Karten, zu verbessern, die Höhenbestimmungen der vaterländischen Gebirge zu vermehren, Beyträge zu einer botanischen Geogra-

phie zu sammeln, die Mineralogie und den Bergbau zu berücksichtigen; auch gab er Hoffnung, zur Auffindung der Gesetze des Zusammenhanges zwischen Botanik und Mineralogie beyzutragen. Die verkündigte Reise wurde im J. 1807 wirklich unternommen. Laut der Vorrede zur Reisebeschreibung brach der Verf., der damals, nach seiner Angabe, kaum 25 Jahre zählte, im Jul. von Wien auf, und kehrte schon im October dess. J. wieder dahin zurück. Vergleicht man die Dauer der Reise mit der Größe und Wichtigkeit der Länder, welche durchreiset wurden, und den Zwecken, welche der Reisende dabey vor Augen hatte, so fällt es freylich auf, wie derselbe sich getrauen konnte, in nicht vollen 4 Monathen seine Zwecke zu erreichen, und wie es ihm möglich war, in dieser Zeit selbst so viele Beobachtungen anzustellen und Erfahrungen zu sammeln, daß 3 Bände davon gefüllt werden konnten. Nach Aeußerungen der Vorrede gründete sich das Vertrauen des Reisenden hauptsächlich wohl auf die Vorkenntnisse, mit denen er ausgerüstet war. Auch gesteht derselbe, daß er einen großen Theil der von ihm mitgetheilten Nachrichten über Kärnthén der gütigen Hand eines Freundes verdanke, der als Ausländer längere Zeit daselbst gelebt habe. In der Vorrede wird noch Manches über die beste Methode gesagt, um mit wahren Nutzen zu reisen; auch gibt der Verf. Nachricht von seinem Reise-Apparate, welcher unter anderm ein Reise-Barometer — das aber leider schon im Anfange der Reise zerbrach, daher das obige Versprechen in Ansehung der Höhenmessungen wohl unerfüllt bleiben mußte — Löschpapier für Pflanzen, einen Sack für Mineralien, einen Hammer, ein Gläschen mit Salpetersäure, einen Feuerstahl, und den steten Begleiter des Verf., einen *Horz*, enthielt. Ueber die Tendenz der Reisebeschrei-

lung geben folgende Worte der Vorrede Auskunft: „Ich habe nach meiner Ueberzeugung geschrieben. Ich habe gelobt und getadelt, wie ichs für gut fand. Ich habe Mißbräuche gerügt, Vorurtheile zu bekämpfen gesucht, den Aberglauben bestritten, dem Schlen- drian nach seiner Polypenseele getrachtet, und Wünsche geäußert, die mit den Verfügungen der Regierung in steter Harmonie standen.“ Bey solchen Vorsätzen war es wohl vorauszu sehen, daß die Reisebeschreibung in den Gegenden, welche sie berührt, nicht nur Aufsehen erregen, sondern auch hier und da Mißvergnügen erwecken würde. Der Verf. selbst sagte sich dieß vorher. So ist es denn auch eingetroffen. Laut und öffentlich beschwert man sich in Oesterreich über viele in vorliegendem Buche enthaltene Nachrichten und Urtheile. Die Ansicht, welche man dort von der neuesten Reise durch Oesterreich hegt, kann uns nicht bey dieser Anzeige leiten. Wir können und müssen sie ganz unbefangen beleuchten, und dabey nur die Forderungen berücksichtigen, welche man im Allgemeinen und in Hinsicht auf die gegebenen Zusagen an den Verfasser zu machen berechtigt ist.

Der erste, 461 S. starke, Theil der Reise betrifft Oesterreich unter der **Enns**, einen Theil von **Steiermark**, und Oesterreich ob der **Enns**. Die Reise ging von Wien über **Altmannsdorf**, **Aggensdorf**, **Brunn am Gebirge**, **Medling** nach **Gaden**, bey welchem Orte **Gypsbrüche** und **Gypsbrennereyen** sind. Von da nach der **Prälatur** zum heiligen **Kreuze**, welche eine Bibliothek von 5000 Bänden, nebst 503 Codices aus dem Mittelalter, besitzt, von denen zwey an Ketten liegen. Mehr erfahren wir darüber nicht, weil der Pater Bibliothecar selbst dem **Hrn. Sartori** nicht mehr darüber sagen konnte.

Die Reise ging weiter über Alland, Kreisbach, über den Hafner Berg nach Altenmarkt. Auf der ganzen Strecke, von Wien bis dahin, sind die meisten Einwohner der Ortschaften Händler. Man handelt nach der Stadt mit Vieh, mit Kalk, Holz, Kohlen, Kienstöcken, Pech und Wagenschmiere. Die letztern Artikel gewinnt man von der Schwarzföhre, welche aber der Verf. nicht weiter mit einem systematischen Namen bezeichnet. Zur Kohlung bedient man sich der liegenden Meiler. Der Rehhof bey Altenmarkt ist eine Besizung der Frau Baroninn von Matt, einer großen Freundin der mathematischen Wissenschaften, die sich sogar mit practischer Astronomie beschäftigt. Ueber Raumberg, Hainfeld, Lilienfeld, Törniz, nach dem durch ein jetzt auflässiges Silberbergwerk bekannt gewordenen Annaberger. In einer Hütte an demselben wurden vormahls Kupfer aus Ungarn und dem Bannate gefaigert. Jetzt dient sie zum Einschmelzen alter Kanonen und Scheidemünze, woraus jährlich im Durchschnitt 84,000 Mark Silber und 1200 Centner Kupfer ausgebracht werden sollen. Nun ging die Reise über Mitterbach, Kollmer zum Gipfel des Oerschers, dessen Höhe nach Riesinger 1000 Toisen betragen soll. Der Verf. stellt mit lebhaften Farben die unermessliche Aussicht von diesem Berge dar; leider muß sich dafür die mineralogische Kunde desselben mit wenigen Worten begnügen. "Von Wien bis hieher fand ich nichts als Kalkstein" — sagt Hr. Sartori — "auch hier war mir nichts anderes zu finden vergönnt." Daß auf dieser ganzen Strecke — von deren Größe eben so, wie von den meisten übrigen Entfernungen, bestimmte Angaben ungern vermist werden — nur Eine Gebirgsformation sich zeigen sollte, scheint nicht wahrscheinlich zu

seyn; aber nach genauen geognostischen Notizen sucht man gleichfalls vergebens.

Steiermark. Der Weg führte zur heiligen Stätte von Maria Zell. Die Lage dieses Wallfahrtsortes könnte nicht besser ausgedacht werden. Von welcher Seite man dahin reiset, kommt man zu diesem Heiligthume durch romantisch schöne Gegenden, durch die herrlichsten Tempel der Natur. Zwischen lachenden Gebirgstälern und fernen beschneheten Alpen steigt die Straße aufwärts. Endlich schieben sich die Massen aus einander: sieben in einem halben Kreise neben und hinter einander emporstrebende Berge breiten ihre Arme den Scharen der Wallfahrer entgegen, und im Vordergrund dieses siebenstufigen Theaters steht Zell, die Königin der Deutschen Wallfahrtsörter. — Die Kirche wird genau beschrieben. Die Thüren der Kirche stehen den ganzen Tag offen. Man geht und kommt, ohne beobachtet zu werden. Keine Argusaugen belauschen den Fremden, keine Hüter bewachen die Schätze der Kirche; die Heiligkeit des Orts soll ihn vor aller Entheiligung, soll ihn vor räuberischen Angriffen schützen, und hat ihn bisher davor geschützt. — Der Verf. bemerkte in dortiger Gegend eine große Abneigung gegen die Schutzpocken, die darum noch nicht zu allgemeiner Verbreitung hatten gelangen können. Von Maria Zell reisete Hr. Sartori hinab der Salza entlang zu einem Gußwerke — sollte heißen, zu einer Eisengießerey, da man unter Gußwerk das Product einer Gießerey versteht. — Von welcher Art die dort befindlichen Defen u. s. w. sind, erfahren wir nicht, welches doch der Verf., wenn er Kenner metallurgischer Proceffe ist, nach eigener Ansicht hätte mittheilen können, ohne die Schuld auf den Ober-Ver-

weser des Werks zu schieben, der sein Versprechen, Nachrichten darüber einzusenden, nicht hielt. Durch die wildesten Wald- und Felsengegenden gelangte unser Reisende über das Gereuth, Weichselboden, Gschöder, in die Wildalpen, deren Name ihre Beschaffenheit ausdrückt. Man begreift darunter auch eine Pfarre, mehrere Häuser und Hammerwerke, die von dem Wildbache getrieben werden, und der Innerbergischen Gewerkschaft gehören. Auf einem der Hammerwerke wird statt des Holzes Torf angewandt. Leider wird aber über die dabei üblichen Manipulationen eben so wenig, als über die damit verbundenen Vortheile oder Nachtheile, Etwas beygebracht. Der Weg führte über die beschwerliche Eisenerzer Höhe nach Eisenerz. Von den auf jenem Wege ausgestandenen Mühseligkeiten werden wir lange unterhalten, aber dagegen nur sehr kurz von dem in so vielfacher Hinsicht merkwürdigen Eisenerze. "Ueber die Manipulation des hiesigen Bergbaues und Eisenschmelzens Etwas zu sagen, sey weit von mir" — schreibt Hr. Sartori — "Warum soll ich Menschen Wahrheiten sagen, die für sie Bitterkeit haben?" War doch unser Verf. bey andern Gelegenheiten, die nicht so geeignet waren, gründliche Kenntnisse an den Tag zu legen, bereit, die Wahrheit recht deutlich zu sagen, ohne auf Abneigung gegen dieselbe Rücksicht zu nehmen? Aus den Daten, welche man über den Erzberg erhält, ist es nicht wohl möglich, sich einen deutlichen Begriff zu machen. — In der Radmár liegt ein Kupferwerk, von dessen Entdeckung eine ähnliche Fabel, wie von der Aufindung des Erzlagers an unserm Kammelsberge, erzählt wird. — Das Werk gehört dem Stifte Seitenstätten in Oesterreich, welches das Kupfer für

feine Messingfabrik zu Reichraming verwendet. Es werden dort 180 Centner jährlich producirt. Auch ein Eisenwerk ist in der Nadmár. In einem von dem Vorweser desselben, Hrn. von Prevenhuber, angelegten Hohofen sind, nach der Angabe des Werks, wöchentlich 750 bis 900 Centner halbirtes Roheisen bey einer Beschickung von 40 Procent geblasen. Im Jahre 1801 wurden daselbst Versuche angestellt, mit einem Torfzusatz zu schmelzen, welche einen so glücklichen Erfolg gehabt haben, daß der fünfte Theil der Holzkohlen erspart werden konnte. Von der Nadmár aus wurden Excursionen in die benachbarten hohen Gebirge unternommen. Auf diesen wächst das Krummholz, welches die Steierischen Landleute Lökach oder Glökach nennen. Auch die Erle, wie das Nadelholz, wächst verkrüppelt und zu Boden gestreckt. Ueber Lainbach wurde die Wanderung durch das Land=Thal zur Gerns, einer hohen Gebirgsgegend, in welcher die Eishöhle merkwürdig ist, und von der eine Beschreibung mitgetheilt wird, fortgesetzt. — Prälatur Admont, im 11. Jahrhunderte ein Landsitz der Erzbischöfe von Salzburg. Zuerst Etwas aus der Geschichte des Stiftes, dann von einigen Merkwürdigkeiten desselben. Die Lage ist in jeder Hinsicht schön. Nicht fern von bewaldeten Bergen wird es von den reichsten Fluren umgeben. In dem Garten des Stiftes ist eine Allee von Fern=Bäumen (Zirbel=Bäumen, *Pinus Cembra Linn.*), welche die Höhe der höchsten Fichten oder Lerchen erreicht haben. Alle Fenster und Thürstöcke in dem Stifte sind aus dem so genannten Pineolensteine gehauen: einem Porphyr mit dunkel schwarzgrüner Grundmasse, in welcher pineolenförmige Stücke von weißem Feldspathe liegen.

1528 G. g. N. 153. St., den 25. Sept. 1813.

Kein Stift in den Oesterreichischen Staaten dürfte eine Bibliothek aufweisen können, wie das Stift Admont, welche in Hinsicht der zahlreichen Schriften des Mittelalters eben so sehr Aufmerksamkeit verdient, als sie durch das prachtvolle Aeußere den Fremden imponirt, der sie zum ersten Mahle betritt. Hr. Sartori läßt der Gelehrsamkeit und Humanität des Prälaten Gotthard Kugelmayer volle Gerechtigkeit widerfahren. Von Admont aus wurde eine Excursion auf den Tattervigl, einen hohen, von da nördlich gelegenen, Berg, gemacht. Die Reise ging weiter nach Frauenberg oder Maria Kulm, Ströcha, Liezen, Trdnitz, wo ein auf kaiserliche Rechnung betriebenes Eisenbergwerk, eine Steinkohlengrube und eine Pulvermühle ist; dann nach Aussee, wo sich der Sitz des landesfürstlichen Salz-Oberamtes in der Steiermark befindet. Die Verdienste des vermaligen Ober-Amtmanns Joseph Lenoble Edlen von Edlersberg werden gerühmt. Der Verf. verspricht, "die ganze Manipulation des Salzwesens gleichsam ab ovo usque ad mala zu behandeln, und den Lesern eine Darstellung derselben zu geben, die ihnen die ganze Methode der Erzeugung des Salzes, von dem Salzberge an bis zu dem Salzverlage, verständlich soll." Nun folgt eine den Kenner wenig befriedigende Beschreibung des Ausseer Salzberges Sandling, und der Salzsedung zu Aussee und in der Banisch. An letzterem Orte sind durch Hrn. Lenoble v. Edlersberg Siedepfannen nach neuer, verbesserter Methode erbauet; deren Dimensionen aber geheim gehalten werden. — (S. das nachfolgende Stück.)


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. Stück.

Den 25. September 1813.

Wien.

Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnten und Steiermark u. u. von Dr. Franz Sator (s. oben S. 1521).

Oesterreich ob der Enns. Das Salz-Kammergut. Da in dem Bezirke des Salz-Kammergutes sehr wenig Getreide zu finden ist, so wird demselben das meiste aus Ungarn zugeführt. Das Salz-Kammergut wird von dem Salz-Oberamte in Gmunden verwaltet, dessen Chef den Titel Salz-Oberamtmann führt. Unter demselben stehen Salzämter zu Hallstadt, Ischl und Ebensee. Das Steinsalz der zu Hallstadt und eine Stunde von Ischl am rechten Ufer der Traun befindlichen Salzberge wird im Wasser gelöst; die Sole wird durch Röhren in die Siedehäuser zu Ebensee, Ischl und Hallstadt geleitet, und hier producirt man im Durchschnitt 800,000 Centner Salz, welche auf kaiserliche Rechnung in Böhmen, Mähren und Oesterreich verkauft werden, und über Eine Million Gulden einbringen sollen. Das Salz in Stöcken hat den Namen

L (7)

Sudersalz, das Salz in Fässern wird **Küffelsalz** genannt. Von **Traundorf** über den **Hallstädter See** nach **Hallstadt**. Auf dem Wege wurde der **Waldbachstrub**, ein sehr großer und schöner Wasserfall, wogegen, nach dem Verf., die Wasserfälle der **Salza**, die **Fälle der Ens**, die **Cascaden in Berchtesgaden**, die der **Taurach**, der **Fall der Gurmig**, sehr im Hintergrunde stehen, besucht. Ueber **Grifern**, **Laufen** nach **Ischl**, wo man eben, trotz der gemessensten Befehle der Regierung, ein Gewitter durch Läuten abzuwenden suchte. Außer den Salzwerken ist hier eine gemeine Bergarbeiterinn, Namens **Susanna Laimerinn**, welche, ohne Anleitung gehabt zu haben, treffliche Zeichnungen nach der Natur verfertigt, bemerkenswerth. Bey **Ischl** der so genannte **Ischlberg**, ein Salzberg, welcher mit dem in der Steiermark gelegenen Berge **Sandling** in Verbindung steht. Von **Ischl** fuhr Hr. **Sartori** auf der **Traun** in einem Salzschiffe bis nach **Ebensee**, wo sich die beträchtlichsten Sudwerke des Salz-Kammergutes befinden. Die Sole wird aus dem **Hallstädter Salzberge** acht Stunden weit durch Röhren (**Streimen**) zugeleitet. Der **Traun-** oder **Gmundner See** gewährt da, wo die **Traun** in ihn mündet, einen höchst imposanten Anblick. Reizend ist die Lage von **Gmunden**, und sehr reich die Gegend nach **Kremsmünster**, bis **Steier**, **St. Florian** und **Linz**; sie ist das **Campagnien** der **Oesterreichischen Monarchie**. Man sieht kein Dorf, ist aber immer zwischen Häusern oder so genannten **Höfen**, die in der Mitte der dazu gehörigen Gründe stehen.

Kremsmünster. Ueber die Lage, Geschichte, den gegenwärtigen Zustand dieser Abtey, und die daselbst befindlichen großen Subsidien zur gelehrten Bildung, zu denen eine Bibliothek, eine Stern-

warte, Sammlungen von Naturalien, Instrumenten und Kunstfachen gehören, ist manches Lesenswerthe mitgetheilt. Ehemahls war in diesem Stifte, außer dem Lyceum, auch eine Ritterschule, die von dem Abte Firmilianer eingerichtet wurde, später aber wieder eingegangen ist. Mehrere berühmte Männer, namentlich auch der hoch verdiente Freyherr v. Moll in München, haben darin ihre frühere Bildung erhalten. — In dem Dorfe Sirming und in der umliegenden Gegend, so wie in der Stadt Steier, sind bedeutende Fabriken: dort vornehmlich Kattun- und Parchend-Fabriken; hier, außer mehreren Zeug-Manufacturen, auch mancherley Metall-Fabriken, in denen Klinsen, Messer, Ahlen, Feilen u. s. w. verfertigt werden; eine Gewehr-Fabrik, welche für den kaiserl. Hof arbeitet. Ein großer Theil der in Steier fabricirten Waren geht nach der Türkey und nach Rußland. — Die Gegend zwischen Sirming und St. Florian ist eine der vorzüglichsten des Traunviertels. Die Lage dieses Stiftes ist noch reizender, als die von Kremsmünster. Unter den Chorherren desselben gibt es viele aufgeklärte Männer. Die Bibliothek des Stiftes ist reich an Seltenheiten. Außerdem besitzt es eine Münz-, Naturalien- und Kunstsammlung. Von St. Florian aus wurde eine Excursion nach Ens gemacht, und dann die Reise über Ebersberg nach Linz fortgesetzt, über welche Stadt sich der Verf. ziemlich ausführlich, und, wie es scheint, con amore ausläßt, woben dann auch, wie durchgehends in dieser Reise, die Chronique scandaleuse nicht unberücksichtigt bleibt. Von Linz führte der Weg über die Welser Zeide, die, nach dem Verf., in öconomischer Hinsicht vielleicht eben so viele Aufmerksamkeit verdient, als sie in historischer Rücksicht werkwürdig ist. Leider erfahren wir aber von die-

fen Merkwürdigkeiten so gut wie gar nichts, obgleich die Reise doch besonders auch in öconomischer Hinsicht unternommen wurde. Ueber Wels, Lambach, Schwannenstadt, Vöcklabruck, Mondsee, in das Salzburgische. Schwannenstadt ist bemerkenswerth, weil hier eine der vorzüglichsten Fabriken des Landes ob der Ens besteht, die Jenny'sche Baumwollen-Manufactur. Die hier verfertigte Ware geht unter dem Nahmen Schweizer Ware nach Leipzig und nach Petersburg, ob sie gleich meistens durch Inländer erzeugt wird. Die Fabrik setzt 250 Stühle in Bewegung, und soll 10,000 Menschen beschäftigen.

Der zweyte, 405 S. starke, Band der neuesten Reise durch Oesterreich betrifft Salzburg, Berchtesgaden und Kärnthen. Waren die Gegenden, welche der Verf. im ersten Theile schildert, im Ganzen weniger genau aus Schriften bekannt, so besaßen wir dagegen über das merkwürdige Salzburg und Berchtesgaden schon längst viele treffliche, genaue Nachrichten. Dessen ungeachtet hätte es unserm Reisenden nicht schwer werden können, noch eine reiche Nachlese zu halten. Er scheint aber bei der weitem Fortsetzung der Reise wenigere Sorgfalt auf eignes Beobachten, als auf das Benutzen der Bemerkungen Anderer gewandt zu haben. In den Nachrichten über das Salzburgische finden sich sogar an verschiedenen Stellen ganze Seiten, welche aus der Reise nach dem Glockner vom Prof. Schultes wörtlich abgeschrieben sind; und eben so ist Vieles aus Vierthaler's Reisen durch Salzburg entlehnt.

Salzburg. Nach Hrn. Sartori haben die politischen Veränderungen auf diese Stadt großen Einfluß gehabt. Nicht bloß der allgemeine Volkscharacter hat gelitten, sondern auch auf die höhere

wissenschaftliche Cultur haben die Veränderungen nachtheilig eingewirkt. Düsteres, kaltes Leben ist an die Stelle der ehemahligen Gesellschaflichkeit getreten, und Mißmuth und Mißtrauen hat die frühere Biederkeit des Salzburgers verdrängt. — **Berchtesgaden.** Das kleine Land Berchtesgaden gleicht einer großen Werkstätte. Die meisten Handwerker, Bauern und Tagelöhner sind zugleich Arbeiter in Holz, Knochen. Die Summe Geldes, welche für die verfertigten Waren ins Land gezogen wird, soll sich auf etwa 150,000 belaufen. Nur ein geringer Theil davon fließt für seltene Holzarten, für Farben und Leim dem Auslande wieder zu. Unter den Arbeitern herrscht ein wahrer Castenzwang. Jedem Handwerker ist die Art seiner Ware seit Jahrhunderten vorgeschrieben. Der Sohn folgt immer seinem Vater im Handwerke; nur der Drechsler kann einen Drechsler, nur der Schnitzer einen Schnitzer, nur der Schachtelmacher einen Schachtelmacher u. erzeugen. Der Arbeitsamkeit der Berchtesgadener ungeachtet, ist doch Dürftigkeit beynabe das allgemeine Loß derselben. Ein großer Theil derselben darbt freylich des Müßigganges wegen. Eine Menge junger, kräftiger Pirsche sieht man den ganzen Tag am Wege sitzen, und nichts thun, als stricken, und die Vorübergehenden mit Bettelleyen anfallen. Man nennt diese Faulenzer dort Selbsterer. — Das merkwürdige Berchtesgadener Salz-Bergwerk wird nur ganz im Vorübergehen berührt. Unser Reisende besuchte den Königs-See, über dessen majestätische Umgebungen er in das Urtheil früherer Reisebeschreiber einstimmt. Auf dem See wurde eine Fahrt nach dem Bessel, nach St Bartholomä, und von hier eine Wanderung nach der Kispapelle unternommen. Nach dieser Excursion wurde

die Reise von Salzburg über Hallein, Golling, Werfen, Lüttau, Radstadt, und dann über den Radstädter Tauern fortgesetzt. Man fuhr durch das Salzburgerische des Nachts, und besah sich am Tage an merkwürdigen Orten: welche Methode doch aber für eine in naturhistorischer und öconomischer Hinsicht unternommene Reise, die bey jedem Schritte Stoff zu Beobachtungen darbietet, dem wenigstens, der Augen hat zu sehen, nicht sehr empfehlenswerth ist, am wenigsten aber empfohlen werden kann in einem Lande, wie das Salzburgerische, welches so reich an Naturschönheiten und Naturmerkwürdigkeiten ist. — Zu Tweng, am Fuße des Lamm, steht dem Posthause gegen über, eine Meilensäule des Septimius Severus, halb zertrümmert. Von hier ging die Reise durch das Lungau. Merkwürdig ist die Auswanderung der Schweinschneider, von denen jährlich über 200 von da mit obrigkeitlichen Pässen nach Kärnthten, Tyrol, Steiermark, Oesterreich, Baiern, Sachsen, Böhmen, Mählen, Ungarn bis an die Türkische Grenze ziehen, um ihre vom Vater auf den Sohn vererbte Kunst auszuüben. Einige davon kehren schon im Junius zur Feldbestellung, andere aber erst im Herbst und Winter, wieder zurück. Sie theilen sich in Meister und Knechte, und haben bestimmte Gatte oder Bezirke, welche sie einander gegen gewisse Bedingungen gerichtlich überlassen, deren Grenzen keiner ungestrast überschreiten darf. Manche übernehmen das zu schneidende Thier gegen Bürgschaft, dasselbe zu erlegen, wenn der Schnitt mißlingen sollte.

Kärnthten. Nach diese Provinz bereisete unser Verf. zu Wagen, und, wie es scheint, etwas eilig. Dessen ungeachtet faßte er den Entschluß, dieses von Schriftstellern noch wenig gewürdigte Ländchen

etwas weitläufiger zu behandeln, und sich nicht bloß auf die Straße einzuschränken, welche er befuhr, sondern alle seine Beobachtungen, Erfahrungen und die Kenntnisse, welche ihm wohlunterrichtete Männer mittheilten, seinen Lesern vorzulegen. Wo und wie jene Beobachtungen von dem Verf. angestellt wurden, und in wie fern man sich auf die Glaubwürdigkeit seiner Gewährsmänner, die zum Theil nicht genannt worden sind, verlassen kann, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; können aber nicht verhehlen, daß uns ein Theil der Nachrichten das Gepräge von Klatschereien und Uebertreibungen zu tragen scheint. Gleich zuerst sehr ausführlich vom Wallfahrten und von den Wallfahrtsörtern der Kärnthner, die nach der Reihe aufgeführt und geschildert werden. Sie heißen: Maria Loch, Maria in Wolschad, der Magberg, der Freudenberg. Dann von den gar mancherley Arten des crassesten Aberglaubens, und den argen Mißbräuchen, welche darauf sich stützen; von dem traurigen Zustande des Gottesdienstes, den empörenden Charfrentags-Tragödien, welche noch in den Jahren 1806 und 1807 an öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden; darauf eine Galerie der Kärnthenschen Geistlichkeit, in denen die Wohnorte derselben doch nur mit den Anfangsbuchstaben angegeben sind. Sollte von diesem Allem auch Manches übertrieben seyn, wie kaum zu bezweifeln ist, so bleibt doch sehr Vieles übrig, welches von der Finsterniß, die noch hin und wieder in Kärnthen herrscht, ein trauriges Bild gibt. — Die Reise ging über Gmünd durch das Liserthal, von dessen mittelmäßiger Deconomie einige oberflächliche Nachrichten mitgetheilt werden. An magern Bergstrecken, wo nur Dorngesträuche fortkommen, werden sogenannte Bereurthe gemacht. Sie dienen einigē

Jahre hindurch dem Vieh zur Weide; dann werden die Hecken im Frühjahr niedergehauen, und bleiben so liegen bis zum Herbst, wo sie angezündet werden. In den durch die Asche verbesserten Boden wird gewöhnlich Weizen gesäet. — Ueber Spital, Paternion, Villach, Velden nach Klagenfurth. Unbegreiflich ist es, daß der Verf. in dem merkwürdigen Villach nicht weilte. Von der berühmten Villacher Alpe, von Bleiberg, von den dortigen Berg- und Hüttenwerken, keine Sylbe! Klagenfurth. Auch hier wendet sich der Verf., seiner Gewohnheit getreu, zuerst zur Schattenseite. Von den Bettelhorden Klagenfurths und Kärnthens im Allgemeinen wird auf vierzehn Seiten gehandelt. Die Anzahl der Bettler in dieser Provinz getrauet sich Hr. Sartori auf 12,000 bis 15,000 zu schätzen! Von den Bettlern ist der Uebergang zu den Dieben, von diesen zur Beutelschneiderei der Wirthe. Darauf werden, mit grellen Farben, die Blödsinnigen oder so genannten Ungescheidten, Unweltsüchtigen, Dosten, Docker, Treapen, geschildert, deren Anzahl auf 6000 bis 8000 angelegt wird. Dann von den Ehen, von den Trachten, besonders ausführlich von den Gebräuchen und Mißbräuchen bey den Hochzeiten. Von den Festtagen. In Kärnthen werden 40 bis 45 willkürliche und 70 gebotene, also wenigstens 110, des Jahrs gefeiert; hiernach hätte also der gemeine Kärnthner beynähe nach zwey Arbeitstagen einen Ruhetag! Die übrige Chronique scandaleuse, nebst einigen andern Nachrichten von Kärnthen im Allgemeinen, und von Klagenfurth insbesondere, sind unter folgende Rubriken vertheilt: Unreinlichkeit, Völlerei, Rauflust, Unlauterkeit, Kugelschlagen, Eischieben, Wettschießen, Kegelschieben, Kartenspiel, Schimmeln, Bekränken des Viehes,

Zujauchzen, Faschingslustbarkeiten, Wettstreit des Winters und Sommers, Spiel auf der Zitter und dem Hackbrette, poetischer Wettstreit der Tanzenden, Herabrollen eines brennenden Rades, Osterfeuer, Abkaufung des Jungfernkranzes; das kais. königl. Lyceum, geistliches Seminar oder Priesterhaus, weibliche Erziehungs-Institute, militärisches Erziehungshaus, litterarischer Verein des Prof. Kupperth; die Kröpfe, die Luffseuche, die Krätze, die fallende Sucht, die Blattern, die Fieber. Vey dieser Rubricirung muß nicht allein die Ordnung, sondern besonders auch der Mangel solcher Rubriken auffallen, welche mit den auf dem Titel angegebenen Hinsichten harmoniren. — Am Schlusse des zweyten Bandes wird kurz, aber bündig und ziemlich vollständig die Oeconomie des Lavantthales geschildert. Dieß ist das einzige wahrhaft Interessante über Kärnthén, und bey nahe der einzige brauchbare Beytrag zur Oeconomie in dieser Reise, den aber auch der Verf., laut einer Anmerkung, dem Hrn. Dr. Burger, Professor der Oeconomie zu Klagenfurth, verdankt.

Dritter Band, von 319 S. Der Verf. kehrte über die Paß nach Steiermark zurück. Zu Oberndorf ist ein Steinkohlen-Bergwerk, welches dem Salpeter-Fabricanten Geyer zu Grätz gehört. Auch ist daselbst eine Glashütte angelegt, welche mit Steinkohlen betrieben wird. Von da ging es über Voitsberg zur Weißblech-Fabrik zu Krems, welche ihr Material theils von Vorderberg, theils von Judenburg und aus Kärnthén bezieht. — Dann weiter über Liboch, seitwärts von der Hauptstraße ab, nach Dobbelsbad, wo eine Mineralquelle ist, die zuweilen von Grätzern besucht wird. — Grätz. Der Verf. gibt eine ausführliche Schilderung dieser Stadt, in welcher er selbst

vierzehn Jahre verlebte. Ob es gleich an guten Nachrichten über Gräß nicht mangelt, so wird man doch auch die hier mitgetheilten nicht ungern lesen. Die Reise wurde über Peßau nach Niesitz fortgesetzt, wo ein Eisenhammer, ein Kupferhammer und auch ein silberhaltiges Bley-Bergwerk ist. Nach dem Verf. ist dieses ein Muster von montanistischer Einrichtung; dennoch aber rath Hr. Sartori Niemanden, den 72 Klafter tiefen Schacht wegen der großen Gefahr des Hinabkletterns und der ziemlich schlechten Wetter, zu befahren. Auch erfahren wir über das Vorzüglichste der Einrichtungen nichts weiter. Auf dem Wege nach Uebelbach ist eine zu dem Bergwerke gehörige Schmelzhütte, über deren Proceß man aber auch ununterrichtet bleibt. Auch hinter dem Schlosse Rabenstein liegt ein silberhaltiges Bley-Bergwerk. Ueber Frohnleiten, Köchelstein zur Nürniger Höhle am Drachentauern, in welcher sich Osteolithen finden; dann über Bruck in das Mürzthal, welches unter den Naturschönheiten der schönsten Länder des südlichen Deutschlands eine der ersten Stellen einnimmt.

Oesterreich unter der Ens. Wienerisch Neustadt. Nach einigen Nachrichten über die Stadt und ihrer Geschichte auch ein paar Bemerkungen über den mit 52 Schleusen versehenen Canal, welcher von hier nach Wien geführt ist, im Jahre 1797 angefangen, im Jahre 1803 vollendet wurde, und nun der Hauptstadt Steinkohlen, Holz, Mauerziegel, Eisen und andere Fabrik-Erzeugnisse zuführt. Die zweite Hälfte des zweyten Bandes nehmen 15 Beshlagen, größten Theils naturhistorischen, öconomischen, technischen und historischen Inhalts, ein. Sie haben verschiedenen Werth, und sind auch offenbar nicht sämmtlich aus der Feder des

Hrn. Sartori gestoffen. 1. Zustand der Kalkbrennereyen um Gaden. 2. Das Annaberger Silber-Bergwerk. Nicht sowohl von dem Werke selbst, als von den Erzen, die daselbst brechen. Uebrigens ist diese ganze Beylage ein Plagium, ein wörtlicher Abdruck nämlich aus dem mineralogischen Taschenbuche von Strüg (Wien und Triest 1807) S. 250 — 256, ohne daß dieses an irgend einer Stelle angeführt ist. 3. Manipulation des Einerschmelzens der Scheidemünze und der Kanonen in der Schmelze. 4. Beyträge zur Fauna der Gegend um den Oetscher. 5. Beyträge zur Flora des Oetschers. Trockene Namensverzeichnisse ohne wissenschaftlichen Werth. 6. Sammlung einiger Steiermärkischen Provinzialismen. 7. Die Entstehung und Verfassung der Innernberger Eisenwerkschaft. 8. Verzeichniß der in der Kadmár und in der Gegend umher vorkommenden Mineralien. Ganz unwissenschaftlich. 9. Verzeichniß einiger historischer Werke, die sich in der Bibliothek zu Idmont befinden. Nur 10 Bücher sind aufgeführt, welche eine besondere Beylage nicht verdienen. 10. Verzeichniß der phänogamischen Pflanzen in dem Salz-Kammergute, und vorzüglich auf den Alpen desselben. Dürre Nomenclatur ohne Werth. 11. Beschreibung der alten und neuen Siedehäuser zu Ebensee, und der dabey gebräuchlichen Manipulation. Vermuthlich dem Hrn. Sartori mitgetheilt. 12. Die Halbwölfe-Meß zu Linz. 13. Beschreibung des Bauernhauses Nr. 16. Dorf Dan. Pfarr Sargberg unter der Herrschaft Kirchenamt Ens. 14. Geschichte der Wollenzeug-Manufactur zu Linz. 15. Die Rainach-Regulirung (Regulirung des Laufes der Rainach).

Zu den Ausschmückungen des Werks des Hrn. Sartori gehören: erstens vor jedem Bande ein sauberes Kupfer, nach Original-Zeichnungen von Loder, von Platschke gestochen. Sie stellen vor: den Weg durch die Wildalpen, den Paß am Radstädter Tauern, und das Stift St. Flavian. Zweitens, eine große Menge von Stellen aus Römischen, Deutschen und Französischen Dichtern, die, oft sehr gesucht, mit dem Texte verwebt sind.

Die von dem Hrn. Sartori über Kärnthen mitgetheilten Nachrichten haben eine eigne Gegenschrift veranlaßt, deren wir hier noch mit einigen Worten gedenken müssen.

Klagenfurt.

Gedruckt bey J. Leon: Beleuchtung der neuesten Reise durch Oesterreich ob und unterm Enns u. s. w. von Dr. Franz Sartori Ein wesentlicher Nachtrag zu dieser Reisebeschreibung, mit einziger Hinsicht auf Kärnthen. 1812. 104 Seiten in Octav.

Diese Schrift ist, so wie auch die Sartori'sche Reise, Sr. kais. l. Hoheit dem Erzherzoge Johann Baptist zugeweiht. Die Dedication ist von dem ständischen Chef in Kärnthen, Hrn. geheimen Rath Freyherrn von Ulm, die Vorrede dagegen von dem auch als Gelehrter rühmlichst bekannten Hrn. geheimen Rath Grafen von Enzenberg unterzeichnet. Die Schrift selbst gehet die Sartori'sche Reise, so weit sie Kärnthen betrifft, Schritt vor Schritt mit Gründlichkeit, aber zugleich mit edler Mäßigung und Würde, durch. Die Aufrichtigkeit, womit manche Fehler, auf welche man in Kärnthen stößt, zugegeben werden, nimmt sehr für diese Schrift ein, die in jeder Zeile das Gepräge

tiefer Einsicht und vollkommenster Wahrheitsliebe trägt. Ohne uns weiter ein scheidrichterliches Urtheil über die Sartori'schen Behauptungen und die seiner Gegner anmaßen zu wollen, halten wir es doch für unsere Pflicht, jedem Leser der neuesten Reise durch Oesterreich die aufmerksame Lecture dieser Betrachtung derselben dringend zu empfehlen.

Außer dieser Gegenschrift ist zu Klagenfurth noch eine andere von dem Doctor Kumpf unter dem Titel: *Kritische Andeutungen* u. s. w. erschienen, welche in vielen Stücken mit jener übereinstimmt, und in mancher Hinsicht derselben zur Ergänzung dienen kann.

Göttingen.

Bei Dieterich 1813: *Commentatio de singulari vi atque effectu possessionis rerum mobilium, ad articulum 2279 Codicis Napoleonei* — quam munus Professoris juris ordinarii in Academia Georgia Augusta publica oratione auspicatoris scripsit D. *Ant. Bauer*, ordinis coronae Westphalicae eques. 32 Seiten in Quart.

Unter den wichtigsten und schwierigsten Artikeln des Code Napoléon nimmt der Art. 2279 eine der ersten Stellen ein, und verdient daher die ausführliche Erläuterung, welche ihm der Verfasser gewidmet hat, und die man in den Schriften der Rechtsgelehrten vergeblich sucht. Nach einer Einleitung, in welcher die Bestimmungen des Römischen, Deutschen und Französischen Rechts über jenen Gegenstand verglichen werden, erklärt der Verfasser den Sinn der Worte: "*en fait de meubles la possession vaut titre,*" dahin: bey beweglichen Sachen gilt der bloße Besitz in der Regel für Eigenthumserwerb, und gibt also

Eigenthum. Daß dieß der wahre Sinn des gedachten Artikels sey, wird aus den Gründen des Gesetzes, aus dessen Fassung und aus Vergleichung mit andern Stellen dargethan, zugleich aber die Ansicht derer widerlegt, welche dem Besitz beweglicher Sachen bloß die Kraft einer Einrede wider dingliche Klagen beylegen, so wie derer, welche jene Regel dahin deuten, daß der Besitz die Stelle eines Rechtsstitels zum Zweck der Usucapion vertreten solle. Darauf untersucht der Verf. die Bedingungen, unter welchen dem Besitze diese besondere Kraft einwohnt (zu welcher insbesondere der gute Glaube im Augenblicke des Erwerbes zu rechnen ist), und schildert die eigenthümlichen, in das ganze Civilrecht tief eingreifenden, Wirkungen jener Regel. Sie nimmt nämlich dem Eigenthum an beweglichen Sachen die Natur eines absoluten Rechts, schließt alle Klagen gegen den dritten Besitzer, als solchen, aus, macht daher die erlöschende Verjährung unnütz, und gibt dem Besitz gleiche Kraft mit der Erfindung. Je wichtiger in allen diesen Hinsichten die gedachte Regel ist, desto nothwendiger erscheint die genaue Bestimmung des Umfanges der ihr hinzugefügten Ausnahme. Der §-2 des Art. 2279 gestattet nämlich die Vindication verlornen und entwendeter Mobilien während eines Zeitraumes von 3 Jahren. Diese Ausnahme beschränkt der Verfasser auf solche Sachen, deren Besitz der vorige Eigenthümer nicht selbst auf einen Andern übertrug, sondern durch Zufall oder fremde Illegalität verlor. Händigte aber der Eigenthümer seine bewegliche Sache einem Andern ein, welcher sie nachher bößlich an einen Dritten veräußerte, so kann er sich bloß an jenen, dem er die Sache anvertraute, nicht aber an den redlichen Erwerber halten. Hieraus ergibt sich

also die große Aehnlichkeit des Art. 2279 mit dem Deutschen Rechts-Sprichworte: **Hand wahre Hand**, oder wo man seinen Glauben verloren hat, da muß man ihn wieder suchen. Die Wirkung der Ausnahme besteht, nach der Ansicht des Verfassers, darin, daß während jener dreijährigen Frist die Kraft der durch den §. 1 des Art. 2279 aufgestellten Regel völlig suspendirt bleibt, nach Ablauf dieser Frist aber wieder auflebt, so daß nunmehr auch der Besitz entwendeter und verlornen Sachen alle oben bemerkten Wirkungen hervorbringt, und daher insbesondere die Stelle sowohl der erlöschenden, als der erwerbenden Verjährung vertritt. — Der letzte Theil der Abhandlung ist der Erläuterung der vielen Artikel gewidmet, welche mit der Regel des Art. 2279 in Widerspruch stehen, indem sie die vindication der Mobilien gegen einen dritten Besitzer, auch außer jenen Fällen, zuzulassen scheinen. Diese Artikel — bey deren Abfassung die Gesetzgeber obige Regel wohl zum Theil außer Acht gelassen haben dürften — sucht der Verfasser auf folgende Weise mit der Regel in Uebereinstimmung zu bringen. Sie sind entweder, der Regel gemäß, bloß auf vindication unbeweglicher Sachen zu beschränken (Art. 960, 1599, 1664), oder, in so fern sie wirklich von Mobilien gelten, reden sie entweder von andern Klagen (Art. 880), oder von Zurückforderung der Mobilien aus den Händen eines unredlichen Besitzers, oder von der ausnahmsweise gestatteten vindication verlornen und entwendeter Sachen (Art. 568—579, 1238, 2012 N. 1 §. 5). Die größte Schwierigkeit bietet der Art. 2239 dar, indem er eine usucapion deponirter Sachen zuläßt, während doch, nach Art. 1918, nur Mobilien der Gegenstand eines depôt seyn

1544 G. g. A. 154. St., den 25. Sept. 1813.

können. Der Verf. erklärt diesen Artikel dahin, daß, vermöge desselben, der bloße Besitz beweglicher Sachen die Natur der Erbsitzung habe, und also in diesem Sinne auch Mobilien usucapirt werden könnten. Auf eine minder künstliche Weise dürfte sich indessen der Art. 2239 aus Art. 1915, verglichen mit Art. 1959, erläutern lassen. Hiernach begreift nämlich Depôt im weitern Sinne auch unbewegliche Sachen; in so fern also der Art. 2239 von Erbsitzung deponirter Sachen redet, ist er in Gemäßheit der Regel des A. 2279 bloß auf Immobilien zu beziehen. Aber auch auf deponirte Mobilien mit Bezug, ließe sich doch ein Fall denken, wo Verjährung Statt finden kann, nämlich wenn der Empfänger in bösem Glauben ist. Hier kommt ihm die Regel des Art. 2279 nicht zu statten, aber erbsitzen kann er die Sache, nach Art. 2262. Der Art. 2102 N. 1 §. 5 möchte wohl nicht aus der Regel des Art. 2279 zu erklären seyn, sondern vielmehr eine neue Ausnahme bilden, deren Grund in der Begünstigung zu suchen ist, welche der Code Napoléon überhaupt dem Vermiether zu Theil werden läßt.

Zu S. 1328.

Es ist dort bey der Anzeige der von dem Hrn. Canzler Niemeyer herausgegebenen Originalstellen Griechischer und Römischer Classiker über die Erziehung bemerkt worden, daß in einem Excerpte aus Seneca 9 Druckfehler in 8 Reihen befindlich wären. Wir sind nun benachrichtigt, daß zufällig bloß in das Exemplar des Recensenten ein uncorrectirter Bogen gekommen ist, und daß in allen übrigen Exemplaren sich jene Fehler nicht befinden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 27. September 1813.

Göttingen.

Bei **Heinr. Dieterich**: Beiträge zu der Lehre von dem Verhältnisse der Rechtspflege zur Verwaltung nach der Verfassung Frankreichs und Westfalens, von **E. J. Kulenkamp**, Richter bey dem königl. westfälischen Tribunale erster Instanz zu Hersfeld im Werra-Depart. Erstes Heft. 1813. S. VIII, 270 in Octav.

Alle Zweige der öffentlichen Verwaltung durchzugehen und zu zeigen, in wie fern die Rechtspflege damit in Berührung komme oder dabey concurrire, in wie fern also die Behörden der Rechtspflege competent seyen, um auf Gegenstände der öffentlichen Verwaltung zu wirken, und auf diese Weise das bis jetzt noch bey weitem nicht erschöpfend dargestellte Verhältniß der Rechtspflege und der Verwaltung zu einander in Frankreich sowohl, als in Westfalen, aufzuhellen und zu erläutern, war der Zweck des Verf., den er auf eine eben so gründliche als belehrende Art vollkommen erreicht hat. Es ist dem Rec. vorliegendes Werk eine desto erfreulichere Erscheinung gewesen, da die Materialien vorzüglich für Westfalen hier noch so sehr mangelhaft waren, und da das Staatsrecht sowohl von Frankreich, als von Westfalen, überhaupt noch un-

gleich weniger einsichtsvolle Bearbeiter gefunden hat, als man der Wichtigkeit des Gegenstandes nach vermuthen sollte. Wann wird doch endlich einmahl das Vorurtheil aufhören, daß Kenntniß des öffentl. Rechts eines Staats nur denjenigen brauchbar und nützlich sey, die zu den höchsten Posten in demselben Aussicht haben, nicht aber einem jeden öffentl. Beamten, geschweige einem jeden in dem Staate lebenden gebildeten Manne! Die Arbeit des Vf. ist zunächst für Westfalen bestimmt, sehr zweckmäßig aber hat er auch auf das Rücksicht genommen, was in dem Musterstaate Frankreich gesetzlich ist, zumahl da es in Westfalen in dieser Rücksicht noch so sehr an hinreichenden gesetzl. Vorschriften mangelt. Die Abweichungen der Französ. Legislation von der Westfälischen sind von dem Vf. jedesmahl sorgfältig unter dem Texte bemerkt. Das Werk zerfällt in mehrere einzelne Aufsätze, von denen in diesem ersten Hefte 27 enthalten sind. Die Grenzen dieser Blätter erlauben uns nicht, jede einzelne Abhandlung weitläufiger durchzugehen; eine kurze Anzeige mag hinreichen, um die Leser auf die Wichtigkeit der hier behandelten Materien aufmerksam zu machen. 1. **Der König.** Er ist, so wie auch die königl. Familie, in allem, was sie persönlich betrifft, den Bestimmungen des Familienstatuts unterworfen, u. steht deßhalb keineswegs unter den Gerichten des Königreichs. 2. **Das königl. Haus, der Hofstaat.** Streitigkeiten über die mit dem Intendanten des königl. Hauses geschlossenen Accorde oder über die für den persönl. Dienst des Königes oder der königl. Häuser übernommenen Streitigkeiten u. Ueferungen werden in Frankreich sowohl, als in Westfalen, von dem Staatsrathe in erster und letzter Instanz entschieden. Die zum Hofstaate gehörenden Personen stehen in Westfalen in Rücksicht auf ihre persönl. Verhältnisse unstreitig unter den gewöhnl. Gerichten. 3. **Orden der Westfäl. Krone.** Die Ritter sind rücksichtlich ihrer

Ordensverhältnisse den Gerichten nicht unterworfen; ob der Gehalt der Ritter, und in wie weit er mit Arrest belegt werden könne, ist zweifelhaft; in Frankreich wenigstens ist der Gehalt der Mitglieder der Ehrenlegion dem Arreste gar nicht unterworfen. Die Administration der Güter des Ordens besitzt dieselben Befugnisse, wie andre öffentl. Verwaltungen; rücksichtlich der anzustellenden Prozesse wird sie den Gemeinden gleich gehalten, und bedarf zu ihrer Führung der Autorisation des Großkanzlers. 4. Adel. Bey der Prüfung der bisherigen Adelstitel, der Aufbewahrung u. Ausfertigung neuer Patente concurriren die Gerichte auf keine Weise, wohl aber sprechen die Correctionstribunäle die Strafen gegen diejenigen aus, welche sich selbst Titel, Wapen u. Attribute des Adels, die ihnen vom Könige nicht ertheilt sind, oder gegen diejenigen, welche ihnen dergleichen ohne Befugniß beylegen; in keiner Rücksicht genießt jedoch der Adel eines privilegierten Gerichtsstandes. In wie fern die Gerichte bey den Majoraten wirksam sind, wird nach Anleitung der darüber erschienenen Decrete weitläufiger entwickelt, und dabey werden zugleich einige hieher gehörige Streitige Fragen von dem Vf. beantwortet, nämlich a) ob der Staatsrath, als solcher, oder der Cassationshof die Nichtigkeit von Urtheilen, wodurch gesetzwidrige Veräußerungsacte von Majoratsgütern für gültig erklärt worden sind, auszusprechen habe. Der Vf. entscheidet sich für den Staatsrath, weil hier von eigem staatsrechtl. Verhältnisse die Rede sey, die Majoratsgüter gewissermaßen als Staatsgüter anzusehen seyen, und als solche außer den Grenzen der Competenz der Gerichte liegen; b) welche Behörden über die Gültigkeit oder Ungültigkeit eines außergerichtl. Actes der Veräußerung, Verpfändung u. s. w. eines Majoratsgutes zu entscheiden haben? Zwey Fälle werden, nach unserm Bedünken, sehr richtig unterschieden: aa. die Veräuße-

ferung war erlaubt; alsdann sind die Gerichte incompetent, in so fern von der Gültigkeit oder Ungültigkeit derselben in Beziehung auf die Erlaubniß zur Veräußerung, wohl aber competent, in so fern von den gemeinrechtl. Formen des Actes selbst die Rede ist. bb. Die Veräußerung war eigenmächtig vorgenommen, und es war bestritten, ob die betreffenden Güter Majoratsgüter seyen; alsdann sind die Gerichte nur so lange competent, als es keiner Auslegung des Patentbriefes bedarf. Ist es hingegen außer Zweifel, daß die Güter wirkl. Majoratsgüter sind, so bedarf es keines einer Veräußerung derselben vernichtenden Urtheils, sondern dergleichen Acte sind, kraft des Gesetzes, schon an u. für sich nichtig. Ueberhaupt aber sind die Majoratsgüter nur als solche der ordentl. Gerichtsbarkeit entzogen; entstehen hingegen Streitigkeiten unter den Besitzern von Majoratsgütern, als Immobilien betrachtet, bey deren Entscheidung keine Auslegung der Stiftungsurkunde erfordert wird, so entscheiden die ordentl. Gerichte. Die Majoratseinkünfte, in so weit sie mit Arrest belegt werden können, so wie die Successionsstreitigkeiten und die Ansprüche der Wittwen auf eine Pension, sind den ordentl. Gerichten unterworfen. 5. Staatsgebiet. Alle Streitigkeiten über die Eintheilung des Staatsgebiets gehören einzig und allein vor die Verwaltungsbehörde. 6. Unterthanen, Staatsbürger. Nach einer kurzen Erläuterung des Unterschiedes zwischen den bloßen Einländern, dem Staatsbürger und denen, welche sich im Genuße der bürgerl. Rechte befinden, werden die verschiedenen Fälle angeführt, wie diese Rechte erlangt und verloren werden, indem wir bekanntlich nur über diesen letzten Punct besondere gesetzl. Bestimmungen in Westfalen besitzen. 7. Wahlcollegien. Diese liegen gänzlich außer der Competenz der Gerichte, so wie die 8. Reichsstände in Betreff ihrer Functionen als solcher, wohl aber sind die Mitglie-

der der Stände außer den ständischen Versammlungen, gleich allen andern Privatpersonen, den gewöhnl. Gerichten unterworfen. 9. Staatsgewalt a. überhaupt. Natürlicher Weise ist die höchste Staatsgewalt gleichfalls außer dem Bereiche der Gerichte. Sie zerfällt, nach der Verfassung Frankreichs u. Westfalens, in zwey Hauptzweige, die Gesetzgebung, und die Vollziehung, unter welchen beiden Gesichtspuncten sie unser Wf. näher beleuchtet. Alle Einwirkung auf die Gesetzgebung ist den Gerichten in der gegenwärtigen Organisation, Frankreichs sowohl, als Westfalens, gänzlich genommen, und die Einregistrierung der Gesetze durch die Gerichte ist eine bloße Förmlichkeit geworden, welche obendrein in Westfalen bey den königl. Decreten gar nicht mehr Statt findet. Dagegen sind die Gerichte verbunden, die vorhandenen Gesetze in einzelnen Fällen anzuwenden, und dürfen unter keinem Vorwande Recht zu sprechen sich weigern. Die ausübende Gewalt oder die Staatsverwaltung im allgemeinen Sinne d. Worts zerfällt in die allgemeine oder Central-, und in die besondere Verwaltung. 10. Allgemeine Verwaltung oder von dem Könige als Haupte der Verwaltung, den Ministern, dem Staatsrathe u. den Generaldirectoren, welche insgesammt in Dienstangelegenheiten nicht unter den gewöhnl. Gerichten stehen. 11. Verwaltung im engeren Sinne. Sie wird von unserm Wf. wieder in die specielle u. generelle abgetheilt, indem die erstere sich mit den einzelnen Zweigen der Verwaltung, die zweyte mit der Aufsicht über die specielle Verwaltung in einem gewissen Bezirke, der Entscheidung der dabey entstehenden Streitigkeiten, u. der unmittelbaren Beforgung alles desjenigen, was keinen andern Verwaltungsbehörden übertragen ist, beschäftigt. Ueber die Departemental-, Districts- u. Communal-Verwaltung wird alles hieher Gehörige beygebracht. 12. Justizpflege. Sie wird sehr richtig in die Gerichtsbarkeit,

die sich nur auf vorliegende concrete Fällen, und in die Justizverwaltung, die sich mit allen denkbaren concreten Fällen zusammen genommen beschäftigt, u. darauf achtet, daß die Gerichtsbarkeit ihrem Zwecke und den Befehlen gemäß handle, unterschieden; die erstere wird von den Gerichten, die zweite von der Regierung selbst ausgeübt. 13. Verhältniß der Verwaltung im engeren Sinne und der Justizpflege gegen einander. Der Character der Verwaltungsfachen besteht darin, daß dieselben eine unmittelbare Beziehung auf den Staatszweck u. auf das Wohl des Ganzen haben, da hingegen die Justizpflege sich nur mit der Realisirung von Rechtsverhältnissen in concreten Fällen beschäftigt, und nur einen mittelbaren Einfluß auf das Wohl des Ganzen hat. Sehr treffend hat der Vf. die weitem Unterscheidungsmerkmale beider angegeben. Beide bestehen neben einander in Frankreich u. Westfalen vollkommen getrennt und unabhängig von einander. 14. Verwaltungsstreitigkeiten, d. h. solche, die durch einen Act der Verwaltung veranlaßt worden, und deren Entscheidung von der Beurtheilung dieses Actes abhängig ist. In jedem Falle sind sie der Competenz der Gerichte entzogen. Auch hier viel Treffendes über das Wesen und die Erfordernisse der Verwaltungsstreitigkeiten im eigentl. Sinne, ihre Eintheilung und über die Fälle, wo zwar der Staat, u. im Nahmen desselben die Verwaltung, mit Privatpersonen Streit führt, wo aber dennoch keine Verwaltungsstreitigkeit vorhanden ist, und die Entscheidung den Gerichten zukommt; schließlich wird noch über die Behörden gesprochen, die über Verwaltungsstreitigkeiten zu entscheiden haben. 15. Conflicte. Eine sehr gründl. Abhandlung über eine der wichtigsten Materien. 16. Staatsdienerschaft. a. Begriff u. Eintheilung; sehr lesenswerth, vorzüglich was den im neuern Sprachgebrauche eingeführten Unterschied zwischen *Fonctionnaires publics*, u. *Agens*

du gouvernement betrifft. b. Anstellung, Befoldung u. Absetzung der Staatsdienerschaft, sehr richtig und umfassend. In Westfalen kann durchaus kein Gericht auf Absetzung eines Staatsdieners erkennen; diese liegt gänzlich außer der Competenz der gerichtl. Behörden. c. In wie fern können Staatsdiener in Beziehung auf ihr Amt vor Gericht gestellt werden? eine gründl. Untersuchung der zweifelhaften Frage, welche Staatsbeamte des constitutionellen Schutzes — der garantie constitutionelle — genießen, mit Berücksichtigung der Verschiedenheit, welche in diesem Punkte zwischen der Französl. und Westfäl. Verfassung Statt findet.

17. **Begnädigung.** Den Gerichten steht bekanntlich nur die Befugniß zu, zur Begnadigung zu empfehlen; das Recht der Begnadigung selbst gebührt allein dem Regenten.

18. **Departemental- und Districtsverwaltung.** In diesem Abschnitte wird von der Verwaltung des besondern Vermögens der Departements u. Districte, so wie 19. **von der Gemeindeverwaltung,** von dem besondern Vermögen der Communen, gesprochen. Dieser letzte Punct ist vorzüglich gründlich und weitläufig abgehandelt. In genauer Verbindung hiermit steht die 20. **Abhandlung: Von den öffentlichen Anstalten oder den Hospitälern, Armen-, Kranken-, Waisen- und sonstigen Häusern u. Anstalten.**

21. **Gefängnisse und Strafanstalten.** 22. **Oeffentliche Arbeiten,** d. h. solche Arbeiten und Anlagen oder Werke, die zum allgemeinen Besten unternommen werden; vorzüglich in wie weit das Eigenthum von Privatpersonen zu diesem Endzwecke verwandt werden darf, und wie dieselben zu entschädigen sind.

23. **Straßen, Wege und Wasser,** nach ihren verschiedenen Classen und Abtheilungen. 24. **Polizey,** und zwar hier von der administrativen Polizey, nach ihren verschiedenen Zweigen und deren Verhältnissen zu der Rechtspflege. Abgehandelt sind hier die Sicher-

1552 G. g. A. 155. St., den 27. Sept. 1813.

heitspolizen in Beziehung auf Reisende, die Armenpolizen, die Anordnung von Tag- u. Nachtwachen und Patrouillen, Verhütung der Zusammenläufe u. Zusammenrottirungen, Verhütung von Unglücksfällen durch rasende Menschen u. Thiere, Erhaltung der Sicherheit u. Reinlichkeit der Straßen und öffentl. Plätze, deren Erleuchtung u. die Aufsicht über Privatgebäude, Sorge für die Verhütung der Feuersbrünste, Gesundheitspolizen und Polizen der Leinwand. 25. Landwirthschaft. 26. Gewerbe. 27. Maß und Gewicht. — So weit das vorliegende erste Heft. Die Materie vom Kirchenwesen und dem öffentl. Unterrichte, so wie auch die auch die zum Geschäftskreise des Finanz- und Kriegsministeriums gehörenden Gegenstände, hat der Verf. dem folgenden Hefte aufgespart. Ob die Fortsetzung erfolgen werde, hängt, nach der Erklärung des Verf., von den Umständen und dem Beyfalle ab, den seine Arbeit finden werde, und diese Erklärung macht es uns zur Pflicht, ihn angelegentlichst aufzufordern, doch ja eine Arbeit durchzuführen, welche der Kenntniß des Französl. und Westfäl. Staatsrechts so reiche Ausbeute gewährt. — Aus dem bisher Angeführten gehet schon unser Urtheil über das Werk von selbst hervor. Rec. gesteht gern, daß er aus demselben reichliche Belehrung geschöpft hat; vor allem aber kann er dem klaren, deutlichen Vortrag, der Gründlichkeit u. Genauigkeit, welche sich allenthalben zeigt, seinen vollen Beyfall nicht versagen. Allenthalben werden die aufgestellten Sätze durch Gesetzstellen belegt: ein höchst nöthiges und leider nur zu oft vernachlässigtes Requisit bey Werken dieser Art; wo die Gesetze schweigen, sind die angeführten Behauptungen durch triftige Gründe unterstützt. Schade, daß bey der Entfernung des Verf. vom Druckorte einige sinnentstellende Druckfehler sich eingeschlichen haben!

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 30. September 1813.

Cambridge.

Gedruckt in der Universitätsdruckerrey, und zu London bey Longman, Hurst und Orme in der Paternosterstraße zu haben: A descriptive Catalogue of the Oriental library of the late *Tippoo Sultan* of Mysore. To which are prefixed Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan. By *Charles Stewart*, Esq. M. A. S. 1809. 94 und 364 Seiten in groß Quart.

Bei der Erstürmung von Seringapatam (am 4. May 1799), die dem Staat Mysore in Indien ein Ende machte, fiel, wie damahls öffentliche Blätter meldeten, den Britten unter der gemachten reichen Beute auch eine große Manuscriptensammlung des letzten Sultans, Tippoo Sahib, in die Hände. Nach dem edeln Grundsatz der Sieger, den Wissenschaften müsse auch bey Zerstörung der Staaten alles ihnen Zugehörige erhalten werden, wurde diese Bibliothek sogleich von dem Eigenthum, das dem siegenden Heere zugefallen war, und versteigert wurde, ausgenommen; man konnte daher hoffen, sie würde einer öffentlichen Stiftung zugetheilt werden; öffentliche Blätter ließen sie auch vor mehreren Jahren in England ankommen, was aber ein Mißverständniß war, von wenigen für Oxford und Cambridge daraus ausgelesenen Hand-

schriften veranlaßt. In der oben genannten Schrift findet das gelehrte Europa seine Neugierde über das Schicksal dieser Manuscripte auf die genughuendste Weise befriedigt.

Der Marquis v. Wellesley, der als Britischer General-Gouverneur im J. 1800 ein College zur Bildung der Ostindischen Civil-Bedienten im Fort William stiftete, bestimmte die ganze Sammlung bis auf wenige Stücke, die Oxford und Cambridge zum Geschenk gemacht wurden, dem Gebrauch der daselbst Studirenden. Hr. Stewart, vormahls Major in Bengalen, darauf seit 1803 Professor der Persischen Sprache an jener Anstalt, gegenwärtig aber Professor der Orientalischen Sprachen an dem College der Ostindischen Compagnie zu Hertford in der Nähe von London, brachte sie, in Verbindung mit Muley Hussein Ali (dem Herausgeber des Anvari Soheili) in ein Verzeichniß, das er nach seiner Ankunft in Europa (1806), mit Erlaubniß der Ostindischen Compagnie, zur weitem Verbreitung Orientalischer Gelehrsamkeit in Europa, dem Druck übergab. Doch wird es auch hier bald eine litterarische Seltenheit werden, da nur wenige Abdrücke davon gemacht worden.

Die zu Seringapatam vorgefundene Bibliothek bestand aus nahe an 2000 Arabischen, Persischen und Hindostanischen Handschriften von sehr verschiedener Beschaffenheit; manche waren wohl erhalten, schön geschrieben und auf Morgenländische Weise verziert; aber viele auch in einem schlechten Zustande, defect am Anfange und Ende, wodurch Verfasser und Zeit der Abfassung schwer zu bestimmen wurden. Die wenigsten waren von den beiden Regenten von Mysore, Hyder Ali und Tippe Sahib, gekauft, sondern als Beute aus Sanoor, Cuddapah und Carnatik nach Seringapatam gekommen, und von den beiden Regenten von Mysore (wie es scheint) bloß mit einem neuen Ein-

band versehen worden, weil in diesem Einheit herrscht: in der Mitte des Deckels die Nahmen Gott, Mohammed, seine Tochter Fatimah, und ihre Söhne Hassan und Hussein in Medaillon eingeschlagen; an den vier Ecken die Nahmen Abubeck, Omar, Osman und Ali; am obern und untern Rande dieselben Denksprüche. Nur einige wenige Handschriften waren mit Zippo Sahabs Nahmen und dem ihm eigenen Wahlspruch bezeichnet, und mögen also von ihm angeschafft seyn.

Das Verzeichniß der Manuscripte ist mit Kenntniß und Fleiß gemacht. Von jeder Handschrift ist, so weit sich thun ließ, Hauptinhalt oder Titel, Name, Vaterland und Lebenszeit des Verfassers, zuweilen auch die Ueberschrift der einzelnen Kapitel seiner Schrift, angegeben. I. Die Persischen und Arabischen Handschriften sind unter folgende Abschnitte geordnet: 1) Geschichte überhaupt, 2) Indische Geschichte, 3) Kirchengeschichte (Geschichte des Propheten und seiner Abkömmlinge, der Imam, der Mohammedanischen Heiligen und Secten, der heiligen Städte u. s. w.), 4) mystische, und 5) moralische Schriften, 6) Werke der Dichtkunst, 7) Fabeln und Erzählungen, 8) Briefe, 9) Schriften über Künste und Wissenschaften überhaupt, 10) über Arithmetik und Mathematik, 11) über Astronomie, 12) Medicin, 13) Philosophie, 14) Philologie, 15) Theologie, 16) Jurisprudenz, 17) Traditionen, 18) Koran, 19) Auslegungen desselben, und 20) Gebetbücher. II. Der Hindostanischen Handschriften sind bloß 27, meist poetische, nur 4 in Prosa. III. Zwey Türkische Manuscripte beschließen das Verzeichniß der Bibliothek des Zippo Sahab. Angehängt ist IV. eine Nachricht von einigen Handschriften, welche der Major Malcolm und Elliot, jener aus Persien, wohin er als Gesandter geschickt worden war, dieser aus Arabien, wohin er als Secretär eine Gesandtschaft begleitet hat, mit-

gebracht, und dem College im Fort William zum Geschenk gemacht haben.

Aus dieser Angabe der Fächer, unter welche die Handschriften gebracht sind, und der Sprache derselben, ergibt sich, daß in die Bibliothek zu Seringapatam bloß Bücher zusammengeplündert waren, welche bey den Indischen Mohammedanern in Umlauf sind, und daß Sprache und Litteratur der Hindu daraus keine Aufklärung erhalten können. Denn auch die Hindostanischen Handschriften enthalten Schriften von Mohammedanern; sie sind (um deutlicher zu reden) in der so genannten Mohrischen (oder Mongolisch-Hindostanischen) Sprache abgefaßt, die sich durch ganz Hindostan, Decan und die Küstenländer von Ceylon zieht. Nur ein paar Handschriften kommen vor, aus denen sich vielleicht Einiges zur nähern Kenntniß der alten Hindu-Litteratur ziehen ließe, weil ihr Inhalt ganz oder zum Theil aus Sanscrit-Büchern geschöpft ist: dahin gehört unter den medicinischen Handschriften Nr. 10, ein aus Arabischen und Sanscrit-Quellen zusammengetragenes Manuscript, und Nr. 48 die Uebersetzung einer in Sanscrit geschriebenen Vieh-Arzneykunst. Unter den poetischen Handschriften findet sich Nr. 111 eine Persische Uebersetzung einer in Sanscrit geschriebenen Liebesgeschichte, Nil und Daman, deren Uebersetzer, Feize, der Schwiegerohn eines Brahmanen, der erste bekannte Mohammedaner ist, von dem man weiß, daß er in die Sanscrit-Sprache und Geheimnisse eingeweiht war, wozu ihm nur seine Heirath verholffen haben kann.

Bemerkenswerth ist auch das Verhältniß, in welchem die Persischen Handschriften zu den Arabischen stehen: der letztern ist nach Fächern bald eine geringere, bald eine größere Zahl, als der erstern. Nur 16 Handschriften der Arabischen Poesie, da die Persische 172 zählt; neben 51 Briefsammlungen in Persischer Sprache nur 2 in

Arabischer (Schreiben Ali's, des vierten Chalfen, an seine Feldherren, und eine Anweisung zum Briefschreiben). Dieses Verhältniß bleibt auch bey Werken, die eine encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften geben, und bey einzelnen Wissenschaften, namentlich bey Astronomie und Medicin. Hingegen bey Mathematik, Philosophie und Philologie, bey Theologie und Jurisprudenz, ändert es sich: des Arabischen Vorraths ist weit mehr, als des Persischen: in der Mathematik nur 3 Persische, hingegen 7 Arabische Werke; in der Philologie 12 Persische (meist Persische Anweisungen zur Erlernung der Arabischen Sprache), hingegen 45 Arabische; in der Theologie 11 Persische, und 35 Arabische. In der Jurisprudenz und Philosophie fallen die Persischen Werke ganz aus; dagegen in Arabischer Sprache 95 juristische, und 54 philosophische Schriften. Ganz zufällig scheint dieses Verhältniß nicht zu seyn, sondern seinen Grund, zum Theil wenigstens, in der größern oder geringeren Blüthe einzelner Theile der Gelehrsamkeit in Indien zu haben; zum Theil ist es Folge von der großen Ausbreitung der Pers. Sprache und ihrem Uebergewicht über d. Arabische unter d. Mohammedanern in Indien.

Nach manchen der verzeichneten Handschriften möchte der Inhalt lüftern machen, wären sie nur nicht in Asien, sondern in Europa zu suchen. Unter Nr. 32 der historischen Handschriften findet sich eine vollständige Geschichte der Eroberung Indiens durch Baber (1519) und der folgenden Regierungen, bis Mohammed Schah (1732); sie könnte die Lücken ausfüllen, welche Dow's über diese Periode sehr mangelhafte Quellen gelassen haben. Für die Geschichte der Afsanen, ihrer Sitten und Gewohnheiten, wäre Nr. 44 ein wichtiges Stück; ein Kapitel dieser Handschrift handelt sogar von den Gelehrten, die aus ihrer Mitte hervorgegangen sind. Nr. 46 könnte die politische und gelehrte Geschichte Indiens,

besonders unter Aurengzeib, sehr aufklären. Doch wie viele historische Werke müßten wir nennen, wenn wir alle die Handschriften herzählen wollten, die unsere Aufmerksamkeit gereizt haben! Besonders möchte man die vielen Brieffsammlungen, die dort aufgestellt sind, zum Besten der neuern Geschichte von Indien benutzt wissen. So manches Wichtige haben schon Orme und Scott aus solchen Quellen, die doch nur sehr einzeln ihnen zu Gebote standen, zur Aufklärung der Indischen Geschichte geschöpft; wie Vieles der Art ließe sich von diesem Reichthum erwarten! Selbst von der feinen Briefkunst, auf die das Herkommen geführt hat, daß an jede Person nach der Verschiedenheit ihres Ranges in einer eignen Form geschrieben werden muß, gibt es noch keine bestimmte Beschreibung in irgend einem den Europäern zugänglichen Buche, wozu in dieser Bibliothek die vollständigsten Materialien vorkommen: denn die von Dr. Valfour ins Englische übersezte und in Bengalen gedruckte Sammlung Inshai Herkern ist als ein große Seltenheit für uns Europäer so gut wie gar nicht vorhanden, und die Proben aus Tipoo Sahibs bändereicher Correspondenz in den Asiatic Annual Registers for the year 1799. aus denen man sich von Styl und Form der öffentlichen und Privatschreiben Begriffe bilden könnte, strogen von zu vielen Seltsamkeiten, sey es des Despotismus, oder des Stolzes und Eigensinnes, um hierzu tauglich zu seyn. Tipoo Sahib hatte für seine Ausfertigungen eine ganz andere Aere, als in allen andern Mohammedanischen Reichen und Städten üblich ist, festgesetzt, und für seine Beamten lauter neue Amtsbenennungen, für seine Länder neue Territorial-Nahmen, neue Nahmen für Abgaben, für Waffen, Münzen, Maß und Gewicht, erfunden, daß eine eigene Clavis dazu gehört, um alles zu verstehen. Unter den verzeichneten Handschriften sind wir auf einige Uebersetzungen aus dem Englischen und

Französischen ins Persische gestoßen, wie des Londoner Dispensatoriums, der Abhandlung über die Eingeweide von Coakburne, der Englischen Schrift eines Ungenannten über electriche und medicinische Versuche u. s. w.: lauter von Zippo Sahab (in jeder Hinsicht ein Barbar von seltener Erscheinung) veranlaßte Unternehmungen, wozu er wahrscheinlich die fähigern Britten und Franzosen, die in seine Gefangenschaft gerathen waren, und zum Theil lange darin festgehalten wurden, gebraucht hat.

Doch wir müssen von den Bemerkungen, zu denen uns die Beschaffenheit der verzeichneten Handschriften veranlaßt hat, zu dem Verfasser des Catalogs zurückkehren. Bey den kurzen Beschreibungen der Handschriften sind zwar die Verzeichnisse der Europäischen Bibliotheken, welche schon Manuscripte von demselben Werke besitzen, nicht angeführt (was zu unständlich für den Verf. bey der Kürze, der er sich befleißigen mußte, gewesen wäre); dagegen wird fleißig angemerkt, was schon gedruckt oder übersetzt ist. Zusätze dazu zu geben, würde nicht schwer, aber nur ein kleinmeisterisches Verdienst seyn. Wollte man zu S. 82 anmerken, über das königliche Buch besitze man nun in Deutschland eine vollständigere Abhandlung von dem Hrn. v. Diez, so könnte der Vf. entgegenen: "so habe er wenigstens die den meisten Europäern wohl nagelneue Notiz gegeben, daß Anvari Soheily 1805 zu Cascutra im Druck erschienen, und einige Exemplare nach Europa gekommen seyen, die zu London bey Black und Parry auf der Ladenhallstraße zu haben wären." Wer hätte nun ein größeres Debet u. Credit, der Verfasser? oder sein Recensent? Statt solche Notizen mit hoher Recensenten-Miene nachzutragen, danken wir dem Vf. lieber noch für seine angehängten Proben aus 15 historischen Werken der Zippo'schen Sammlung. Der Vf. hätte gern Casiri's Escorial-Bibliothek bey der Auflegung seiner Arbeit zum Muster genommen, u. aus jeder wichtigen Handschrift kürzere u. längere Auszüge gege-

1560 G. g. N. 156. St., den 30. Sept. 1813.

ben, wäre ihm der Aufwand zum Druck eines so ausführl. Werks nicht zu groß gewesen. Er schränkte sich also auf das ein, was seine Kräfte nicht überstieg, auf einen appendix mit Proben aus 15 Handschriften, u. ist geneigt, noch einen Band der Art aus den übrigen zu geben, wenn dieser eine günstige Aufnahme findet, woran sich, da das Vorhaben Ostindien betrifft, bey den reichen Britten nicht zweifeln läßt. Selbst der Continent würde in andern Zeiten sein Scherflein dazu beizutragen nicht ermangeln. Die dießmahl gegebenen Bruchstücke sind alle in Pers. Sprache, und können für Proben der Pers. Schreibart in den 5 letzten Jahrhunderten gelten; sie betreffen großen Theils die Geschichte von Hindostan aus der Periode des großen Moguls, wodurch wirklich einige von Dow gelassene historische Lücken ausgefüllt werden. Zur frühern Asiat. Geschichte gehört ein Fragment über die Regierung Nuschirwan's aus Mohammed Mir Chavvad Schah, über die Schlacht bey Cadesta, die Eroberung Madains u. die Flucht Jezdedscherds aus der Pers. Uebersetzung des Tabari (denn die wichtigsten Arab. Werke liefert man auch in Pers. Uebersetzungen), ein paar Fragmente über die Mongol. Geschichte aus dem Leben Hulaku's u. Timur's, eines über Persien aus dem Leben des Schah Abbas. Das Bruchstück über die Israel. Geschichte, die Verfolgung der aus Aegypten ausgewanderten Hebräer durch Pharaon betreffend, hätte sich wohl mit einem andern von wichtigerem Inhalte vertauschen lassen. Auch von den angehängten Proben aus Castri's Beschreibung der Escorial-Bibliothek, und den Catalogen der Pariser u. Wodlesjanischen Bibliothek läßt sich weder Nutzen noch Zweck absehen: sie nehmen zum Glück nur drey Seiten am Schlusse des Werks ein.

Von den an Eigenthümlichkeiten reichen Nachrichten von Hyder Ali und Tippe Sahib geben wir nächstens in einem andern Blatte eine Anzeige.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 2. October 1813.

Freyburg und Konstanz.

Herder: Kosmokratie und Theokratie in ihrer wechselseitigen Verbindung. Mit einem Auszug aus dem neuen Leviathan und Prüfung seiner religiösen Ideen. N'être attaché qu'au Roi. Von J. A. Rugel, ehemaligem Benedictiner und Professor in Jßny, Rector in Schwyz, jetzt Pfarrer in Gutenzell. 1812. 151 Seiten in klein Octav.

Wir sehen nicht ein, warum in diesem Buche zugleich ein Auszug aus dem ganzen Neuen Leviathan geliefert wird, da es doch zu dem Zwecke des Verfassers vollkommen hinreichend war, die Ideen, welche Theocratie, Cosmocratie und Religion betreffen, auszuziehen, um so mehr, da sie in keiner nothwendigen Verbindung mit den übrigen Ideen stehen. Hr. Rugel führt zwar an, daß das Buch in seinen Gegenden allzu wenig gekannt und gelesen sey, und daß er durch seinen Auszug die Lesung desselben weiter zu verbreiten hoffe. Allein sein Auszug wird wohl eher die entgegenge setzte Wirkung hervorbringen; und wie kann er die Verbreitung eines Buchs befördern wollen, in

N (7)

welchem er so crasse und verderbliche Irrthümer so verführerisch eingekleidet findet? Die wesentlichen Ideen des Neuen Leviathans, so weit sie hieher gehören, sind folgende: Die Theocratie ist eine Regierung, welche die Idee der Gottheit zur herrschenden Idee aller Staatsbürger macht, oder welche zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung kein besseres Mittel kennt, als die Gemüther der Regierten mit der Idee zu erfüllen, daß jedes an der Gesellschaft begangene Unrecht von der Gottheit bestraft werde. Die Cosmocratie ist dagegen eine bloß physisch coercitive Regierung. Es ist zwischen ihnen kein anderer Unterschied, als zwischen Idealität und Realität. Beide beschäftigen die Furcht, nur auf verschiedenen Wegen: die erste durch Gegenstände der Einbildung, die zweite durch Gegenstände des unmittelbaren Gefühls. Welche von beiden den Vorzug verdient, kann niemahls ein Gegenstand des Streits werden. Es sind besondere Umstände, welche die eine oder die andere nothwendig machen. Da, wo die Gesellschaft noch sehr klein ist, oder sehr zerstreut lebt, wird in der Regel eine theocratiche Gewalt vorgezogen werden; da hingegen, wo die Gesellschaft groß und zusammengedrängt ist, wird die cosmocratiche Gewalt die Oberhand haben, und die theocratiche sich sogar unterordnen. Die Theocratie ist ein zum Besten der Gesellschaft durch die Einbildungskraft gehandhabtes Naturrecht; die Cosmocratie ein zum Besten der Gesellschaft durch den Verstand gehandhabtes Naturrecht. In theocraticen Staaten muß die Regierung viele Symbole, Cerimonien u. schaffen. Die Folge davon ist, daß Frömmigkeit die Haupttugend jedes Bürgers wird. Indem nun aber die Natur der Frömmigkeit es mit sich bringt,

daß man einen sehr wesentlichen Theil der Zeit, wo nicht auf Contemplation, doch wenigstens auf die Ausübung der vorgeschriebenen Cerimonien verwenden muß: so bleibt für die staatsbürgerliche Thätigkeit sehr wenig Muße übrig; daher die innere Schwäche theocratischer Staaten. Wohl können theocratisch regierte Völker, wenn sie fanatisirt werden, heldenmüthig kämpfen und erobern: aber der Zustand der Exaltation ist kein natürlicher, und daher kommt es, daß solche Völker, in ihren Wohnsitzen angegriffen, wenig oder keinen Widerstand leisten. Im Ganzen genommen, muß die Theocratie auch alle Kraft zu Grunde richten; auch wissen wir aus der Geschichte, daß ganze Völker in ihr untergegangen sind, Aegypten, Juden, Spanier, Türken. In einer Cosmocratie kann die Regierung liberaler seyn, weil ihr Princip, in so fern es ein rein physisches ist, minder leicht verdorben werden kann; sie ist mächtiger, weil ihre Kraft ebenmäßiger wirkt; eben deswegen hat sie auch nicht das mindeste Interesse, die Entwicklung der Geister zu verhindern. Ihr ganzes Bestreben muß vielmehr darauf gerichtet seyn, das staatsbürgerliche Leben immer größer und vollständiger zu machen, denn je mehr innere Kraft die Gesellschaft, an deren Spitze sie steht, gewinnt, desto mehr Vortheil gehet daraus für sie selbst hervor, vorausgesetzt, daß sie die Kunst versteht, alles auf sich zu beziehen, d. h. die Staatskraft zu centralisiren. Wenn also eine theocratische Regierung sich nur in demselben Kreis von List und Betrug drehen muß, weil sich die Lüge nicht anders vertheidigen läßt, so kann die cosmocratische durch Macht und Intelligenz in einer göttlichen Ehrlichkeit dastehen, und von sich sagen: Non est potestas super terram, quae comparetur

mihi. Factus sum ut non metuam. Video sublimia omnia infra me et rex sum omnium filiorum superbiae. Da, wo Theocratie und Cosmocratie neben einander existiren, da sind die Staatsbürger, so fern sie sich dem Einfluß der einen oder der andern Macht nicht auf das bestimmteste entziehen, durchaus genöthigt, einer doppelten Richtung zu folgen, vermöge der sie halb von der Kirche, und halb vom Staate angezogen werden, um sich in einer Ellipse zu bewegen. Das Wesen dieser Staatsbürger besteht zur Hälfte aus Religiosität, zur Hälfte aus Moralität, und beide Hälften bekämpfen sich unaufhörlich. Da wahre Religiosität nur da Statt finden kann, wo der Staat in der Kirche ist, so würde es abgeschmackt seyn, in einem solchen Staate Moralität zu suchen: sie wird höchstens in so fern anzutreffen seyn, als selbst die allerconsequenteste Theocratie nicht im Stande ist, dasjenige ganz aufzuheben, was den Menschen in seinem Innern unaufhörlich zur Moralität treibt. Moralität in der Annäherung findet Statt, wo die Cosmocratie bereits den Ausschlag über die Theocratie gegeben hat, aber die letztere noch neben sich duldet und zu ihren Zwecken verbraucht. Keine Moralität kann nur bey denjenigen angetroffen werden, die sich von aller metaphysisch coercitiven Gewalt losgerissen haben, und in dem Lichte wandeln, welches deutlich erkannte Naturgesetze gewähren. Dabey erklärt Buchholz — dieser ist der Verfasser des Neuen Leviathan — daß er keine andere Quellen wahrer Einsicht in die Natur der menschlichen Dinge kenne, als die Geschichte. Der Rec. aber kann nichts anderes finden, als daß die angeführten Lehren theils mit der Geschichte im Widerspruche stehen, theils aber auch mit dem unauslöschlichen moralischen und religiösen Bewußtseyn

und Gefühle des Menschen. Hr. Rugel nimmt bey der Widerlegung in der Hauptsache folgenden Gang. Die Idee der Oberherrschaft Gottes, die allen Religionen zum Grunde liegt, verbunden mit der Idee einer besondern Vorsehung über ein gewisses Land oder Volk, läßt uns die Gottheit nicht mehr bloß als überhaupt regierend, sondern als dieß Volk regierend, als Herr und König desselben, vorstellen. Diese letztere Idee nun durch sinnliche, äußerliche Einrichtungen dem Gemüthe des Bürgers nahe gebracht, bildet die eigentliche Theocratie. Der Buchholzische Begriff ist viel zu weit. Alle Christliche Staaten, alle Mohammedanische Regierungen, alle Jüdische Verfassungen, ja selbst viele heidnische Einrichtungen, sogar bey rohen, ungebildeten, nur nicht ganz wilden, Völkern, verbinden mit ihren Regierungs-Maximen die Idee, und suchen mit derselben die Gemüther der Regierten zu erfüllen, daß jedes, nicht nur an der ganzen Gesellschaft, sondern auch an jedem Einzelnen, begangene Unrecht, als Sünde gegen das allgemeine Wohl der Gesellschaft, und daher auch gegen den Willen Gottes, gestraft werde. Auf solche Art wären alle Regierungen in der Welt Theocratien. Diesen Begriff aber einmahl angenommen, so ist die Idee eines vergeltenden und jedes an der Gesellschaft begangene Unrecht strafenden Gottes vielmehr geeignet, die Staaten aufrecht und blühend zu erhalten, und die staatsbürgerliche Thätigkeit und die Entwicklung der Geisteskräfte zu befördern. Die Religion ist nicht bloß theocratische Regierungsform oder aus derselben entsprungen; Religiosität und Moralität sind nicht im Kampfe, sondern in Eintracht und Freundschaft; die Kirche ist dem Staatszwecke nicht hinderlich, sondern

beförderlich. Wir sind im Wesentlichen ganz einverstanden, doch müssen wir noch bemerken: 1) es kam hier nicht darauf an, eine vom Judenthum abstrahirte Idee der Theocratie aufzustellen, sondern vielmehr eine allgemeinere philosophische, und da ist die von Buchholz aufgestellte so weit richtig, als sie eine bestimmte Beziehung auf die bürgerliche Gesellschaft und Regierung hat. Der Verfasser der Widerlegung macht sie noch weiter, als sie ist: er bezieht sie auf alle, auch bürgerliche, Vergehungen gegen den Einzelnen. Uns dünkt sie eher zu enge, und zwar in so fern, als eine Theocratie auch die Idee in sich fassen muß, daß Gott der Urheber der Gesetze des Staats, und der Belohner ihrer Beobachtung sey. 2) Der Neue Leviathan mußte mehr in seinen Principien angegriffen werden. Da er ausdrücklich die Geschichte für die einzige Leiterin in seinen Untersuchungen ausgibt, so mußte aus dieser evidentere und ausführlicher dargethan werden, daß nie eine solche Theocratie und eine solche Cosmocratie mit solchen Wirkungen, als er vorgibt, existirt habe. Wenn er sagt, daß zwischen beiden kein anderer Unterschied sey, als zwischen Idealität und Realität, so mußte darauf nicht bloß erwiedert werden: "Wir könnten in so weit damit zufrieden seyn, als alles Ideale schöner und vollkommener ist, als das Reale, als uns immer besser gefällt, was seyn sollte, als was ist, und in so weit unsere Dichter das Wirkliche vergessen, um ihre Leser in der bessern Ideenwelt sich und die Menschheit wieder finden zu lassen," S. 80, sondern es mußte ihm gezeigt werden, daß dieß Unsin ist, und seinen eigenen anderweitigen Behauptungen widerspricht. Ueberhaupt wäre der ganzen Schrift eine gemessenere

Methode und zugleich ein besserer Geschmack und Styl zu waschen. Man findet auch Provinzialismen, die selbst zum Theil Unrichtigkeiten sind. S. 75 umgeschrieben statt umschrieben, S. 77 bey ganz wilden Völkern, S. 91 zum vorhin ein, S. 140 überangenen statt übergegangen, S. 146 ihnen eingerathen. Der Druckfehler sind sehr viele. Was soll hier das Motto auf dem Titel?

Frankfurt am Main.

Bei Hermann: *P. Ovidii Nasonis Fastorum libri VI* ex recensione P. Burmanni. In usum scholarum curavit, variantes lectiones cod. Francofurtensis integras adjecit F. C. Matthiae, Gymn. Francof. Director et Profess. Lycei Carol. 1813. XIV und 218 Seiten in Octav.

Die Fasti von Ovidius sind bekanntlich ein schönes echt Römisches Gedicht, daß es schon deshalb in den Schulen gelesen und erklärt zu werden verdient, wie man zu allen Zeiten eingesehen und befolgt hat. Aber der Inhalt macht dieß Gedicht noch nützlicher, da es einen Kalender der ersten sechs Römischen Monate, dichterisch beschrieben, enthält, und demnach in mehr als einer Hinsicht studirt werden muß, und das Studium reichlich belohnt. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Hrn. Directors Matthiae zu Frankfurt, einen neuen Abdruck nach dem Burmannischen Texte zum Schulgebrauche zu besorgen, der an Correctheit seines Gleichen sucht. Nur an einer einzigen Stelle, III, 829, hat sich der Herausgeber erlaubt, seine Vermuthung in den Text zu rücken, da die Lesart unserer Ausgaben, *feri magistri*. allerdings mißfallen mußte. Jetzt steht da: *Nec vos turba fere censu fraudata, magistri*. Diese Emendation ist sehr gefällig, da

1568 G. g. A. 157. St., den 2. Oct. 1813.

die Abschreiber des Mittelalters ae, e und i leicht verwechselten. So hat der cod. Maz. ferae, wie auch das fragment. ilfeldense III, 203: daselbe hat IV, 547 caeris für Ceres: ebenso steht in cod. francof. II, 461. 496. 497. Dionae, aequis, criminae. statt Diane, equis, crimine. Eine ähnl. Stelle hat Lucanus V, 333: Vos defecta, senes, exhaustaque sanguine turba. Ein sehr eleganter Umschlag, wie wir ihn bey solchen Ausgaben noch nicht gesehen haben, und der dem Erfinder Ehre macht, ist im Steindrucke hinzugekommen. Auf dem Titelblatte finden sich in 6 Nischen die Embleme der 6 ersten Jahresmonathe, welche Ovidius besungen hat: auf dem Rückblatte sind noch 6 Nischen, aber leer, anzuzeigen, daß Ovidius diese 6 letzten Monathe nicht besungen habe. Vorn und hinten sind zwey Medaillen, beide aus Bayeux, der sie Montfaucon Antiquité expliquée Tom. I. Pl. VI. n. 8 verdankt. Die erste vorn stellt den Janus mit zwey Köpfen vor, und die andere das vorgebliche Schiff Saturns: hinten ist die Medaille, Cybele mit einem Löwen, Thurmkrone und Discus, nebst der Umschrift: Matri magnae, nach Montfaucon Antiquité expliquée Tom. I. Pl. 2. n. 5. Jene gehören zum Januar, letztere zum Junius. Als Zugabe hat der Herausgeber die Vergleichung des Frankf. Cod. aus dem 13. Jahrh., doch ohne ein Urtheil über die Lesarten, beygefügt. Sie liefert hier und da gute Lesarten. Schon P. Burmann hatte sorglos verfaßte Auszüge aus dieser Handschrift, von welcher Hr. Dir. M. dem Prof. Dav Jac. van Lennep zu Amsterdam eine vollständige Notiz mittheilen wird, für den er die epistolae heroid., wovon Hr. Prof. van Lennep eine vollständige Ausgabe veranstaltet, bereits verglichen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 2. October 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 31. Julius hielt Hr. Professor Stromeyer eine Vorlesung: de arragonite ejusque differentia a spatho calcareo rhomboidali chemica. — Die auffallende Verschiedenheit, welche der Arragonit sowohl in Beziehung auf Härte, specifisches Gewicht, Strahlenbrechung und äußere Gestalt, als auch insbesondere in Hinsicht seines Gefüges von dem rhomboidalen Kalkspathe zeigt, ließ erwarten, daß derselbe auch chemisch von diesem verschieden sey; zumahl da eine Menge der wichtigsten Erfahrungen es schon als eine ausgemachte Thatsache bewährten, daß wesentliche Verschiedenheiten in den Structur-Verhältnissen zweyer Mineralkörper auch jedesmahl eine innere chemische Verschiedenheit bey ihnen voraussetze. Indessen war es den Chemikern bisher nicht gelungen, irgend einen Mischungsunterschied zwischen diesen beiden Fossilien aufzufinden. Ja die Analysen Alaprotz's, Fourcroy's und Vauquelin's, Bucholz's und Thénard's und Biot's schienen es schon

D (7)

außer Zweifel zu setzen, daß überhaupt zwischen diesen Fossilien kein chemischer Unterschied Statt finde, sondern daß beide aus denselben Bestandtheilen und in demselben Verhältnisse zusammenge-
 setzt seyen. Obgleich dieß der einzige Fall war, wo die Resultate der chemischen Analyse mit denen der Krytallonomie sich im Widerspruche befanden, so veranlaßte derselbe doch schon mehrere Chemiker, und unter andern auch den berühmten Verfasser der *Statique chimique*, an der Wahrheit der Lehre *Sauy's* von der Structur der Mineralkörper und deren Beziehung zu der chemischen Beschaffenheit derselben, und an der Brauchbarkeit der darauf gegründeten mineralogischen Methode dieses großen Naturforschers zu zweifeln. Selbst *Chénard* und *Biot*, überzeugt, bey ihrer Untersuchung alle Mittel der Analyse erschöpft zu haben, glaubten sich schon durch dieselbe zu der Folgerung berechtigt zu halten, daß dieselben Substanzen, wenn gleich in einem und demselben Verhältnisse mit einander verbunden, dennoch ihren physischen Eigenschaften nach sich zu verschiedenen Verbindungen mit einander vereinigen könnten, es sey nun, daß die Moleculen dieser Substanzen schon an sich die Eigenschaften besäßen, auf verschiedene Weise sich mit einander zu vereinigen; oder daß sie diese Fähigkeit erst durch den Einfluß eines fremden Agens erlangten, welches nachgehends wiederum verschwinde, ohne daß die dadurch veranlaßte Verbindung aufgehoben würde.

Unter den Mineralogen bemühten sich dagegen mehrere, insbesondere *Bernhardi*, die Krytallisation des *Arragonits* aus der des rhomboidalen *Kalkspaths* abzuleiten, und so diesen auffallenden Widerspruch zwischen zwey Doctrinen zu heben, deren Grundsätze bisher so trefflich zusammen-

stimnten. Allein *Sauy* bewies aufs neue, daß es mathematisch unmöglich sey, die Krystallform des Arragonits auf die des Kalkspaths zurück zu führen, denn die Krystallisationen beider seyen von der Beschaffenheit, daß sie sich nicht unter dasselbe System von Structurgesetzen vereinigen lassen. . . Zugleich zeigte derselbe, daß die Bemühungen *Bernhardi's* und anderer Mineralogen sich außerdem auf willkührliche Annahmen stützen, die selbst in der Probe der krystallographischen Berechnungen nicht beständen. Beide Fossilien müßten demnach als differente Species betrachtet werden, wenn gleich die chemische Analyse dieß noch zu widersprechen scheine.

So standen die Verhandlungen über diesen problematischen Mineralkörper, als der Verf. im verwichenen Winter durch die Analyse eines zu Braunsdorf bey Freyberg in Sachsen entdeckten Fossils, welches von den Mineralogen bald zum Strontianit, bald aber auch zum Arragonit gezählt worden war, veranlaßt wurde, den Arragonit selbst aufs neue einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Jenes Sächsische Fossil bewährte sich ihm nämlich als Strontianit, oder als ein natürlicher kohlensaurer Strontian, enthielt aber zugleich einige Procent kohlenfauren Kalk. Da nun auch in dem Schottischen Strontianite bey Wiederholung der *Klaproth'schen* und *Pellier'schen* Analyse desselben der Verf. ebenfalls einige Procent kohlenfauren Kalk antraf, so bewog ihn dieses, auch unter den natürlichen kohlenfauren Kalkarten nachzusehen, ob von ihnen nicht einige dagegen etwas kohlenfauren Strontian führten. Die auffallende Aehnlichkeit des Strontianits mit dem Arragonite im Aeußern, und die dieserwegen auch öfters vorgefallene Verwechslung dieser beiden Fossilien, ließ ihn in dieser Beziehung den

Arragonit zuerst untersuchen, indem ihn zugleich die Hoffnung belebte, daß, im Fall der Arragonit wirklich Strontian enthielte, dadurch vielleicht das Räthselhafte seiner Verschiedenheit vom rhomboidalen Kalkspathe gelöst seyn würde. Es schien dem Verf. nämlich dann nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Krystallform des Arragonits von der des kohlenfauren Strontians hergeleitet werden könne, denn mehrere Analysen der Bittersalze und so genannten Stahlsteine hatten ihn bereits überzeugt, daß der scharfsinnige Gedanke seines verehrten Freundes und Collegen, des Hrn. Professor Zausmann, von dem Einflusse der specifischen Krystallisationskraft gewisser Substanzen auf die Krystallform anderer Substanzen, mit welchen sie verbunden sind, in der Natur wirklich gegründet sey, und daß Substanzen, die mit einem großen Krystallisationsvermögen verbunden sind, selbst in sehr kleinen Quantitäten andern Substanzen beigemischt, diese dennoch gleichsam zwingen können, die ihnen eigenthümliche Krystallform anzunehmen. Zwar hatte Bucholz und Chénard den Arragonit schon auf einen Strontiangehalt untersucht, da Kirwan, wahrscheinlich auch durch die auffallende Aehnlichkeit des Arragonits mit dem Strontianite im Aeußern überrascht, die Vermuthung geäußert hatte, daß derselbe einen Antheil Strontian enthalte, aber auch nicht eine Spur dieses Alkali in demselben wahrnehmen können. Da indessen das Verfahren, dessen sich die genannten Chemiker bedient hatten, um die Abwesenheit des Strontians in dem Arragonite darzuthun, dem Verf. unzulänglich schien, so hinderte ihn dieser Umstand nicht, aufs neue den Arragonit auf einen Strontiangehalt zu untersuchen. Gleich der erste Versuch, welcher mit Arragonit von Vertaisson in

der ehemahligen Auvergne, der bekanntlich auch zu den meisten der frühern Untersuchungen angewandt worden war, angestellt wurde, entsprach ganz den Erwartungen des Verfassers. Da Strontian mit Salpetersäure ein Salz bildet, welches bey völliger Neutralität in absolutem Alkohol unauflöslich ist, während das salpetersaure Kalksalz sich leicht in diesem Menstruo auflöset, so gründete der Verf. auf dieses verschiedene Verhalten des Strontians und Kalks das Verfahren, den Arragonit auf einen Strontiangehalt zu untersuchen. Schon bey dem Erkalten der neutralen, und durch Abbrauchen hinreichend concentrirten, salpetersauren Arragonitauflösung, und oft auch noch während des Abrauchens derselben, setzten sich einige octaedrische Kryrstalle ab, die im Alkohol unauflöslich waren, und bey näherer Prüfung sich völlig wie salpetersaurer Strontian verhielten. Mehr denn zwanzig Versuche, die mit vollkommen reinen und von verschiedenen Exemplaren genommenen Kryrstallen dieses Arragonits gemacht wurden, gaben ganz dasselbe Resultat, so daß es demnach keinem Zweifel unterworfen seyn konnte, daß in diesem Arragonite wirklich einige Procente kohlen-saurer Strontian vorkommen. Diese Versuche wurden hierauf mit mehreren andern Abänderungen dieses Fossils wiederholt, als mit dem prismatischen Arragonit von Migranilla im Königreiche Valencia, und von Molina in Arragonien, dem stänglichen Arragonit von Dax im ehemahligen Bearn, vom Iberge am Harze, und von Neumarkt in der Oberpfalz, und dem stänglich-faserichten Arragonit von der Nordflinge bey Löwenstein in Schwaben und von Ferroë, zu deren Untersuchung der Verf. insbesondere durch die Güte seiner verehrten Freunde und Collegen, der Herren Profes-

foren Zausmann und Bouterwek, in den Stand gesetzt worden ist. Alle diese Arragonitarten verhielten sich aber völlig eben so, wie der Arragonit von Auvergne, und gaben durch das angezeigte Verfahren salpetersauren Strontian. Nur in zwey, von den Mineralogen ebenfalls zum Arragonit gezählten, Fossilien, der so genannten Eisenblüthe, und dem an der Porta westphalica vorkommenden Faserkalke, konnte der Verf. keinen Strontian auffinden. Erstere verhielt sich völlig als ein reiner kohlenaurer Kalk, und im letzteren waren neben dem kohlenaurer Kalk zugleich einige Procente Gyps enthalten. Aber das Gefüge dieser beiden Fossilien, so auffallend sie auch im Aeußern dem Arragonite an manchen Stellen gleichen, weicht doch gänzlich von dem des Arragonits ab, und ist dem des rhomboidalen Kalkspathes vollkommen ähnlich.

Um nun vollends auszumitteln, ob der in dem Arragonite durch diese Analyse aufgefundenene kohlenaurer Strontian einen wesentlichen Bestandtheil ausmache, unterwarf jetzt der Verf. auch eine große Anzahl Kalkspathe einer ähnlichen Prüfung, aber in keinem einzigen konnte er auch nur eine bestimmte Anzeige von dem Vorhandenseyn des Strontians erhalten. Daß in ein paar stänglichen Varietäten zeigte sich beim Behandeln der zur Trockne abgerauchten salpetersauren Auflösung derselben mit Alkohol eine leichte, höchst unbedeutende, Trübung, über deren wahre Natur sich ihrer Geringfügigkeit wegen nichts Zuverlässiges bestimmen ließ, die indessen vielleicht von salpetersauren Strontian herrührte; weil sie auf Zusatz von wenigem Wasser schon wieder verschwand, und salzaurer Baryt in der salpetersauren Auflösung dieser Kalkspathe keine Fällung hervorbrachte. In-

zwischen bemerkt der Verf. als etwas Auffällendes, daß bey diesen beiden stänglichen Kalkspathen hin und wieder Anzeigen des mürschlichen Bruchs vorkämen.

Diesen Erfahrungen zufolge glaube nun der Verf. annehmen zu dürfen, daß der Arragonit nicht bloß in Hinsicht seiner physischen Eigenschaften von dem rhomboidalen Kalkspathe verschieden sey, sondern sich auch in seiner Mischung wesentlich von demselben unterscheide, und daß dieser Unterschied in einem dem kohlenfauren Kalk des Arragonits chemisch bingemischten kohlenfauren Strontiangehalte liege, und der Arragonit folglich als eine natürliche Trippelverbindung dieser beiden Salze zu betrachten sey, dagegen der rhomboidale Kalkspath bloß aus kohlenfaurem Kalk bestehe.

Die vollständige Analyse, welche der Verfasser hierauf mit drey der vorzüglichsten Abänderungen des Arragonits, dem Bearner, dem von Molind in Arragonien, und dem Auvergnier, in Vergleichung mit zwey sehr reinen und vollkommen durchsichtigen so genannten Isländischen Doppelspathen, von Island selbst und vom Harze, wovon der erstere ihm von Hrn. Professor Ritter Blumenbach, und der andere von Hrn. Professor Hausmann zu diesem Behuf gütigst mitgetheilt worden war, anstellte, bestätigte diese Meinung vollends. Es ergab sich nämlich aus dieser Untersuchung, daß die Menge des mit dem kohlenfauren Kalk im Arragonit verbundenen kohlenfauren Strontians zwar in den verschiedenen Abänderungen dieses Fosils variire, indessen in einer und derselben Varietät desselben stets constant sey, und daß selbst aller Wahrscheinlichkeit nach die Mengen dieses Salzes in den verschiedenen Arragonitarten nach ähnlichen bestimmten Verhältnissen variiren,

wie dieses auch in Ansehung der kohlensauren Kalk-
erde nach den Versuchen des Verf. in dem Bitter-
spathen, Dolomiten und Bitteralken Statt finde.
So enthielt der Arragoner und Bearner Arragonit
doppelt so viel kohlensauren Strontian, als der
Auvergner, und in diesem schien wiederum noch
einmal so viel davon vorzukommen, als in dem
Arragonit vom Iberge und der Insel Ferrage.

Dieser Meinung über die chemische Natur des
Arragonits ganz entsprechend fand der Verf. in
diesem Fossilie auch constant eine geringere Menge
Kohlensäure, als in dem rhomboidalen Kalkspathe.
Es mochte die Menge der in diesen Fossilien ent-
haltenen Kohlenläure entweder aus dem Verluste
durchs Glühen derselben berechnet, oder nach dem
Volumen des durch Säuren daraus entbundenen
kohlensauren Gases, oder endlich auch nach der
Menge des erzeugten kohlensauren Kalks bestimmt
werden, welcher erhalten wurde, wenn man das
durch Säuren aus dem Arragonit entwickelte kohlen-
saure Gas von Kalkwasser absorbiren ließ.

Außer dieser Hauptverschiedenheit in der Mi-
schung des Arragonits und rhomboidalen Kalk-
spaths findet, der Untersuchung unsers Verf. zu-
folge, zwischen diesen beiden Fossilien noch ein
anderer, beide gleichfalls sehr characterisirender,
Mischungsunterschied Statt. Der Arragonit ent-
hält nämlich einen kleinen Antheil Wasser che-
misch gebunden, von dessen Verluste das emaille-
artige Ansehen und die Efflorescenz herrührt, wel-
che derselbe beim schwachen Erhitzen erleidet. Da-
gegen kommt in dem rhomboidalen Kalkspathe
durchaus kein chemisch gebundenes Wasser vor,
und der Kalkspath behält im Feuer bei der Tem-
peratur, wo der Arragonit zerfällt, vollkommen
seinen Glanz, seine Durchsichtigkeit und seine Ge-

stalt, und verliert diese nur mit dem Entweichen der Kohlensäure. Die geringe und sehr veränderliche Menge Wasser, welche beim Erhitzen aus einigen Kalkspathen entweicht, ist in ihnen nur mechanisch enthalten, und bloß zwischen einigen Lamellen beim Kryallisiren zurückgehalten worden, denn nur die im Feuer decrepitirenden Kalkspathe geben Wasser aus, und zwar um so mehr, je stärker sie decrepitiren. Daher der Verf. auch dieses bloß mechanisch eingemengte Wasser mit dem Nahmen Decrepitations-Wasser belegt, und überhaupt der Meinung ist, daß das Decrepitiren allemahl nur vor dem Entweichen bloß mechanisch eingemengter und zwischen den Lamellen eingeschlossener Substanzen, als Wasser, Luft &c. herrühret, und folglich fernerhin nicht weiter als ein charakteristisches Merkmal für diese oder jene Substanz betrachtet werden könne. Auch ist es ihm nicht unwahrscheinlich, daß die vorzügliche Durchsichtigkeit und Klarheit, wodurch sich der rhomboidale Kalkspath von Island so sehr von dem rhomboidalen Kalkspathen anderer Gegenden auszeichnet, der völligen Abwesenheit dieses Wassers zuzuschreiben ist, denn dieser decrepitirte weder im Feuer, noch ertitt er irgend eine merkbare Veränderung oder einen Gewichtsverlust, selbst wenn er bis zu einer dem Glühen nahe kommenden Temperatur erhitzt wurde. — Die Efflorescenz des Arragonits beim schwachen Erhitzen gibt demnach, wie auch schon von Saüy bemerkt worden ist, ein leichtes und sicheres Merkmal ab, um denselben vom rhomboidalen Kalkspathe sogleich zu unterscheiden.

Außer kohlensauren Kalk, und kohlensauren Strontian enthält der Arragonit bloß noch Magnesiumoxyd und Eisenoxyd, aber beide nur in sehr unbedeutender Menge. Von diesen ist das Magnesium-

Eisenoxyd höchst wahrscheinlich ebenfalls mit Kohlen-
säure verbunden, und mit den andern beiden koh-
len-säuren Salzen chemisch vereinigt. Daß es
übrigens nicht zum Wesen des Arragonits gehört,
geht schon aus dem Umstande hervor, daß der
Auvergner Arragonit nichts davon enthält. Das
Eisenoxyd scheint nur einen zufälligen Bestandtheil
des Arragonits auszumachen, und als Eisenoxyd-
Hydrat bloß auf den Ablösungen und zwischen den
Lamellen mechanisch eingeschlossen vorzukommen.
Beim Spanischen Arragonit, welcher am meisten
däsyen enthält und ihm auch seine Farbe verdankt,
ist dieß wenigstens augenscheinlich der Fall, wie
schon der veränderliche Gehalt und die ungleiche
Vertheilung desselben in den einzelnen Krystallen
anzeigt, aber noch mehr durch den Umstand be-
stätigt wird, daß dieser Arragonit beim Auflösen in
Säuren vollkommen weiß und durchsichtig wird,
während sichtbar das Eisenoxydhydrat aus den auf-
geschlossenen Lamellen herausfällt. Dasselbe ist
stark quarzhaltig, und führt zugleich Gyps,
welche Substanzen beide in dem Arragonit selbst
nicht angetroffen werden.

Folgendes ist das von dem Verf. in den drey
Genannten der genauern Analyse unterworfenen,
Veränderungen des Arragonits aufgefundenene Mi-
schungsverhältniß nach einem Mittel mehrerer nur
unbedeutend von einander abweichender Versuche.

1) In 100 Theilen des stänglichen Arragonits
von Bastene unweit Dax im heutigen Departes-
ment des Landes sind enthalten:

94,8249 kohlen-saurer Kalk
4,0836 kohlen-saures Strontian
0,0939 Magnesiumoxydul nebst Spuren von Ei-
0,9831 Krystallisationswasser. [Eisenoxydhydrat

99,9855

Oder 53,3864 Kalk
 2,8808 Strontian
 0,0939 Magnesiumoxydul u. Eisenoxydhydrat
 42,8669 Kohlen Säure
 0,9831 Krystallisationswasser.

100,2111

2) In 100 Theilen des prismatischen Arragonits von Molina in Arragonien sind enthalten:

94,5757 kohlen-saurer Kalk
 3,9662 kohlen-saurer Strontian
 0,7070 mechanisch eingemengtes Eisenoxydhydrat nebst Quarzsand und Gyps
 0,3000 Krystallisationswasser.

99,5489

Oder, das Eisenoxydhydrat als bloß zufälligen Bestandtheil nicht mitgerechnet,

53,6255 Kalk
 2,3187 Strontian
 42,4446 Kohlen Säure
 0,3021 Krystallisationswasser.

99,1909

3) In 100 Theilen des stänglichen Arragonits von Vertaifon in Auvergne sind enthalten:

97,7227 kohlen-saurer Kalk
 2,0552 kohlen-saures Strontian
 0,0098 Eisenoxydhydrat
 0,2104 Krystallisationswasser.

99,9981

Oder 55,0178 Kalk

1,4498 Strontian
 43,2896 Kohlen Säure
 0,0098 Eisenoxydhydrat
 0,2104 Krystallisationswasser.

99,9774

1580 Göttingische gel. Anzeigen

Dagegen ist, nach der Analyse des Verfassers, der reine rhomboidale Kalkspath von Island (so genannter Isländischer Krystall) in 100 Theilen zusammengesetzt aus:

56,15 Kalk	
0,15 Magnesiumoxydul nebst einer Spur von	
43,70 Kohlensäure.	[Eisen
100,0000	

Und in dem rhomboidalen Kalkspathe von Andreasberg auf dem Harze kommen vor:

55,9802 Kalk	
0,3563 Magnesiumoxydul nebst Spuren von	
43,5635 Kohlensäure	[Eisen
0,1000 Decrepitationswasser.	
100,0000	

Dieses Mischungsverhältniß des natürlichen kohlenfauren Kalkes stimmt mit dem, welches von Berzelius und dem Verf. für den künstlichen kohlenfauren Kalk aufgefunden worden ist, auf das genaueste überein, und gewährt uns einen neuen Beweis, daß die natürlichen Mischungen nach eben den unveränderlichen Proportionen gebildet werden, als die künstlichen.

Wien.

In der Camestinischen Buchhandlung: Die illyrischen Provinzen und ihre Einwohner. 1812. 579 Seiten in Octav.

Dies Buch ist ein Mittelding, weder Topographie, noch Statistik. Die ganz grundlose Meinung, daß neue Staaten das größte Interesse gewähren, verleitete den Verfasser zu seiner Arbeit. Auch konnte die Erscheinung des Demianischen

Werks ihn von der Vollendung des seinigen nicht abschrecken, das er einzig aus gedruckten Quellen schöpfte. Doch hatte ein sachkundiger Krainner die Güte, neben andern gelegentlichen Berichtigungen die Slavischen Orts- und andere Namen nach ihrer Aussprache anzugeben. Wird erst die jetzige Eintheilung des Landes bestimmter bekannt geworden seyn, so wird man auch mit dieser, wie mit andern ergänzenden neuen Nachrichten, dem geehrten Publicum aufwarten.

Das Ganze enthält vier Hauptabschnitte: eine Beschreibung des Landes, der Einwohner, der Regierung und der vorzüglichsten Orter, sowohl auf den Inseln, wie auf dem festen Lande.

Im ersten Abschnitte handelt der Verfasser von den Grenzen, der Größe, und weiter von dem, was unsere Statistiker sonst noch von der natürlichen Beschaffenheit des Landes vorzubringen pflegen. Die einzelnen Angaben sind, wie gewöhnlich, ohne Plan, Zweck und Verbindung, bunt unter und neben einander aufgestellt. Schon auf den ersten Seiten zeigt sich, daß Naturscenen zu schildern, des Verf. Talent nicht ist. Die Schilderungen sind matt, weß, schleppend und ermüdend. Wie überall, so sind auch hier nicht, die Schöpfungen der Natur, rein getrennt von denen des Menschen, angegeben. Auch fehlt unserm Verfasser, was allen Statistikern fehlt, und was allein schon alles verderben mußte, der Begriff von Gut. Alle freiwillig von der Natur erzeugte Producte des Landes sind auch, ihm Gaben, also Güter. Die Natur kann nur Dinge, keine Güter, schaffen. Unterscheiden wir doch endlich Güter von Dingen! Eine Menge höchst schädlicher Irrthümer und falscher Ansichten werden dann ver-

schwinden, und als Plunder wird uns erscheinen, worauf wir jetzt einen hohen Werth setzen.

Der zweyte Hauptabschnitt besteht aus neun Kapiteln. Als ein Ganzes erscheinen hier einzelne Theile. Ausführlicher wird gesprochen von der Kleidung, Wohnung und Nahrung, als von der Religion und Geistesbildung. Das Kapitel von den Naturanlagen der Menschen, das eine der ersten Stellen einnehmen sollte, hat die sechste erhalten; und das Kapitel von den Gewerben, das doch, auch nur erträglich bearbeitet, in Hinsicht auf Cultur und Humanität so Vieles aufschließt, und auf so Vieles vorbereitet, macht den Beschluß.

Im dritten Hauptabschnitte, welcher Regierung überschrieben ist, ist zuerst die Rede von der Staatsverfassung und Verwaltung, und dann von der gerichtlichen Verfassung, der Staatswirthschaft und der Kriegsverfassung. Die Staatsverfassung macht also einen Theil der Regierung aus, und ein anderes ist die Staatsverwaltung, und ein anderes die Kriegs- und die gerichtliche Verfassung und die Staatswirthschaft!

Der vierte und letzte Abschnitt enthält eine Topographie, in der sorgfältig die Entfernung der Orter von einander, und die Häuserzahl, aber nicht die Anzahl der Bewohner, angegeben ist.

Die Quellen sind nur selten genannt, und wo sie, wie S. 189, genannt werden, ist die Angabe nichts weniger, als bestimmt. Ein großer Theil des Buchs enthält nur Kleinigkeiten, die ganz unbrauchbar sind. In dem Kapitel von Gebräuchen, S. 149 ff. ist das besonders auffallend. Dazu kommt eine nicht geringe Menge halber Angaben, wie S. 215, wo es heißt:

„auch führen die Eiländer ihren Fang lieber den weitem Weg nach der Italiänischen Küste, besonders nach Neapel, als den nächsten auf den Venetianischen Markt.“ Und warum thun sie das? Es sind endlich auch die Angaben aus ältern, wie aus neuern Zeiten (S. 221, 237, 256). Auch hier ist, wie in allen unsern Statistiken, aus einer alten und aus einer neuern Welt eine Welt gebildet, die in der Vergangenheit nie war, in der Gegenwart nicht ist, und in der Zukunft nie seyn wird!

S. 198 theilt der Verfasser eine Tabelle mit, woraus der Ertrag des Landbaues in den Militär-Bezirken Croatiens erhellen soll. Wir lesen da, was an Weizen, Roggen und einigen andern Producten im Jahre 1801 geerntet wurde. Wurden denn außer diesen Producten keine andere gebauet? Woher kommen jene Angaben? Und was wissen wir, wissen wir einzig das rohe Einkommen? S. 199 heißt es: „die vormahls Venetianischen Dalmatier gewinnen mit ihrem elenden Pfluge, den zwey kraftlose Thiere ziehen, ihrem Boden wenig ab, und sind überhaupt in der Industrie sehr zurück. Sie benutzen weder die Gold-, noch die Eisen- und Steinkohlengruben.“ Wie ist es möglich, daß man den armen Menschen, deren Capital nicht einmahl hinreicht zu einer ordentlichen Bebauung des Bodens, den Bergbau anrathen kann! Befolgten sie des Verfassers Rath, so geriethen sie unabweidbar auf den Weg, der zur nackten Armuth, zum Verbrechen, zum Galgen, führt. Wieder einer jener in so zahlloser Menge in unsern statistischen und politischen Schriften sich befindenden Beweise von dem unaussprechlichen Werthe

1484 G. g. N. 158. St., den 2. Oct. 1813.

des gesunden Menschenverstandes! — Aus dem, was S. 204 f. über den Ertrag in den Istri-
schen Militär-Bezirken im Jahre 1801 bemerkt
ist, gehet nach des Verfassers Versicherung klar
hervor: „daß im Verhältnis mit dem Ackerlande
des Wiesenbodens zu wenig ist, besonders in
den beiden Banat-Regimentern, ob sie gleich
die bestest Wiesen haben.“ Wie dies aber dar-
aus erhellet, ist nicht gezeiget, weil es sich gar
nicht darthun läßt. Ein festes Verhältnis, wie
der Verfasser meint, gibt es hier nicht, und
kann es nicht geben, da weder die Nachfrage
nach den Producten des Ackerlandes, noch die nach
den Producten des Wiesenlandes fortdauernd die
selbe seyn kann. Zuverlässig aber entspricht auch in
jenen Bezirken die Benutzung des Acker-, wie des
Wiesenlandes ganz genau der wirksamen Nachfrage,
wenn anders die Bewohner jener Bezirke han-
deln, wie alle Menschen handelten vom Anfange
der Tage bis auf den heutigen. — Sehr häufig
stößt man auf Stellen, wie S. 145: „Wie
Luther, so wurde auch Dalmatin während er
an seiner Uebersetzung der Bibel arbeitete, von
dem Lutherischen Freyherrn Christoph Auersberg
auf dessen Schlosse Triak. verborgen gehalten;“
oder wie S. 180: „die Jagd, die Landhäuser
und die Seefahrten sind die Hauptunterhaltun-
gen der Reichen. Die Jagd ist in ganz Istrien
frey, denn es fehlt hier so wenig an Wild, als
an guten Vorstehhunden.“ Wenn es aber S.
130, von den Boccheseern heißt: „die Gewalt
des Mannes über seine Gattinn geht so weit,
daß er sie, ja selbst eines andern Frau, ohne Ab-
nung ermorden darf,“ so ist das Unsinn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 4. October 1813.

Paris.

Bey Buiffon, 1813: Correspondance Littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, pendant une partie des années 1775 - 1776 et pendant les années 1782 à 1790 inclusivement, par le Baron de Grimm et par Diderot. Troisième et dernière Partie. Fünf Bände in groß Octav; die drey ersten von etwas mehr als sechsthalb hundert Seiten, die beyden letzten von 700.

Sehr bald ist eingetroffen, was S. 1149 ein anderer Recensent bey Anzeige der zwey ersten Abtheilungen vermuthet, oder vielmehr befürchtet hatte. Diese, obgleich auch aus fünf Bänden bestehend, waren von der Pariser Lesewelt mit solcher Begierde verschlungen worden, daß kaum drey Monate nach ihrer Erscheinung eine neue, nicht schwächere, Auflage davon besorgt werden mußte. Bey so günstiger Aufnahme kein Wunder also, von Herausgeber und Verleger das Benehmen ihrer Londoner Collegen nachgeahmt zu sehen, die sogleich mit morg' laßt words bey der Hand sind, wenn reuige Delinquenten zu Tyburn oder anderswo an das schaulustige Publicum sich wenden, es zu guter Letzt anreden,

und zuweilen tief erschüttern. Es nur bey fünf neuen Bänden (vor der Hand) bewenden zu lassen, muß man übrigens dem Redacteur um so mehr als Mäßigung anrechnen, da er in dem Vorbericht wiederholt versichert, daß nicht nur zu fünf, sondern zu funfzehn eben so starken Bänden noch hinreichender Stoff vorrätzig gewesen. Nicht ohne Grund indeß schrieb der Rec.: vor der Hand; denn so eben gibt es in öffentlichen Blättern zu lesen, daß der fortdauernde Beifall noch mehr *last* words hervorgehoben habe, und eine abermahlige Pentas von Bänden das Ganze krönen werde. Alles noch nicht genug! denn selbst dazu wird dem Lesedrange Hoffnung gemacht, auch die vom Abbé Raynal in gleicher Stimmung, aber ungleich früher geführte Correspondenz aus ihren bestäubten Winkeln wieder hervorgezogen zu sehn. Läßt der Abbé sich darin eben so absprechend und redselig finden, wie in seinen übrigen Schriften und persönlichem Umgange, so steht zu hoffen, daß ein so lange fortgesetztes Mahl auch den ausgehungertsten Gast mit voller Sättigung endlich entlassen werde!

Wie aber soll man sich den Heißhunger erklären, womit das Pariser Publicum über litterarische Leckerbissen herfällt, die doch als schon ziemlich veraltet, um nicht zu sagen verschimmelt, sich ankündigen. An Critik und Witzagd mangelt es den dasigen Tagesblättern, wie bekannt, auch jetzt auf keine Weise; und eben so wenig an andern Gegenständen, woran die Kunsttrichter der großen Nation ihre Kräfte versuchen können, und auch wirklich alle Tage schimmern lassen. Ihren gegenwärtigen Darstellungen und Schaugerichten muß also doch irgend ein Ingredienz, irgend eine Zuthat fehlen, wodurch ihre Vorgänger Alles so schmachhaft zu machen wußten, daß der Duft davon, selbst nach 40 Jahren noch, Gäste herbeilockt, und, wie es scheint, auch festhält.

Worin das Geheimniß steckt, glaubt der Berichter-
 statter so ziemlich errathen zu haben, findet vor der
 Hand aber nicht dienlich, es auszulaudern; sondern
 will es dem eignen Scharfsinne derer überlassen, die
 ein paar Mörathe damahliger Critiken mit den jetzi-
 gen, und überhaupt die vorübergegangnen Erschei-
 nungen mit denen des Tages zu vergleichen Lust und
 Gelegenheit haben. Wollte man glauben, der un-
 erhörte Beyfall, den diese sogenannte Correspondenz
 von neuem gefunden, und noch immer genießt, sey
 im Auslande hauptsächlich, oder in der Provinz zu
 suchen, so steht dieser Meynung der Umstand im
 Wege, daß die Pariser Aristarchen gewiß nicht er-
 mangelt haben würden, das Publicum hiervon so-
 gleich zu benachrichtigen, und darüber sich wacker
 lustig zu machen. Statt dessen stimmen, mit nur
 feltner Einschränkung, die dasigen Zeitblätter selber
 in's allgemeine Lob ein, und ein so ungewöhnlicher
 Einklang bleibt daher immer eine Erscheinung, die
 auf so manches ihren Einfluß äußern kann und wird.

Da in den fünf ersten Bänden der ganze Jahr-
 gang von 1775 und die ersten sechs Monathe von
 1776 bekanntlich gefehlt, von jenem aber die bey-
 den ersten Monathe seitdem sich haben aufspüren
 lassen, wie gleichfalls die von 1776, so wird man
 diese Lücken nunmehr glücklich gefüllt finden. Rec.
 der beyde Jahre hindurch, und dieß in günstigen
 Verhältnissen, zu Paris sich aufhielt, vermischte we-
 nig oder nichts von einiger Bedeutung; und auch
 das Lob ziemlicher Unpartheylichkeit muß er durch
 alle fünf neuen Bände dem oder den Corresponden-
 ten zugestehn; denn, mit Ausnahme einiger aus-
 drücklich unter *Diderot's* Nahmen abgedruckter Be-
 richte, möchte es schwer genug halten überall aus-
 zumitteln, wer darin die Feder geführt? Hat *D.*
 wirklich an der Correspondenz beträchtlichen Theil
 gehabt, so muß er seinen durch so manche Eigenheit

sonst sich auszeichnenden Ton doch dann und wann herabzustimmen und zu vereinfachen rathsam gehalten haben. Fanden doch Pariser Kunstrichter bereits in den ersten fünf Bänden der Aufsätze mehrere, worin sie den Geist der gepriesenen Lespinasse zu entdecken glaubten! Auf die so eben gerühmte Unbefangenheit unsers Landsmanns zurückzukommen, so erstreckte sich solche denn freylich nicht bis auf die Häuser Holbach, Neckler, Geoffrin, d'Epinaÿ, und wo sonst noch der so genannte gute Ton angegeben wurde; denn diese werden überall als unverletzliche, ganz makellose Heiligthümer verehrt. Auch nach seinem Hintritt noch wird der Patriarch von Fernen mit einer Dehutsamkeit behandelt, als wenn er jeden Augenblick von den Todten wieder erstehen könnte. Desto schlimmer kommt der doch auch nicht zu verachtende La Harpe oft genug weg, und ein wenig Handwerksneid mag sich hier doch wohl eingemischt haben! Wem indeß so viele Geduld, und vor allen Dingen Muße genug, zu Theil geworden, um es auf Uebersicht dieses ganzen Zeitraums anlegen zu können, bleibt daher immer zu rathen, es nicht zu thun, ohne die, wie bekannt, in 6 Bänden abgedruckte Correspondenz dieses gleichzeitigen Schriftstellers und Kunstrichters zur Seite liegen zu haben, wo es dann an Aufforderungen nicht fehlen wird, über die Verschiedenheiten des Geschmacks, der Gesichtspuncte, der Vorurtheile und tausend andre Divergenzen die fruchtbarsten Betrachtungen anzustellen.

Was nun den Inhalt der 5 neuen Bände selber betrifft, so besteht solcher aus einem eben so bunten Gemisch einander unaufhörlich ablösender, ganz disparater Dinge, wie in ihren ältern Brüdern. Lange und kurze Auszüge aus den verschiedensten Büchern, worunter jedoch nur höchst selten Etwas über exacte Wissenschaften sich blicken läßt, ganze Abhandlungen und kurzweg absprechende Urtheile, Theatercritiken in

großer Menge, gereimte u. ungereimte Briefe, Fabeln und Erzählungen in *prosa* und *vers*, Szigungen und Verhandlungen der *ci-devant* Quarante, Stadtmährchen, Hofneuigkeiten, Lebensläufe, *mots* und *bon-mots*, Epigramme (worunter äußerst giftige), Räthsel, Charaden, Logogryphe, so genannte Anekdoten, historische, moralische u. statistische Aufsätze, Reiseberichte, *Bout-rimes*, *Chansons* und Hymnen, Romane, *Impromptus*: mit Einem Worte Alles, was freylich auch in untern so zahlreich gewordenen, einer verständigsten Geistesbildung aber immer mehr Nachtheil drohenden, Morgen- u. Abend-, Wochen- u. Sonntagsblättern unausgesetzt aufgetischt wird; in der Pariser Correspondenz aber doch mit einer sich gleich bleibenden Spracheleganz, beständiger Rücksicht auf das Nationalbedürfnis, Achtung für Menschenverstand u. Schicklichkeit und viel andern Vorzügen mehr, die den vaterländischen Instituten dieser Art, als denen es größten Theils nur um bald möglichste Füllung des Vogens zu thun ist, recht sehr zu wünschen wären.

Das jedem Bande beigefügte, nicht aber alphabetisch gestellte, Materienverzeichnis wird dem erwünschten Benutzer des Werks wenig helfen: etwas mehr schon das am Schlusse befindliche, mehr als vier Bogen starke und den Vorrath dennoch nicht erschöpfende, *Nahmen-* und, wo diese fehlten, *Sachenregister*. Allein schon aus dieser ungeheuren Menge darin angezeigter Artikel ergibt sich, daß es völlig unthunlich wird, Proben daraus zu geben. An eignen Anzeichnungen des ihm nicht unbedeutend Scheinenden hatte es *Rec.* keineswegs fehlen lassen; woher aber Zeit und Raum, aus diesen *Memento's* wieder das Erheblichere zu ziehen? Kein Zweifel, daß man noch lange, und vielleicht immer, viele der in dieser Correspondenz aufbewahrten Stücke, Reflexionen und Anekdoten mit Vergnügen, auch wohl Belehrung, lesen wird. Wie Manches hingegen hält strengere

Prüfung doch nicht aus; dasjenige besonders, wo leidiger Wit und Zauberey des Vortrags prädominiren. So reizt z. B. das gleich zu Anfang des ersten Bandes sich findende ziemlich lange Gespräch zwischen Erasmus und Luther allerdings zum Weiterlesen; wie unbefriedigt aber legt man es aus der Hand, wenn, trotz aller Rednerkünste, kein anderes Resultat hervorgeht, als: Voltaire allein habe unendlich mehr Vorurtheile ausgerottet, als alle Beide! Vertilgt oder vielmehr befürmt hat er deren freylich, mit dem Unkraute aber auch die Weizenfaat zugleich ausgerissen. Wie wenig mag der Dialogenschreiber doch die wahre Lage der Dinge zu Anfange des 16. Jahrh. gefannt haben! — Am beredtesten werden unser Landsmann und seine Mitarbeiter, wenn die Anstrengungen jedes Talents zu beschreiben sind, die bey Anwesenheit eines Königes von Schweden, Großfürsten von Rußland, Prinzen Heinrichs von Preußen u. s. w. den Franzöf. Mahmen sollten verherrlichen helfen. Sehr gern will Rec. glauben, daß bey so glänzenden Anlässen Alt und Jung werde des efforts extraordinaires gemacht haben; hoffentlich aber gestehen auch unsere Nachbarn hinwieder ein, daß diese efforts mit einer Bewunderung und Erkenntlichkeit von Seiten der erlauchten Fremden belohnt worden, die den Virtuosen jeder Art nichts zu wünschen übrig ließen, und in ihrem Vaterlande wohl selten genug mögen zu Theil geworden seyn! — Unterhaltend, wie so vieles Andere, ist auch die geheime Geschichte der Verhandlungen bey Wiederbesetzung erledigter Plätze unter den Quarante, wo es denn zuweilen Cabalen und Auftritte gab, als ob es das Wohl des ganzen Reichs gälte, und die zu Dramen ganz neuer Art Stoff anbieten könnten. — Bey Gelegenheit der berühmigten Confessions Roussseau's, die damahls eben zum Vorschein kamen, und Hrn. Grimm, wie man weiß, gar nicht gleichgültig

feyn konnten, auf die er deßhalb auch oft genug zurückkommt und sie mitunter berichtigt, weiß er sich mit einer Gewandtheit zu kehmen, die wohl nicht Jedermanns Sache gewesen wäre; eben so in Betreff des Mesmerianismus und so manch andrer Erscheinung, wo es auf die Geschicklichkeit ankam, es mit keiner Partey zu verderben. Wie übrigens der geniale Sonderling von Genf seine Laufbahn eigentlich geendet hat, hat bis diesen Augenblick selbst sich noch nicht aufs Reine bringen lassen. Ein von ihm gebrauchtes Pulver, wie hier erzählt wird, und wie man erst späterhin in Erfahrung gebracht, eine vermeintliche Kopfwunde, lassen jedoch befürchten, daß er seinen Abschied auf irgend eine Art gewaltsam beschleunigt habe. — Da die letzten Jahre dieser Abtheilung schon in die Worspiele und ersten Acte der schrecklichen Revolution fielen, wo noch eben so viel mit der Feder, als in der Folge mit mörderischen Waffen gefochten wurde, dürfte dieser Abschnitt den Geschichtsfreund vielleicht besonders anlocken, am Ende sich aber doch wohl nichts anders ergeben, als daß auch dieser Beobachter, trotz aller Kenntniß des Bodens, in seiner Ansicht der Dinge und daraus gezogenen Prognostiken eben so oft und arg, wie tausend Andere, sich betrogen gehabt. Ungleich freyer schon, und tiefer, hatte der damalige Kriegsminister, Graf du Muy, dessen die Correspondenz bey andern Anlässen erwähnt, in die Zukunft geblickt. Diesem nämlich entwischte bey Wiederherstellung der Parlamente im November des J. 1774 die nur allzu prophetisch gewordene, auch dem Rec. unvergeßlich gebliebene, Aeußerung: "Heut hat unser König das Todesurtheil der Monarchie unterzeichnet!" —

Allein Rec. muß abbrechen, um mit der Bemerkung zu schließen, daß es für uns Deutsche immer merkwürdig bleiben wird, einen Landsmann in Paris gehabt zu haben, der nicht etwa daselbst erzogen worden, sondern bis ans Lebensende seinen Oberdeutschen Accent nicht

1592 G. g. A. 159. St, den 4. Oct. 1813.

los werden konnte, durch ein angenehmes Aeußere sich eben nicht empfahl, auch als Schriftsteller nur durch ein paar Kleinigkeiten, vermuthlich nicht ohne Diderot's Beyhülfe, sich bekannt gemacht, und dennoch in die am wenigsten zugänglichen Gesellschaften sich Zutritt verschafft; in Hinsicht aber auf Geschmack u. Styl es zu einer Feinheit u. Sicherheit gebracht, daß selbst nach so vielen Jahren noch auch die eigensinnigsten Aristarchen der schwer zu befriedigenden Hauptstadt ihm das Zeugniß nicht versagen konnten, so correct u. gewandt wie ein geborner, wohl unterrichteter Franzos geschrieben und überhaupt sich benommen zu haben. Da durch seine Vermittelung so mancher dasige Schriftsteller nicht nur auswärtigen Potentaten bekannt, sondern auch von ihnen belohnt worden, so läßt sich freylich denken, daß ein solcher Empfehler zeitig genug zum wichtigen Manne werden mußte, jeder Weg, Belehrung einzuholen, ihm offen stand, u. das manus manum lavat auch hier sich vollständig bewährte. Wenn übrigens bey aller, in seiner Lage eben nicht zu tadelnden Vorliebe für Frankreich der Deutsche — naturam furca expellas — dennoch hier u. da durchblickt, wie schon dem Rec. der ersten Lieferung nicht entging: so bleibt die Frage, ob in der Original-Correspondenz, bey ernsthaften Gegenständen besonders, nicht weit öfter noch der Fall gewesen, u. der Herausgeber nicht rathsam gefunden, dergl. bedenkfl. Stellen zu mildern, oder gar zu streichen? ein Umstand, über den der Hospitator des Werks uns Leser ohne Auskunft läßt. — Eben da der Rec. dieses niedergeschrieben, ersieht er aus Pariser Blättern, daß die kaum erst angekündigte frühere Correspondenz uners Landmanns nicht in fünf, sondern sechs derben Bänden bereits wirklich erschienen, und eben so begerig gekauft, wenn auch vielleicht weniger gelesen wird. Noch einmahl, wie soll man ein so anhaltendes engouement, eine solchellnersättlichkeit, sich erklären?

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. u. 161. St.

Den 7. October 1813.

London.

Bei L. Cadell und W. Davies am Strand:
Herculanensia; or archeological and philological
Dissertations, containing a Manuscript found
among the ruins of Herculaneum; and dedicated
(by permission) to His Royal Highness the Prince
of Wales. 1810. 198 S. 4. nebst drey Kupfern.

Der Vorläufer eines wichtigen Werks für das ge-
lehrte Alterthum! Nachdem Rosini den Tractat des
Philodemus aus den halbverkohlten Papyrusrollen
der verschütteten Bibliothek des Herculaneum heraus-
gegeben hatte, ruheten das Abwickeln derselben ge-
raume Zeit, bis Se. Königl. Hoheit, der Prinz
von Wales, den Entschluß faßte, den litterarischen
Schatz, der über siebenzehn Jahrhunderte unter
der Erde verborgen gelegen hatte, auf seine Kosten
an das Licht zu ziehen. Die Regierung von Neapel
nahm das Anerbieten an. Rosini ward zur Leitung
an die Spitze des Unternehmens gestellt, ein Brit-
tischer Gelehrter, Namens Hayter, ward ihm 1802
von dem Prinzen von Wales beygegeben, beide
unterstützte ein in der alten Litteratur bewandertes

Q (7)

Neapolitanischer Priester, dessen Name nicht genannt ist, und das Englische Parlament setzte eine Geldbewilligung zur Bestreitung der Kosten aus. Bis zum Jahr 1806 ward das Unternehmen mit Eifer betrieben: die genannten Gelehrten leiteten das schwierige Abwickeln, entzifferten das Abgewickelte, nahmen ein fac simile und eine Abschrift davon, und übergaben beydes den Akademikern von Portici, welche die durch Brüche der Rollen entstandene Lücken der Abschriften ergänzen halfen. Mit dem Einfall der Franzosen in Neapel, im Jahr 1806, hörte natürlich dieses Alles mit einem Mahle auf, und Hayter sah sich genöthiget, seinen Aufenthalt von Neapel nach Sicilien zu verlegen. Die Rollen ließ er, (es wird nicht gemeldet, ob aus Versehen, oder auf höhere Veranlassung) zu Neapel zurück; die Abschriften aber brachte er mit nach Sicilien, und legte sie (es wird nicht bestimmt angegeben, ob freywillig oder gezwungen) in dem königl. Museum zu Palermo nieder. Der Prinz von Wales ließ die Abschriften der abgewickelten Rollen von der Sicilischen Regierung abfordern; aber sie weigerte sich ein ganzes Jahr sie verabfolgen zu lassen, weil der König von Sicilien, bey der Einwilligung in die Betreibung dieses Geschäftes in seinem Reiche von einer andern Nation, nie auf die Originalrollen und ihre Abschriften Verzicht gethan habe, wie selbst dadurch eingeräumt worden, daß Hayter die nach Sicilien geretteten Abschriften im königl. Museum zu Palermo niedergelegt habe: überdieß sey in der über dieses Unternehmen ausgestellten Urkunde versprochen, daß die entzifferten Manuscripte an der Residenz des Königes von Sicilien sollten bekannt gemacht, und Neapolitanische Gelehrte beym Corrigiren, Ergänzen und Uebersetzen gebraucht wer-

den. Erst im August des Jahres 1807 wurden die Abschriften Hrn. Drummond, der in dieser Angelegenheit nach Sicilien gesendet worden war, vor der Hand (pro tempore) zurückgegeben, und dieser überlieferte sie wieder dem Commissär des Prinzen von Wales, Hrn. Hayter. Während des nächsten Jahres wurde unter seiner Beforgung das facsimile von einem Theil dieser Handschriften in Kupfer gestochen, desgleichen die verschiedenen, in abgewickelten Manuscripten gefundenen, Formen von Buchstaben; aber unter Schwierigkeiten, die man zu entfernen hoffte, wenn die Herausgabe der entzifferten Rollen in England besorgt würde. Im Jahre 1808 ward es auch bewirkt, daß mit Bewilligung der Sicilischen Regierung die Papiere nach England geschickt wurden. Dort sind sie in die Hände des Prinzen von Wales niedergelegt, von dessen Bestimmung ihre Herausgabe abhängen wird.

Um mittlerweile die Aufmerksamkeit auf die Herculanischen Entdeckungen zu unterhalten, und ihre Wichtigkeit den weniger Unterrichteten zu zeigen, haben zwey Britische Gelehrte, die Herren William Drummond und Robert Walpole, ihre gelehrten Forschungen über allerley Gegenstände, die darauf Beziehung haben, und eine Probe aus einer aufgewickelten Handschrift in dieser Sammlung drucken lassen. Der erstere gibt meist Resultate seiner etymologischen Künste, der letztere schränkt sich mehr auf das ein, worauf eine Prüfung der Nachrichten alter Schriftsteller führt. Beide bewähren eine mannigfaltige Gelehrsamkeit.

I. Ueber die Größe, Bevölkerung und den politischen Zustand der alten Stadt Herculaneum, von W. Drummond, S. 1—11. Die Abhandlung beginnt mit der Bestreitung Cluver's, der Herculaneum

für eine unbeträchtliche Stadt ansah. So, wie sie hier geführt ist, konnte Cluver doch immer noch Recht haben. Der Verf. würde sich seine Arbeit sehr erleichtert haben, wenn er den frühern und spätern Zustand der Stadt nach den Nachrichten älterer und späterer Schriftsteller schärfer gesondert hätte. Die Größe der Stadt ist spätern Ursprunges: wie ließe sich sonst begreifen, daß Polybius, der so ausführlich von Neapel und der Gegend umher gehandelt hat, Herculan bey einiger Größe so ganz mit Stillschweigen hätte übergehen können? Erst späterhin, als die Römer die schöne Küste zu ihren Landstücken wählten, ward auch diese Stadt verschönert und erweitert. Die Größe ihrer Bevölkerung folgert der Verf. daraus, daß ihm versichert worden, das gefundene Theater habe ungefähr 8000 Menschen fassen können. (Nach andern Schätzungen, die der Recensent gelesen hat, steigt die Zahl doch nur auf 4500 Personen; immer groß genug, um eine starke Bevölkerung der Stadt zu beurfunden.) Der Reichthum der Stadt wird aus den unter den Trümmern gefundenen Kostbarkeiten bewiesen; und sie verrathen allerdings einen bedeutenden Luxus der Einwohner. Um darzuthun, daß die Stadt entweder ein Municipium oder eine Colonie gewesen sey, wird ausführlich von den Römischen Municipien gehandelt. Der Verf. entscheidet zuletzt für eine Colonie: er hätte auf einem kürzern Wege zu seinem Ziel gelangen können, wenn ihm bey der Abfassung dieses Aufsatzes die bey Torre di Greco gefundene Inschrift vor Augen gewesen wäre; er hobt sie S. 34 in einem andern Aufsätze nach, und sieht nun nach ihr Herculan für eine Colonie der zweyten Classe an, in denen Römische Colonisten mit Fremden zusammenwohnten.

II. Von Campanien überhaupt, und besonders von *Campania felix*, von N. Walpole. S. 12—19. Meist nach Camillus Peregrinus, im Auszuge. Die verschiedenen Grenzen des herrlichen Landes werden nach den verschiedenen Zeitabschnitten bis auf die Zeit der Longobarden herabgeführt. Felix beym Plinius ist nicht etwa bloß ein Beywort des ganzen Landes wegen seiner Vortrefflichkeit, sondern der Nahme eines bestimmten Strichs von ausgezeichnete Fruchtbarkeit. Er erstreckte sich von Tifata bis Misenum (28 geographische Meilen in die Breite), und von Pons Campanus bis zum Flusse Sarnus (25 geographische Meilen in die Länge).

Die drey folgenden Abhandlungen von William Drummond, III. über die Etymologie des Namens Herculanium (S. 20—31); IV. über einige bey den Ruinen des Herculanium gefundene Inschriften (S. 32—39), und V. über verschiedene Ortsnahmen in *Campania felix* (S. 40—82), können wir zusammen nehmen, weil sie von einerley Grundsätzen ausgehen: sie erklären das Etruskische aus den Semitischen Sprachen. Der Verf. ist bekanntlich nicht der erste, der diesen Weg betritt; doch sind seine Combinationen von den frühern noch etwas verschieden. Nach ihm hat sich eine Colonie der Phöniciern in Sydien niedergelassen. Die Sydiern sendeten wieder eine Colonie nach Italien, welche Besitz von Etrurien und Umbrien nahm; Opster also, Tyrrhenier, Pelasger und Samniten stammen von Sydiern ab, folglich muß manches Phönicische (oder Semitische) in der Sprache, welche die Etrusker vor der Herrschaft der Römer redeten, gewesen seyn. Wir gestehen, daß unsere Vorstellung von der Abstammung der gedachten Völker von der des gelehrten Verf. gänzlich ab-

weicht. Die Lydier (wenn wir anders den Angaben alter Geschichtschreiber folgen wollen) müssen vom Aegyptischen Stamm entsprossen seyn: doch könnte dieses auch der Verf. zugeben, da er Aegypter und Phönicier für Stammsverwandte ansieht, und beiden auch einerley Sprache (Dialecte des Semitischen) beylegt. Die Etrusker müssen (glauben wir), nach dem ganzen Zusammenhang der Geschichte, zu dem Gallischen Völkerstamm, und zwar den Rhätiern, gehören, und über Tyrol durch das Tridentinische in das mittlere Italien eingewandert seyn, wie die Aehnlichkeit der Ortsnamen und die Ueberbleibsel Etruskischer Kunst in Tyrol hinlänglich beweisen. Wie sie sich mit Pelasgern und spätern Griechen nachher vermischt haben, liegt in der Geschichte klar genug zu Tage; aber es muß auch noch eine Vermischung mit dem Aegyptischen Stamm Statt gehabt haben, wie die Kunstwerke der Etrusker beweisen, und diese ist bis jetzt ein Räthsel der Geschichte. Denn daß die Etrusker, nachdem sie bereits selbstständig Etwas in der Kunst hätten leisten können, nur zufällig sollten manches Aegyptische gesehen und nachgeahmt haben (wie einige Neuere annehmen), ist nicht wahrscheinlich. Wer schon selbstständig in Kunst ist, geht nicht zur Nachahmung von Kinderversuchen in ihr zurück; ihn werden angeschlossene Füße und Hände nicht reizen, eben so zu arbeiten. Wer es aber nicht anders gewohnt ist, der arbeitet wohl so fort u. s. w. Es scheint sich daher im Lauf der Zeit ein Stamm unter den Etruskern niedergelassen zu haben, dessen Künstler an ein solches Kunstverfahren gewohnt waren, ein Aegyptischer oder doch ein mit den Aegyptern verwandter Stamm. Da würden denn die Lydier eine erwünschte Auskunft geben, wäre nur ihre Nieder-

fassung in Etrurien historisch nachzuweisen. Aber ihre Einwanderung dahin, wie sie dieselbe selbst (nach Herodot) erzählten, hat das volle Ansehen einer Fabel, wahrscheinlich bloß aus dem Namen Tyrchenier entstanden. Was bliebe nun dem Verf. zum Beweise übrig? Nichts, als Etymologien, bey denen vorausgesetzt wird, daß die Aegyptisch-Lydische Sprache auch ein Semitischer Dialect gewesen sey. Manche Sprachvergleichungen sind allerdings überraschend. Gott hieß bey den Etruskern Aesar: der Verf. vergleicht שִׁירָן (nur in der Bedeutung Gayn (die in allen Wörterbüchern, auch in des Rec. neuem Simonis noch, angenommen ist) wäre es doch nicht passend; aber man könnte leicht nachhelfen; es bedeutet in der angegebenen Orthographie Planeten (سَيَّارٌ, von سار, obambulant, κλαυτήρις (ἀστὴρ)); die Form שִׁירָן wäre von שִׁיר, wie אֶפֶיִת, אֶפֶיִקָרָה (1. Rdn. 20, 26.) von אֶפֶי entstanden); und ein Planet ist dem Sabäismus eine Gottheit. Das rauhe, unfruchtbare Gebirge bey den Phlegreischen Feldern Tiphata vergleicht der Verf. mit תִּפְתָּה. Tophet. Brandstätte. Aber näher beleuchtet, verschwindet doch wieder die anfangs auffallende Aehnlichkeit; und unter zehn von dem Verf. aufgestellten Wortvergleichungen der Art sind immer neun gleich auf den ersten Blick verwerflich. Herculani war, nach dem Dionys von Halicarnass, eine kleine Stadt zwischen Neapel und Pompeji, vom Hercules zur Bequemlichkeit seiner Flotte angelegt, und daher nach seinem Namen benannt. Man hat auch bey den Trümmern des

Herculan Münzen mit dem Kopf und den Attributen des Hercules gefunden. Von der bekannten Sage beym Dionys behält der Verf. nur den Nahmen Hercules bey; er läßt die Stadt von den Opfern zu einem Verehrungsplatz der Sonne erbauet seyn, weil Hercules, ארר, "das allgemeine Licht, also die Sonne," bedeute. Dieß bestätige auch eine bey den Ruinen des Herculan gefundene Münze (ohne Embleme) mit der Aufschrift Hercul. Die bekannte Inschrift bey Passeri und Walch; "Herentateis sum," welche beide Gelehrte nach der Ableitung von Ἡρη, Junonialis sum übersetzen, soll heißen tabula sum, aus ארר, arca, und ארר, arca (aut tabula), expurgatoria (aut sacra). Das gleich darauf folgende Merris Tuctiks soll (wegen der häufigen Verwechslung des d mit r) mit Meddis Taktiks gleichbedeutend seyn, und (nach Ennius und Festus) *Magistratus* und *tuticus magnus* bedeuten, zufolge des Semitischen אר, dominus, אר, bonus, und אר, gradus, folglich wörtlich: dominus boni gradus, praestantis status et conditionis seyn. Aus diesen Proben wird der Geist der Untersuchungen des Verf. satzfam erhellen. Wir übergehen daher auch die Erklärung der Ortsnahmen in Campania felix, und die Deutung der in der vierten Abhandlung zuerst bekannt gemachten Inschrift. Die Etruskische Sprache ist auch nach diesen Versuchen noch ein Räthsel der Geschichte; das Semitische, zumahl so, wie hier, verglichen, scheint es nicht zu lösen. Dabey wollen wir noch erinnern: Uebereinstimmung in einzelnen Gewohnheiten, Gebräuchen und allgemeinen Kunstfertigkeiten kann ohne Uebereinstimmung der Sprache, besonders nach ihrem grammatischen Bau, Abkunft der Völker von einander (wenn hierüber bestimmte Nachrichten fehlen), noch

nicht beweisen. Wie Vieles dergleichen schreibt sich von der Natur des Menschen her, den gleicher Zustand der Cultur auch zu gleichen Gewohnheiten und Gebräuchen führt; wie Vieles von zufälligem Verkehr! Was daher der Verf. aus einzelnen Sittenäußerungen zum Beweis der gleichen Abstammung der Lydier, Opster, Tyrrenier, Pelasger und Samniten hernimmt, fällt nach einer leichten Beleuchtung hin.

Aus den beiden folgenden Abhandlungen, VI. von der Kenntniß der Griechischen Sprache, und dem Zustande der Malerey, von Rob. Walpole, S. 83—97, und VII. von den Stoffen, auf welche die Alten schrieben, von W. Drummond, S. 98—107, wüßten wir nichts auszuzeichnen, das nicht allgemein bekannt wäre.

VIII. Paläographische Bemerkungen über die Herculianischen Manuscripte, von R. Walpole, S. 108—121. Die in fac simile und Abschriften nach England gebrachten Manuscripte, an Zahl über 80, sind alle Griechisch, ausgenommen ein Fragment eines epischen Gedichtes, in welchem des Vorhabens der Cleopatra, sich zu entleiben, erwähnt wird. Die Griechischen, welche Hr. W. gesehen hat, sind insgesamt ohne Accente und Spiritus (Hwiid will doch einige Accente bemerkt haben); sie sind schön geschrieben, mit Capitalbuchstaben, aber von mannigfaltigen Formen, ohne Wörttrennung. Eine genaue paläographische Beschreibung dieses Schatzes müßte von großem Interesse seyn; so Etwas konnte aber der Verf. nicht wohl liefern, da sein Aufsatz auf einer Reise, 1807 zu Palermo, geschrieben ist, als er die Manuscripte in Drummond's Wohnung sah, wie sie an ihn von der Sicilischen Regierung abgeliefert worden waren. Wir finden hier bloß Erklärungen eini-

ger bey ihrer Ansicht bemerkten Erscheinungen. Da sie ohne Accente sind, so wird die schon von Wetstein gemachte Bemerkung ausgeführt, daß man zuerst bey Dichtern den Gebrauch der Accente eingeführt habe, und mit einigen Stellen aus Grammatikern u. Scholasten belegt. Die Abwesenheit aller Abbrüviaturen, die auf Münzen und Steinschriften so alt sind, führt den Verf. auf die Vermuthung, daß sie die Griech. Abschreiber in Handschriften mit Fleiß (doch nicht allgemein) vermieden hätten. Mit manchen andern Paläographen theilt er auch die Bemerkung, daß man auf Münzen und Steinschriften mehr die viereckige, in Handschriften aber mehr die runde Form der Buchstaben geliebt habe. Zahlwörter pflegte man auf Münzen und Steinschriften bald mit Zahlbuchstaben, bald mit den Anfangsbuchstaben des Zahlworts auszudrücken; in Handschriften aber der Regel nach auf die erste Weise. Ueber die Unechtheit der Inschrift in den Pitt di Ercolano Vol. II. p. 34 nach Schœg's seltner Schrift, die in einen kurzen Auszug gebracht ist.

IX. Von der Herculanischen Handschrift *περί τῶν θεῶν*, von W. Drummond. S. 122 — 168. Ein Fragment von 12 Seiten, doppelt abgedruckt, zuerst in seiner mangelhaften Gestalt, mit den Lücken, welche durch die Abwickelung entstanden sind, darauf lesbarer, nach den Ausbesserungen der Gelehrten zu Portici, und mit Sacherläuterungen von W. Dr. begleitet. Es enthält die Meinung eines Epicureers über den Theismus der Stoiker. Das Stück kommt mit Cicero de natura Deorum in einigen Citaten aus Chrysipp fast wörtlich überein (wie lib. I. c. 15 §. 39 mit S. 1 §. 12; §. 41 mit S. 3 §. 16. Die Stelle gleich nach dieser S. 5 §. 14; lib. II. c. 27 §. 68 mit S. 5 §. 22); doch sieht man dabey aus dem Zusammenhange, des Lateinischen sowohl, als des Grie-

160. u. 161. St., den 7. Oct. 1813. 1603

chischen Textes, daß keiner aus dem andern geschöpft hat, sondern beide das Gleichlautende mit genauer Treue aus Chyrypp genommen haben mögen. Der Verfasser des Griech. Fragments und sein Zeitalter sind noch ganz unbekannt. Aus den beygebrachten Sacherklärungen ergibt sich, daß es keine neue Aufschlüsse über Stoicismus und Epicureismus enthält, wohl aber für eine neue Auctorität der vorhin schon bekannten Lehren der Stoiker und Epicureer gelten kann. Eine Erläuterung desselben nach Deutscher Art und Kunst wäre nicht überflüssig.

X. *Älterley Bemerkungen über einige (längst bekannte) Inschriften bey Herculanium, Stabiä und Pompeji, und über die Herculanischen Gemählde, von K. Walpole. S. 169—198.* Sie lassen sich, ohne Aufschriften und Gemählde bey der Hand zu haben, nicht deutlich machen; daher sie keines Auszugs fähig sind.

Die Kupfertafeln stellen eine hier zuerst edirte Inschrift in Etruskischer Sprache, und zwey Vergleichungstafeln alter Alphabete, das Etruskische, Pelasgische, Phöniciſche &c. nach den Denkmählern zur Vergleichung unter einander, und das Etruskische nach den verschiedenen von ihm vorhandenen Abbildungen bey Gori, Lanzi u. s. w. dar.

Nürnberg.

Zur Commission bey F. Campe: *Die Geschichte des Pferdes, naturgeschichtlich, physikalisch, ökonomisch, technisch, historisch u. s. w. und mit besondrer Hinsicht auf die Litteratur dieses Gegenstandes dargestellt von G. F. Sebald (königl. Baierschem Armee-Ober-Pferdearzt, Medizinal-Rath &c.). Herausgegeben von B. W. Ammon (königl. Thierarzte in Triesdorf). Erster Band. 555 S. in Octav.*

Der erste Theil einer Encyclopädie der Pferdekunde, auf welche der Verf., wie es in der Vorrede heißt, die Zwischenstunden seiner Berufsarbeiten seit 22 Jahren verwendet hat, aber eben wegen überhäufte Dienstgeschäfte die Ausarbeitung und Herausgabe des Werks dem Hrn. A. übertragen müssen, der auch, wie er sagt, "noch manche schöne eigene Beobachtung und Erfahrung im Texte einfließen lassen." Der zweite Band, dem aber auch mit der Zeit wohl noch ein dritter folgen dürfte, "soll die Geschichte der Pferdezucht, der Reitkunst, der Zaumkunst, der Wettrennen, des Hufbeschlags, der Castration, Pferde-Arzenykunde u. s. w. abhandeln: lauter Gegenstände, welche in historischer Hinsicht fast noch ganz unbearbeitet geblieben sind" (— wie dieser Zusatz gemeint seyn mag, muß erst die Erscheinung jener Theile lehren —). "Hypothesen," heißt es, "sind überall vermieden worden" (— doch nicht eben überall, denn z. B. §. 181 begreift, laut der Ueberschrift, Hypothesen über den Schlaf, die hier so entbehrlich scheinen, wie so manches Andere, was freylich keine Hypothese ist, wie z. B. gleich im §. 2. Unter welche Classe der Thiere gehört das Pferd? solche Bemerkungen: "es athmet durch die Lungen, hat rothes, warmes Blut" und dergleichen mehr —).

Im Ganzen zeugt das empfehlungswerthe Werk eben so von den Kenntnissen, als von dem nützlichen Sammlerfleiß des Verfassers. Es beginnt mit den Nahmen des Pferdes, die aus unferm Erleben *systema mammalium* wo nicht vermehrt, doch hätten berichtigt werden können (— so ist hier zu wiederholten Malen der Italiänische Nahme unrecht *caballo* geschrieben. So was

verlangt man entweder genau, oder lieber gar nicht. Als Beytrag zu den Altdeutschen Synonymien können wir noch aus Luther's Uebersetzung Sir. 33, 6. anführen: Wie der Schellhengst schreiet gegen alle Mähren ic. —). Von der vermuthlichen ursprünglichen Heimath der Pferde, dem wahrscheinlichen Urstamm derselben, ihrer Verbreitung, climatischen Verschiedenheit ic. Alles mit Fleiß und aus guten Quellen zusammengetragen. Vom ursprünglichen Vaterlande des Pferdes werde ein Mehreres im folgenden Bande bey der Pferdezucht vorkommen (—wobey der Verf. die in diesem Bande noch nicht angeführte Abhandlung unsers Ritter Michaelis von der ältesten Geschichte der Pferde und Pferdezucht ic. nicht unbenuzt lassen wird —). Beyläufig auch von den übrigen Gattungen des Pferdegeschlechts, dem Zebra, Esel ic. Bey den so genannten wilden Pferden unterscheidet er 1. ursprünglich wilde, als wofür er die in den Mongolischen Steppen hält; 2. verwilderte in mancherley Weltgegenden, und 3. halbwilde, wohin er die in wilden Gestüten rechnet. Ausführlich von den Pferde-Rassen und Schlägen in allen vier Erdtheilen. — Von den Maulthieren, Mauleseln und vorgeblichen Jümaten, deren letztern Existenz aber der Verfasser (so wie der Recensent) bezweifelt. Ueber die Fruchtbarkeit der Maulthiere, die sich schon deswegen nicht in Zweifel ziehen lasse, "da uns die Zergliederung der Zeugungstheile beiderley Geschlechts hinlänglich überführt, daß sie vollkommen zur Erzeugung junger Thiere gebauet sind" ic. (— Gerade dem widersprach Lebenstreit in seinem bekannten Briefe an den Grafen von Brühl, nach eigenen Untersuchungen. Aber freylich hatte er Manches für Eigen-

heiten im hybriden Bau der Maulthiere angesehen, was sich doch im normalsten Organismus des Pferdes gerade eben so findet. — Wohl aber hat der älteste von den jetzt lebenden Correspondenten der königl. Societät, der ehrwürdige Carl Dani, in seiner Critik der Erzählungen von befruchteten Maulthieren gar manche derselben als apocryphisch rabattirt. —) Beispiele von auffalder Prädilection oder Abneigung mancher Beschäler, wenn sie bespringen sollen. Mancherley Erbkrankheiten und angeerbte Temperamentsfehler. Ueber Stärke und Dauer des Fortpflanzungsvermögens. Ein Bauernhengst in der Gegend des Herausgebers hat in Einem Jahre über anderthalb hundert Stuten belegt, wovon mehr als die Hälfte trüchtig geworden. "Es gibt Hengste, die" (nach der Ueberschrift des S. 112) "Onanie treiben, und Pollutionen haben." Das letztere war dem Rec. eben so befremdend, als interessant; er findet aber weiter kein Wort darüber. Zu ersterem Behuf nahm ein Spizhengst im Casernenstall in München mehrmahlen unter den Augen des Verfassers einen Lattirbaum zwischen die Hinterschenkel. Ueber Zeugung und Geburt der Pferde viel Nützliches; so wie über ihre Lebensperioden, Alter ic. (— Als Beytrag zu den Beyspielen von hochbetagten Pferden nennen wir König Carls XII. Brandklepper, der 1718 zu Lund, 43 Jahre alt, gestorben. s. Adlerfeld III. S. 272 u. f. —) Im Abschnitt von dem Instinct der Pferde auch von ihren Sinnen, Fähigkeiten, Gelehrigkeit ic. voller merkwürdiger Beispiele. Eben so im nächstfolgenden von dem Character derselben, und S. 295 — 306 theils auffallende, aber, wie der Verf. versichert, auf seinen vieljährigen

Umgang mit diesen Thieren gegründete, Beiträge zur physiognomischen Beurtheilung ihres Charac- ters und ihrer Neigungen. Z. B. "je schmaler die Stirne, je länger und gebogener der Kopf, und je höher schon von oben der Bug oder die Wölbung anfängt, desto schlechter ist das Pferd, es mag ein solcher Kopf dem Nichtkennner noch so gefallen. Beynabe immer wird man Pferde mit solchen Köpfen entweder dumm, oder eigensinnig, oder boshaft finden. Besonders wenn das hierzu noch weit mehr sagende Auge unfern forschenden Blick unterstützen hilft. — Von den Pferden, welche gleich unter der Stirne eine buckelartige Hervorragung haben, incliniren die meisten zum Koller." Von den verschiedenen Arten des Gangs der Pferde; von ihrer Körperstärke, Schnelligkeit und Ausdauer; auch von ihrem Geschick im Schwimmen. Daß Pferde zu weilen träumen, wie schon Lucretius behauptet, scheint dem Verfasser nicht unwahrscheinlich. Ausführlich über die verschiedene Haarfarbe und so genannte Abzeichen. Auch von den durchaus haarlos gewordenen Pferden, wie das bekannte, welches Alpy 1794 auch hier zur Schau führte. (— Von Menschen, welchen eben so alle Haare ohne Ausnahme ausgefallen, sind die Beyspiele bey den Observatoren häufiger. —) Vom Gebiß, besonders auch als Wahrzeichen des Alters der Pferde, meist nach Pessina. Von ihren Nahrungsmitteln. (— Schon vor mehreren Jahren meldete dem Rec. einer seiner Freunde aus England, daß man dort die Pferde häufig mit bebrüh- hetem Haber und Gerste fütterte, wo die halbe Portion dieselben Dienste, und auf die Dauer, thue, als die ganze trockene. Die Samentörner

1608 G. g. N. 160. u. 161. St. den 7. Oct. 1813.

werden dadurch, so wie bey den Körnerschlucken- den Vögeln durch die Steinchen, die sie dazu nehmen, getödtet und ihrer Lebenskraft beraubt, die sonst der Digestionskraft widersteht. —) Die größten Pferde, die dem Verfasser vorgekommen, sind im Pinzgau; gewöhnlich 19 Fäuste hoch. "Vor der Auswanderung der Lutherischen Einwohner aus dem Salzburgischen sollen diese Pferde noch größer gewesen seyn, so daß damals ein Pferd von sieben Fuß vier Zoll, oder 22 Fäuste, so gar selten nicht war. Die Emigranten nahmen aber diese Pferderiesen mit sich fort, und gewiß zum Nachtheil des Landes." Allerley Pferde-Mißgeburten, unter andern Cäsars Reitpferd mit Menschenfüßen (— darüber ein eigner Aufsatz in unsers Beckmann's Vorrath kleiner Anmerkungen L. S. 123 u. f. —) Auch von angeblichen Pferdezwittern. Endlich der letzte Abschnitt dieses Bandes vom Nutzen der Pferde und deren Theile; selbst der Backzähne zu Knöpfen und Spielwerken. (— Vor einigen Jahren benutzte man am Harze die Kronen von diesen Zähnen zur Ausfütterung von Zapfenlagern bey Kunsträdern. —) Vom Chagrin wird unrichtig gesagt, es werde durch Aufpressen der Senfkörner bereitet (— man bedient sich dazu der Samen eines Chenopodii —). "Man überzieht damit Sackuhren u., und das, was viele Hunderte als Fischhaut bewundern, ist nichts anders, als Efelshaut." (— Das sind zweyerley durchaus verschiedene und auf den ersten Blick leicht zu unterscheidende Dinge, und die Fischhaut selbst wieder von mancherley sehr diverser Art —).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. Stück.

Den 9. October 1813.

Leipzig.

Wir sind mit folgender Schrift, die schon im vorigen Jahre in der Weidmannischen Buchhandlung erschienen ist, noch im Rückstande: *Einleitung in das Neue Testament*, von J. G. Eichhorn. Dritter Band. Erste Hälfte. 410 S. in Octav.

Die Reihe der Untersuchung kam an die Paulinischen Briefe. Bey der Beurtheilung ihrer Echtheit ist eine nach Jahren durchgeführte Darstellung der Merkwürdigkeiten des Lebens ihres Verfassers seit dem Antritt seiner apostolischen Reisen unentbehrlich. Sie macht daher auch den Haupttheil des allgemeinen Abschnitts über die Paulinischen Briefe aus. Daneben wird aus Paulus früherem Leben entwickelt, wie er zu seinen hervorragenden Eigenschaften als mündlicher und schriftlicher Lehrer, und zu seiner Vorstellung vom Christenthum als einer Welt-Religion wahrscheinlich gelangt ist. Ueber die Zahl seiner Briefe war schon seit dem zweyten Jahrhundert keine völlige Uebereinstimmung; Marcion und die Marcioniten legten ihm nur zehn bey, und die catholische Kirche bald drey-

R (7)

zehn, bald vierzehn. Nur eine critische Untersuchung derselben kann darüber zu einer litterarischen Gewißheit führen. Diese enthält die erste Hälfte des dritten Bandes, die wir hier anzeigen. Ohne sich an frühere Vorstellungen zu kehren, als wo es seiner neuen Ansichten wegen unvermeidlich war, trägt der Verf. nur die Resultate seiner Untersuchungen vor. Wir können nur Weniges davon zur Probe ausheben.

Die drey Pastoral-Schreiben an Timotheus und Titus, und den Brief an die Hebräer ausgenommen, erkennt der Verf. alle von der catholischen Kirche angenommene Briefe Pauli für echt. Nur den an die Epheser (eigentlich ein Circular-Schreiben an mehrere Kleinasiatische, von Paulus Schülern gestiftete, Gemeinen), scheint der Apostel mit Sorgfalt ausgearbeitet zu haben, der daher auch die meiste Wortfestlichkeit hat, und am ersten für eine Probe seiner Beredsamkeit gelten kann; die übrigen sind dictirt, und können daher nur stellenweis Begriffe von dem eigenthümlichen Character seiner Christlichen Vorträge geben. Der Strom seiner Worte ward in ihnen durch das öftere Stillstehen der Rede, um dem ihr folgenden Griffel des Nachschreibers nicht vorzueilen, häufig gehemmt, und die Vehemenz des Sprechenden durch das Innehalten gelähmt: dem eben in der Darstellung angefangenen Gedanken drängt sich ein anderer, ehe jener noch ausgeführt ist, nach, dem sich der Brieffsteller hingibt, bis ihn die Vollendung des letztern, oder ein gebrauchtes Wort, wieder erinnert, zu dem erstern zurück zu kehren, oft ohne die Rückkehr mit einem Worte anzudeuten. So entstehen Gedankensprünge und abgebrochene Sätze, Parenthesen, Digressionen, überladene und unvollendete Perioden, Veränderungen der Constructio-

nen, casus absoluti, Hyperbata, Anantapodata, die in dem Fluß der mündlichen Rede des Apostels großen Theils mögen weggefallen seyn. Sein ältester, noch vorhandener, Brief ist der erste an die Thessalonicher, geschrieben in der Mitte des J. Ehr. 54, als Paulus schon 17 Jahre mündlich das Christenthum vorgetragen hatte. Dem ersten folgte der zweite bald, zwischen dem J. Ehr. 54 — 57, wahrscheinlich im J. 55, nach; der an die Galater ward im Jahre 57 oder 58 geschrieben; der erste an die Corinther im Herbst des J. 59; der zweite entweder am Ende des J. 59, oder gleich im Anfange des J. 60; der an die Römer in den ersten Monatzen des J. 60; die gleichzeitigen an die Epheser, Colosser und den Philemon frühestens am Ende des J. 63 oder erst im J. 64; der an die Philipper im Jahre 64.

Aus mehreren Erscheinungen in den Paulinischen Briefen folgert der Verf., daß die Partey der strengen Judenchristen in Palästina dem Apostel Missionäre in die Dörter nachschickten, in denen er Proselyten gemacht hatte, um diese wieder von ihm und seiner Lehre abzuziehen. Mittelft dieser Voraussetzung erklärt sich bloß, wie zuweilen Gemeinen, nachdem sie Jahre lang fest an Paulus gehangen hatten, plötzlich von ihm abgerissen worden sind, wie der Fall bey den Galatern und Corinthern war. Leute von Ansehen mußten es seyn, weil sie in Heidenchristen eine so schnelle Sinnesänderung, die so ganz gegen ihr Interesse war, die sie der schmerzlichen Operation der Beschneidung unterwarf, bewirken konnten. Diese Gegner des Paulinischen Lehrbegriffs begründeten nun ihr Ansehen durch ihre Vorgeben, daß sie unmittelbare Schüler der Apostel zu Jerusalem, namentlich des Petrus, Jacobus und Johannes, wären; sie reiseten mit Em-

pfehlungsschreiben, und behaupteten, Paulus sey nicht mehr, als sie; nur führe er die Freyheit vom Mosaischen Gesetze ein, um sich unter den Heiden Beyfall zu erschleichen, und verfälsche dadurch die Schule, aus welcher er gegangen sey. Alles dieses führe auf gecliffentlich abgesendete Missionäre, und der Rahme Apostel, welchen sie sich beylegten, lasse keinen Zweifel daran übrig.

Der Brief an die Römer bestreitet reine Juden, nicht Judenchristen, wie die gewöhnliche Meinung will. Judaisirende Christen waren weder Stifter der Römischen Gemeine, noch können sie zur Zeit der Abfassung des Briefes einen Einfluß auf sie gehabt haben, weil sonst Paulus, der doch ihren Zustand genau kannte, sich eben so gut über die Lehren strenger Judenchristen, als über das Fleischessen würde erklärt haben. Ihre Missionäre zogen nur Paulus in die Gegenden und Städte nach, die er selbst bereisete, weniger darum bekümmert, in welche Gegenden und Orter seine Grundsätze von seinen Schülern mochten getragen werden: und Paulus war auf seinen Missionsreisen noch nicht bis Rom gekommen. Nach allen Umständen muß die Römische Gemeine Paulus Lehrbegriff bekannt haben, und daher von echten Paulinischen Schülern gestiftet worden seyn. Nun begreift man auch, wie er einen Beruf in sich hat fühlen können, einen Brief an eine Gemeine zu schreiben, deren Stiftung nicht zu seinen unmittelbaren Verdiensten gehörte: er sah sie, als das Werk seiner Schüler, schon zur Hälfte wie zu seinem Kirchensprengel gehörig an, um dessen Zustand er sich zu bekümmern habe. Je weiter man forscht, desto mislicher sieht es um die Anwesenheit des Apostels Petrus zu Rom vor Paulus aus, und desto unwahrscheinlicher wird es auch, daß das Christenthum schon von Römischen Juden, die am

ersten Pfingstfeste bey der Ausgießung des Geistes zu Jerusalem anwesend waren, in ihre Heimath gertragen worden sey. Ein Paulinisches Christenthum war höher gestellt, als das der übrigen Apostel; gegen das ihrige eine wahre *γνώσις*. Nach dem Verf. war vom Brief an die Römer nur a) 1—14, 23. auf der ihm bestimmte Membrane geschrieben, und b) der Schluß des Briefs, weil für ihn kein Raum mehr auf ihr war, auf ein kleines Blättchen, wovon 16, 25-27. die eine, und 16, 21-24. die andere Seite einnahm. Beym Zusammenschreiben des Briefs ward das Abschreiben des Blättchens auf der un rechten Seite angefangen, daher die Verse gegenwärtig verkehrt stehen. c) Röm. 15, 1-33. ist eine Nachschrift, und d) Röm. 16, 1-20. gar nicht zum Brief gehörig, sondern wahrscheinlich nach Corinth bestimmt gewesen.

Der Brief an die Epheser ist weder nach Ephesus, noch (wie Marcion wollte) nach Laodicea, sondern für mehrere aus dem Heidenthum zusammengetretene Gemeinen, die nicht den Apostel, sondern seine Schüler zu Lehrern gehabt hatten, bestimmt gewesen. Weil sich sein Arrest zu Rom in die Länge zog, wollte Paulus den Lehren seiner Schüler das Siegel der Bestätigung ausdrücken. Von den wenigsten der neuen Gemeinen waren ihm specielle Umstände bekannt; diesen bestimmte er einen und denselben Brief, ein Schreiben des allgemeinsten Inhalts: von andern hatte er besondere Umstände in Erfahrung gebracht; an diese richtete er besondere Briefe, wovon noch eine Probe, der Brief an die Colosser, die Zeit überlebt hat. Der Brief an die Epheser ist auch nicht einerley mit dem Brief an die Laodiceer, den sich die Colosser sollen mittheilen lassen (Col. 4, 15.), sondern ein ganz anderes, früheres, nicht von Thyricus überbrachtes, Schreiben u. s. w.

Die zu Colossen zu Einfluß gekommenen Menschen, welche die dasigen Christen durch allerley Kreuzigungen und andere religiöse Übungen, folglich mit einem blendenden Schein von Heiligkeit, in Schatten stellten, waren wahrscheinlich Juden; aber weder Essener noch Pharisäer, sondern irdische Heilige von überspannten Grundsätzen überhaupt, die wir mit keinem besondern Nahmen zu stämpeln brauchen. Es waren damahls theurgische, aus einem Gemische von Platonisch-Zoroastrischen Ideen entstandene, Vorstellungen von einer nothwendigen Reinigung der Seele in der gebildeten Welt allgemein in Umlauf; nur daß sie nach Individuen und Schulen verschieden modificirt waren. Nach den bey ihren Kreuzigungen und Härten gegen sich und ihren Körper zum Grunde liegenden Ideen kam alles moralische Uebel von der Verbindung der Seele mit dem Körper her: sie sey durch ihn in Knechtschaft gerathen, und von ihm wie in einem Kerker festgehalten, werde sie in ihrem Aufschwung zu Gott gehindert; ja sogar durch die Bösartigkeit seiner Materie besleckt und verunreinigt. Um ihr Aufsteigen zu Gott, so lange sie noch im Körper sey, zu erleichtern, müsse man sie von der Dienstbarkeit des Körpers loszureißen suchen, wozu alles, was die Kraft des Körpers schwäche und tödte, aufzubieten sey: eine nüchternere und mäßige Lebensart, Enthaltung der Ehe, Unterdrückung des Geschlechtstriebes, Vermeidung des Fleischessens, ja selbst der Verührung eines getödteten Thiers: körperliche Übungen, Kreuzigungen und Reinigungen wären die besten Mittel zur Annäherung an Gott. Wenn Juden diese Philosophie zum Inhalte ihrer Thora brachten, so mußte eine solche Theorie und Praxis entstehen, wie sie in dem Briefe an die Colosser aufgestellt ist. Wozu ein eigener Nahme derer, die sich für diese Lehre bekannten? Um denen, welche be-

stritten werden, nicht zu viel und nicht zu wenig bezulegen, bleibe man bey ihren Lehren, unbekümmert um ihren Nahmen, stehen.

Die Reihe kommt endlich in diesem Bande an die drey Pastoral-Schreiben, die zwey Briefe an Timotheus und den an Titus. Es leidet nach den Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Composition, die sie vor allen Schriften des N. T. auszeichnen, keinen Zweifel, daß alle drey von einerley Verfasser herkommen, welches durch eine Induction der Eigenthümlichkeiten, die sich durch alle drey Pastoral-Schreiben hindurchziehen, umständlich erwiesen wird. Daß aber Paulus der Verfasser sey, wird bezweifelt. Zwar haben sie manches Paulinische. Paulinisch ist der ganze Inhalt, der Inbegriff der Grundsätze über das Innere u. Außere des Christenthums; Paulinisch ist die Art der Beweisführung, die Erwähnung des Verfolgungseifers seiner frühern Jahre, und Manches im Materiellen der Sprache. Aber ist es auch das Formelle derselben, ihre ganze Haltung? Haben diese Briefe nicht Vorzüge der Leichtigkeit und Klarheit, des Gefeilten und Ausgearbeiteten, die Rapidität des Styls, vor den Paulinischen voraus? Haben diese Briefe nicht eine eigne Technik des Ausdrucks von den Lehren des Christenthums, die in keinem andern der unstreitig echten Briefe Pauli vorkommt? Keinem einzigen heißt das Christenthum *διδασκαλία υγιαίνουσα*, λόγος υγιής, υγιαίνοντες λόγοι, ein *υγιαίνειν ἐν τῇ πίστει*; keinem heißt es schlechthin *εὐσεβεία*, *μυστήριον τῆς εὐσεβείας*, *ἢ κατ' εὐσεβείαν διδασκαλία*, oder *ἐπίγνωσις ἀληθείας τῆς κατ' εὐσεβείαν*: keinem heißen die Irrlehren *μύθοι*, keinem gilt der Hang zu Genealogien für einen allgemeinen Fehler der Christlichen Gemeinen. Unpaulinisch ist *τέλος τῆς παραγγελίας* vom höchsten Gebot der Liebe

der Ausdruck *γυναῖκες ἐπαγγελλόμεναι θεοσέβειαν* von Christlichen Frauen, das Benwort von Gott *σωτήρ ἡμῶν* u. s. w. Diese Abweichungen von dem anderwärts üblichen religiösen Dialect des Apostels können nicht eine Folge von der Zeit der Abfassung der drey Pastoral-Schreiben seyn: denn sie fallen nicht in Einen Zeitraum, noch weniger in Ein Jahr oder in einerley Verhältniß des Lebens Pauli; sie finden sich auch nicht in den Briefen, welche diesen Pastoral-Schreiben gleichzeitig seyn sollen, weder im zweyten Briefe an die Corinther, noch dem an die Römer, noch denen an die Epheser, Colosser, Philipper und Philemon: der Grund dieser Abweichungen scheint vielmehr in der Individualität des Verfassers zu suchen, und ihr Urheber eine von Paulus verschiedene Person zu seyn. Und ließe sich nur einer dieser drey Briefe in das Leben des Apostels einpassen? Der erste Brief an den Timotheus soll an ihn nach Ephesus zu einer Zeit abgelassen seyn, wo die dasige Gemeine noch in ihrem ersten Werden war; da sie noch keine Vorsteher für ihre innere und äußere Bedürfnisse hatte, kein Regulativ für ihre gottesdienstliche Versammlungen und das, was darin vorgenommen werden sollte, und die Personen, welche dabey geschäftig seyn sollten, kurz zu einer Zeit, wo ihr noch Vorschriften über Dinge nöthig waren, die entweder bey ihrem ersten Anfang geordnet seyn mußten, oder sie trieb sich ohne Anstand und Ordnung in ihren Versammlungen herum. In diesem Zustande läßt sich die Gemeine zu Ephesus nur am Ende des J. Ehr. 57 denken, etwa 3 Monate nach Paulus Ankunft daselbst, als er sich von der dasigen Synagoge getrennt, seine Anhänger von den übrigen Juden in eine eigne Gemeine abgesondert, und ihr den Hörsaal eines gewissen Tyrannus zum Versammlungs-

ort gegeben hatte. — Timotheus, der die ersten Einrichtungen der Gemeine zu Ephesus treffen sollte, wird in diesem Briefe noch als ein Neuling im Christenthum und in Kirchensachen vorgestellt, dem noch die Grundwahrheiten des Christenthums einzeln vorgezählt, und alle Stücke, die zur Zucht und Ordnung gehören, müssen nahmhafte gemacht werden, was bald nach dem Jahr 53 bey Timotheus der Fall nicht mehr seyn konnte, weil er seit dem Ende dieses Jahres schon von Paulus zu Versendungen tüchtig gehalten wird. Wann könnte nun ein Brief des Inhalts an Timotheus nach Ephesus geschrieben worden seyn? Mosheim antwortet: im J. Chr. 57, und vermuthet, "Paulus möchte durch uns unbekante Vorfälle am Ende dieses Jahres nach Macedonien plötzlich abgerufen worden seyn, wo ihn die Umstände 9 Monate aufgehalten hätten. Seine lange Abwesenheit habe Paulus bewogen, den Timotheus zur Organisirung der Gemeine zu Ephesus, die er uneingerichtet unvermuthet habe verlassen müssen, in diesem Briefe zu bevollmächtigen." Fände sich doch nur eine Spur von dieser angenommenen Reise in der Geschichte; und widersprächen ihrer Vermuthung nicht alle bekanten historischen Umstände. Durch diese Einschaltung eines neunmonathlichen Aufenthalts des Apostels in Macedonien wird seine dritte Missionsreise auf 3 Jahre und 7 Monate ausgedehnt, und nach der Apostelgeschichte soll sie einige Monate weniger als 3 Jahre gedauert haben. Und wie könnte Paulus den Timotheus, der im Jahr 57 schon 4 Jahre zu Versendungen von ihm gebraucht worden war, wie einen Neuling im Christenthum und in Kirchensachen behandelt haben? "So mag vielleicht der Brief im J. 59 auf der Reise nach Macedonien geschrieben seyn, als Paulus durch den Aufstand des Gold-

schmidts Demetrius bewogen worden, Ephesus plötzlich zu verlassen.“ Aber bey der Abreise des Apostels war Timotheus nicht mehr zu Ephesus, daß ihn der Apostel daselbst hätte zurücklassen können; er war schon mit Erast nach Macedonien vorausgereiset (Ap. G. 19, 22.); damals war Timotheus noch weniger ein Neuling im Christenthum und in Kirchensachen; Paulus hatte ihn vielmehr einige Monate früher, als der erste Brief an den Timotheus geschrieben seyn könnte, als seinen in Allem ausgeleiteten Schüler den Corinthern empfohlen, an den sie sich mit Vertrauen halten könnten (1. Cor. 4, 17.). Damals hatte Paulus schon 2 Jahre und 3 Monate zu Ephesus gelehrt: wie hätte die dasige Gemeinde noch in ihrem Kindheitsstande sich befinden können, ohne Vorsteher, ohne Lehrer, ohne Einrichtungen zur Zucht und Ordnung, wie sie dieser Brief darstellt? Wie hätte Paulus in diesem Briefe die Hoffnung machen können, bald wieder nach Ephesus zurück zu kommen? Er schrieb ihn ja auf der Reise, auf welcher er über Macedonien und Achaia nach Jerusalem, und von da über Rom nach Spanien gehen wollte. “So ist der Brief vielleicht nach Paulus erster Römischer Gefangenschaft, nach dem J. 65, geschrieben, als er sich nach erlangter neuer Freyheit wieder eine Zeitlang in Ephesus aufgehalten, und bey seiner Abreise von da Timotheus zur Organisation der Gemeinde zurückgelassen hatte.“ In so späten Zeiten hätte die Gemeinde zu Ephesus noch ihrer Einrichtung gänzlich ermangeln, und Timotheus ein solcher Neuling seyn können, wie dieser Brief voraussetzt? Und wo wäre eine Spur in der Geschichte, daß Paulus aus seiner Gefangenschaft zu Rom entlassen worden, und erst später in einer zweiten als Märtyrer gestorben wäre? Der erste Brief

an den Timotheus läßt sich auf keine Weise in das Leben des Apostels einpassen.

Der zweyte Brief an Timotheus soll in der von Lucas in der Apostelgeschichte beschriebenen Gefangenschaft zu Rom nach Ephesus geschrieben seyn, um den Timotheus von da nach Rom vor dem nächsten Winter zu rufen u. s. w. Es ist auch historisch richtig, daß Timotheus den Apostel nicht nach Rom begleitet hat (Ap. G. 27, 1. 2); daß er sich aber im J. Ehr. 64 daselbst befand, als er den Brief an die Colosser, Philipper und Philemon abfaßte. Der zweyte Brief an Timotheus müßte also im Sommer 63 geschrieben seyn, um Timotheus vor dem Winter 63 nach Rom zu bescheiden. Wie läßt sich nun sein Inhalt mit der gut bewährten Geschichte vereinigen? Nach Lucas war Paulus im zwenten Jahr seines Aufenthalts zu Rom noch nicht verhört; und er könnte nach diesem Brief im ersten Jahr desselben, im Sommer 63, wenige Monathe nach seiner Ankunft zu Rom, schon vor seinen Richtern gestanden haben? Nach Röm. 16, 3. weiß Paulus schon, daß Aquila und Priscilla im J. 60 Ephesus verlassen hatten, und er könnte dieselben sich im J. 63 noch zu Ephesus denken? 2. Tim. 4, 20. ist die Reise von Corinth nach Jerusalem mit der von Casarea nach Rom verwechselt; und diese Verwechslung könnte Paulus begangen haben? Der Muth des Timotheus soll sich durch die Erinnerung an die Leiden, die den Apostel auf seiner ersten Missionsreise zu Antiochien in Pisdien, zu Iconium und zu Lystra betroffen haben, stärken (2. Tim. 3, 11.), von denen er doch kein Augenzeuge gewesen war, da er erst auf der zweyten Reise sein Gefährte ward: diese hätte also Paulus ihm statt der Verfolgungen zu Philippi, Thessalonich und Jerusalem, von denen Timotheus Augenzeuge war, zum Andenken empfehlen können? Paulus sollte den

Timotheus nach zehnjährigem, ausgezeichnet erprobtem, Diensteifer haben ermahnen können, durch Diensteifer seine Würdigkeit zum Amte eines Gehülften zu erproben, ohne mit einem Worte seiner bisherigen Dienste zu erwähnen (2. Tim. 1, 6.); Paulus, der, nach Lucas, im J. 63 so muthvoll zu Rom auftritt, und im J. 63, 64, in seinem Quartier zu Rom voll frohen Muthes das Christenthum lehrte, und eben so muthvoll im J. 64 an die Philipper schreibt, könnte im Sommer 63 alle Hoffnuna eines glücklichen Ausgangs seines Processus aufgegeben, und in einer ihm ganz unähnlichen Niedergeschlagenheit und einem völlig muthlosen Ton geschrieben haben? "So mag vielleicht der zweyte Brief an Timotheus in der zweyten Gefangenschaft Pauli zu Rom geschrieben seyn; in diese ließen sich alle die Umstände ohne Mühe verlegen, weil man aus der Zeit, vom J. 65 an, von Paulus nichts weiß." So sollte man doch wenigstens von einer zweyten Gefangenschaft Pauli Etwas wissen, um an diese die übrigen Umstände, die in die erste nicht passen wollen, anzuknüpfen; unglücklicher Weise weiß von ihr die Geschichte nichts, und man erfindet sich dieselbe, indem man mit Eusebius "Paulus erste Verantwortung" (2. Tim. 4, 17.) in "Paulus Verantwortung in seiner ersten Gefangenschaft" verwandelt. Wäre Paulus aus seiner Gefangenschaft im J. 64 vor den Decennalien des Nero entlassen worden, so müßte er nach Asien gegangen seyn, und dort während der Neronischen Verfolgung (von 64 — 68) aufs neue eingezogen und nach Rom gebracht worden seyn. Aber da knüpfen sich neue unlösbare Knoten: warum ging er nach Asien, und verfolgte nicht seinen frühern Reiseplan nach Spanien? Fiel sein neuer Arrest und seine Hinrichtung in die Neronische Verfolgung: wie mag er zu einer Zeit, da täglich Chri-

sten als Opfer des Neronischen Wahnsinns fielen, Timotheus und Marcus nach Rom, aus ihrer Sicherheit in nahe Todesgefahren, rufen? u. s. w. Erkläre das, wer kann, wenn Paulus wirklich Verfasser dieses Briefes ist.

Und nun gar der Brief an Titus? Nach ihm soll Paulus den Titus in Creta zurückgelassen haben, um die Christlichen Gemeinen der Insel einzurichten, und dann vor Winters zu ihm nach Nicopolis zu kommen. Da häuft sich alles Unbegreifliche. Das Schiff, das den Apostel als Arrestanten nach Rom brachte, lief zwar in den Hafen von Creta ein: ob ihn aber der Hauptmann, unter dessen Aufsicht er stand, an das Land gehen ließ, ist eine andere Frage, über welche die Apostelgeschichte keine Antwort gibt. Aber sey es auch geschehen, so konnte er den Titus nicht daselbst zurücklassen, weil dieser keiner der Reisegefährten des Apostels war (Ap. G. 27, 2.). Die Instruction müßte in diesem Falle von Rom aus nach Creta an Titus abgelassen seyn: wie konnte ein Arrestant, wie Paulus, ehe er noch verhört war, unbedingt bestimmen, daß er den nächsten Winter zu Nicopolis (so gar unbestimmt, wo es zu suchen sey, da es mehrere Städte Namens Nicopolis gab) hinzubringen gedenke? Bey der Unwahrscheinlichkeit dieser Hypothese hat man den Apostel lieber auf seiner zweyten Missionsreise bald von Cilicien, bald von Corinth aus eine Excursion nach Creta wollen thun lassen, obgleich Lucas davon nichts weiß, und sich bey keiner Reise des Apostels weniger, als bey seiner zweyten, eine Nebenreise durch Vermuthung einschreiben läßt, da Lucas gerade bey dieser alle Gegenden und Dörter, die er berührte, so genau aufzählt, daß er selbst die Gegenden namhaft macht, die zwar im Plane des Apostels waren, aber hinder-

nisse wegen nicht besucht werden konnten. Und wie hätte Paulus bey seiner Rückkunft aus Creta nach Corinth von da an Titus schreiben können, "er werde den Winter zu Nicopolis zubringen," da seine Absicht war, von Corinth über Ephesus nach Jerusalem zu reisen (Ap. G. 18, 18.), welches er auch ausführte? Und auf dieser Reise nach Jerusalem ist er so eilig, daß er sich zu Ephesus nicht halten läßt: wie könnte er nun (was Andere vermutend einschreiben) auf derselben den Umweg über Creta genommen haben? "So mag er vielleicht auf seiner dritten Missionsreise während seines langen Aufenthalts zu Ephesus eine Excursion nach Creta gemacht haben." Allein während desselben soll er ja, nach der ausdrücklichen Versicherung Lucas, täglich in dem Hörsaale des Tyrannus gelehrt haben: wie ließe sich unter diesen Umständen an eine so weite Nebenreise denken? Von Ephesus wollte Paulus über Macedonien und Achaia nach Jerusalem reisen (was er auch that): wie könnte er den Titus nach Nicopolis bestellt haben, um mit ihm daselbst den Winter hinzubringen? Und wäre Titus dahin bestellt worden, warum reiset er, gegen diese Verabredung, nach Ephesus ab? denn da finden wir ihn bey des Apostels Abreise nach Macedonien. Auch der Brief an den Titus läßt sich nicht in Paulus Leben einpassen.

Nach diesen innern und äußern Gründen muß die Critik sich für berechtigt halten, die drey Pastoral-Schreiben dem Apostel abzuspochen. Einer seiner Schüler hat wahrscheinlich in dem Briefe an Titus und dem ersten an Timotheus das Ideal einer wohlgeordneten Christlichen Gemeinde aufstellen wollen, um das, was er darüber aus Paulus mündlichem Unterrichte wußte, nicht der unsichern Ueber-

Lieferung zu überlassen; er brachte es in Briefform, weil alles Schriftliche, was von Paulus vorhanden war, in Briefen bestand, und setzte den Briefen Paulus Mahmen vor, um dem Paulinischen Inhalt auf dem kürzesten Wege Paulus Sanction zu geben, nach einer unter den Alten gewöhnlichen Dichtung, wie sie auch in vielen Dialogen des Socrates und vielen Briefen der Griechischen Epistolographen zum Grunde liegt.

Der Brief an den Titus ist der älteste Versuch dieser Art; denn in ihm findet sich noch die einfachste Einrichtung, nach welcher Älteste sowohl das Lehren, als die übrigen Gemeinengeschäfte besorgen, von denen daher der Name *πρεσβυτερος* und *ἐπισκοπος* wechselte (Ap.G. 20, 17. 28.). Einige Decennien später, da die Christlichen Gemeinen mehr Consistenz und Ausdehnung bekommen hatten, reichte das von dem Verfasser ehemals für kleine Gemeinen aufgestellte Ideal nicht mehr hin; und seine Abänderung war thunlich, da schon Paulus bey größeren Gemeinen die Geschäfte gesondert, und neben den Ältesten oder Aufsehern auch Diaconen bestellt hatte (wie Phil. 1, 1.). Kurz, nach fortgerückter Zeit verlangte das beträchtlichere Kirchenpersonale auch einen Ober-Aufseher, unter dem die Ältesten und Diaconen standen. Retractiven ließ sich der Brief an Titus nicht, weil er schon lange in Umlauf war; es entschloß sich daher sein Verfasser, in einem neuen Briefe das Ideal einer wohleingerichteten Gemeine noch einmahl aufzustellen, in welchem er die schon einmahl zusammengestellten Vorschriften des Apostels wiederholte, aber mit Erweiterungen, Zusätzen und Bestimmungen, welche ihm die Bedürfnisse einer größeren Gemeine, in den Zeiten mehrerer Consistenz von allem, und der Geist der apostoli-

1624 G. g. A. 162. St., den 9. Oct. 1813.

schen Vorschriften angaben. Er wählte dazu wieder die Briefform, und unter den Gehülfen des Apostels den Timotheus, an welchen er seine briefliche Zusammenstellung richtete, weil diesem, als dem Gehülfen desselben vom ersten Range, die Einrichtung einer großen Gemeine vor andern bequemer und mit Wahrscheinlichkeit schien übertragen werden zu können.

Der zweyte Brief an den Timotheus war andern Ursprunges und anderer Bestimmung. Timotheus war keiner von den Reisegefährten, welche den Apostel von Cäsarea nach Rom begleiteten; und doch befand er sich nachher bey ihm zu Rom (Phil. 1, 1 f.). Es ging daher die Sage, Paulus habe ihn in einem Schreiben zu sich nach Rom gerufen, und ihm dabey aufgetragen, auch Marcus dahin mitzubringen. Der Brief des Apostels an Timotheus war natürlich in des Empfängers Hand geblieben, und zuletzt, wie so viele andere Privatschreiben des Apostels an seine Gehülfen, verloren gegangen. Aber man erzählte sich seinen Inhalt, veilleicht nach den Erzählungen derer, denen Timotheus jenen Brief zu lesen gegeben hatte. Nach der Gewohnheit des ersten Jahrhunderts, verloren gegangene Aufträge und Briefe nach der Sage von ihrem Inhalt wieder herzustellen, versuchte daselbe der Schüler des Apostels, welcher den Brief an den Titus und den ersten an den Timotheus aufgesetzt hatte, auch in Ansehung des Paulinischen Briefs während seiner Römischen Gefangenschaft, durch welchen Timotheus und Marcus nach Rom berufen seyn sollten, bloß in der Absicht, die Sage hierüber nicht untergehen zu lassen. Es war dieß ganz in der Gewohnheit des Alterthums, bey welcher man kein Arg hatte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

Den 11. October 1813.

Mailand.

Bey Giovanni Silvestri: *Memoria mineralogica sulla Valle di Fassa in Tirolo, di G. Brocchi, Ispettore delle Miniere. 1811. XXVI und 233 Seiten in Octav.*

Wenn gleich die prachtvollen Fossilien des Fassa-Thales in Tyrol längst schon den Sammlern schätzbar waren, so blieb doch den Mineralogen bis jetzt die genauere Kunde über die Art ihres Vorkommens, über die geognostischen Beschaffenheiten ihres Geburtsortes vorenthalten. Das vorliegende Werk sucht nun nicht allein hierüber zu unterrichten, sondern stellt zugleich sorgfältige mineralogische Untersuchungen über die verschiedenen Fossilien an, welche dem das Fassa-Thal begrenzenden Gebirge angehören. Es gewährt uns einen doppelten Genuß, indem es unsere mineralogischen Kenntnisse in manchen Stücken erweitert und zugleich uns beweiset, daß die zuerst aus Deutschem Boden entsprossene und auf demselben gepflegte Geognosie

S (7)

jetzt auch jenseit der Alpen zu gedeihen anfängt. Herr Brocchi bewährt eine ausgebreitete Bekanntheit mit der mineralogisch-geognostischen Litteratur, und legt bey jeder Gelegenheit Achtung für die Verdienste an den Tag, welche sich das Ausland um die Erweiterung der genannten Wissenschaften erworben hat.

Die Einleitung enthält vorläufige Notizen von demjenigen, was früher über das Fassa-Thal und die Fossilien desselben geschrieben worden, und berücksichtigt zugleich die verschiedenen, über die Entstehungsweise der so genannten Trappgebirgsarten — von denen einige einen Hauptgegenstand der nachfolgenden Untersuchungen ausmachen — aufgestellten Hypothesen, wobey sich der Verf. — gegen die unter den Itallänischen Naturforschern sehr allgemein beliebte Annahme — für die so genannte neptunische erklärt. Gelegentlich ist von den Zeolithen der "isola di Feroe in Islanda" die Rede, welches wenigstens dem Deutschen Leser auffallen muß.

Der erste Abschnitt der Abhandlung selbst hat zum Zweck, eine allgemeine Uebersicht der geologischen Constitution des Fassa-Thales zu geben. Ungleich vollkommener würde dieser Zweck erreicht seyn, wenn der Beschreibung eine genaue Karte beygefügt wäre, bey deren Mangel das geognostische Gemählde an Deutlichkeit sehr verliert. — Der beschriebene Bezirk liegt in den südlichen Kalkalpen. Kalkstein in verschiedenen Abänderungen ist herrschende Gebirgsart. Er ruhet unmittelbar bald auf einem Conglomerate, welches aus Quarzgeschieben besteht, die ein-eisenschüffiger Thon ver kittet, und hin und wieder ähnliche Spuren von Conchylien, wie der darüber liegende Kalkstein

föhret, bald auf Schieferthon (argilla schistosa) von mannigfaltigen Farben und mit Glimmerschuppen gemengt. Nur an Einer Stelle fand Hr. Brocchi den Kalk auf anderes Gestein, nämlich auf Grünstein, gesetzt. Die obersten, häufig unterbrochenen, Lager bildet stratificirter Trapp, der sich bald als Wacke, bald als Mandelstein, bald als Basalt darstellt: das Muttergebirge der herrlichen zeolithartigen und des größern Theils der übrigen, im weitern Verfolge der Abhandlung beschriebenen, Fossilien. Außer dem Grünstein tritt in dem Bezirke des Fassa-Thales keine primitive Gebirgsart vor; aber nach der Analogie benachbarter Gegenden darf man schließen, daß Glimmerschiefer die Grundlage des erwähnten Gebirges bilde. Der Porphyr, welcher an der Südseite der Tyroler Alpen in sehr bedeutenden Massen sich zeigt, liegt unter dem Kalkstein — wie schon Hr. von Buch außer Zweifel setzte — und scheint, nach unserm Verf., die Scheide zwischen demselben und dem Conglomerate zu bilden. — Die Meinungen über das relative Alter des so genannten Alpenkalksteins sind bekanntlich sehr abweichend. Hr. Brocchi hält ihn mit Hrn. Mohs für Uebergangskalkstein; so wie er das unterteufende Conglomerat für Grauwacke anspricht. Er bemerkt eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen demselben und dem Todtliegenden, und äußert die Meinung, daß beide Gebirgsarten nicht wesentlich verschieden seyn möchten, welches von ihm gewiß nicht niedergeschrieben seyn würde, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, das Vorkommen und gegenseitige Verhalten beider Formationen zu beobachten. Ueber das relative Alter der auf den Kalkstein gesetzten

Trappgebirgsarten stellt Hr. Brocchi eine besonders ausführliche Untersuchung an, nach welcher dieselben ebenfalls für Uebergangsgebirgsarten erklärt werden. Wir dürfen uns nicht anmaßen, über die Behauptungen unsers Verf. entscheidend zu urtheilen: aber erlaubt ist es uns doch, unsere Zweifel dagegen zu äußern. Die von dem den Kalkstein unterteufenden Conglomerate mitgetheilte Beschreibung läßt weit mehr auf Todtliegendes, als auf Grauwacke schließen, wofür ganz besonders auch das benachbarte Vorkommen des Schieferthons (— denn von Thonschiefer ist nicht die Rede —) und die von dem Verf. bemerkte nahe Verwandtschaft des Porphyrs redet. Sollte aber nicht Grauwacke, sondern ein jüngeres Conglomerat die Grundlage des Kalksteins seyn, dann kann auch dieser nicht für Uebergangskalkstein gelten, wogegen außerdem mehrere seiner Beschaffenheiten, unter andern die Arten seiner Versteinerungen, reden; sondern ist — wofür ihn schon Hr. von Buch ansprach — mit mehrerem Grunde für ältern Flözalk zu halten; wohin denn auch — wie es uns durch neuere, handschriftlich mitgetheilte, Beobachtungen eines geübten Geognosten wahrscheinlich geworden ist — die von Hrn. Mohs für Uebergangskalkstein ausgegebene Hauptmasse der Willacher Alpe gehören dürfte. Sollten sich diese Annahmen bestätigen, dann würde die auf dem Kalkstein ruhende Wacken- und Basaltmasse ebenfalls auf das ihr bengelegte höhere Alter Verzicht leisten, und dahin wieder zurückkehren müssen, wo ihr bereits von den trefflichen Geognosten, den Herren von Buch und Ebel, eine Stelle angewiesen wurde — zu den Flöz-Trappgebirgsarten.

Der zweite Abschnitt ist ganz der Trappformation des Fassa-Thales gewidmet. Der Verf. führt sehr gut durch, wie in den Gebirgsarten die Krystallisations-Tendenz im Ganzen mit dem abnehmenden Alter sich mindert. Doch erleidet dieses hin und wieder Ausnahmen, die von Hrn. Brocchi übersehen wurden. In jüngeren Gebirgen bemerken wir zuweilen Gebirgsarten, die in Ansehung krystallinischer Ausbildung analogen älteren nicht nur nichts nachgeben, sondern sie wohl gar noch übertreffen, zu denen vor allen der merkwürdige Uebergangshyenit zu rechnen ist. Recht interessant ist eine Betrachtung über die verschiedene Krystallisations-Tendenz der Erden: wie die Kieselerde die größte, die Thonerde eine geringere, die Talkerde die geringste zeige, und wie jede derselben in den verschiedenen Verbindungen auf das Ganze einwirke; besonders auch über die Verringerung der Krystallisations-Tendenz durch beigemischtes Wasser, welche Bemerkung den Recensenten ganz vorzüglich erfreuete, da er vor einiger Zeit, bey einer ähnlichen Untersuchung, ohne von der Arbeit des Hrn. Brocchi etwas zu wissen, zu einem völlig gleichen Resultate gelangt war. — Die Structur der Wacke des Fassa-Thales ist unbestimmt: sie ist in mächtige Bänke, oder unsförmliche über einander gehäufte Massen getheilt. Eingeschlossen liegen in denselben krystallinische Partien von Hornblende, Glimmer, Augit, Feldspath. Da, wo sie als Mandelstein erscheint — wovon im dritten Abschnitte besonders die Rede ist — enthalten ihre Blasenräume Quarz, Chalcedon, Carneol, Mesotryp, Prehnit, Stilbit u. s. w. Die Wacke verläuft sich allmählich in Basalt, der hin und wieder auch noch

einige Eingemengtheile von jener führt. — In der Gegend von Molignon fand der Verf. eine Felsenmasse von Augit; an einer andern Stelle Wacke in deutlicher Abwechslung mit Lagern eines dichten, von Kalkspathgängen durchsetzten, Kalksteins.

Die ganze zweyte Hälfte der vorliegenden Schrift handelt von den einzelnen Fossilien, die in dem Fassa-Thale vorkommen. Wenn gleich der Vortrag beynahe durchgehends durch Weitschweifigkeit ermüdet, und sehr vieles wenigstens dem Deutschen Mineralogen längst Bekannte bengebracht ist, so trifft man doch nicht selten auf einzelne lehrreiche Bemerkungen. — Zu den interessantesten Mineralien, die dem Trappgebirge des Fassa-Thales eigen sind, gehört **Analzim**, welcher in verschiedenen Abänderungen, krySTALLISIRT und amorphisch, vom Weißen durch das Fleischrothe bis in das Korallenrothe, vorkömmt, wobey man von der Identität von Thomson's **Sarcolith** und Haüy's **Analcime** auf das vollkommenste überzeugt wird. **Stilbit** findet sich krySTALLISIRT und amorphisch. Bekannt sind die schönen seltenen Spielarten von rothen Farben. **Mesotyp** erscheint prismatisch oder faserig; aber unter den S. 127 aufgeführten Abänderungen desselben gehört Nr. 3 mit Perlmutterglanz, doch wohl unstreitig zum **Stilbite**. Es findet sich eine Abänderung, die an der Luft in eine pulverförmige Masse zerfällt, und vielleicht zu Haüy's **Laumonit** gehört. Eine ähnliche Substanz ist durch den Bergrath Ritter **Amoretti** im Granite von **Baveno** entdeckt worden. Ausführlich handelt der Verfasser von dem Gelatiniren mancher kieselhaltender Fossilien: wobey wir doch erinnern müssen, daß diese

Eigenschaft, nach unsern Versuchen, kein ganz constantes Merkmal darbietet, um Mesotyp und Stilbit zu unterscheiden. Am Berge Cipit fand der Verfasser auf Mesotyp krySTALLisirten Anatxim, der ebenfalls mit Säuren eine Gallerte bildete. Chabasit in primitiver Form kommt nicht, wie die übrigen erwähnten Glieder der Zeolithfamilie, im Trappgebirge, sondern auf Klüften eines Urgrünsteins, am Berge Monzoni vor. In der Gegend von Malignon findet sich krySTALLisirter Quarz, der in Ansehung seiner Fleischfarbe dem Sarcolithe ähnelt. — An den Chalcedon knüpft der Verfasser ausführliche Betrachtungen über die Ausfüllung der Blasenräume im Mandelstein, in welcher Hinsicht er sich zur bekannten Infiltrations-Hypothese bekennt. Zugleich macht er die Bemerkung, daß Chalcedon sich vornehmlich im secundären Gebirge finde, wogegen der vollkommen krySTALLinische Quarz besonders das Urgebirge ziere, und leitet dieses von der in den jüngeren Gebirgsbildungen geschwächten KrySTALLisations-Tendenz ab. — Am Berge von Umbretta kommen in der Wacke schmale Lager und Gänge von Grünerde vor, die von einem Arbeiter gewonnen, und wie die bekannte Veroneser, in den Handel gebracht wird. — Sehr merkwürdig ist ein Lager von verhem Idocras in den mannigfaltigsten Farbenabänderungen, welches der Verf. im Fassa-Thale im primitiven Grünstein fand.

Auf die Bemerkungen über die einzelnen Fossilien folgt noch eine kurze lithologische Statistik des Fassa-Thales. Den Beschluß machen Betrachtungen über die Berghöhen dortiger Gegend, nach Anleitung der Vegetation.

1632 G. g. N. 163. St., den 11. Oct. 1813.

Coburg.

Auf Kosten des Verfassers: — Die Geschichte der schädlichen Blüth-Kaupe des Frostschmetterlings (*Phalaena brumata*); von ihrer Entstehung, Verwandlung u. nach der Natur gezeichnet und ausgemahlt. Nebst den sichern und zuverlässigen Mitteln, diese schädlichen Insecten von denen Obstbäumen abzuhalten u. herausgegeben von J. S. B. Kemmer. 1811. 23 S. in Quart, mit zwey colorirten Kupfern.

Da das ungeflügelte Weibchen dieses schädlichen kleinen Nachtfalters (des so genannten Blüthenwicklers) zur Paarungszeit im September und October an den Obstbäumen (zumahl den Aepfel-, Birn- und Kirschbäumen) hinaufkriecht, um seine Eyer in die Augen der frischen Trag-Blüthknospen des folgenden Jahres zu legen, so räth der Verfasser, gegen diese Zeit eine handbreite klebrichte Binde um die Baumstämme zu befestigen, an welcher die Schmetterlinge wie an Leimruthen hängen bleiben. Die Binde ist aus dichtem Wachstuch oder neuem starkem Packpapier, das mit Dehlfirniß gegründet worden; die Schmiermasse aber besteht aus Pech, mit halb so vielem Terpenthin zusammengeschmolzen, wozu so viel Baumöhl gethan wird, bis das Ganze die Consistenz eines dicken Honigbrennes erhält. (— Also ungefähr Torbern Bergman's Mittel in den Schwedischen Abhandl. von 1769, nur daß dieser die Binde von Zeit zu Zeit mit frischem Ther überstreichen ließ. —)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 14. October 1813.

Cambridge.

Dem Descriptive Catalogue of the Original Library of the late Tippoo Sultan of Mysore sind Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan (auf 94 Seiten in Quart) vorangeschickt, von denen wir noch eine Nachricht zu geben haben (s. oben S. 1553). Sie zeichnen sich durch die dabey gebrauchten Quellen aus, von welchen in den frühern, zum Theil sehr ausführlichen, Lebensbeschreibungen der beiden Regenten von Mysore (von 1760 — 1799) noch kein Gebrauch gemacht ist. Im Leben des Ersters dieses Staates sind es einheimische, in Persischer Sprache geschriebene, Nachrichten; im Leben Tipoo Sahib's die händereiche Correspondenz desselben, die man bey der Eroberung von Seringapatam gefunden hat. Jene betreffen die innern Kriege, welche die Indischen Fürsten unter einander geführt haben; diese die Unterhandlungen, in welche Tipoo mit allen Hauptfürsten seiner Nachbarschaft getreten ist, um das Britische Reich in Indien zu zerstören. Die innere Geschichte von Ostindien hat daher in diesem Aufsatz hauptsächlich an Genauigkeit gewonnen;

L (7)

weniger die Darstellung der Begebenheiten, in welche die Britten verwickelt waren, in der wir keine Abweichung von den schon bekannten Nachrichten gefunden haben.

Hyder Ali leitete sich von dem Stamm des Propheten, den Koreischiden in Arabien, ab, von denen ein Zweig nach Indien, in den District Kohir, zwischen Hydrabad und Kulbergah, in einem unbekanntem Jahrhundert, verpflanzt worden seyn soll. (Ob etwa diese edle Abstammung zu Ehren des in Mysore zur Herrschaft gekommenen erlauchten Hauses, wie so viele ähnliche in Asien, erst neuerdings erfunden seyn möchte?). Nach einheimischen Nachrichten war Hyder Ali 1718 zu Diwanhully, in der Nachbarschaft von Kolar, geboren. Sein Vater war zuletzt Reutergeneral des Rajah von Mysore, was auch Hyder Aly zu der Zeit war, als er die Oberherrschaft von Mysore an sich riß. Den Hergang dieser Revolution stellt der Verf. zusammenhängender dar, als andere Schriftsteller. Dem Minister (Daywa) des Rajah hatte der Reutergeneral zu viele Macht. Er hatte sogar 1760 (eigenmächtig, wie es scheint) dem Gouverneur von Pondichery, Lally, der von den Britten geängstigt wurde, unter dem Commando seines Schwagers Hülfe zugeschickt. Gerade damahls waren die Maratten in dem Lande, um den gewöhnlichen jährlichen Chout (den vierten Theil der Einkünfte) einzutreiben. Ihrer Truppen wollte sich nun der Minister bedienen, um den ihm zu mächtigen Reutergeneral aufzuheben. Doch merkte es Hyder Aly früh genug, um erst mit seinen Reutern den Maratten aus dem Wege zu gehen, bis er seinen Schwager mit seinen Reutern zurückgerufen, und seine Anhänger um sich versammelt hatte. Mit dieser Macht gelang ihm die Gegen-Revolution, die ihn als Daywa an die Spitze brachte, woben er

einen Schatten-Rajah neben sich stehen lassen konnte. Noch in demselben Jahre (1760) nahmen 300 Franzosen bei ihm Dienste, die ihm seine Infanterie disciplinirten, seine Artillerie und sein Arsenal einrichteten, und ihm selbst zu Europäischen Kriegskenntnissen verhalfen. In seinen nächsten Kriegen entwickelten sich seine Kriegstalente mit bewunderungswürdiger Schnelle; er führte sein Heer wie ein Meister im Kriegswesen an; er richtete es in kurzem so gut ab, daß in Angriff und Rückzug die größte Ordnung und Schnelligkeit kam, und sein Feldgeschütz aufs vortrefflichste bedient wurde. Während des lebhaften Feldzuges 1769 gegen die Britten verlor er auch nicht Ein Stück desselben. Es sollte zwar eigentlich keinem Schriftsteller zum Verdienst angerechnet werden, wenn er gegen die Feinde seines Vaterlandes gerecht ist, da es zu seinen ersten Pflichten gehört; aber in gewissen Zeiten ist es doch eine ausgezeichnete Tugend; und darum verdient bemerkt zu werden, daß der Verf. (obgleich mit Geist und Herz ein Dritte) überall mit Wohlgefallen das hervorhebt, was den unversöhnlichen Feinden der Engländer, Hyder Ali und seinem Sohn, zur Ehre gereicht; und daselbe Recht auch den Franzosen widerfahren läßt, wo er Gelegenheit dazu hat (wie S. 39, 49 u. f.). Hyder Ali rühmt er als einen der größten Charactere, die unter den Astatischen Regenten aufgestanden sind, dem nur Timur's und Nadir Schah's Glück gefehlt habe, um, wie sie, in der Geschichte zu glänzen. Ob gleich ohne Erziehung aufgewachsen, erwarb er sich über Kriegs- und Regierungsgeschäfte doch noch die ausgebreitetsten Kenntnisse, und verdiente, Beherrscher eines Reichs von beynahe 4200 Quadratmeilen und ungefähr 12 Millionen Thalern Einkünften, das er nach und nach zusammeneroberte, zu seyn. Er handhabte unparteyische und

schnelle Justiz, gab dem Ackerbau und Handel Ermunterung; war milde und nachsichtsvoll gegen alle seine Unterthanen im Frieden. Im Krieg aber desto strenger: gegen seine Unterthanen in Disciplin, gegen seine Feinde in Rache. Nur über Superstition konnte er sich noch nicht erheben: er war so voll Glauben an Astrologie, und Ehrfurcht gegen die Indischen Götter, daß er (obgleich ein Moslem) an keine Unternehmung ging, ohne vorher Astrologen und Brahmanen befragt zu haben.

Tippo Sahib dagegen, sein Sohn, stand an Talenten und Glück unter seinem Vater; aber vor dem Morgen seines Todestages über ihm in Freyheit von Aberglauben: denn da vermochten ihn Gefahr und Furcht und eine auf diesen Tag wider Dank und Willen ihm von den Brahmanischen Astrologen gestellte Nativität, Gebet und Beschwörungsmittel nach der Vorschrift der Brahmanen zu seiner und seines Reiches Rettung anwenden zu lassen. Seine übrige Lebens- und Regierungszeit war er ein Moslemischer Zelote, der durch die Ausrottung des Christenthums und die Vertilgung der Hindu-Religion und alles dessen, was darauf Beziehung hatte, den Islam zur alleinigen Herrschaft in Indien bringen wollte. Auch hatte sich ein Fanatismus gegen alles, was an die Weisheit, den Reichthum und die Macht der alten Indischen Beherrscher erinnerte, seiner bemächtigt. Bey längerem Leben und bey mehr Waffenglück würden alle die Denkmahle der Kunst und Religion, auf welche wir noch die Hoffnung so mancher Entdeckungen bauen, der Zerstörung preis gegeben worden seyn. Seine ganze Regierung über hatte er nur Einen Plan: die Britten aus Hindostan zu vertreiben. Er suchte dazu allerwärts Verbindungen. Merkwürdige hieher gehörige Data sind aus seiner Correspondenz mit den Indischen Fürsten von dem

Verfasser ausgehoben. Seine Gesandtschaften nach Constantinopel und Frankreich zwischen 1784 und 1789 sind bekannt. Als seine Gesandten von Frankreich ohne eine tüchtige Armee, mit bloßen Höflichkeitsbezeugungen und Versprechungen, zurückkehrten, wie brutal behandelte er sie! Und doch hatte er so wenig einen Begriff von dem, was zu einer Gesandtschaft der Art, die ein Offensiv-Bündniß zur Absicht hat, erforderlich ist, daß er es seinen Gesandten an allem, was seine Macht hätte verkünden können, fehlen ließ. Statt weiter zu reisen, mußten sie am Ende des Jahres 1788 von Constantinopel, aus Mangel an Geld, gerades Weges nach Myfore zurück u. s. w. Solche einzelne Züge aus dem Leben Tipoo Sahib's machen diesen Aufsatz über ihn interessant; die Kriegsgeschichte, die er auch enthält, war für den Recensenten keine Neuigkeit mehr.

Draguignan.

Bey Fabre: *Traité complet sur la Théorie et la pratique du Nivellement*, par Mr. *Fabre*. Ingénieur en Chef du Corps impérial des ponts et Chaussées — — 368 Quartseiten 6 Nivellements-Tafeln und 21 Kupfertafeln.

Dies Werk ist brillant an schönem Papier und großen, zum Theil ellenlangen, Kupfertafeln, enthält aber übrigens in Rücksicht der eigentlichen Kunst des Nivellirens nichts Neues und Besonderes. Es empfiehlt sich aber durch den angewandten Theil der Nivellirkunst, nämlich durch die Vorschriften, das Terrain zu Chauffeen, Canälen, Wasserleitungen und dergl. nach verschiedenen Bedingungen auf die leichteste und zweckmäßigste Art abzustecken, durch Wegschaffung der überflüssigen Erde von den erhöhten Stellen des Bodens nach den tiefer liegenden gehörig abzugleichen, und so durch gehöriges

Loisiren des Deblai und Keniblai, nach Beschaffenheit des verschiedenen, mit einer Sonde oder einem Erdbohrer untersuchten Bodens, den vorgegebenen Bedingungen eines abzusteckenden verticalen Profils sowohl nach Angabe der Fallhöhe eines Canals, als auch seiner Querschnittsfläche, möglichst ein Genüge zu leisten, für welche Geschäfte sich denn der Verf. bemüht, die Vorschriften auf das umständlichste und deutlichste zu entwickeln, so daß auch gewöhnliche Practiker daraus nützlichen Unterricht schöpfen können. Das Werk zerfällt in 12 Kapitel, deren jedes wieder in mehrere Abschnitte getheilt ist. Das I. Kapitel handelt von einigen allgemeinen Kenntnissen aus der physischen Geographie, von der Erklärung und dem Zweck des Nivellirens; wahre, scheinbare, Horizontallinie und dergl. II. Kap. Von den zum Nivelliren gehörigen Instrumenten. Das Werkzeug, dessen sich der Verf. bedient, ist im Wesentlichen das Siffonische Niveau mit einem zweckmäßigen Stative. Doch gibt er auch Begriffe von einigen andern, dem niveau à perpendiculaire (der gemeinen Sehwage der Maurer und Zimmerleute), der Picardischen und Hugenischen Wasserwage, und mehrerer, die jetzt eben nicht mehr sehr im Gebrauche sind. III. Kap. lehrt die Verification dieser Werkzeuge. IV. Kap. die Theorie des Nivellirens. V. Von der Einrichtung des über die nivellirten Standpuncte zu führenden Registers, und von der Verichtigung eines Nivellements. VI. VII. Kap. Anwendung des Nivellirens auf das Tracé des canaux et aqueducs. Erörterung der verschiedenen Fälle, wenn der Zug durch Heiden, Sümpfe, Holzverhaue, Hochwaldungen u. dergl. führt. VIII. Kap. Gebrauch des Nivellirens zu Profilirissen, sowohl nach der Länge als Quere eines Canals, Aqueducs u. dergl. IX. Kap. Verzeichnungsart der Profile selbst. X. Kap. No.

164. St., den 14. Oct. 1813. 1639

steckung von gegebenen Profilen. XI. Kap. Bemerkungen über den Nutzen der Longitudinal- und Transversal-Profile. XII. Kap. Einrichtung des Registers in Anwendung auf Canäle, Wasserleitungen, Straßen. Erörterung der wichtigsten Gegenstände, welche in einem solchen Register aufgeführt werden müssen. XIII. Kap. enthält einige Bemerkungen über die zweckmäßigste Benutzung der Profilrisse von Provinzen, zu den verschiedenen Gegenständen der travaux publics, u. der Staatsverwaltung überhaupt.

Paris.

Von Garnery 1809: Le Code Napoléon expliqué par les décisions supérieures de la cour de cassation et du conseil d'état, par A. S. G. Coffinieres, Avocat, Docteur en droit de la Faculté de Paris. VIII und 659 S. in gr. Quart.

Der hohe Werth, welchen man in Frankreich auf den Gerichtsgebrauch legt, hat eine große Zahl von Sammlungen der Rechtsprüche einzelner oder mehrerer der obersten Gerichtshöfe veranlaßt. Da aber nur wenige Rechtsgelehrten in der Lage sind, sich aller dieser Sammlungen bedienen zu können, da außerdem durch die chronologische Ordnung, nach welcher solche meist angelegt werden, deren Gebrauch sehr erschwert wird, so ist es ein nütliches Unternehmen, die wichtigsten in jenen Sammlungen zerstreuten Urtheile nach irgendeiner den Gebrauch erleichternden Methode zusammen zu stellen. Diesem Zwecke ist die gegenwärtige Schrift gewidmet. Sie beschränkt sich indessen, ihrem Inhalte nach, auf die Arrêt. des Cassationshofes, und zwar auf diejenigen seiner Urtheile, welche sich auf Gegenstände des Code Napoléon, und also auf das generelle Civilrecht, beziehen. Daneben gibt sie aber auch die dahin einschlagenden Supplementgesetze, nämlich die später erschienenen kaiserl. Decrete u. Staatsrathsgutachten, so wie die ministeriel-

1640 G. g. A. 164. St., den 14. Oct. 1813.

len Entscheidungen. Die Form des Werks ist folgende. Es ist nach alphabetischer Ordnung der Materien abgefaßt. Jedem Artikel geht eine kurze Einleitung voraus. Dann folgen einzelne Rechtsfragen, welche durch die nun folgenden Arrêts u. s. w. ihre Entscheidung erhalten. Den Rechtsprüchen geht eine kurze Erzählung des Rechtsfalls voraus, u. darauf wird die Entscheidung des Cassationshofes mit den eignen Worten angeführt. Eine voranstehende Inhaltsanzeige, so wie ein Verzeichniß der Artikel des Gesetzbuchs, auf welche sich die Urtheile beziehen, machen den Gebrauch des Werks sehr bequem.— Die vom Verf. herrührenden Einleitungen sind höchst unbedeutend. Man darf sich darunter nicht jene instructiven Abhandlungen denken, womit Pfeiffer die in seiner Sammlung enthaltenen Rechtsfälle begleitet. Sie beginnen immer mit einer, oft unrichtigen, Definition des Gegenstandes, welche entweder deren ganzen Inhalt ausmacht, oder auf die nur einige triviale Bemerkungen folgen. Man sehe z. B. die Einleitung zum Art. "Divorce." Das Verdienst des Vf. beschränkt sich also auf die durch seine Sammlung gewährte Erleichterung des Gebrauchs der Rechtsprüche. Auf Vollständigkeit darf jedoch das Werk keinen Anspruch machen. So fehlen z. B. unter den Artikeln hypothèque u. privilège mehrere Entscheidungen über sehr erhebliche Streitfragen, wovon man sich durch Vergleichung mit dem von uns vor kurzem angezeigten Werke des Baron Savard de Langlade leicht überzeugen kann. Auch in dem Artikel divorce u. enfans naturels finden sich manche Lücken. Zu wünschen wäre es, daß der Verf. zugleich die Sammlungen genannt hätte, in welchen die von ihm mitgetheilten Arrêts vollständig abgedruckt sind, und aus denen er solche entlehnt hat. Eine Fortsetzung des Werks ist, so viel wir wissen, bis jetzt nicht erschienen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 16. October 1813.

Quedlinburg.

Ernst: Lehrbuch der christlichen Glaubens- und
Tugendlehre für die gebildete weibliche Jugend,
welches den dritten und letzten Cursus des Reli-
gionsunterrichts in sich faßt. Von J. W. S. Dies-
genbein, Consistorial-Rathe und Superintendenten
zu Blankenburg. 1812.

Der Verfasser hat dieß Lehrbuch zunächst zu dem
Zwecke geschrieben, um es bey dem Unterrichte,
den er seit einer langen Reihe von Jahren in der
obersten Classe der Mädchenschule zu Blankenburg
unentgeltlich, und ohne dazu verpflichtet zu seyn,
ertheilt, zum Grunde zu legen. Schon durch eine
lange Uebung und ein solcher uneigennütziger Fleiß
und Eifer läßt einen glücklichen Erfolg erwarten.
Wie die gebildete weibliche Jugend in der Glaubens-
und Tugendlehre unterrichtet werden müsse, ist
keine leichte Aufgabe. Welche Methode der
Verfasser dabey vorzieht und befolgt, kann man
aus dem vorliegenden Lehrbuche nicht ganz
einsehen; es enthält nur den Lehrstoff, ~~wiewohl~~

freylich auch diesen schon mit besonderer Beziehung auf die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts; er selbst verspricht erst in einer nächstens erscheinenden Schrift, die als Commentar über dieses Lehrbuch angesehen werden könne, sich ausführlicher über die bey dem Unterrichte der Mädchen zu befolgende Methode zu erklären, worauf wir sehr begierig sind. In dem vorliegenden Lehrbuche haben wir folgende besondere Beziehungen auf die Menschenclasse, für welche es bestimmt ist, wahrgenommen. Sogleich in dem ersten Abschnitte, welcher von dem Menschen und seiner Natur überhaupt handelt, ist zugleich die Verschiedenheit des weiblichen Geschlechts von dem männlichen in Ansehung der Organisation, der Geistes- und Seelenkräfte, ins Licht gesetzt. Da, wo von den Erkenntnißquellen der göttlichen Offenbarung, und namentlich den Büchern des N. T., die Rede ist, wird bemerkt, daß in den vier Evangelien die Frauen der heiligen Geschichte ein ausgezeichnetes Interesse haben, daß sie das Liebenswerteste ihres Geschlechts zeigen, daß das, was von ihnen erzählt wird, sinnvoll, wahr, reich an Aufschlüssen über die reine, unverdorbene Natur des Weibes sey, daß das weibliche Geschlecht einen großen, wenn gleich stillen und unmerklichen, Einfluß auf die Gründung und Ausbreitung des Christenthums gehabt habe. Da, wo von der Göttlichkeit der Lehre Jesu und ihren segensvollen Wirkungen gehandelt wird, werden besonders auch die Verdienste desselben um das weibliche Geschlecht gerühmt. Daß Jesus während seines Lebens gegen das weibliche Geschlecht mehr Achtung, als die übrigen Orientalen, verrieth, erhellet aus den Evangelien zur Genüge. Die Lehre Jesu gestand

dem weiblichen Geschlechte gleiche Rechte mit dem männlichen zu; sie verstattete keinen Unterschied, als den, welchen die eigenthümliche Bestimmung eines jeden Geschlechts nothwendig mit sich bringt; sie befreiete das weibliche Geschlecht von dem im Oriente herrschenden Zwange, und beförderte dadurch nicht nur freieren Umgang zwischen den Geschlechtern, sondern auch Sittlichkeit und Humanität. Welche Segnungen verbreiteten sich doch auf diese Weise über das eheliche und häusliche Leben! Der stillen Familientugenden wurden mehrere, die Rohheit der Männer milderte sich im Umgange mit den Weibern, der wahre Werth des weiblichen Geschlechts wurde mehr geachtet, und ein glücklicheres Verhältniß der Geschlechter vorbereitet.“ Wenn der Werth der Religion bestimmt wird, so geschieht es auch in besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. „Beseelt und erwärmt von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit besteht das Weib die mannigfaltigen schweren Versuchungen, welchen seine Tugend auf Erden ausgesetzt ist; es leistet Widerstand den Blendwerken der Sinnlichkeit, den Stürmen des Leichtsinns, der Eitelkeit, der Gefallsucht, der sinnlichen Liebe, den süßen Schmeicheleyen und den Drohungen des Verführers; es gewinnt durch Religion in der Erfüllung seiner Pflichten an Fertigkeit, an Reinheit der Absicht, an beständiger Treue und Freude. Beseelt und erwärmt von diesem Glauben erfüllt das Weib leichter und glücklicher die so schweren Pflichten seines ihm von der Natur angewiesenen Berufs als Gattinn und Mutter; es duldet gelassener und getroster die Uebel des Lebens, wie die ihm eigenthümlichen Beschwerden und Leiden. Durch

die Religion wird das ganze Leben des Weibes verschönert, verklärt, und die Natur, die Liebe, die Freundschaft, der Familienkreis, erscheinen dem Weibe ganz anders.“ In der Jugendlehre wird auch gezeigt, welche Modificationen die einzelnen Tugenden bey dem weiblichen Geschlechte annehmen, wie ihm gewisse Tugenden leichter oder schwerer werden, gegen welche Fehler und Laster es sich besonders zu hüten und zu verwahren hat, welche Pflichten für dasselbe vorzüglich wichtig sind. Die Pflichten und Tugenden des Mädchens, der Braut, der Gattinn, der Hausfrau, der Mutter und Erzieherinn, der Tochter, der Schwester, der Jungfrau und der Matrone werden mit besonderer Sorgfalt entwickelt. Wenn auch alles Angeführte in jeder vollständigen Religions- und Jugendlehre Platz finden könnte, so ist es doch hier mit näherer Berücksichtigung der gebildeteren weiblichen Jugend eingerückt und abgehandelt. In gleicher Rücksicht hat das ganze Buch eine gefällige Form erhalten, und der Stil ist leicht, fließend und angenehm. Was das Materiale betrifft, so ist doch, unsers Erachtens, Manches eingerückt, was für das weibliche Geschlecht nicht geeignet und zu schwer ist. Es kommen Fragen der Philosophie vor, welche zu den schwersten, und auch wohl den unauflösblichen, gehören, auch verschiedene gelehrte Terminologien, die wir hier nicht erwartet hätten. Der Abschnitt von der moralischen Natur des Menschen und dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit ist ganz Kantisch, und hat nicht die erwünschte Deutlichkeit und Vielseitigkeit. Doch diese Mängel des Buchs können unter der Handhabung eines geschickten Leh-

ters vermindert werden oder gar verschwinden. Immer ist dem Rec. bisher kein Lehrbuch bekannt gewesen, in welchem die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts so sehr berücksichtigt wären. Wir rechnen noch zu den Vorzügen desselben, daß es dazu eingerichtet ist, die Hochachtung für unsere heiligen Schriften in den Herzen der Mädchen tief zu gründen, daß die Bibelsprüche und die biblischen Beispiele reichlich und sorgfältig ausgewählt und nachgewiesen, und viele Stellen aus Liedern neuerer religiösen Dichter und Dichterinnen eingerückt sind; warum die ältere religiöse Poesie der Deutschen ausgeschlossen ist, sehen wir nicht ein, sie ist großen Theils auch noch für unser Zeitalter und für die besondere Bestimmung dieses Buchs geeignet, und übertrifft an Wärme und Feuer die neuere. Was den Plan des Buchs betrifft, so ist der Glaubens- und Zuchtlehre eine vorbereitende Einleitung vorangesezt, worin von dem Menschen und seiner Natur überhaupt, von seiner moralischen Natur und dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, von der Religion und Offenbarung überhaupt, von den Erkenntnißquellen der göttlichen Offenbarung, von Jesus, seiner Person und Geschichte, seinen Verdiensten um das menschliche Geschlecht, den von ihm getroffenen Anstalten zur Erhaltung, Verbreitung und Wirksamkeit seiner Lehre, von ihrer Göttlichkeit und ihren segensvollen Wirkungen, und in einem Anhang von den Schicksalen derselben und den verschiedenen Christen-Secten gehandelt wird. Vieles, was hier von der Person, der Geschichte und den Verdiensten Jesu vorkommt, ist aber von so hoher religiöser

und moralischer Wichtigkeit, und wird im Neuen Testamente in eine so innige Verbindung mit der Glaubens- und Tugendlehre selbst gesetzt, daß wir ihm nicht bloß eine Stelle in der Einleitung angewiesen hätten.

Hamburg.

Von Bohn 1812: Wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuchs Frankreichs, übersichtlich und systematisch dargestellt von Johann Wilhelm August Rosenthal, Rathe Sr. Majestät bey dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg. XII und 318 Seiten in Quart.

Eine Characteristik des Code pénal. welche die allgemeinen Grundlagen der neuen Gesetzgebung entwickelte, und die Eigenthümlichkeiten derselben, mit vergleichender Hinweisung auf andere Legislaturen, darstellte, würde gewiß eine höchst interessante Erscheinung seyn. Rec. nahm daher die gegenwärtige Schrift, welche ihrem Titel zufolge diesem Zwecke gewidmet schien, mit großer Erwartung zur Hand, sah sich aber auf eine sehr unangenehme Art getäuscht, als er unter dem vielversprechenden Titel nichts weiter fand, als eines jener Erzeugnisse des augenblicklichen Bedürfnisses, deren die neue Gesetzgebung leider so viele veranlaßt hat, und welche der Wissenschaft nicht den geringsten Gewinn bringen. In der Vorrede erfahren wir, das Französische Strafgesetzbuch sey mit so großer Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit abgefaßt, daß es keinen Stoff zu einem ausführlichen Commentar darbieten könne, sondern nur an einigen wenigen Stellen anscheinende Dunkelheiten aufzuklären, und kleine Lücken zu ergänzen seyen? !Der so genannte allgemeine Theil

handelt auf viertelhalb Seiten von den Grundbegriffen des Criminal-Rechts. Der Zweck einer jeden Strafe besteht, nach dem Verf., 1) in Sicherheit des Staats, 2) in Abschreckung Anderer von ähnlichen Vergehungen, und 3) in Besserung des Verbrechers! Von den eigenthümlichen Ansichten der Französischen Gesetzgeber über den Strafzweck und den allgemeinsten Principien des Strafrechts sagt uns der Verfasser nicht das mindeste. S. 12 stellt er den Grundsatz auf: "Ohne völlige Freiheit des Geistes und des Willens gibt es keine strafbare Handlung," und belegt dieß mit Art. 64 des Code pénal. Hier findet man aber statt dieses durchaus falschen Satzes folgende Regel: "Il n'y a ni crime ni délit, lorsque le prévenu était en état de *démence* au temps de l'action, ou lorsqu'il a été contraint par une force à laquelle il n'a pu résister." Doch genug der Beweise, daß der Verfasser eine Charakteristik des Code pénal weder geliefert hat, noch liefern konnte. Statt deren finden wir ein Verzeichniß aller in diesem Gesetzbuche vorkommenden Verbrechen, nebst Angabe der gesetzlichen Merkmale ihres Thatbestandes und der Strafe, womit sie bedrohet sind. Bey diesem Verzeichnisse hat der Verfasser die Beschaffenheit der Strafen zum Grunde gelegt. Da nun der Code pénal dreyzehn verschiedene Strafarten droht, so zerfällt der Haupttheil des ganzen Werks in dreyzehn Kapitel. Das erste Kapitel zählt, unter der Rubrik: Todesstrafe, alle mit dieser Strafe bedroheten Verbrechen auf u. s. w. Dieß nennt der Verfasser sein System. Bey den einzelnen Verbrechen macht der Verfasser hin und wieder

Bemerkungen, die aber, in so fern er sie nicht aus den Motifs entlehnt hat, äußerst dürftig sind, und meist nur in der allgemeinen Erinnerung bestehen, daß dieser oder jener Artikel vorzügliche Beachtung verdiene, oder genau zu befolgen sey. Das einzige, aber vom Verfasser nicht bezweckte, Interesse, welches ein solcher nach Strafen geordneter Catalog der Verbrechen haben kann, besteht darin, daß sich hiernach übersehen läßt, wie oft der Code pénal von den verschiedenen Strafarten Gebrauch gemacht hat. Und selbst diesen Nutzen gewährt die Schrift nicht vollständig, weil ein Verbrechen sehr oft mit zwey Strafen zugleich bedroht ist, und dann doch nur in Einem Kapitel vorkommt. Ein nach den Arten der Verbrechen geordnetes Verzeichniß, ja selbst ein bloßes alphabetisches Repertorium, würde weit nützlicher gewesen seyn. Denn wer in dem vorliegenden Werke ein gewisses Verbrechen aufsuchen will, dem muß, um es finden zu können, bereits die Strafe, womit es bedroht ist, bekannt seyn. Dieß scheint auch der Verfasser eingesehen zu haben, indem er ein alphabetisches Sachenregister über sein Werk folgen läßt. Hierbey brauchte er nun zwar bloß das Register des Code pénal zum Grunde zu legen; er hat es jedoch dadurch noch brauchbarer zu machen gesucht, daß er bey den im Register genannten Verbrechen auch kürzlich die Strafen angibt, womit solche bedrohet sind. Der Anhang, welcher ein alphabetisches Register über die außer dem Code pénal geltenden besondern Strafgesetze enthält, dürfte leicht der nützlichste Theil der ganzen Schrift seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. Stück.

Den 16. October 1813.

Berlin.

In der Realschul-Buchhandlung: *Georgii Wahlberg*, M. D. Reg. Acad. Scient. Stockholm. membr. *Flora Lapponica* exhibens plantas geographice et botanice consideratas, in Lapponiis Suecicis scilicet Umenfi, Sitenfi, Lulenfi, Tornenfi et Kemenfi, nec non Lapponiis Norvegicis scilicet Norlandia et Finmarkia utraque indigenas, et itineribus annorum 1800, 1802, 1807 et 1810 denuo investigatas. Cum Mappa botanico-geographica, Tabula temperaturae et Tabulis botanicis XXX. 1812. LXVI u. 550 S. in Octav.

So viel Aufschlüsse wir in neuern Zeiten theils in Reisebeschreibungen, theils in Floren und andern Werken, über die geographischen Verhältnisse der Vegetation erhalten haben, so erstrecken sie sich doch größten Theils auf Länder der beiden gemäßigten und heißen Zonen; wenig sind dagegen unsere Kenntnisse über den äußersten Norden in dieser Hinsicht bereichert worden. Und gleichwohl muß eben dieser mehr Interesse, als der südliche Himmelsstrich, für uns haben, theils weil sich in ihm die Flora weit

reiner, als in irgend einem andern Lande, erhalten hat, theils weil die Pflanzen, die dieser Boden hervorbringt, in ihren Formen ungleich mehr Aehnlichkeit besitzen, und also sicherere Vergleichungspuncte darbieten, als die Gewächse des Südens. Unter allen Nordischen Ländern ist aber Lappland unstreitig in Absicht der Flora das interessanteste. Diese ist nicht nur unter keinem andern kalten Himmelsstriche so reich, sondern ihre Kenntniß wird auch deshalb vorzüglich wichtig, da dieß Land uns zunächst liegt, und dieselbe geographische Länge hat. Vielen Dank sind wir also Hrn. Wahlenberg schuldig, der keine Beschwerde, keine Gefahr scheuete, um uns mit Lapplands Vegetation genauer bekannt zu machen, der diese unwirthbare Gegend vier Mal, hauptsächlich in dieser Absicht, bereisete, und seine Beobachtungen in diesem Werke niederlegte.

Wie der Titel lehrt, beschäftigte sich Hr. W. dar in nicht bloß mit der geographischen Verbreitung der Pflanzen, sondern zugleich mit der systematischen Kenntniß derselben. Etwas undeutlich und nicht bezeichnend genug ist dieß auf dem Titel durch botanice ausgedrückt. Den größten Theil des Werks, nämlich die letzten 550 Seiten, nimmt eine Flora von der gewöhnlichen Form ein, auf den ersten LXVI, die als Einleitung dienen, werden wir hauptsächlich über die allgemeinen geographischen Verhältnisse der Vegetation in Lappland belehrt. Zuerst handelt Hr. W. von der Verbreitung und Abstammung der Lappländischen Pflanzen. Den Reichthum der Lappländischen Flora, in Vergleich mit der benachbarten Schottländischen und Sibirischen, erklärt der Verf. aus dem verschiedenen Clima dieses Landes, das an der Küste mit dem Schottländischen, im Innern mit dem Sibirischen, übereinstimmt. Mit beiden Ländern hat es viele

Pflanzen gemein, weniger mit der Schweiz. Hr. W. macht daher, wie gewöhnlich, den Schluß, daß es seine Pflanzen zum Theil von diesen Ländern erhalten habe. Nimmt man freylich an, daß von jeder Pflanzenart anfänglich nur Ein Individuum existirt habe, so muß man auch wahrscheinlich finden, daß Lappland diejenigen Pflanzen, die in größerer Menge in Sibirien, in Schottland u. in der Schweiz wachsen, aus diesen Ländern erhalten habe; allein jene Annahme ist bis jetzt nichts nichts weniger, als mit hinreichenden Gründen unterstützt; schwerlich werden wir auch je dergleichen aufstellen können, und deshalb wird wohl auf ewig für uns verborgen bleiben, welche Pflanzen Lappland selbst producirt hat, und welche freier Abstammung sind. Von der Schwedischen Vegetation ist die Lappländische bedeutend verschieden. Von 600 phanerogamischen, um Upsala wachsenden, Pflanzen werden kaum 358 in Lappland angetroffen. Merkwürdig ist besonders das verschiedene Verhältniß in Rücksicht der Verbreitung der höhern Bäume in Lappland und den benachbarten nördlichen Ländern. Auf den Orcaden wächst in den am höchsten gelegenen Gegenden nur die *Corylus Avellana*. In Helgeland kömmt sie in gleicher Höhe mit *Pinus Abies* vor. In Schweden sieht man sie schon mit dem achten Grade der Breite nicht mehr, obgleich die Lanne noch weiter hinauf wächst; in Sibirien fehlt die Haselnuß ganz, doch wird sie gegen den östlichen Ocean am Amurflusse mit der Eiche wieder gefunden. In Schottland gibt es zwar viele Kiefern, aber keine Lannen, und so breitet sich auch in Norwegen die Kiefer weiter nach Norden, noch weiter aber die Birke, aus. Umgekehrt verhält es sich in Sibirien, wo die Lanne nebst der Lerche weiter nach Norden vordringt, als die Kiefer und Birke. In Kamtschatka wächst, so wie

in Grönland, weder Tanne noch Kiefer, sondern nur die Birke u. s. w. — Hr. W. liefert hierauf eine **Kurze Geschichte der Lappländischen Flora**, indem er die Reisen aufzählt, die zu ihrer nähern Kenntniß beytragen. Hieher gehören die von **Rudbeck** 1695, **Linne** 1732, **Montin** 1749, **Solander** 1753, **Sollstén** 1758 — 1766, **Adlerheim** um dieselbe Zeit, **Gunnerus** 1759, 1764 und 1767, **Swartz** 1783, **Vahl** 1787, **Liljeblad** 1788, **Gröndal** 1788 unternommenen. Niemand hat indessen Lappland mit so angestrengtem Fleiße in dieser Hinsicht untersucht, als der Verf. zu vier verschiedenen Mahlen. Da seine Reisen, von welchen er hier eine kurze Nachricht gibt, schon aus unsern Journalen hinreichend bekannt sind, so glauben wir diese hier übergehen zu können, und verweisen lieber bey der Eintheilung Lapplands in verschiedene Regionen nach Beschaffenheit seiner Vegetation, zu welcher der Verf. von da übergeht. Lapplands natürliche Grenzen scheint in Schweden eine Kette von Bergen zu bestimmen, deren Gipfel ganz von einem Tannenwalde bedeckt ist. Die Birke schlägt daselbst zu Anfang des Junius aus. *Calla palustris*, *Myrica Gale*, *Veronica officinalis* etc. scheinen diese Grenze nicht zu überschreiten. Klettert man von Schweden nach Lappland, so betritt man zuerst die Wald-Region, welche durch den Tannenwald characterisirt ist, und in die untere und obere getheilt werden kann. In jener trifft man noch *Trifolium pratense*, *Lythimachia thyriflora*, *Convallaria majalis* und *Nymphaea alba* an; mit der letztern hören *Trifolium repens*, *Festuca rubra*, *Rumex aquaticus*, *Nymphaea lutea* und die meisten Wasserpflanzen auf zu vegetiren. Die hier und da sich in dieser Waldgegend erhebenden voralpinischen Berge sind äußerst trocken und steinig,

166. St., den 16. Oct. 1813. 1653

mit Reuthiermoos überall bedeckt, und hin und wieder mit *Menziesia caerulea*, *Arbutus alpina*, *Juncus trifidus*, *Lycopodium alpinum*, *Azalea procumbens*, seltener mit *Diapensia lapponica*, geschmückt. In den darauf folgenden Hochwäldern (die Hr. W., wohl etwas unpassend, *Regio subsylvatica* nennt) tritt an die Stelle der Tanne die Kiefer, in deren Gesellschaft *Pedicularis lapponica*, *Viola biflora*, *Thalictrum alpinum*, *Salix lanata*, *Tussilago frigida* und *Ranunculus lapponicus* wachsen. Die Gerste gedeihet daselbst kaum mehr, und die Birke treibt erst um Johannis in Blätter. Die voralpinische Gegend (*Regio subalpina*), welche die Hochwälder begrenzt, nährt bloß noch unter den höhern Bäumen die Birke, die daselbst vor Ende des Junius ausschlägt. Der Boden ist mit Reuthiermoos dicht bedeckt. Häufig trifft man daselbst kleine zugerundete sandige Berge, aber keine Feisen, an. An trockenen Orten kommen *Azalea procumbens*, *Juncus spicatus* und *trifidus* vor. Da, wo auch die Birken verschwinden, fängt die untere Alpengegend an, in welcher *Diapensia lapponica*, *Silene acaulis* und *Andromeda hypnoides* überall, und an sumpfigen Stellen auch *Betula nana* und *Salix myrsinites* wachsen. So verhalten sich auch ungefähr die Meer-alpen Finnlands nach dem Nordcap zu. Doch trifft man in ihnen zuweilen noch Schnee an, der in der eigentlichen untern Alpengegend vor der Mitte des Julius überall wegethauet. In der höhern Alpengegend bleibt der Schnee an einzelnen Stellen das ganze Jahr hindurch liegen, und diese werden durch das allmähliche Schmelzen desselben beständig feucht erhalten, und dadurch geschieht, den *Ranunculus glacialis* und *nivalis*, die *Pedicularis*

hirsuta und *flammea*, die *Stellaria biflora* und das *Erigeron uniflorum* zu ernähren, die man außerdem nirgends antrifft. Nur an wenigen Orten bleiben die Gipfel beständig mit Schnee bedeckt, der alle Vegetation unterdrückt. Der höchste Berggipfel dieser Art ist *Sulitelma*, von welchem der Verf. in einer frühern Schrift bereits eine Abbildung lieferte. Die Schneelinie muß man ungefähr 3300 Fuß über der Meeresfläche setzen. An den Küsten Norwegens fällt das Alpengebirge weit steiler ab; man trifft daselbst kaum eine Ebene an, und deshalb kann man die bisher angeführten Ausdrücke nicht wohl auf diese Seite anwenden. Man muß hier vielmehr unterscheiden: die höhern, beständig feuchten, vorzüglich mit Kanunkeln bedeckten, Abhänge; die niedern, zwar von Schnee befreiten, aber doch immer sehr feuchten, Bergwände, auf welchen man besonders *Betula nana*, *Andromeda hypnoides*, *Veronica alpina*, *Juncus trifidus* und *Azalea procumbens* antrifft; den Fuß der Alpen, auf welchem man zwischen kaum klastert hohen Birken, die zu Ende des Junius austreiben, *Saxifraga oppositifolia*, *nivalis* und *cernua*, an trocknern Stellen auch *Aspidium Lonchitis*, und weiter unten, wo die Birken höher werden, *Aspidium Filix mas*, *Struthiopteris germanica*, *Sonchus alpinus*, *Ribes rubrum*, bemerkt; ferner die Meer-alpen, unter welchem Namen die Inseln verstanden werden, die den Seewinden so ausgesetzt sind, daß sie mehr dadurch, als wegen ihrer Höhe, das Ansehen der Alpen gewinnen, indem sie weder Bäume noch Sträucher, sondern bloß kleine, die Feuchtigkeit liebende, Alpenpflanzen, *Saxifraga oppositifolia*, *Silene acaulis* und *Dryas octopetala* nähren; und endlich die

untern Alpenhöler, wo man wieder auf die Kiefer stößt, und keine Alpenpflanzen, die *Saxifraga stellaris* etwa ausgenommen, mehr gedeihen.

Der Boden erhebt sich in den südlichen Lappmarken sehr allmählich. Die Kirche zu Quickjock steht nur 1070 Pariser Fuß über der Meeresfläche, und in der Wald-Region ist kaum ein Berg über 200 Fuß hoch. Tornea-Lappmark erhebt sich nach und nach etwas höher. Die Höhe von Enontekis kann man auf 1341 Fuß anschlagen, und dieß ist nicht der höchste Punct. Die Temperatur der Luft ist an den Küsten weit gemäßigter, aber nach der geographischen Breite weit verschiedener, als im Innern des Landes. Die Temperatur am Nordcap stimmt mit der auf dem St. Gotthardsberge mehr überein, als die zu Enontekis. Zu Enontekis findet man daher noch Wälder, während auf Mageröae kaum ein Strauch wächst, obgleich auf dieser Insel die Temperatur im Winter ungleich gemäßigter ist. Den Begriff von Klima darf man daher nicht bloß nach der Temperatur der Küste, sondern nach der Vegetationskraft bestimmen. Im Schwedischen Lappland kann man diesen Unterschied besonders gut wahrnehmen. Je mehr man nach der Alpengegend kömmt, desto mehr nimmt die Vegetation ab; in der Waldgegend trifft man noch 313 phanerogamische Gewächse an, in den Voralpen nur 125, und in der Alpen-Region selbst 93. Bleibt in kalten Sommern zufällig Schnee an manchen Stellen liegen, so werden dadurch besonders die strauchartigen Pflanzen, die *Andromeden*, die *Azaleen* und das *Empetrum*, so wie die *Junci* und *Gräser*, getödtet. Weniger Einfluß scheint dieß auf den *Ranunculus glacialis* und *nivalis*, die *Saxifraga nivalis*, *stellaris* und *oppositifolia*.

zu haben. Am dauerhaftesten verhalten sich die Eichenen und Polytricha. Die Umbilicarien nebst einigen andern Eichenen, z. B. Lichen stygius, bestimmen die äußerste Grenze der Vegetation. — Die Temperatur der Erde kann man am besten nach dem Grade der Wärme der Quellen schätzen. Bey dieser Annahme ist die Erd-Temperatur zu Enontekis um $4^{\circ} 3'$ größer als die Luft-Temperatur, da zu Upsala und am Nordcap dieser Unterschied nur zu 1° angeschlagen werden könne. Im Winter wird durch den Schnee die Temperatur der Erde erhalten, während die der Luft beträchtlich sinkt; die Vegetationskraft richtet sich daher besonders nach der Temperatur der Erde. Sehr belehrend ist über die Verschiedenheit der Temperatur in den verschiedenen Monaten eine Tafel, in welcher die mittleren Temperaturen von Enontekis, vom St. Gotthardsberge, vom Nordcap, von Upsala und von Paris mit einander verglichen sind.

Am Schlusse der Einleitung macht Hr. W. noch einige Bemerkungen über die natürlichen Familien, zu welchen die Lappländischen Pflanzen gehören, wobey aber nicht Jussieu's System, sondern die Linneischen Bestimmungen zum Grunde liegen. Eichenen und Moose sind am zahlreichsten. Die Anzahl jener kann man auf 201, dieser auf 198 anschlagen; von Pilzen sind bisher nur 94 Arten bemerkt. Wenn aber auch die Anzahl derselben bedeutend größer sey, so bleibe sie doch sicher weit unter der Anzahl dieser Gewächse, welche sich in Schweden und dem übrigen Europa finde, stehen. Wasserpflanzen trifft man in Lappland, wo alle Bäche ausfrieren, in geringer Anzahl an, wie schon Linné bemerkte. Von Cucurbitaceis, Luridis, Enlatis u. m. a. findet man nicht eine einzige Art. Alle

Pflanzen, welche Lapplands Boden nährt, *Veratrum album* und *Daphne Mezereum* ausgenommen, sind giftlos; sie enthalten größten Theils, wie die Lichenen und Tange, ein schleimiges, oder, wie die Gräser, die Arten *Polygonum* und *Rumex*, ein wahres Stärkemehl. Säuerliche Vegetabilien trifft man wenig an, noch seltener aber ist ätherisches Oehl, da es keine wohlriechende *Verticillata* und gewürzhafte Doldensaamen daselbst gibt. Statt aller andern Gewürze dient die *Angelica-Wurzel*. Das *Rhododendrum lapponicum* kann vielleicht in seinen Wirkungen dem *Rhodod. chrysantho* an die Seite gesetzt werden. So viel von der Einleitung. Wir wünschten, daß Hr. W. auch Etwas über den Boden und seine Verhältnisse zur Vegetation darin möchte gesagt haben. Auf der beigelegten botanisch-geographischen Karte sind die Grenzen der verschiedenen Regionen sehr gut bezeichnet. Interessant würde es gewesen seyn, wenn auch zugleich durch andere Linien die verschiedenen Gebirgsarten bezeichnet wären.

Die Flora selbst ist in jeder Hinsicht, besonders aber in genauer Angabe des Standortes der Pflanzen, musterhaft bearbeitet. Hr. W. führte, um bey dieser Angabe nicht zu irren, außer einer zur Vergleichung dienenden Kräutersammlung, noch ein Verzeichniß der in Lappland einheimischen Pflanzen auf seinen Reisen bey sich, und bemerkte bey jeder, an welchem Tage er sie fand. Sehr viel hat außerdem Hr. W. in genauer Bestimmung besserer Charakteristik und Berichtigung der Synonymie der Arten geleistet. Er hat sich nicht damit begnügt, die Differenzen der Arten nachzuschreiben, sondern die meisten sind von ihm besonders bearbeitet; doch möchten manche, wie z. B. die von *Festuca rubra*

und *Poa alpina*, einer Berichtigung bedürfen (denn es ist irrig, wenn der Verf. jener eine *radix subrepens*, die bekanntlich *valde repens* ist, und die *fer spiculae subrotundae*, nicht *ovatae*, zuschreibt), und fast alle nur in Beziehung auf die angeführten Arten anwendbar seyn. Vielleicht könnten Manche, wie er selbst ahnet, Hrn. W. den Vorwurf machen, daß er Arten und Abarten nicht immer genau unterschieden habe. Wir sind indeß überzeugt, daß Hr. W. selbst in der Folge einige Pflanzen, die er hier als Abarten aufführt, für Arten, und dagegen andere, die er für Arten erklärt, als Abarten betrachten werde. — Die Anzahl der neuen Pflanzenarten, welche durch diese Flora bekannt werden, ist für einen so kalten Himmelsstrich nicht unbedeutend; sie würde noch ansehnlicher ausgefallen seyn, wenn Hr. W. seine Pflanzen nicht in einzelnen Exemplaren schon früher Andern mitgetheilt hätte, die sie vor ihm in verschiedenen Schriften beschrieben. Aber eben dadurch sind verschiedene Irrthümer entstanden, indem die Gelehrten, welchen Hr. W. seine Pflanzen zusandte, sie sämtlich in Lappland und Schweden gefunden glaubten. Auf diese oder eine andere Art sind auch schon früher Pflanzen nach Lappland versetzt worden, welche dieser Boden niemahls producirt hat. So trifft man *Pedicularis silvatica*, *Sparganium erectum*, *Matricaria Chamomilla*, *Carex silvatica* und *Ptylophora* zwar in Schweden, aber nirgend in Lappland; und noch weniger ist Frankreichs *Filago pyramidata*, Deutschlands *Equisetum Telmateja*, Helvetiens *Saxifraga Aizoon*, Portugalls *Agrostis capillaris*, darin zu finden, ja nicht einmahl den *Sonchus lapponicus* *Froel.* darf man in Lappland suchen. Einen vorzüglichen Zuwachs hat die Flora an *cryptogamischen* Gewächsen erhalten, und

wir zweifeln nicht, daß in der Folge sich noch mancher Nachtrag zu diesen machen lassen werde. Ueberhaupt können wir dem Verf. darin nicht beypflichten, wenn er in der Vorrede S. VII erklärt, daß Lappland so gut, als andere Europäische Länder, in botanischer Hinsicht untersucht sey, und er scheint mit sich selbst in einigen Widerspruch zu gerathen, wenn er S. XIX sagt, daß zwar die Pflanzen um Upsala genau untersucht wären, aber weiter hinauf nach Lappland zu wäre dieses nirgends der Fall.

Ueber die einzelnen Pflanzenarten bemerken wir Folgendes. In *Hippuris maritima* glaubt Hr. W. bloß eine Abart von *vulgaris* zu sehen. Eben so sey *Pinguicula flavescens* Flörk. nicht wesentlich von *alpina* verschieden. Etwas zu ängstlich scheint uns der Verf. bey *Veronica longifolia* und *maritima* Nec., der beide seit 12 und mehrern Jahren, und auf verschiedenem Boden, beobachtet hat, ist nie wegen ihrer Verschiedenheit in Verlegenheit gewesen. Sollte es nothwendig seyn, die Differenzen beider noch einmahl zu ändern, so würde denn doch *folia opposita ternave*, nicht, wie unser Verf. will, *terna oppositave*, gesetzt werden müssen, weil sowohl im freyen als cultivirten Zustande die Blätter meistens nur gegen über, seltener zu dreyen, stehen. Die wahre *Callitriche autumnalis* erklärt Hr. W. mit Recht für eine von der *verna* sehr verschiedene Pflanze, und gibt den wesentlichen Unterschied genau an. Es erhellet daraus, daß die meisten Botaniker, selbst Willdenow, noch in der Enum. plant. Hort. Berol., eine Abart der *verna* dafür angesehen haben. *Scirpus multicaulis* wird mit *palustris* vereinigt: ob mit Recht, verdient noch genauere untersucht zu werden. *Carex*

Bellardi als *Scirpus* aufgeführt zu sehen, widerspricht den Grundsätzen, die man in neueren Zeiten bey der Unterscheidung der Gattungen der Cyperoiden befolgt hat. *Eriophorum latifolium* kommt nicht in Lappland vor, sondern findet sich erst im südlichen Schweden. *E. angustifolium* ist dagegen sehr häufig, und bloß dieses könne man unter Linné's *polystachion* verstehen. Das mag in Hinsicht der Flora Lapponica wahr seyn; in den Sp. Plant. hat Linné aber unstreitig *latifolium* unter seinem *polystachion* verstanden. In jedem Fall wird es daher gerathener seyn, die Bezeichnungen der Neuern mit *latifolium* und *angustifolium* beizubehalten. *Agrostis rubra* ist, nach den dem Rec. von dem Verf. mitgetheilten Exemplaren zu urtheilen, sehr nahe mit *vulgaris* verwandt, und vielleicht nicht als besondere Art zu trennen; doch wird Rec. dieses Gras noch genauer untersuchen, und bey einer andern Gelegenheit seine Bemerkungen darüber mittheilen. Eine ausgezeichnete Art von *Agrostis* ist die hier zugleich abgebildete *algida*. Die Gründe, warum der Verf. *Trichodium* verwirft, wozu diese *Agrostis* gehört, befriedigen uns nicht. Von *Arundo* sind *strigosa* und *lapponica* neu. Unter *Aira bottnica* beschreibt Hr. W. die Pflanze, welche wahrscheinlich die echte *montana* von Linné seyn möchte. Vahl's *Aira montana* ist von der Sinnen'schen verschieden, und heißt hier *atropurpurea*. Merkwürdig ist in der 4. Classe das *Galium triflorum Michx.*, das der Verf. *suaveolens* nennt. *Pulmonaria parviflora* gehört nicht zu *maritima*. Auch können wir dem Verf. keinen Beyfall schenken, wenn er *Drosera anglica* als eine Varietät von *longifolia*, *Armeria maritima* als Varietät der *Stalice Armeria* betrachtet. Eher

Kann *Primula stricta* Horn. als Abart der *farinosa* (von der es noch mehrere Varietäten gibt), die Lappländische *Campanula linifolia* für Abart der *rotundifolia*, und *Gentiana tenella* für Spielart der *glacialis* gelten. *Juncus pediformis* Vill. heißt hier *arcuatus*; *Juncus bottnicus* ist eine neue Art. Von *Tofieldia* unterscheidet Hr. W., mit Andern, zwey Arten. *Epilobium alpinifolium*, *nutans* und *alpestre* sind dem Verf. einerley, und werden als Abart von *alpinum* angesehen. *Rumex digynus* wird schicklicher zu Rheum, *Azalea lapponica* zu *Rhododendron*, und *Andromeda caerulea* zu *Menziesia* gesetzt. *Saxifraga groenlandica* wird für Abart der *caespitosa* erklärt, was wir Hrn. W. eher zugestehen möchten, als daß *Silene maritima* bloß Abart von *Cucubalus* Behen sey. Daß der Verf. die Gattung *Alfina* durch die vollkommen dreyflappige Kapsel von *Arenaria* und *Stellaria* unterscheidet, scheint Beyfall zu verdienen. *Alfina rubella* ist eine neue Art dieser Gattung. In *Sedum saxatile* All., *Sedum rubens* Haenk. und *rupestre* Flor. Dan. erkennt der Verf. das wahre *Sedum annuum* Linn. — Unter dem Nahmen *Rosa villosa* wird eine Art beschrieben, die Hrn. W. selbst noch zweifelhaft ist, da er sie niemahls mit Blüthen oder Früchten fand. Da nicht nur *Rosa villosa* Smith. und Lightf. als Synonyme angeführt werden, sondern auch Afzelius, der doch erklärt, daß alles, was in Schweden wachse, und was auch für Linne's *Rosa villosa* angenommen werden müsse, *Smith's tomentosa* sey; so wird die Sache in der That noch zweifelhafter. *Actaea spicata* kömmt mit schwarzen und rothen Früchten in Lappland vor; beide werden aber nur für Varietäten erkannt. So wird auch *Aconitum septentrionale* für Abart des

A. *Lycoctonum* erklärt. *Nymphaea lutea* β , *pumila* *Timm.* ist Hr. W. eine eigene Art. Ebenso ist sein *Ranunc. pygmaeus* die Pflanze, welche *Linne* als *Ran. nivalis pygmaeus* aufgestellt hat. *Ranunculus sulphureus* *Phipps.* scheint ihm mit *Ran. frigid.* *Willd.* übereinzustimmen, und nur Abart des *Ran. nivalis* zu seyn. Aus der 14. Classe verdient *Mentha lapponica* als neue Art bemerkt zu werden. *Draba hirta* und *stellata* werden vereinigt; beide halten sich aber in der Cultur constant verschieden, und *Rec.* glaubt auch Hr. W. bey seinem Hierseyn davon überzeugt zu haben. Von beiden wird sehr gut *Dr. muricella* getrennt, welche mit *Dr. nivalis* *Liljebl.* und *Dr. hirta* *Flor. Dan.* übereinkommt. Die Pflanzen, welche Hr. W. als *Phaca* (*Oxytropis*) *montana* und als *Astragalus leontinus* beschreibt, sind von den gleichnamigen südlichen der Art nach verschieden. Die Varietät der *Apargia autumnalis* mit rauhen Kelchen scheint doch keine neue Art zu seyn. In *Hieracium dubium* *Flor. Dan.* t. 1044. erkennt Hr. W. das wahre *H. Auricula* von *Linne*. *Gnaphalium rectum* und *silvaticum* sind ihm bloß Abarten, und so sollen auch *Gnaphal. pusillum, fuscum* und *supinum* nicht wesentlich verschieden seyn. Von *Gnaphalium uliginosum* wird *Gn. pilulare* getrennt. — *Rec.* hat den Verf. bey seinem Hierseyn überzeugt, daß seine *Viola montana* nichts anders ist, als eine ältere Pflanze von *canina*; was unter *Linne*'s *V. montana* zu verstehen sey, darüber wird er an einem andern Orte umständlicher handeln. — Ueber die *Carrices* erhalten wir manche interessante Bemerkungen und Berichtigungen. *Car. petraea* verbindet der Verf. mit *rupestris* *All.*, und *cuspidata* mit *salina*. *Carex ovalis* wird als *leporina* wieder hergestellt;

Willdenow's leporina wird dagegen unter lagopina aufgeführt. Auch über *C. pedata* erhalten wir hier befriedigenden Aufschluß. Viele berichtende Bemerkungen enthält auch die Gattung *Salix*. So ist *Salix dasycantha Vahl.* Varietät der *lanata*. *Sal. appendiculata Vahl.* und *S. Lapponum Linn.* sind Abarten der *glauca*. *Salix serrulata Willd.* und *malifolia Smith.* Synonyme der *hastata*, zu welcher auch *S. Arbuscula β. Linn.* als Varietät gehört. *Sal. Arbuscula γ. Linn.* betrachtet er dagegen als eine besondere Art, die *livida* genannt wird. Daß *S. bicolor Ehrh.* nicht hieher gehören könne, davon hat Rec. den Verf. selbst überzeugt, so wie auch, daß seine *livida β. cinerascens* einerley mit *Smith's sphacelata* ist, und folglich getrennt werden muß. Neue Arten dieser Gattung sind *S. punctata*, *majalis*, *versifolia* und *polaris*. Zu letzterer gehört *S. herbacea Liljbl.* als Synonym. — In *Verastrum viride Willd. Spec.* erkennt Hr. W. das wahre *V. album Linn.*, und allerdings ist es sehr wahrscheinlich, daß die Pflanze mit grünen Blumen, welche in Deutschland, in Lappland, in Nordamerica und andern Ländern wächst, und bereits von *Bernhardi* (*Schrader's N. Journ. f. d. Botanik 3. B.*) für das wahre Linnéische *V. album* erklärt wurde, eine und dieselbe Art sey.

Der beschränkte Raum unserer Blätter erlaubt es nicht, in ein genaueres Detail über die *Cryptogamie* einzugehen; wir können daher von den vielen Bemerkungen und Berichtigungen, die der Verf. über diese Gewächse mittheilt, nur noch Einiges ausheben. — *Equisetum limosum Sm.* ist das wahre Linnéische *fluviatile*. Linné habe sicher unter diesem Namen nicht *Ehrhart's E. Telmeteja* begriffen. Ob aber Hr. W. unter Linné's *E. limosum*

1664 G. g. A. 166. St., den 16. Oct. 1813.

eine andere Art, als die Smith'sche sucht, darüber erklärt er sich nicht. *Equil. variegatum Schlenk.* soll Abart von *reptans* seyn; worin *Rec.* aber dem Verf. nicht beypflichten kann, da jenes in der Cultur unverändert bleibt. Unter den Moosen bemerken wir: *Gymnostomon tristichon*, wozu *compactum Schl.* und einige andere gehören; *Weisia rosea*, von der *W. incarnata Schwaegr.* und *Grimmia nuda Turn.* Synonyme sind; *Dicranum alpestre*, von dem *D. gracilescens Web. et Mohr.* eine Varietät scheint; *Andreaea rupestris*, wozu *A. Rothii W. et M.* als Synonym gerechnet, *rupestris W. et M.* hingegen als Abart von *alpina* angesehen wird (*Weber und Mohr* würden diese Verwirrungen nicht gemacht haben, wenn sie nur die Abbildung, die in der *Engl. Bot. V. 18. t. 1277.* gegeben ist, hätten vergleichen können); *Polytrichum capillare Mich.*, das auch in Lappland vorkömmt; *Mnium turgidum*, welches vielleicht das wahre *Hypnum illecebrum* ist; *Orthotrichum curvifolium*, das mit *O. cirratum* übereinstimmt. Neue Arten aus dieser Familie sind: *Polytrichum laevigatum*, *Leskea pulvinata* und *Hypnum farmentosum*. Unter den Jungermannien sind die interessantesten: *J. concinnata Lightf.* (*J. julacea Engl. Bot.*), *J. cavifolia (serpyllacea Dickf.)*, *J. inflata Hudf.*, *J. minuta Dickf.* (*bicornis Flor. Dan.*) und *J. connivens Dickf.* Die Lichenen sind größten Theils aus *Acharius's* Schriften bekannt; indeß werden auch hier noch mehrere Arten als neu beschrieben. Auch unter den Algen und Pilzen finden sich einige neue Arten. Die meisten neuen Arten sind auf den angefügten Kupfertafeln genau und richtig, nur etwas zu steif, vorgestellt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 18. October 1813.

Leipzig.

Bei Joh. Ambrosius Barth: Ueber das öffentliche Schuldenwesen. Eine staatswirthschaftliche Untersuchung. 1810. S. IV u. 164 in Octav.

Vergleicht man den Titel mit dem Inhalte, so wird man in so fern sich getäuscht finden, als man, zufolge jenes, eine einiger Maßen vollständige Belehrung über die verschiedenen Arten der Staatsschulden, über deren Wirkungen, und die verschiedenen Methoden der Abtragung derselben erwartet: diese Erwartungen aber werden nur einiger Maßen befriedigt; es werden keineswegs die verschiedenen Arten der Staatsschulden, ihre Entstehung, ihre Wirkungen und deren Tilgung befriedigend und vollständig vorgetragen. Der Verf. handelt in vier sehr ungleich ausgeführten Abschnitten vom Credite überhaupt und dessen Wirkungen, von Wechselbriefen und einigen andern von Privaten ausgegebenen Stellvertretern des baren Geldes; diese letztern jedoch werden kaum berührt, weit weniger deren verschiedene Natur und die damit verbundenen Institute entwickelt; dann wird vom Papiergelde, und zuletzt von verzinslichen Staatsanleihen gehandelt. Diese letzteren werden jedoch gleichfalls keineswegs

vollständig und vielseitig, eben so wenig, als die Arten der Tilgung derselben, erläutert; des Britischen Tilgungs-Fonds wird kaum mit einem Worte gedacht, und das damit verbundene Verfahren gar nicht genauer entwickelt; und auch die verschiedenen Arten der unfundirten Schulden (wenn man von dem Papiergelde absteht, im Fall, daß man dieß hieher rechnen will) werden ganz übergangen.

Wenn man auch mit der gewählten Ordnung in so fern ganz einverstanden seyn sollte, wie denn der Rec. damit ganz einverstanden ist, zufolge welcher mit dem Privat-Credite angefangen, und dann zum öffentlichen und dessen Wirkungen fortgeschritten wird: so fehlt doch dem Ganzen, nach des Rec. Dafürhalten, ein guter Plan, wodurch die Uebersicht erleichtert, und der Leser in den Stand gesetzt würde, dem Verf. mit Leichtigkeit zu folgen. Nicht einmahl die gewöhnlichen und gemeinen Hülfsmittel zu letzterem Zwecke werden benutzt, denn weder zu Anfange, noch zu Ende findet man auch nur jene vier Hauptabschnitte, ja weit weniger irgend eine Unterabtheilung derselben angegeben; auch findet man keine Columnentitel oder Aehnliches, wodurch eben jener Zweck gefördert werden könnte. Freylich ist diese Abhandlung nur von geringem Umfange, aber aus verschiedenen Gründen, besonders wegen der Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, sieht der Leser ungerne dieser Hülfen sich beraubt. Zum Theil mag der Verf. diesen Vorwurf damit ablehnen, weil, laut des Vorberichts, das Ganze nur Bruchstück einer größern, über die gesammte National- und Staatswirthschaft sich verbreitenden Arbeit ist, welches Bruchstück er einzeln deshalb bekannt machte, weil er durch die besondere Ausgabe dieses Abschnittes für den darin abgehandelten Gegenstand eine größere Anzahl von Lesern zu finden hoffte. Der

Rec. zweifelt aber, daß dieß in einem bedeutenden Maße der Fall seyn werde, indem des Verf. Vortrag von der Art ist, daß ihm nur Wenige werden folgen können, oder zu folgen den Muth behalten werden, am wenigsten solche, die, vermöge ihres Privat-Vermögens, bey dem Papiergelde und den Staatsschulden interessirt sind, denen aber die sonst erforderlichen Vorkenntnisse abgehen. Es ist nämlich des Verf. Vortrag so schwerfällig und dunkel, und zeigt eine so große Unbehülfslichkeit im Gebrauche der Sprache, daß auch diejenigen, welche mit den hier behandelten Gegenständen sonst wohl vertraut sind, oft beym Lesen anstehen, und wieder und wiederum lesen müssen, um der vorgezragenen Vorstellungen sich zu bemeistern, und dem Verf. gehörig zu folgen. Zwar scheint es uns gar nicht, daß der Verf. zu denen gehöre, deren es, leider! jetzt so viele gibt, die geflissentlich dunkel schreiben, um einen Anschein von Tieffinn zu gewinnen: von dieser unglücklichen und abenteuerlichen Sucht, von welcher unsere Litteratur geplagt wird, sprechen wir ihn ganz frey, und gewiß er bedarf solcher armseligen Hülfen, womit man den gaffenden Jüngern imponirt, nicht: vielmehr kommen jene Mängel, wie es dem Rec. scheint, aus einer durch Gewohnheit gleichsam zur Natur gewordenen Unbehülfslichkeit her, weshalb wir uns auch gar nicht schmeicheln, daß durch diese Ausstellung eine Aenderung bey unserm Verf. bewirkt werden, wiewohl, wenn dieß geschehen könnte, er selbst dabey am meisten gewinnen würde: wir haben die innere Ueberzeugung, daß wir nichts weiter, als einen wohlgemeinten Rath beabsichtigen. Andere Muster, besonders unter den Dritten, lassen sich aufstellen, welche beweisen, daß sich über ähnliche, verwandte Gegenstände, bey ungemeiner Tiefe, mit großer Klarheit, ja selbst

mit Eleganz, schreiben lasse, und es ist um so unerlässlicher, diese Muster immer wieder zu empfehlen, damit die Fortschritte in diesen Kenntnissen nicht bloß in dem Schulstaube begraben bleiben, sondern zu denen hindurchdringen, welche die Ideen aus der Verborgenheit ins Leben zu führen Muth, Glück und Gelegenheit haben, denen es aber an Muße fehlt, das schwere Studium schwer verständlicher Schriften zu wagen. Uebrigens sagt der Verf., er sey zur Herausgabe dieser Abhandlung durch die günstige Aufnahme einer frühern staatswirthschaftlichen Schrift veranlaßt worden; der Rec. weiß nicht, welche damit gemeint sey, so wie ihm auch des Verfassers Person gänzlich unbekannt ist.

Sieht man über das hinaus, was wegen des Planes, des Vortrags und der Unvollständigkeit auszufehen seyn möchte: so wird man doch das Lob, mehrere scharfsinnige Bemerkungen und eigne Ansichten vorgetragen zu haben, dem Verf. gern zugestehen, und in dieser Beziehung wird die Abhandlung empfohlen zu werden verdienen. Der Recensent ist zwar in der einen oder der andern Beziehung einer andern Ueberzeugung ergeben, und er würde bald bey der einen Behauptung diese oder jene Beschränkung, bey der andern diese oder jene Erweiterung hinzufügen: allein um dieß alles hier genügend darzuthun, dazu müßte man dem geistreichen Verfasser Schritt vor Schritt folgen, und einen Raum in Anspruch nehmen, den der Recensent in diesen kleinen Blättern, wie man sie wohl genant hat, nicht ansprechen darf, da sie diesen Gegenständen nicht allein gewidmet sind, sondern von allen andern bedeutenden Erscheinungen in der Litteratur Nachricht geben sollen. Da wir uns nun der Kürze befleißigen müssen, so bleibt nichts übrig, als mit wenigen Worten die

Hauptpuncte auszuheben, und einige Anmerkungen beizufügen, und das kleine Buch den Freunden dieser Untersuchungen zu empfehlen, die wir gern hinwiederum als Richter zwischen uns und dem Verfasser anerkennen.

Daß der Credit nur eine Folge der Ohnmacht in Bezug sowohl auf den Creditgebenden als Creditnehmenden sey, können wir in dieser Ausdehnung nicht zugeben. Was über Wechsel und Wechselkurs und dessen Abweichung vom Pari gesagt wird, enthält viel Eigenes und Belehrendes; die Ursachen und Wirkungen werden sehr befriedigend entwickelt. Was ein übermäßiges, in seinem Werthe schwankendes, weit unter seinen Nennwerth sinkendes, Papiergeld für Wirkungen auf den Wechselkurs habe, wird demnach dargethan. Indem der Verf. die Grenze des Steigens oder des Fallens des Wechselurses aus den verschiedenen angeführten Gründen auszumitteln bemüht ist, wird auch die Grenze des Fallens des Wechselurses unter Pari, zufolge eines übermäßigen Papiergeldes, auszumitteln versucht. Hier nun befriedigt ihn gar nicht die Behauptung, daß in der verschiedenen Geltung des Papiergeldes gegen das bare Geld die Grenze des Sinkens des Wechselurses zu finden sey, sondern er sucht dieselbe in der Differenz des Preises der gleichartigen Waren in dem Lande, wo solches Papiergeld vorhanden ist, verglichen mit den Preisen derselben in dem Auslande. Der Verf. scheint hierauf einen ganz besonders Werth zu legen; er nimmt diese Untersuchung an mehreren Orten von neuem auf, und scheint dafür zu halten, daß die gesammte Theorie über das Papiergeld dadurch sehr bedeutend gefördert werde. Der Rec., trotz aller Mühe, die er sich gegeben hat, dem Verf. zu folgen, muß gestehen, daß er sich von der Wichtigkeit dieser Behauptung nicht hat überzeugen könn-

alles das, was unser Verf. über die Art und Weise vorträgt, wie ein Staat sich von der Noth und dem Drucke des Papiergeldes wieder losmachen könne und solle, vollends wenn dasselbe schon bedeutend unter seinen Nennwerth gesunken, und dessen Geltung höchst schwankend ist. Zwar möchten wir die Verringerung des Münzfußes, wenn nicht andere und von dem Papiergelde ganz unabhängige Gründe dazu aufforderten, nicht als ein anzuwendendes Mittel weiter empfehlen, und wir würden bey dieser Untersuchung das Steigen und Fallen der Preise, es möchte scheinbar oder wirklich seyn, und den Staat und dessen Verlegenheiten nicht nur, sondern auch die verwickelten Verhältnisse, die unter Privaten entstehen, die sich des Papiergeldes bedienen mußten, mehr hervorgehoben haben: allein der Rec. mag um so weniger lange bey dieser Materie verweilen, da er seit ein paar Jahren in diesen Blättern verschiedentlich seine Ansichten deshalb vorzutragen Gelegenheit gefunden hat, und wohl nicht mit Unrecht befürchtet, Ueberladung und Ekel zu erregen, wenn er zu oft dieselben vortrüge.

Am unvollkommensten scheint uns der letzte Abschnitt, der von verzinslichen Staatsschulden handelt, ausgefallen zu seyn.

Hamburg:

Von Vollmer 1812: Frankreichs Gerichtsverfassung, oder Anleitung zur richtigen u. genauen Kenntniß der Verfassung und des Ressorts der kaiserl. französischen Gerichte, wie auch des Geschäftskreises aller zur gerichtlichen Ordnung gehörigen einzelnen Beamten für alle juristische Geschäftsmänner und alle gebildete Staatsbürger u. s. w. von Joh. Wilhelm Aug. Rosenthal, kaiserl. Gerichtshofrath zu Hamburg. VI und 192 Seiten in Octav.

Es war allerdings ein dringendes Bedürfniß, die Bewohner der hanseatischen Departements von der

1672 G. g. A. 167. St., den 18. Oct. 1813.

neuen Gerichtsverfassung zu unterrichten. Zu diesem Ende liefert der Verf. gegenwärtiger Schrift eine gemeinfaßliche Darstellung der Organisation und Attribute der Gerichte, und schildert zugleich das Amt der Anwälte, Advocaten, Huissiers u. Notäre. Während die Schrift im Ganzen ihrem Zwecke entspricht, können wir nicht umhin, einige wichtige Mängel in Hinsicht auf Form u. Inhalt zu rügen. Dahin gehört zunächst die zweckwidrige Ordnung, nach welcher der Vf. die Gerichte abhandelt, indem er sie nach dem ihnen gebührenden Range aufführt, und daher vom hohen kaiserl. Gerichtshof den Anfang macht, anstatt den Unterschied zwischen ordentlichen u. außerordentl. Gerichten zum Grunde zu legen, und solche so darzustellen, daß man zugleich den Instanzenzug u. das harmonische Ineinandergreifen aller Räder der ganzen Maschine des Justizwesens überblicken konnte. Die Militär-, Sec-, Prisen- u. Douanengerichte, so wie den Staatsrath u. den Präfecturrath, übergeht der Verf. ganz mit Stillschweigen. Hieraus entsteht eine Lücke, welche seiner Schrift einen großen Theil ihrer Brauchbarkeit raubt. Viel leichter hätte er den hohen kaiserl. Gerichtshof, welcher bis jetzt, so viel man bey uns weiß, noch nicht eine einzige Sitzung gehalten hat, weglassen können, als diese Gerichte, welche täglich in Thätigkeit sind, u. deren Attribute um so mehr einer Beschreibung bedürften, da hierüber gemeinhin sehr unrichtige Vorstellungen herrschen. Den bereits im J. 1811 erschienenen Abriß der Gerichtsverfassung des Königr. Westphalen von unserm Hrn. Prof. Bauer, worin zugleich die Abweichungen von der franz. Gerichtsverfassung bemerkt sind, scheint der Vf. gar nicht gekannt zu haben. — In einem Anhange findet man die bey Instillirung des kaiserl. Gerichtshofes in Hamburg von Hrn. Staatsr. Jaure u. vom Hrn. Präs. de Serre gehaltenen Reden, welche hauptsächlich darauf berechnet sind, die Vorzüge der neuen Gerichtsverfassung vor d. alten darzustellen.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 21. October 1813.

Surin.

Von den Abhandlungen, die der physischen und mathematischen Classe der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften daselbst in den Jahren 1809 und 1810 vorgelegt worden, sind die zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörigen oben (S. 1354 u. f.) angezeigt worden. So jetzt die physiologischen und naturhistorischen.

Hr. Brugnone (— der sich schon vor 40 Jahren als einen einsichtsvollen Veterinär-Arzt gezeigt hat —) über die wiederkauenden Thiere, und über die Ruminatio, in zwey sehr ausführlichen, 94 S. füllenden, Abhandlungen. Beyläufig auch von der ruminatio humana, das sey une fonction contre nature. (— Freylich wohl; doch aber gewiß was Anderes, als, wie der Verf. meint, un vomissement habituel. Der Rec. hat vier Mannspersonen gekannt, die wiederkaueten. In fremder Gesellschaft, oder wo sie sich sonst genirt glaubten, unterließen sie es; sonst aber thaten sie es, um so lieber, da, ihrer Versicherung nach, das zweyte Mahl besser schmecke, als das erste. —) Daß

Hasen und Kaninchen wiederkauen, bezweifelt er; es sey ein bloßes Hin- und Wiederschieben des Unterkiefers bey leerem Maule. Er habe ein Kaninchen in so einem Moment mit der Hand erdroffelt, und weder im Rachen, noch im Schlunde, einen Bissen Futter gefunden. Eben so wenig ruminire das Murmelthier, wie doch Aristoteles behauptet habe. (— Wo sollte der große Stagirite des Murmelthiers gedacht haben? Sein *mus Ponticus*, den Hr. Br. dafür nimmt, ist die Zieselmaus, *Marmota citillus*, welche Plinius genau vom Murmelthier unterscheidet, ohne selbst auch das letztere für wiederkauend zu halten. —) Den zweyten Magen unserer eigentlichen Ruminantien habe Aristoteles *chechrufalos* (sic) genannt; das habe Gaza durch *araneum* übersetzt. Aber, sagt der Verf., dans plusieurs éditions de la traduction latine d'Aristote, au lieu d'*araneum* on lit *arsineum*, faute typographique qui a été copiée par quelques auteurs modernes etc. (— Gerade umgekehrt. *Araneum* wäre ein sehr unpassender Nahme für diesen Magen; hingegen reimt sich *Arsineum*, das der wackere Gaza aus dem Sestus kannte, aufs genaueste mit *αρκυφαλος*, so gut, als mit dem Französischen *bonnet*, oder unsern Deutschen Benennungen, Mütze, Haube &c. —). Ausführliche Beschreibung der vier Mägen und der wunderfamen Rinne, die der alte Joh. Faber vor anderthalb hundert Jahren ganz witzig die Milchstraße nannte. Vergleichung und Beurtheilung der mancherley Erklärungsarten des Mechanismus der Rumination. Daß sich das Rindvieh &c. gewöhnlich auf die linke Seite legt, komme vom Uebergewicht des Pankreas nach derselben. Auf die so oft versuchte teleologische Erörterung, warum nun eben die *Bisulca* ruminiren müssen, hat sich der Verf. nicht

eingelassen. — Hr. Prof. S. Rossi über den Scheintod. Versuche mit mancherley Thieren, die er durch Untertauchen in Wasser, oder in gesperrten Glocken, die mit irrespirablen Gasarten gefüllt waren, oder auch durch die Ausdunstungen von Stechapfel und Belladonna, in diesen Zustand versetzt hatte, und dann durch Einblasen von atmosphärischer Luft mittelst der Tracheotomie und des Reizes der Volta'schen Säule wieder zu beleben suchte. Während der Asphyrie habe er immer die Stimmröhre durch den Kehldedeckel geschlossen gefunden. (— Aus einer kleinen Uebersetzung setzt der Verf. auch die Hühner, die so wenig, als irgend ein Vogel, eine Epiglossis haben, unter diejenigen Thiere, bey welchen das von ihm bemerkt worden. —) — Hr. Dr. Bonvoisin vom gemeinen Titanschörl (oder dichten Nutil), der neuerlich theils in daumensdicken Kryskallen in Quarz, Glimmer, Chlorit oder Talk im Val d'Aosta gefunden worden. — Hr. Prof. Duniva über die beiden so genannten *Porcupino-men* aus Suffolk, die sich vor einigen Jahren in einem großen Theile der Continens (— auch hier in Göttingen —) sehen lassen. Schade, daß der Verf. das nicht zu benutzen gesucht, was in Deutschland über diese eben so merkwürdige als höchst seltene Hautkrankheit dieses Brüderpaaves, die sich bey den männlichen Mitgliedern ihrer Familie nun schon in die dritte Generation fortgeerbt hat, im Druck erschienen; vor allem die treffliche Monographie unsers würdigen Correspondenten, des berühmten Weltumseglers, Hrn. Hofr. Tilesius (Altenb. 1802, gr. Folio, mit zwey meisterhaften colorirten Kupfertafeln). Interessant ist die Bemerkung des Verf., daß der Harn dieser so genannten Stachelschweinmenschen ungewöhnlich wenig phosphorsauren Kalk enthalten

habe. Nicht so belehrend ist manches Andere, was hier über die Constitution dieser Brüder gesagt wird, wie z. B. der ganze §. 25, der mit seiner Ueberschrift also lautet: "*Poisons, leurs effets sur eux. Ils n'ont jamais été empoisonnés ni accidentellement, ni expressement.*" — Hrn. Bonelli's entomologische Bemerkungen (meist über Piemonteser Insecten), deren Fortsetzung in den künftigen Bänden folgen soll. Hier der Anfang über einige Coleopteren-Geschlechter, besonders Sand- und Lauffäßer (*Cicindela* und *Carabi*); theils neue Gattungen derselben, theils genauere Bestimmung von schon bekannten. — Hr. Garneri von ein Paar Zwillingkindern, die in einem gemeinschaftlichen Schafhäutchen zur Welt kamen. (— Bekanntlich eine seltene Anomalie bey Zwillinggeburten, dergleichen Hr. De Puyt bey der Geburt von Esau und Jacob — 1. B. Mos. 25. v. 26. — präsupponirte, um kunstmäßig zu erklären, wie Jacob mit seiner Hand die Ferse des Esau habe halten können. —)

Zuletzt haben wir noch die in diesem Bande enthaltenen, zur Chemie und Botanik gehörigen, Abhandlungen anzuzeigen. Von dem kürzlich verstorbenen Vice-Präsidenten der Academie, de Saluces, wird S. 92 — 140 ein neues Verfahren, den Salpeter auf eine wohlfeilere und leichtere Art, als mittelst des bisherigen Auslaugungs-Processes, aus den Salpetererden auszuziehen und ihn zu raffiniren, in Vorschlag gebracht. Der Verfasser machte nämlich mehrere interessante Erfahrungen über das schnelle Durchdringen von Salpeterlaugen durch die Poren hölzerner, und insbesondere irdener, Gefäße, und da er zugleich bemerkte, daß der Salpeter in viel kürzerer Zeit, als das Kochsalz und die übrigen in den natürlichen Salpeter-

laugen befindlichen Salze, durch die Poren der genannten Gefäße hindurchging, so glaubt er, daß man diesen Umstand nicht nur zur Ausziehung des Salpeters aus den rohen Erden, sondern auch selbst zur Läuterung desselben mit großem Vortheil benutzen könne, indem man nur das Gefäß, worin die rohen Salpetererden enthalten wären, in andere Gefäße, die bloß mit der dazu gehörigen Menge Wasser angefüllt seyn müßten, hineinzustellen brauche, um durch einen einzigen Proceß den Salpeter so gleich so raffinirt zu erhalten, daß er zur Bereitung des Schießpulvers sofort angewandt werden könne. Schon Chaptal macht in seiner Chemie auf diese Eigenschaft des Salpeters in dieser Beziehung aufmerksam, und vergleichende Versuche, die im Kleinen sowohl von dem Verf., als von einem gewissen Dr. Scrivano, mit dieser und der Auslaugungsmethode angestellt worden sind, sprechen zu Gunsten dieses neuen Verfahrens. Auch will der Verfasser bemerkt haben, daß nur das Kochsalz hierbey die irdenen Gefäße zerstöre, und rath daher, das erste Gefäß, in welches die Salpetererden kommen, aus Holz verfertigen zu lassen. Wir müssen indessen bezweifeln, daß sich von dieser Methode, den Salpeter zu gewinnen und zu raffiniren, im Großen mit Nutzen Anwendung machen lassen wird, zumahl da selbst nach des Verf. Beobachtungen die Temperatur der Luft und der Feuchtigkeitszustand derselben auf die Dauer dieses Proceßes einen zu großen Einfluß hat, und der Kostenaufwand für die irdenen und hölzernen Gefäße zu bedeutend seyn möchte. — Der Doctor Michelotti hat der Academie S. 3 — 20 der Mémoires présentés mehrere Versuche über thierischen Leim mitgetheilt, die von ihm in der Absicht angestellt wurden, um das Mischungsverhältniß dieser Substanz genau zu bestim-

men. Zu dem Ende unterwarf er den Leim der Behandlung mit hyperoxygenirt = salzsaurem Kali, rothem Quecksilberoxyd und rothem Bleioxyd. Auch versuchte er, ihn mittelst Sauerstoffgas vollständig zu verbrennen. Indessen keiner dieser Versuche gab ihm ein völlig genügendes Resultat. — Antoine **Levasé Borsarelli** liefert S. 114 — 122 eben das. eine chemische Analyse der *Tagetes lucida Cavendishii*. Die Destillation entband aus diesem Gewächse eine bedeutende Menge eines flüchtigen Oeles, welches im Aeußern, und dem Geruche nach, die größte Aehnlichkeit mit Anisohl hatte, aber zugleich Campher zu enthalten schien. In dem wässerichten Auszuge dieser Pflanze traf der Verfasser Weinsteinensäure an, die wahrscheinlich als säuerliches Salz mit einer alkalisches Basis vereinigt war.

Zur Botanik gehören: Horti Academici Taurinensis stirpium minus cognitarum, aut forte novarum icones et descriptiones. Fasc. primus, auctore *Joann. Baptista Balbis* (vergl. Götting. gel. Anz. 1811 Nr. 172 S. 1715); und Additamentum novi generis ad Floram Pedemontano - Gallicam, auctore *Ludovico Bellardi*. Die hier als neu aufgestellte und zugleich abgebildete Gattung *Biroli* ist, wie auch im Anhang bemerkt wird, *Decandolle's* (*Icon. plant. Galliae fasc. I. t. 43 f. 1.*) *Elatine hexandra*. Wir würden gleichfalls kein Bedenken tragen, diese Pflanze zu *Elatine* zu rechnen, da sie sich bloß durch eine geringere Zahl der Blumen- und Fruchtheile von jener unterscheidet.

Stiftsart und Fühlingen.

In der Cottaischen Buchhandlung: Friedrich von Schiller's sämtliche Werke. Viertes Band. 1813. 540 S. Fünftes Band 602 S. Sechstes Band 654 S. in Octav.

Daß die Ausgabe der sämmtlichen Werke eines unserer größten Dichter und geistvollsten Schriftsteller unter den gegenwärtigen Zeitumständen so rasch vorrückt (s. die Anzeige der drey ersten Bände oben S. 406), ist ein neuer erfreulicher Beweis des Antheils, den das Deutsche Publicum an dieser Sammlung nimmt. Der dem sechsten Bande vorgesezte Nachtrag zu dem Verzeichnisse der Subscribenten füllt einen Bogen. Aber noch einmahl muß der Verfasser dieser Anzeige sein Bedauern darüber äußern, daß wir Schiller's Werke in dieser Sammlung zwar chronologisch geordnet erhalten, nach dem vom Herausgeber angenommenen drey Bildungsperioden des Dichters, daß aber in dieser Ausgabe der Dichter selbst sich so oft, in den vor uns liegenden Bänden fast ganz, hinter dem prosaischen Schriftsteller verliert. Wie viel gefälliger würde der Eindruck seyn, wenn wir zuerst alles Poetische dieses großen Geistes nach den chronologischen Abtheilungen beisammen sähen, und die prosaischen Schriften in derselben Ordnung auf die poetischen folgten! Nach der vom Herausgeber beliebten Anordnung, die dem Ganzen das Ansehen einer Sammlung vermischter Schriften gibt, erhalten wir im vierten Bande erstens metrische Uebersetzungen aus dem Euripides, dann mehrere prosaische Schriften der zweiten Periode des Verfassers, namentlich die Erzählung: **Der Verbrecher aus verlorner Ehre**; das Fragment einer (angeblich) wahren Geschichte, **Spiel des Schicksals**; den allgemein bekannten **Geisterseher**; die sehr merkwürdigen philosophischen Briefe von Raphael und Julius, die, so viel wir wissen, seit ihrer Erscheinung in der Rheinischen Thalia vom J. 1786 nicht wieder gedruckt sind, und für viele Leser noch das Interesse der Neuheit haben werden; endlich die aus dem Deutschen Mercur bekannten **Briefe**

1680 G. g. A. 168. St., den 21. Oct. 1813:

über Don Carlos. In dem fünften Bande ist Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande enthalten, so weit der Verf. sie geführt hat; im sechsten Bande die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Göttingen.

Bei Heinr. Dieterich: *Pindari Carmina scholis habendis secundum curas Chr. G. Heyne denuo expressa.* 1813. 6 und 312 S. in klein Octav.

Die erste Auflage dieses Abdrucks der 45^{en} übrig gebliebenen Hymnen Pindars erschien im J. 1797, und wurde in diesen G. g. A. 1798 St. 68 von dem Herausgeber angezeigt. Hier ist sie ganz so wiedergegeben, als sie damahls erschien: Voran gehen auf 6 S. Verba B. Editoris editionem anni MDCCXCVII praecedentis, und dann folgt der Text, mit einer Nachricht aus der Vorrede der größern Ausgabe, und mit der Anzeige, daß die daselbst erwähnten, den Pindarischen Dialect betreffenden, Aenderungen hier befolgt seyen. Uebersetzung, Scholien, Anmerkungen und Register fehlen also hier, weil sie für die größere Ausgabe aufbehalten wurden. Dieser Plan war ohne Zweifel auch der zweckmäßigste, da der Abdruck bloß auf Vorlesungen, welche über die Hymnen gehalten werden sollten, berechnet war. Der Leser findet also hier weiter keine andere Hülfe, als die kurzen Inhaltsanzeigen, die jedem Hymnus vorgesetzt sind. Das Uebrige muß der Lehrer leisten, oder der Leser mitbringen, bey dem also schon ziemlich bedeutende Fortschritte in der Griech. Litteratur vorausgesetzt werden. Der Abdruck zeichnet sich sehr vortheilhaft auch durch die schönen großen Lettern aus, welche dem Auge sehr wohl thun, worauf leider bey den übrigen Abdrücken, die neulich von allen Griech. Schriftstellern erschienen sind, gar keine Rücksicht genommen ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 23. October 1813.

Paris.

Histoire de l'Art par les Monumens, depuis la decadence au IV. Siècle, jusqu'à son renouvellement au XVI. Siècle, pour servir de suite à l'histoire de l'Art chez les Anciens, par Mr. Séroux d'Agincourt. Neunte Lieferung, 1813. Folio. (S. diese Anzeigen vom Jahr 1812. S. 1521 und 1947, wo von der siebenten und achten Lieferung dieses Werks die Rede gewesen ist.)

In einer einzelnen gedruckten Anzeige machen die Herausgeber dem Publicum bekannt, daß mit dieser neunten Lieferung die Reihe von Kupferstichen, welche zur Geschichte der Baukunst gehören, geschlossen worden sey. Wir haben also alle Blätter, welche die Geschichte des Verfalles der Architectur und Sculptur erläutern, und erwarten nun mit Ungeduld die der Malerey gewidmeten Kupferstiche, welche in den folgenden Lieferungen ohne Aufschub folgen sollen. Und dennoch muß man Alles dieses als eine Sammlung von Materialien ansehen, die vorläufig, systematisch geordnet sind, um als Belege der eigentlichen, noch zu erscheinenden Kunstgeschichte des Mittelalters zu dienen. Dieser soll

eine historische Uebersicht der bürgerlichen und politischen Verfassung Griechenlands und Italiens, wie auch eine Nachricht von dem Zustande der Litteratur in diesen Ländern vorangehen, worin der Verf. zeigen will, welche besondere Denk- und Handlungsweise in gewissen Perioden herrschend war, und welchen großen Einfluß sie auf den Zustand, auf die Veränderungen, überhaupt auf den Verfall und die Blüthe der Kunst, von dem vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert, haben mußte. Wenn der im Mittelalter herrschende Geist nach seinem in verschiedenen Perioden geäußerten Character und Einfluß dargestellt worden ist, so soll die specielle Geschichte der Baukunst, Sculptur und Malerey folgen, die dann nebst den Kupferstichen ein geschlossenes Ganzes bilden wird. Der Text in dieser Lieferung geht von S. 53 — 103, und enthält eine Erklärung der Kupferstiche, von Pl. LIII — LXXIII., deren Inhalt wir unsern Lesern in gedrängter Kürze mittheilen wollen. Pl. LIII. Ein Triumphbogen errichtet zu Neapel zu Ehren Alfons I. von Aragonien; ein Werk des funfzehnten Jahrhunderts. Rec. muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß dieser Bogen sowohl, als auch unzählige andere Denkmähler, hier zum ersten Mal in Kupferstich erscheinen. — Einige alte Festungen. Pl. LIV. Verschiedene Gebäude zu Rom und Neapel, aus dem 13. 14. und 15. Jahrhundert. Unter diesen zeichnet sich vorzüglich der Pallast San Marco zu Rom aus, den der Architect Giuliano da Masjano unter Paul II. errichtete. Pl. LV. Das alte Theater der Bruderschaft der Passion zu Velletri. Mit S. 59. hebt der Vierte Abschnitt an, der einige Muster der wiederauflebenden Baukunst im 15ten, und aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts enthält. Pl. LVI. Einige architectonische Studien nach antiken Mustern von Bramante und Antonio

da Sangallo. Pl. LVII — LVIII. Verschiedene theils geistliche theils weltliche Gebäude von Bramante Lazzari. Pl. LIX — LX. Gebäude des unsterblichen M. A. Buonarrotti. Pl. LXI. Verschiedene Grundrisse und Durchschnitte der alten und neuen Basilika des heiligen Petrus im Vatican. Pl. LXII. Eine allgemeine Ansicht dieses Gebäudes, gezeichnet von Mr. Desprez, einen geschickten Baumeister, der vor einigen Jahren zu Stockholm gestorben ist. Pl. LXIII. Mehrere Formen der berühmtesten Baptisterien, einer Gattung von Gebäuden, die ihr Daseyn der Christlichen Religion zu verdanken hat. Die hier abgebildeten Muster können noch mit vielen anderen vermehrt werden, die dem Verf. unbekannt geblieben sind. Auf den erläuternden Text ist unsere Aufmerksamkeit sehr gespannt. Pl. LXIV. Eine historische und chronologische Darstellung der Frontispizen der Tempel, vor und während des Verfalles der Baukunst. Dieser Gegenstand ist ebenfalls einer näheren Untersuchung würdig, vorzüglich was die Thürme betrifft, die in späteren Zeiten den Hauptschmuck der Facaden der Kirchen bildeten. Pl. LXV. Verschiedene Formen der Architrave. Pl. LXVI. Gewölbe. Pl. LXVII. Eine historische und chronologische Darstellung der Kuppeln oder Dome, ihrer Erfindung u. s. w. Wie der Verf. diesen merkwürdigen Theil der Baukunst in seiner Geschichte behandeln wird, sind wir sehr begierig zu wissen. Die Sache ist sehr verworren und dunkel; eine chronologische Geschichte muß wohl von den ältesten Monumenten des Orients ausgehen. Pl. LXVIII. Von den Formen und Verhältnissen der Säulen. Die Kupferwerke welche nach der Expedition nach Aegypten erschienen sind, hätten manche merkwürdige Beiträge liefern können. Pl. LXIX. Von den Basen und Säulenkäufen. Pl. LXX. Von demselben

Gegenstand. Pl. LXXI. Beispiele der Lage der Steine und der Construction. Diese sind sehr wichtig, und stehen mit der Construction der Bogen und Gewölbe in Verbindung. Pl. LXXII. Ein vergleichendes Gemälde des Stils der bürgerlichen Baukunst, während des Verfalles, mit dem während der Wiederauflebung. Pl. LXXIII. Ueberblick und allgemeines Gemälde der Monumente, die als Beispiele in der Geschichte des Verfalles der Baukunst gedient haben. Endlich: eine chronologische Tabelle der Monumente auf der 73. Pl., vertheilt nach der historischen Ordnung im Texte des Werkes.

Stuttgart und Tübingen.

Die Religions-Lehren der Bibel, aus dem Standpunkt unserer geistigen Bedürfnisse betrachtet. Von Joh. Ludw. Ewald, Doct. der Theol., Mitglied des Großherz. Badischen evangelischen Ministerialkirchen-Departements ic. Zweyter Band, welcher die Religions-Lehren der neueren heiligen Schriften enthält. 1812. S. XXVI. 324. 8. Bey der Anzeige von dem ersten Bande dieses Werks haben wir unsere Leser schon mit dem Eigenthümlichen seines Geistes bekannt gemacht, mithin dürfen wir jetzt nur sagen, daß er sich auch in diesem Bande nicht verläugnet hat. In Hinsicht auf das Besondere der Behandlung, welche darin auf die neutestamentlichen Religionslehren verwandt ist, könnte man zwar aus einigen Zeichen zu sehen glauben, daß sich der Verf. etwas zu sehr beeilt hat, sein Werk zum Schlusse zu bringen, so wie er sich zuweilen und vielleicht gerade, weil er sich zuweilen bey der Unbestimmtheit des von ihm genommenen Standpuncts etwas unbehaglich gefühlt haben mag, den er unvermeidlich bald zu enge und bald zu weit, bald zu viel und bald zu wenig beschränkt finden mußte.

Das eine und das andere möchte sich schon aus der bloßen Angabe der in diesem Bande von ihm behandelten Materien, aus dem Verhältniß der acht Abschnitte, in welche sie vertheilt sind, ja selbst schon aus der Aufschrift dieser Abschnitte erkennen lassen. Der erste Abschnitt hat die Aufschrift: Von der Geburt Jesus bis zu seinem öffentlichen Auftritt. S. 1 — 14. Der zweite: Geist der Thaten Jesus. S. 14 — 18. Der dritte: die Lehren Jesus. S. 18 — 72. Der vierte: von den Schicksalen Jesus, als Folge seiner Lehren und Thaten. S. 72 — 107. Der fünfte: Vorbereitung der Apostel zu ihrem Lehrerberuf und Lehren. S. 107 — 194. Der sechste die Bibelloffenbarungen sind auf die geistigen Bedürfnisse der Menschheit berechnet, befriedigen sie, oder versprechen sie zu befriedigen. S. 194 — 200. Endlich werden in dem siebenten und achten Abschnitt noch Beweise für die Wahrheit der Bibelloffenbarungen — etwas über Einwendungen gegen die Bibellehren überhaupt und noch etwas über den Beweis aus eigener Erfahrung im besondern versprochen und gegeben. S. 200 — 304. Doch dabey werden die meisten seiner Leser dasjenige, was er zu viel gab, gewiß nicht bedauern, weil sie sich dennoch dadurch angezogen fühlen, und was er zu wenig gab, nur deswegen bedauern, weil sie gern noch mehr von ihm gehabt hätten: mit dem Schriftsteller aber, bey welchem dieß der Fall ist, muß man über das, was er gab und nicht gab, nicht zu scharf rechten und nicht zu genau rechnen.

Sollen wir indessen doch etwas in das Besondere hineingehen, so mag vorzüglich dasjenige ausgezeichnet werden, was wir in einigen Partien und Abschnitten dieses Bandes am ungernsten vermist haben. Dieß ist in den vier ersten Abschnitten die Zusammenstellung der Züge und Thatfachen aus der persönlichen Geschichte Jesu, aus denen sich nicht

nur das Eigenthümliche des Planes, in dessen Ausführung er das Werk erblickte, das ihm von der Gottheit oder von seinem Vater aufgetragen sey, sondern auch dieß am deutlichsten erkennen läßt, daß dieser Plan in dem Augenblick, da Jesus in das öffentliche Leben heraustrat, schon nach allen seinen Theilen und Beziehungen ausgebildet in der höchsten Klarheit vor seinem Geiste stand, und der Trieb ihn auszuführen schon zum unerschütterlichsten Entschluß in seiner Seele erstarkt war. In dem Erhabenen dieses Planes, der unverkennbar die ganze Menschheit umfaßte, in der Weisheit, die seine Ausführung auf Jahrtausende hinaus berechnete, und gerade diese und keine andere Mittel dazu gewählt hatte, in der Seelenstärke, die nicht nur zu dem Entschluß, sich selbst und sein eigenes Leben darüber aufzuopfern, sondern vielleicht in einem höheren Grade zu dem Abwarten des langsamen Erfolges gehörte — darin ist wenigstens Rec. das höhere, das übermenschliche, das zur Bewunderung und Auberung hinreißende Göttliche in dem Geist und in der Person Jesu immer am sichtbarsten geworden. Er kennt daher auch kein anziehenderes Geschäft, als den Anzeigen und Spuren in der Geschichte Jesu nachzugehen, in denen er selbst, besonders in der ersten und letzten Zeit seines öffentlichen Wirkens so manches von seinem Plane oft nur in Winken, die ihm gleichsam unwillkürlich entfielen und in Bewegungen enthüllte, die selbst von seinen redlichen Geschichtschreibern nicht ganz verstanden wurden — wie z. B. in seinen Verhältnissen mit Johannes dem Täufer, in dem Verständniß, das man nothwendig zwischen ihnen so weit annehmen muß, daß Johannes von Jesu zum Theil in seinen Plan eingeweiht, aber nur zum Theil eingeweiht war, weil auch er das Ganze davon noch nicht fassen konnte — in dem so viel sagenden: *πρεπον εστιν ημιν πληρωσαι πασαν δικαιο-*

τὸν υἱὸν! womit er ihm den Grund angab, warum er von ihm getauft werden wollte — alsdann in der Wahl seiner ersten Jünger, in dem Ganzen seines Benehmens gegen sie, und besonders in der Art, womit er es ihnen zuletzt — nicht zum gegenwärtigen sondern zum künftigen Verstehen — noch beybrachte, daß auch sein Tod zu seinem Plane gehöre, und daß er nicht nur für sein Werk, sondern auch deswegen zu sterben beschloffen habe, weil es zu der vollen Ausführung des ihm von seinem Vater aufgetragenen Werkes durchaus nothwendig sey. Einiges dieser Art hätte auch noch in dem fünften Abschnitte bemerkt werden können, denn gerade in demjenigen, was Jesus in der Absicht einleitete und anlegte, um seine Apostel zu ihrem künftigen Lehrerberuf vorzubereiten, und zu der Ausrichtung dieses Berufs fähig zu machen, wie z. B. in seinem: *ποιήσω ὑμᾶς ἀλιεῖς ἄνθρωπων!* das er zu Petrus und Andreas schon bey ihrer ersten Berufung sagte, in seiner so sichtbar gewissenhaftlichen Sorge, sie zu beständigen Zeugen seines Lebens und seiner Handlungen zu machen, in dem Probeversuch einer Apostel-Reise, den er sie einmahl noch während seines Lebens machen ließ, und besonders in so manchem, was er sie von dem künftigen Gange seines Werkes jetzt heller und jetzt dunkler voraus erblicken ließ — gerade darin deckte sich ihnen selbst in der Folge das meiste von seinem Plane auf. Sehr anziehend hätte es dann auch gemacht werden können, wenn aus der Geschichte der Apostel ausgehoben und markirt worden wäre, wie ihnen allmählig ein immer helleres Licht darüber aufging, wie sich der Geist seiner Lehre auch in ihrem Verstand immer weiter verklärte, und wie sich in eben dem Verhältniß, in welchem sie mehr von ihrem Geist und von ihrem Zweck auffaßten, auch ihre Begriffe von ihm selbst, von seiner Person und von seiner Bestimmung so viel mehr erhöhten. Doch dafür hat der Verf. allerdings

1688 G. g. A. 169, St., den 23. Oct. 1813.

in diesem Abschnitt seine Leser durch mehrere treffliche Bemerkungen über die Form, in welcher die Apostel die Lehre Jesu vortrugen, und über dasjenige schadlos gehalten was auch sie in ihrem Vortrag als das Wesentliche heraushoben; und gerne möchten wir hier auszeichnen, was S. 114. über ihre Ansicht von einer versöhnenden Beziehung des Todes Jesu — S. 143. über ihre christliche Besserungsmethode und S. 162. über das Glauben und die Nothwendigkeit des Glaubens im Christenthum nach den Ideen der Apostel beobachtet und entwickelt ist. Noch gerne möchten wir jedoch über einiges mit ihm streiten, weil man sich dem geistvollen Schriftsteller gegenüber, den man achten kann, gar zu leicht dazu versucht fühlt; aber wir fürchten, gerade bey dieser Schrift möchte es sich sehr auffallend erproben, daß aus dem absichtlichen und directen Streiten selten das Bessere herauskömmt. Mit den meisten seiner Vorstellungen stimmt Rec. völlig überein — freylich nicht mit Allen, und am wenigsten mit der S. 33 — 43. vertheidigten Lavaterischen Vorstellung von der unbedingten Gebetserhörnung, welche Christus jedem glaubigen Väter verheissen haben soll; aber bey sehr vielen Punkten, über welche er ganz seine Meinung von ihm ausgesprochen fand, möchte er über Manches mit ihm rechten, was nur zu der polemischen Form, in der sie hier einer anderen Meinung gegenüber gestellt, und zu den Gründen gehört, womit sie gegen diese vertheidigt ist. Wie viel stärker werden sich nun diejenigen, welche für ihre Ansichten und Meinungen, selbst mit ihm zu streiten haben, dazu gereizt fühlen, und sollte es nicht gerade in Beziehung auf das Publicum, auf das der würdige Verf. vorzüglich wirken wollte, das Bessere gewesen seyn, wenn dieß vermieden worden wäre?


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. Stück.

Den 23. October 1813.

Wien.

Bey Kaulfuß und Armbruster: Die Böhmishe
 Leinwandbleiche, beschrieben, mit den bekannten
 älteren und neueren Bleichmethoden verglichen und
 als die vorzüglichste dargestellt, in einer erklären-
 den Beschreibung der Bleichmethode des Verfassers
 und dessen Leinwandbleiche zu Landskron. Nebst
 einem Anhang chemischer Versuche zur Berichtigung
 der Theorie des Bleichens. Von Christ. Polykarp
 Friedr. Erxleben. Mit 4 Kupfertafeln. 1812.
 XII und 283 Seiten, in Octav.

Nach der bey diesem Werke befindlichen Vorrede
 des Hrn. J. J. Ködler, K. K. Commerzrathes in
 Böhmen, verdankt man die Erscheinung desselben
 der Oesterreichischen Regierung, welche ein genaues
 Detail über die in Böhmen in der Ausübung beste-
 henden Bleichmethoden, mit Rücksicht auf die Chap-
 talische und andere neuere chemische Bleichmetho-
 den erhalten wollte, und zu dem Ende einige ratio-
 nelle Bleicher und Bleicheigenthümer des Landes
 auffordern ließ, Beschreibungen ihres Verfahrens

B (8)

mitzutheilen. Unter den eingegangenen Schriften war die vorliegende in jeder Hinsicht die vorzüglichste. Ihr Verfasser, ein unterrichteter Chemiker, hat sich seit mehr als zwanzig Jahren mit dem Bleichwesen, so wie mit mehreren anderen wichtigen Gewerbszweigen theoretisch und practisch beschäftigt, und besitzt nun selbst eine Bleiche zu Landskron in Böhmen, von 12 Bütten, die gewiß eine der ausgedehntesten Unternehmungen dieser Art in der Welt ist. Er war daher wohl im Stande, etwas Vorzügliches über das Bleichwesen zu schreiben; und daß solches geschehen, ist um so erfreulicher, da dieses Gewerbe für einige Länder von so außerordentlicher Bedeutung ist (— in Böhmen allein beschäftigen die Leinwand-Manufacturen 527,327 Menschen und 355 Bleichen —) und dessen ungeachtet rationale Kenntnisse desselben im Ganzen noch gar wenig verbreitet sind, so daß man in verschiedenen Gegenden, wie namentlich in Schlessen, Böhmen, Holland, Flandern, Irland, Westphalen, dem Herkommen gemäß abweichende Methoden anwendet, ohne zu wissen, in welchen Hinsichten die eine oder andere mit Vorzügen oder Nachtheilen verknüpft ist. Das vorliegende Werk ist nun ganz dazu geeignet, nicht allein eine vollständige Kunde der Böhmisches und der eignen Bleichmethode des Verf. zu verbreiten, sondern auch die übrigen wichtigsten Bleichverfahrensarten gründlich kennen und beurtheilen zu lehren.

Zuerst in der Einleitung über das Bleichen im Allgemeinen, dann über die Böhmisches Commercial-Leinwandbleichen, welche von den Wauer- und Hausbleichen zu unterscheiden sind, von denen weiter nicht die Rede ist. Alle Erfordernisse und Theile jener Bleichen werden genau auseinander gesetzt.

Dann geht der Verf. zur ausführlichen Schilderung der Böhmischn Bleichmethode über, so wie der Arbeiten, die zur Appretur der Leinwand dienen. Die Böhmischn Methode stimmt im Wesentlichen mit der Schlesiſchn überein, welches sehr natürlich ist, da bey dem Entstehen der Böhmischn Bleichen die Schlesiſchn zum Muster genommen wurden. Die Schlesiſch-Böhmiſche Bleiche besteht aus sechs verschiedenen Hauptoperationen: dem Ausweichen oder Entschlichten, dem Weichen mit Lauge oder dem Laugen, dem Bäuchen (Büfen), dem Auslegen auf den Plan und Trocknen, dem Begießen und dem Walken. Das Wesentliche und Eigenthümliche bey derselben ist kürzlich folgendes: bey dem Ausweichen wartet man das Ende der eingetretenen sauren Gährung nicht ab, und vermeidet sorgfältig, daß sie nicht in die faule übergehe; das mehrmahlige Laugen mit warmer Lauge gehet dem Bäuchen voran, welches erst dann unternommen wird, wenn die Leinwand mit Kali geschwängert ist; bey jedesmahligem Bäuchen wird die Lauge anfänglich nur warm angewandt, damit die Leinwand ganz allmählig auf den höchsten Grad erhitzt werde; nach vollbrachter Bäuche läßt man die Lauge sogleich ablaufen; die Laugen sind immer sehr schwach und haben nie über 0,005 Kali, welches zwar nicht durchaus Kohlengefäuert, aber auch nicht ganz caustisch ist; die Leinwand wird den Einwirkungen der Luft und Sonne mit Kali geschwängert, ohne zuvor ausgewaschen zu seyn, ausgesetzt; in die Bäuchbüthen kommt sie immer trocken, sowohl zum Ausweichen und Laugen, als zum Bäuchen; in die Walke hingegen naß, welche in Allem nur drey Mahl angewandt wird.

Der Verfasser betrachtet darauf andere berühmte Bleichmethoden: zuerst die Holländische, bey wel-

ther auch sechs verschiedene Hauptoperationen Statt finden: das Ausweichen, Bäuchen, Begießen, Säuren, Waschen mit Seife und das Walken; und deren Eigenthümliches darin besteht, daß man bey dem ersten Einweichen dem Wasser Mehl oder Kleyen zusetzt, um die Gährung zu vermehren, deren Ende alsdann bestimmt abgewartet wird; daß man nach dem Ausweichen sogleich bäuchet, die Leinwand aber jedes Mahl vorher trocknet; daß die Lauge vorher besonders bereitet und caustischer angewandt und daß jede Leinwandschicht vor dem Bäuchen besonders mit Lauge übergossen wird; daß die Bäuchlaugen sehr stark, mit 0,023 Kaligehalt, doch aber immer mit Seife versetzt angewandt werden; daß man nach jedesmahligem Bäuchen die Leinwand auf dem Gießplane behandelt, wobey man das Kali auszuwaschen sucht; daß man die Leinwand mit Säuren bearbeitet und darin mehrere Mahle 5 bis 7 Tage weichen läßt; daß man jedes einzelne Stück Blattweise mit Seife einreibt und sehr oft die Walke anwendet. — Die Irändische Bleichmethode unterscheidet sich hauptsächlich dadurch: daß man sich der Soda Statt der Potrasche bedient; daß man die Leinwand in der Lauge kocht, mit Seife reibt und walkt, und daß man das Begießen gar nicht in Anwendung bringt, und auch Luft und Sonne nur während der kurzen Zeit des Trocknens vor und nach jedesmahligen Kochen einwirken läßt. — Das Nlanderische Bleichverfahren hat nicht viel mehr Eigenthümliches, als die höchst wahrscheinliche Anwendung des gebrannten Kalks zum schärfen der Lauge und die Charlatanerie des Gebrauchs der Tabacksasche. — Zu Bielefeld wendet man sechs verschiedene Bearbeitungen nach einander an: das Ausweichen, Bäuchen, das Begießen und Trocknen, das Einseifen, Waschen und

Klopfen, das Säuren in saurer Milch. Eigenthümlich ist dieser Bleichmethode, daß die Leinwand bey dem Dämpfen nicht nach und nach erhitzt, sondern trocken ohne Weiteres mit siedend heißer Lauge übergossen wird; und daß man sie 14 Tage bis 3 Wochen in saurer Milch liegen läßt, welche während dieser langen Zeit unstreitig in Fäulniß übergehen muß.

Nun folgen Bemerkungen über diese verschiedenen Bleichmethoden und über Versuche die Bleichereyen zu verbessern. Ausführlich wird gehandelt von dem **Berthollet-Bornischen** Bleichverfahren und den verschiedenen Modificationen, welche die sogenannte **Schnellbleiche** durch Andere in neueren Zeiten erhalten. Der Verf. hat sich selbst lange — zuerst unter dem **Edlen von Born** — practisch mit der Schnellbleiche beschäftigt, und die gleich anfänglich von demselben gewählte Methode, die Bleichwaare feucht in einem luftdichten Behältnisse Blattweise aufzuhängen, dasselbe zu verschließen und dann erst das oxygenirt salzsaure Gas zu entbinden und durch besondere Oeffnungen in den Behälter strömen zu lassen, im Großen ausführbarer befunden, als die Anwendung der **Jawellischen** oder der **Tennant'schen** Bleichflüssigkeit. Abgesehen von den vielen Schwierigkeiten und leicht eintretenden Nachtheilen der Schnellbleiche, so steht sie doch auch besonders in ökonomischer Hinsicht dem gewöhnlichen Bleichverfahren nach, daher sie da, wo sie eingeführt wurde, bald wieder verlassen worden. Noch jetzt wird sie zwar hin und wieder, selbst auch in den Oesterreichischen Staaten angewandt; jedoch nur in besonderen Fällen und allein auf baumwollenen Waaren, die bey jeder Bleichmethode eine weit einfachere Behandlung, als Leinwand erfordern.

Auch noch andere bekannte Bleichmethoden, besonders die von Chaptal und Hermbstädt werden gründlich beleuchtet. Es wird gezeigt, wie sehr gefährlich und verwerflich es sey, die Wirkung der falschen Laugen durch einen erhöhten Hitzgrad zu vermehren und dadurch das Geschäft des Bäu chens abzukürzen. Bey dem Hermbstädt'schen Verfahren wird darauf aufmerksam gemacht, wie sehr verschieden der Erfolg bey dem Bleichen im Kleinen und im Großen ausfallen könne, je nachdem man ein Paar Ellen Leinwand, oder eine Masse von 30,000 Ellen und zehn bis zwölf solcher Massen zugleich zu behandeln habe. — Der Verf. entwickelt nun die Vorzüge der Böhmischn Bleichmethode; zeigt, in wie weit sie der Aufgabe genüge: der Leinwand bey der geringsten Verminderung ihrer natürlichen Haltbarkeit, den höchsten Grad der Weiße mit dem geringsten Aufwande an Material, Zeit und Kräften zu geben; und beschreibt zugleich auf das Genaueste ein eignes Verfahren, in welchem die Böhmischn-Schlesische Methode mit der Holländischn verbunden ist, die jenen Forderungen am vollkommensten entspricht und wobey das Wesentlichste in folgendem besteht. Die Entfernung der Weberschichte, das Ausweichen, geschieht mit bloßem Wasser. Die entstehende Gährung wird zwar nicht verhindert, aber wiederholt unterbrochen. Nach dem Ausweichen wird die Leinwand nicht sogleich gebäucht (mit siedender Lauge behandelt), sondern vorher mehrere Male mit bloß warmer Lauge eingeweicht (eingelauget). Auch bey dem Bäu chn wird die Lauge nicht sogleich siedend heiß, sondern nur warm über die Leinwand gegossen und erst nach und nach bis zum Siedpuncte erhitzt. Das Bäu chn wird erst dann unternommen, wenn die Leinwand durch das Ein-

laugen mit Kali durchdrungen ist. Deshalb geht nach jedesmahligem Walken, Auswaschen, Begießen und Ausregnen die Schwägerung der Leinwand mit Kali durch das Einlaugen dem Bäuhen voran. Die Lauge wird nicht besonders angefertigt, sondern die Veräufung geschieht auf gewöhnliche Weise, zugleich mit der Arbeit des Einlaugens oder Bäuehens (— der Verf. hat sich ausführlich über die, besonders in der Vereinfachung der Arbeit liegenden Vortheile dieses wiederholt angefochtenen Verfahrens geäußert —). Die Laugen sind immer sehr schwach, und halten zwischen 0,001 und 0,004, aber nie mehr als höchstens 0,005 Kali, welches zwar nicht durchaus kohlengefäuert, aber keineswegens ganz caustisch ist. Kalk wird nicht angewandt. Nach der Bäuhe wird die Lauge sogleich abgezapft und bleibt daher nicht bis zum Erkalten mit der Leinwand in Berührung. Die Leinwand wird ebenfalls sogleich und ohne sie mehr austühen zu lassen als nothwendig ist, um sie anfassen zu können, aus der Bütte auf den Plan gebracht. Auf den Plan kömmt sie jedes Mal mit der anhängenden Lauge, sie mag nun bloß getrocknet oder begossen werden. Bey dem Ausbreiten auf dem Plane wird sie niemahls auf dem Boden mit Schleifen und Pflocken befestigt. Vor halb vollendeter Bleiche wird das Begießen nicht angewandt; doch legt man die Leinwand nach jedem Bäuhen einen Tag und eine Nacht den Einwirkungen der Sonne, der Luft und des Thaues aus. Hierbei, so wie bey dem nachherigen Begießen, ist die Mitwirkung des in der Leinwand noch befindlichen Kali beabsichtigt, daher für dessen Anwesenheit gesorgt wird. Während des Begießens läßt man die Leinwand wechselsweis abtrocknen und erhält sie nicht fortdauernd naß. Die Walke wird nicht mehr

als drey Mahl angewandt. Die beiden ersten Mahle wird sie unmittelbar aus der Butte gewalzt, nachdem sie zuvor mit Seifen-Zusatz gebäucht war. Bey der ganz vollkommenen Bleiche wird die Leinwand zwey Mahl in sehr verdünnter Schwefelsäure eingeweicht, aber erst dann, wenn sie beynähe weiß ist. Vor jedesmahligem Einlaugen, Bäuchen oder Säuren, wird die Leinwand auf dem Plane getrocknet. Gestärkt wird sie mittelst einer Maschine; darauf im Hänghause getrocknet und endlich gemangelt. — Die Vorzüge der Erleben'schen Bleiche bestehen nun aber nicht bloß in dem sehr raffinirten Verfahren, sondern besonders auch in der überaus zweckmäßigen Einrichtung der ganzen Anlage, die so groß ist, daß darin zu gleicher Zeit 6,000 bis 7,500 Schock, und in einem Jahre füglich 20,000 Schock Leinwand abgebleicht werden können; und wobey hauptsächlich leichte Uebersicht, Bequemlichkeit, Ersparung an Brennmaterial, Verminderung der Arbeit und Solidität und vortheilhafte Structur der Maschinen berücksichtigt wurden. Unter den einzelnen Vorrichtungen und Maschinen verdienen besonders erwähnt zu werden die Oefen und die Leinwandmangel. In jedem Ofen sind zwey pfannenförmige Kessel neben einander eingemauert, um die daneben stehenden beiden Bäuchbüten mit heißem Wasser oder heißer Lauge zu versorgen, und die nach der neuesten Einrichtung so gestellt sind, daß die Lauge aus der Butte wieder in den Kessel überlaufen kann. Höher wie die Kessel ist eine ihnen gemeinschaftliche Anwärmpanne (— ein Reservefessel —) eingemauert, welcher die Hitze aus den unter jenen befindlichen Heerden mitgetheilt wird. Die durch ein Wasserrad bewegte Leinwandmangel dürfte wohl kaum ihres Gleichen

haben. Die Beschwerung des Overtürs, der auf ahornen, 6 Zoll starken Walzen hin und her bewegt wird, beträgt über 30,000 Pfund, und in einem Jahre können 100,000 Schock Leinwand darauf gemangelt werden!

Ein Anhang zu dieser lehrreichen Schrift gibt Nachricht von Vielen, zur Verichtigung der Theorie über das Bleichen, von dem Verfasser angestellten Versuchen. Die beygefügtten vier Kupfertafeln stellen die Bleichhütte der Gebrüder Erleben zu Landskron im Ganzen und einige Vorrichtungen derselben im Einzelnen, rißlich dar.

Paris.

Hier ist bey F. Schöll der zweyte, aus zwey Abtheilungen bestehende, Tomus von Hrn. Charles Vanderbourg's Ausgabe und Französischer Uebersetzung der Oden Horazens erschienen, wovon wir den ersten Band am 12. April d. J. in diesen Blättern angezeigt haben: *Q. Horatii Flacci Carminum libri V. ad fidem XVIII Mss. parisiensium recensuit, notis illustravit. et gallicis versibus reddidit C. Vanderbourg. Tomus secundus tres posteriores libros tenens. Les Odes d'Horace etc.*

Der würdige Verfasser dieses Werks ist sich auch hier ganz gleich geblieben, und was wir schon über die Ausgabe, Französ. Uebersetzung und Noten des ersten Bandes gesagt haben, gilt auch von diesem zweyten Bande, bey welchem Hr. Vanderbourg noch einige neue Hülfsmittel hat benutzen können. Erstlich hat ihm die Vergleichung eines alten Manuscripts der Oden wesentliche Dienste geleistet, die ihm von Hrn. Mongez, Mitgliede des Instituts von Frankreich, dessen Gelehrsamkeit und Verdiensten um die Wissenschaften wir in diesen Blättern

schon oft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen die Freude gehabt haben, mitgetheilt worden ist. Die Resultate davon finden sich in den Additions S. 69. Sie geben, wie Hr. W. sagt, einen neuen Beweis der Eitelkeit so vieler Conjecturen von gewissen Philologen, da auch dieses alte Manuscript sie nicht ein einziges Mal bestätigt. Es hatte den berühmten Brüdern Pitheu gehört, und wurde im J. 1776, als es Hr. Monqez verglich, zu Troyes in der Bibliothek des dortigen Gymnasiums aufbewahrt: wo es jetzt sen, ist unbekannt. Es ist in Quart, auf Pergament geschrieben, und nach Hrn. W's. Schätzung aus dem 10. Jahrh., die Interlinear-Noten aus dem zwölften. Zweitens brachte Hr. W. mit Vortheil die im J. 1811 zu Rom erschienene critische Ausgabe des Dichters von Carlo Fea, dem in der Litterar-Geschichte der Werke von Horaz bekannten Critiker, und besonders um Winkelmann's Geschichte der Kunst so sehr verdienten Archäologen, welcher 9 Manuscripte bey seiner Ausgabe verglichen hat, jedoch ohne dieselben hinreichend zu beschreiben, und die Varianten gehörig zu sonderu: sie ist von Seiten der Critik nicht ohne Verdienst. Drittens benutzte Hr. W. die im J. 1792 vom sel. Nitsch angefangene und nach dessen Tode von Habersfeld und Eichstädt im J. 1802 vollendete Ausgabe des Dichters, die er aus einem Irrthum bisher vernachlässigt hatte. Hrn. W's. Urtheil fällt sehr günstig für diese Ausgabe aus. Die Unechtheit der beiden dem Horaz zugeschriebenen Oden, die im J. 1760 in der vom Fürsten von Fürstenberg besorgten Ausgabe mit einem Briefe des Prinzen Pallavicini zuerst gedruckt, und nachher in Jani's Ausgabe unter uns bekannter wurden, ist von Hrn. Fea erwiesen: sie finden sich in keinem der Manuscripte, aus welchem

man sie gewonnen haben wollte. Den Beschluß dieses Werks machen Hr. W.'s Antworten auf die Einwürfe des Jenaischen Recensenten, ein Verzeichniß der Druckfehler, Zusätze und Verbesserungen, und ein dreifaches Register: der Zeit, in welcher die Oden geschrieben sind, ein alphabetisches Verzeichniß, und ein Register der Sachen. Wir ersehen mit Vergnügen, daß die Französ. Urtheile über dieses Werk mit den Deutschen übereinstimmen. In den wirklich eben so gelehrt als geschmackvoll abgefaßten Anmerkungen, die nicht selten mit Munterkeit geschrieben sind, nimmt sich Hr. W. des Horaz oft, und stets mit Glück, an. Er reinigt ihn von dem ihm so oft gemachten Vorwurfe der höflichen Schmeicheley und der unablässigen Nachahmung der Griechen, die er jedoch nicht ganz abläugnet, und stellt ihn mit Recht als einen edeln Character, als einen weisen, uneigennütigen und religiösen Philosophen, dar. Der Dichter schrieb nie, um bloß zu schreiben, sondern allemahl, um die Empfindungen auszudrücken, die ihn in den verschiedenen Tagen seines Lebens erfüllten. Zwar kommt in diesen Bemerkungen Manches vor, worüber sich mit dem Verf. noch wohl rechten ließe, aber es ist immer so bescheiden vorgebracht, und hat auf das Ganze so wenig Einfluß, daß man sich lieber dem Genuße als der Rechthaberey überläßt. Von dem Gewinnste, den Horaz in dieser Bearbeitung erhalten hat, können wir nur einige Beispiele anführen. Die ersten sechs Oden des dritten Buches stehen nicht in einem gewissen historischen Zusammenhange, wie Nitsch scharfsinnig genug behauptete: sie sind vielmehr zu verschiedenen, nicht überall gewiß zu bestimmenden, Zeiten geschrieben: die vierte ist eine Huldigung an die Muses, eine Darstellung ihrer Wohlthaten, die er-

ste und zweyte moralischen und physischen Inhalts. Trefflich sind die Inhaltsanzeigen, die jeder Ode vorgelegt sind, gelehrt, mit Urtheil, Geschmack und unparteyischer Würdigung und Benutzung der Arbeiten wie Französischer, so auch auswärtiger, besonders Deutscher, Gelehrten, abgefaßt, unter welchen auch den Verdiensten unsers Hrn. Prof. Mitscherlich ein gerechtes Lob zu Theil wird. Die erste Ode, einfach im Bau und Zweck, hat den zu ängstlich zergliedernden Erklärern Anlaß zu Verwirrungen gegeben, wie Dacier und Sanadon. Der Dichter will hier zeigen, daß Macht, Größe, Reichthümer und Luxus das wahre Glück nicht geben, sondern daß dieß die weise Philosophie bewirke, welche uns lehrt, unsere Begierden zu beherrschen. Dieß beweiset der Dichter so einfach, daß man sich wundern muß, wie sein Ideengang verkannt werden konnte. In der zweyten Ode, für deren Abfassung man aus dem 3. und 4. Verse ganz willkürlich das Jahr der Erb. Roms 733 festgestellt hat, ist der Gang dieser: der Dichter muntert seine Zeitgenossen auf, zur alten Tugend und kriegerischen Tapferkeit ihrer Vorfahren zurück zu kehren, welche die Bewerbungen um Ehrenstellen, die das Volk gibt, verschmähen lehrt, da sie ihren Anhängern, die für das Vaterland zu sterben wissen, Unsterblichkeit ertheilet: gleichwohl, weil Alle dazu nicht gelangen können, so hat die Tugend andere Belohnungen für das bescheidnere Verdienst, für die Frömmigkeit, für das religiöse Schweigen. So scheint die Stelle B. 25: Est et fideli tuta silentio Merces, nach dem Ausspruche des Simonides (den der Verf. aus dem Scholiasten des Aristides Orat. Plat. II. p. 143 anzuführen vergessen hat) gebildet, am besten in den Zusammenhang dieser Ode zu passen. Hier

zieht der Verf. im 1. Verse mit Andern amico ganz richtig dem amici vor, welches Bentzen, nach seiner Gewohnheit, geistreich genug zu vertheidigen wußte: in der Uebersetzung ist es nicht ausgedrückt, woran die Metrik, und der Eigensinn und der überfeine Geist der Französischen Sprache, so wie der verwöhnte Geschmack der Franzosen, wie der Verf. selbst nicht in Abrede ist, oft genug Schuld haben. In der dritten Ode, dem Meisterstücke unsers Dichters, woran selbst Julius Scaliger nichts aussetzen fand, frischet Hr. V. Lanaquil Faber's (Lanaqui Le Fevre's) Erklärung wieder auf, die so natürlich ausgedacht ist, daß man, was auch Jani dagegen sagen mag, sie für die beste halten muß, besonders nach den Vertheidigungen von Dacier, Sanadon, Gefner, Mitsch und dem Verf. Selbst unser Voss nähert sich dieser Idee. Der Dichter will nämlich den Kaiser August von dem Vorfage, seine Residenz nach Troja zu verlegen, abbringen. Daß August, nach dem Vorgange seines Großvaters, Julius Cäsars (Sueton. Caes. 79), diesen Plan gefaßt habe, ist eine Hypothese, die, bey dem Verluste so vieler Geschichtschreiber aus jener Zeit, zwar nur wahrscheinlich bleibt, aber dagegen, wie keine andere, die offenbaren Fehler der Ode, worin Juno drey Mahl darauf dringt, daß Troja nicht wieder hergestellt werde, in eben so viele Schönheiten verwandelt. Ennius im zehnten, und discere im 34. Verse zieht Hr. V. aus Mf., wie es uns scheint, mit vollem Rechte vor: das letztere mit Gefner und Jani gegen Bentzen, welcher ducere schätzte. In der vierten Ode schlägt der Verf., jedoch, wie billig, mit Bescheidenheit, vor, zu lesen: Nutricis extra limina Puliae: wodurch wir den Namen der Amme gewinnen, welcher

Horaz, als Kind (*animosus infans*) entwischt war, wie die alten Scholiasten behaupten, aber die neuern Ausleger geschmacklos finden. Ein sehr achtungswerthes Manuscript hat Hrn. B. dazu die Idee gegeben, die uns nicht mißfällt, zumahl da die Prosodie, welche Appulo und Apuliae verlangt, und die Wiederholung dieser beiden Wörter, etwas Fremdes haben. Auch ließe sich die Erwähnung der Amme aus bekannten Gründen wohl vertheidigen. Im 38. B. ist *addidit*, das auch bey Virgil Aen 9, 647. im guten Sinne vorkömmt, aus vielen Manuscripten dem *abdidit* und *reddidit* richtig vorgezogen und scharfsinnig vertheidigt. In der Stelle ist nicht von abgedankten, sondern von garnisonirenden Truppen die Rede. V, 8. zieht er *armis*, die Lesart aller Manuscripte, dem *arvis*, das Ein Manuscript hat, vor. Vielleicht hätte der gelehrte Verf., indem er *armis* so gut vertheidigt, auch den Justin XLI, 2. benutzen können: *Exercitum non ut aliae gentes liberorum, Sed majorem partem servorum habent (Parthi)*. Im 15. Verse geben alle Manuscripte *Roguli -- et exemplo trahentis*, wofür Canter's Vorschlag *trahenti*, das jetzt die Vulgata ist, bey weitem nicht so Lateinisch lautet. Schon Ascensius erklärte *trahentis id est arguentis et inferentis exemplo, trahentis ab hoc exemplo*. Hr. Sea hat diese Lesart schon mit dem vollestern Rechte wieder hergestellt. Gar nicht fremd ist dem Wort *trahere* die Bedeutung des Ableitens. VI, 9. ist *Monaeis*. und 22. *artubus* für *Monaeis* und *artibus* zu lesen. VIII, 26. bey *privatus*, das den Auslegern Sorge gemacht hat, supplire man nach Tanaquil Faber *factus*, sey heute ein bloßer Privatmann. Dacier, Faber's Schwiegersohn, und Nitsch suppliren

eben so. Ergänzungen, die sehr oft vorkommen, und mit einem *tamquam* abzumachen sind. X, 6. *Situm* aus fast allen Manuscripten. 10. *ne, currente retro, funis est rota*, geben alle 18 Manuscripte, denen der Verf. gefolgt ist. *Fea* schlägt vor: *ne, rota currente retro. funis est*: *Ventley* nach seinen zwey Manuscripten: *ne currente rota funis est retro*. Eine schwierige Stelle, wobey die alten Scholiasten fast unverständlich sind. Die Anspielung auf eine Maschine, welche vermittelt eines Seiles Lasten trägt oder hebt, klärt nicht auf: *Dacier* und *Landinus* hatten diese Idee zuerst. Bey dieser Deutung macht *Lyce* die Anstrengung, da sie widerstehen sollte: auch bricht bey *Horaz* das Seil nicht. Ein Scholiast spricht von einem Spiele, das mit dem bekannten *Jou Jou de Normandie* oder *Emigrette*. jetzt, verdoppelt, unter dem Nahmen Teufelspiel auch nach Deutschland gebracht, Aehnlichkeit hat: ein Mädchen, das durch eine Schnur angezogen und niedergelassen wird, und ein zu starker Stoß abschneiden kann. Dieß paßte, und der Sinn wäre: stößest du mich, von dir angezogen, ab, wenn ich dich suche, so werde ich dich fliehen, wenn du mich suchen wirst. Ein solches Spiel, womit sich *Lyce* amüßte, paßt besser, als eine große Maschine: auch bedarf man des Zerreißens der Schnur dann nicht. Nur muß man die Wortstellung von *Fea* dabey annehmen. XII. *Fr. B.* stimmt unserm *Wof* bey. *Neobula* spricht. Das *Metrum* ist nach den Manuscripten und *Ventley* eingerichtet: jede Reihe bildet ein *ionicus a minori*. Der Beweis ist gelehrt und überzeugend geführt. XIII. Die Quelle *Vandusta* ist nicht im *Sabinischen*, sondern, nach *Fea* und *Capmartin de Chaupps* höchst sorgfältiger actenmäßiger Untersuchung, bey

1704 G. g. N. 170. St., den 23. Oct. 1813.

Venusia, des Dichters Vaterstadt. Darüber findet gar kein Zweifel mehr Statt. XXI, 1—5. Trefflich wird gezeigt, daß nicht vom Alter des Weins die Rede sey: der Massiker ist eine Art von Muscatw. in: es wurde nur leichter und milder Wein verlangt, dessen Alter die Flasche nicht zu bezeichnen braucht. XXV. hält Hr. W. für un ouvrage de commande: wogegen sich doch Manches einwenden ließe. XXIX, 29f. Prudens futuri temporis etc. Hier erzählt der Verf. aus Nitsch, daß Friedrich II. nach der Schlacht bey Kollin sich in Leipzig von Gottsched diese Stelle erklären ließ. Je ne fais sùgt er hinzu, si ce trait, peu connu en France, ne lui fait pas autant d'honneur que l'épître célèbre qu'il adresse à Voltaire dans le même temps. IV, 4, 17. 18. Die jetzige Lesart ist willkührliche Aenderung von Muret und Nicol. Heinsius. Rhaeti ist die Lesart aller Manuscripte, und die richtige, der Genitivus singul. Rhaetus war der Ahnherr der Nation. Plin. III, 20. 18—22. von Sardon und Andern als unecht verworfen, werden von Hr. W. gut vertheidigt 73—76. spricht der Dichter, nicht Hannibal. VIII, 17. Non incendia. Hr. W. nimmt incendia mit unserm Hr. Prof. Nitscherlich für die Verwüstungen im Kriege, zumahl da das Wort im Plural gebraucht ist. Eingeschoben kann der Vers nicht seyn: dagegen streitet die Ungleichheit der Verse, die dann entstünde. Die Vorschläge impendia, oder wie Doring sogar im Texte hat, stipendia, sind ganz unstatthaft. XII. Virgilius in dieser Ode ist nicht der Dichter, sondern ein Kaufmann. Doch dieß sey genug, um den Werth des Werks zu zeigen und dasselbe unsern Lesern zu empfehlen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 25. October 1813.

Mailand.

In der königlichen Buchdruckeray: *Nuovi Strumenti di Ostetricia e loro uso* del Cavaliere Paolo *Affalini*, Dr. Chirurgo primario di S. M. il Re d'Italia, Chirurgo Ostetricio nello spedale di Santa Caterina di Milano etc. con quattro tav. in rame. 1811. 8. 127 S.

Die Schrift zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der eine die Geburtszange, der zweyte die Kopfböhrer und ~~_____~~ Gegenstand hat. Da die ~~_____~~ ten Gegenstandes nur eine ~~_____~~ itere Ausführung der Grundf. ~~_____~~ sche der Verf. im Jahr 1810 ~~_____~~ inischen Schrift: *Observationes practicae ad tumori modo extrahendi foetum jam mortuum etc.* bekannt machte, und welche wir im 176 Stück desselben Jahrganges dieser Anzeigen bereits beurtheilt haben, so übergehen wir jetzt diesen Theil des Buches, und halten uns nur an das, was der Verf. über die Zange

sagt. Um die Perforations-Instrumente und ihre Anwendung des Verf. kennen zu lernen, verweisen wir auf des Dr. J. J. Osiander's Schrift über die Französische Geburtshülfe, von S. 166 an. Herr Assalini hält den Nutzen der Zange für sehr eingeschränkt; die Kopfbohrer dagegen sind ihm die unentbehrlichsten Instrumente in der geburtshülftlichen Praxis. Er glaubt die Zange sey schädlich, wenn mit ihr mehr Kraft ausgeübt werden müsse, als sich im Sitzen zur Seite der im Bette ausgestreckt liegenden Gebärenden ausüben lasse. Er läßt daher, um die Zange anzuwenden, die Gebärende sich nicht aus dem Bette verrücken, setzt sich zur linken Seite, und bringt die Zange, wie den Catheder ein. Um sich dieses zu erklären, glauben wir nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß der Verf. ehedem auch, wie wir wissen, in England war, und wahrscheinlich da diese dort übliche Zangenanwendung sich zu eigen gemacht hat. Unter jeder Wehe zieht er den Kopf an, und versichert, auf diese Art schon mehrere Kinder zur Welt gebracht zu haben. Mit welchem Erfolg für die Mutter, läßt sich leicht erachten, wenn Kunstverständige wissen, daß bey dem Verf. von einem methodischen Anlegen und Anwenden nach den verschiedenen Stellungen des Kopfes und der Neigung des Beckens, so wie von Unterstützung der Geburtstheile während ihrem Gebrauch durchaus nicht die Rede ist. Die neue Geburtszange, welche der Verf. erfunden und hier abgebildet mitgetheilt hat, besitzt folgende Eigenheiten: 1) Ihre Löffel sind ungefenstert, und ohne erhabenen Rand auf der innern Seite. Sie sind nach der Zange des Prof. Osiander's gebildet, von deren Löffel der Verf. sagt, daß sie ihm unter allen

am besten geformt scheinen. S. 23 Fra il grandissimo numero dei forcipi che ho avuto agio di esaminare in varie parti d'Europa, la forma dei cucchiai del forcipe del Signor *Osiander*, professore di Gottinga, mi è sembrata preferibile ad ogni altra. 2) Die Stiele sind bogensförmig aufgebogen, um bey dem Anlegen und Führen in der obengenannten Lage der Gebärenden im Bette nicht hinderlich zu seyn, wie es die gewöhnlichen Zangen mit geraden Stielen seyn würden. Diese Verbesserung sey von einer Brünninghausischen Zange genommen. 3) Die Affalinische Zange hat keine Aye, keinen gekreuzten Schluß, sondern die Blätter liegen bloß, wie bey der Zange von *Chenance*, neben einander, werden aber durch ein besonderes m-förmiges Eisen zusammengeklemmt. 4) Die beiden Enden des Stieles, anstatt wie bey der *Levrer'schen* Zange nach außen gebogen zu seyn, sind, wie bey einer der allerältesten Zangen, des Englischen Wundarztes *Edmund Chapmann*, einwärts gekrümmt, und können durch einen Niegel zusammengehalten werden. Hierdurch soll verhindert werden, daß der Geburtshelfer nicht nach Willkühr den Kopf zusammendrücken könne. Er meint, die Zange könne den Durchmesser des Kopfes nur um drey Linien verkleinern, und sie sey überhaupt nur von Nutzen, wenn keine große Disproportion den Durchgang des Kopfes hindere. Wenn aber das Becken nicht unter drey Zoll im kleinsten Durchmesser halte, so brauche es keiner außerordentlichen Anstrengung, um die Geburt mit der Zange zu beendigen. — Als käme es nur auf den Grad der Weite und Enge des Beckens allein an. — In einer dritten Abtheilung des Buches, Appendice überschrieben, erzählt der

Verf. merkwürdige Entbindungsgeschichten aus seiner Praxis, unter denen vier Kopfbohrungen, mehrere unglückliche Zangenanwendungen und ein Kaiserschnitt lesenswerth sind. S. 29 in der Note des ersten, und S. 29 des zweiten Abschnittes (die Seitenzahlen sind nämlich nicht fortlaufend) lesen wir die Bemerkung, daß der König von Rom durch Hülfe des Baron Dubois und mittelst dessen verlängerter Zange, und wie es aus dem Zusammenhange zu erhellen scheint, mittelst Anwendung derselben bey dem verkehrt kommenden und zuletzt eintretenden Kopfe zur Welt gebracht worden ist. "Il forcipe di quest' autore (Signor Barone Dubois, chirurgo ostetricio di S. M. l'Imperatrice di Francia e Regina d'Italia) così corretto gli servi il giorno 20. Marzo 1811 a terminare il parto di S. M. Maria Luigia, Imperatrice de' Francesi e Regina d'Italia, ed a conservare la vita del primogenito di *Napoleon* il Grande. — Sotto delle forti contrazioni dell' utero il parto pei piedi diviene pericolosissimo pel feto, e gli ostetricanti per lo più sono forzati di ricorrere al forcipe per salvargli la vita. Il celebre Barone Dubois il 20. Marzo 1811, prese questo espediente in un caso della maggiore importanza, ed estrasse vivo il Re di Roma. Questo parto potrà ora chiamarsi *Parto Napoleone*."

München.

Auf Kosten der königl. Academie: Ueber den Aetrios-Edelstein des *Cajus Plinius secundus*. Eine antiquarisch-lithognostische Abhandlung von J. M. Güthe, königl. Baierschem Medicinal-Rathe und Academiker. Beylage zu den Denk-

schriften der königl. Baierschen Academie der Wissenschaften für das Jahr 1809. 1810. 76 Seiten in Quart. Mit einer Kupfertafel.

Wenn gleich antiquarisch-mineralogische Untersuchungen nur selten zu ganz genügenden Resultaten führen, so ist es doch auf jeden Fall erfreulich, wenn gründliche mineralogische Kenntnisse sich mit genauer Kunde der alten Litteratur vereinigen, um zu versuchen, mehr Licht über die sehr im Dunkeln liegenden Kenntnisse der Alten von den Mineralkörpern zu verbreiten; um so erfreulicher, je seltener ein solcher Verein in unsern Tagen angetroffen wird. — Vorliegende Abhandlung ist hauptsächlich einer Stelle im sieben und dreyßigsten Buche des Plinius gewidmet, in welcher vom Aktrios die Rede ist. Mit einem bedeutenden Aufwande von Gelehrsamkeit ist der Verfasser bemüht, Aufschluß darüber zu geben, was für einen Stein die Alten mit diesem Nahmen belegten. Zu dem Ende werden zuvörderst die Meinungen der alten und neuen Ausleger geprüft, die sich aber größten Theils in bloßen Muthmaßungen verlieren, ohne wahre Aufklärung darzubieten. Darauf wendet sich die Untersuchung zu dem Unterschiede zwischen dem Aktrios und andern weißlichen Edelsteinen des Plinius, Paederos, Iris, Alteria, Aktroites, Aktrobolus und Ceraunia; woben sich als Resultat ergibt, daß alle diese Steine von dem Aktrios ganz verschiedene, eigene Steinarten gewesen seyn müssen, welchen allen das Eigene, Auszeichnende, des Aktrios, von innen aus der Mitte wie ein Stern mit dem Glanze des Vollmondes hervorzu leuchten, fehlte: welches

von vielen Schriftstellern, die mehrere von den genannten Edelsteinen verwechselt oder zusammengeworfen haben, übersehen worden. Nun folgt eine Vergleichung des Akrios mit den neueren, uns bekannten, weiß scheinenden Edelsteinen, dem Edel-Opale, Mondsteine, Ragenauge, Girasole und Asterie-Sapphir; woaus es wahrscheinlich wird, daß der Stern-Sapphir der weißlichen Art mit dem Akrios des Plinius am meisten übereinkommt, oder dieser Edelstein selbst gewesen ist. — An diese antiquarischen Untersuchungen knüpft der Verfasser eigne mineralogische über den Stern-Sapphir: zuerst eine lithognostische Beschreibung und Abbildung zweyer merkwürdiger Stern-Sapphir mit einem beweglichen weißlichen, sechsstrahligen Sterne. Als regelmäßige äußere Gestalt wird das Tetraeder angeführt, dessen Kanten und Ecken durch das Rollen abgerundet sind; wogegen wir doch aber erinnern möchten, daß sich diese Form nicht wohl mit dem Krystallisations-Systeme des Sapphirs reimen läßt. Vermuthlich ist jene Form durch Abrundung einer andern bekannten Krystallisation des Sapphirs gebildet. So kommen z. B. hin und wieder doppelt sechsseitige Pyramiden vor, die durch eine sehr starke Abstumpfung an einem Ende das Ansehen von einfachen Pyramiden erhalten, und der tetraedrischen Form sich nähern, wenn drey abwechselnde Flächen auf Kosten der andern sehr breit sind. Unter den physikalischen Eigenschaften wird eine Erscheinung angeführt, die eine nähere Prüfung verdienen dürfte: daß nämlich, wenn man den Sonnenstrahl durch ein Glas-Prisma trenne, und den Stein nach und

nach in die sieben Farben bringe, der Stein alle Farben annehme, der Stern aber seine glänzende, lichte, ins Weißliche spielende Farbe viel weniger verändert beyhalte. Auf die Beschreibung folgt die Anführung der verschiedenen Meinungen der Naturforscher von der Ursache des Sterns der Stern-Sapphire. Unter den hier und bey den früheren Paragraphen angeführten vielen Schriften vermiffen wir die Abhandlung von *Caire-Morand: Recherches sur l'astérie des anciens etc* in den *Mémoires de l'académie impériale de Turin* von den Jahren 1805 bis 1808. *Mémoires présentés pag. 3.* Unser Verfasser, dem die Hypothesen seiner Vorgänger nicht genügen, wagt selbst keine Erklärung der Bildung des Sterns. Den Beschluß der Abhandlung macht eine "Vergleichung des Stern-Sapphirs mit dem Asterios des Plinius nach den gemeinschaftlichen Handelswegen, Fundländern, geognostischem Vorkommen, ehe-mahligem Bekanntgewesenseyn, und höchst wahrscheinlichem Wiederfinden."

Der Gegenstand dieser Schrift ruft uns recht lebhaft den Genuß in das Andenken zurück, den wir der Anschauung der bewundernswürdigen Mineralien-Sammlung des verstorbenen Leibarztes *Brückmann* zu Braunschweig verdanken, welche unter vielen kostbaren Schätzen auch eine Folge von Stern-Sapphiren besitzt, wie sie wohl schwerlich eine andere Sammlung dürfte aufweisen können. Das genauere Studium derselben überzeugt vollkommen von dem Zusammenhange, welcher zwischen der eigenthümlichen

1712 G. g. A. 171. St., den 25. Oct. 1813.

Structur des Steins und dem sternförmigen Scheine, Statt findet, wenn gleich gewisse Modificationen desselben schwer erklärlich bleiben dürften, wohin wir besonders die Erscheinung doppelter Strahlen an einem überaus merkwürdigen Stücke der Brückmann'schen Sammlung zählen möchten. Nach dem in diesem Jahre zu Braunschweig gedruckt erschienenen, 432 Octavseiten starken, Verzeichnisse besteht die Suite der Sternsteine aus 26 Exemplaren, und verdient nicht minder die besondere Aufmerksamkeit der Kenner, als die berühmte Suite roher Demanten, an welche sich die reichen Folgen der geschliffenen Demanten und anderer roher und geschliffener so genannter Edelsteine schließen, die, wenn sie gleich den kostbarsten Theil des ganzen Cabinets ausmachen, doch auch einen großen Reichthum anderer seltener Fossilien aus allen Abtheilungen des Systems zur Seite haben. Möchte diese jetzt zum Verkaufe stehende Sammlung, in welcher der Geist von zwey berühmten Gelehrten, Franz Ernst Brückmann, und dessen Sohne, Urban Friedrich Benedict Brückmann, ruhet, einen Besizer finden, der die mannigfaltigen Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, derselben so zum Vortheile der Wissenschaft benutzte, als dieses von ihrem Gründer und ihrem Erweiterer geschah!

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 28. October 1813.

Cassel.

Bei Thurneisen, 1813: *Altdeutsche Wälder*,
herausgegeben durch die Brüder Grimm, B. I. —
6 Hefte, 330 Seiten in groß Octav.

Die Erscheinung dieser Monatschrift, auf welche wir unsre Leser bereits vorläufig aufmerksam gemacht haben (s. oben S. 87), gibt einen neuen Beweis von dem unermüdeten, durch keine Schwierigkeiten oder Aufopferungen abzuschreckenden Eifer, womit die Herren Grimm den Lieblingsgegenstand ihrer gelehrten Forschungen verfolgen. Auch haben wir schon ein siebentes Heft als Unterpfand eines zweyten Bandes in Händen. — Der Inhalt dieses ersten Bandes ist mannigfaltig, wie der Titel ihn ankündigt, und alles, was hier mitgetheilt wird, rührt (einen kleinen Aufsatz, der unsern Hrn. Prof. **Bencke** zum Verfasser hat, ausgenommen) von den beiden Herausgebern her, Nr. XVIII. und XX. von Hrn. **Wilh. Carl Grimm**, die übrigen von seinem Bruder, dem Hrn. Staatsraths-Auditor und königl. Bibliothecar, **Jacob Grimm**. *Altdeutsche*,
D (8)

aus Handschriften herausgegebene Gedichte, und Erläuterungen unserer alten Poesie, machen die beiden Haupt-Classen aus, unter die sich alle einzelne Stücke vertheilen lassen. Wenn man bedenkt, daß der Abdruck unserer alten Denkmahle das einzige Mittel ist, sie von dem drohenden Untergange zu retten, und sie allgemein zugänglich zu machen, so kann man nicht umhin, der ersten jener beiden Haupt-Classen einen vorzüglichen Werth zuzusprechen. Auch bietet ein kritisch berichteter, mit treffenden Erklärungen begleiteter Abdruck dem Herausgeber hinlängliche Gelegenheit dar, seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit an den Tag zu legen; und nur der Unwissende kann in dem Wahne stehen, das Glück des Auffindens sey das einzige Verdienst, von dem hier die Rede seyn könne. Es wird also erlaubt seyn, bey dieser ersten Classe vorzugsweise zu verweilen.

Das erste hierher gehörige Stück ist Nr. IV. von zwein Kaufmann, eine Erzählung von 942 Zeilen, die einen bisher unbekanntem Dichter, Ruprecht von Würzburg, zum Verfasser hat, und aus einer Gothaer Handschrift abgedruckt ist. Die Vergleichen von ähnlichen Fabeln bey Boccaccio, Shakespeare und Andern, vorzüglich bey einem alten Welfschen Varden in Jones's Relicks, mögen die Liebhaber alter Poesie von dem Herausgeber, der bey solchen Vergleichen ganz in seinem Fache ist, selbst vernehmen. Wir beschränken uns hier auf ein paar Bemerkungen, die wir bey dem Durchlesen dieser treuherzig erzählten Mähre gemacht haben. S. 77 wan zwein jung deheine mochtin der stat ufgesten erklärt Hr. G. *duo quidam juvenes*. Dieß gibt aber keinen klaren

Sinn; wahrscheinlich ist die ursprüngliche Lesart *wan zweigunge deheine mocht in der stat ufge-*sten, denn keine innere Unruhen könnten die Stadt bedrohen. Z. 115 ist statt *wüchs wüchse* zu lesen. Z. 158 ist, nach schier, er ausgefallen, so wie S. 185, nach lieb, truten. Z. 160 sie wurde ihm zum ehelichen Weibe geschworen, ist wohl im heutigen Sinne des Wortes "geschworen" zu verstehen. vergl. Nibel. 6735. Z. 277 ist, statt mit, *min* zu lesen. Z. 342 des *zuch ich* zwei *geuchelin* bedeutet zuverlässig; wie auch S. 82 Hr. G. selbst vermuthet; daher ziehe ich *zwey Bastarde* für echte Kinder auf. Man vergl. Nibel. 3481, für welche von Hr. Prof. von der Hagen mißverständene Stelle diese sehr willkommene Aufklärung gibt. Z. 455 dar in nach der *fur*, weder hinein noch heraus; für würde in mehreren Hinsichten hier nicht passen. Daß Z. 494 *roben reuen* bedeutet, scheint nicht wahrscheinlich; sollte nicht zu lesen seyn: *si sprach: ich wän ir toben (ihr tobet)?* Z. 753 von im *brach* l. von *ir brach*. Z. 783 der *morgenstund* l. der *morgenstern*. An mehreren Stellen ist der Interpunction nicht die gehörige Sorgfalt zu Theil geworden, vielleicht durch Schuld des Correctors. So würden wir z. B. Z. 3 mit einem Semicolon schließen, Z. 11 mit einem Punct, Z. 181 mit einem Punct, Z. 182 ohne Comma, und die folgende Zeile in eine Parenthese setzen, Z. 174 darf gar keine Interpunction haben, und Z. 186, 224 und 299 verlangt ein Punct. — Das zweyte Anecdoton ist Hr. VI. der Mann in der Grube, von Rudolf von Montfort. Die letzte Zeile auf S. 78 ist, so wie sie hier gedruckt ist, allerdings undeutlich; sie muß aber ohne

Zweifel heißen: uf sinen val was er bereit, und das folgende Wort genende bedeutet hier nicht kühn, sondern gähmend, mit aufgesperrem Mäcken. — 3. Nr. XIV. De Jager uyt Grieken, ein Altholländisches Lied, das sich aber durch Inhalt und Ton ganz als allgemein verbreitetes Altdeutsches Volkslied ankündigt. — 4. Endlich gehört noch in diese Classe Nr. V. eine Stelle aus Apollonius von Tyrland (einem Gedichte, das, wie Hr. G. sagt, aus ungefähr 26,000 Zeilen besteht, und keinen Abdruck verdient, wohl aber Auszüge in Hinsicht auf Sprache und Inhalt), und Nr. XII. Bedeutung der Blumen und Blätter, ein prosaischer Auffag aus einer Handschrift der Bibliothek zu Trier (der aber mehr Spielerey eines Einzelnen, als allgemein verbreitete sinnbildliche Blumensprache zu enthalten scheint) nebst einem Anhang Nr. XIII. Blumenlieder.

Was die zweyte Haupt-Classe, die Erläuterungen der Altdeutschen Poesie, betrifft, so gehören hierher erstens theils einige kleine Italiänische Lieder, Nr. III. XI. XXII., an denen sich die im Ganzen allenthalben gleich tönende Weise des Volksliedes offenbart, theils die Vergleichen von Sagen und Fabeln unserer alten Dichter, mit ähnlichen anderer Dichter und anderer Völker, Nr. I. Commentar zu einer Stelle in Eschenbach's Parcifal (die Erzählung von der wunderbaren Wirkung, die drey auf den Schnee gefallene Blutstropfen bey Parcifal hervorbrachten), und Nr. XV. Indisches Märchen. Wenn wir bey dergleichen Zusammenstellungen die Belesenheit und den scharfen Blick des Verfassers bewundern, so müssen wir von der andern Seite auch offenherzig gestehen, daß uns bey manchen seiner etymologischen Flüge,

auf denen er, gleich dem Diener Oberons, in wenig Minuten einen Gürtel um den Erdball schlingt, manchmahl ein Schwindel anwandelt. — Die zweyte Stelle in dieser zweyten Classe nehmen historische Beyträge ein: Nr. II. über Agges und Elegast, Nr. VII. Gesellenleben: Schmiedegesellen, Böttchergesellen (Auszüge aus Friesens Ceremoniel der Professionen), Nr. XVIII. über Otacher, und Nr. XX. Zeugnisse für die Altdutsche Heldensage. Diese beiden Aufsätze, von denen der letzte ein Drittel des ganzen Bandes ausmacht, verdanken wir dem Hrn. Wilh. C. Grimm. In dem ersten wird eine bisher übersehene Stelle des Chronicon Urspergense (vergl. Nr. XX. S. 288) mitgetheilt, durch die eine Schwierigkeit in dem Hildebrandsliede (s. oben S. 81) auf eine überraschende Weise gehoben wird, und die auch dadurch merkwürdig ist, daß sie sich auf Volksfagen und Lieder beruft. Der zweyte Aufsatz enthält eine höchst vollständige Zusammenstellung aller äußern Zeugnisse über die Deutsche Heldensage, und zeigt ihre ursprüngliche Natur, ihr frühes Daseyn vor den Recensionen, die auf uns gekommen sind, die Stelle, welche sie in dem geistigen Eigenthum der Nation einnahm, und endlich ihr Verhältniß zu einer äußerlich anders entsprungenen und in einer andern Richtung aufstrebenden Poesie. Das Ganze ist in vier Perioden abgetheilt. Die erste, in welche auch die Zeit selbst fällt, wo Sage und Geschichte in ihrer ursprünglichen Vereinigung sich zeigen, fängt mit Priscus, einem Zeitgenossen Attila's, an, und geht bis zum neunten Jahrhundert; die zweyte, vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert. In diesen beiden Perioden sind die Stellen chronologisch geordnet; in der dritten,

vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert, nach ihrem Inhalte. In der vierten Periode, vom sechszehnten Jahrhunderte an, sind nur diejenigen Zeugnisse ausgehoben, die sich auf das Fortleben der alten Sage beziehen, oder etwa eine Eigenthümlichkeit oder Abweichung von dem Bekannten enthalten. Wie vielfachen Nutzen eine solche Zusammenstellung hat, und wie sehr alle Kenner und Freunde unserer einheimischen Poesie Ursache haben, dem Verfasser für seine mühsame Arbeit zu danken, leuchtet von selbst in die Augen. Ein Vorrath historischer Nachweisungen läßt sich auf mancherley Weise verarbeiten; wir wünschen, daß Hr. Grimm auf die eine oder die andere Art dieses selbst thun möge, ohne eine weitere Vermehrung seiner Materialien abzuwarten. Auch eine gedrängte klare Darstellung des Verhältnisses der Fabel zu der urkundlichen Geschichte, so wie der Sagen unter einander, würde ein sehr willkommenes Geschenk seyn. Möchte doch eines der nächsten Stücke uns damit erfreuen! — Die dritte Art von erläuternden Aufsätzen endlich ist grammatischen Inhalts: Nr. VII. Eheut und Mann, Nr. IX. und XXI. Nachträge zu den Sprachbemerkungen über das Hildebrandslied; Nr. X. Mönch: lateinische Alliteration (Proben aus drey Angelsächsischen Poeten, mit sehr lesenswerthen Bemerkungen). Nr. XVI. über einen vorzüglich der ältern Deutschen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes, von Hrn. Prof. Benecke, mit einem Anhange von Hrn. J. Grimm. Die Frage ist, ob die Genitive und Dative des Singulars, der nöte, der kreft- und dergl. von dem Nominativ, die not, herzuweisen sind, und also der

Umlaut zur Bildung der Casus diente, oder ob es Nominative, die nöte, die krefte, gab, so wie wir noch die Fahrt, die Fährte, die Statt, die Stätte, die Saul, die Säule, sagen. Hr. Docen nimmt jenes, Hr. Benecke dieses, an. Hr. Grimm tritt Hrn. Docen bey, und stützt sich vorzüglich auf eine Analogie des Isländischen, die indeß etwas zu weit abzuliegen scheint. Die von Hrn. Benecke angeführten Beispiele werden sich beträchtlich vermehren lassen. Nr. XVII. Grammatische Ansichten. Mehrere treffende Bemerkungen über unstatthafte Bestrebungen unserer anmaßenden Sprachverbesserer. Nr. XIX. Zur Altdeutschen Metrik. Die Regel ist, sagt Hr. G., daß bey zwey durch einen Reim gebundenen kurzen Zeilen der Sinn nach der ersten Zeile schließt, so daß hinter dem zweyten Reime viel seltener ein Comma zu stehen kommt. Die oben angegebene Verbesserung der Interpunction scheint das Daseyn einer solchen Regel zu bestätigen. Wir glauben indeß, daß der Ausnahmen sich so viele finden, daß die Regel verschwindet, und daß ein solches Gesetz von den alten Dichtern weder absichtlich noch bewußtlos befolgt wurde.

Verfasser und Gegenstand veranlassen uns, hier sogleich auch folgender Schrift zu erwähnen:

Heidelberg.

Drey altschottische Lieder in Original und Uebersetzung aus zwey neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Hrn. Professor F. D. Gräter von W. E. Grimm. Angehängt sind Zusätze und Verbesserungen zu den altdänischen Helden-

1720 G. g. A. 172. St., den 28. Oct. 1813.

liedern, Balladen und Märchen. Bey Mohr und Zimmer. 1813. 56 Seiten in groß Octav.

Die Altdänischen Heldenlieder wurden von uns 1811 S. 2042 angezeigt. Es ist also gewisser Maßen Pflicht, unsere Leser auch mit diesen Zusätzen und Verbesserungen bekannt zu machen. — Die Schottischen Lieder sind aus *Scott's minstrelsy of the Scottish border*. 3 Vols. Ed. 4. Edinb. 1810 und aus *Famieson's popular ballads and songs*. 2 Vols. Edinb. 1806 genommen. Auch diese Sammlungen und wiederholten Auflagen beweisen, wie allgemein der Geschmack an alter Poesie sich in England verbreitet. Die ausgewählten Lieder werden, wie wir nicht zweifeln, auch Deutschen Lesern gefallen, obgleich jede gute Poesie so fest in ihre ursprüngliche Sprache eingewachsen ist, daß sie sich ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit nie versetzen läßt. Ein Schotte wird nicht einmahl zugeben, daß solche Lieder ins Englische übertragen werden können. Bisweilen hat sich Hr. Grimm, wie uns dünkt, zu sehr an die Worte des Originals gehalten. For I'm sick at the heart, denn krank bin ich am Herzen, ist ungetreu treu. Richtiger: Ach mir ist so übel, muß nieder mich legen. Will ye gae to the wood a-warslin sollte übersetzt seyn: Willst du hin in den Wald mit mir, und ringen. They warstled up they warstled down, sie rangen hin, sie rangen her, ic. — Das Sendschreiben an Hrn. Prof. Gräter betrifft eine Recension der Altdänischen Lieder in den Heidelberger Jahrbüchern von 1813. — Non nostrum tantas componere lites.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 30. October 1813.

Paris.

Bey den Gebrüdern Michaud 1813: Biographie
 Universelle, ancienne et moderne etc. (Man s.
 oben das 146. Stück dieser Anzeigen). Tome VII.
 et VIII. 646 und 648 S. groß Octav.

Bey dieser vierten Lieferung hat jeder Band, was
 gleich anfangs hätte geschehen sollen, das Signaturen-
 Verzeichniß der Mitarbeiter an seiner Spitze. Daß
 in einer aus mehr als 80 Köpfen bestehenden Gesell-
 schaft bald genug sich Veränderungen ereignen, Mit-
 glieder ab- und neue zutreten würden, ließ sich erwar-
 ten; wenn man daher in der Fortsetzung auch manche
 Nahmen ungern vermißt, so erscheinen hinwiederum
 andere, die für das Institut viel Gutes hoffen lassen;
 und unter diesen auch die in Deutschland schon bekann-
 ter gewordenen eines Emeric David, Lasteurie, La-
 cretelle, Lacroix, Landon, Levesque (aus seinen
 hinterlassenen Papieren also), Marton, Mentelle,
 Petit-Radel, Villemain, ohne daß man durch Ver-
 schweigung der übrigen dem Werthe ihrer Arbeit das
 Mindeste entziehen will. *Dii minorum gentium, die*
 E (8)

auf Erwähnung in einer mit Bedacht angelegten Biographie Univ. keinen Anspruch zu machen haben, finden sich in vorliegenden beiden Bänden schon weniger; und daß die Nothwendigkeit einer solchen Ausmerzung immer stärker der Gesellschaft einleuchten werde, ist um so mehr zu hoffen, da diese beiden neuesten Theile den Buchstaben C dennoch nicht erschöpfen, sondern nur von Can bis Clayt reichen, mithin nicht 18 Bände, sondern weit mehr als doppelt, und wohl drey Mahl so viel, zur Beendigung des Werks erforderlich seyn dürften.

Der Plan, die den Fürstenhäusern zugehörenden Aufnahmen nicht mehr nach dem Alphabet, sondern unter Familien- oder Länder-Nubriken aufzuführen, hat, wie es scheint, gegen so viele Schwierigkeiten zu kämpfen gefunden, daß er der alten Methode, Alles, oder das Meiste doch, unter Vornahmen zu stellen, sehr bald hat weichen müssen. So umfaßt z. B. der Nahme Charles eine so gewaltige Menge von Artikeln, daß man Mühe genug haben soll, sich unter dieser zahlreichen Sippschaft zurecht zu finden; ungerathet die häufigen, kaum zu vermeidenden, Hinweiser auf erst in der Folge zu liefernde Notizen. Da an eine völlig unparteyische Geschichte der schrecklichen Revolution und ihrer nächsten Folgen noch nicht zu denken ist, hat man es mit Dank anzunehmen, wenn tüchtige Beobachter, u. die mit dem Character durch vorzüglich gespielte Rollen ausgezeichnete Köpfe sich vertraut gemacht, in einzelnen Lebensbeschreibungen derselben uns ihre Kenntnisse mittheilen. Unter dergleichen Biographien zogen die bündig gefaßten, sine ira et studio, auch sonst angenehm und ohne Prunk geschriebnen, aus der Feder eines Hrn. Beau lieu, der vermuthlich auch Manches anonym beygetragen, den Rec. besonders an. — Dem Versprechen, außer d. Angabe der hervorragend-

sten Arbeiten jedes Schriftstellers auch die besten Ausgaben derselben anzeigen zu wollen, bleibt die Gesellschaft noch immer treu: so weit sich nämlich dieses von Ausländern, und überhaupt bey menschl. Beschränktheit, erreichen läßt; denn ob schon, um nur von Deutschland zu sprechen, die Arbeiten eines Jöcher, Adelung, Meusel etc. von ihr fleißig benutzt sind, ja in Hinsicht auf ihren eignen Heerd die *France Littéraire* unsers Ersch ebenfalls nicht unbefragt blieb, wird man dennoch leicht einsehen, daß hierüber etwas nichts zu wünschen und zu berichtigen übriglassende unter die Unmöglichkeiten gehört, auch das *Quot capita, tot sensus*, jeden Augenblick in den Weg tritt. Bey Anführung von Druckersflingen indeß, und überhaupt alter Impressen, auf deren Existenz oder Nichtdaseyn es ankommt, und worüber die Biogr Univ. sich noch manchen Mißgriff zu Schulden kommen läßt, sollten auch Panzer's *Annales typographici* (keine flüchtige Compilation, sondern ein *ἡμᾶς ἐς αὐτὸν*) Jedem zur Hand liegen, der über so Etwas uns noch belehren will! Unter dem Artikel Catherine de Sienne würde sodann Hr. Tabaraud nicht als Berichtigung angemerkt haben, daß bereits 1477 zu Florenz gedruckt worden: denn schon 1471 u. 72 war dieß daselbst geschehen. Vermuthlich schwebte ihm vor, daß ein anderes, in eben dem Jahre zu Florenz gedrucktes, Buch für das erste gilt, worin wirkliche Kupferstiche sich sehen lassen.

Eben so schlimm ist's, wenn Biographen nicht die neuesten Ausgaben ihrer Schriftsteller vor sich haben. Wie kann z. B. Hr. Ginguéné bey Gelegenheit des Erz-Bischofs Ciccarelli behaupten, daß Tiraboschi zwar über diesen und andere litterarische Gauner viel gesammelt, und in einem eignen Tractat habe mittheilen wollen, vor Erfüllung seines Versprechens aber

gestorben sey: da der treffliche Mann doch zeitig genug Wort gehalten, nämlich in den zu Padova 1789 wirklich abgedruckten *Riflessioni su gli Scrittori Genealogici etc.*, worauf er in der letzten Ausgabe seines litterarhistorischen Werks über Italien auch hinzuweisen nicht vergessen hat. — Nichts ist dawider einzuwenden, daß man dem Genfer, aber aus Marseille gebürtigen, Buchdrucker *Pyramus de Candolle* wegen mehrerer aus seiner Officin, auch wohl Verlage nur, gekommenen Merkwürdigkeiten eine Stelle eingeräumt; sodann aber wäre auch seine durch Vollständigkeit und correcten Druck sich empfehlende Ausgabe der *Erasmischen Adagien-Sammlung* von 1612, so wie die der *Epistolarum Graecanicarum* von 1606, die, dem Vorbericht zufolge, *Cujacius* bearbeitet haben soll, der Anzeige nicht unwerth gewesen; auch ist uns Deutschen aus der Lebensgeschichte dieses Mannes, der vorher als Soldat sich umher getrieben, noch mehr bekannt, als hier bengebracht worden. — Daß *Caneparii* Buch *de atramentis*, welches mehrere Ausgaben erlebt hat, von *Schreibertinte* handeln sollen, aber in hundert Nebendinge ausschweife, wird auch hier unbedachtsam genug wiederholt, d. h. Andern nachgeschrieben, da aus seinem Tractat doch gerade das Gegentheil hervorachet. Ueber *Vitriol* und die Naturgeschichte dieses Minerals hat der gar nicht ungelehrte Italiäner seine angestellten Versuche uns mittheilen wollen; zu seiner Zeit aber, im Anfange des XVII. Säk. nämlich, nannte man alles, was *Vitriol* enthielt, noch *atramenta*. Nur beyläufig also wird in seinem Buche auch die Fertigung der *Schreibertinte* gelehrt; und was mehr daraus zu lernen, hat unser *Beckmann* im 1. Stücke seines *Vorraths Kleiner Anmerkungen* vor bereits 20 Jahren angezeigt.

Auch in Betreff des Allerneuesten wäre eine bestimmtere Geschichte der Ausgaben hier und da zu wünschen. Z. B. im Artikel Charlotte Elisabeth de Bavière. Gemahlinn des Bruders Ludwigs XIV., gibt es sogleich zu erinnern, daß diese Dame nicht als Baiersche Prinzessin, sondern als eine von der Pfalz, hätte aufgeführt werden sollen; sodann, daß die (in Deutscher Sprache) von ihr geschriebenen Briefe an keinen Herzog Anton Ulrich von Baiern, als dergleichen es in diesem Hause niemahls gegeben, sondern an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichtet gewesen; und endlich, daß die Original-Ausgabe derselben — wiewohl nur in Auszügen bestehend — nicht in Frankreich, sondern mitten in Deutschland, aus einem fürstl. Archive, keiner unzuverlässigen Quelle mit-hin, zum Vorschein gekommen ist. — Auch in diesem Onomastico hat der wackere David Casley, gewesener Unter-Bibliothecar des Königes von England, keine Stelle gefunden! Da sein mit einer Menge trefflich gestochener Schriftproben versehenes, aber auf eigne Kosten 1734 zu London in Quart gedrucktes, und daher selten und theuer gewordener Catalogue of the Manuscripts of the Kings Library etc. unter diplomatischen Hülfsmitteln, und das aus vielerley Gründen, immer einen ehrenvollen Platz behaupten wird, wäre es doch befremdend, wenn bey Britischen Litterarhistorikern über diesen Mann, der ein so nützlich Buch geschrieben, gar keine weitere Auskunft sich aufspüren ließe!

Nach mehreren Anzeichnungen dieser Art darf Rec. sich nicht umsehen, wenn er noch zu dem Zeugnisse Raum finden will, daß, da historische

Wörterbücher einmahl so sehr Bedürfniß für die Lesewelt geworden, man mit vorliegendem ungleich zufriedener zu seyn Ursache habe, als mit irgend einem der früheren, und daß diese Fortsetzung gleichfalls der Biographien in Menge darbiete, welche nicht allein angenehm unterhalten, sondern auch Belehrungen und Gefühle zurücklassen, wodurch die ganze Unternehmung zur nützlichen erhoben wird.

Landshut.

Bei Thomann 1812 auf VIII u. 199 S. gr. Oct.:
Einteilung in das Studium der Geschichte des germanischen Rechts, von D. C. F. A. MITTERMAIER. öffentl. ordentl. Prof. d. R. in Landshut.

Nicht ohne eine gewisse Schüchternheit geht Rec. endlich nach langem, eben daher entstandenem, Zaudern an die Anzeige dieser Sammlung von fünf Abhandlungen, von welchen er nicht recht weiß, ob sie jetzt alle zum ersten Mahle gedruckt erscheinen, da der V. von Vorlesungen spricht, welche er schon vor drey Jahren nach dem in den zwey letzten Abhandlungen gezeichneten Plane gehalten habe. Das Germanische Recht in seinem ganzen Umfange, wie man es dem Römischen entgegen setzt, wo es also auch das Französische und selbst das Slavische unter sich begreifen muß, ist ein Feld von so ungeheuerem Umfange, der Quellen sind, in Vergleichung mit dem reinen Röm. Rechte, so unendlich viel mehr, und der Bearbeitungen so viel weniger, daß es fast nicht möglich ist, das Römische und das German. Recht zu gleicher Zeit absichtlich zu bearbeiten, während denn doch die Vernachlässigung des Röm. Rechts sich auch an dem Germanischen nicht selten rächen wird. Daher kommt es denn, daß wir gerade über den gelehrtesten Theil des Germa-

nist. Saches, über die Geschichte, uns fast mit bloßen frommen Wünschen begnügen müssen. Man gesteht Rec. aufrichtig, daß er in diesem Theile der Rechtswissenschaft so sehr ein Laie ist, als man es darin nur irgend seyn darf, während man sich mit einem andern Theile eifrig beschäftigt; er traut sich also über die Untersuchungen, welche das gegenwärtige Buch andeutet, kaum eine Stimme zu. Aber auch in Rücksicht auf den Verf. finden sich Bedenklichkeiten, da doch jetzt meistens noch bloß von recht guten Vorsätzen die Rede seyn kann, und diese bey einem so schweren Unternehmen, eine Aufmunterung verdienen, die mit einer genauen Angabe alles dessen, woben man Anstoß gefunden hat oder finden könnte, wenn man es recht genau nähme, nicht ganz verträglich ist. Wäre das Buch noch nicht gedruckt, und ein Freund des Verf. hätte es in der Handschrift gelesen, so würde er ihn besonders auf die Sprache aufmerksam machen müssen, die auf der einen Seite fast ein wenig zu schön (S. 4 ist vom "Rechtskörper" die Rede), zuweilen gar poetisch, und auf der andern doch gar nicht frey von Sprachfehlern ist, die das südöstliche Vaterland des Verf. verrathen. S. 10 kommt "verreichen," S. 12 "ohne gründlichen philosophischen Studium," S. 126 "es übrig," S. 157, "den Consens erhohlen" vor, und selbst die hier meist gebrauchte Rechtschreibung "Famille" und "Zutell" gehört hierher. Allein dieses Alles erinnert nur an die Schwierigkeiten, welche der Verf. zu bestegen gehabt hat, und erhöht in so fern sein Verdienst. In den Sachen selbst ist viel zu oft der so gar gewöhnliche Fehler begangen, daß die Gesetzgebung genannt wird, wo nach dem ganzen Zusammenhang nur die Entstehung des positiven Rechts

1728 G. g. A. 173. St., den 30. Oct. 1813.

überhaupt, also meist durch Sitten, gemeint seyn kann. S. 8 sind die letzten Schriftsteller über das Deutsche Staatsrecht, auf Kosten ihrer Vorgänger ungerecht gelobt, denn daß noch Lebende zuerst das Beweisen aus dem Corpus Juris bey dem, was die Verfassung betrifft, verlassen hätten, behauptet gewiß keiner von ihnen. Eben so wird S. 106 Calixt in Helmstädt als Verbreiter dessen getadelt, was er beynähe zuerst verworfen hat. Bey dem Deutschen Sachenrechte ist S. 168 der Unterschied zwischen Grundstücken und beweglichen Sachen nicht erwähnt, der es wohl am meisten von dem Römischen Rechte unterscheidet. Eben so S. 195 bey den Verträgen der Unterschied zwischen denen mit und denen ohne gerichtliche Bestätigung.

Die erste Abhandlung bis S. 30 zeigt die Nothwendigkeit einer eigenen Germanischen Rechtsgeschichte. In der zweyten bis S. 56 von dem Umfange und den Aufgaben derselben, sind erst S. 53 die Perioden angegeben, nachdem schon öfter Gebrauch davon gemacht war, 1) bis 534 (wie Herr Prof. Eichhorn) 2) bis 843, 3) bis 1495, 4) bis auf die Revolution und 5) seit dem. Die dritte Abhandlung bis S. 78. Hauptcharacter des Germanischen Rechts. Die vierte bis S. 134 ist der äußern und die fünfte der innern Rechtsgeschichte gewidmet. Rec. wünscht dem Verf. Gelegenheit diese beiden Entwürfe mit dem Fleiße auszuführen, welchen dieser selbst dabey für nöthig erkennt, da er z. B. S. 139 auch den Nutzen, welchen die Kenntniß des Indischen und Persischen Rechts bey seiner Arbeit haben könne, nicht außer Acht läßt.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. Stück.

Den 30. October 1813.

London.

Wir müssen endlich ein Mahl des Asiatik annual Register, das seit der Anzeige des ersten Bandes (1800 S. 1857) bis zum zehnten fortgerückt ist, wieder gedenken, ob wir uns gleich noch immer außer Stande sehen, eine zusammenhängende Uebersicht der darin zur neuesten Geschichte des Britischen Reichs in Ostindien gelieferten Materialien zu geben. Es gehen uns nämlich vier Bände (5—8) von den Jahren 1803—1806 ab; die letzten, die in unsern Händen sind, (9 und 10) enthalten die Geschichte des Britischen Asiens von den Jahren 1807 und 1808. Um uns für die nächsten bereits erschienenen Bände, welche die wichtigen Debatten über die Insurrection der Armee zu Madras, über die Finanzen und die Fortdauer der Ostindischen Compagnie nach ihrer bisherigen Einrichtung, desgleichen Nachrichten von dem neuen Krieg mit den Maratten, und andere große Merkwürdigkeiten enthalten, Raum zu schaffen, schicken wir eine kurze Anzeige der vorangegangenen Bände voran. Die neuesten sind:

The Asiatik annual Register, or, a view of
the History of Hindustan, and of the Politics,
F (8)

Commerce, and Litterature of Asia. Vol. IX. For the year 1807. 30 S. Chronicle 223 S. State papers 215 S. Proceedings in Parliament on East India Affairs and at the India House 32 S. Miscellany 174 S. in Octav. 1810. Vol. X. For the year 1808. XIX S. Die frühere Geschichte 40, und das Uebrige 684 S. in Octav. 1811.

Die Unternehmung dieser Sammlung war nicht nur eine der Geschichte höchst nützliche, sondern auch eine von der pecuniären Seite einträgliche Speculation. Was Ostindien betrifft, das betrachtet jeder patriotische Britte für eine National-Sache, und dem öffnet er, wenn er auch von daher keine unmittelbare Vortheile zieht, mit Freuden seine Börse. Die Zahl der Subscriptenten ist daher mit jedem Jahre gestiegen, und betrug schon beym vierten Bande (1802) 970 Mann. So lange ein Britisches Reich in Indien bestehen wird, kann man erwarten, werde auch diese Materialiensammlung seiner Geschichte bestehen.

Ihr Muster ist das seit 1758 in England erscheinende Annual Register. Ihm und dem ersten Bande sind auch die folgenden im Ganzen treu geblieben: die kleinen Abänderungen in Ordnung und Paginirung betreffen nichts Wesentliches. Wie dort, so fehlen hinter der Chronik und den öffentlichen Verhandlungen auch hier nicht die in England beliebten Character-Zeichnungen, Poesien, Bücheranzeigen, und ein ausgearbeitetes Stück der Geschichte.

Letzteres geht in dem Asiatic annual Register immer jedem Bande voran, und ist mit einer eigenen Seitenzahl versehen. Bey dem Bruchstück aus der frühern Geschichte ist die meiste Abwei-

chung in der Ausführung zu finden. Nach der ersten Ankündigung sollte in diesem Abschnitte nur die Geschichte des Britischen Indiens nach und nach abgehandelt werden. Schon im ersten Bande ist eine allgemeine Geschichte von Ostindien daraus geworden, welche bis in die fabelhaften Zeiten hinaufstieg, und bis zum Jahre 1603 herabging. Der zweyte Band begann mit einer Nachricht von dem Ursprunge, dem Fortgange und dem Verfall der Portugiesischen Besitzungen in Ostindien. Der dritte handelte von dem Reiche des großen Moguls in seinem höchsten Glanze, und dem schwachen Anfange und der allmählichen Bildung des gegenwärtig ungeheuren Indischen Reiches der Britten; der vierte von dem Holländischen Ostindien. Die folgenden, uns fehlenden, Bände müssen unter andern eine Geschichte von Wellesley's berücktigter Verwaltung der abgetretenen Provinzen von Oude aus Staatspapieren enthalten haben, weil sie im Anfange des neunten Bandes beschlossen wird. Der zehnte erzählt die Geschichte von Persien im achtzehnten Jahrhundert bis 1749, oder bis zu Scharoß's Bildung. Für den Rec. war die Nachricht von der ersten Niederlassung der Britten in Ostindien (im dritten Bande) am anziehendsten. Der Verfasser muß dabey bisher ungebrauchte Quellen zu Rathe gezogen haben, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, Manches bestimmter und genauer auszuführen.

Die Chronik ist ein wahrer Potpourri, ein Gemengel von Nachrichten, nach den Monathstagen zusammengestellt: Bekanntmachungen aller Art, von Verlobungen, Heirathen und Todesfällen, von angekommenen und abgegangenen merkwürdigen Personen, Verordnungen in Polizen, Civil-, Mi-

litär- und Handlungsfachen, Staats-Contracte, Formulare zu allerley Ausfertigungen, Regulative für Beamte und niedergesetzte Commissionen, Wechsel-Curse, Ankunft und Abfahrt der Schiffe, Beförderungen, Briefe von Reisenden, Berichte, Belobungen, Dankfagungen — eine wahre Arche Noah's, in die auch Reines und Unreines einging. Das Meiste der Art ist aus Indischen Zeitungen und Flugschriften genommen, und würde für die Europäer verloren seyn, fände es nicht hier einen Sammlungsort. Und Vieles der Art könnte auch mit jenen Blättern, ohne Schaden der Mit- und Nachwelt, untergehen. Doch muß die Nachwelt, welche von diesem Jahrbuche Gebrauch machen wird, nie vergessen, daß manche Kleinigkeit, die in Indien vorkommt, ein Familien-Interesse in England haben kann, und daß überhaupt der Verfasser eines Jahrbuchs für seine Zeitgenossen Vieles mitnehmen muß, was nach dem Ablauf seiner Generation zu den gleichgültigsten Dingen in der Welt gehört. Und wer im Alterthum Forschungen angestellt hat, wird aus Erfahrung wissen, wie sehr oft dem Forscher dergleichen Kleinigkeiten zur Vollendung einer Untersuchung zu statten kommen, von denen sich Jahrhunderte über Niemand hatte träumen lassen, daß sie noch je Jemanden in der Welt würden brauchbar seyn. Das nil admirari und das nil contemnere sind zwey gleich goldene Sprüche.

Auf die Chronik folgen die wichtigen Actenstücke: Verhandlungen im Parlament und im Hause der Ostindischen Compagnie, die Asiatischen Besitzungen betreffend: Manches mit seiner ganzen Umständlichkeit, Entwürfe, und Debatten darüber, sammt den Reden in ihrem ganzen Umfange; Manches nur summarisch und im Aus-

zuge. Wohl der Geschichte, daß eine solche Umständlichkeit den Zeitgenossen im Inlande angenehmer ist: wenn sie dem Auslande und der spätern Zeit, die nur das Wesentliche verlangen, lästig ist, so sieht sich der Staats- und Geschichtsforscher dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe mit Genauigkeit und Treue auszuheben. Wir waren begierig nach genauen Nachrichten über die Insubordination der Armee zu Madras. Francis brachte sie auch im Parlament am 25. März 1807 zur Sprache; bis jetzt aber liefert man darüber in den beiden letzten Bänden nichts, was dieses höchst wichtige Ereigniß gehörig aufklärte. Die weitläufigsten Debatten betreffen die Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Marquis Wellesley. Im zehnten Bande findet sich eine eigene Oude Question und Carnatic Question. Wenn gleich am Ende wenig herauskam, "weil der Angeklagte der Ostindischen Compagnie mit Eifer gedient, und keine Gesetze übertreten habe, ob gleich das Land durch ihn unglücklich geworden sey," so sind doch solche Majestäts-Acte der Volksrepräsentanten eine Lection für die Nachfolger. Die Debatten über das Deficit der Ostindischen Compagnie von 2,400,000 Pf. Sterling (1807), und über ihre Schuldenlast überhaupt, sind in diesen Bänden nur vorbereitet, und werden die nächsten Bände desto interessanter machen, je weniger man sie bisher auf dem Continent aus echten Quellen, den Englischen Zeitungen selbst, kennt.

Und wie Vieles ist in den Adressen, Reden, Berichten, Entwürfen und Nachrichten enthalten, welches nicht nur dem Facultäts-Gelehrten, sondern auch dem bloßen Dilettanten diese Sammlung anziehend macht! Die Schutzpocken haben in Asien einen unerwarteten Eingang gefunden: die vorzüg-

lichsten Einwohner von Calcutta, Madras und Bom-
 bay haben dem Dr. Jenner nicht bloß wörtlich in
 einer Adresse ihren Dank bezeugt, sondern auch thätig,
 durch eine reiche Subscription. Aus Calcutta
 allein sind ihm 4,000 Pf. St. in Wecheln zum Ge-
 schenk übermacht worden. Unter den Subscribenten
 in Madras steht auch der Nabob von Carnatik. Seit-
 dem durch Sir George Staunton eine Abhandlung
 über die Vaccination in Sinesischer Sprache erschie-
 nen ist, wird sie in Canton allgemein ausgeübt. Um
 sie auch in die benachbarten Provinzen zu verbreiten,
 ist daselbst durch zusammengeschoffene reiche Bey-
 steuern eine Anstalt dazu gegründet worden. —
 Lord Wellesley hat wichtige Einrichtungen für die
 Indische Zoologie getroffen, und an die Spitze der-
 selben Dr. Francis Buchanan gestellt. Alle merk-
 würdige vierfüßige Thiere und Vögel des Britischen
 Reichs in Ostindien sollen zu Baruckpore von Dr.
 Buchanan gesammelt werden; den vorzüglichsten
 Militär- und Civilbeamten ist befohlen, sie durch
 Personen, die zu diesem Geschäfte tauglich sind, her-
 bezuschaffen, und Aerzte und andere Kenner der
 Naturgeschichte ihres Districts anzuhalten, mit Dr.
 Buchanan in Briefwechsel zu treten, für ihn Erkun-
 digungen einzuziehen, und alle seine Anfragen schnell
 und genau zu beantworten. Für Zeichner, Mahler
 und die übrigen Ausgaben ist dem Vorsteher des
 zoologischen Museums zu Baruckpore jährlich die
 Summe von 12,000 Rupieen aus dem allgemeinen
 Schatz angewiesen, und zu seiner Correspondenz
 völlige Postfreiheit eingeräumt. Von dem Fort-
 gang seiner Untersuchungen stattet er halbjährig Be-
 richt an den Generalgouverneur ab; jährlich sendet
 er Zeichnung und Beschreibung der Thiere und die
 über sie gesammelten Nachrichten nach England an
 die Directoren der Ostindischen Compagnie zur Be-

Kanntmachung ab. — Für die Verbesserung des Ackerbaus unter den Hindu, die unter dem schönsten Himmel und auf dem fruchtbarsten Boden in der bittersten Armuth leben, ist ein ausführlicher Vorschlag an die Directoren gesendet worden. Zu Baruckpore soll auf Kosten der Regierung ein großer Mauerhof, zum Muster für die Landeseingebornen, auf Europäische Weise bewirtschaftet werden, unter der Aufsicht theoretisch- und practisch geschickter Deconomen, welche die Englische Landwirthschaft nach Ort und climatischen Verhältnissen und andern Umständen abzuändern den Verstand haben. Nicht Befehle, sondern das Beyspiel der größern Fruchtbarkeit und besserer Benutzung soll die Hindu zur Abänderung ihres von ihren Voreltern ererbten Verfahrens bey dem Landbau bewegen, und in diesen Mauerhöfen practisch angelehrte Hindu sollen zur Verbreitung der Englisch-Indischen Landwirthschaft gebraucht werden, unter der Beyhülfe einer gedruckten, allgemein verständlichen Anweisung dazu in der Landessprache. — Der Vicepräsident des College im Fort William, E. Buchanan, hat in Gesellschaft des Dr. J. E. Leyden nach Cochin und Travancore eine Reise unternommen, um allerley alte Schriften, welche die Juden und Syrischen Christen jener Gegend besitzen sollen, aufzusuchen.

Ueberhaupt hat die Litteratur seit dem letzten Jahrzehnde wichtige Werke durch die Britische Anstalten und Gelehrte in Ostindien erhalten, und sieht einer Reihe Anderer entgegen. Nur Jammer Schade, daß sie vor der Hand für die Gelehrten dießseits des Meers nicht vorhanden sind. Im Fort William, bey dem College für die Asiatischen Sprachen, ist eine Druckerey mit vollständiger Nagaryschrift, in verschiedener Größe, zum Druck in Sanscrit eingerichtet. Das berühmte Sanscritwörterbuch Amers

Cosha hat im Original, mit einer Englischen Uebersetzung und den nöthigen Erläuterungen von Colebrook, bereits die Presse verlassen. Im Plane des von Catharina II. veranstalteten Russischen Wörterbuchs hat Macfiutofsch ein vergleichendes Vocabular aller Indischen Sprachen vorgeschlagen, wozu bereits die Specialwörterbücher, ein Persisches, Hindostanisches, ein Bengalisches und Sanscritvocabulary ausgearbeitet und im Druck erschienen sind. Carey's Marattische Grammatik ist schon gedruckt und sein Marattisches Wörterbuch in der Handschrift vollendet; zwei längstgewünschte Hülfsmittel für die Britischen Bedienten im Fort St. George und Bombay. Schon ist H. P. Forster's Uebersetzung einer berühmten Sanscrit-Grammatik, Mugdabodah, mit Paradigmen und einer Abhandlung über die Wurzelwörter des Sanscrit im Druck erschienen; und zur Presse ist ein Wörterbuch des Sanscrit und der Bengalischen Sprache mit einer Englischen Uebersetzung fertig. J. Gladwin hat ein Persisches, Hindostanisches und Englisches Wörterbuch in drei Octavbänden geliefert. Und wie vieles Andere ist zum Druck zubereitet! von den am College des Fort William angestellten Hindu-Gelehrten ist ein großes Sanscritwörterbuch aus verschiedenen inländischen Wörterbüchern, mit Belegen aus Classikern, zusammengetragen und in der Bibliothek des College's niedergelegt. Meer Sher Ulee hat in Hindostanischer Sprache ein Werk über die Geschichte und Geographie von Indien vollendet; das berühmte System der Indischen Philosophie, Sānc'hya wird von Carey und seinen Gehülfen übersetzt, — von denselben Gelehrten, denen wir das epische Gedicht Rāmāyān des Balmiki verdanken (das bereits in unsern Händen ist, und nächstens angezeigt werden

fol). Raffles hat ein vollständiges Malaysches Gesetzbuch zusammengetragen, Shaw eine Malaysche Grammatik; Hunter hat einen Afghanen zu einem Wörterbuch seiner Muttersprache veranlaßt, das in des erstern Händen ist. Wie in Druckschriften, so ist das College zu Fort William auch im Unterricht thätig. Am 2. März 1808, als dem Tage der öffentlichen Prüfung, wurden nach Deutscher Art in Hindostanischer, Persischer, Arabischer, Bengalischer und Marattischer Sprache, unter einem Präses von Respondenten ihre in den genannten Sprachen verfertigte Abhandlungen gegen Opponenten förmlich vertheidiget; und nach geendigter Disputation Ehrenbelohnungen ausgetheilt. Die Anstalt ist im Steigen: die Zahl ausgezeichneter Zöglinge hat sich in Einem Jahr verdoppelt; im J. 1807 traten 15, im J. 1808 aber 20 aus dem College in Dienste der Ostindischen Compagnie. Hierfort in England und Fort William arbeiten nach der neuen Einrichtung einander in die Hände; dort lehrt man Elementar-, hier höhere Kenntnisse.

Paris.

Von Courcier: *Developpements de Géometrie, avec des applications à la stabilité des vaisseaux, au Déblais et Remblais, à l'Optique etc. pour faire suite à la Géometrie descriptive et à la Géometrie analytique de Mr. Monge par C. H. Dupin, Capitaine du Génie maritime, membre de l'Acad. Jouienne etc.* 372 Quartf. 11 Kupfert. 1812.

Die jetzt in Frankreich so sehr beliebte Géometrie descriptive gründet sich zum Theil mit auf die allgemeine Theorie der Bedingungen, unter denen einzelne Elemente krummer Flächen, von welcher Ordnung auch diese seyn mögen, von Elementen ande-

rer krummer Flächen, deren Eigenschaften schon genau entwickelt sind, mehr oder weniger berührt oder osculirt werden können. Seit kurzem sind hie. über sehr viele einzelne Untersuchungen erschienen, welche zum Theil selbst zu einer genauern Classification der krummen Flächen Veranlassung gegeben haben, indem man aus der Betrachtung, wie einzelne Theilchen solcher Flächen einen Contact der ersten, zweiten, dritten u. Ordnung mit solchen Theilchen anderer, bereits bekannter, krummer Flächen machen, auf gewisse charakterisirende Eigenschaften der ersteren geleitet worden ist, welche aus der gewöhnlichen Art, solche Eigenschaften aus den Gleichungen der krummen Flächen unmittelbar zu entwickeln, nur mit unendlicher Mühe würden haben erkannt werden können. Es war also der Mühe werth, alle einzelne Untersuchungen, welche auf die Krümmungen von Linien und Flächen, und auf die mannigfaltigen Osculationen derselben Bezug haben, einmal in ihrem ganzen Zusammenhange darzustellen, und da sie zu den feinsten der höhern Geometrie gehören, sie mit möglichster Präcision und Deutlichkeit zu entwickeln, dabey aber auch zugleich auf die mannigfaltigen Anwendungen derselben sowohl auf die Géometrie descriptive, als auch auf andere Gegenstände der Mathematik und des gemeinen Lebens, Rücksicht zu nehmen, und dadurch für solche Untersuchungen, die auf den ersten Blick sehr trocken zu seyn scheinen, einen höhern Grad von Interesse zu erwecken. Der Verfasser des gegenwärtigen Werks hat sich bemüht, diesen Bedingungen möglichst ein Gnüge zu leisten, und so viel wir aus diesem ersten Bande, welcher bloß die Theorie enthält, ersehen, so hat er es sich schon hier zur Pflicht gemacht, aus dem Trocknen was diese Untersuchun-

gen zu haben scheinen, eine Reihe von Lehrsätzen auszuheben, deren Aussage allein schon hinlänglich ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und Gegenständen dieser Art ein höheres Interesse abzugewinnen, wenn auch nicht sogleich ihr practischer Nutzen gezeigt werden kann. Es ist dieß dem Studium der höhern Mathematik überhaupt sehr vorthenlich, wenn die Untersuchungen nicht bloß in Formeln eingekleidet bleiben, sondern die Resultate derselben in Form von Lehrsätzen aufgestellt werden. Lehrsätze drücken genauer den Zweck der Untersuchung aus, sie leiten die Aufmerksamkeit auf das was man sucht, und bewirken, daß man es leichter findet, sie verschaffen dem Lehrling auch wohl die Freude, vielleicht durch eigene Kräfte zu versuchen, diese oder jene merkwürdige in einem Lehrsatz aufgestellte Eigenschaft zu entwickeln. Die sogenannte mathematische Methode hat immer ihren großen Nutzen gehabt, und es ist gar nicht zu billigen, daß die Form derselben in vielen neuen Schriften, zumahl der Französischen Mathematiker, fast gänzlich vernachlässigt wird. Der Verf. des gegenwärtigen Werkes scheint es gefühlt zu haben, daß so difficile Untersuchungen, als den Gegenstand dieses Werkes ausmachen, durch die Befolgung jener Methode im Ganzen schon erleichtert werden, und hat sich daher die Mühe genommen in der beygefügtten sehr detaillirten Inhaltsanzeige, die von ihm bewiesenen Lehrsätze noch ein Mal besonders auszuheben. So kommt zugleich in das Ganze mehr Einheit und Zusammenhang, den man sonst aus dem Schwall von Formeln nur mit Mühe herausfindet. Zu noch mehrerer Erleichterung des Ganzen, wäre es aber auch sehr dienlich gewesen, wenn der Verf. seine Untersuchungen in Uyen und Nummern abgetheilt hätte,

denn es ist sehr unangenehm, wenn man nach Sätzen, auf die sich der Verf. bezieht, immer so lange in dem Buche herumblätern muß. Uebrigens ist der Gegenstand dieser Schrift von der Beschaffenheit, daß wir hier nur Einiges von dem Inhalt derselben auszeichnen können. Sie besteht aus 5 Mémoires, welche im Zusammenhange fast alle bis jetzt bekannt gewordenen Lehren von der Berührung krummer Flächen in sich fassen. Im ersten Memoire werden viele hierher gehörige Lehrsätze bloß aus geometrischen Betrachtungen, ohne Beyhülfe des Calculs, erwiesen, und dieß finden wir auch sehr dienlich, um die Principien recht anschaulich zu machen, worauf die folgenden, weit schwereren, Untersuchungen beruhen. Auf den Satz, daß jede krumme Fläche, in welchem Puncte man will, allemahl von krummen Flächen des zweyten Grades osculirt werden kanu, gründet der Verf. fast alle folgende Theoreme über die Krümmungen und Osculationen krummer Flächen überhaupt, zeigt, wie diese Lehren bloß auf die simple Analyse der surfaces du second degré zurückgeführt werden können, und wie mehrere Eigenschaften der Krümmungshalbmesser, der normalen Sectionen an diesen oder jenen Stellen, und insbesondere derjenigen, wo die Krümmungshalbmesser den größten oder kleinsten Werth erhalten, sich daraus am leichtesten entwickeln lassen, unter andern den fruchtbaren Lehrsatz Euler's, nach welchem die Krümmungen aller Normal-Sectionen, an einer und derselben Stelle einer krummen Fläche, bloß allein von den zwey Hauptkrümmungen daselbst abhängen, denjenigen nämlich, in welchen die Krümmung den größten oder kleinsten Werth erhält u. s. w. Unter andern beweiset Hr. D., daß die

osculirenden Krümmungskreise rings um einen Punct einer krummen Oberfläche, allemahl auch eine und dieselbe krumme Fläche der zweyten Ordnung osculiren, von der eine der Axen mit der Normale an jenem Punct zusammenfällt. Ferner, wenn eine Ebene eine krumme Oberfläche tangirt, und man nun durch den Berührungspunct eine gerade Linie in dieser Ebene zieht, um welche man eine andere Ebene sich drehen läßt, so wird diese die krumme Fläche in Curven durchschneiden, deren Krümmungskreise alle auf eine und dieselbe Kugelfläche fallen. Merkwürdig sind die Sätze, welche Hr. D. über die von ihm so genannten *tangentés conjuguées* beybringt. Um sich einen Begriff von diesen conjugirten Tangenten zu machen, gedenke man sich um eine krumme Fläche eine abwickelbare Fläche (*surface developpable*) beschrieben, und nun die Curve, in der sich beide Flächen berühren. Wird nun an einen beliebigen Punct dieser Curve eine Tangente, und durch diesen Punct zugleich eine Seitenlinie (*arrête*) der abwickelbaren Fläche gezogen, so hat man die beiden Linien, welche Hr. D. conjugirte Tangenten nennt. Sind beide krumme Flächen abwickelbar, so ist allemahl die *arrête* der einen an einem gegebenen Puncte, die conjugirte Tangente der andern an eben diesem Puncte. Ferner zeigt der Verf., daß man auf jeder Ebene, welche eine krumme Fläche in einem gewissen Puncte berührt, allemahl einen Kegelschnitt zeichnen kann, dessen Mittelpunct in diesen Berührungspunct fällt, und dessen conjugirte Durchmesser immer conjugirte Tangenten darstellen, für Normal-Sectionen, welche durch den Berührungspunct hindurchgeführt werden — die auf einander

senkrecht stehenden Hauptdurchmesser des gedachten Kegelschnitts entsprechen dann denjenigen Normal-Sectionen, welche den größten und kleinsten Krümmungshalbmesser haben. Hr. D. nennt einen solchen Kegelschnitt eine courbe indicatrice, weil sie ihrer Natur nach durch die Lage ihrer Hauptaxen die Lage oder die Neigungswinkel derjenigen Normal-Sectionen angibt, in denen die krumme Fläche die größte und kleinste Krümmung hat, welche Sectionen dann die courbes principales de la surface an dem gegebenen Punkte genannt werden. Wie diese courbe indicatrice für einen gegebenen Punkt bestimmt, und die Gleichung derselben construirt werden könne, darüber ertheilt der Verf. in dem zweyten und dritten Memoire den gehörigen Unterricht, und leitet dann zugleich aus der weitem Betrachtung dieser courbes indicatrices eine große Menge sehr interessanter Behauptungen ab, die auf einem andern Wege nicht so leicht und allgemein würden erkannt werden können. Hauptsächlich beschäftigt er sich in dem dritten Memoire auch mit den Bedingungen, unter denen die courbe indicatrice ein Kreis wird, an welchen Stellen einer krummen Oberfläche, folglich die Krümmungen aller Normal-Sectionen, einander gleich sind. Bekanntlich hat Hr. Monge diese merkwürdigen Punkte schon unter dem Nahmen der ombilics betrachtet; bey einem Umdrehungs-Ellipsoid ist auf diese Weise jeder Pol desselben ein solcher point ombilic. Vey Gelegenheit dieser Untersuchungen bieten sich dann noch viele andere merkwürdige Sätze dar. Z. B. wenn zwey beliebige krumme Flächen sich in einer gewissen krummen Linie berühren, und in dem ganzen Umfange dieser Curve einen Contact der m^{ten}

Ordnung haben, so wird jede Ebene, welche diese krumme Linie in einem gewissen Punkte tangirt, und in die krummen Flächen einschneidet, auf denselben ein paar krumme Linien bilden, welche an dem erwähnten Punkte einen Contact der $2m + 1^{\text{ten}}$ Ordnung haben. Es werde z. B. eine Kugelfläche von einer umschriebenen Kugelfläche tangirt, so geschieht diese Verührung in einem Kreise, an welchem jede Tangente einen Contact der ersten Ordnung macht. Durch eine solche Tangente lege man eine ebene Fläche, in welcher Lage man will, so wird sie die Kugelfläche in einem Kreise, und den Kegel in einer krummen Linie der zweiten Ordnung durchschneiden, und dieser Kreis wird nicht bloß den Kegelschnitt osculiren, sondern sogar in einem Contact der dritten Ordnung mit ihm stehen u. s. w. Das vierte und fünfte Memoire handelt von den surfaces trajectoires orthogonales, wobei wieder viele neue und eigenthümliche Lehrsätze zum Vorschein kommen. Hier zugleich manches zur Lehre von den Projectionen Gehöriges. Hin und wieder sind auch schon einige Anwendungen dieser oder jener Lehrsätze beigebracht worden, z. B. auf Hen. La Place's Theorie der Haarröhrchen, weil dadurch manche Sätze zugleich mehr Anschaulichkeit erhalten. Man wird schon aus dem Wenigen, was wir aus dem Buche ausgezeichnet haben, die Reichhaltigkeit desselben beurtheilen, und wir erwarten mit Vergnügen die practischen Anwendungen, welche der Verfasser noch nachfolgen lassen will.

Mailand.

Della Tipografia di Fr. Sonzogno di G. Batt.
Sulla Scoperta del Solfato di Stroniziana nei corpi.

1744 G. g. A. 174. St., den 30. Oct. 1813.

marini petrificati e sopra diverse combinazioni della Strontiana con alcuni acidi memoria prima, del Professore Giuseppe Moretti. 1813. 22 Seiten, in Octav.

Zuerst gibt der Verf. eine kurze Geschichte der Kenntnisse vom Strontian, gehet dann zum Verbrennen des kohlenfauren und schwefelfauren Strontians in der Natur über, und ertheilt Nachricht von der Entdeckung des letzteren am Monte Viale im Vicentinischen in einem Madreporkiten und Conchyliolithen führenden Kalkstein, worin der schwefel-saure Strontian, auf ähnliche Weise wie sonst häufig der Kalkspath, das Verfeinerungsmittel bildet: das Mineral ist blätterig, vollkommen durchsichtig, mit einem Anstriche von Himmelblau; der Luft ausgesetzt wird es an der Oberfläche etwas opak und nimmt eine gelbliche Farbe an. Das specifische Gewicht = 3,9. Die Bestandtheile sind nach dem Verf. in hundert: 56 Strontian, 40,38 Schwefel-säure, 3,37 Wasser, 0,25 Eisenoxyd. — Angehängt sind einige Untersuchungen über die Verbindung des Strontians mit verschiedenen Säuren: der Arsenik-säure, arsenichten Säure, Kees-säure, Börnstein-säure.

Am Schlusse der kleinen Abhandlung wird ein grober Fehler der Deutschen mineralogischen Nomenclatur gerügt, der darin bestehen soll, daß nicht allein der schwefel-saure Strontian, sondern auch der wasserfreie schwefel-saure Kalk mit dem Namen Cölestin bezeichnet werde; worauf wir erwiedern müssen, daß uns keine Deutsche Mineralogie bekannt ist, in welcher letztere Substanz den Namen Cölestin führt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 1. November 1813.

Landshut.

Hey Thomann: Erläuterung einiger Hauptpuncte der Philosophie. Mit Zugaben über den neuesten Widerstreit zwischen Jacobi, Schelling, und Fr. Schlegel. Jedem Freunde der höheren Cultur im Deutschen Vaterlande. Von Dr. Jakob Salat, königl. Baier. Rath und Professor. 1812. 559 Seiten, in Octav.

Es war zu erwarten, daß der Verf., dessen rühmlicher Eifer für philosophische Aufklärung nicht leicht unterläßt, mit den Ereignissen des Tages Schritte zu halten, durch den neuesten Streit über die Jacobi'sche Religionsphilosophie veranlaßt werden würde, noch ein Mahl sein Gutachten über die höchsten Angelegenheiten der philosophirenden Vernunft an das Publicum abzugeben. Nach dem Plane dieser Blätter ist zur Anzeige der Streitschriften, die sich auf die Lehre Jacobi's und den ihr widerstehenden idealistischen Pantheismus beziehen, ungefähr genug gesehen. Die vor uns liegende Schrift des

G (8)

Verf. schließt sich aber nur durch ihre Zugaben an die Reihe jener Streitschriften an. Die Untersuchungen, auf welche die Zugaben folgen, lassen sich als ein selbstständiges Werk beurtheilen, obgleich ihr Inhalt nur eine freyere Mittheilung derselben Ansichten ist, die in den Zugaben critisch und polemisch aufgehell't werden. Das Ganze ist eine umständlichere Ausführung derselben Gedanken, die der Verf. schon in mehreren seiner früheren Schriften der Classe von Lesern, die sich aus der Philosophie ein eigentliches Studium macht, wie wir glauben, verständlich genug daraclegt hat. Aber der Eifer des Verf. will seine Wirksamkeit auf diese Classe von Lesern nicht beschränken. Er will, wie der Titel dieses neuen Werks ausdrücklich ankündigt, jeden Freund der höhern Cultur in Deutschland für seine Ansicht gewinnen. Damit wäre dann, wenn es gelänge, für den Sieg der Sache, die der Verf. verfißt, nicht wenig gewonnen; denn eine Philosophie, die dem gebildeten Menschenverstande derer, die nicht Philosophen vom Fache sind, durchaus nicht einleuchten will, wird auch in den Schulen früher oder später verstummen müssen. Aber hier entsteht die Frage, ob die dem Verf. eigene Manier, philosophische Gegenstände zu behandeln, jeden gebildeten Verstand anziehen kann. Wenn Scharfsinn und edle Wärme für das Wahre und Gute hinreichten, einen Schriftsteller dem größern Publicum zu empfehlen, so müßten die Schriften des Verf. bald unter die Lesebücher der gebildeten Welt aufgenommen werden. Aber die Art, zu schreiben, die das größere Publicum fesseln kann, scheint dem Verf. völlig fremd zu seyn. Ihm selbst wird dieses Urtheil vielleicht unbegreiflich scheinen, da er sich so viele Mühe gibt, Klarheit und Tiefe

zu verbinden; den Gegenstand nach allen Seiten zu kehren und zu wenden; und immer mit der leidenschaftlosen L. ärme zu reden, die, weil sie vom Herzen kommt, auch zu Herzen gehen zu müssen scheint. Aber der Verf. vergleiche sich selbst mit einem Plato, Shaftesbury, Jacobi, und anderen Philosophen, die, ohne oberflächlich zu denken, den Ton der Welt zu treffen verstehen; und er wird wenigstens den Unterschied zwischen diesem Tone und dem seinigen bemerken, der, aller seiner populären Wendungen ungeachtet, im Ganzen doch nur der trockene Ton der Schule ist. Dieß soll gar nicht gesagt seyn, den Ton der Schule zu tadeln. Wir würden, vom Werthe des Inhalts dieses Buchs hinlänglich angezogen, nicht einmahl der Mühe werth finden, von dem Style etwas zu erwähnen, wenn das Buch nicht bestimmt wäre, da zu wirken, wo der Styl keine Nebensache ist. Offenbar schadet der würdige Verf. durch diese Behandlung der Gegenstände seinem eigenen Interesse. Er sieht sich, um in einem gewissen Sinne populär zu seyn, zu einer Unständigkeit genöthigt, die leicht ermüdet; und während man eine streng systematische Einheit in dem Ganzen seiner Expositionen vermißt, wird das Studium seines Buchs noch erschwert durch die künstlichen Unterabtheilungen im Einzelnen, und durch die beständigen Zuruckweisungen auf sich selbst nach Nummern. Dazu kommt noch ein gänzlicher Mangel an Leichtigkeit des Styls. — Doch genug über Alles dieß, was der Recens. von Herzen gern noch hier als Nebensache ansähe, wenn die Leser, für die der Verf. schreiben will, eben so dächten. Freuen soll es uns, wenn dessen ungeachtet das Buch da Glück macht, wo es wirken soll. Denn das Wesentliche des Inhalts ist das Würdigste, womit ein

denkender Kopf sich beschäftigen kann. Bekanntlich drehet sich die ganze Philosophie des Verfassers um den Gegensatz zwischen dem Irdischen und dem Ueberirdischen in der menschlichen Natur. Seine Lehre stimmt in dieser Hinsicht mit der Jacobi'schen Philosophie am meisten überein, streitet also geradezu gegen den neuesten Pantheismus und die zu ihm gehörende Naturphilosophie. Der Recensent, der über diesen Punct sein Gutachten hier nur im Allgemeinen und ohne Beweis zu erkennen geben, und dabey, wie jeder Sterbliche, nicht umhin kann, für sich selbst Partey zu nehmen, denkt ebenfalls mit dem Verf. einstimmig über den wahren Sinn des ursprünglichen Gegensatzes zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen. Er ist mit dem Verfasser davon überzeugt, daß von der Aufklärung dieses Gegensatzes alle wahre Philosophie unzertrennlich ist, und daß von eben diesem Puncte aus die Reform der philosophischen Ansichten außerhalb der Schule bewirkt werden muß, wenn wahre Religion unter denen, die sich aufgeklärt nennen, gerettet werden soll. Höchst verdienstlich ist also, unfers Erachtens, jede Bemühung, begreiflicher zu machen, was denn eigentlich das Ueberirdische oder, wenn man lieber ein Kunstwort haben will, das Hyperphysische im Menschen ist, und in welcher Bedeutung der Wörter es bald das Sittliche, bald das Göttliche, genannt werden darf. Vortreflich hat der Verf. nach seiner Ansicht für Jeden, der ihm folgen mag, diese Begriffe erörtert. Vier Abhandlungen sind dazu bestimmt. In der ersten wird das Absolute, wie man es jetzt nennt, in Beziehung auf das Natürliche und das Menschliche erwogen. Bey der

Gelegenheit erläutert der Verf. nach seiner Ansicht die Ideen des Wahren, des Guten und des Schönen; ferner das Verhältniß des Moralia- schen zum Religiösen; und die Vorstellung von einem Wesen der Dinge. In der zweiten Ab- handlung wird der Gegensatz des Idealen und Realen, zugleich mit dem Gegensatze des Sub- jectiven und Objectiven, hervorgehoben, und der Mißbrauch, den die pantheistische Naturphiloso- phie mit diesen Wörtern treibt, kräftig gerügt. Die dritte Abhandlung soll den Unterschied zwi- schen Wesen und Form, Metaphysik und Logik, weiter aus einander setzen, und besonders das Verhältniß des Metaphysischen zu dem Physischen aufklären. Die vierte Abhandlung soll nach der Erörterung aller dieser Gegensätze zeigen, wie die wahre Philosophie in einem menschlichen In- dividuum zu Stande kommt. — Eine specielle Critik des Inhalts dieser vier lehrreichen Abhand- lungen könnte nun nichts Anderes seyn, als eine Zusammenstellung der Gedanken des Recensenten mit denen des Verfassers. Sollte aber diese Zusammenstellung ebenfalls lehrreich ausfallen, so würde gar Vieles mitzunehmen seyn, wozu hier kein Raum ist. Wir wollen uns also auf einige wenige Bemerkungen einschränken, durch welche wenigstens die Gedanken des Verfassers in Be- ziehung auf die Idee einer wissenschaftlichen Philosophie bestimmter hervorgehoben werden. Sehr gut hat der Verfasser in der ersten Ab- handlung entwickelt, in welcher Hinsicht das Ab- solute, als eigentlicher Richtungspunct der wis- senschaftlichen Philosophie, das Göttliche, so- wohl an sich, als im Menschen, genannt werden

darf. Aber wenn nicht sogleich beim Anfange des Philosophirens ein entscheidendes Gefühl die Stelle der Beweisgründe einnehmen soll, so fragt sich immer, was denn das für ein Beweisgrund ist, durch den die Vernunft bestimmt wird, das Absolute nicht nur als das Ewige und Nothwendige, sondern geradezu als das Göttliche im Sinne der moralischen Religion, welche der Verfasser dem Pantheismus entgegen stellt, zu setzen. Mag immerhin da, wo die religiöse Ueberzeugung anfängt, das Gefühl des Göttlichen im Menschen den Ausschlag geben müssen. Die Philosophie, als Wissenschaft, geht nun einmahl den Weg des Verstandes. Ein Göttliches läßt sich aber, wenn gleich unmittelbar fühlen, doch nur mittelbar denken nach Voraussetzung des Begriffes von einem Gotte. Um die Erklärung dieses Begriffes dreht sich die Frage, was denn, nicht in der Sprache des Gefühls, sondern in der Sprache der Wissenschaft, eigentlich das Göttliche heißen soll? Nach dem Verfasser soll nun die Philosophie schon in ihrer Wurzel religiös seyn, also nicht von freyen Betrachtungen der denkbaren Verhältnisse des Endlichen zum Unendlichen ausgehen, sondern schon in ihrer Entstehung die Voraussetzung in sich aufnehmen, daß sich durch das religiöse Gefühl das Absolute als der wahre Gott dem Menschen unmittelbar kund thue. Aber wie soll denn eine solche Art, zu philosophiren, verantwortet werden vor dem Verstande, der das Warum zu jedem Warum so lange verfolgt bis er nicht weiter kann? Setzen wir, anstatt diesen Weg des freyen, durch kei-

ne Voraussetzung gefesselten, Verstandes einzuschlagen, mit dem Verfasser das Absolute geradezu als das Göttliche, oder als Gott, so ist freilich der Streit der Philosophen über das Daseyn, oder Nichtseyn, Gottes im Sinne der moralischen Religion als ein Streit ohne Sinn unmittelbar niedergeschlagen, aber darum im Gebiete der freyen Forschung nicht geendigt. Der Verfasser scheint sich nun dadurch zu helfen, daß er das Gefühl des Ueberirdischen Vernunft nennt. Aber gegen diese Umprägung des Wortes streitet nicht nur der allgemeine Sprachgebrauch (den könnte man preis geben), sondern die Vernunft selbst, so fern sie als Denkkraft auch den Verstand in sich begreift, den der Verfasser für etwas von der Vernunft ganz Verschiedenes zu halten scheint. Der Recensent ist völlig überzeugt, daß, wenn wir nicht höhere, mehr als logische, Functionen der Vernunft anerkennen, die Philosophie als Wissenschaft gegen die Angriffe des Scepticismus nicht zu retten ist. Aber wenn Vernunft und Verstand schlechthin und ursprünglich verschieden sind, was ist denn das Denken? Was ist die philosophische Ueberzeugung, die sich auf ein echtes Raisonniren gründet? Oder ist die Vernunft nicht Denkkraft, oder das Raisonniren kein Denken? Auch darauf hat der Verfasser längst durch seine Abhandlung über Vernunft und Verstand, und jetzt von neuem, befriedigend antworten wollen, aber, nach des Recensenten Einsicht, nur sehr unbefriedigend geantwortet. Wie wenig die Aufklärungen, die der Verfasser über diesen Punct gibt, das Wesen des Den-

1752 G. g. A. 175. St., den 1. Nov. 1813.

Fens überhaupt ins Klare bringen, zeigt sich in der vor uns liegenden Schrift besonders bey der Erörterung der Ideen im Sinne der neueren Terminologie. So wird S. 28 die Idee geradezu Erscheinung des Göttlichen genannt. Erst S. 389 wird von neuem gefragt: "Was ist denn nun eigentlich die Idee?" Und die Antwort lautet, daß die Idee sich zu der Vernunft verhalte, wie der Begriff zum Verstande, und wie die Anschauung zur Sinnlichkeit. Dann wird aber wieder eine vernünftige Anschauung von der verständigen und der sinnlichen unterschieden. Gesezt nun, es müsse zugestanden werden, daß die Vernunft unmittelbar durch die Idee, in diesem Sinne des Worts, das Ueberirdische und Ueberfinnliche erkenne, so leuchtet doch daraus dem philosophirenden Verstande noch keinesweges ein, warum das Ueberfinnliche als identisch mit dem Göttlichen gesezt, oder, warum, weil das Ueberfinnliche im Menschen sich besonders durch die moralischen Ideen und Gefühle im Bewußtseyn der Freyheit offenbart, nun auch behauptet werden soll, daß ein absolut gutes Urwesen der Urgrund jener Ideen und Gefühle sey, und durch sie erkannt werde. Nach der Einsicht des Recensenten muß die wissenschaftliche Philosophie, um zur Religion zu führen, einen ganz andern Weg einschlagen, der aber dem Verfasser nach seiner Art, religiöse Gefühle geradezu als Beweisgründe geltend zu machen, freylich ein Irrweg und eine trostlose Rückkehr zu dem von Kant außer Credit gesezten Intellectualismus scheinen muß.

1753

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 4. November 1813.

Göttingen.

Die schöne Bestätigung, welche die auf die Störungsrechnungen gegründete Vorausbestimmung der Bewegung der Pallas durch die Beobachtungen des vorigen Jahres erhielt, und von der wir damahls im 67. und 127. Stücke dieser Blätter Rechenschaft gegeben haben, erhöhet das Interesse, womit die Astronomen die Wiedererscheinung dieses Planeten im gegenwärtigen Jahre erwarteten. Auf der hiesigen Sternwarte wurde der Planet zum ersten Mahle den 28. Junius wieder beobachtet, und genau auf dem Plage der schon zwey Jahre zuvor durch Hrn. Nicolai berechneten Ephemeride gefunden. Um die Zeit der Opposition suchte Prof. Gauß so viele Beobachtungen, als nur möglich war, zu erhalten: allein das im verwichenen Sommer so ausgezeichnet ungünstige Wetter erlaubte nur eine kärgliche Ausbeute. Inzwischen sind diese Beobachtungen, wenn gleich bey dem schwachen Lichte des Planeten — auch diesemahl nur von der 10. Größe — nur am Kreis-Micrometer angestellt, vorzüglich gut ausgefallen. Die

H (8)

1754 Göttingische gel. Anzeigen

sämmtlichen Beobachtungen des Prof. Gauß sind folgende:

1813	Mittl. Zeit	Ger. Aufsteig.	Nordl. Abw.
Junius 28	11 ^h . 37' 2"	327° 2' 13",3	14° 5' 43",4
August 16	10 36 23	319 50 54,7	. . . .
19	9 31 0	319 17 10,6	10 0 8,4
26	9 23 7	317 59 52,0	8 44 35,3

Außerdem wurden dem Prof. Gauß durch Hrn. Burckhardt und Hrn. von Lindenau noch folgende schätzbare Beobachtungen mitgetheilt:

Meridian-Beobachtungen der Pallas auf der Sternwarte der Militär-Schule in Paris:

1813	Sternzeit	Ger. Aufsteig.	Nordl. Abw.
August 4	21 ^h . 28' 30" 5	322° 7' 38" 0	12° 11' 58" 5
9	21 24 42	. . . .	11 32 38,4
11	. . . .	. . . .	11 15 28,1
15	21 20 7,2	320 1 48,0	10 38 48,2
17	21 18 35,2	319 38 48,5	10 19 29,3
19	21 17 4,3	319 16 4,5	9 59 18,3
26	21 11 56,1	317 59 1,8	8 43 23,4

Beobachtungen der Pallas auf der Seeberger Sternwarte:

1813	Mittlere Zeit	Ger. Aufst.
Sept. 1	10 ^h . 25' 16" 6	316° 58' 15" 9
3	10 16 9,6	316 39 25,5
4	10 11 35,4	316 29 48,7

Prof. Gauß übergab diese Beobachtungen dem Hrn. Nicolai. Dieser geschickte junge Astronom, welcher nunmehr als Gehülfe des Hrn. v. Lindenau bey der Seeberger Sternwarte angestellt ist, verglich sie zuvörderst mit den zuletzt verbesserten Elementen auf das sorgfältigste, und fand folgende schöne Uebereinstimmung:

Unterschied der Rechnung:

1813	Ger. Aufst.	Abweich.	Beobachter.
Jun. 28	+ 23"6	+ 22"4	Gauß.
Aug. 4	+ 36,9	— 5,9	Burchhardt.
9	. . . .	+ 5,1	B.
11	. . . .	+ 6,2	B.
15	+ 26,9	+ 3,7	B.
16	+ 35,6	. . .	G.
17	+ 28,2	— 6,6	B.
19	+ 28,5	+ 4,5	G.
19	+ 24,8	— 7,4	B.
26	+ 22,4	— 4,3	G.
26	+ 18,3	+ 11,1	B.
Sept. 1	+ 22,8	. . .	v. Lindenau.
3	+ 20,9	. . .	v. L.
4	+ 49,9	. . .	v. L.

Aus den Beobachtungen vom 15., 17. und 19. August leitete Hr. Nicolai folgendes Resultat für die Opposition ab:

Neunte beobachtete Opposition der Pallas.
 1813 Aug. 18. 8^h 41' 5" mittl. Z. in Göttingen
 Wahre Länge der Pallas 325° 23' 56" 5
 Wahre geocentrische Breite 24 37 36,1 N.
 Man vergleiche damit die Vorausbestimmung im 127. Stück dieser Anz. vom vorigen Jahre.

Eine neue Verbesserung der Elemente, um sie auch dieser Opposition noch besser anzupassen, schien dem Prof. Gauß unter diesen Umständen nicht der Mühe werth zu seyn.

Marburg.

Ben Krieger: Grundsätze der Electricitätslehre zur Bestätigung der Franklinischen Theorie, in einem Briefe an Hrn. Brugnatelli aufgestellt von J. B. Van-Mons, Mitgliede des französischen

Institut 2c. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ferdinand Wurzer, ordentl. Professor der Chemie und Pharmacie zu Marburg. 236 Octavf. 1812.

Diese Grundsätze der Electricitätslehre waren anfänglich bestimmt, theilweise in dem Journal der Chemie und Physik des Verfassers zu erscheinen: allein durch besondere Umstände, deren hier nicht weiter Erwähnung geschieht, sey aus dem vollständigen Abdrucke derselben in gedachtem Journal nichts geworden, noch weniger sey diese Schrift in den Buchhandel gekommen, weil sie gleich nach vollendetem Drucke besondere Schicksale erfahren habe, wodurch viele Exemplare, ehe sie ausgetheilt werden konnten, unvollständig und so zerstreut wurden, daß mehrere Blätter neu gedruckt werden mußten, um 200 Exemplare complet zu erhalten, wovon nur wenige in die Hände Deutscher Gelehrten gekommen seyen. Hr. Prof. Wurzer hielt es für nützlich, eine Schrift, in welcher so viele scharfsinnige Ideen aufgestellt seyen, durch eine Uebersetzung auf Deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, gesetzt, daß man auch Anstand fände, den Behauptungen des Verfassers überall beizupflichten. Wir fügen hinzu, daß jede Theorie, wenn sie auch mangelhaft seyn sollte, doch immer Veranlassung zu neuen Forschungen gibt, wenigstens das Ihrige dazu beiträgt, bereits bekannte Ansichten näher zu prüfen und zu würdigen, auch wohl ihren Werth noch mehr zu erhöhen, wenn sich zeigt, daß sie den Erscheinungen doch noch immer auf eine einfachere Weise ein Genüge leisten. Ob die von dem Verf. aufgestellte Theorie der dualistischen Darstellungsart der electricischen Phänomene den Vorzug abgewinnen möchte, daran zweifeln wir indeß doch noch sehr, da erstere

sich wesentlich von der Franklinischen nicht unterscheidet, ja wie es uns vorkommt, gar nicht einmal so deutlich und bestimmt die meisten Hauptphänomene veranschaulicht, als dieß von mehreren Franklinianern, z. B. Socin, Aepinus u. A. geschehen ist. Ueber mehrere Erörterungen scheint uns der Verf. überhaupt viel zu flüchtig hinweggegangen zu seyn, als daß selbst der strengste Franklinianer mit ihm zufrieden seyn könnte, z. B. S. 65, wo er begreiflich machen will, warum ein beweglicher Körper oder Leiter von einem positiv oder negativ electrischen Conductor schwächer angezogen wird, wenn jener isolirt ist, z. B. auf einer Glasplatte ruhet, als hingegen, wenn er es nicht ist. Was bestimmt den Körper, fragt der Verf., sich im ersten Falle dem Conductor zu nähern, und zwar schwächer, als im zweyten Falle? Antwort: "Es ist keine Attraction durch Verwandtschaft, sondern der Impuls des entgegengesetzten Zustandes, der sich in dem Körper ein Mittel verschafft, diese Spannung zu vermeiden. Der bewegliche Körper streicht durch die fixirende Atmosphäre, ohne seine Natur zu ändern. Bey dem zweyten Versuche erhält der bewegliche Körper schon von weitem die Electricität des Conductors durch die Luftzonen, welche den Kreis zwischen der Erde und der Electrirmaschine bilden, vorzüglich alsdann geschieht dieses aber, wenn er diese Electricität wirklich berührt. Dieß ist die Ursache, warum er in einer größern Ferne und mit einer größern Schnelligkeit zum Conductor hineilet." Der Recensent muß gestehen, daß er sich alle Mühe gegeben hat, in diese verworrene Darstellungsart des Verfassers einen deutlichen Sinn hineinzubringen, und sich zu veranschaulichen, wie durch jenen angeblichen Impuls des

entgegengeetzten Zustandes (der doch, nach dem Verfasser, nur in einem Mangel einer wirklich thätigen Materie besteht) durch jene Vernichtung der Spannung, durch jene fixirende Atmosphäre u. s. w. die erwähnten Phänomene eigentlich bewirkt werden. Aber wir waren nicht so glücklich, den Vortrag des Verfassers entziffern zu können; es fehlen noch zu viele Zwischensätze, Alles in die gehörige Verbindung zu bringen; wenn anders eine solche vorhanden ist. Eben so undeutlich zeigt sich der Vortrag des Verfassers bey vielen andern Erklärungsarten, z. B. in der Lehre vom Electrophor. Wie klar wird dagegen Alles nach der gewöhnlichen Darstellungsart der Franklinianer (wenn sie anders durch die Mathematik geübt worden sind, ihren Constructionen Anschaulichkeit und Zusammenhang zu geben), und noch wie viel deutlicher wird Alles nach der Lehre vom Dualismus, den der Verfasser gar nicht einmahl recht zu kennen scheint, wenn man nach den Einwürfen urtheilen darf, welche er diesem Systeme entgegen stellt, und welche bekanntlich theils schon lange widerlegt sind, theils auch ungemein leicht sich heben lassen, wenn man nur die Grundsätze des Dualismus gehörig aufgefaßt hat, und diese Lehre nicht etwa bloß aus Symmer's Schriften kennt, in welchen sie bey weitem nicht befriedigend genug dargestellt ist. So z. B. der von einer Leydener Flasche, deren Belegungen man abnehmen kann, hergenommene und nicht einmahl ganz deutlich dargestellte Einwurf S. 149, der nach dem Dualismus keine Schwierigkeit macht, wenn man die Theorie der Flasche etwa nach der Art, wie solche in Mayer's Anfangsgründen der Naturlehre, oder auch in Gren's Journal der Physik VII. B. S. 226 u. f. vorgetragen ist, betrachtet,

und dabey noch die Bemerkung hinzufügt, daß beide Belegungen eigentlich nur den Zweck haben, um dem Glase selbst auf beiden Seiten die entgegengesetzten Electricitäten zu verschaffen, da hingegen dieß nicht so leicht ohne Belegungen, z. B. etwa nur durch ein paar Dräthe, deren einer von dem Conductor der Maschine nach der innern Seite des Glases hinführt, der andere von der äußern Seite nach dem Boden abgeht, würde geschehen können, indem solche Dräthe nur die Stellen des Glases, welche sie zunächst berühren, in den entgegengesetzten Zustand versetzen würden. — Was die Ansicht des Verfassers von der electricischen Materie selbst betrifft, so müssen wir auch diese dahin gestellt seyn lassen. Nach ihm ist die electricische Flüssigkeit eine besondere Modification des Wärmestoffs, welche er electricischen Wärmestoff nennt. Sein charakteristisches Unterscheidungszeichen in diesem Zustande bestehe darin, daß er den Körpern mechanisch anhänge. Das Licht thue das Gegentheil; es werde von den Körpern zurückgeworfen, und der bloße Wärmestoff durchdringe die Körper. Diejenige Modification des Wärmestoffs, welche wir Licht nennen (!), habe mit den Körpern gar keine Verwandtschaft. Diejenige Modification, welche den Nahmen des Wärmestoffs selbst führe, habe die Verwandtschaft der Penetration oder Masse, und diejenige, welche man Electricität nenne, offenbare sich durch eine Verwandtschaft zu den Oberflächen, durch ein Streben zu mechanischer Adhärenz. So verwandle sich das Licht in Wärmestoff, wenn es nicht durch die Körper zurückgeworfen wird, der Wärmestoff in Licht, wenn er in zu großer Menge angehäuften sey, und daher nicht mehr zurückgehalten werden könne, die electricische Materie in Licht und Wär-

1760 G. g. A. 176. St., den 4. Nov. 1813.

mestoff, so wie sie den Körpern zu adhären aufhöre, endlich Licht und Wärmestoff in electriche Materie, wenn zwischen beiden Zuständen ein gewisser mittlerer Zustand, gleichsam eine Art von Halblichtstoff und Halbwärmestoff, entstehe, wodurch diese Flüssigkeit gleichsam von beiden Eigenschaften participire; immer das Bestreben habe, sich von den Körpern zu entfernen, und sich ihnen zu nähern, von welchem gespannten Zustande dann alle Erscheinungen, die wir an ihr wahrnehmen, abhängen. Aus dem Gleichgewichte dieses doppelten Bestrebens erkläre man, warum diese Flüssigkeit nur immer auf der Oberfläche der Körper haften u. s. w. Das Leitungsvermögen der Körper sey die Eigenschaft derselben, die electriche Flüssigkeit durch ihre Substanz und auf ihrer Oberfläche durchzulassen, oder sie zu empfangen und abzugeben an andere Körper von derselben Natur, und zwar durch einen einzigen Punct über alle Theile, oder ohne unmittelbare Berührung an jedem Puncte für sich selbst. Warum jetzt der Verf. die electriche Materie auch durch die Substanz gehen läßt, da er sie zuvor doch bloß den Körpern adhären ließ, sehen wir nicht recht ein. Bey Nichtleitern sey das Anhängen der electriche Materie schwach und nicht gleich. (Die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Da, wo electriche Materie auf einen Nichtleiter hingebracht ist, geht sie schwer wieder von dannen.) Wir könnten noch eine große Menge von Erinnerungen gegen diese oder jene Behauptungen des Verf. beibringen, wenn hier der Ort seyn könnte, sich damit zu befassen. Das Angeführte mag hinlänglich seyn, ein Urtheil zu fällen, ob diese Schrift wohl geeignet seyn möchte, dem Dualismus in der Lehre von der Electricität großen Eintrag zu thun.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 6. November 1813.

Paris.

Hier hat Hr. Dr. Adamant Coray von der *Ελληνική Βιβλιοθήκη* den dritten, vierten, fünften und sechsten Band in groß Octav herausgegeben, auch unter dem besondern Titel: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ ΒΙΟΙ ΠΑΡΑΛΛΗΛΟΙ. οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Die Gebrüder Zosimas in Livorno haben die Druckkosten hergeschossen, Eberhard in Paris ist der Drucker. Der dritte Band 1809 (1. B. Plutarchs) S. οδ' u. 511, ist den Hellenen gewidmet; der vierte Band 1810 (2. B. Plutarchs) S. λα' u. 488, an die Hellenen und vorzüglich an die Smyrner; der fünfte Band 1811 (3. B. Plutarchs) S. πζ' u. 468; und der sechste Band 1812 (4. B. Plutarchs) S. μς' u. 526, beide an die Hellenen gerichtet. Der erste und zweyte Band, den Isocrates enthaltend, ist in den Götting. gel. Anz. 1809 angezeigt worden.

Sehr zweckmäßig und geschmackvoll zugleich ist die Wahl, die Hr. Coray für die Fortsetzung der Griechischen Bibliothek getroffen, und die Bearbei-

tung, die er daran gewandt hat. Nichts konnte für seinen edeln Zweck, Aufklärung und Sinn für die Tugenden der Vorfahren bey den jungen Neugriechen zu erwecken, angemessener seyn, als ihnen Plutarchs Biographien in einem so viel möglich berichtigten und lesbaren Texte und mit den erforderlichen Erläuterungen in die Hände zu bringen. Die jungen Neugriechen haben gewiß noch andere Gefühle, als wir, wenn sie das Leben des Aristides oder Philopömens lesen; und dazu beyzutragen, daß das Selbstdenken, die Selbstständigkeit, der Sinn für Tugend und Freyheit in den jungen Gemüthern erregt, und gehörig verfeinert und gerichtet werde, ist unstreitig ein großes Verdienst des Hrn. Coray, dieses eben so würdigen Arztes, als gründlichen und geschmackvollen Humanisten und Patrioten. In dieser Hinsicht sind auch die einem jeden Bande vorgesetzten Vorreden geschrieben: sie enthalten Aufforderungen an die Neugriechen zur Betreibung der echten Philosophie, zur Uebung der alten Gracität, zum Edelsinne, zur Gelehrsamkeit, auch zur Erlernung der Lateinischen Sprache, zur Verfassung eines neuen Wörterbuchs der Neugriechischen Sprache, nebst reichhaltigen Proben und critischen Beyträgen, die theils die große Sprachgelehrsamkeit des Verf., theils die Dürftigkeit der vorhandenen Neugriechischen Wörterbücher von Somavera, Weigel u. A. ins Licht setzen. Indem wir diese Aufsätze und die ebenfalls Neugriechisch geschriebenen Anmerkungen zum Plutarch durchgelesen haben, sind uns mehrere Beweise vorgekommen, wie höchst unvollkommen diese Wörterbücher in der That sind, und wie sehr zu wünschen sey, daß dieser ausgestreute Samen des Guten vom Hrn. Coray auf fruchtbaren Boden falle. Er läugnet nicht, daß der Dünkel der Neugriechen vor noch gar nicht langer Zeit so groß gewesen sey, daß

sie verächtlich auf die Cultur der Europäer, die sie nicht kannten, herabgeblickt hätten, etwa im Geist und Tone der Türken: aber er zeigt, daß diese irrige Denkart nicht mehr Statt finde, und läßt daher die Verächter oder Tadler der Neugriechen seinen Unwillen empfinden, namentlich Hrn. Bartholdy, von welchem er sagt, daß er ohne Verstand und Menschenliebe, wie ein Schlafender, Griechenland bereiset habe. Dann folgt eine kurze Litterargeschichte von Plutarch, worin über das Leben, die Schriften und Ausgaben die nöthigen Notizen angeführt sind. Unfers Hrn. Prof. Zeeren's Abhandlung über die Quellen und Glaubwürdigkeit Plutarchs in seinen Biographien ist nicht bemerkt worden, weil sie damahls noch nicht in seinen Händen seyn mochte: aber auch im Nachtrage hätte sie benutzt zu werden verdient. Eine neue ganz vollständige Recension des Textes dieser Biographien, wie sie Wyttenbach von den moralischen Schriften Plutarchs gegeben hat, konnte Hr. E. nicht liefern: er beschenkt uns dafür mit einer guten Recognition, wozu er die Stephanische, Bryanische und Reiskische Ausgabe, nebst der Französischen Uebersetzung des Amiot, nach Hrn. Clavier's mit sehr schätzbaren Anmerkungen versehenen Ausgabe in 25 Octavbänden, Paris 1801 — 1805, als Critiker benutzt hat. Es ist eine angenehme Bemerkung, zu sehen, wie sehr dieß Werk von Plutarch unter andern in Frankreich geschätzt sey, wenn man die Menge von Auflagen betrachtet, welche die Amiot'sche Französische Uebersetzung vom Jahre 1559 an, in welchem Jahre sie zuerst erschien, gehabt habe, und wovon in Fabricii Bibliotheca graec. Vol. V. p. 210 f. der Harlesischen Ausgabe, nicht einmahl alle angegeben sind. Brotier's Ausgabe vom J. 1783 mußte durch die Clavier'sche im J. 1801 ff. schon wieder ersetzt werden.

den. Welch ein Verdienst und Glück, so lange und so wirksam als Lehrer der spätesten Nachwelt zu glänzen! Bey dieser Uebersetzung macht Hr. E. die Bemerkung, daß der sel. Reiske, den er übrigens mit Recht sehr hochachtet, viele Verbesserungen und Vermuthungen aus derselben entlehnt habe, ohne, was doch billig gewesen wäre, diese seine Quelle anzuzeigen; er, der gar nicht nöthig hatte, wie Hr. E. hinzusetzt, sich mit fremden Federn zu schmücken, und dessen edle Kühnheit er doch der steifen Schüchternheit vieler andern Herausgeber und Critiker vorziehe. Nur bey dem Leben von Pericles und Fabius Maximus ist ein Pariser Coder verglichen und gebraucht, und nächher sind einige Bemerkungen, die Aemilius Portus Cretensis (weil sein Vater aus Creta war, nannte er sich so) aus dem 17. Jahrh. seinem Plutarch beygeschrieben, benützt worden. Hr. Coray hat die Vulgata (bekanntlich, die Stephanische Ausgabe) sehr oft verbessert, und eigne Conjecturen in den Text gerückt, doch jedesmahl davon in den Anmerkungen eine meist genügende Anzeige gemacht. Er sagt von sich selbst eben so ehrlich, als auffallend: je älter er werde, je dreister werde er. Wir kennen keinen Critiker, der nicht das Gegentheil geäußert hätte. Abbildungen der Männer, deren Leben hier geliefert wird, sind, wie er es beym Isocrates verheißt hatte, beygefügt, wenn sie aufzufinden waren; auch sind die Originale, wovon sie genommen, stets angegeben worden. Von Publicola, Fabius Maximus, Agesslaus, Plutarchus, Coriolan, Timoleon, Pelopidas, Aristides, Cato major, Philopömen u. A. waren keine echte Bildnisse aufzutreiben, wenn gleich Reiske's Ausgabe mit den meisten derselben versehen ist. Daher steht der Rahme statt des fehlenden Bildes da, z. B. gleich vorn im ersten Bande;

um den Nahmen ΠΑΟΥΤΑΡΧΟΣ windet sich eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, als Zeichen der Ewigkeit, und Zweige mit Blättern umschlingen sie: darunter steht das schöne Epigramm von Agathias aus der Anthologie oder Brundt's Analecten III. S. 46 Nr. 36 *Σειο πολυκλήεντα* etc. Außer ihnen haben die Abbildungen von Socrates, Sophocles, Euripides, Zeno (dem Stifter der stoischen Philosophie), Miltiades, P. Cornel. Scipio African. u. A. hier ihren wohlverdienten Platz gefunden. Die Kupfer sind von Hrn. Mougeot sehr schön gestochen. Eine unstreitig treffliche Zugabe, wobey wir nur das einzige Bedenken haben, daß dadurch das Werk vertheuert, folglich der Ankauf den minder Begüterten noch mehr erschwert werden dürfte, zumahl in den jezigen Zeiten, welche den Musenfünften so abhold sind. Doch Hr. E. hat wahrscheinlich darauf Bedacht genommen, daß die Edlern und Reichern seiner Landsleute in Smyrna, Salonichi u. s. w. den Aermern den Ankauf erleichtern werden: welches wir herzlich wünschen. Im ersten Bande sind 10 Biographien, von Theseus bis Fabius Maximus; im zweyten Bande auch 10, von Alcibiades bis Flamininus; im dritten Bande 8, von Pyrrhus bis Crassus; im vierten Bande 6, von Sertorius bis Julius Cäsar. Es fehlen also noch 14 Biographien, welche in den folgenden zwey Bänden erscheinen werden. Jedem Bande sind sehr brauchbare Register der Gracität, Sachen und Neugriechischen Ausdrücke, der erklärten und verbesserten Schriftsteller, und Nachträge beygefügt worden. Der Text hat an unzähligen Stellen gewonnen, und ist, wenn gleich bey mancher Aenderung Etwas auszusagen wäre, doch lesbarer geworden, als er in unsern Ausgaben bisher war. Doch dafür bürgt, ohnehin schon der berühmte Nahme des Verf., und;

macht den Beweis überflüssig. So hat er Solon. c: 14 in dem Fragmente (bey Brunck Anal. 1. p. 72 Nr. XXI) οὐκ ἔφω Σολων etc. im 3. Verse ἀγρῶν ἀγρευτῆς statt des sinnlosen ἀγρῶν ἀγροσδεῖς in den Text genommen: dieß hatte der bekannte Bischof von Avranches, Hüet, seinem Exemplare als Conjectur beygeschrieben. In vita Publicol. c. 20 in der bekannten Stelle von der Beschaffenheit der Griechischen Thüren will Hr. Coray in den Worten ὅτι κόπτουσι καὶ ψοφοῦσι die mittlern beiden Worte nicht gelten lassen, und hat sie deßhalb mit Asteris- cis versehen, wie er bey solchen Fällen zu thun pflegt: doch glaubt er, hier sehen einige Worte ausgefallen, und die Stelle habe so gelautet: ὅτι κόπτουσι μὲν ἔξωθεν οἱ ἔσωθεν εἰσιέναι, ψοφοῦσι δὲ τὰς αὐτῶν θύρας u. s. f. Es freuet uns, auch von Hrn. C. diese Stelle eben so behandelt zu finden, als sie schon, ohne daß es Hrn. C. bekannt geworden, der sel. Bach in seiner Anmerkung zu Xenophons Sympos. 1, 11. verbessert hatte. Der ganze Zusammenhang verlangt diese Aenderung. In Pelopid. c. 12 (Tom. 2. S. 174) ist das, wie es auch uns scheint, unrichtige οὐραν stehen geblieben, mit der Bemerkung, daß Amiot Charons in Thebens Haus darunter verstehe. Hätte Hr. C. unfers Jakobs Verbesserung in Additam. animadv. ad Athen. p. 136 gekannt, der ὄγχαν (so hieß Minerva) sehr scharfsinnig vorschlug: so würde er sie wahrscheinlich in den Text genommen haben. Sehr oft führt er die Hülfe seines gelehrten Freundes, Hrn. Clavier, eines auch unter uns sehr geschätzten Humanisten und Critikers, an: seine Vermuthungen zeugen von Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit dem Plutarch. Auch nebenher hat Hr. C. einige Verbesserungen anderer Griech. Schriftsteller mitgetheilt, wovon wir einige zur Probe ausheben.

wollen. Die Verse in Stobai Florileg. 2 S. 31 (94 Schow), die dem Lycurg zugeschrieben werden, zieht er sogleich zu den folgenden Versen des Philemon, aus dessen ἀγροίκος sie sind. B. 2. S. 15". In Lucians "Ἐρωτ. S. 17 leitet er ἀφουλακτουμένων von dem aus ἀπό und ὑλακτέω zusammengesetzten, in unserm Stephanus und Schneider nicht vorkommenden, Worte ab, aboyr, clabauder. B. 3. S. 57'. Der Lateinische Uebersetzer der Stelle gab das Wort: incaute prolatis sermonibus. Budäus hatte die Lexicographen irre geführt. In Eurip. Hippol. 1217 will er statt δεργμαίων, δέλματων und Φεγμαίων lieber λεγμαίων lesen wegen Plut. Rom. 18 καὶ λόγου κρείττωνός τις: aber der Sprachgebrauch ist nicht erwiesen. Wichtig ist die Verbesserung von Aristoph. Eq. 400 ἐν, nicht ἐν, wie schon Lamb. Bos. Animad. p. 8 sq. und nach ihm Andere, dargethan haben. Ein Wort von Coray gilt viel! Eben so schlägt er im Schol. Aristoph. Eq. 64 ἐγκότως vor statt ἐικότως, und im Schol. Theocr. II, 36 (Tom. 2 p. 408), ἔπαιον und κατὰρτικός statt des sinnlosen ἐπεῖδον und κατὰρξής. Warum Heraclides ponticus für den Urheber der so genannten Fragmente de rebus publicis von Hrn. Coray und andern Herausgebern gehalten werde, ist nicht abzusehen. Heraclides hieß der Scribler ganz sicher, aber daß er der berühmte ponticus gewesen, dafür ist gar kein Zeugniß und Beweis, auch schwerlich bezubringen. Im 4. B. S. 350 ist eine Griechische Inschrift auf eine mimische Actrice eingerückt, gefunden vom Hrn. Kriegs-Commissär Siauve, und Hrn. Coray mitgetheilt. Wir wollen sie, da sie nur wenig Raum wegnimmt, den Freunden der alten Litteratur zu Gefallen hier beifügen, und statt der Uncialen, womit sie ge-

1768 G. g. A. 177. St., den 6. Nov. 1813.

schrieben, mit unsern gewöhnlichen kleinen Griechischen Lettern darstellen: Την πολλοις δημοισι παρος πολλαις δε πολεσσι | Δοξαν Φωνασσαν ενι σκηναισι λαβουσαν | Παντοις αρστης εν μιμοις ειτα χοροισι | Παλλασις εν θυμελαις αλλουχουτωδε Ξανουση (sic) | Τη δεκατη μουση το λαλειν σοφος ηρακλειδης | Μειμαδι βασιλλη στηλην Ξετο βιολογος Φως | Ηδη και νεκυσ ουσα ισην βιου ελαχε τιμην | Μουσικον εις δαπεδον σωμ αναπαυσαμενη ταυτα οι συσκηνοι σου λεγουσιν Ευψυχει Βασιλλα ουδεις αθανατος. Hr. E. verwandelt in der ersten Reihe την in τῆν; in der zweyten λαβοῦσαν in λαβούση, so daß es mit dem folgenden Ξανούση τῆ δεκατη Μούση stimme. Im 4. Verse geben die verdorbenen Worte, nach Hr. E., den Sinn: ἀλόχω τῆδε Ξανούση. Aus dem 6. Verse erhelle, daß die Actricen Μιμάδαι, und die Männer nicht bloß Μίμοι, sondern auch βιολόγοι, als die Ereignisse des Lebens darstellend, so wie auch ἡθολόγοι von der Darstellung der menschlichen Charactere, genannt wurden. Μουσικὸν δάπεδον sey das Theater. Statt εὐψύχει schlägt er εὐτύχει vor. Ob der Steinhauer oder der Abschreiber Schuld an der Entstellung sey, läßt er unentschieden. Es ist Schade, daß Hr. E. die zwey folgenden Vände ohne Anmerkungen herausgeben will. Er nimmt sogar mit den Worten: ποτσεινῆ πατρις εὐτύχει Abschied von seinem Vaterlande. Wir wünschen, daß er diesen Vorsatz nicht ausführen werde, und hoffen, daß er auf die Stimmen seiner Freunde, wozu auch wir gehören, noch fernerhin den Griechischen Musen, und nahmentlich dem Plutarch, die ihm so Vieles verdanken, seine Muße und Kräfte weihen wolle.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. Stück.

Den 6. November 1813.

Göttingen.

Der Reichthum des hiesigen botanischen Gartens, die Vollständigkeit mancher in demselben unterhaltenen Familien und Gattungen, und der beständige Zuwachs an neuen und seltenen Gewächsen, boten dem Prof. Schrader bey der genauen Untersuchung derselben einen so großen Schatz von Beobachtungen dar, daß aus ihnen, bey fortgesetzter Prüfung, nach und nach eine Reihe von Abhandlungen hervorgingen, die man zugleich als die Vorläufer eines größern, über den botanischen Garten demnächst herauszugebenden, Werks wird betrachten können. Eine jener Abhandlungen, mit der Aufschrift: *Monographia generis Verbasci, Sectio I.*, ist von ihm der königl. Societät der Wissenschaften in der Versammlung am 25. September vorgelesen, aus der wir den wesentlichen Inhalt hier mittheilen.

Die Gattung *Verbascum* hatte in neueren Zeiten einen so beträchtlichen Zuwachs erhalten, daß schon die bloße Zusammenstellung des Vorhandenen kein ganz unverdienstliches Unternehmen gewesen

seyn würde. Wünschenswerther mußte eine critische, auf Beobachtungen in der Natur sich gründende, Bearbeitung seyn, da nur durch sie allein die Wissenschaft erweitert und gefördert werden dürfte. Der Verf. wagt hier den Versuch eine monographische Bearbeitung dieser Gattung. Wenn er das sich vorgesezte Ziel vielleicht nicht ganz erreicht hat: so darf er sich wenigstens schmeicheln die Gattung um ein Beträchtliches vermehrt, manche vermeintliche Arten zu denjenigen, wozu sie gehören, zurückgeführt, die Synonymie berichtigt, und durch zweckmäßige Unterabtheilungen die Kenntnisse dieser Gewächse überhaupt um Vieles erleichtert zu haben. Um nicht die Grenzen dieser Abhandlung zu sehr zu überschreiten, mußte die ältere Geschichte von *Verbascum* unberührt bleiben, was auch um so eher geschehen konnte, da sie der Hauptsache nach hinlänglich bekannt ist. Zweckmäßiger schien es ihm hingegen, andere Gegenstände weitläufiger zu erläutern, die eine umständliche Erörterung bedurften. Eine genaue Beschreibung der äußern Bildung, wie man sie im Allgemeinen bey diesen Gewächsen wahrnimmt, geht daher billig voran. Ein flüchtiger Ueberblick zeigt schon die große Uebereinkunft der verschiedenen Theile, und wird Jeden überzeugen, daß auch diese Gattung mit allem Rechte denen zugezählt zu werden verdient, die man natürliche zu nennen pflegt.

Im zweyten Abschnitt sucht der Verf. den natürlichen und wesentlichen Character von *Verbascum*, besonders in Hinsicht der verwandten Gattungen *Ramondia* und *Celsia*, genauer zu bestimmen. Jene, die *Ramondia*, bewährt sich als eigenthümliche Gattung, nicht sowohl im Außern, als besonders in der Bildung der Fructificationstheile. Bleiben wir bloß bey letzteren stehen, so hat Ra-

mondia eine corolla subaequalis, Verbascum eine inaequalis; jene stamina approximata, filamentis brevibus glabris, dieses stamina distantia, filamentis multo longioribus, lanatis; jene antherae didymae, biloculares, ab apice ad medium vel paulo infra dehiscentes (so fand sie der Verf. bey wiederholter Untersuchung, nie apice perforatae, wie Richard, Persoon, Willdenow u. A. sie beschreiben), dieses stets antherae simplices, semibiloculares, longitudinaliter dehiscentes, plerumque reniformes. Der Hauptunterschied liegt aber wohl ohne Zweifel in dem receptaculo feminum, wovon bey jener zwey zugegen sind, welche man als erhobene Linien an der inneren Wand der Kapsel wahrnimmt; bey diesem ist ein im Mittelpunct befindliches, anfänglich mit den Scheidewänden verwachsenes, nachher freyes, selten aber (wie Gärtner zu allgemein annimmt) abfallendes, receptaculum. Weniger scheint hingegen die Gattung Celsia von Verbascum verschieden. Nach Linne's Gener. Plant. (ed. Schreb. p. 409) unterscheiden sich freylich die Staubfäden der Celsia in mehrerer Rücksicht von denen des Verbascum; diesem widersprechen aber die Celsia Arcturus und Roth's viscosa. Auch gibt das receptaculum liberum für Celsia keinen Character, da man dieselbe Beschaffenheit bey allen dem Verf. bekannten Verbascis im vollkommenen Zustande der Frucht wahrnimmt. Gleichfalls scheinen die von Gärtner der Celsia zugeschriebenen dissepimenta valvis contraria keinen wesentlichen Unterschied auszumachen, da Celsia viscosa und einige andere Arten dissepimenta duplicata ex inflexis valvularum marginibus haben. Daß nach Gärtner die Balven der Kapsel fast bis zur Hälfte gespalten sind, kann hier nicht in

besondern Betracht kommen. Auch können die kleinen Abweichungen nicht in Erwägung gezogen werden, welche Gärtner in Hinsicht beider Gattungen von dem Embryo, den Cotyledonen und der Radicula anmerkt. Man könnte diesem zufolge, mit Schrank, Celsia wieder mit Verbascum verbinden, was schon Ristler in seiner wenig bekannten Dissertatio de Verbascio (Argentor. 1754) vorgeschlagen hat. Doch ist hierbey nicht außer Acht zu lassen: erstens, daß der numerus staminum beider Gattungen constant, keinesweges aber veränderlich ist, wie Schrank behauptet; zweitens, daß die Staubfäden der meisten Celsien ein didynamisches Verhältniß haben; und drittens, daß zuvor die übrigen Celsien in Hinsicht der Beschaffenheit der Frucht genau untersucht werden müssen.

Dritter Abschnitt. Eintheilung der Gattung. Unter den verschiedenen Eintheilungen, die man bey der nach und nach sich mehrenden Zahl für nothwendig erachtete, glaubt der Verf. der von Decandolle vorgeschlagenen den Vorzug geben zu müssen. Dieser nimmt zwey Hauptabtheilungen an, wovon die erste diejenigen Arten in sich begreift, deren Blätter, wie Thapsus, mehr oder weniger herunterlaufend sind, die andere hingegen alle die übrigen enthält, welche nicht herunterlaufen. Da indeß die bey weitem größere Zahl der Verbasca zur letzten Hauptabtheilung gehören, so war es nothwendig, bey dieser mehrere Unterabtheilungen festzusetzen. Hierzu schienen sich nicht allein die Nebenblättchen, sondern auch die Blumen zu eignen. Was die Nebenblättchen betrifft, so zeigt es sich nämlich, daß diese einzeln, oder zu dreyen und mehreren, die Blumen unterfügen;

und in Hinsicht der Blumen bemerkt man, daß sie entweder in Büscheln oder geknault, oder zu zweyen oder auch wohl einzeln vorkommen. Die zur zweyten Hauptabtheilung gehörigen Arten ließen sich demnach auf eine zwiefache Art durch Unterabtheilungen trennen. Beide Unterabtheilungen sind in der Natur gegründet, und da die in Büscheln stehenden und geknaulten Blumen beständig mit mehreren, die zu zweyen und einzeln stehenden (einige wenige ausgenommen) nur mit Einem Nebenblättchen versehen sind: so bleibt die Vertheilung der Arten fast dieselbe. Aus mehreren Gründen schienen dem Verfasser die auf die Blumen sich gründenden Unterabtheilungen am meisten anwendbar zu seyn; weßhalb er auch folgende festgesetzt hat: 1. floribus glomeratis, 2. flor. fasciculatis, und 3. flor. geminis solitariisque. Die letztere nach der Zahl der Blumen zu trennen, hielt er nicht für zweckmäßig, da unter derselben einige Arten vorkommen, deren Blumen einzeln und zu zweyen neben einander stehen.

Die zur Unterscheidung der Arten besonders anwendbaren Merkmale, mit deren Untersuchung sich der vierte Abschnitt beschäftigt, geben vorzüglich an die Hand die Form der Blätter und die Oberfläche, in Verbindung mit dem Verhältniß der Länge der Blumenthielchen zum Kelche oder den Nebenblättchen. Der Blüthenstand kann nur als secundärer Character betrachtet werden, da er an und für sich wenig Verschiedenheit darbietet, auch in Hinsicht der Theilung zu sehr von dem Einfluß des Bodens abhängt. Wenn diese Merkmale nicht schon ausreichen, so könnte man noch auf die Form der Kapsel und auf das Verhältniß ihrer Länge zum Kelche Rücksicht nehmen; doch kann

bis jetzt kein allgemeiner Gebrauch davon gemacht werden, weil sie von mehreren Arten noch unbekannt ist. Decandolle und Bieberstein haben auch die Farbe der Haare, womit die Staubfäden bekleidet sind, als Unterscheidungsmerkmal angewandt; da es aber einmahl als Grundsatz angenommen ist, die Farbe irgend eines Theils in der Differenz, wenn es vermieden werden kann, nicht in Erwägung zu ziehen: so wird es zweckmäßiger seyn, auf dieselbe keine Rücksicht zu nehmen. Weniger Aufmerksamkeit verdient der Stängel in Hinsicht seiner Theilung, da eine mehrere oder geringere Theilung desselben lediglich einem fetteren Boden zuzuschreiben ist, wie V. Thapsus, montanum, Plomoides, nigrum u. m. a. dieß hinlänglich beweisen; und umgekehrt andere, welche gewöhnlich ästig sind, durch Mangel an Nahrung ungetheilt bleiben. Eben so unsicher sind die von der mehr oder weniger haarigen Bekleidung der Staubfäden hergenommenen Charactere; nur crassifolium hat constant nackte Staubfäden.

Der fünfte Abschnitt handelt den speciellen Theil ab. Da der zu große Umfang und die Menge der Kupfertafeln eine Theilung nothwendig machte: so enthält dieser erste Abschnitt nur die erste Hauptabtheilung mit foliis decurrentibus. Die bey weitem größere Zahl, welche die zweyte Hauptabtheilung ausmacht, wird der andere, in dem nächstfolgenden Bande der Commentationen enthaltene, Abschnitt mittheilen. In Hinsicht der Beschreibung befolgt der Verf. dieselben Grundsätze, welche er früher bey einer andern Gelegenheit geäußert hat. Wir wollen nun die aufgezählten Arten der Ordnung nach folgen lassen, und theilen zugleich einige der vorzüglichsten Bemerkun-

gen mit. 1. *Verbascum Thapsus*. Die bekannteste, aber dessen ungeachtet nicht selten verkannte, Art. Es werden drey Abarten unterschieden: 1. mit gelben Blumen, die am häufigsten vorkommt; 2. mit weißen Blumen (*Verb. elongatum Willd. Enum.*), und 3. mit schmalern Blättern (*Verb. angustius Schrank.*). *Verb. elongatum* ist bestimmt nur durch die Farbe der Blumen von *Thapsus* verschieden, wovon sich der Verfasser durch mehrjährige Vergleichung in der Natur zu überzeugen Gelegenheit hatte; alle übrige, von *Willdenow* angegebene, Merkmale kommen mehr oder weniger auch bey der gelbblüthigen vor. Noch weniger läßt sich *V. angustius* trennen. Auch gehört hierher *Verb. Thapsoides Schrank.* (Baierische Flora) und andere, so wie das *V. Lychnitis Schulz. Stargard.* Ausgeschlossen müssen hingegen, außer mehreren andern, werden *V. album Blackw. Herb. t. 502* und *V. Thapsus Plenk. Plant. Med. t. 109.* Wozu jene gehört, läßt sich wegen der unvollkommenen Vorstellung nicht mit Gewißheit bestimmen; daß letztere aber nichts anders, als *Phlomisoides*, und zwar eine durch Cultur etwas veränderte Pflanze, vorstellt, kann keinem weiteren Zweifel unterworfen seyn. Durch solche, in dem *Plenkischen* Werke nicht selten vorkommende, Irrthümer wird die Brauchbarkeit desselben sehr beschränkt. 2. *Verbascum Thapsiforme*, eine neue Art, welche bisher nur in Niederachsen bemerkt worden. Beym ersten Anblick dem *Thapsus* nicht unähnlich; doch zeigt sich bey genauer Untersuchung, daß die oberen Blätter mehr eysförmig und zugespitzt, und die Blumen und Staubfäden von der Bildung des *Phlomisoides* sind. 3. *Verbascum crassifolium Hoffmannsegg. et Link. Flor. Portug.*

p. 213 t. 26. Auch diese Art ist dem *Thapsus* verwandt; aber der dicke gelblich-rostbraune Filz, womit vorzüglich die Blätter bedeckt sind, und die unbehaarten Staubfäden, bewähren ihre hinlängliche Verschiedenheit. Ob *Decandolle's* *crassifolium*, welches die Herren *v. Hoffmannsegg* und *Link* anführen, hierher gerechnet werden könne, bezweifelt der Prof. Schr. sehr. Schon die von *Decandolle* angeführten Synonyme machen es höchst unwahrscheinlich. Man wird vielleicht wohl thun, das *Decandolle'sche* *crassifolium* ganz der Vergessenheit zu übergeben, da, so viel dem Verf. bekannt ist, kein Botaniker in Frankreich dasselbe kennt. 4. *Verbascum cuspidatum* Selten unweit Wien, wo man es für *Thapsus* ansieht; mit dem aber nur in Hinsicht der stark herunterlaufenden Blätter eine Uebereinkunft Statt findet. Blüthenstand, Blumen und Staubfäden kommen mehr mit *Phlomisoides* überein. Ausgezeichnet sind aber besonders die, vorzüglich nach oben hin, in eine lange Spitze auslaufenden Blätter. 5. *Verbascum niveum* *Tenor.* Flor. Neapol. Gehört zu den neueren, in Neapel und Calabrien gemachten, Entdeckungen, die man besonders *Tenore* verdankt, und wovon auch unser Garten schon Manches enthält. Durch den schneeweißen, die ganze Oberfläche bedeckenden, Filz kann man dieses *Verbascum* von den übrigen leicht unterscheiden. 6. *Verbascum densiflorum* *Bertol.* Plant. Rar. Ital. Dec. 3. p. 52. Die einzige Art, welche in der Natur zu vergleichen der Verf. nicht Gelegenheit hatte. Da sie indeß nach der Beschreibung hinreichend von den übrigen verschieden ist, so glaubt er sie mit aufnehmen zu können. 7. *Verbascum Thapsoides* *Hoffmannsegg. et Link.* l. c. p. 214 (excl. typn.). Ueber kein *Verbascum* herrschte wohl mehr Ver-

wirung und Widerspruch, als über diese Art. Die Deutschen Floristen hatten größten Theils ein ästiges *Thapsus* dafür angenommen; Andere sahen *speciosum* (Hort. Gotting. Fasc. 2. t. 16.), auch wohl *Phlomooides*, dafür an. Das in der Flora Lusit. beschriebene kommt mit der Linné'schen Beschreibung so ziemlich überein, da dasselbe aber bis jetzt nirgends außer Portugall bemerkt ist: so schien es dem Verf. sehr zweifelhaft, ob man es für das Linné'sche *Thapsoides* annehmen könne. Was indeß Linné unter demselben für eine Art verstanden haben mag, läßt sich überall nicht mit Bestimmtheit angeben, da in der Linné'schen Sammlung kein Exemplar mehr vorhanden, die von Linné gegebene Beschreibung nicht ganz befriedigend ist, und die von ihm angeführten Synonyme überdem mehr verwirren als aufklären. Es würde daher auch hier gerathener seyn, wenn man das Linné'sche *Thapsoides* eingehen ließe, und dafür die Portugiesische Pflanze einschaltete! Das in der Flora Lusit. als zweifelhaft aufgestellte *Verb. simplex* ist, nach genauer Untersuchung der Exemplare, welche der Prof. Link sowohl von diesem als den übrigen Portugiesischen *Verbascis* dem Verf. mitzutheilen die Gefälligkeit hatte, als Abart zu *Thapsoides* gerechnet. 8. *Verbascum macranthum Hoffmannsegg. et Link. l. c. t. 27.* 9. *Verbascum australe.* Eine neue, aus dem südlichen Europa abstammende, Art, deren Character so bestimmt ist: foliis crenatis tomentosis: radicalibus oblongo-lanceolatis in petiolum attenuatis; caulinis oblongo-ovatis decurrentibus; superioribus lato-ovatis cuspidatis semidecurrentibus, racemi fasciculis remotis, antheris duabus oblongis. 10. *Verbascum Phlomooides Linn.* Die von Decandolle hierher gerechnete

ren Synonyme aus Lobel's Icon. (Verbasc. 1. p. 560 und 561) gehören zu Thapsus. Verbascum rugulosum Willd. (Enum. p. 224) zieht der Verf. hingegen zu Phlomis, da zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied Statt findet. 11. Verbascum condensatum. Von Schott in der Gegend von Wien entdeckt. In Hinsicht der Oberfläche der Blumen und der Staubfäden dem vorigen verwandt; aber hinlänglich verschieden durch die großen elliptisch-länglichen, stark gezähnten Wurzelblätter und die dicke Blüthentraube. 12. Verbascum nemorosum. Schott, der auch diese Art in Oestreich beobachtete, hielt sie für montanum, mit dem sie allerdings im Aeußern viele Ähnlichkeit hat; doch nähert sie sich, was die Bildung der Blumen und der Staubbeutel betrifft, mehr dem Phlomis. Ihre Differenz ist so bestimmt: foliis acutis crenatis tomentosiss; radicalibus oblongis utrinque attenuatis; caulibus inferioribus lanceolatis basi angustatis; intermediis oblongo-lanceolatis superioribusque oblongis leviter decurrentibus, racemi fasciculis remotiusculis, antheris filamentorum majorum oblongis. 13. Verbascum montanum, aus dem Hort. Gott. Fasc. 2. bekannt. Ist nun auch in einigen Gegenden Deutschlands bemerkt. 14. Verbascum collinum. Diese bisher übersehene Art ist im Blüthenstande, den Blumen und der Farbe der Staubfäden dem V. nigro, in Hinsicht der Form der Blätter (doch nicht des filzigen Ueberzuges) dem montano nicht unähnlich. 15. Verbascum versiflorum, eine ausgezeichnete, bey Prag vorkommende, Art, die in Hinsicht der Farbe der Blumen dem rubiginoso nicht unähnlich ist. 16. Verbascum ramigerum, von Link im Mecklenburgischen entdeckt. Im Aeußern dem Lychnitis ähnl-

lich, aber beträchtlich höher, die Blätter größer, doppelt gefeibt, stärker behaart; auch enthalten die Büschel, welche sich am untern Theile des Stängels befinden, 15 bis 20 Blumen. 17. *Verbascum mucronatum* Lam. Encyclop. Ist in Creta zu Hause, wo sie Labillardiere auf seiner Reise nach Syrien beobachtete. Der Verf. verdankt Hrn. Decandolle die gefällige Mittheilung dieser seltenen Pflanze, wodurch er zugleich in den Stand gesetzt wurde, die Lamarck'sche Beschreibung in einigen Punkten zu berichtigen. 18. *Verbascum sinuatum* Linn. Auch hier wird der nicht wenig abweichende Bau bemerkt, den diese Pflanze unter den verschiedenen Verhältnissen der Cultur anzunehmen pflegt.

Die diese Abhandlung erläuternden fünf Folio-Tafeln geben eine Vorstellung von *Verbascum cuspidatum*, *nemorosum*, *australe*, *condensatum*, *ramigerum*, *collinum* und *Thapsoides*.

Paris.

Monumens de Sculpture anciens et modernes, publiés par *Lauthier* et *Lacour*. Livraison I — XI Mit 72 Kupferstichen in klein Querfolio.

Zufolge einer vorläufigen Anzeige, soll dieses Werk Abbildungen antiker Statuen und Basreliefs, mehrere Kunstfachen älterer Französischer Meister, vorzüglich aber getreue Darstellungen der zahlreichen Monumente enthalten, welche unter der Regierung des Kaisers Napoleon des Großen ausgeführt worden sind. Da die meisten antiken Kunstfachen in dem Napoleonischen Museum sich befinden, von ihnen aber in unsern Anzeigen bey mehreren Gelegenheiten die Rede gewesen ist: so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen,

um mehr Raum zu gewinnen, die wenigen ältern und die merkwürdigsten neuen Französischen Kunst-Producte aufzuzählen. Nr. 3. Vier Caryatiden, welche einem Pavillon des Louvre zur Stütze dienen, von Jacques Sarazin. Die Bewegung und Stellung dieser Figuren sind voll Einfach; ihre Drappirung genau studirt. Nr. 4. Die vier Jahreszeiten, Basreliefs von Jean Bouillon am Hotel Carnavalet zu Paris. Der Faltenwurf hat einen weichen Character. Nr. 5. Basrelief an dem Triumphbogen der Thuilleries, den General Mapp darstellend, wie er dem Kaiser die Gefangenen nach der Schlacht von Austerlitz vorführt, von Spercieux. Ohne uns in eine genaue Critik dieses und ähnlicher Basreliefs einzulassen, wird Jeder leicht einräumen, daß militärische Kleidungen, vorzüglich die Uniformen der Husaren, Dragoner u. s. w. völlig außer den Grenzen der Sculptur liegen. Um das Ungefällige dieser Kleidungen in etwas zu mildern, haben zwar die Künstler sich der Mäntel bedient; allein sie konnten doch nicht Alles bedecken, und wenn die Uniformen in einem Gemälde einen unangenehmen Effect machen, so wird er in einem Basrelief ganz unaussehlich. Dieses Urtheil gilt auch buchstäblich von den übrigen Basreliefs an jenem Triumphbogen. Nr. 6. Vier allegorische Figuren, die Weisheit, Wachsamkeit, Gerechtigkeit und Stärke, welche den Springbrunnen auf dem Place Chatelet schmücken, von Louis Simon Boizot, gestorben im Jahre 1809. Nr. 10. Einige Basreliefs an dem Mausoleum des Connetable Anna de Montmorency, ausgeführt in dem Schlosse Ecrouen von Jean Bullant. Nr. 11. Die Zusammenkunft der beiden Kaiser am 4. De-

cember 1805. Ein Basrelief an dem Triumphbogen der Thuilleries, von *Rayet*. Nr. 12. Der Preßburger Frieden, ein allegorisches Basrelief von *le Sueur*, eben daselbst. Nr. 14. Zwey Caryatiden und zwey Victorien, im Saale des *Cent Suisses*, von dem braven *Jean Gougeon*. Nr. 16. Einige Figuren an dem Mausoleum des *Anna von Montmorency*, von *Jean Bullant*. Nr. 17. Die Capitulation von Ulm am 17. October 1805. Ein Basrelief an dem oben erwähnten Triumphbogen, von *Corteliet*. Nr. 18. Napoleon, wie er den König von Baiern nach München zurückführt, ein eben daselbst befindliches Basrelief, von *Clodion*. Nr. 21. Einige Basreliefs an dem Springbrunnen des *Innocens*, von *Jean Gougeon*. Nr. 22. Das Grabmahl des Cardinals *Richelieu*, von *Girardon*. Nr. 23. Einzug des Kaisers Napoleon in Wien am 13. November 1805, von *de Seine*. Auch dieses Basrelief ziert den Triumphbogen der Thuilleries. Nr. 24. Der Springbrunnen auf der Straße *Vaugirard*, geschmückt mit einem Basrelief, die *Leda* darstellend, von *A. Valois*. Die Figur des Amor ist nach einem Gemälde *Tizian's* copirt. Nr. 27. Ein anderes Basrelief an dem Springbrunnen des *Innocens*, von *Jean Gougeon*. Nr. 28. Einige Arbeiten von *Germain Pilon*, unter andern eine Gruppe von drey Figuren, *Catharina von Medicis*, *Madame de Villeroi* und *Madame d'Etampes* vorstellend. Nr. 29. Einige Basreliefs im Vorhofe des Louvre, von denen zwey Figuren, *Homer* und *Virgil*, die bedeutendsten sind, von *Chaudet*. Nr. 30. Eine *Victoria*, ein Basrelief über dem Eingange der Colonnade des Louvre, von *Carteliet*. Nr. 33. Ein schönes Mo-

nument von Jean Cousin. Nr. 34. Zwen Basreliefs am Haupteingange des Louvre, von Jean Gougeon. Nr. 35. Verschiedene Basreliefs im Hofe des Louvre, von Moitte. Nr. 36. Der große Fronton der Colonnade des Louvre, ein vorzügliches Werk von Lemot, das die Minerva vorstellt, wie sie die Musen auffordert, die Thaten Napoleons, dessen Büste in der Mitte steht, zu verherrlichen. Nr. 39. Diana von Poitiers, nackt, unter der Gestalt der Diana als Jägerinn, einen Hirsch umarmend, von Jean Gougeon. Nr. 40. Die vier Tugenden, als vier Caryatiden gebildet, von Germain Pilon. Nr. 41. Ein Basrelief im Hofe des Louvre, von Roland. Nr. 42. Basreliefs an dem oft erwähnten Triumphbogen, nämlich zwen Jama's, von Caunai, und Napoleon, wie er von einer Victoria gekrönt wird, von le Sueur. Nr. 45. Einige Figuren aus den Basreliefs im Hofe des Louvre, von Jean Gougeon. Nr. 46. Die Gerechtigkeit und das Mitleiden, von Jacques Sarazin. Nr. 47. Die Vereinigung der drey zeichnenden Künste, eine sehr anziehende Gruppe von dem wackeren Chaudet, der im Jahre 1810 gestorben ist. Von ihm sind auch zwen andere Figuren, Oedipus und Cincinnatus. Nr. 48. Eine allegorische Vorstellung des Concordats, wie nämlich Napoleon die Kirche nöthigt, sich mit Frankreich zu vereinigen, ein Basrelief von Dauson. Nr. 51. Noch eine Vorstellung der Diana mit einem Hirsche, mit Hunden u. s. w. von Jean Gougeon, aus dem Cabinete des Hrn. le Noir. Nr. 52. Zwen Basreliefs, welche das Monument schmücken, in welchem das Herz Franz I. von Frankreich aufbewahrt wurde, von P. Bontemps.

Nr. 53. Einige Basreliefs an dem Springbrunnen auf dem Plage zu Sulpize, von Espericux. Sie stellen die Wissenschaften und Künste, und die Ceres dar, wie sie den Triptolemus den Ackerbau lehrt. Nr. 54. Die in Spanien eroberten Fahnen werden dem gesetzgebenden Corps vorgezeigt, ein Basrelief von Gaulle, und eine der schlechtesten Compositionen in ihrer Art. Nr. 57. Ein hölzernes Basrelief, von Jean Gougeon. Nr. 58. Eine schöne Trophäe, von Simon Guillaumin (gest. 1658). Nr. 59. Ein Modell eines Monuments, das zum Andenken des in seiner Blüthe gestorbenen Malers Drouais zu Rom errichtet werden soll. Ein Basrelief von Michalson (gest. 1799). Nr. 60. Drey Statuen, die Schamhaftigkeit, der Krieg und Aristides, von Corteliet. Nr. 63. Eine Gruppe von Nereiden, mit Tritonen, Amorenen u. s. w. Ein Basrelief von Jean Gougeon. Nr. 64. Die himmlische Venus unterrichtet die Urania in der Sternkunde, ein Basrelief im Hotel Colbert. Nr. 65. Drey sehr gratiose Statuen, ein Hirte, ein Genius der Dichtkunst, und ein Amorin, von Lemire, dem Vater. Nr. 66. Ein Basrelief, das Wapen der Französischen Monarchie darstellend, wie es von der Minerva und dem Hercules geschützt wird, von Gérard. Es gehört zu dem Triumphbogen in den Thuilleries. — Die Kupferstiche sind nur einfache Umrisse, aber richtig gezeichnet und fleißig behandelt.

Heidelberg.

Gedruckt bey Engelmann: *Samuel. Christian. Lucae* Dissertatio, de facie humana cogitata anatomica-physiologica 1812. 24 Seiten in Quart.

1784 G. g. A. 178. St., den 6. Nov. 1813.

Der Verfasser vertheidigte am 8. May diese Dissertation pro facultate legendi. Er betrachtet das menschliche Gesicht theils als den Sitz des Lebens-Turgor, theils soll aus demselben auf das Innere, auf die intellectuelle Beschaffenheit des Menschen geschlossen werden. Dem Knochenbau gestattet der Verfasser keinen Einfluß auf die Physiognomie, und berücksichtigt hierbey nur die weichen Theile.

Das Gesicht wird in den organischen und animalischen Theil eingetheilt.

Zu dem ersten gehören die Gefäße und die sie begleitenden Nerven, das Zellgewebe und die Haut; zum zweyten die harten Nerven und die Muskeln. Es kommen die zur Bewegung der Knochen dienenden Muskeln, als der Temporalis und Masseter, dabey nicht in Betracht, und werden nur darunter verstanden die oberflächlich liegenden Muskeln, die unter sich zusammenhängen, und mit vielem Fette umgeben sind. Der Verfasser sieht diese Muskel-Partie als einen Musculus subcutaneus an, wovon das menschliche Gesicht bald glatt, bald runzlich wird.

Aus den Verbindungen des fünften und seibenten Hirn-Nervenpaares mit dem sympathischen Systeme läßt sich der Consensus zwischen dem Gesichte und den entfernten Theilen erklären.

Je höher die intellectuelle Entwicklung eines Menschen ist, desto mehr ist auch der animalische Theil des Gesichts ausgebildet. Deswegen ist auch bey ungebildeten Menschen, und bey Kindern, dieser Theil in der Ausbildung zurück, und weniger Ausdruck im Gesichte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 8. November 1813.

Frankfurt am Main.

Bei Varrentrapp und Sohn: Beiträge zur Nosogenie und Nosologie der Ruhr, von Friedr. Schumacher. 1813. Octav 192 Seiten.

Um nicht den Geist, der in dieser Schrift herrscht, zu verfehlen, und gegen die etwas hochtönende und oft mystische Sprache nicht zu verstoßen, wird der Rec., so viel thunlich, die eigenen Worte des Verf. geben. Der erste Abschnitt ist mit dem Ausdruck, Umlauf der Ruhr, bezeichnet. Es wird uns zuerst gesagt, daß die Ruhr nichts Fixes, sondern ein ewig Bewegliches, kein unwandelbarer Zustand des Menschen, sondern eine ununterbrochene, specifisch eigenthümliche Entwicklung desselben sey, und ihre gewissen Stadien und Ausgänge habe. Sie sey eine in den normalen Ablauf des Menschen hineingeschobene abnorme Epoche desselben. Der Mensch sey in diesem kurzen Abschnitt des Lebens transsubstantirt, und ein Ruhrmensch. Der Verf. setzt für den Umlauf der Ruhr drey Stadien fest. Das erste Stadium ist

die Epoche der vorherrschenden Nervosität; er rechnet hierher allerhand Mißgefühle, Colikschmerzen, Mattigkeit, Erbrechen von Galle u. s. w. Er nimmt an, der Hauptfizz dieser Zufälle sey das coeliacalische Gesecht, und im ferneren Verlaufe rücke die Krankheit eine Stufe tiefer herab, nämlich zu den meseraischen Gesechten; zugleich werde das Gefäßsystem in seiner Thätigkeit aufgereggt (Fieber), und die Ruhe sey nun ausgebildet. Im zweiten Stadium herrsche die Gefäßthätigkeit vor; Absonderungen und Ergießungen sind erhöht. Nun wirkt die Krankheit in Stößen, wie die Fallsucht, das Kindbettensieber, die Colik, und das Lebensprincip überhaupt! Diese unsichtbaren Stöße werden sichtbar durch Schneiden im Leibe, ungewöhnlich häufige Stuhlgänge, und Stuhlzwang. Jeder Stoß ist ein ungetheilter, untheilbarer Act, der mit der ganzen Synndrome seiner Symptome zugleich notwendig erscheinen muß, und letztere gehen hervor aus einem gemeinschaftlichen Grunde, und dem krankhaft modificirten Lebens-Proceß im Darmcanal. Sehr wahr sagt aber der Verf. gleich hinzu, daß alles uns klar vor Augen liegen würde, wenn uns das Wesen der Krankheit bekannt wäre. Jene Acte oder Stöße, in welchen alles zugleich, Leibschmerzen, Stuhlzwang, Ausleerungen und Ausschwitzung exacerbirt sind, in Verbindung mit ihren Remissionen, bilden die kleinen Oscillationen, die sich immer dichter zusammendrängen. Diese wickeln sich zu größernden Nychthämeren, und diese in zwey Stadien, des incrementi und decrementi, aus welchen der ganze Umlauf der Krankheit besteht, wie sich in dem Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, das Jahr bildet. (Alle diese Worte sagen weiter nichts, als den einfachen be-

Kranken pathologischen Satz, daß, wie die Krankheit wächst, die Anfälle häufiger und stärker erscheinen, daß sie am Abend zunehmen, am Morgen nachlassen, daß die Krankheit ihren Gipfel erreicht, und dann abnimmt). Das dritte Stadium begreift die Epoche der Nachkrankheiten in sich, welche Folgen der Ergießungen und der Desorganisationen sind. Die Erklärung der pathognomonischen Erscheinungen ist richtig, obgleich bekannt. Sehr gut hat aber der Verf. die Degeneration des Darmcanals entwickelt. Der Anfang derselben besteht im Ausschwißen der gerinnbaren Lymphe, theils in der Zellhaut, theils auf der Zottenhaut. Letztere findet man entzündet, die Schleimdrüsen geschwollen, und mit einer blutigen Materie angefüllt. Die ausgeschwitzte Lymphe organisirt sich allmählich, die kranken Wände des Darms werden dicker, härter, unbiegsamer, die Zottenhaut verschwindet, der Darm wird glatt, und das Volumen allmählich verengert. Es erzeugen sich nun aphthöse Geschwüre, welche eine Jauche absondern, wodurch die Zottenhaut zerstört wird. Diesen Zustand fand der Verf. an einem Leichnam über die ganze innere Fläche des Mastdarms und einen großen Theil des Grimmdarms ausgebreitet. (Sollte aber wohl im dicken Darm eigentlich von einer Zottenhaut die Rede seyn dürfen?). Lebt der Kranke noch einige Zeit fort, so wird der Darm über der verengeten Stelle in einen Sack ausgedehnt, und es folgt zuletzt eine tödtliche Verstopfung. Die verengeten Stellen sind bisweilen mehrfach, und sitzen bald niedriger, bald höher; nie findet man sie aber im dünnen Darm. — Der zweyte Abschnitt begreift die Aetiologie der Ruhr. Er spricht von der längst bekannten Ein-

wirkung des Sommers und der feuchten Winter auf den menschlichen Körper, namentlich auf Haut und Darmcanal; allein diese Sätze sind weitschweifig vorgetragen, und mit hochtönenden Worten ausgeschmückt. Das Aequinoctial-Elima dränge sich in die gemäßigte Zone ein, und vertreibe das Polar-Elima; die ganze Sommerspannung sey die Ursache der Ruhr, und es treten auch cosmische und tellurische, oft uns unbekante, Ursachen hinzu; der Mensch bilde die Aequatorial-Spannung in sich ein, und werde ein Sommermensch. Der Verf. nimmt an, eine wahre Ruhr-Epidemie werde durch Ansteckung hervorgebracht, und es sey ein eignes Contagium vorhanden. Diesen Satz beweiset er gut aus der Erfahrung. Ist die Disposition sehr gesteigert, so kann ein schwaches Contagium die Krankheit schnell hervorbringen. Der Grund, warum die Ruhr nicht so lange, als andere contagiose Krankheiten, herrsche, liegt darin, daß die Disposition durch veränderte Witterung schnell vernichtet werde. — Im dritten Abschnitt wird von der Nosogenie und Nosologie der Ruhr gehandelt. Den Anfang desselben bezeichnet ein kleiner Traum über die Sommer- und Winterspannung. Der Rec. vermag nicht, dem Fluge des Verf. nachzueilen. Der Rest dieses Abschnitts wiederholt das im vorigen schon Gesagte. — Viertes Abschnitt. Composition und Character der Ruhr. Es kann bey dieser Krankheit das Fieber da seyn, und auch fehlen, wie der Verf. es selbst beobachtet hat. Die Entzündung ist doppelter Art, erysipelatös oder phlegmonoideisch, je nachdem bloß die Zottenhaut oder der ganze Darm afficirt ist. Ueber die catarrhalisch-rheumatische Form der Ruhr scheint der Verf.

noch nicht mit sich einig zu seyn, weil wir nicht wissen, was Catarrh und Rheumatismus ihrem Wesen nach sind. Die gallichten, faulen und nervösen Ruhren haben die reine Sommerspannung zur Unterlage. — Der fünfte Abschnitt enthält die Prognose, und wiederholt bloß das Bekannte. — Im sechsten Abschnitt wird von der Curmethode gesprochen. Er enthält keinen vollständigen Curplan, sondern nur einzelne Momente, die der Verf. heraus hob. Ein vortreffliches Mittel, sagt er, ist die Salzsäure. Er gibt sie tropfenweise mit dem Pulver der Altheewurzel, oder mit Honig vermischt. Uebrigens sind alle nach ihren Indicationen aufgezählten Mittel hinlänglich bekannt. — Die Ansichten über diese Krankheit, welche der Verf. uns mittheilt, sind nicht neu; sie erscheinen nur so, indem sie sich in eine unverständliche Wortfülle eingehüllt haben. Anstatt zu sagen, die eigentliche Ruhr verlaufe in 14 Tagen, heißt es, die Ruhr habe ihr abgemessenes Alter, das nicht weit über ein Septenarium hinausfällt; anstatt, so wie die Krankheit des Darmcanales abnimmt, heben sich die Kräfte, heißt es, in dem Maße, als die Krankheit in ihrem eigenthümlichen Heerde erlöschet, heitert sich auch die ganze Sphäre auf; so heißt es, die leisen Anfänge der Metamorphose des Basischen in der Ruhr; die Natur erhält einen flüssigen Stuhlgang, gleichsam sich dessen bewußtlos bewußt, daß er in keiner andern Form die enge Stelle passiren kann. Dieses bloß zur Probe.

Paris.

Bey Didot, dem ältern: Choix des plus célèbres maisons de plaisance à Rome et de ses

environs, mesurées et dessinées par *Charles Percier et P. L. T. Fontaine*. Zwölfte und letzte Lieferung. Pl. LXX—LXXV. Folio 5. 29. (s. diese Anzeigen oben St. 122 S. 1220).

Diese Lieferung macht den Schluß eines Werkes, das unstreitig zu den schönsten und geschmackvollsten gehört, die in den letzten Jahren in Frankreich erschienen sind, und enthält mehre Ansichten des so berühmten Pallastes *Caprarola*. Der Pallast und die *Villa Caprarola* liegen auf einem Felsen, der die kleine Stadt gleiches Namens in *Umbrien* beherrscht, 34 Italiänische Meilen von *Rom* entfernt, und sind von dem Cardinal *Alessandro Farnese*, einem Neffen *Pauls III.*, angelegt worden. Die erste Zeichnung dazu entwarf *Antonio da Sangallo*, vollendet aber wurde sie von dem berühmten *Giacomo Barozzi da Vignola*. Der Grundriß bildet ein Fünfeck, und hat daher mit einer Festung Aehnlichkeit. Die Pracht des Ganzen und die Schönheit der einzelnen Theile sind allen Freunden der bildenden Künste, vorzüglich aber den Baumeistern, hinlänglich bekannt, zumahl man in allen guten Ausgaben des *Vignola* Abbildungen dieses Gebäudes antrifft. Alle Theile des Pallastes wetteifern mit einander um den Vorzug, und prangen mit ihrer Höhe, mit ihrem Umfang, mit allem Schmuck der *Architectur*. Überall ziehen sich Terrassen hin, zu welchen prächtige *Scalinaten* führen; überall wird das Auge durch den Reichthum von *Sculpturen* und *Mahlereyen* geblendet, deren größter Theil, im Innern, von den Gebrüdern *Zuccheri* herrührt, und die lieblichen Dichtungen des *Annibale Caro*

darstellt. Diese sind die wirklichen Urheber dieser Schilderungen, welche, wie Barbault irrig behauptete, nach den Ideen des Annibale Carracci ausgeführt worden sind. Die reizenden Gärten erheben sich amphitheatralisch, und waren ehemals mit zahllosen Statuen, Springbrunnen, Grotten und andern Anlagen geschmückt; aber dieser Feensitz wurde gänzlich verlassen, als die Erbschaft des Hauses Farnese an Neapel fiel; die Gärten verwilderten, und der öde Pallast, an den seit langer Zeit nichts mehr angewandt wird, verdankt seine Erhaltung nur der unzerstörbaren Festigkeit seiner Construction. Pl. LXX. Grundriß des untern Stockwerkes des Pallastes Caprarola. Pl. LXXI. Grundriß der ersten Etage des Pallastes Caprarola. Pl. LXXII. Allgemeine Ansicht des Pallastes und eines Theils der Stadt, aufgenommen in der Tiefe des Thales neben dem Capuzinerkloster. In der Mitte jener reizenden Gärten befindet sich ein Gebäude, das unter dem Namen *Palazzuolo*, oder des Landhauses von Caprarola, bekannt, und zugleich mit dem großen Gebäude von Vignola, auf Befehl des Cardinals Alexander Farnese, errichtet worden ist. Man verliert sich beim Anblick dieses Gebäudes in Erstaunen; die Vereinigung der Springbrunnen, Grotten, architectonischer Zierathen, mit einem Worte, die Herrlichkeit des Ganzen, gewährt ein so entzückendes Schauspiel, daß unstreitig dieser Pallast das Meiste zu dem Ruhm des Vignola beigetragen, und ihm die Ehrenselle verschafft hat, die er unter den vier großen Italiänischen Baumeistern mit vollem Rechte einnimmt. Pl. LXXIII. Allgemeiner Grundriß

1792 G. g. N. 179. St., den 8. Nov. 1813.

des kleinen Landhauses Caprarola und der dabey liegenden Gärten. Pl. LXXIV. Allgemeine Ansicht desselben Gebäudes, aufgenommen in der Tiefe der Cascade, dem Eingange zur Seite. Pl. LXXV. Ansicht des kleinen Landhauses, auf der letzten Terrasse, wenn man es von der Ebene her betrachtet. — Der Text zu dieser Lieferung ist am Anfange mit einem artigen Bruchstücke, Trophäen darstellend, und am Schlusse mit einer Fontaine, beide in der Villa Albani befindlich, verziert. Den Schluß machen ein Verzeichniß der in diesem Werke genannten Künstler und Baumeister, und ein Index der Kupferstiche. Wir können diese Anzeige nicht besser, als mit den letzten Worten des Verfassers beschließen, der über den Geist der Italiäner folgender Maßen urtheilt: “L’esprit d’imitation n’a jamais été dirigé chez eux par les influences tyranniques de la mode; la nécessité, la raison, ont été constamment leurs seuls guides jusqu’à dans les petites conceptions. Les habitations, qu’ils ont élevées sont toujours faites à leurs convenances et pour leurs besoins; les jardins qui les accompagnent ne sont jamais des copies plus ou moins exactes d’un lieu vanté; ils présentent toujours une disposition agréable, un arrangement adroit et ingénieux de celui qui leur est donné. Enfin on pourroit dire, que moins avides d’éloges que de réputation, les hommes habiles de ce pays ont préféré aux bruyantes applaudissemens du moment, la gloire durable que le génie conduit par le bon goût et la raison peut seul faire obtenir.”

1793

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 11. November 1813.

Prag.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft und des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthume. Herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblatts, Christian Carl André, fürstl. Waldeckischem und fürstl. Salmischem Wirthschaftsrathe u. September 1811 bis März 1813. Im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung. In Quart.

Es ist nicht sowohl der Gewinn für die Wissenschaft, was diese Zeitschrift empfiehlt — ob gleich auch der gar nicht unbedeutend ist, als vielmehr der Zweck, den der Herausgeber mit so sichtbarem Ernste und Eifer verfolgt — über die Gegenstände der Schrift, Landwirthschaft und Forstwesen, in dem Oesterreichischen Kaiserreiche nützliche Kenntnisse und Aufklärung zu verbreiten, und die Ausübung zu einem höhern Grade von Vollkommenheit zu bringen. Wirklich ist uns noch keine andere Schrift

M (8)

der Art vorgekommen, worin auf diesen Zweck so ganz ohne schriftstellerische Selbstsucht, so planmäßig und mit einer so bedachtsamen Anwendung aller ersinnlichen Hülfen hingearbeitet wurde.

Da der Herausgeber sein Augenmerk ausschließlich auf das Oesterreichische Kaiserreich gerichtet hat: so sind es auch vor Andern die Sachkundigen in diesem, die er zu veranlassen sucht, ihre Erfahrungen, Beobachtungen, Gedanken und Urtheile ihren Landsleuten hier mitzutheilen, sich mit ihnen darüber zu unterhalten, zu verständigen, gegenseitig zu berichtigen, Dinge, die für das Ausland wichtig sind, zur Sprache zu bringen, über unentschiedene Punkte zu debattiren, darüber eine Entscheidung zu geben, oder sie wenigstens vorzubereiten. Um diejenigen, die hier mitsprechen können, dazu zu bewegen, wird kein Reizmittel, das nur irgend auf den Patriotismus zu wirken vermag, unbenutzt gelassen. Den weniger Beredten bietet der Herausgeber seinen Vortrag an; Allen verspricht er mit Anmerkungen zu Hülfe zu kommen, die zur weitem Aufklärung, Berichtigung und Anwendung des von ihnen Gesagten dienen sollen. Damit das Publicum dabey aber doch auch der ausländischen Entdeckungen und lehrreichen Darstellungen der Sachen, die die Zeit hervorbringt, nicht entbehre, so sollen diese unter der Aufschrift "Literatur" von Zeit zu Zeit in Auszügen mitgetheilt, und es wird dadurch das Gemählde des Fortgangs der Wissenschaft ungemein vervollständigt werden.

Vor allen Verbesserungen der Land- und Forstwirtschaft muß bekanntlich die wissenschaftliche Topographie hergehen: denn nur diese zeigt, was schon ist, was geschehen kann, und was noch fehlt. Der Herausgeber läßt sich also sehr angelegen seyn,

die Zeitschrift mit dahin gehörigen Aufsätzen zu bereichern. Auch mocht er von einem andern Mittel, Thätigkeit zu wecken, und Aufmunterung zu erregen, gern Gebrauch, nämlich dem, von Land- und Forstwirthen, die sich auszeichnen, Nachrichten mitzutheilen.

Die Ausführung dieses Plans entspricht der gegebenen Erwartung in hoher Maße, zumahl da viele Große sich für diese Zeitschrift so lebhaft interessiren, ja selbst Beiträge dazu mittheilen. Nicht ohne frohe Theilnehmung bemerkt man hier, wie weit man in dem Oesterreichischen Kaiserreiche auch in diesen Wissenschaften nunmehr schon vorgerückt ist. Manche Provinz des nördlichen Deutschlands, welche mehrere Stufen höher zu stehen wähnte, wird aus diesen Heften ihre Selbsttäuschung gewahr werden, und sich überzeugen, daß sie daher Licht zu erwarten hat, wohin sie es vorhin zu geben glauben konnte.

Eine vollständige Inhaltsanzeige einer solchen Zeitschrift hierher zu setzen, ist der Einrichtung unserer Blätter nicht gemäß; aber Eins und das Andere daraus anzuführen, wird uns erlaubt seyn. Um jedoch unsere Leser dadurch in den Stand zu setzen, desto richtiger über das Ganze zu urtheilen, thun wir es ohne Wahl.

1) Von der Wirkung des von dem Hrn. Messina vorgeschlagenen Gebrauchs der eisenhaltigen Salzsäure gegen die Egelkrankheit der Schafe erzählt uns ein Hr. Blumenwitz hier eine sehr merkwürdige Erfahrung. Seine ganze Heerde litt an dieser Krankheit; das Mittel, auf eine höchst einfache Art angewandt, rettete sie bis auf wenige Stücke. Das Sonderbarste dabey war aber das, daß bey den Genesenen die Egel nach der Wiederherstellung

noch lebten, wie vorher. Man müßte also diese Würmer doch für unschuldig an dem Uebel halten.

2) Der Hr. Wirthschaftsrath Petri hat bekanntlich eine Reise nach Spanien gemacht, um daselbst eine beträchtliche Menge Merino-Schafvieh zur Zucht aufzukaufen; hat auch seinen Zweck am Ende ganz nach seinem Wunsche erreicht. Von dieser Reise gibt er uns hier eine vollständige Beschreibung. Diese ist unstreitig das Beste, was über die Sache je geschrieben worden ist; und sie verdient, in dem Archive der Geschichte der Einführung des Merino-Viehes in Deutschland als die Hauptschrift aufbehalten zu werden.

3) Eben dieser Hr. Petri treibt, wie wir aus mehreren Aufsätzen sehen, einen ansehnlichen Handel mit Merino-Schafvieh zur Zucht. Den Preis bestimmt er nach dem Gewichte der Wolle, das davon bey der Schur abgeschnitten wird — was uns aber ungemein befremdet, da das Gewicht der Wolle doch immer nur mit der bessern oder schlechtern Fütterung im Verhältnisse steht, und für die Güte des Viehes, oder auch der Wolle, fast nichts beweiset.

4) Auf die beiden, freylich so wichtigen, aber auch schon so oft behandelten, Fragen, ob die echte Schaf-Rasse bey uns nur durch die immer neue Zufegung von Original-Böcken erhalten werden könne? und ob diese Maßregel auch noch nöthig sey, wenn man die Wolle nur fein behalten wolle? bejaht ein sehr sachtundiger Mann, Hr. Zutep, die erste, und verneint die letzte — zu unserm Bedauern aber doch nur aus theoretischen Gründen. Nach unserer Meinung könnte darüber nichts, als die Erfahrung entscheiden.

5) Ueber den öconomischen Wucher ist hier viel für und wider debattirt, die Sache aber noch nicht erschöpft. Unserer Meinung nach schlägt hier eine andere

Frage ein, die unter der Aufschrift "über die beste Verwaltungsart der Herrschaften im Oesterreichischen Staate" verhandelt ist, und auch das gehört dahin, was der Herr v. Münchhausen schon längst in seinem Hausvater "über den Patriotismus des Gutsherrn" gesagt hat. Noch ist diese Frage gewiß nicht entschieden, und es wäre daher dringend zu wünschen, daß einsichtsvolle Männer Grundsätze darüber festsetzen möchten, wodurch das Interesse des Staats mit dem des Privatmannes vereinigt würde. Denn es leidet gar keinen Zweifel, daß der Privatmann die ersten Bedürfnisse zu ganz unverhältnismäßigen Preisen in die Höhe treiben kann, wenn ihm der Staat völlige Freyheit läßt; aber sein Interesse dem Staate in diesem Stücke aufzuopfern, ohne daß ihm der Staat dagegen in andern zu Hülfe kommt, kann ihm auch nicht angemurhet werden. Auf beiden Seiten scheint es also nöthig, Grenzen zu setzen. 6) Ein Ungekannter hat es gewagt, einige Schutzgründe für die Weide des Viehes in den Wäldern aufzustellen. Wir machen darauf nur als auf ein Wagniß aufmerksam, da die Mode jetzt die Beweidung der Wälder — ob gleich, wie wir glauben, bey weitem nicht mit zureichenden Gründen — fast zu allgemein verwirft. 7) Ein Herr S—r empfiehlt zu Verhinderung der Auswinterung des Winterkorns nach Klee die Zuwalzung des Landes: indem es darauf dem Samenkerne leichter möglich sey, mit seinen Haarwurzeln Erde zu fassen. Diefem Vorschlage geben wir bey einem Boden, der durch die Zuwalzung dem Eintritte der Luft nicht ganz verschlossen wird, unsern völligen Beyfall. 8) Bey Gelegenheit eines Aufrufs an Gutsbesitzer wegen des Dehlbaues geben wir der Bet-

anfassung nach, auf die bessere Benützung der Rothbuche zur Dehlaewinnung aufmerksam zu machen. Dieser Baum könnte uns eben das seyn, was den südlichen Ländern der Dehl-Baum ist; aber wir machen nur in den so genannten Mastjahren, die wir gemeiniglich alle 7 Jahre nur einmahl erwarten, Gebrauch davon, weil die Buche in den geschlossenen Wäldern nur dann den vollen Ertrag gibt. Wollten wir hier und da Reviere eigens zum Dehlbaue bestimmen, darauf die Büche so entfernt von einander stehen lassen, daß sie genug Sonne und Licht behielten, dann die Kronen auslichten, und an die Wurzeln allenfalls noch etwas Dünger legen: so würden wir gewiß jährlich — wo nicht einen vollen, doch einen reichlichen Ertrag an Buchnüssen haben. 9) Für den Naturhistoriker erzählt der Herr von Luseck die Erfahrung, daß ein gemeines Eichhörnchen kleine Vögel getödtet und verzehrt hat. Wäre dieß nicht etwa ein Fall, der unter die Ausnahmen von der Regel gehört, so würde dieses Thierchen nicht mehr zu den von den Pflanzen allein lebenden gezählt werden dürfen. 10) Unter der Aufschrift "Statistik der Monarchie" wird eine tabellarische Darstellung der Morgenzahl des Ackerlandes, der Wiesen, der Gärten und Weinberge, der Production dieser Gründe an Futter und Streustroh, und dann der Stückzahl des Viehes gegeben, und derselben eine Berechnung hinzugesüat, woraus sich ergibt, wie viel mehr gehalten werden könnte. Nun kann man freylich nicht in Abrede stellen, daß dergleichen Data nicht immer ganz richtig angegeben werden. Aber auch so, wie sie gegeben werden, führen sie doch in dem jetzigen

Stande der Unvollkommenheit auf Resultate, die für die Länder höchst wichtig sind, und ohne sie könnte der Staatswirth oft gar nichts thun. Wir wünschen daher, daß man sich in jedem Lande bestreben möge, dergleichen Untersuchungen anzustellen, und daß man sich durch die Stimme, die sich in Büchern hier und da dagegen erhebt, davon nicht abschrecken lassen möge. 11) Aus einer Schrift eines Hrn. Schutschiel's, die bey uns nicht bekannt geworden ist, wird folgende Erfahrung angeführt, die wir ihrer Genauigkeit wegen hier gern wiederholen. Es haben nämlich 29 Kühe 29 Kälber gegeben, die zusammen, lebendig gewogen, bey der Geburt 1574½ Pfund gewogen, und nachdem sie eins gegen das andere 24½ Tage gesäugt worden, 2711½ Pf. schwer gewesen sind, und wovon also das Stück täglich 1 Pfund 19¾ Loth zugenommen hat. Diese Kühe haben in eben so viel Tagen nach der Absetzung dieser Kälber 2797, eine gegen die andere also täglich 3¾ Maß (Böhmisch), Milch gegeben. Wäre die Ergiebigkeit der Kühe an Milch bey dem Säugen wie nachher gewesen, so daß eine also nicht mehr als 3¾ Maß Milch gegeben hätte, und man wollte den täglichen Zuwachs des Kalbs zu 8 Kreuzer à Pfund, das Maß Milch aber zu 3 Kreuzer rechnen: so würde folgen, daß sich die Kühe durch das Säugen der Kälber um 1½ Kreuzer besser verinteressirt hätten, als durch den Verkauf der Milch. 12) Nach Hrn. Cadet macht der Hr. Hugo Altgraf von Salir darauf aufmerksam, daß sich feuchte Kalksteine besser gahr brennen, als trockene; und schlägt in dieser Hinsicht vor, die Steine vor dem Brennen

1800 G. g. A. 180. St., den 11. Nov. 1813.

mehrmahls erst anzufeuchten. Dieser Vorschlag möchte aber doch wohl bey solchen Steinen nur anwendbar seyn, in welche die Feuchtigkeit so leicht eindringen kann. &c. &c.

Wittenberg.

Die Schrift des Hrn. Dr. Nitsch *de revelatione religionis externa eademque publica prolationes academicae* Lips. 1808 ist von uns zu ihrer Zeit ausführlich angezeigt und beurtheilt worden. Zwen Abhandlungen, *de mortis a Jesu Christo appetitae necessitate morali*, Viteb. 1810 und 11, enthalten theils Anwendungen und weitere Ausführungen, theils Rettungen und Vertheidigungen der in jenem Werke aufgestellten Grundsätze. Die moralische Heiligkeit und Nothwendigkeit des Todes Jesu wird hier siegreich gegen diejenigen vertheidigt, welche sogar daraus für ihren Supernaturalismus Gründe hernehmen, daß der Tod Jesu nach menschlichen Einsichten moralisch unerlaubt und pflichtwidrig gewesen seyn würde, und also schlechthin als ein unbegreiflicher Befehl und Auftrag Gottes betrachtet werden müsse. Die Offenbarungs-Theorie des Verfassers überhaupt scheint nicht die Aufmerksamkeit und Prüfung gefunden zu haben, die ihr, unsers Erachtens, gebührt. Wir wünschen, daß sie ihr noch zu Theil werden, und daß der Verfasser die hier angezeigten Abhandlungen, nebst noch einigen andern, als den zweyten Theil derselben möge zusammen drucken lassen.

1801

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 13. November 1813.

Strasburg.

Deu Levrault, und in Paris bey Lenormant:
Mémoires de la Société des sciences, agriculture
et arts de Strasbourg. Partie des Sciences.
Tom. I. 476 Octav. 4 Kupfert. 1811.

Es hatte sich im Jahre 1799 zu Strasburg eine
Société libre des sciences et arts gebildet, mit
der sich in der Folge die Société d'agriculture,
d'économie intérieure et de médecine zu einer
einzigcn Gesellschaft der Wissenschaften vereinigten,
welche nunmehr von Zeit zu Zeit ihre Arbeiten
durch den Druck bekannt machen wird. Dieser
erste Band fängt auf 178 S. mit einer historischen
Einleitung an, worin die Geschichte dieser Societät
bis zum 28. Germinal des J. XIII (17. März 1805)
dargestellt, und mit einer kurzen Uebersicht der in
diesem Zeitraume von den Mitgliedern der Societät
gelieferten, auch zum Theil schon durch den Druck
bekannt gewordenen Abhandlungen, begleitet ist.
Die historische Einleitung zum zweyten Bande wird
die weitere Fortsetzung dieser Geschichte enthal-

N (8)

ten. Der gegenwärtige Band begreift folgende zur Partie des Sciences (mathématiques, physiques et naturelles) gehörigen und vom J. 1799 — 1810 gelieferten Abhandlungen. 1. Mémoire sur la double refraction de la chaux carbonatée, par Mr. *Kramp*. Es ist dieß eine Abhandlung, welche zu einer von dem Institut zu Paris über die Brechung des Lichtes in den durchsichtigen Kalkspathen aufgegebenen Preisfrage concurrirte. Hrn. *Maisius* Abhandlung erhielt den Preis, und der gegenwärtigen ward im *Moniteur* vom 4. April 1810 ehrenvoll erwähnt. Allerdings verdiente sie auch diese Auszeichnung, da sie mehrere noch nicht hinlänglich beachtete Erscheinungen der doppelten Brechung deutlicher, als bisher, entwickelt und in mathematischen Constructionen darstellt, woran es bis jetzt noch immer gefehlt hatte. Der Verf. geht von der Hypothese aus, daß der ungewöhnlich gebrochene Strahl bloß von Zurückwerfungen herrühre, die ein Theil des Lichts in den einzelnen Molecules des Spathes erleide, und diese Zurückwerfung geschehe allemahl zwischen zwey Ebenen eines jeden Molecules, welche auf der Ebene des Hauptschnitts und der Axe senkrecht ständen. Derjenige Theil des Lichtes, welcher die gewöhnliche Brechung erleidet, gehe in gerader Linie durch alle Molecules, ohne solchen Zurückwerfungen ausgesetzt zu seyn. Der andere gelange durch die Zurückwerfung zwischen den erwähnten Ebenen allmählich immer weiter von dem Perpendikel weg, welches durch den Einfallspunct gezogen ist, und falle endlich auf den Boden des Krystalls, auf eine ganz andere Stelle, als der gewöhnlich gebrochene Lichtstrahl. Durch diejenige der genannten Ebenen, welche nach dem obern stumpfen Winkel des Krystalls zunächst hinsfällt, läßt der

181. St., den 13. Nov. 1813. 1803

Verf. den Lichtstrahl allemahl durchgehen (z. B. Fig. 4 durch die Ebene wie FF'). Von der damit parallelen GG' geschieht die erste Zurückwerfung, dann auf FF' die zweyte, und so gelangt der Lichtstrahl in ein zweytes Molecul, worin er wieder ähnliche Zurückwerfungen erleidet u. s. w. Das Zickzack, welches der Lichtstrahl auf diese Art durch alle Moleculs beschreibt, verwandelt sich in eine gerade Linie, wenn man sich die Höhe dieser Moleculs unendlich klein gedenkt. Der Verf. construirt nunmehr nach dieser Hypothese eine Formel für die Richtung des ungewöhnlich gebrochenen Strahles, welche wenigstens den Buchstaben nach ganz mit derjenigen übereinkommt, welche sich aus Hauy's Art, die Lage des ungewöhnlichen Strahles zu finden, ergibt, und welche letztere bloß auf Beobachtungen beruht, welches denn der Verf. für einen Beweis der Wahrscheinlichkeit seiner Hypothese hält. Wir wollen auch dieser Hypothese ihren Werth nicht absprechen. Jedoch kömmt es uns in der Darstellungsart des Verf. etwas gezwungen vor, daß er einen Lichtstrahl wie LB (Fig IV.) nur erst auf GG' zurückwerfen läßt, indem man fragen kann, warum er nicht auch schon von FF' zurückgeworfen wird, warum er erst durch FF' durchgehen muß, warum ferner der von E zurückgeworfene EN jetzt wieder durch GG' hindurchgeht, ohne zum zweyten Mahle von GG' zurückgeworfen zu werden u. s. w. Wir würden, um dieß Gezwungene zu verhüten, die Ebene FF' lieber sogleich durch den Einfallspunct L selbst, und die obere Fläche des zweyten Moleculs sogleich durch den Punct E haben gehen lassen, welche Darstellungsart auf eben die Formel führt, welche der Verf. für den Weg des ungewöhnlichen Strahls gefunden hat, und natürlicher zu seyn

scheint. Uebrigens sieht man leicht, daß die Ursache, warum gewisse Lichttheilchen ohne Zurückwerfungen durch die Molecules gerade hindurchgehen, andere hingegen die erwähnten Zurückwerfungen erleiden, doch wohl nur in einer innern Verschiedenheit derselben liegen kann, und sich hier die Sache ganz so verhalten muß, wie bey den Versuchen von Malus über die Zurückwerfung des Lichts von der Oberfläche durchsichtiger Körper, worüber der Rec. sich jetzt hier nicht weiter erklären kann. Uebrigens könnte auch noch dieß der Hypothese des Verf. günstig seyn, daß man wirklich in den Doppelspärthen zuweilen feine Spalten oder Trennungsflächen wahrnimmt, welche auf der Ebene des Hauptschnitts senkrecht stehen, also ganz die Lage derjenigen Ebenen haben, zwischen denen der Verf. die obgedachten Zurückwerfungen Statt finden läßt.

II. Mémoire sur l'influence des formes des molecules de la lumière dans divers phénomènes d'optique, par M. Malus. Man kennt das Wesentliche dieser Abhandlung bereits hinlänglich aus Gilbert's Annalen der Physik XXXII. B. S. 463 f.

III. Mémoire sur le Jaugeage des navires, par M. Kramp. Vorschriften, den Cubikinhalte eines Schiffsraums zwischen zwey der Oberfläche des Wassers parallelen Durchschnittsflächen zu finden. Der Verf. bemüht sich, hauptsächlich die Anwendung der Ellipse auf diesen Gegenstand, woben es doch nie auf den höchsten Grad der Genauigkeit ankömmt, zu zeigen.

IV. Mémoire sur les frères Lambert, vulgairement nommés Hommes porc-épics, par M. Lauth. Diese mit einem hornartigen Hautüberzuge behafteten Menschen haben sich 1802 auch in Straßburg sehen lassen, und gehören zu einer Familie, in der nur immer das männliche Geschlecht diese Merkwürdig-

Zeit an sich trägt. Sie sind die Nachkommen eines gewissen Eduard Lambert, welcher schon im J. 1735 als ein Knabe von 14 Jahren in London die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hatte. Im J. 1755 erschien er wieder in London, und war daselbst unter dem Nahmen eines porcupine-man oder Stachelschwein-Menschen, bekannt. (Man f. Philosophical Transactions Vol. 35 u. 49.) Er hatte einen Sohn von 10 Jahren bey sich, dessen Haut auch schon mit einer solchen Rinde bekleidet war. Dieser ist jetzt in seinem 60sten Jahre, und Vater von 8 Kindern, unter denen sich 6 Töchter befinden, welche von gedachtem Hautfehler völlig frey sind. Die zwey Söhne desselben machen den Gegenstand dieses Memoirs aus, und haben auch bereits andere Naturforscher beschäftigt. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Haut dieser Menschen bey ihrer Geburt ganz fehlerfrey war, und die hornartigen cylindrischen Auswüchse nur nach und nach aus unförmlichen Blättern und Schuppen, die auf der Haut sich gebildet haben, entstanden sind. Sie stehen oft dicht beyammen, daß man weder ihre Grundfläche, noch die weiße Haut, über der sie sich erheben, wahrnehmen kann, wenn man sie nicht zwischen zwey Fingern in die Höhe hebt. Sie scheinen jedoch nur von der Epidermis auszugehen, und ihre Basis nicht in der Haut selbst zu haben. Denn da mehrere durch einen Zufall herausgerissen wurden, so ließen sie keine Narben zurück, und regenerirten sich vollkommen, wie die Epidermis selbst, da hingegen, wie die Chirurgie lehre, eigentliche Hautwunden immer eine Narbe zurückließen, deren Gewebe, von dem der Haut selbst, gänzlich verschieden sey. V. Mémoire sur l'ossification des artères, par M. J. T. Lob-

sein. Der Verf. beschäftigt sich in diesem Memoire hauptsächlich mit denjenigen Arterien und Ramificationen derselben, in denen er, nach seinen Beobachtungen, am häufigsten solche Verkücherungen wahrgenommen hat, und fügt die von verschiedenen Schriftstellern gegebenen Erklärungsarten dieses Phänomens bey, deren keine ihm ganz ein Genüge leistete. Er selbst findet es am wahrscheinlichsten, daß da doch diese Verkücherung der Arterienwände sich hauptsächlich bey alten Personen vorfände, es eine gewisse Epoche des Lebens gebe, in welcher die Knochen gleichsam mit phosphorsaurem Kalk gesättigt seyen, und wo nun dieser anfangt, sich alsdann auf andere, und zwar vorzüglich auf solche Organe hinzuwerfen, qui à raison du peu d'énergie de leur forces vitales ont de l'analogie avec le système osseux, tels que les cartilages, les tendons, les ligamens u. s. w., welches denn der Verf. noch durch mehrere Bemerkungen zu erläutern und zu bestätigen sucht. VI. Mémoire sur un bandage pour le fracture de la clavicule, par M. Flamant. Nachdem der Verf. die Mängel mehrerer bisher üblich gewesenen Bandagen bemerkbar gemacht hat, gibt er einige Verbesserungen an, welche darin bestehen, "de modérer les mouvemens d'élevation et d'abaissement du bras, d'empêcher le coude de s'éloigner du tronc, de maintenir sans épingles, de ne comprimer sur la fracture, de laisser la poitrine beaucoup plus libre qu'avec les bandages précédens, de pouvoir être appliqué par le chirurgien le moins instruit, et dans un besoin pressant de pouvoir se panser soi-même." VII. Mémoire sur l'usage interne du phosphore, par M. Lauth. Der Verf. ist nicht für die innere Anwendung dieses Heilmittels, von welchem meh-

181. St., den 13. Nov. 1813. 1807

reere Aerzte so gute Wirkungen wahrgenommen haben wollten. VIII. Essai sur les moyens de diminuer la consommation du Quinquina, von demselben. IX. Mémoires sur les ventriloques, von demselben. Das so genannte Bauchreden bestehe eigentlich nur in der Kunst, ungewöhnliche Töne entweder aus der Kehle, oder aus der Brust hervorgehen zu lassen. Ein sehr geschickter Bauchredner hat den Verf. versichert, daß er das Bauchreden, im engersten Sinne des Worts, ganz für unmöglich halte. X. Considérations sur les caractères qui distinguent les animaux des végétaux, ebenfalls von Hrn. Prof. Lauth. XI. Observations sur le Scorbut aigu, par M. Coze. XII. Température des eaux courantes et stagnantes des environs de Strasbourg, mesurée à la fin de Juillet et au commencement d'Aout 1811, von demselben. Den Beschluß dieses Bandes machen meteorologische Beobachtungen zu Straßburg in den Jahren 1807—1810, von Hrn. Prof. Herzschneider.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Oeconomisch-technische Flora Mecklenburgs, oder Beschreibung nicht allein aller in Mecklenburg wildwachsenden Pflanzen, sondern auch derer, welche sowohl in Feldern, Wiesen, Wäldern, Gemüse-, Obst- und Blumengärten bey uns cultivirt werden, als auch vorzüglich cultivirt zu werden verdienen. Bearbeitet von J. C. L. Bredow. Zweyter Band. 1812. VIII und 589 S. in gr. Octav.

Dieser zweyte Band besteht aus zwey Abtheilungen, von denen die erste Cl. 6—11, die zweyte Cl. 12—13 des Linnéischen Systems um-

1808 G. 9 N. 181. St., den 13. Nov. 1813.

faßt. Ueber die allgemeine Einrichtung des Werks haben wir nicht nöthig, Etwas zu sagen, da sie unsern Lesern aus der Anzeige des ersten Bandes (Gött. gel. Anz. 1812 St. 39) noch bekannt seyn wird. Auch gilt das Urtheil, das wir dort gefället haben, nicht weniger von dem gegenwärtigen Theile. Mit lobenswürdiger Sorgfalt fährt der Verfasser auch hier fort, alles zusammenzutragen, was zur nähern Kenntniß der Gewächse, vorzüglich in öconomischer und technischer Hinsicht, führen kann, und nicht leicht wird man einen Artikel nachschlaagen, ohne seine Wißbegierde befriedigt zu sehen. Als Beyspiel vergleiche man nur die Beschreibung des Berberitzenstrauchs, des Spargels, der Ahornarten und Obstsorten. Ja man kann sagen, daß der vorliegende Band sich an innerer Vollkommenheit vor dem ersten auszeichnet, indem der Verfasser, wie er mit Dank erwähnt, mehrere Beyträge benutzen konnte. Ist gleich Vieles schon in Schriften ähnlicher Art theils kürzer, theils ausführlicher enthalten, so hat doch der Verfasser nach seinem Zwecke alles so geordnet, daß man seine Beschreibungen mit Vergnügen liest. Auch sind manche Winke und Erfahrungen eingestreut, welche für den practischen Leser nicht ohne Interesse seyn werden. Ueberhaupt zeigt sich der Verf. als ein warmer Freund seiner Wissenschaft, dem es stets um Gründlichkeit und Vollkommenheit zu thun ist, und wo dieses der Fall ist, da übersieht man gern einige kleine Mängel. Wir wünschen, daß der Verfasser mit demselben Eifer fortfahren, und uns bald auch mit den übrigen Früchten seines Fleißes beschenken möge.

1809

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. Stück.

Den 13. November 1813.

Mailand.

Gedruckt bey Jacob Pirola: Manuale di Chirurgia del Cavaliere *Affalini*, Chirurgo primario di Sa Maj. il Re d'Italia, Dottore in Medicina, publico professore di clinica chirurgica, ecc. Con tavole. Parte prima S. 192. Parte seconda S. 168. Octav. MDCCCXII.

Es ist eine angenehme Erscheinung von dem erfahrenen und kenntnißreichen Ritter *Affalini* ein Werk bekommen zu haben, aus welchem wir die vorzüglichsten Erfahrungssätze des verdienstvollen Verf. kennen lernen.

Erster Vortrag. Ueber Schnitt- und Hiebwunden. Es wird das bekannte einfache Verfahren, die schnelle Vereinigung zu bewirken, empfohlen. Das nämliche Verfahren wird auch bey denen mit Contusion und Zerreißung verbundenen Wunden angerathen, und die Anwendung der reizenden Mittel verworfen. Bey Eiteransammlungen bedient er sich, um eine Gegenöffnung zu machen, einer auf Tab. III. Fig. III. IV. abgebildeten, und mit einer Spitze versehenen, Sonde. Stark eiternde Wun-

D (8)

den werden nur mit feiner Leinwand bedeckt, weil die Compressen, die Charpie und die Binden nur den Abfluß des Eiters verhindern. (Wenn Rec. auch bey stark eiternden Wunden jeden den Abfluß des Eiters verhindernden Verband verwirft, indem dieser oft, wenn er zu fest angelegt ist, Schmerzen, Geschwulst und Entzündung bewirkt, so bleibt doch immer die Hauptsache, die starke Eiterung zu beendigen.) Bey unreinen und bössartigen Wunden tadelt der Verf. den unbedingten Gebrauch der China, der balsamischen und geistigen Mittel. Wenn der Verf. bey Wunden mit schleichenden Fiebern schwächende Mittel oder gar Aderlässe empfiehlt, so geht er viel zu weit. Beym Brande verbiethet der Verf. die Einschnitte, und verbindet mit einer Salbe aus gleichen Theilen Balsam. arcae und Vnguent. basilic. mit etwas Ol hyper.

Zweyter Vortrag. Ueber Schußwunden. Mathe Canonenkugeln bewirken oft Verletzungen der Eingeweide, ohne die Haut zu zerreißen. Bey allen Quetschungen will der Verf. die Inflammation phlegmonos durch eine schwächende Behandlung verhüten, und empfiehlt kalte Fomentationen, Eis, allgemeine und örtliche Aderlässe, und verwirft alle spirituösen Ueberschläge. Große Quetschungen betrachtet der Verf. als Erfrierungen, worauf er denn auch seine Behandlung mit kalten Fomentationen gründet.

Dritter Vortrag. Ueber tief eindringende Schußwunden. Sie verursachen Lähmungen und Unempfindlichkeit, weßwegen die Verletzungen Anfangs nicht gefühlt werden, und keine Blutungen gleich erfolgen.

Wenn der Verf. im Ganzen bey Schußwunden für die schwächende Behandlung ist, so übertreibt er dieß wieder, wenn er sie sogar auf solche Fälle

ausdehnen will, wo die Verwundeten viel Blut verloren haben. Ganz mit dem Verf. einverstanden ist Rec., die Kugeln, wenn man sie nicht auffinden kann, sitzen zu lassen. Zu oft wiederholte Versuche, die Kugeln aufzusuchen und mit Instrumenten herauszuziehen, verschlimmern nur den Zustand der Wunde. Bey starken Eiterungen und bey dem Brande der Schußwunden soll die Einsaugung des Eiters verhütet und die Reinigung der Wunde befördert werden durch warme Fomentationen (?) aus Wasser, Essig und Citronensaft. (Dringender wird es seyn, die die Kräfte schnell raubende Eiterung zu heben, welches am schnellsten durch das Erweitern geschieht).

Daß der Ausgang eines Schußcanals schneller als der Eingang heilt, schreibt der Verf. der stärkeren Quetschung bey dem Eindringen zu. Einschnitte in Schußwunden sollen durch die geschwinde Vereinerung geheilt werden. (Man macht Einschnitte, um Kugeln leichter herausnehmen zu können, um Blutungen besser stillen zu können, um starke Eiterungen zu heben, und um alte Schußcanäle, die als fistulöse Gänge anzusehen sind, zu heilen. Nur in dem ersten Falle verdient des Verf. Rath Nachahmung. In allen übrigen muß vielmehr der Canal durch den Granulationsproceß geheilt werden. Man muß so lange mit Charpie den Canal ausstopfen, bis daß keine Blutung mehr erfolgt, und die Granulationen den Canal ausgefüllt haben.) Durch großes Geschütz verursachte Schußwunden erfordern nach dem Verf. die Amputation wegen der bey eintretender Eiterung erfolgten gefährlichen Blutung. (Dies ist im Felde, und wenn Verwundete transportiert werden müssen, um so dringender. Bey manchen bedeutenden Verletzungen ist es dort besser die Amputation schnell zu unternehmen, die bey günstige-

ren Umständen, und bey der Möglichkeit, die erforderliche Sorgfalt auf einen solchen Verwundeten zu verwenden, nicht nöthig seyn würde.)

Vierter Vortrag. Ueber Blutungen nach Verletzungen. Unter allen Blut stillenden Mitteln gibt der Verf. dem kalten Wasser, dem Schnee und dem Eis den Vorzug, und wenn größere Arterien verletzt sind, empfiehlt er die Unterbindung. Bey der Unmöglichkeit verletzte Arterien in der Wunde selbst zu fassen, legt er den Hauptast oberhalb der Wunde frey und unterbindet ihn. Es wird nun das Verfahren angegeben, Blutungen zu stillen am Kopfe, im Gesichte, aus den Zahnhöhlen, aus der Nase, wobey er eine Schaafsgallenblase in die Nase schob, sie mit Wasser anfüllte, und dasselbe erst nach zwey Tagen wieder herausfließen ließ, dann Blutungen zu stillen aus den Gefäßen am Halse, aus der arter. intercostal. wobey zugleich die Operation des Emphyems beschrieben ist. Blutungen nach der Operation der Mastdarmfisteln stillt der Verf. durch das Ausfüllen einer leer in den Mastdarm gebrachten Blase mit Eis. Das Eis wird, nachdem es geschmolzen ist und abfließt, immer nachgeschoben. (Rec. zieht dem Schnitt bey hoch hinaufgehenden Mastdarmfisteln immer die Ligatur vor, bey welcher man keine Blutungen zu befürchten hat.)

Fünfter Vortrag. Von der Unterbindung der Arterien an den Extremitäten nach Verletzungen und bey Pulsadergeschwülsten.

Der Verf. führt die verschiedenen Methoden an, nach welchen Pulsadergeschwülste operirt werden, wobey er auch erwähnt, daß Desault bey einem Aneurysma die Unterbindung oberhalb desselben verrichtete, ohne den Sack dabey zu zerstören, das Aneurysma zwar zusammenfiel, der Kranke aber an einer Necrose starb, und Desault dennoch bey die-

sem Verfahren blieb. Dechamp habe die Arterie unterhalb der Pulsadergeschwulst unterbunden, worauf die Pulsadergeschwulst geborsten, und der Kranke an Verblutung gestorben sey.

Mit dem besten Erfolg wandte der Verf. schon im Jahre 1788 die von Scarpa beschriebene Unterbinden mit Einschraubung der Cylinder an. Damit der Verf. die Lage der Kerze genau beurtheilen und sie wiederherausziehen konnte, befestigte er an dieselbe einen Faden. Da der Verf. glaubte, daß alle Methoden, das Aneurysma zu operiren, mehr oder weniger Unvollkommenheiten hätten, so ließ er sich ein auf bengefügter Kupfertafel abgebildetes Compressorium verfertigen, welches einer kleinen Zange gleicht, die nach und nach fester zugeschroben werden kann. Die Löffel derselben, womit die Arterie gefaßt wird, sind etwas ausgehöhlt, die Arme sind nicht zu stark, und werden von einander entfernt durch eine Stahlfeder. An den beiden Enden derselben ist eine Schraube befindlich, um die Zange zuzuschrauben. Um das Instrument mit der Hand fassen zu können, ist an dem einen Arme ein Handgriff befindlich. Das Instrument wird auf folgende Weise angewandt. Es wird die Arterie oberhalb der Pulsadergeschwulst bloß gelegt, und mit den Zangenlöffeln gefaßt. Nach der Anlegung wird mittelst der Schraube das Instrument zugeschroben und die Arterie zusammengedrückt. Das Instrument bleibt nun liegen, dessen Arme durch zwey Polster unterstützt werden. Beobachtungen haben bewiesen, daß das Instrument nur kurze Zeit liegen zu bleiben braucht. Da die Löffel des Instrumentes weniger Verletzung verursachen, als das Unterbindungsgeschäft mit Nadel und Faden, so fand der Verf. nach der Herausnahme desselben die Wunde schnell geheilt. (Rec. findet daß die

Anwendung dieses Instrumentes in manchen Fällen der Unterbindung vorzuziehen sey, weil die Unterbindungsfäden oft zu lange liegen bleiben. Bey der Operation der Pulsadergeschwulst verdient es besonders gebraucht zu werden, zumahl wenn es zweifelhaft ist, ob die Anastomosen die Circulation unterhalten können, weil das Instrument nach und nach fester zugeschoben werden kann, und man sogleich, wenn man Spuren vom aufgehobenen Einfluß des Blutes in die Extremität bemerkt, die Compression aufheben kann, welches bey Anlegung der Ligatur mit weit mehr Schwierigkeiten verbunden ist. Auch hat man nicht nöthig, wie bey der Ligatur, die Arterie ganz zu entblößen, sondern sie nur an den Seiten so viel zu trennen, daß die beiden Löffel des Instrumentes angelegt werden können. In allen Fällen aber, wo mehrere Arterien bluten, oder wo man nach der Stillung der Blutung die Wunde zusammenziehen muß, wie nach Amputationen, ist es nicht zu gebrauchen.) Der Professor Monteggia hat dieß Compressorium bey einer Pulsadergeschwulst in der Kniekehle, mit großem Nutzen angewandt. Er entblößte die Arter. crural. an der von Scarpa beschriebenen Stelle so weit, daß sie mit dem Instrumente gefaßt werden konnte, worauf sogleich das Pulsiren in der Pulsadergeschwulst aufhörte, und das Glied seine natürliche Wärme behielt. Nachdem die Pulsadergeschwulst wieder zu pulsiren anfing, ward das Compressorium fester zugeschoben. Am fünften Tage nach der Operation ward die Schraube um vier Linien zurückgeschoben, und das Instrument am folgenden Tage, da sich nicht die mindeste Pulsation zeigte, herausgenommen. Die Wunde war schon bis an die Stelle, wo das Compressorium lag, geschlossen. - Am neunten Tage konnte der

182. St., den 13. Nov. 1813. 1815

Operirte ohne Schmerzen das Bein bewegen, und die Pulsadergeschwulst war bis auf ein Drittheil ihres vorigen Umfanges verkleinert, und am 42sten Tage konnte der Operirte zu den clinischen Untersuchungen kommen. Der Professor Monteggia legte ebenfalls bey einer Verwundung, mit starker Blutung verbunden, in der Gegend des Sartorius und der Extensoren des Schenkels auf die oberhalb der Wunde bloß gelegte Arter crural. das Compressorium mit dem besten Erfolg.

Sechster Vortrag. Ueber Verstauchungen, Verrenkungen und Knochenbrüche.

Mit Recht werden hier kalte Fomentationen empfohlen. Von den Verrenkungen wird nur gesagt, daß man sie nach den aus der anatomischen Kenntniß sich ergebenden Regeln einzurichten habe. Bey einfachen Knochenbrüchen empfiehlt der Verfasser einen einfachen Verband, der die Knochenstücke gehörig unterstützt und an einander hält, und widerräth das ängstliche Einpressen in Binden und dicht anschließenden Schienen, wodurch nur Entzündung und unerträgliche Schmerzen verursacht werden. (Ein gut angelegter Beinbruchsverband muß nie Schmerzen und Entzündung verursachen, aber die Fragmente auch gehörig zusammenhalten.)

Der Verfasser bedient sich nach Beseitigung der Entzündung dicker Pappenstücke, die angefeuchtet werden, damit sie die Form des Gliedes annehmen. (Wenn der Verfasser mit der Anlegung des Verbandes so lange warten will, bis daß die Entzündung gehoben ist, dann hat er oft lange damit zu warten. Die Entzündung wird dadurch unterhalten daß die Fragmente die weichen Theile berühren, und dieß wird besonders bey starken Dislocationen, nur durch den Verband verhütet.) Wenn ein fester haltender Verband erforderlich ist, dann em-

pfiehlt der Verfasser folgenden Apparat: Man nimmt ein Bret, welches ohngefähr 8 Linien dick, $3\frac{1}{2}$ Faß, oben 7 Zoll, in der Mitte 6 Zoll und unten $4\frac{1}{2}$ Zoll breit ist. Unten endigt sich dasselbe gabelförmig, in welchem Ausschnitt das Fußbret angebracht ist und die Ferse liegt. Da, wo die Wade zu liegen kömmt, ist eine ovalförmige Oeffnung. Am oberen Ende ist ebenfalls ein Ausschnitt, um die Tuberositas oss. isch. aufzunehmen. In der Mitte ist das Bret auf beiden Seiten, um es für beide Schenkel gebrauchen zu können, ausgehöhlt. An den Rändern desselben sind doppelte Oeffnungen, um Bänder durchziehen zu können, welche kleine Rohrstäbchen zusammenhalten, die der Verfasser als Schienen gebraucht, und die zu beiden Seiten des Bretes befindlich sind. Nachdem das Glied mit Compressen gehörig belegt ist, werden diese Schienen angelegt, und durch das Umdrehen eines Stäbchens befestigt. (Recensent findet es sehr gut, wenn bey Brüchen des Oberschenkels die ganze Extremität auf einem gut ausgepolsterten Brete liegt, weil wegen der festen Unterlage die Dislocationen nach hinten verhütet werden, welches besonders der Fall ist wenn die Kranken auf Federbetten oder auf schlechten Matragen liegen. Statt der Schienen aus Rohrstäbchen würden leberne Schienen, wovon eine auf die vordere Fläche, und zwey zu beiden Seiten des Schenkels gelegt werden können, zweckmäßiger seyn.) An dem unteren Ausschnitt ist zwischen den beiden Stäben desselben ein Fußbret befindlich. An den Stäben des Ausschnittes sind Löcher befindlich. Durch diese wird ein Stift gesteckt, der durch das Fußbret geht, wodurch dasselbe befestiget, und hoch und niedrig gestellt werden kann. An das Fußbret wird der Fuß befestiget, um die Ex-

ension zu unterhalten. Der Verfasser bedient sich bey Armbrüchen auch der beschriebenen Stäbchen. Der Apparat ist auf Tab. II. abgebildet. Auf Tab. I. ist ein blecherner Halbcanal abgebildet zur Heilung der Brüche der Kniescheibe, des Obers- und Unterschenkels. Bey Kniescheibenbrüchen sollen die Fragmente durch Riemen, die an dem Halbcanal befestiget sind, oberhalb und unterhalb der Kniescheibe zu liegen kommen, zusammengehalten werden. (Dieser Apparat gleicht dem von Woyer empfohlenen, und ist sehr zu empfehlen, weil dadurch die Extremität beständig in der Extension erhalten wird, folglich keine Entfernung des unteren Fragmentes von dem oberen erfolgen kann. Um aber die Contraction der Extensoren des Unterschenkels zu verhüten, wodurch das obere Fragment der Kniescheibe hinaufgezogen wird, würde Ascensent das Anlegen einer Dolabra an den Oberschenkel damit verbinden.)

Siebenter Vortrag. Ueber das Taschenbesteck mit den erforderlichen Amputations-Instrumenten. Es ist nur 13 Zoll lang, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, 1 Zoll dick, und nicht völlig 20 Unzen schwer, und enthält folgende Instrumente: Ein 8 Zoll langes Stahlblatt, welches auf dem einen Rande scharf ist, um die weichen Theile damit zu durchschneiden, und auf dem andern Rande die Knochen- säge bildet, um nach der Durchschneidung der weichen Theile nur nöthig zu haben, das Instrument umzudrehen, und den Knochen damit durchzusägen. Der Stiel bildet ein Kästchen von Messing, mit einem Schieber, worin enthalten sind: eine anatomische Pincette mit einem Schieber, oben mit einer Oeffnung und mit einer Feder versehen, um ein Scalpel oder andere Instrumente daran zu befestigen; zwey Scalpel, denen

Die Pincette zum Stiel dient; eine Arterien-Pincette, welche zwey spitze Haken bildet, die auch an die anatomische Pincette befestigt werden kann; eine Zeile; einen Arterien-Haken, und mehrere Nadeln. U. das Etui sicherer geschlossen zu halten, wird um dasselbe ein Gurt gewickelt, welchen der Verfasser als Tourniquet gebraucht, und durch eine Schnalle befestigt wird. Das eine Ende der seidenen Schnur ist an der Schnalle befestigt, und davon so viel frey geblieben, daß man es fassen kann, um bey der Anlegung die Schnur gehörig anziehen zu können. Das andere Ende wird in die aufrecht stehenden Zacken der Schnalle eingehakt. (Rec. kann diese Einrichtung nicht zweckmäßig finden. Mit dem Stahlblatte läßt sich nur ein Zirkelschnitt machen, und es verdient doch die Lappenbildung, oder die Bildung einer kegelförmigen Wundhöhle, um nicht allein Haut, sondern auch Muskel-Substanz zu sparen, den Vorzug. Wenn auch am Oberarm und Oberschenkel der Zirkelschnitt von vielen Wundärzten verrichtet wird, so ist er doch durchaus nicht anwendbar am Vorderarm und Unterschenkel. Folglich macht das Stahlblatt ein Messer zur Lappenbildung nicht entbehrlich, und kann nicht zur Vereinfachung des Instrumentenapparats dienen. Auch läßt sich, weil man wegen des gezackten Rückens die Finger der linken Hand nicht gehörig anlegen und den Stiel nicht gehörig fassen kann, das Instrument zur Verrichtung des Zirkelschnittes nicht bequem gebrauchen. Recensent kennt keinen einfacheren Amputationsapparat, als ein kleines Lappenmesser, mit welchem man alle Amputationen und Exarticulationen verrichten kann, ein zweyschneidiges Messer, welches bey dem Apparat des Verf. nicht angegeben ist, um die Mus-

fein zwischen den Knochen am Vorderarm und Unterschenkel zu trennen, und ein Sägenblatt, von welchem man den Bogen, um in dem Etui Raum zu sparen, weglassen kann. Ein solches Etui wird nicht größer und schwerer seyn als das des Verf. Den Unterbindungsapparat hat jeder Wundarzt in seiner Verbandtasche, wozu nur eine gewöhnliche Pincette und ein Bistouri gehört. Da die Pincette den Stiel des Bistouri bildet, so können beide Instrumente nicht zugleich gebraucht werden, welches doch bey Amputationen so oft der Fall ist, um Nerven von den Arterien zu trennen, damit sie nicht mit unterbunden werden. Im Felde muß der Wundarzt auch mehrere Amputationsmesser haben, und solche, die er selbst leicht wieder scharf machen kann. Deswegen ist wieder ein kleines Lappmesser bequemer als des Verf. Apparat; denn ist der Rücken des Stahlblattes stumpf geworden, so ist der ganze Apparat unbrauchbar, da der Stiel nicht angeschroben werden kann. Nach vielen Amputationen wird die Säge leicht stumpf, und daher muß der Feldwundarzt mehrere Sägenblätter haben, an welche der Stiel angeschroben werden kann.) Auf Tab. III. hat der Verf. noch folgende Instrumente abbilden lassen: eine Scheere, die sich in zwey an ihren inneren Flächen rauh gemachten Spitzen endiget, um sie auch als Pincette gebrauchen zu können. Die eine Spitze soll zugleich als spitze Sonde, die andere als Hohlsonde, und geschlossen als gewöhnliche Sonde dienen. Die Spitze des Instrumentes ist auch als Nadelbehälter anzuwenden. An dem einen Griffe ist ein Arterienhaken, und an dem anderen eine Unterbindungsnadel angebracht. Fig. II. stellt eine Scheere vor, die leicht auseinander genommen werden kann, und dann theils ein Bistouri mit stumpfer, und theils ein Bi-

stouri mit scharfer Spitze abgeben soll. (Durch diese Zusammensetzung so vieler Instrumente, die nur getrennt werden können, und alle in der Verbandtasche, welche der Wundarzt immer bey sich hat, enthalten sind, verliert jedes einzelne Instrument an Brauchbarkeit, indem es nicht gehörig geformt werden kann.) Im zweyten Theile gibt der Verf. die Verhaltungsregeln eines Militär-Wundarztes an. Im zweyten Vortrage zeigt er, was derselbe in Hinsicht auf die Erhaltung seiner eigenen Gesundheit zu beobachten hat, und erzählt, wie er sich selbst in Aegypten und Syrien durch Thätigkeit, durch trockene Wohnung, durch Vermeidung der feuchten Morgen- und Abendluft, durch Diät u. s. w. vor der Pest sicherte. Im dritten Vortrage wird gezeigt, wie die Oeleinreibungen zu benutzen sind, um ganze Armeen vor der Pest zu verwahren. Im vierten Vortrage handelt er von der Ruhr. Im fünften Vortrage ist die Rede von der Aegyptischen Augenentzündung. Er sucht das Ursächliche in der Verletzung durch Sand, in der starken Einwirkung des Lichtes und der Hitze, und in der plötzlichen Unterdrückung der Ausdünstung. Im sechsten Vortrage spricht der Verf. von der Rettung Ertrunkener. In einem Anhange empfiehlt er adstringirende Bäder gegen einen Ausschlag, den die Soldaten auf Märschen bey warmen Wetter bekommen; und handelt von Erfrierungen und Verbrennungen. Im siebenten Vortrage endlich ist die Rede vom Transport der Verwundeten. Auf der ersten Kupfertafel ist ein Karren der von einem Menschen gezogen wird, um einen Verwundeten zu transportiren, und eine Maschine, um Verwundete zu tragen, abgebildet. Auf der zweyten ist das Auge eines Aethiopiens, und eines Europäers abgebildet. Die dritte Kupfertafel enthält drey Augen, woran die Aegypti-

182. St., den 13. Nov. 1813. 1821

sche Augenentzündung nach drey verschiedenen Gra-
den gezeigt ist.

Paris und Straßburg.

Ben Treuttel und Würz: Les vers dorés de Pythagore expliqués et traduits pour la première fois en vers eumolpiques français; précédés d'un discours sur l'essence et la forme de la poésie chez les principaux peuples de la terre, adressé à la classe de la langue et de la Littérature française, et à celle de l'histoire et de Littérature ancienne de l'Institut impérial de France. Par Fabre - D'Olivet. Mit dem Motto: Ἀείσω σωφοῖς ἴσους δ' ἐπιθεοῖς βεβηλοῖς, je vais parler au sage: éloignez les profanes. Vers de Pythagore, conservé par Stobée, Sermon. 39. In groß Octav S. 409. 1813.

Man findet hier den Griechischen Abdruck der unter dem Nahmen der goldenen Sprüche (Χρυσὰ ἔπη) bekannten 71 Verse, die man unter andern dem Pyxis, einem Schüler des Pythagoras, und von dem Verfasser irriger Weise für den Lehrer des Epaminondas gehaltenen Philosophen zugeschrieben hat, ob sie gleich viel jünger sind. Gegen über steht die Französische Uebersetzung, der wir doch unsere Gleimische vorziehen: sie ist in Versen, die der Verfasser eumolpische benannt hat. Dieser bisher in der Verkunst ganz ungewöhnliche Nahme gründet sich auf die Eintheilung der Poesie, die sich der Verfasser geschaffen hat. Nach ihm bildete nämlich Orpheus, den er den Besizer der intellectuellen und rationellen Poesie nennt, und von dem er viel mehr zu berichten weiß, als wir verbürgen möchten, die gleichfalls vom Verfasser so genannte Eumolpea: diese theilt sich in Theosophie und Philosophie, und bringt

alle poetische Werke hervor, welche von der Gott-
heit, vom Weltall, von der Natur und vom Men-
schen im Allgemeinen handeln. S. 91 ff. Den
übrigen Theil des Wesens der Poesie schreibt er
dem Homer zu, der mit der orphischen Poesie
den Enthusiasmus der Leidenschaften verband, und
den Aeschylus; und diese nennt er die Reprä-
sentanten und Urheber aller übrigen Zweige der
Dichtkunst. Das Willkürliche dieser Behauptung
und Benennung wird unsern Lesern sich sogleich
ohne unsere Erinnerung offenbaren. Der nicht
ganz correcte Abdruck des Griechischen Textes ist
aus der Londoner Ausgabe 1673 entlehnt, und
hat also in critischer Hinsicht keine weitere Auto-
rität. Aber Critik und Exegese ist auch eigentlich
nicht des Verfassers Sache und Zweck, so wünschenswerth
beides auch, zumahl bey diesem Gegenstande, ist, und
so nachtheilig der Mangel besonders der Critik auf das
Ganze wirkt: es ist ihm zunächst darum zu thun, diese
71 Verse, die er als echte, ganz unverfälschte, Grundlage
der Pythagoreischen Philosophie betrachtet, mit einem
Commentar zu begleiten, in welchem die Lehren von
Gott, von der Seele, Freyheit, Ursprung des Uebels
u. s. w. als Pythagorisch dargestellt, und philosophisch
sowohl, als historisch, mit Rücksicht auf die Bestrebungen
der Philosophen bis auf unsere Zeiten herab, aus einander
gesetzt werden. Der Commentar ist in 37 Anmerkungen,
Examens genannt, vertheilt. Es ist wirklich schade, daß
in den Angaben der Lehrsätze des Pythagoras und seiner
Schule jede Quelle, welche Etwas der Art darbietet,
ohne Weiteres für gleich gut gehalten wird. Dieß muß
uns um so mehr Wunder nehmen, da der sehr belesene
und denkende Verfasser sehr wohl weiß, wie nöthig hier
die Critik sey, und da er mit den Untersuchungen neuer Gelehr-

ten, als Tiedemann's und Meiners's, bekannt genug ist; denn die Gelehrsamkeit des Verfassers, welche sich auch in der Bekanntheit mit dem zeigt, was alle Nationen, über die und von denen Schriften vorhanden sind, in Hinsicht der Poesie und Philosophie und ihrer Geschichte geleistet und gedacht haben, ist groß und lobenswerth. Auch mit der gesammten Deutschen Litteratur ist er sehr bekannt, und Kant sowohl, als Schelling, ja selbst Jac Böhme, werden angeführt, beurtheilt, und gelobt und getadelt, so daß man sieht, er hatte die Schriften selbst gelesen. Klopstock's Verdienst wird nicht sehr hoch angesetzt. Ob seine Widerlegung Kantischer Sätze und der Sceptiker befriedigen werden, wie so manches Andere, müssen wir, dem Zweck unserer Blätter gemäß, auf sich beruhen lassen. Am wenigsten können wir den Etymologien Geschmack abgewinnen, die in großer Menge durch das Buch zerstreut sind. Ueberall blickt des Verf. große Vorliebe für die Ideen des Court de Gebelin, Bailly und ähnlich gesinnter Gelehrten hervor, deren von echt-historischen und critischen Studien entblößte, obgleich scharfsinnig genug vorgetragene, Vorstellungen, Sätze und Allegorien auch die feinigen zu seyn pflegen. Alles wird demnach aus dem Phöniciſchen oder Hebräiſchen abgeleitet, sogar das Deutsche: bey diesem so, daß wir lächeln mußten, wenn er die Deutschen Wörter Verstand und Vernunft unter die etymologische Presse brachte. In der voranstehenden Abhandlung über das Wesen und die Form der Poesie, die er noch für eine Wissenschaft hält, geht er von Baco und Plato aus, und setzt das Wesen der Poesie in eine infusion dans l'ame de ce même génie, qui, n'étant encore, qu'en puissance dans la nature intellectuelle, se manifeste en acte, en passant dans la nature élémentaire au moyen du travail intérieur du poëte, qui la revête d'une forme sensible selon

1824 G. g. A. 182. St., den 13. Nov. 1813.

son talent. Die unmittelbare Wirkung dieser Inspiration ist le génie allégorique. Es gibt Grade derselben. Homer gehört zum ersten: Homère reçut une inspiration première: il fut créateur mobile poétique de l'Europe: Virgil zum zweyten Grade. Die gemeine Begeisterung, die sich nur an die Form hält, ist davon zu unterscheiden. Dieß wird weitläufig ausgeführt, mit manchen, wenn gleich nicht ganz neuen, doch richtigen, Ansichten, die überhaupt dem Verf. nicht abzusprechen sind, wenn er sich vorgefaßten Meinungen nicht hingibt, als daß die Poesie von den Phöniciern herkomme, daß Einus, Amphion, Olen u. dgl. lauter allegorische Personen gewesen, daß die cycnischen Dichter vor Homer gelebt, daß Euripides an dem Verfall der Sitten und Religion zu Athen Schuld gewesen, daß er und Agathon das Wesen der dramatischen Poesie nicht gekannt, daß Aristophanes den Tod des Socrates veranlaßt habe u. dgl. mehr. Den Werth und Einfluß des dem Erzbischof Turpin beygelegten Werkes, das er ins 9. Jahrh. versetzt, ohne den Beweis zu führen, Les Faits et Gestes de Charles-Magne, beschreibt er als sehr wichtig auf die Poesie des Mittelalters, auf die Troubadours, auf Ariosto, Camoens u. A. Dem Reim, den er, mit Andern, von den Arabern herleitet, ohne zu erwägen, daß, wie noch neulich sein gelehrter Landsmann, Hr. Vandersbourg, bewiesen hat, die Römer, als Horaz, ihn sehr wohl kannten, läßt der Vf. zwar sein Recht widerfahren, und zieht seine gute Seite, zumahl in der Französischen Poesie, hervor, sagt aber doch, jamais le peuple qui rimera les vers n'atteindra à la hauteur de la perfection poétique. Er wünscht daher auch in die Französische Poesie reimlose Verse einzuführen, und liefert dazu wohlbedachte, auf Geschichte vorher begründete, Vorschläge und wohlgelungene Proben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. u. 184. St.

Den 15. November 1813.

Züllichau.

In der Darmmannischen Buchhandlung: Johann Christian Friedrich Meister, B. N. D. königl. Preuß. Criminalrath, ordentl. u. öffentl. Lehrer der Rechte, (jetzt zu Breslau) u. s. w. Ueber die Gründe der hohen (großen) Verschiedenheit der Philosophen im Ursage der Sittenlehre, bey ihrer Einstimmigkeit in Einzellehren derselben. Eine von der kaiserl. königl. Societät der Wissenschaften zu Harlem in der Sitzung vom 25. Mai 1812 gekrönte Preisschrift. Nebst Zugabe einer Abhandlung verwandten Stoffs, über die, wo möglich, noch größere Verschiedenheit der Ursage des Naturrechts, und eine verhältnißmäßig gleich große in Einzellehren desselben. 1812. 80 Seiten in Quart. Mit lateinischen Lettern.

Gekrönte Preisschriften, in denen sich mit dem Gutachten des Verfassers zugleich das Urtheil der Gesellschaft ausspricht, die ihnen den Preis zuerkannte, verdienen, wie uns dünkt, mehr Aufmerksamkeit, und folglich auch eine genauere Anzeige,

als ähnliche Abhandlungen, deren Inhalt nur ein individuelles Gutachten ist. Wir wenden diesen Grundsatz mit Vergnügen auf diese Preisschrift an, die auch durch sich selbst hinlänglich interessirt. Der verdienstvolle Verfasser, dessen sämtliche juristische und philosophische Schriften bey dieser Gelegenheit in einem Anhange verzeichnet sind, zeigt in seiner Beantwortung der Haarlemischen Preisfrage einen so geraden Sinn, einen so ruhigen und systematischen Verstand, und eine so milde, durchaus nicht schwärmerische, Wärme für seinen Gegenstand, daß man durch seine prunklose Behandlung dieses Gegenstandes angezogen werden dürfte, auch wenn sie sich weniger durch Klarheit und Bestimmtheit empföhlen. Stimmt nicht diese Sprache und diese Art zu raisonniren, auch am natürlichsten zum Character der Nation, aus deren Schoße die Frage hervorging? Aber eine Frage kann wichtig seyn, ohne darum tiefes Nachdenken zur Beantwortung zu erfordern. Daß die Philosophen über den höchsten Grundsatz der Sittenlehre nicht einig werden können, während sie doch gewöhnlich in der Beurtheilung einzelner moralischen Verhältnisse übereinstimmen, scheint schon daraus erklärbar, daß ein Gesetz, welches der menschlichen Natur einwohnt, mehr ist, als eine Regel oder ein Grundsatz, in welchem der Verstand jenes Gesetz logisch aufzufassen sucht. Wenn also nicht alles Sittliche bloß conventionell ist, so scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß die Menschen eben darum, weil sie Menschen sind, über das Sittliche, dessen höchstes Gesetz ihrer Natur einwohnt, auch ohne an ein solches Gesetz nur einmahl deutlich zu denken, im Einzelnen ziemlich übereinstimmend urtheilen müssen, ungefähr

eben so, wie man ohne alle Optik über die Größe und Entfernung sichtbarer Gegenstände übereinstimmend urtheilt. Das sittliche Gefühl, das dem der menschlichen Natur einwohnenden Gesetze entspricht, vertritt alsdann die Stelle der obersten Prämisse. Wollen nun die Philosophen dieses Gefühl nicht verläugnen oder unterdrücken: so werden sie natürlich, gerade so, wie der gemeine Mann, über das Einzelne in sittlichen Verhältnissen ziemlich übereinstimmende Urtheile fällen. Die höchsten Grundsätze selbst sind gewöhnlich so gelenkig, nämlich so unbestimmt, daß sie mit Hilfe einiger Dialectik sich nach dem Einzelnen leicht bequemen. Nach dieser Ansicht der Sache hätte die Preisfrage ohne Rücksicht auf den Grundsatz, den der Verf. selbst für den höchsten der Sittenlehre hält, so im Allgemeinen beantwortet werden können, daß nicht durch die Beantwortung von neuem ein gewisser Grundsatz für den höchsten erklärt worden wäre. Der Verf. scheint anfangs denselben Weg einzuschlagen, lenkt aber bald in einen andern um. Er will zugleich zeigen, daß die Philosophen deswegen über das Einzelne in sittlichen Verhältnissen meistens einverstanden sind, weil ihre verschiedenartigen Grundsätze am Ende doch in dem Grundsatz, den der Verfasser für den höchsten hält, sich vereinigen müssen. Das gibt denn freylich der Sache eine bestimmtere Wendung. Ob aber diese Lösung des Problems befriedigt, ist eine andere Frage. Der Verf. bekennt sich zu dem Wolfischen Vollkommenheitsprincip und zu einer der Idee der menschlichen Vollkommenheit angemessenen Glückseligkeitslehre. Man könnte die eine Hälfte der Abhandlung eine Demon-

stration ad hominem nennen, um alle Philosophen nach ihren eigenen Principien zu dem Geständnisse zu nöthigen, daß das Wolfische Moralprincip, im Sinne des Verfassers erklärt, das wahre und einzig höchste sey, auf welches sich alle übrigen Moralprincipien, sofern Wahrheit in ihnen liege, zurück führen lassen sollen. — Um sich zu dieser Lösung des Problems den Weg zu bahnen, gibt der Verf. zuerst eine systematische Uebersicht der verschiedenen älteren und neueren Principien der Sittenlehre. Eine solche Uebersicht war nothwendig, um zu zeigen, daß bey der Vergleichung der Meinungen keine Schule außer Acht gelassen sey. Ob die Art, wie der Verf. alle Moralsysteme systematisch geordnet hat, der Natur dieser Systeme genau angemessen ist, darüber kann gestritten werden. Alle solche Reductionen einer Mannigfaltigkeit von Meinungen unter einen a priori entworfenen Grundriß können nur zum Theil leisten, was man sich von ihnen verspricht; denn in den Köpfen, aus denen diese Meinungen hervorgegangen sind, mischten sich nicht selten heterogene Principien zusammen; am auffallendsten im Systeme der Stoiker. Ordnet man nun die Systeme auch noch so richtig nach Theilungsgründen, die sich aus der Natur des Gegenstandes a priori im Allgemeinen allerdings ableiten lassen, so läuft man doch immer Gefahr, das eigentlich Characteristische eines Systems zu übersehen, weil dieses auch auf einer künstlichen Vermischung heterogener Principien beruhen kann. Kant's bekannte Classification aller Moralprincipien hat, so viel wir wissen, noch Niemanden Genüge gethan, wer die Systeme nicht einseitig beurtheilen mochte, oder sie selbst nur einseitig kannte. Ob

183. u. 184. St., den 15. Nov. 1813. 1829

der Verf. in seiner systematischen Uebersicht glücklicher gewesen ist, bleibt die Frage. Ohne historisch in das Innere der Systeme einzugehen, läßt sich darüber nicht wohl disputiren; im Allgemeinen gar nicht. So hat sich der Verf. z. B. die Kantische Eintheilung der Moralprincipien in formale und materiale gefallen lassen, aber, gegen Kant, auch die Moralprincipien des Aristoteles, und der Engländer Wollaston und Clarke den formalen beigesellt. Bey dem Moralsysteme des Aristoteles ist aber doch, wie uns dünkt, der sogenannte eudämonistische, also, nach der Kantischen Kunstsprache, materiale Theil keine Nebensache. Auch das Stoische Moralsystem wird, unsers Erachtens, in der Idee verfälscht, wenn man ihm den Satz der Vollkommenheit als ein Princip unterlegt, wie es Kant, und nach ihm der Verfasser, für gut gefunden haben. Doch darauf kommt dieses wohl wenig an, weil vorzüglich nur im Allgemeinen gezeigt werden sollte, wie die Systeme nach der Verschiedenheit ihrer Principien auseinander laufen. Woher nun diese Verschiedenheit? Der Verf. findet die allgemeinste Ursache in der Schwierigkeit der höheren Abstraction. Je höher sich der denkende Geist im Generalisiren über das Einzelne erhebe, desto schwerer sey es, den allgemeinen Begriff in wahrer Uebereinstimmung mit dem Einzelnen zu erhalten. Daher die unendlichen Divergenzen der metaphysischen Systeme. Mit den metaphysischen Principien, zu denen die Urheber der Moralsysteme sich, bekannten, hänge ihre Sittenlehre im Allgemeinen nicht selten zusammen; und dieser zuweilen ausdrücklich erklärte, zuweilen geheime, Zusammenhang der practischen Philosophie mit der Meta-

physt sey eine zweyte Ursache der Verschiedenheit der Moralprincipien. Dazu komme nun die individuelle Sinnesart der Philosophen. Ein Aristipp, ein Epicur, ein Zeno, suchten ihren sehr verschiedenen individuellen Bedürfnissen gemäß, Grundsätze, die sie dann auch Andern als Normen vorhielten. Hier aber besonders wäre, wie uns dünkt, noch Vieles zu sagen gewesen. Wie oft muß die Vernunft den Rahmen zu dem hergeben, was am Ende nur logisch gebildeter Ausdruck einer individuellen Sinnesart ist! Richtig bemerkt der Verf., daß, der Regel nach, der Metaphysiker, dessen Verstand am liebsten außerhalb der Sphäre der Erfahrung verweilt, immer geneigt seyn werde, Moralprincipien in der reinen Vernunft, oder in einer bloßen Form des Handelns zu suchen. Wo die empirische Richtung des Verstandes vorherrsche, sucht man natürlich auch die Moralprincipien auf dem empirischen Wege. Wo ein gewisses Gleichgewicht zwischen der empirischen und der metaphysischen Richtung des Geistes sich finde, da werde man auch nur solchen Moralprincipien gewogen seyn, in denen das sogenannte Formale mit dem Materialen gemischt erscheine. So gar die particulären Sächer des menschlichen Wissens sind dabey, wie der Verf. glaubt, nicht ohne Einfluß. Der Jurist z. B. werde bey seiner Moral gewöhnlich einen Befehl von oben herab, z. B. den Willen Gottes, und die Socialverhältnisse, in denen das Recht gilt, vor Augen haben, ungefähr wie Grotius und Pufendorf. Aus allen diesen Gründen sey nun die große Verschiedenheit der Moralprincipien leicht erklärbar. Nicht so leicht scheine sich erklären zu lassen, warum dessen ungeachtet die Philosophen in der Beurtheilung ein-

zelter moralischer Verhältnisse gewöhnlich übereinstimmen. Aber man dürfe nur bedenken, wie lange es Sittlichkeit und moralische Urtheile unter ganzen Nationen gab, ehe an höchste Grundsätze der Sittenlehre gedacht wurde. Ohne mit Hutcheson einen besondern moralischen Sinn anzunehmen, müsse man doch eingestehen, daß die natürlichen Regungen des Herzens, verbunden mit natürlichen Wahrnehmungen und Reflexionen des gemeinen Menschenverstandes, zu einer Moral führen, die sich eben nicht sehr über das Einzelne erhebt, aber die Wahrheit ihrer Grundsätze am Einzelnen erprobt. Nach einer solchen Moral habe nun natürlich auch der Philosoph als Mensch lange Zeit gehandelt, ehe ihm ein höchstes Moralprincip nur einmahl Bedürfnis geworden sey. In der Sicherheit und Leichtigkeit, mit der er nun nach einem höchsten Grundsatz, im Allgemeinen für gut und recht erkennen könne, was er im Einzelnen längst für gut und recht erkannt habe, werde er nun die Wahrheit des höchsten Grundsatzes ermessen, und den Probirstein dieser Wahrheit immer in demjenigen suchen, was er selbst und andre gute Leute längst billigten, oder verwarfen. Eine Hauptursache der Uebereinstimmung der Philosophen in der Beurtheilung einzelner moralischer Verhältnisse liege aber auch darin — und hier schlägt der Verf. den ihm eigenen Weg ein, dessen wir oben gedachten — daß die mancherley Moralprincipien mehr scheinbar, als in der That, einander widerspreiten, weil ihnen allen doch das Vollkommenheitsprincip, als das einzig wahre, zum Grunde liege. Wie der Verf. diesen ihm eigenen Satz beweiset, läßt sich nicht wohl im Auszuge mittheilen, da der Beweis nur durch Anwendung

des Sages auf jedes critisirte System besonders geführt werden konnte. Doch darf man dem Verf. nicht vorwerfen, daß er mit den Systemen viel Umstände gemacht habe. Er thut die Sache bey den meisten mit einem Paar Worten ab. Nur bey dem Kantischen verweilt er länger. Wie aber? wenn man nun dem Verf. das Spiel zurückgäbe? Wie? wenn man ihm antwortete: "Das gelenkige Vollkommenheitsprincip, das sich in allen Systemen wieder zu finden scheint, hat diese interessante Universalität nur deswegen, weil es an sich gar kein Moralprincip ist, sondern erst dadurch, daß es die Principien anderer Systeme in sich aufnimmt, den Character eines Moralprincips erhält? Denn soll man nicht nach jedem Moralsystem sich zu vervollkommen suchen, nur nach jedem auf eine andere Art?" — Was der Verf. nach seiner Erklärung des Begriffs der Vollkommenheit auf diese Fragen antworten kann, wissen wir wohl. Aber daß diese vom Vf. gegebene Erklärung des Begriffs die wahre sey, soll doch auch bewiesen werden. Ueberhaupt hat der Vf. sein Thema in dieser Abhandlung nicht erschöpft. Um es zu erschöpfen, hätte er zeigen müssen, wie es denn eigentlich zugeht, d.ß das menschliche Herz und der natürliche gesunde Menschenverstand vor aller Moralphilosophie auf eine populäre Moral gerathen, mit der sich nachher auch der Philosoph nicht entzweyen mag, um nicht als Mensch sich mit sich selbst zu entzweyen. Mit der gründlichen Lösung dieses Problems fängt die ganze Untersuchung von neuem an, weil sie nun erst da eindringt, wo, wie der Verf. gut gezeigt hat, der Punct ist, auf den Alles ankommt. Wir wissen nicht, wie weit die achtungswürdigen Männer,

183. u. 184. St., den 15. Nov. 1813. 1833

welche die Preisfrage aufgegeben haben, eine solche tiefer eindringende Untersuchung verlangeten. Aber uns dünkt, die Frage sey erst dann hinlänglich beantwortet, wenn erklärt ist, wie es vor aller Moralphilosophie eine Tugend geben kann, die nur dem Herzen und dem natürlichen Menschenverstande angehört, und warum der Philosoph diese von ihm vorläufig anerkannte Tugend zum Probierstein seiner höchsten Moralprincipien machen muß, wenn er nicht, anstatt die wahre Sittlichkeit wissenschaftlich zu sichern, eine andere erdichten will. — Die Zugabe, welche die Principien des Naturrechts zum Gegenstande hat, ist bey nahe eben so lang, als die Preisschrift, an die sie sich anschließt. Aber der Verf. selbst hat bemerkt, daß er sich auf einem schlüpfrigen Boden befand. Denn, was die Moral eigentlich will, darüber ist man im Allgemeinen ziemlich einverstanden; aber das so genannte Naturrecht ist eine von den sonderbaren Wissenschaften, über deren wahre Bedeutung seit ihrer Entstehung gestritten ist. Der Verf. gehört zu der Classe der denkenden Juristen, die noch ein eigentliches, von der Moral verschiedenes, Naturrecht anerkennen; und er hängt, wie er selbst sagt, und wie sein eignes Lehrbuch gezeigt hat, mit Wärme an diesem Naturrechte. Von demjenigen Naturrechte, das nur eine philosophische Einleitung in das positive Recht seyn will, spricht er mit Achtung, aber nicht mit Befriedigung. Seitdem diese Abhandlung gedruckt ist, sind schon wieder neue Ansichten des so genannten Naturrechts zur Sprache gekommen; und diese werden auch bald nicht mehr die neuesten seyn. Diese Wissenschaft befindet sich jetzt

in dem Zustande eines schwer Verwundeten, den einige Wundärzte für völlig unheilbar erklären, andere durch Amputation retten wollen, wobey jene besorgen, daß dann auch der Kopf amputirt werden müßte, weil gerade dieser Theil am gefährlichsten verletzt sey. Da der Rec. in dieser Sache Partey genommen hat, indem er eine völlige Reform des bis dahin so genannten Naturrechts zur Rettung dieser Wissenschaft für unerlässlich, und Alles, was bis jetzt in dieser Hinsicht geschehen, für unzureichend hält, so enthält er sich billig in diesen Blättern alles entscheidenden Urtheils über die Ansichten des Verfassers, die überdies in der Preisschrift nur mitgetheilt, nicht durch neue Gründe gegen Einwendungen gesichert werden konnten. Der Verf. findet die erste Ursache der Verwirrungen, die in dem Naturrechte herrschen, in denselben natürlichen Hindernissen der höhern Abstraction, die auch der Entdeckung des höchsten Moralprinzips entgegen stehen. Dazu komme aber zweitens noch ein besonderer historischer Umstand. Die neuere Philosophie habe sich gewöhnlich an die alte Griechische angelehnt; da habe sie nun kein eigentliches Naturrecht unter diesem Titel gefunden, statt dessen vielmehr in dem alten Römischen Rechte gar wunderliche Begriffe von einem Instinctrechte angetroffen, das sich Naturrecht nennt. Das erste neuere Genie, das den noch rohen Stoff bearbeiten wollen, habe also die Grenzen seiner neuen Schöpfung sich selbst vorstecken müssen. Dessen Nachfolger haben sich wieder, jeder auf seine eigne Art, zu helfen gesucht. So sey das Naturrecht unter beständiger Umwand-

183. u. 184 St, den 15. Nov. 1813. 1835

lung seiner unentwickelten Natur von Grotius bis auf unsere Zeiten die Schulen durchwandert. Dieser Geschichte der angefochtenen Wissenschaft gemäß unterscheidet der Verf. vier bis jetzt bekannt gewordene Arten des Naturrechts; eines, das im Grunde völlig mit der Moral zusammenfällt, z. B. das Wolfssche; ein anderes, das, übrigens dem vorigen ähnlich, weit in die Politik hineinstreift; drittens dasjenige, das man auch Philosophie des positiven Rechts genannt hat; und endlich viertens die Vernunft-Theorie des Erzwingbaren unter den Menschen, das eigentliche Naturrecht. Aber auch die subjective Sinnesart und Angewöhnung der Urheber der verschiedenen Naturrechts-Systeme habe Antheil an der Verwirrung. In unsern Tagen komme gar noch die ungeheure Sprachverwirrung der bekannten Identitäts-Schule hinzu. Aus allen diesen Gründen lasse sich zugleich erklären, warum die Urheber der Naturrechts-Systeme auch in ihren einzelnen Lehren so weit von einander abweichen, und mitunter durch paradoxe Sätze, vor denen der gesunde Menschenverstand erschrickt, dem Anfänger imponiren. Aber, dürfen wir wohl noch fragen, warum weisen denn das natürliche Gefühl und der natürliche gesunde Menschenverstand die Naturrechtslehrer (Naturisten nennt sie der Verf.) nicht eben so kräftig, als die Moralisten, zurechte? — Doch wir müssen diese Anzeige schließen. Zu den Eigenheiten der Sprache des Verf. gehören die Formen: der Philosophen, der Juristen u. s. w. Einige Druckfehler kommen auch vor, z. B. S. 14 Cleanth und Chryssipp für Cleanth und Chryssipp.

Weglar.

Das erste Programm des Hrn. Prof. v. Löhr: Uebersicht der das Privatrecht betreffenden Constitutionen der Römischen Kaiser, welches von Constantin I. bis auf Theodos II. ging, ist 1812. S. 541 ... 548 angezeigt, und, als der Anfang eines für die Rechtsgeschichte geradezu unentbehrlichen Werks, empfohlen werden. Das zweyte geht nun auf 102 Seiten von Theodos II. bis auf Justinian und ist schon um Ostern 1812 erschienen. Daß Rec. noch nichts davon gesagt hat, kann er etwa damit entschuldigen, daß er das dritte, womit diese vorläufige Arbeit vollendet werden wird, früher erwartete, als es nun, vielleicht wegen der Veretzung des Verf. von Weglar nach Gießen, wirklich erscheint. Dieses Buch gehört aber ohnehin zu den gar vielen, bey welchen das Zeitungsmäßige der Recensionen, der Wunsch, daß sie recht früh das Neueste melden, sich nicht gut mit einer gründlichen Beurtheilung des Einzelnen verträgt, als welche nicht ohne längern Gebrauch und Nachschlagen der Quellen möglich ist. Dazu hat nun Rec. seitdem wenigstens etwas mehr Gelegenheit gehabt, als da diese Programme zuerst erschienen, und darnach kann er dem Verf. das Zeugniß geben, daß sein Verzeichniß so genau ist, als es sich billiger Weise bey der Kürze nur verlangen läßt. Bey mehreren Stellen, wo Rec. anstieß, fand er, daß der Verf. wenigstens die Meinung von Jac. Godefroi für sich habe, z. B. bey c. 3. C. Th. ep. 1, 2. hier I. S. 22. hat dieser einen novus intellectus, und bey c. 4. C. Th. ep. 2, 12. und c. 5. C. Th. 8, 13. hier I. S. 78. nimmt er eine größere Constitution an, aus welcher er denn diese Bruchstücke, etwas gewagt, zu ergänzen ver-

183. u. 184. St., den 15. Nov. 1813. 1837

sucht. Hr. Prof. v. L. hat bey dieser Zusammenstellung der Constitutionen diejenige Rechtsgeschichte, welche bisher sein einziger Vorgänger gewesen war, gar oft berichtigt, und zwar so gar nicht in dem Tone, wie man wohl vom "Vorgänger" spricht, daß entweder das eigene böse Gewissen des Rec., oder doch eine besonders sorgfältige Vergleichung beider Schriftsteller dazu gehört, um zu wissen, wer der sey, der die Constitution falsch ausgezogen gehabt habe. Rec. freut sich zum Voraus, wie viele Verbesserungen er in einer neuen Ausgabe wird anbringen können, es wird ihm also hoffentlich nicht für Nechthaberey ausgelegt werden, wenn er nun doch bey einigen Stellen glaubt, es sey ihm Unrecht geschehen. Meistens braucht er sich nur auf Stellen in der Fortsetzung selbst zu berufen, z. B. I. S. 6. daß erst Constantin's Söhne den Juden verboten hätten, Christen als servi zu haben, wird durch I. S. 97. zweifelhaft, und deswegen hatte Gibbon XX. n. 74. gesagt, vielleicht komme es schon von Constantin her. Eben so I. S. 70. die eidliche Entfagung der zweyten Ehe hat doch II. S. 32. für sich. Bey II. S. 18. N. 3. möchte sich Rec. auf I. S. 74. berufen, wo der Verf. selbst auch davon spricht, man habe bey Gelegenheit eines besondern Falles einen Grundsatz allgemein aufgestellt, gerade wie Rec. in der Stelle, worauf sich die Note bezieht, sagt, bey einer einzelnen Gelegenheit drücke sich der Kaiser über die Nichtigkeit aller verbotenen Handlungen so stark aus, daß nun der Unterschied zwischen einer lex perfecta und einer andern wegfallen mußte. Weder gegen jene Worte des Verf. noch gegen diese des Rec. darf man es wohl als Einwendung anführen, es sey ja nicht ein starker Ausdruck

für einen einzelnen Fall vorhanden, sondern ein allgemeines Gesetz. — Bey der Frage, ob Justin das Verbot der Mißheirathen gemildert habe, welche hier d. S. 68. verneint wird, beruft sich Rec. auf Gibbon XL. N. 28. und Alemanni. Der V. hat aber freylich die Handschriften unsers Codex für sich, welche indessen schon Spangenberg bey c. 23. C. 5, 4. in der Note zu berichtigen gewagt hat.

Zu der Einleitung bis S. 15. beantwortet Hr. Prof. v. L. mit musterhafter Bescheidenheit einige Erinnerungen, die ihm gegen das erste Programm gemacht worden sind. Die eine, daß er besser gethan hätte, die Constitutionen aller Kaiser über dieselbe Lehre zusammen zu stellen, also die alte Weise schon der Codices zu befolgen, könnte wohl am besten durch ein recht ausführliches Register nach dieser allein felig machenden Methode erledigt werden, etwa wie das Register hinter Büsch's Welt-händeln ist. Unabhängig von diesem würde Rec. auch noch ein Register über den cod. Theodosianus und unsern Codex von Titel zu Titel wünschen. — Die andere Bemerkung, die Rechtfertigung dessen, was Rec. über das Verhältniß der cod. Greg. und Hermog. zu dem Theodosianus, also der Constitutionen, die von den Kaisern vor Constantin, und denen, die von ihm und seinen Nachfolgern in unserm Codex stehen, schon in drey Ausgaben seiner Encyclopädie gesagt hat, gibt der Verfasser zu, wenn man nur nicht leugne, es gebe auch Ausnahmen, und dieß zu leugnen ist Recensent weit entfernt. Er glaubt vielmehr, bey Leuten, wie diese Sammler, als Juristen zu Ende des dritten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts, höchst wahrscheinlich gewesen sind, müßte es recht

zu verwundern seyn, wenn sie sich immer ganz getreu geblieben wären. Besonders scheint von Diocletian und Maximian, also wahrscheinlich den gerade damahls allergnädigst regierenden Kaisern, manches wahre Gesetz aufgenommen worden zu seyn. Dieser Schluß ergibt sich aus den von dem Verfasser sorgfältig gesammelten Stellen un- widersprechlich, wenn gleich bey mancher einzelnen noch die Frage wäre, ob nicht unsere Abschriften, wohl gar die, deren sich Tribonian bediente, in einer, wie es schien, so unbedeutenden Sache, als der Nahme des Kaisers für den ist, der nur Rechts- sätze sucht, unrichtig sind, oder ob nicht manches, was hier als Ausnahme steht, in der That keine ist. C. 12. N. 2. sind drey angebliche Edicte von Vorgängern Diocletians; aber das erste ist kein Edict, das zweyte und dritte aber sind nach den Consuln offenbar später. (Ein merkwürdiges Bey- spiel einer in den gewöhnlichen Ausgaben falsch überschriebenen Stelle ist noch c. 8. C. 1, 2., wo Larus hinter Honorius steht und über die sacro- sanctae ecclesiae seine Meinung sagt!) Zum Schlusse stellt der Verf. noch zwey Vermuthungen auf, warum der Theodosische Codex doch so man- ches Rescript in Parteysachen noch unter die Ge- setze mische, nämlich erstens habe man diese Re- scripte damahls gewöhnlich an den künftigen Rich- ter geschickt, und dann sey dieser Codex unter öf- fentlicher Autorität, also wohl aus Archiven, ge- sammelt worden, was bey den zwey ältern codices auch von dem Verfasser und mit Recht geleugnet wird. Allerdings wurde nun auf Rescripte in der einzelnen Sache, in welcher der Kaiser eines erließ, weit mehr Gewicht gelegt, als da die Kaiser noch so manchem Soldaten oder so manchem Frauenzim-

1840 G. g. N. 183 u. 184 St. den 15. Nov. 1813.

mer einen väterlichen Rath auch wohl schriftlich und auf eine schriftliche Anfrage gaben. Wie viele Verordnungen über Rescripte in einem Proceffe hat nicht der Verfasser selbst aufgezeichnet? Aus wie vielen ergibt sich, daß die Richter damahls eben so leicht zu einer relatio an den Kaiser, wie ferndem in Deutschland zur Verschickung an auswärtige Rechtsgelehrte schritten? Bloß von solchen an die Obrigkeit erlassenen Schreiben in bereits verhandelten Sachen erklärt auch Theophilus das im § 6. Inst. 1. 2. gebrauchte Wort epistola, als die erste Art von constitutiones, neben decretum als der zwenten, und edictum als der dritten. — Was die Archive betrifft, so könnte man sagen, theils auch von bloßen Privat-Schreiben hätten Concepte aufgehoben werden können und sollen, theils denn zwentens auch ohne Zutritt zu Archiven laße sich eine Sammlung von Gesetzen machen, wenn es darum zu thun sey, Gregorian und Hermogenian hätten aber ursprünglich keine machen wollen, sondern nur die Privat-Schreiben der Kaiser wollten sie nach den Lehren zusammenstellen, wie man ja auch von einzelnen Rechtsgelehrten ihre schriftlichen responsa, und von einzelnen Kaisern ihre Schreiben hatte. An eine Sammlung von eigentlichen Gesetzen, an einen codex im Sinne von Theodos II. dachten sie nicht, wie man denn noch gar viel später erst auf den Gedanken eines codes im Französischen Sinne, eines Gesetzbuchs, das zugleich auch Rechtsbuch von oben herab seyn soll, gerieth, also auf einen Begriff, der der ganzen alten Welt gerade eben so fremd war, als er unsern Zeitgenossen geläufig ist.

Hugo.

1841

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 20. November 1813.

Frankfurt am Main.

Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen, vorzüglich in den rheinischen Bundesstaaten. Herausgegeben von einer Gesellschaft. B. I. St. 1-3. 1810. S. 596. B. I. St. 1-3. 1812. S. 502 in 8. Durch die Veränderungen, die wir in den letzten zwanzig Jahren erlebt, durch den Einfluß, den sie besonders auch auf Deutschland und den politischen Zustand von diesem, ja selbst schon durch jenen, den sie auf den ganzen Zeitgeist gehabt haben, hat alles dasjenige, was in der cathol. Kirche vorgeht, auch für uns eine viel größere Wichtigkeit erlangt, als es selbst in den Zeiten der zwischen ihr und uns noch im höchsten Grade bestehenden, jetzt, Gott Lob! so sehr gemilderten, Partey-Eifersucht haben konnte. Wohl mag es daher der Mühe werth seyn, auch auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche dazu bestimmt ist, daß alles darin niedergelegt werden soll, was in dem Zustande und in den Verhältnissen der Kirche eine bedeutende Veränderung machen, oder für jetzt auch nur einleiten und vorbereiten kann. Aber sie enthält nicht nur Nachrichten, und zwar meistens document-

Q (8)

tirte Nachrichten über solche Ereignisse, sondern sie enthält auch Urtheile und Betrachtungen darüber, sie enthält Untersuchungen über die Klugheits- und Rechtsgründe, die dabey eingetreten seyn mögen, sie enthält staatsrechtliche und historische Erläuterungen über alles, was dabey Veranlassung zum Anstoß oder Zweifel geben konnte, sie enthält vorzüglich auch Vorschläge zu weitem Veränderungen und Verbesserungen, welche in einigen Zweigen des catholischen Kirchen- und Schulwesens noch anzubringen seyn dürften, und in den meisten, der einen sowohl als der andern, spricht sich ein Geist aus, der sie schon an sich für jeden gelehrten und gebildeten Leser, zu welcher Partey er gehören mag, anziehend und auch wohl belehrend macht. Eine Anzeige des Wichtigsten und Interessantesten, was in diesem Archiv eingetragen ist, mag also auch dem Zweck unserer Blätter gemäß seyn; wenn wir aber auch alles weglassen, was eine bloß locale oder fast allzu specielle Beziehung hat, so wird sich uns doch des Aufzunehmenden so viel aufdrängen, daß wir es gerade nur anzeigen können.

Das erste Stück des ersten Bandes eröffnet sich mit einer Abhandlung über das Princip zur richtigen Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der darin befindlichen cathol. Kirche, mit besonderer Hinsicht auf die Rhein. Bundesstaaten. S. 1—36. Mit nicht gemeiner Kunst hat sich der Verf. durch die Klippen eines neuen Staatsrechts hindurch gewunden, doch fand er das Durchkommen nicht ganz möglich, ohne den Staatszweck wieder um etwas zu verengen, den jenes neue Staatsrecht so ungebührlich erweitert hat. Der protestantische Canonist hätte sich vielleicht ohne diese Operation helfen können, aber würde doch auch Gründe genug gehabt haben, gegen jene Erweiterung zu protestiren. Nr. V. Die Mess-Stipendien, kritisch beleuchtet. S. 37—47. Eine

ernste, aber gerechte Critik, durch welche die angehängten sehr bedachtsamen Vorschläge zu Abschaffung des Anstößigen und Unschicklichen in der bisherigen Meß-Praxis trefflich eingeleitet und motivirt werden. Notizen und Urkunden. Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes der Geistlichen im Königr. Baiern. S. 113. Herzogl. Nassauisches Organisations-Edict. in geistl. Sachen. S. 116. Die Errichtung und der Geschäftskreis des großherzogl. Darmstädtischen Kirchen- und Schulraths. S. 122. Aufhebung der Privilegien der Geistlichen bey Testamentserrichtungen in Baiern. S. 125. Westphäl. Verordnung über die Präsentation und Begebung der erledigten Pfarren. S. 131. Auszug aus dem Normative der Einrichtung der öffentl. Unterrichtsanstalten in Baiern. S. 135. In dem 2. Stücke des ersten Bandes zeichnen sich besonders drey Abhandlungen schon durch die Wahl ihres Gegenstandes, aber eben so sehr durch die Art aus, womit dieser darin behandelt ist. I. Ueber die Bildung der Geistlichen im Allgemeinen, und das Bedürfniß einer Verbesserung der Clerical-Seminarien im Besondern. S. 181—200. Die zu verbessernden Fehler sind hier eben so treffend ausgezeichnet, als die Vorschläge zu ihrer Verbesserung zweckmäßig und durchgreifend sind. II. Kann der cathol. Geistliche bey Schließung der Ehe Civil-Beamter und Pfarrer zugleich seyn? S. 201—217. Die Schwierigkeit, welche dabey der Umstand macht, daß sich der Civil-Vertrag der Ehe nicht füglich von der Materie des Sacraments trennen läßt, ist sehr anschaulich gemacht. Der Verf. gesteht zwar, daß mehrere cathol. Theologen die Möglichkeit der Trennung einräumen. Er meint auch, daß die Kirche der Schwierigkeit größten Theils abhelfen könnte, wenn sie nur die Anzahl ihrer Heiraths-Impedimente verminderte. Er ist selbst S. 211

zu glauben geneigt, daß schon die Ordinariate hier helfen könnten, aber er fürchtet doch auch, daß sie bey dem Punkte der Ehescheidung nie ganz weggeräumt werden kann. III. Ueber Beicht-Anstalten in der cathol. Kirche. S. 218—240. Ein redlich-eifriger und erfahrner Seelsorger rügt hier die unseligen, bey dem Beichtwesen eingeriffenen Mißbräuche, und zeichnet zugleich die Mittel aus, die man dagegen vornehmen könnte. Unter andern trägt er darauf an, daß in jeder Kirche, so oft sich eine Anzahl von Beichtenden zusammenfindet, eine Art von allgemeiner Vorbeichte angestellt werden sollte, wovon er eine sehr zweckmäßige Probe gibt, doch meint er selbst dabey, daß auch damit ohne eine bessere und strengere Auswahl der Beichtpriester nicht viel gewonnen werden möchte.

Notizen und Urkunden. Kaiserl. Französisches Decret, die Besitznahme der päpstlichen Staaten betreffend. S. 342—345. Allgemeine Verordnung der cathol. Elementar-Schulen im Königreiche Württemberg vom 10. Sept. 1808. S. 346—387. Das 3. St. des ersten Bandes enthält der interessantesten u. merkwürdigen Aufsätze noch mehrere. I. Die bekannten ausgesprochenen Wünsche des Hrn. Fürsten Primas von dem Frieden der Kirche in den Staaten der Rhein. Conföderation. S. 427—438. II. Ein Vertrag zur Beantwortung der Frage: ob und wie man unsi. tliche und unzufriedene Geistliche wieder in den Laienstand versetzen könne? S. 439—457. Nach der Meinung des Vf. könnte und sollte man unbedenklich in Ansehung solcher Geistlichen die Sitte der alten Kirche wieder einführen, und ihre Versetzung oder ihren Rücktritt in den Laienstand zulassen. An dem Can. 4. Sess 23. der Synode zu Trident, welcher dagegen zu streiten scheint, könnte man schon, glaubt er, durch eine Erklärung vorbekommen, im Nothfall aber möchte man sich auch dar-

über wegsesen dürfen. Eben darauf trug jedoch auch schon das erzbischöfl. Consistorium von Salzburg in einem Schreiben an mehrere andere bischöfl. Consistorien vom 21. May 1806 an, das S. 573 mitgetheilt ist. III. Aphorismen über die künftige Einrichtung der Kapitel und der Landesbischöfe. S. 457—464. Die frommen Wünsche und Desiderien des Verf. darüber laufen in den folgenden zusammen. Jedes Kapitel erhalte wieder seine ehrwürdige ursprüngliche Bestimmung, und bilde den Senat oder das Conseil permanent des Bischofs. Nicht mehr der Zufall der Geburt oder des Glücks, sondern innere Würde und Tugend eröffne den Eingang darin. Das Indigenat, die Vorlage glaubhafter Zeugnisse über die ehrenvolle Vollendung der philosophischen und theologischen Collegien, nebst einem Curs der Pädagogik, zweijährige Bildung in dem bischöfl. Landes-Seminar, eine practische Ausbildung in der Seelsorge durch sechs Jahre, und das erreichte dreißigste Jahr, seyen die Haupterfordernisse zur Wahlfähigkeit oder zur Aufnahme. Jedes Kapitel bekomme acht Mitglieder. Unter ihnen seyen der Dechant, der Official und der Scholaster die Dignitäre. Der Dechant werde zugleich General-Vicar und Weihbischof, wenn der Bischof einen bedarf. Der Scholaster trete in sein ursprüngliches Lehramt zurück, und werde Regent des Priesterhauses. Aufgehoben sey für die künftigen Domkapitel die unfruchtbare Beschäftigung des täglichen Chores. Sie haben mehr zu thun, wenn sie ihre Pflichten erfüllen wollen. Dem Landesherrn gehöre das Recht, die Kapitel zu besetzen, aber der Bischof schlage bey jeder Vacanz zwey Candidaten vor, aus denen der Landesherr wählt; hingegen dem Bischof bleibe das Recht, den Dechanten, Official und Scholaster zu ernennen,

wobey der Landesherr nur sein Befähigungsrecht ausüben mag. Der Gehalt des Dechanten sey 3000, des Officials 2600, des Scholasters 2400, des Kapitularen 2000 Fl., und jedem werde noch dazu eine anständige Wohnung eingeräumt. Die Kapitels-Nebennuen werden in volle Unabhängigkeit von den Staatsbedürfnissen gesetzt. Am reellesten würde die Stiftung durch liegende Güter geschehen, deren Verwaltung dem Kapitel überlassen bliebe. Der Staat behalte sich die Vorlage der jährlichen Rechnung vor; über den Ueberschuß verfüge der Bischof zum Besten seiner Diocese. Das Kapitel sey dann auch die Pflanzschule der neuen Bischöfe, und der Staat ernenne immer den Bischof aus seiner Mitte. Der Ernannte melde seine Bestimmung dem Primas der Deutschen Kirche, und dieser stelle seinethalb den *processum informativum* an, und hernach das *testimonium idoneitatis* für ihn aus. Die Vorlegung des letzten muß hinreichend seyn, um die Bestätigung des Röm. Stuhls für ihn zu erwirken. Der neu ernannte schwört hierauf Treue dem Fürsten, und bey seiner Consecration durch den Primaten der Kirche dem Papste und dem Metropolitnen weiter nichts — als canonischen Gehorsam. Der Bischof bekomme eine würdige Wohnung in einer von dem Geräusche des Hofes entfernten Stadt. Sein Gehalt bestehe aus 12,000 Fl., aber dafür sey er auch zu der Unterhaltung seiner Canzley, wie zu der beständigen Residenz in dem ihm angewiesenen Orte, verpflichtet, und nie werde ein anderes Hof- oder Staatsamt mit dem bischoflichen verbunden. IV. Ueber die Wiederauflösung des Ehebandes nach dem Code Napoteon. S. 477—492. Es wird eingeräumt, daß die Verfügungen des Code darüber mit der Kirchenlehre von der Unauflösbarkeit der Ehe

streiten; aber es wird ohne Kunst gezeigt, daß diese Kirchenlehre weder in der Schrift als Glaubenslehre enthalten, noch durch die Tradition als solche aufbewahrt, noch durch die Kirche jemahls als Glaubenslehre ausgesprochen worden sey. Die neuen Französ. Gesetze darüber mögen daher wohl mit den Canonen der Tridentinischen Synode (Can. 5. 7. Sess. 24) im Widerspruch stehen; aber der Widerspruch ist keine Kezerey, denn die Canonen dürfen nicht als dogmatische, sondern nur als disciplinarische betrachtet werden.

Aus den drey Stücken, aus welchen der zweyte Band besteht, heben wir nur noch die folgenden Aufsätze als die die wichtigsten aus: I. Declaratio IV. Propositionum ecclesiae Gallicanae de 1682 in Senatus Consulto de 17. Febr. 1810 Galliae pro norma praescriptarum a Germano. S. 3—31. Eine mehr umfassende und weiter greifende Declaration dieser Propositionen, als die berühmte Bossuetische. II. Zwey Beantwortungen der Frage: Sollten die Bischöfe nicht durch eine öffentliche Proclamation den Clerus von der Verbindlichkeit, das Brevier zu beten, lossprechen? S. 49—62, S. 167—194. Den Gründen für die Losprechung werden in dem zweyten Aufsatz sehr starke Gründe wider die Losprechung entgegen gesetzt, aber daß das Brevier verbessert werden sollte, wird als dringend nothwendig anerkannt. III. Bemerkungen über die Anwendbarkeit des Französ. Reichs-Concordats auf Deutsche Staaten. S. 195—224. Die meisten dieser Bemerkungen sind sehr treffend, und treffend ist es wohl auch, aber doch zugleich befremdend, daß ein catholischer Canonist gegen das im Art. 10. des Concordats den Bischöfen überlassene Ernennungsrecht der Pfarrer protestirt. Nur den Regenten kann dieß,

1848 G. 9. N. 185. St., den 20. Nov. 1813.

seiner Meinung nach, zusehen, ja nicht einmahl die Vorschläge zu den Pfarrebesetzungen sollten von den Bischöfen, sondern von einem Kirchenrath gefordert werden. IV. Rechtsgutachten über die Frage: ob ein aufgelöseter catholischer Stiffts- oder Klostergeistlicher, wenn er zu der protestantischen Religion übergeht oder heirathet, das Recht zu der ihm ausgeworfenen Stiffts- oder Kloster-Pension behalte, oder nicht? S. 235—232. Die Frage wird vereinehend entschieden, und, wie wir glauben, mit Recht. IV. Meine Ansichten über die Besteuerung der Seelforger. S. 233—238. Sie sollen besteuert werden; aber die Gemeinde soll die Steuer tragen! — Unter den Nachrichten und Urkunden, die in diesem Bande gegeben sind, wird man den Vorzug der Erheblichkeit ohne Streit den folgenden zuerkennen. Constitutions-Edict, die kirchl. Staatsverfassung des Großherzogthums Baden betreffend. S. 111—138. Königl. Baietisches Edict über die äußern Rechtsverhältnisse der Einwohner des Königreichs in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften, vom 25. März 1809. S. 268—290. Kaiserl. Französisches Decret, die Kirchen-Fabriken betreffend, vom 30. Dec. 1809, S. 429—460. Königl. Württembergische Verordnung vom 10. Sept. 1803, die Prüfung und Anstellung der catholischen Schullehrer und Schulverweser in den Deutschen Schulen des Königreichs betreffend. S. 461—472. Wie sehr wir die regelmäßige Fortsetzung dieses Archivs wünschen, werden wir nach dieser Anzeige nicht mehr sagen dürfen; nur wünschen wir dem Verleger einen etwas sorgfältigern Corrector, da bey dem sonst sehr saubern Druck die allzu häufig vorkommenden Druckfehler doppelten Anstoß machen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. Stück.

Den 20. November 1813.

Landshut.

Von Krüll 1813: Betrachtungen über das Geschwornen-Gericht, von Paul Johann Anselm Feuerbach, königlich Baierschem wirkll. frequentirendem Geheimen Rathe, geheimen Referendar in Justiz-Sachen, Commandeur des Ordens der Baierschen Krone etc.; VIII und 242 Seiten in Octav.

Das Deutsche Criminalverfahren bedarf in vielen Hinsichten einer durchgreifenden wesentlichen Reform. Die mangelhaften Gesetze, ohne Einheit und Bestimmtheit, die bloß inquisitorische Form, welche dem Richter unvereinbare Pflichten auflegt, die Verbindung der untersuchenden und richtenden Behörde, die geheimnißvolle Hülle, mit welcher die Procedur vom Anfange bis zum Ende bedeckt ist und hinter welche sich Gewalt und Willkühr so leicht verbergen kann, die schwerfällige Langsamkeit, die Beschränkung des Beweises der Schuld und die Zulassung außerordentlicher Strafen bey unvollständigem Beweis, sind eben so viele und große Gebrechen. Bey der dringenden Nothwendigkeit, sich mit den Mitteln der Verbesserung dieser Mängel zu beschäftigen

N (8)

gen, war es natürlich, daß man den Blick auf die in England und Frankreich so sehr gepriesene Jury richtete und von ihr vorzügliches Heil für unsre Criminal-Procedur hoffte. Ob nun wirklich dieß Institut dazu geeignet sey, jene Erwartungen zu befriedigen, dieß ist die Frage, deren Beantwortung die gegenwärtige Schrift gewidmet ist. Die hohe Wichtigkeit und das allgemeine Interesse des Gegenstandes, so wie der innere Gehalt der Schrift verpflichten uns zu einer ausführlicheren Anzeige, so weit der Raum dieser Blätter solche erlaubt. — Um ein richtiges Urtheil über die Jury fällen zu können, bedarf es vor allen Dingen einer genauen Characteristik derselben. Diese liefert die erste Betrachtung: über den Begriff und das Wesen eines Geschwornen-Gerichts. Die allgemeine Grundidee des Instituts ist folgende: die vollstreckende Gewalt soll über keinen Unterthan eine Strafe an Freyheit oder Leben verhängen dürfen, außer über denjenigen, welcher zuvor von seinen unparteyischen Mitunterthanen der angeklagten That für schuldig erkannt worden ist. Hieraus ergeben sich folgende einzelne wesentliche Züge. Die Jury besteht aus Mitunterthanen des Angeklagten, welche hierzu jedes Mal gewählt werden, zu deren Wahl er durch das Recusationsrecht selbst mitwirkt, die nicht als öffentliche Beamten, sondern als Privatleute über ihn entscheiden und nach Beendigung ihres Geschäfts wieder in der Masse des Volks verschwinden. Der Gegenstand ihres Urtheils ist nur die Thatfrage: ob der Angeklagte des Verbrechens schuldig sey? Ihre Erkenntnisquelle ist nicht in einer gesetzlichen Beweistheorie zu suchen, sondern was der gemeine, gesunde Menschenverstand aus den ihm gegebenen Ueberzeugungsmitteln für wahr hält, das wird als wahr angesehen; die kunstlose,

lebendige Ueberzeugung der Geschwornen ist selbst der Grund der Wahrheit. Die ganze Verhandlung muß daher in ihrer Gegenwart geschehen, damit die überzeugenden Thatsachen lebendig und anschaulich ihre Sinne rühren und ungeschwächt den Weg zu ihrem Gemüthe finden. Und da der Ausspruch der Geschwornen bloß durch subjectives Fürwahrhalten bestimmt werden soll, so sind sie unverantwortlich; ihr Gewissen ist ihr einziger Richter. Doch gibt es außerdem noch ein mächtiges Gegengewicht gegen Leichtsinns oder Gewissenlosigkeit der Geschwornen. Dieß ist das Gewicht der öffentlichen Meinung, das Censurat des Publicums. Daher muß das Verfahren, worauf sich das Urtheil der Jury gründet, öffentlich seyn. Das Publicum muß die Verhandlungen sehen und hören, damit es selbst mit urtheilen und den Ausspruch der Geschwornen würdigen könne. — Um nun die Vorzüge und Nachtheile der Jury gehörig abzuwägen, unterscheidet der Verfasser den rein politischen Gesichtspunct vom strafrechtlichen. Durch diese Unterscheidung hat er sehr viel zur Verichtigung der Urtheile beygetragen. Zweyte Betrachtung: die Jury betrachtet als politisches Institut, als Theil der Staats-Constitution. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet erscheint die Jury als Mittel die Freyheit der Nation gegen die Eigenmacht weniger zu sichern. Als solche beruht sie aber auf einem republicanischen Princip. Sie findet sich daher nur in demokratischen oder solchen gemischten Staaten, wo die Souveränität zwischen verschiedenen Behörden getheilt ist und dient dazu die Staatskräfte künstlich gegeneinander auszugleichen; die vollstreckende Behörde muß die Gewalt haben, die Verbrecher durch Anklage zu verfolgen und durch die von ihr gesetzten Richter zu bestrafen.

Aber dieser Gewalt muß, als Palladium der bürgerlichen Freiheit, der Grundfatz gegenüber stehen, daß der Bürger zuvor durch seine Mitbürger für schuldig erkannt werden müsse. Dieser politische Character ist es, welcher die Engländer so stolz auf ihre Jury macht, worin ihre Rechtsgelehrten, Geschichtschreiber und Philosophen das höchste Meisterstück menschlicher Weisheit bewundern und welcher manche Nachtheile des Instituts übersehen läßt. Hingegen ist die Jury nicht im Geiste einer Regierungsform, welche, indem sie alle Gewalt in einem vom Volke verschiedenen Regenten vereinigt, diesen zum alleinigen Depositar aller Rechte der Nation erhoben hat. Denn eines Theils ist in einer fest gegründeten, ungetheilten Regierungsverfassung die Gefahr, wogegen die Jury sichern soll, gar nicht oder doch nur in geringerem Grade vorhanden, indem der Alleinherrscher bereits Alles besitzt und also nichts zu erobern hat, als den Ruhm der Gerechtigkeit und Weisheit, anderen Theils gewährt die Jury keinen Schutz gegen die Willkühr des Monarchen. Niemand kann ihm wehren, die Jury ganz aus der Gesetzgebung zu vertilgen, oder sie in gewissen Fällen zu suspendiren, durch außerordentliche Gerichte oder Commissionen zu umgehen, oder endlich, statt aller gerichtlichen Form durch lettres de cachet oder durch die bereitwilligen Werkzeuge der Policy das zu erlangen, was er von einer Jury nicht zu erlangen hofft. Einer constitutionellen Monarchie sind daher Richter-Collegien angemessener. Sind diese mit Männern besetzt, die auf Lebenslang ihre Stellen bekleiden, hängt ihre Entsetzung nicht vom Willen des Monarchen, sondern selbst wieder von einem collegialischen Richterspruche ab, ist ihr Lebensunterhalt durch hinreichende Befoldung gesichert, sind sie nicht wegen ihrer Richtersprüche dem

Regenten verantwortlich, so werden sie, von der Heiligkeit ihres Berufs durchdrungen und stolz auf das Vertrauen der Nation, durch die öffentliche Meinung stark genug werden, um die Willkür in ehrerbietiger Scheu zurückzuhalten, oder ihrem Andrängen mit Muth zu begegnen. Unter einer ungeheilten, aber constitutionellen Regierungsgewalt ist daher die persönliche Freiheit durch solche Gerichtshöfe nicht mehr gefährdet und nicht weniger gesichert als durch Geschworne. — Der Jury scheint jedoch noch ein anderer sehr bedeutender politischer Vorzug, welcher von keiner besonderen Verfassung abhängig ist und sie also auch in der Monarchie empfehlungswürdig macht, einzuwohnen. Die Vertheidiger der Jury setzen diesen Vorzug darin, daß der Angeklagte von seines Gleichen gerichtet wird, von Männern, die ihm und seinen Verhältnissen nahe, ihm nichts fremdes durch Mißverständnis unterschieben, nichts ihm Eigenthümliches übersehen, deren Urtheil nicht durch widriges Standesinteresse oder Standesvorurtheil geleitet wird. Der Würdigung dieses wichtigen Gegenstandes ist die dritte Betrachtung: von der Standesgleichheit oder Pärtschaft gewidmet, worin der Verf. das Nichtige jenes scheinbaren Vorzugs mit siegreichen Gründen darthut. Wollte man nämlich die Idee der Standesgleichheit folgerichtig ausführen, und die dadurch beabsichtigte Gleichartigkeit der Meinungen und Ansichten erreichen, so müßten alle Stände, mit Rücksicht auf Religion, Cultur, Gewerbe u. s. w. in ihre Haupt- und untere Classen getheilt und jede Classe einer eigenen Jury unterworfen werden. Während sich nun diese Idee nicht realisiren läßt, würde eine solche Einrichtung zugleich den ersten Forderungen einer strengen Gerechtigkeit widersprechen, indem sich von einem solchen Gerichte keine Unparteilich-

Zeit erwarten läßt, da die Jury in dem Angeklagten einen Standesgenossen findet, den sie eher loszusprechen, als zu verurtheilen geneigt seyn wird. Als die Patricier allein in den Römischen Gerichten saßen, gingen die der Plünderung ihrer Provinz angeklagten Patricier straflos davon, und als die Ritter die Patricier von den Gerichtsstühlen verdrängt hatten, konnte keine Provinz gegen einen Räuber aus dem Ritterstande Gerechtigkeit mehr finden. Indem so die Jury, mit der Idee der vollkommenen Standesgleichheit unvereinbar ist, läßt sich vielmehr erweisen, daß solche in anderer Beziehung auf dem Princip der Standesungleichheit beruhen müsse. Denn wenn das Institut seinem Zweck entsprechen und in der öffentlichen Achtung eine Stütze finden soll, so dürfen die Geschwornen nicht aus dem Pöbel, sondern sie müssen aus dem besseren Theil der Nation gewählt werden. Diese Wahlfähigkeit beschränkt sich nun entweder auf gewisse Stände, oder auf den Besitz eines gewissen Vermögens, oder sie wird, wie jetzt in Frankreich, an beide Voraussetzungen zugleich geknüpft. Beide Grundsätze hält indessen der Verf. für eben so verwerblich, als den Nachtheil, welcher dadurch gehoben werden soll, indem dadurch eine Aristocratie der Stände und des Vermögens eingeführt, den Vornehmen und Reichen allein das Recht über Leben und Tod der Armen und der unteren Stände verliehen und dadurch eine Ungleichheit begründet werde, welche um so auffallender sey, da die meisten Verbrecher zu den Niedrigen und Armen gehören. Während also das Princip der vollkommenen Standesgleichheit den Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwider und unausführbar ist, führt das Princip der Standesungleichheit zu einer Ungerechtigkeit, indem es einen großen Theil der Staatsbürger von der Fähig-

felt Geschworne zu seyn, ausschließt. — Vierte Betrachtung: Die Jury bloß als strafrechtliches Institut betrachtet. Um die Jury als Organ der Geltendmachung der Strafgesetze gehörig zu würdigen, kommt alles auf die Frage an: ist solche ein vorzügliches Mittel, wodurch die reine, unverfälschte Wahrheit, die Gewißheit über Schuld oder Nichtschuld erlangt werden kann? Gibt sie dem Staate mehr, als jede andere Gerichtsverfassung, die beruhigende Bürgschaft, daß sie keinen Unschuldigen der Strafe unterwerfen, keinen Schuldigen der Gerechtigkeit entziehen werde? Manche Verteidiger der Jury suchen ihren Vorzug in Rettung der Unschuld, selbst mit Gefahr, daß der Schuldige entrinne; Andere in einem dem Menschen angeblich einwohnenden Wahrheits Instinct. Die Unhaltbarkeit dieser Ideen beweiset der Verf. gründlich, zeigt, daß die sinnliche Erkenntniß ihren letzten Grund allein in dem Verstande habe, und zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen dem wissenschaftlichen Erkennen, woben sich der Verstand seiner Gründe bewußt ist, und dem gemeinen Erkennen. Während die Ueberzeugung, welche das Urtheil eines rechtsgelehrten Gerichtshofes bestimmt, auf ersterem beruht, gründet sich die Ueberzeugung, welche dem Ausspruch einer Jury zum Grunde liegt, auf letzteres. Nur für jenes, nicht für dieses, läßt sich eine Beweisstheorie aufstellen, welche, indem sie auf der einen Seite dem eignen Urtheile des Richters einen gemessenen Spielraum läßt, auf der andern Seite die Gefahr irriger Ueberzeugung abwendet. Und gerade in diesem Punkte ist es nun, wo die Jury, verglichen mit einer weisen Gesetzgebung des alten Systems, die schwächste Seite darbietet. Bei einer Jury gilt das Princip: was solche in ihrer Ueberzeugung für wahr hält, das ist wahr, eben weil

sie es für wahr hält. Allein auch die lebendigste Ueberzeugung, werde diese von noch so vielen Personen getheilt, ist darum keine Bürgschaft für ihre Wahrheit und Richtigkeit. Die Wahrheit liegt in der Sache, die Ueberzeugung in dem Menschen, der oft, was nicht ist, sieht, und nicht sieht, was ist, und sich nur zu oft an den Irrthum fester hängt, als an die Wahrheit. Da außerdem die Verhandlungen unmittelbar vor den Augen der Geschwornen selbst vor sich gehen, folglich Alles, was den Verstand verführen kann, in voller Lebendigkeit ihre Sinne trifft, und dadurch um so mächtiger ihre Gefühle anzuregen, ihre Einbildungskraft zu erwecken und zu entflammen geschickt ist: so sind sie mit ihrem unbewaffneten Verstande nur um so gefährlicher den Verirrungen bloß gestellt. Diese Sätze führt der scharfsinnige Verf. mit großer Klarheit weiter aus, und zeigt, wie uns scheint, auf eine unwiderlegbare Weise, daß die Jury, als strafrechtliches Institut betrachtet, ihrem Zweck nicht in dem Grade entspreche, wie ein Richtercollegium aus Rechtsgelehrten. Eine wichtige Bestätigung erhält diese Ausführung, wenn man den eigentlichen Gegenstand, welcher der Beurtheilung einer Jury vorgelegt wird, genauer prüft. Diese Untersuchung ist der Hauptinhalt der fünften Betrachtung: von der Beschaffenheit der Thatfrage, der Vertheidigung und dem Einflusse des vorsitzenden Richters. Die Jury hat nämlich zwar nur über die Thatfrage zu urtheilen. Allein die Frage Schuldig oder Nichtschuldig? ist zugleich wahre Rechtsfrage, denn sie löset sich in die ganz verschiedenen und doch unzertrennlichen Bestandtheile auf: 1) sind gewisse Thatfachen historisch wahr? 2) sind diese wahren Thatfachen strafbar d. h. haben sie die Eigenschaften, welche die Anklage ihnen beylegt, und vermöge welcher sie unter ein

Strafgesetz gehören? Wollte man der Jury nur die erste Frage vorlegen, so bliebe die Qualification der That der Beurtheilung, der vom Regenten bestellten Richtern überlassen, welche eine ganz unsträfliche aber wahre Thatsache für strafbar, eine strafbare aber für straflos erklären könnten, so daß die Jury auf diese Weise zu einem bloßen Spiel gemacht würde. Nothwendig muß daher die Thatfrage auch den gesetzlichen Character des Verbrechens enthalten. Sie ist daher aus zwey Elementen zusammengesetzt, und theilt sich in beiden Hinsichten wieder in viele untere Zweige. Denn die Jury hat bey Entscheidung der Frage über Schuld oder Nichtschuld, zunächst auf das Aeußere der That selbst, dann auf die äußere Zurechnung, und endlich darauf zu sehen, ob der That eine rechtswidrige, sträfliche Willenshandlung des Angeklagten zum Grunde lag (innere Zurechnung). Und alle diese Schwierigkeiten vervielfältigen sich, je mehr die Strafgesetzgebung selbst sich vervollkommenet hat. Denn diese unterscheidet alsdann nicht bloß Gattungen und Hauptarten von Verbrechen, sondern auch besondere Unterarten und Grade. Bestimmte Ansichten über alle diese Gegenstände können nur aus den Gesetzen geschöpft, können gründlich nur durch Studium erworben werden, erfordern nicht bloß Kenntniß des Buchstabens, sondern auch des Geistes der Gesetze. Selbst die Kenntniß allein reicht noch nicht zu, sie muß durch Anwendung zur Kunst, durch Uebung zur Fertigkeit geworden seyn. Fragt sich daher: ob über Schuld oder Nichtschuld einer Person, sicherer und gründlicher geurtheilt werden könne, von Männern, deren Beruf die Kenntniß und Uebung der Gesetze ist, oder von Männern, welche weder Kenntniß der Gesetze haben, noch in deren Anwendung geübt sind:

So beantwortet sich diese Frage von selbst. Denn sie lautet mit anderen Worten: kann ein Gegenstand, dessen gründliche Beurtheilung bestimmte Kenntnisse, und Uebung im Gebrauch derselben, voraussetzt, sicherer beurtheilt werden von dem Unwissenden und Ueübten oder von dem Unterrichteten und Geübten? — Wenn dann aber auch der gemeine Verstand das Orakel ist, welches durch den Mund der Geschwornen vernommen werden soll, so müßte doch Alles, was die Unbestimmtheit ihres Urtheils stören, und den durch die Verhandlungen selbst bewirkten Eindruck schwächen, aufheben oder verändern könnte, von ihrem Gemüthe abgewendet werden. Dahin zählt der Verf.: Theils die Vertheidigung des Angeklagten, in so fern sie eine rechtliche Deduction über den Beweis enthält; Theils und hauptsächlich die Information, wodurch der vorsetzende rechtsgelehrte Richter die Berathschlagung der Geschwornen zu leiten, und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen verbunden ist. Während also der gemeine Menschenverstand auf den Richterstuhl gesetzt wird, ist es doch hier der gelehrte Verstand, von dem er erst seinen Unterricht empfängt. Auf jene Information ist alle Aufmerksamkeit der Geschwornen gerichtet, sie geht ihrer Berathung unmittelbar vorher, sie macht den letzten, und daher auch den bestimmtesten Eindruck, der um so tiefer ist, je größer die Geschicklichkeit des Präsidenten, und je unumschränkter das Vertrauen ist, welches seine Amtswürde und seine Persönlichkeit den Geschwornen gegen ihn einflößt. — Sollte denn aber die Gesetzgebung nicht im Stande seyn, die Gedächtnisse einer Jury durch zweckmäßige Mittel zu heben, und sich so deren Vorzüge anzueignen? Diese Frage führt den Verf. auf die sechste Betrachtung: Von der Theilung der Charge

und anderen Mitteln, die Gebrechen einer Jury zu heilen. Während in England dem Geschwornen-Gerichte immer nur die einfache Frage, Schuldig oder Nichtschuldig? vorgelegt wird, lösete man im republicanischen Frankreich die Thatfrage in ihre einzelnen Bestandtheile auf, woraus oft eine große Zahl von Fragen entstand. Bey jener Einrichtung bleibt es aber ungewiß, ob der gemeine Verstand alle Momente, durch welche die Schuld eines Angeklagten bestimmt wird, in Betracht gezogen habe; und bey dieser endlosen Fragensplitterung verschwindet das Wesen der Jury, indem man den Geschwornen auf diese Weise die Gründe ihrer Ueberzeugung abfragt; zugleich entstehen dabey Widersprüche unter den Antworten auf die vielen einzelnen Fragen. Die neue Französische Strafproceßordnung schlug einen Mittelweg ein, indem sie zwar zum System der einfachen Frage zurückkehrte, solches jedoch dahin modificirte, daß die allgemeine Frage dahin gerichtet wird, ob der Angeklagte schuldig befunden sey, das Verbrechen mit allen in der Anlagenschrift begriffenen Umständen verübt zu haben. Die Geschwornen können also nun, falls sie ihn für schuldig erklären, antworten, daß er das Verbrechen mit allen, oder nur mit einigen, oder mit keinem dieser Umstände begangen habe. Zugleich werden noch auf die erst während der Verhandlung sich ergebenden erschwerenden Umstände, so wie auf die vom Angeklagten vorgetragene gegenseitigen Entschuldigungsgründe besondere Fragen gerichtet. Während hierin eine wesentliche Verbesserung liegt, ist doch das Gebrechen der Jury dadurch nicht geheilt worden. Zwar können die Geschwornen, wenn sie nicht auf jeden Punct besonders zu antworten haben, ihre Mißgriffe hinter die Allgemeinheit ihrer Antworten leichter verber-

gen; allein daß deshalb der Inhalt ihrer Antworten gründlicher und wahrer seyn werde, dieß läßt sich nicht behaupten. Noch unhaltbarer scheint dem Verfasser der Vorschlag des Abbé Sieyès, nach welchem nur Rechtsgelehrte zu dem Amte der Geschwornen wahlfähig seyn sollen. Man wendete dagegen ein, daß aus urtheilenden Rechtsgelahrten nie ein Geschwornen-Gericht werden könne, daß eine solche Gerichtsverfassung mit den Nachtheilen der alten noch unzählige neue verbinden, und keinen einzigen Vortheil der Jury gewähren würde. Endlich findet der Verf. auch die Einschränkung der Wahlfreyheit zu den Geschwornen-Gerichten, auf die Gebildeten und Unterrichteten nicht zweckmäßig. Denn der sogenannte Gebildete, ist ihm, der Requel nach, entweder ein geistiger Barbar von geschliffenen Sitten, oder ein Halbwisser, dem die Cultur an seine Seele gestreift, aber deren Inneres nicht durchdrungen hat, der weder der Natur, noch der Vernunft angehört, und daher von beiden verstoßen ist, der die Sprache des Gefühls verlernt hat, und dagegen die Sprache des Wissens sinnlos stammelt. Nicht tauglicher sind die eigentlichen Gelehrten, indem sie die gerichtl. Gegenstände nach den eigenthümlichen Ansichten ihrer Wissenschaft, und daher falsch beurtheilen werden. Viel öfter werden jene Halbwisser, und auch die Gelehrten, das Ziel verfehlen, als der einfache Landmann von gesundem Verstande. (Eine Bemerkung, deren Richtigkeit Niemand bezweifeln wird, der oft das Amt eines Geschwornen bekleidet hat). — Dieß ist die gedrängte Inhaltsanzeige einer Schrift, durch welche der gelehrte Vf. seine großen Verdienste um Criminalrecht und Criminalgesetzgebung erhöht, und sich neue Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben hat. Zwar war ihm durch die diesem Gegenstande gewidmeten Werke

Englischer und Französl. Schriftsteller vorgearbeitet; allein den echt-philosophischen Geist, welcher in seiner Schrift herrscht, die gründliche Gelehrsamkeit, das tiefe Eindringen in die Natur des Instituts und in die Gründe der ihm anklebenden Mängel, die Umsicht und den Scharfsinn, womit dasselbe von allen Seiten gewürdigt wird, sucht man in jenen Werken vergeblich. Die in Paris erscheinende Uebersetzung wird daher gewiß auch dem Ruhm deutscher Gelehrsamkeit einen neuen Zuwachs verschaffen. — Der Zweck, welchen der Verf. sich vorgesetzt hatte, scheint uns völlig erreicht. Nicht nur der unbefangene ruhige Beobachter, sondern selbst der, welcher von Bewunderung der wirklich schönen Seiten der Jury ergriffen, welcher für dieselbe, als für eine Sache der Menschheit, bis zur Begeisterung hingerrissen ist, wird sich durch aufmerksames Studium der Schrift zu der Ueberzeugung genöthigt sehen, daß die Jury als politisches Institut nur in republicanischen Staatsformen ihren eigenthümlichen Vorzug bewahrt, und daß ihr als strafrechtliches Institut rechtsgelehrte Richter-Collegien vorzuziehen seyen. Auch in Frankreich erhoben sich die meisten Stimmen der Unterrichteten gegen die Geschwornengerichte. Außer den vom Verf. angeführten und einigen andern Werken gehören dahin besonders auch die Observations der Criminalhöfe über den Code criminel. Da aber der Kaiser die Beybehaltung der Jury entschieden hatte, so beschränkten sich die Discussionen des Code d'instruction criminelle bloß auf die Mittel der Verbesserung des Instituts. Und hier hat denn wirklich die neue Französl. Gesetzgebung alles geleistet, was thunlich war. Allein die Jury hat Mängel, welche sich radical nur durch solche Mittel heilen lassen, die das Wesen des ganzen Instituts vernichten, oder größere Uebel herbeiführen.

Dies hat der Verf. gründlich dargethan. — Auch in Hinsicht der Form empfiehlt sich die Schrift durch die dem Verf. eigne Klarheit und Folgerichtigkeit, durch Lebendigkeit der Darstellung und durch Schönheit der Diction. Daß sie den Character einer wider die Jury gerichteten Schrift an sich trägt, darüber wird den Verf. Niemand tadeln, da er selbst sie als solche ankündigt (S. 46). Eher möchte es ihm zum Vorwurfe gemacht werden, daß er sich durch Wärme, womit er einen so hoch wichtigen Gegenstand behandelt, mitunter zu Aeußerungen hat hinreißen lassen, welche wie Uebertreibungen lauten. Sollte wohl z. B. wahre Gelehrsamkeit so weit von Humanität entfernen, daß der Gelehrte auf den einfältigen Landmann wie zu einem Geschöpfe herabblicke, das, gegen ihn gehalten, nur um einige Stufen über dem Urang-Utang steht (S. 86)? Wirken gleich unter einem Regenten, welcher alle Zweige der Staatsgewalt in sich vereinigt, die constitutionellen Formen nur so lange, als er sie bestehen läßt, so hebt dieß doch ihren Nutzen nicht auf, indem es selbst dem absoluten Monarchen nicht an wichtigen Gründen fehlt, diese Formen zu schonen. Die vom Verf. angeführten Beispiele auffallender Mißgriffe der Jury sind sämmtlich aus einer Periode entlehnt, wo die Geschwornengerichte in Frankreich noch sehr fehlerhaft organisirt waren, und wo die durch die Revolution erzeugte Parteywuth keine unbefangenen Urtheile erwarten ließ. Ueberhaupt möchte wohl in dem Gemälde der Jury die Schattenseite etwas zu dunkel gehalten seyn. Wenn dagegen die aus Rechtsgelehrten zusammengesetzten Richter Collegien im hellsten Lichte dargestellt, und so geschildert werden, wie sie seyn sollten, so dürften die Vertheidiger der Jury entgegen, daß auch in den Gerichtshöfen die

Halbwisserey und Halbcultur keine seltene Erscheinung sey, daß auch die Rechtsgelehrten nicht selten die Sprache des Gefühls und des gefunden Verstandes verlernen, daß nicht bey allen Richtern gründliches Studium der Gesetze, tiefes Eindringen in den Geist derselben, geübte Urtheilskraft und Festigkeit des Characters anzutreffen seyen, und daß auch die Annalen der Gerichtshöfe Beispiele parteyischer und rechtswidriger Urtheile aufzuweisen haben. Man muß übrigens selbst öfters Geschwornen gewesen seyn und den Sitzungen der Jury beygewohnt haben, um sich zu überzeugen, daß, seit der neuen Gesetzgebung, die Mängel der Jury in der Praxis sich nicht so groß und fühlbar darstellen, als sie bey der theoretischen Untersuchung erscheinen. Nicht oft wird man Gelegenheit haben, zu beobachten, daß die Geschwornen selbst über sehr verwickelte Facta und auf künstlichen Beweis sehr richtig urtheilen, daß sie sich weder durch die rechtsgelehrten Deductionen der Vertheidiger irreführen, noch durch die, vielleicht einseitige, Information des vorsitzenden Richters, oder (eine Seite, die der Verf. nicht berührt hat) durch die Anmaßungen eines Obergeschwornen lenken lassen. — Ueber die öffentlichen mündlichen Verhandlungen hat sich Hr. von S. nur in Hinsicht auf die Jury, und zwar auf eine diese Form mißbilligende Weise, geäußert. Rec., welcher von den großen Vorzügen der durch eine erschöpfende Instruction gehörig vorbereiteten öffentlichen Criminal-Procedure lebhaft überzeugt ist, hätte sehr gewünscht, daß der geistvolle Verf. sich über die Frage: ob und in wie fern die Publicität der Verhandlung, und die Trennung des Urtheils über die Thatfrage von der Anwendung des Gesetzes mit der Anordnung rechtsgelehrter Gerichtshöfe vereinbar sey, ausführlich erklärt hätte. —

1864 G. g. A. 186. St., den 20. Nov. 1813.

Nachdem diese Anzeige schon niedergeschrieben war, erschien das Senatusconsult vom 28. August 1813. Die Veranlassung zu diesem, in mehreren Hinsichten äußerst merkwürdigen, Senatusconsult liegt in einer Entscheidung des Assisenhofes zu Brüssel, wodurch solcher, auf den Ausspruch der Jury, die wegen einer, bey der Octroy der Stadt Antwerpen verübten, sehr beträchtlichen Veruntreuung Angeklagten völlig losgesprochen hatte. Vermöge der ihm durch die Constitution verliehenen Gewalt, Urtheile, welche die Sicherheit des Staats gefährden, zu vernichten, cassirt der Senat jenen Ausspruch, und verordnet, daß der Cassationshof die Sache an einen andern kaiserl. Gerichtshof verweisen, dieser aber in den vereinigten Sectionen ohne Jury über das den Angeklagten angeschuldigte Verbrechen entscheiden solle. Zugleich sollen die der Bestechung Verdächtigen belangt werden. Dieser Fall liefert also ein Beispiel eines ungerechten Ausspruchs der Jury aus der Periode der neuen Gesetzgebung, und den Beweis der Möglichkeit einer Bestechung der Geschwornen. Während dasjenige, was Hr. von Feuerbach von der Gewalt des Regenten, die Jury zu suspendiren, gesagt hat, durch dieß Senatusconsult seine Bestätigung erhält, zeigt es doch auch zugleich, wie sehr selbst der mächtige Monarch die constitutionellen Formen der Gerichtsverfassung respectirt, indem er in diesem Falle, welcher allgemeines Aufsehen erregte, die erste Ausnahme von der Beurtheilung durch die Geschwornengerichte macht, und diese Ausnahme durch die mit vieler Feierlichkeit vorgetragenen Gründe vor den Augen der ganzen Nation als nothwendig zu rechtfertigen bemüht ist.

1865

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 22. November 1813.

Lüneburg.

Chronologisches Handbuch der Welt- und Völkergeschichte, von Anton Christ. Wedekind. 1812. Quart 292 Seiten. — Das Publicum kennt Hrn. Wedekind schon aus seinem früher erschienenen Chronologischen Handbuche der neuen Geschichte, von 1740 bis 1807, als eifrigen und thätigen Freund der historischen Studien. Dieß neue Werk gibt davon noch umfassendere Beweise, indem es neben der neuen auch zugleich die alte und mittlere Geschichte enthält. Es ist, so wie das frühere, in historische Tabellen gebracht, ohne doch darum mit den andern ähnlichen Versuchey dieser Art zu collidiren. Historische Tabellen lassen sich allerdings nach verschiedenen Gesichtspuncten verfassen. Sie können sehr summarisch, sie können aber auch sehr ausführlich seyn. Wie groß aber auch, oder wie geringe die Masse von Thatfachen seyn mag, die man in sie aufnimmt, so bleibt immer die Forderung, daß durch ihre Einrichtung der Gebrauch möglichst erleichtert werden

S (8)

fol. Sie sollen nur Uebersicht auf den ersten Blick gewähren; und es ist keineswegs die Menge der darin aufgeführten Facta, welche ihren Werth bestimmt. Wir müssen von dieser Bemerkung ausgehen, wenn wir dem gegenwärtigen Werke seinen Platz anweisen sollen. Der Verf. ging dabey von der Idee aus, in seinen Tabellen eine universalhistorische Uebersicht zu geben, so daß er vor allen die Begebenheiten hervorhob, welche eine allgemeine Wichtigkeit hatten, ohne jedoch sich bloß auf sie zu beschränken. Seine Absicht war, nach seinen eignen Worten, "in einem Band Alles zu vereinigen, was die verschiedenen historischen Methoden (nämlich die synchronistische, geographische und ethnographische) Gutes haben." Diese Aufgabe war gewiß nicht leicht zu lösen; und das Verdienst, darüber ernstlich nachgedacht zu haben, wird ihm Niemand absprechen; nur wird man dabey nicht vergessen, daß, welche Methode man auch erwählt, jene Aufgabe immer nur bis auf einen gewissen Punct wird aufgelöst werden können. Hätte der Verf., wie es in der ältern Geschichte geschah, sich bloß an das Universalhistorische gehalten, so wäre es vielleicht am ersten möglich gewesen, aber in der neuen Geschichte will das Publicum mehr, und in der neuesten wäre es wohl mehr als kühn, schon jetzt entscheiden zu wollen, was universalhistorisch sey, oder nicht? Wir glauben vor Allem von der Einrichtung genauere Nachricht geben zu müssen.

Der Verf. hat das Quartformat gewählt, welches allerdings bequemer und leichter zu übersehen ist, als das sonst gewöhnliche Folioformat. Zur Erleichterung der synchronistischen Uebersicht gebraucht er allein die Zeitrechnung vor und nach

Christi Geburt. "Jene," sagt er mit Recht, "ist für das Alterthum die einzige, welche die Vernunft gut heißt, und wird darum auch überall die einzige werden." Der Verf. hat das Ganze in vier Perioden getheilt: alte, mittlere, neue und neueste Geschichte; die er anders, wie gewöhnlich, absondert, indem er die alte bis zu Carls des Großen Kaiserkrönung, die mittlere bis zum Westphälischen Frieden, die neuere bis zum Jahr 1799, die neueste, das Zeitalter Napoleons, bis 1812 herunter führt. Ueber diese veränderte Einteilung rechten wir nicht mit ihm; eine Verrückung des Anfangspunctes der neuen Geschichte scheint uns, universalhistorisch betrachtet, schon deshalb nicht zweckmäßig, weil hier die Geschichte der Colonien, welche die Rubrik der andern Welttheile hauptsächlich ausfüllt, so wichtig ist. Universalhistorisch ist aber von Anfang bis zu Ende der Plan des Verfassers; und er hat deshalb, was wir vollkommen billigen, die Rubriken nach den Welttheilen abgesondert, um so die synchronistisch-geographische Uebersicht zu geben. Jede Columne hat ferner ihre Ueberschrift, in welcher sofort neben den Nahmen der Völker, durch vor- oder hinter gesetzte Jahrzahlen, auch ihr Steigen oder Sinken angedeutet ist. In den Columnen selbst sind die Hülfsmittel der größern oder kleinern Schrift genügt, um das mehr oder weniger Merkwürdige in Sachen und Jahrzahlen von einander zu unterscheiden. So wie man also die Tabellen aufschlägt, hat man immer die Columnen der drey, oder späterhin der vier, Welttheile neben einander vor Augen; und da sich durch die Schrift das Wichtigere allenthalben hervorhebt; so ergibt sich dadurch eine geographisch-synchronistische Uebersicht,

Die dem etwas Unterrichteten zu einer Menge Bemerkungen Veranlassung gibr. Da hier Alles auf solche Uebersichten berechnet war, so sind die Columnen deßhalb auch nicht nur nicht mit Schrift überladen, sondern im Gegentheil immer mehr oder weniger leer. In der alten Geschichte nimmt Asien die erste Columne ein, auf diese folgt Africa, und dann Europa. Bey den einzelnen Welttheilen sind aber die einzelnen Völker nicht wieder unterschieden, sondern jede Columne enthält die Begebenheiten oder Merkwürdigkeiten des Welttheils. Zu diesen rechnet der Verf. jedoch nicht bloß die politischen Vorfälle; auch die Nahmen berühmter Männer, wichtige Erfindungen u. s. w. werden angegeben. Seit dem Anfange unserer Zeitrechnung, wo Europa immer mehr der Mittelpunkt der Weltgeschichte wird, fand es der Verf. für gerathen, bey diesem die Einrichtung so zu ändern, oder vielmehr nur so einzurichten, daß er jedesmahl die Seite, welche Europa enthielt, in fünf Reihen (wir sagen absichtlich nicht mit ihm Columnen, weil sie nicht durch Linien, sondern nur durch weiteres Einrücken abgefordert sind) abtheilte. Die erste ist den großen Weltbegebenheiten und wichtigen Thatsachen gewidmet; und hat einen besondern Zahlenspalten. Diese Begebenheiten sollen auffallen, und mit der Jahrzahl sich schnell dem Gedächtniß eindrücken. Die zweyte den Begebenheiten zweyten Ranges, Epochen der Dynastien, Regierungsantritten ausgezeichneter Herrscher; überhaupt was auf Länderregierung Beziehung hat. Die dritte verschiedenen Reminiscenzen aus der politischen Geschichte. Die vierte und fünfte der Verfassungs- und Cultur-Geschichte. Beygefügt sind noch am

Ende: eine statistische Tabelle der jetzigen Europäischen Staaten, und ein welthistorisches Erinnerungsblatt, auf dem die wichtigen Begebenheiten, die in gleicher Entfernung vor und nach Christi Geburt sich ereigneten, einander gegen über angezeigt sind.

Wir glauben, daß aus dieser Nachricht der Zweck und die Brauchbarkeit des Werks sich wird beurtheilen lassen. Wer historische Tabellen statt eines historischen Compendii brauchen, und alle irgend merkwürdige Vorfälle, auch der einzelnen Länder, suchen will, findet hier das nicht, was er erwartet. (Doch haben wir oben bemerkt, daß in der neuen, besonders aber neuesten, Geschichte auch eine größere Vollständigkeit der einzelnen Begebenheiten herrscht) Wer aber die Tabellen zur universalhistorischen Uebersicht benutzen will, wird seine Erwartungen nicht getäuscht sehen. Wir setzen noch hinzu, daß das Aeußere sehr elegant ist, und offen gelassener Platz fast allenthalben erlaubt, Notata hinzu zu fügen.

Berlin und Halle.

Im Verlage der Waisenhausbuchhandlung: De Oratione, quae inscribitur *pro M. Marcello Cicero*ni vel abjudicanda vel adjudicanda, quaestio novaque conjectura, auctore *Aug. Ludov. Guil. Jacob.* Philos. D. AA. LL. M. Groß Octav. S. XIV und III. 1813.

Eine geistvolle und gelehrte Untersuchung der Frage, die der Herr Geh. Rath Wolf im J. 1802 zuerst aufwarf und verneinend beantwortete; hat Cicero diese im zweyten Monate nach Cäsars Rückkehr aus Africa gehaltene Rede wirklich so gehalten und niedergeschrieben, als wir sie jetzt lesen? Vergl.

unserer verewigten Heyne kurze Anzeige in diesen Blättern, vom Jahr 1805. Zwen treffliche Gelehrte, Olaus Wormius und Benj. Weiske vertheidigten nicht ohne Glück die Echtheit der Rede, wogegen der sel. Prof. Spalding in den Abhandl. der königl. Preuß. Academie der Wiss. auf das Jahr 1803. S. 228, und nachher im Museo antiquit. stud. I, 1. p 83 auftrat. Diese noch nicht völlig entschiedene Streitfrage veranlaßte gegenwärtige Schrift. Die Zeugnisse, unter welchen Cicero's Brief an Ser. Sulpicius (ad divers. IV, 4.), und die Citata des Asconius Pedianus, der etwa 100 Jahre nach Cicero die Reden desselben commentirte, oben an stehen, entscheiden eben so wenig gegen die Echtheit, als die Geschichte jenes Zeitalters. Dieß ist befriedigend dargethan. Nahm Marcellus die Zurückberufung an, wie er wirklich that, so läßt sich nicht wohl einsehen, wie er die Publication der dieselbe dem Cäsar so hoch anrechnenden Rede. verwerflich finden konnte. Sehr wahrscheinlich zeigt der Verf., daß die Dankfagungsrede bey Gelegenheit des Antrages, dem Cäsar eine Wache zu decretiren, sey gehalten worden. Er stützt sich auf Cicero. Philipp. II, 29, wo es heißt, Cäsar habe sich im Senate über Nachstellungen beschweret. Ganz unecht erscheint dem Verf. die Rede nicht; aber der Denkart und Sprache des Cicero, findet er Manches ganz zuwider, und hält das erste, vierte und eilfte Capitel, nebst einigen anderen Stellen, für das Nachwerk eines spätern Gelehrten. Alles übrige ist ganz im Geiste und in der Sprache des Cicero geschrieben, ganz eine Frucht der Beredsamkeit dieses herrlichen Geistes. Das Gute, Schöne, Starkgesagte, Geschmackvolle, was in dieser Rede vor-

kommt, gehört also dem Cicero, das Frostige, Kindische, Geschmacklose, dem Declamator, der die Rede verballhornirt hat. Die Rede sollte eigentlich die Aufschrift haben: de infidiis Caesari paratis, oder de stipatoribus Caesari concedendis, oder etwas Aehnliches. Wenn gleich gegen einzelne Behauptungen des Verf. sich noch wohl Etwas sagen ließe, so müssen wir doch mit Vergnügen gestehen, daß wir den Mittelweg, den der Verf. mit lobenswürdiger Bescheidenheit, Ordnung, und Gelehrsamkeit empfohlen hat, unbedenklich vorziehen, und empfehlen diese wohlgeschriebene Abhandlung jedem unserer Leser, dem Cicero Etwas werth ist.

Freyburg und Constanz.

Geist der Zeit, in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen und politischen Welt; von N. J. Wedekind, großherzogl. Badischem Geh. Hofrath. Enthält das Jahr 1810. In der Herder'schen Buchhandlung. 1812. —

Hier erhalten wir den dritten Jahrgang einer historischen Sammlung, deren Zweck zu seyn scheint, die Hauptmomente des totalen Lebens der Menschheit, in Kurzem darzulegen. Ganz passend aber ist der abgeschriebene Titel nicht, und der sogenannte Schmutztitel: Historisches Gemälde des Jahres 1810, wäre, dünkt uns, schicklicher. Ueberhaupt, mag es wohl noch Einigen zweifelhaft seyn, ob unsere Zeit, worin gewiß sehr viele geistreiche Menschen leben, doch an und für sich selbst einen Geist hat? und Andere können es für Ironie halten, ihr einen zuzuschreiben. Wir wollen also bey dem Schmutztitel bleiben. Der Verfasser hat brav

1872 G. g. A. 187. St., den 22. Nov. 1813.

allerley Zeitungen gelesen, und brav, so viel er konnte, daraus excerptirt. Ueber einzelne Thatfachen wäre doch wohl Manches zu erinnern, iso wie über Ordnung und Schreibart. Es würde uns aber zu weit führen. Unter folgende acht Rubriken findet man Alles gefaßt, was den Geist unserer Zeit, da es Geist seyn seyn soll, angeht: I. Naturbegebenheiten (wie Steinregen, Blutregen, Pulver-Explosionen, Wasserhosen, Feuerkugeln, Erdbeben, Gewitter, Feuerbrünste u. s. w.) II. Bemühungen der Menschen zur Verbesserung des Zustandes der Erde und ihrer Bewohner (welches freylich hier und dort sehr noch thut!). III. Allgemeiner Ueberblick des Religionszustandes (wo wir besonders vernehmen, daß "in der protestantischen Gemeinde der Stadt Mariboe auf der Insel Saaland der öffentliche Gottesdienst aus Mangel an Zuhörern öfters muß ausgelegt werden." — Glückliche Christenheit, wo so was nur in Mariboe auf der Insel Saaland geschieht!). IV. Erziehung des Menschen und Bürgers. V. Staatskunst und Gesetzgebung. VI. Finanzen. VII. Zustand der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen. VIII. Politische Begebenheiten. Zum Schluß ein doppelter Anhang: 1) ein Nekrolog, 2) ein Bücher-Caralog. — Für viele Leser können diese Annalen jetzt schon recht nützlich, auch belehrend seyn. Und immer zweckmäßiger fortgesetzt und Stellenweis unter der Beyhülfe gelehrter Männer vom Fache verfaßt, werden sie auch eine höchst willkommene Gabe für die Nachwelt werden.

1873

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 25. November 1813.

Paris.

Von den Gebrüdern Michaud: *Histoire littéraire d'Italie*, par C. L. Ginguené, de l'Institut Impérial de France etc. *Tome sixième*. 1813. 504 Seiten, in Octav.

Mit derselben Ausführlichkeit, wie in den früheren Bänden (s. die Anzeige des vierten und fünften, S. 107 u. 187), behandelt der Verfasser in diesem sechsten den reichhaltigen Stoff seines Werks. Aber beynahе müssen wir besorgen, daß eben diese Ausführlichkeit dem Werke zuletzt schaden, und ihm den Vorwurf der Weitschweifigkeit zuziehen werde, obgleich allerdings eine Art von Disharmonie in dem Ganzen nicht leicht zu vermeiden war, wenn die Materialien in den letzten Bänden ein wenig mehr zusammengedrängt werden sollten. Den vor uns liegenden Band nimmt die Geschichte der dramatischen Poesie in Italien aus dem sechszehnten Jahrhundert ein. Bis dahin hatte der Verf. mit einer nicht genug zu lobenden Unparteilichkeit den Italiänischen Dichtern Gerechtigkeit widerfahren lassen, unbehindert durch alle bey seiner Nation verbreitete

2 (8)

Vorurtheile. Auch das Italiänische Drama sucht er nun gegen die Vorwürfe, die ihm in Frankreich gemacht worden, zu vertheidigen. Aber selbst aus dieser Vertheidigung blickt ganz anders, als aus der Beurtheilung der Dichterwerke in den vorigen Bänden, der Franzose hervor. Denn so unparteyisch auch der Verf. dahin strebt, daß das Französische Drama nicht auf Kosten des Italiänischen gerühmt werde, so hält er doch fest an den Grundsätzen der Französischen Dramaturgen. Diese Grundsätze sind der Maßstab, den er dem Italiänischen Drama anlegt. Die Hauptsumme des Lobes, das er mehreren in Frankreich unbekanntem oder geringe geschätzten Italiänischen Trauer- und Lustspielen ertheilt, ist immer auf die Verhältnisse gegründet, in denen sich ein Italiänischer Dichter dem Corneille, Racine, und Moliere nähert. Auf diese Art urtheilt er natürlich auch gar anders, als Deutsche Critiker geurtheilt haben, über die Ursachen, warum die Dramatische Poesie in Italien hinter den übrigen Dichtungsarten zurück blieb. — Mit einer strengen Zurechtweisung der Französischen Critiker, die über das Italiänische Theater wegwerfend gesprochen haben, ohne es zu kennen, fängt dieser Band an. Dann bahnen einige, zum Theil gut angebrachte Bemerkungen über den Geist der antiken Tragödie den Uebergang zu den Nachrichten von den ältesten Italiänischen Trauerspielen. Einige Lateinische, von Italiänern im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert geschriebene Trauerspiele werden zuerst angeführt, meistens nach dem bekannten Werke von Signorelli (*Storia de' teatri*). Dann von den ersten Italiänisch geschriebenen Schauspielen, die der bekannten Sophonisbe von Trissino vorangingen. Hier hätten wir gewünscht, eine Frage beantwortet zu sehen, die sich gewiß schon

188. St., den 25. Nov. 1813. 1875

mancher Vitterator mit dem Recens. vorgelegt hat. Sollten sich unter den alten Italiänischen Handschriften aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gar keine altromantische, der genaueren Ansicht würdige, dramatische Gedichte finden, die mit den altfranzösischen Mysterien und Farcen in eine Classe gehörten? Sollten nicht die Nachrichten, die uns Tiraboschi und Signorelli von dem älteren Italiänischen Theater geben, hier eine Lücke haben? Wir hofften von des Verf. besonderer Zuneigung zu der Italiänischen Vitteratur eine Auskunft darüber zu erhalten, da er bey seinem Aufenthalte in Italien Gelegenheit hatte, aus Quellen zu schöpfen, die dem Vitterator dießseits der Alpen unzugänglich sind; aber wir fanden auch bey ihm nicht einmahl eine Nachweisung, die weiter führen könnte. Desto umständlicher zergliedert er nach den Grundsätzen der Französischen Dramaturgie die ältesten regelmässigen Trauerspiele der Italiäner, die Sophonisbe von Trissino, und die Rosamunde, und den Orest von Rucellai. Die Ursache, warum diese Trauerspiele zwar von gelehrten Kennern und Dilettanten geschätzt wurden, aber auf das größere Publicum keine Wirkung thaten, findet der Verf. nicht darin, daß die Nationalpoesie der Italiäner romantisch war, diese Trauerspiele aber mit steifer Kunstmäßigkeit den Griechischen Mustern nachgeahmt waren. Nur eine zu ängstliche Nachahmung der antiken Muster wird ihnen vom Verf. hauptsächlich vorgeworfen. Seiner Meinung nach hätten Trissino und Rucellai, wie Corneille und Racine (wir setzen hinzu, wie schon Jodelle, der wahre Stifter der Französischen Tragödie, im sechszehnten Jahrhundert), die Form und den Geist der Griechischen Muster mit den in Frankreich angenommenen Veränderungen nachahmen sollen. Gelobt wird

also auch vom Verf. an Trissin's steifer Sophonisbe, que *la règle des trois unités* est rigoureusement observée; und überhaupt wird von ihm diesem Trauerspiele zum besondern Verdienste angerechnet, daß Trissino den Stoff, der in der Folge mehrere Tragische Dichter beschäftigt hat, zuerst nach den Regeln der Kunst (nämlich der Französisch verstandenen Griechischen) bearbeitet habe. Mit Mucellai, der doch den Trissino an Talent und Dichtergefühl weit übertrifft, ist der Verf. weniger zufrieden, weil dieser Dichter durch seine Metaphersprache die Einfachheit des Tragischen Styls verfälscht habe. Der Raum erlaubt uns nicht, den Verf. bey seiner Beurtheilung der übrigen Italiänischen Trauerspieldichter des sechszehnten Jahrhunderts in das Einzelne zu begleiten. Das Verzeichniß, das er liefert, soll übrigens nicht vollständig seyn. Er selbst bemerkt, daß es sich nicht der Mühe lohne, die ganze Reihe Italiänischer Trauerspiele aufzuzählen, die damals einige Celebrität erhielten. Interessant sind seine Schlußanmerkungen über das Italiänische Trauerspiel im Ganzen, das er nun genauer mit dem Französischen vergleicht. Da wird benläufig gesagt, daß die Gattung, die durch Corneille, Racine, und Voltaire auf den Gipfel der Vollkommenheit gehoben, nun auch außerhalb Frankreich über die Nationalvorurtheile triumphirt habe, und in Italien, in Spanien, und in England angenommen sey. Diese Notiz möchte wohl mehreren Lesern, die mit der Litteratur der neueren Nationen bekannt sind, eben so neu seyn, als dem Recens. Ob nun aber dieses *systeme tragique français*, wie der Verf. es nennt, in Frankreich emporgekommen seyn würde, wenn die Italiäner, wie die Spanier und Engländer, mit einem Nationaltheater angefangen hätten, das von der Nachahmung der Alten

völlig unabhängig gewesen wäre, glaubt der Verf. bezweifeln zu dürfen. Hätten, meint er, die Italiänischen Tragiker nicht den Franzosen vorgearbeitet, so würde Franz I. das genre libre, irrégulier et fantasque, das eine Frucht der Unwissenheit des Zeitalters und der Rohheit der Sitten sey, vermuthlich aus Italien nach Frankreich mit herübergebracht haben, und der Inhalt der alten Ritterromane, auf diese bequeme Art bearbeitet, würde dann die Grundlage des Französischen Schauspiels geworden seyn. Wer würde dann, ruft der Verf. aus, ganz Europa von diesem schlechten Geschmacke haben heilen, wer würde haben verhindern können, daß nicht jede Nation auf ihre Weise die geschmacklose Gattung zu verschönern gesucht hätte? Sonderbar! Gerade dieß, daß es doch so gekommen seyn möchte, wie der Verf. sich nur mit Schrecken vorstellt, ist der Wunsch mehrerer neueren Critiker außerhalb Frankreich gewesen. Doch darüber mehr zu sagen, gehört nicht hierher. Aber aus der Geschichte der Litteratur seiner eigenen Nation konnte ja der Verf. wissen, daß das Italiänische Trauerspiel, so viel bekannt geworden, nicht den mindesten Einfluß auf das Französische gehabt hat; daß der bekannte Tondello, den die Franzosen nur als einen rohen Vorgänger des Corneille anführen, der wahre Erfinder der Form des Französischen Trauerspiels ist; und daß Corneille und Racine dieser Form nur einen edleren Geist einhauchten. Und die Vorwürfe, die man außerhalb Frankreich dem Französischen Trauerspielen macht, treffen nicht so wohl das herrliche Genie des Corneille und Racine, als die Regel der Form, durch die diese Dichter ihr Genie gefesselt werden ließen. — Die Geschichte des Italiänischen Lustspiels nimmt bey dem Verf. wieder den Auslauf von der alten Litteratur. Nach den

Grundsätzen der Französischen Dramaturgie wird auch die Gattung, zu der die Comödien des Aristophanes gehören, verworfen. Erst die sogenannte neuere Comödie der Griechen sey geworden, was diese Dichtungsart seyn soll. Mit Geringschätzung spricht also der Verf. von der echten alten Nationalcomödie der Italiäner, der *commedia dell'arte*, die freylich erst in späteren Zeiten durch den trefflichen Gozzi eine litterarische Bildung erhielt. Daß die Vernachlässigung dieser Comödie die wahre Ursache ist, warum die Italiäner kein comisches Nationaltheater erhalten haben, durfte der Verf. nach den von ihm anerkannten Grundsätzen der Französischen Dramaturgie nicht zugestehen. Die *Commedia erudita*, wie sie das Italiänische Publicum nannte, die immer nur bey Hofe, oder auf Gesellschaftstheatern, aufgeführt, aber nie national wurde, ist dem Verf. die einzig wahre, so weit sie sich nähmlich der Französischen nähert. Ob unter diesen regelmäßigen Theaterstücken der Italiäner die Calandra von Bibbiena wirklich früher, als die beiden ersten Lustspiele von Ariost, geschrieben und aufgeführt sind, ist keine Frage von sonderlicher Bedeutung. Doch hätte der Verf. nicht geradezu die Calandra das älteste dieser regelmäßigen Lustspiele, nennen müssen, da er nachher selbst gesteht, daß die beiden ersten Lustspiele von Ariost vermuthlich einige Jahre älter sind. Was alle diese Lustspiele, besonders die von Ariost, Vortreffliches und Musterhaftes haben, wird vom Verf. gut auseinander gesetzt. Aber lag die Schuld an dem Publicum, oder an der Gattung, oder an dem Dichter, daß seine Dramatischen Arbeiten nur eine kleine Zahl von Verehrern fanden, während sein Roland ein Lieblingsgedicht des ganzen Italiänischen Publicums wurde? Der echt comischen, wenn gleich nicht

sehr züchtigen Mandragola des großen Politikers Machiavelli läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren. Auch über die Lustspiele des berühmten Arretiners urtheilt der Verf. unsers Bedünkens mit Recht, daß sie zu den gelungensten Werken dieses ausschweifenden Genies gehören, so vieles auch sonst die Critik und die Moral dagegen mit triftigen Gründen erinnern mögen. Nachdem der Verf. auch die übrigen der bemerkenswerthesten Italiänischen Lustspiele des sechszehnten Jahrhunderts gemustert, nimmt er noch ein Mahl diesen Theil der Italiänischen Litteratur gegen die Angriffe La Harpe's und anderer Französischen Critiker in Schutz. Die ganze Gattung sey allerdings den Italiänern nicht vollkommen gelungen. Außer dem ärgerlichen Inhalte und der unanständigen Sprache fehle das Italiänische Lustspiel gegen die Regeln der Kunst noch durch ein Uebermaß von Intrigue auf Kosten der Characterzeichnung, und durch eine gezwungene Nachahmung mehrerer der antiken Comödie eigenen Ressorts, die in den neueren Zeiten ihre Wirkung verloren haben. Aber man solle nicht vergessen, daß es damahls, und bis auf Moliere überhaupt, keine bessere Lustspiele, keine von der echten Gattung, in neueren Sprachen gegeben habe. — Weit unbefangener, und weniger beschränkt durch die in Frankreich gesetzmäßig gewordene Dramaturgie, erzählt der Verf. die Geschichte des Schäferdramas in der Italiänischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts. Vorangeschickt werden wieder einige Notizen und Bemerkungen über die wahrscheinliche Entstehung dieser Dichtungsart; worüber wir uns hier in keinen Streit mit dem Verf. einlassen können. Was die romantische Hirtenpoesie überhaupt von der antiken wesentlich unterscheidet, und in dem Italiänischen Schäferdrama keine Ne-

1880 G. g. U. 188. St., den 25. Nov. 1813.

bensache ist, z. B. der Ton der romantischen Liebe, hätte bey dieser Gelegenheit wohl genauer auseinander gesetzt werden können, da es doch dem Verf. um Kürze in keinem Sinne zu thun ist. Angeführt werden die früheren, sehr unvollkommenen Gedichte dieser Art, die dem Amynnt von Tasso vorangingen. Bey diesem Amynnt verweilt der Verf. billig, um zu zeigen, daß bis jetzt noch kein vollkommeneres Schäferdrama vorhanden ist. Die meisten Schönheiten des herrlichen Werks sind von dem Verf. vortrefflich hervorgehoben. Den Recensenten freut es, daß auch Hr. Gingucne, gegen die herrschende Meinung, den Amynnt von Tasso hoch über Guarini's allgemein gefeierten Paktor fido stellt. Aber wozu es nützen kann, daß der Verf. den Inhalt dieses Paktor fido, der auch in Frankreich sehr bekannt ist, so umständlich darlegt, als ob er etwas Neues zu berichten hätte, sehen wir nicht ein. Ueberhaupt hat diese Mühe, die der Verf. sich gegeben, von dem Inhalte der merkwürdigsten Italiänischen Gedichte einen vollständigen Auszug mitzutheilen, das Meiste dazu beygetragen, das Werk so weitläufig zu machen. Undankbar darf man aber diese Mühe nennen, wo ein Gedicht entweder schon sehr bekannt, oder, wo es von der Art ist, daß man aus der Darlegung der Composition desselben doch nur sehr unvollkommen auf den poetischen Inhalt schließen kann. — Den Beschluß dieses Bandes macht die Geschichte der Entstehung des musikalischen Schauspiels in Italien, wobey auch das bekannte treffliche Werk von Arceaga benützt ist. Neue Notizen haben wir in diesem letzten Kapitel nicht gefunden.

1881

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 27. November 1813.

Hannover.

In der Helwing'schen Buchhandlung: **Neue ökonomisch-technologische Entdeckungen und Aufsätze** verschiedenen Inhalts. Von **Georg Friedrich von Wehrs**, Ritter des königl. Schwed. Mäsaordens u. s. w. 1812. IV und 743. Seiten in Octav.

Der Fleiß welcher sich in den nützlichen Schriften des Herrn geheimen Legationsraths, Ritters von **Wehrs**, ausspricht, ist zu bekannt, als daß wir zum Lobe desselben hier noch etwas hinzuzufügen brauchen. Auch das vorliegende Werk ist ein Muster fleißiger Compilation. Gerade aber weil hierin der Hauptvorzug desselben liegt, so dürfen wir, dem Zwecke unserer Blätter gemäß, dem starken Bande nur eine kurze Anzeige widmen.

Ein Inhaltsverzeichnis, aber keine Vorrede eröffnet das Buch. Der erste Aufsatz liefert eine große Sammlung von Vorzeichen der **Witterung** an einigen Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen,

II (8)

worin indeffen nur solche aufgenommen seyn sollen, welche Naturkundler, Landwirthe und zum Theil der Verfasser selbst nach vieljährigen Erfahrungen als wahr und untrüglich befunden haben. Hin und wieder scheint doch aber dieß reiche Verzeichniß, so wie manche andere in neueren Zeiten erschienene Sammlung von Witterungsvorzeichen, eine critische Sichtung zu bedürfen. Auch wird durch viele Angaben der Wunsch erregt, daß der Verf. über den Zusammenhang gewisser Erscheinungen vollkommene Aufklärung zu geben versucht haben möchte, wodurch der Aufsatz an wissenschaftlichem Interesse unstreitig gewonnen haben würde.

— Ueber die Blumenuhr. Ueber den botanischen Kalender: größten Theils nur ein Auszug aus Stillingfleet's Kalender. — Der zweite Aufsatz handelt von Tulpen, Hyazinthen und vom Winterblumenbau. Der Verf. liefert darin sehr gute, zum Theil auf eigne Erfahrungen gegründete Anleitungen für die Blumisten und mancherley Notizen über den Blumenhandel und die Blumenliebhaberey. — In der dritten Abhandlung sind nützliche Vorschriften über die Aufbewahrung von Früchten, Gemüse und Fleisch, über die Bereitung der Bouillontafeln (— die auch Rec. nach eigener Erfahrung, denen, welche unwirthliche Länder bereisen, nicht genug empfehlen kann —) und über die Benutzung der Knochen, gesammelt.

— Die darauf folgenden sechs Abhandlungen sind den Surrogaten für ausländische Producte gewidmet, worüber in den letzteren Zeiten so unendlich viel verhandelt worden; namentlich dem Ahornzucker, Kunkelrübensyrup und Kunkelrübenzucker, Traubensyrup und Traubenzucker, Honigsyrup und Honigzucker; dem Syrup und

Zucker aus Zwetschen, Äpfeln, Birnen, Malz, Mais; dem Waidindigo und anderen Indigosurrogaten. Man erhält hier ein ziemlich vollständiges Compendium der neueren Surrogatenlehre und Surrogatengeschichte, welches einem jeden willkommen seyn wird, der sich für jene traurigen Zeichen des gestörten Welthandels interessirt und doch nicht Neigung hat, sich mit dem entsetzlichen Wüste einzelner, in vielen Zeitschriften zerstreut stehender Aufsätze und Nachrichten zu befassen und größere darüber geschriebene Werke durchzuarbeiten. In dem Aufsätze über Indigosurrogate wird irrig angeführt, daß die unter dem Nahmen von Orseille (Lichen roccella Linn.) bekannte, das Lackmus liefernde Flechte auch in der Provence und in Bohus-Lån in Schweden eingesammelt werde. Das was unter dem Nahmen Erdorseille aus Frankreich in den Handel kommt, ist Lichen parellus Linn.; und den Felsen in Bohus-Lån entnimmt die Färberer verschiedene andere Flechten, zumahl Lichen omphalodes und saxatilis. — Der zehnte Aufsatz handelt vom Safranbaue, welcher den Gartenleuten vor Hannover empfohlen wird; der eilfte von Zitronensaft-Surrogaten. Sehr gelobt wird als Stellvertreterinn des Zitronensaftes *Verbena triphylla*, welche man unter uns seit einiger Zeit als Stubenpflanze cultivirt. — Die folgenden Aufsätze handeln vom Lotus, von der Blumenbinse, Arakarscha, von dem inländischen Opium, dem chinesischen baumartigen Taback. Dann wird eine Sammlung vermischter Nachrichten mitgetheilt, die zum Theil aus Zeitungen und anderen öffentlichen Blättern entlehnt zu seyn scheinen. Darauf folgen einige Nachträge, in denen u. A. auch Notizen über Stärkezucker-Fabrication enthalten sind.

Den Beschluß machen ein Nahmenregister der angeführten Schriftsteller und ein Sachregister.

Bei den vielen Citaten welche diese Schrift enthält, wird man Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt nicht verkennen; denn so hat der Verf. z. B. die mehrsten Büchertitel ihrer ganzen Länge nach, ohne Abkürzungen mitgetheilt. Doch aber glauben wir bemerken zu können, daß aus einigen der angeführten Quellen nicht unmittelbar geschöpft worden. — Der Ausdruck könnte hin und wieder wohl etwas gewählter seyn; denn so fällt es z. B. auf, wenn man S. 106 wo von dem Sinken der Tulipomanie in Holland die Rede ist, liest: "dieser Spruch verursachte das schleunige Purzeln jenes tollcn Geschäfts."

Paris.

Musée des Monumens Français. Recueil de Portraits inédits des Hommes, et des Femmes, qui ont illustré la France sous différens Régnes etc. etc. par *Alexandre Lenoir*. Tom. I. XXXII. Seiten, Vorrede u. Einleitung 192 S. 1809. Octav.

Wir haben die Werke dieses allzufruchtbaren Schriftstellers, sein aus sechs Bänden bestehendes *Musée des Monumens Français*, wie auch seine *Histoire des arts en France, prouvée par les Monumens* (S. diese Anzeigen vom J. 1812. St. 146. S. 1449) zu seiner Zeit beurtheilt. Auch in diesem Buche finden wir zu wenig neue und mit Geist erzählte Bemerkungen, um es mit Vergnügen zu Ende zu bringen, und nicht über den langweiligen Anekdoten, die uns gleich im *Avant-propos* aufgetischt werden, und nur den Verfasser wichtig seyn können, zu ermüden. In den Allge-

meinen Ansichten der Künste in Frankreich (S. 1 — 78) wird die abenteuerliche Meinung, daß die Baukunst, Sculptur und Malerey in der ersten Epoche der Französischen Monarchie aus dem Orient stamme, und ihren Ursprung den Arabern und den Kreuzzügen zu verdanken habe, ohne alle historische Beweise wiederholt. Dieser ganze Abschnitt ist unter der Critik. Was, S. 58, von einer Academie der Malerey, die Carl V. von Frankreich gestiftet haben soll, gesagt wird, ist ebenfalls durchaus unrichtig. Eine Academie der Malerey gab es in jenen Zeiten gar nicht, wohl aber eine Vereinigung von Malern, die mit den Gilden und Zünften der Maler in Deutschland eine gewisse Aehnlichkeit haben möchte. Die geringe Bekanntheit des Verf. mit der Geschichte der Malerey, zeigt sich am auffallendsten S. 38, wo er von der Erfindung der Sechsfarben handelt, und von allen Untersuchungen, die seit dreißig Jahren über diesen Gegenstand so viele Gelehrte und Künstler beschäftigt haben, nichts zu wissen scheint. Selbst über Raphael wagt es der Verf. als ein Unmündiger zu urtheilen, indem er sagt: *“Raphaël a mis plus de coquetterie que de verité de nature dans son tableau connu sous le nom de Vierge à la chaise. Celui de la sainte famille, qu’il fit pour Francois I. est parfait. mais les figures ont tellement d’afféterie, qu’on reconnait à peine le sublime talent de Raphaël!”* Heiliger Schatten, möchte Nec. ausrufen, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie sprechen! S. 50 kommt der Verf. auf die Glasmalerey, und liefert uns ein langes Verzeichniß von Künstlern, die sich derselben gewidmet haben, eine ganz überflüssige Arbeit, da le Vieil in seinem classischen Werke alles bereits

erschöpft hat. Mit S. 79. hebt endlich die Reihe berühmter Männer und Weiber an, die in Frankreich zu verschiedenen Zeiten sich ausgezeichnet haben. Die Porträte sind von François Janet, Corneille de Lyon, Porbus und andern gemahlt, und die, nach denselben gelieferten Kupferstiche, können als eine Fortsetzung des *Musée des Monuments Français* angesehen werden. Rec. kann hier nur die wichtigsten hier abgebildeten Personen nennen. Es sind folgende: Heloise, Abeillard, Philipp der Gute, Herzog von Burgund; Isabella von Baiern, Johanne d'Arc, Agnes Sorel, Geliebte Carls VII.; Banard, Margarethe von Valois, Königin von Navarra; die Herzogin d'Estampes, Geliebte Franz I.; Diana von Poitiers, Geliebte Heinrich's II.; Catharine von Medicis, der berühmte Wilh. Buddäus und die belle Féronnière, Geliebte Franz I. Dieß sehr schöne Frauenzimmer wurde auch la belle Lunel genannt, und war die Gattin eines Kupferschmiedes in der Straße de la Féronnerie zu Paris, von der sie den Namen erhielt. Ihr Porträt, von dem großen Lionardo da Vinci gemahlt, befindet sich in dem Napoleoni-schen Museum. Einige Schriftsteller haben die schöne Ferronnière mit einer andern Geliebten Franz I. verwechselt, die l'Avocate genannt wurde, weil ihr Mann ein Advocat war.

Sulzbach.

In des Commerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung: Synodal-Keden, gehalten von protestantischen Districts-Decanen im Königreich Baiern, gesammelt und herausgegeben, mit einer Zugabe von D. Gottlob Wilhelm Meyer, Professor, Decan und Archidiaconus zu Altdorf.

189. St., den 27. Nov. 1813. 1887

Erster Band. 1813. X und 146 Seiten in groß Octav.

Diese Synodal-Reden haben außer ihrem Inhalte auch noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie als Beyträge zur nähern Kenntniß des protestantischen Kirchenwesens im Königreiche Baiern betrachtet werden können. In der Special-Instruction für die Districts-Decane (Regierungsblatt 1809. St. LXV. S. 1532) ist verordnet, daß die jährlich von jedem Decan zu haltende Synode von demselben zu einem Vortrage über einen wissenschaftlichen Gegenstand und zu Unterredungen darüber benutzt werden soll. Daß solche Synoden, welche schon die ältern Zeiten in manchen Deutschen Provinzen, z. B. im Braunschweigischen und Lüneburgischen, angeordnet haben, für das fortschreitende Studium der Prediger wohlthätig wirken, bedarf wohl keines Beweises. Welche Gegenstände von den Districts-Decanen gewählt sind, lehrt die Inhaltsanzeige. I. Ueber den Unterschied zwischen Zeitgeist und Zeitalter und die daraus hervorgehenden Anforderungen an christlich-protestantische Religionslehrer. Von D. Kaiser. II. Ueber den gegenwärtigen Zustand der christlichen Theologie, von D. Meyer. III. Quid sit, quod inter religionis doctorum officia refertur eosdem in literarum studiis ulterius progredi oportere? auctore M. Kaiser. IV. Gründliches, unbefangenes, fruchtbares Bibelstudium, die Grundlage des Protestantismus, von D. Meyer. V. Ueber die Anforderungen, welche in unserm Zeitalter an den Geistlichen ergehen, zum Fortschreiten in den Wissenschaften, von Döderlein. VI. Ueber die gesteigerten Forderungen der königlichen Regierung an die protestantischen Prediger der Baierschen Mon-

1888 G. g. A. 189. St., den 27. Nov. 1813.

archie, von **Muck**. VII. Das weise Benehmen redlicher Christenthumslehrer, besonders auf dem Lande, bey den in unsern Zeiten erschienenen Schriften, die sehr auffallende Meinungen und Behauptungen über Christus und sein gestiftetes Gottesreich enthalten, von **Bucher**. — Die Zugabe enthält eine Einführungs- und eine Kirchenvisitations-Rede, von **D. Meyer**.

Man sieht, daß sämtliche Herren Decane solche Materien wählten, welche auf die Bedürfnisse unsrer Zeiten eine nähere Beziehung haben. In Ansehung der wissenschaftlichen Ausführung hatten die Reden Nro. II. und IV. für den Recensenten das größte Interesse. — Die Rede von Herrn **Muck**, Nro. VI. ist dadurch merkwürdig, daß sie eine Aufzählung liefert, was die Landesregierung von einem Prediger erwartet. Nach Seite 108. 109 hat er außer dem Decanate, und außer der Districts-Schul-Inspection, bald mit dem Landgerichte, bald mit dem Rentamte, bald mit dem Physikate, bald mit der allgemeinen Stiftungsadministration, bald mit dem Forstamte zu verhandeln. Sollten diese gehäuften Nebengeschäfte dem Prediger noch wohl eine Möglichkeit übrig lassen, in demjenigen, was zu seinem eigentlichen Berufe und zur Fortsetzung der Studien gehört, wissenschaftlich fortzuschreiten?

Das Interesse, welches diese Synodalreden haben, erzeugt den Wunsch, daß bald ein zweyter Band nachfolgen möge.

1889

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. Stück.

Den 27. November 1813.

Göttingen.

Bei Dieterich: Gedichte von Ernst Schulze.
1813. 388 Seiten in Octav.

Das so oft gemißbrauchte Phoebe fave, womit man junge Dichter bey ihrem ersten Eintritte in das Publicum zu begrüßen pflegt, dürfte wohl ohne Mißbrauch bey dieser Sammlung von Gedichten eines jungen Gelehrten wiederholt werden, der ein eifriges Studium der alten classischen Litteratur mit so hervorstechenden poetischen Talenten verbindet. Wie ganz anders wirkt doch das Studium der alten Classiker auf den Geist eines jungen Dichters, als das schwärmerische Hinbrüten über verworrenen Phantasien in der Manier der unechten Romantik, die sich wie ein ausgetretenes Gewässer durch unsere neue poetische Litteratur verbreitet hat! Nicht steife Nachahmung des Alterthümlichen, aber jene den alten Griechischen und Römischen Dichtern eigne Klarheit, Bestimmtheit, Leichtigkeit und Festigkeit in Gedanken und Ausdruck, verbunden mit einem innigen Gefühle für unaeschminkte Schönheit und Grazie, findet man in diesen vor uns lie-

Æ (8)

genden Elegien, Episteln und vermischten Gedichten wieder. Ein wenig mehr Bedrängtheit würde einigen der längeren nicht schaden. Auch möchte dem Verf. anzurathen seyn, daß er die Zartheit seiner Poesie und das Geist- und Gefühlvolle in ihr nicht so oft selbst unter diesen Nahmen zur Sprache brächte.

Nismes.

De l'imprimerie de la veuve belle und in Paris bey Courcier. *Annales de Mathématiques pures et appliquées. Recueil périodique redigé par J. D. Gergonne et J. E. Thomas - la Verneède.* Tom. I. 1810 et 1811. Tom. II. 1811. et 1812.

Die Unternehmer dieser dem ganzen Umfang der Mathematik gewidmeten Zeitschrift, erwerben sich um diese Wissenschaft ein um so größeres Verdienst, als es in Frankreich fast gänzlich an einem Werke dieser Art fehlte, wodurch neue Ansichten, Erweiterungen einzelner Lehren, und Beurtheilungen sowohl von inn- als ausländischen wichtigen Werken, wie der Zweck dieses Journals seyn soll, bald möglichst zu einer Publicität gelangen konnten, welche für die Verbreitung der Wissenschaften so-nützlich und unentbehrlich ist. Wenn die Unternehmer fortfahren diese Zeitschrift mit so viel interessanten Untersuchungen auszustatten, als wir in den vor uns liegenden zwey ersten Bänden derselben vorgefunden haben, so wird es ihr nicht an Absatz, selbst im Auslande fehlen, da bekanntlich auch außerhalb Frankreich sehr wenig der Mathematik gewidmete Werke dieser Art sich vorfinden. Wir halten es daher nicht für überflüssig, von den in diesen zwey ersten Bänden enthaltenen Aufsätzen Einiges auch dem Deutschen Publicum in

einer kurzen Uebersicht mitzutheilen. Der erste Band enthält auf 388 Quartseiten folgende Abhandlungen: I. Gergonne directe Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichts eines Systems von Kräften, welche auf Punkte wirken, die auf eine unveränderliche Weise unter einander verbunden sind. Diese Bedingungen bestehen bekanntlich darin, daß wenn an einem Körper Kräfte an welchen Punkten, und in welchen Richtungen man will, angebracht sind, und jede derselben z. B. P in drey andere X, Y, Z, nach den Richtungen drey unter einander rechtwinklicht verbundenen, und dem Punkte, woran P angebracht ist, zugehörigen Coordinaten x, y, z zerlegt wird, folgende Gleichungen statt finden müssen.

$$\begin{aligned} \Sigma(X) &= 0; \Sigma(Y) = 0; \Sigma(Z) = 0 \\ \Sigma(X.y) &= \Sigma(Y.x); \Sigma(Z.x) = \Sigma(X.z); \\ &\Sigma(Y.z) = \Sigma(Z.y), \end{aligned}$$

wo ein Ausdruck wie $\Sigma(X)$ die algebraische Summe aller aus den Kräften P entstehenden mit x parallelen Kräfte, und $\Sigma(X.y)$ die Summe aller Momente dieser Kräfte, jede derselben in die ihr zugehörige Ordinate y multiplicirt, bezeichnet u. s. w. Man könne diese Bedingungen des Gleichgewichts sehr leicht, nach La Grange aus dem Princip der virtuellen Geschwindigkeiten ableiten. Aber in Anfangsgründen der Statik mache man von diesem Princip keine Anwendung, und leite jene Bedingungen lieber aus der Lehre von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte ab. Aber die Art wie dies bisher geschehen sey, verdiene nicht vollkommenen Beyfall, indem dabey noch manche Schwierigkeiten zurückbleiben, die nicht gehörig beseitiget worden seyen. Der Verf. hat in diesem Aufsatze sich bemüht, einen neuen Beweis von obigen Gleichungen zu geben, wobey er indes doch

auch von einem Axiom ausgeht, das unseres Erachtens noch Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Zugleich ist die Beweisart des Verf., woben er außer den Kräften, welche an dem Körper wirklich angebracht sind, auch noch gewisse puissances arbitraires zu Hülfe nimmt, um zu Gleichungen zu gelangen, aus denen nachher die obigen abgeleitet werden können, auch noch etwas zu erkünstelt. Man kann zu diesen Gleichungen noch auf einem weit einfacheren Wege gelangen, wie er in einem folgenden Aufsätze S. 171 zeigt, der, wie uns scheint, nichts weiter zu wünschen übrig läßt. II. Systematische Untersuchung der brauchbarsten Formeln zur Berechnung der Logarithmen, von Thom. La Verneze. Indem der Verf. in der bekannten Formel $\log \frac{u}{t} = 2 \left(\frac{u-t}{u+t} + \frac{1}{2} \left(\frac{u-t}{u+t} \right)^3 \text{ u. s. w.} \right)$

statt u und t, Reihen von der Form

$$\begin{aligned} u &= x^m + p x^{m-1} \dots + S \\ t &= x^m + p x^{m-1} \dots + \Sigma \end{aligned}$$

annimmt, welche nur in den letztern Gliedern von einander unterschieden sind, gelangt er auf mancherley Sätze, welche so wohl für die Lehre von den Gleichungen interessant sind, als auch auf Formeln hinführen, durch Hülfe derer die Logarithmen in sehr starken Näherungsreihen dargestellt werden können, III. Bignon über einen allgemeinen Beweis des Satzes, daß ein Product aus so viel Factoren als man will, ungeändert bleibt, in welcher Ordnung man auch die Factoren in einander multiplicirt. In den Anfangsgründen der Arithmetik gehe man gewöhnlich zu schnell über den Beweis dieses Satzes weg, der doch immer verdiene in der gehörigen Strenge dargethan zu werden. Hr. Le Gendre habe in seinem Essai sur

la théorie des nombres den Beweis auf eine geometrische Betrachtung gegründet. Aber auch diesem fehle noch die gehörige Allgemeinheit, welche denn der Verf. in diesem Aufsatze zu ergänzen sucht. Die Beweisart desselben gründet sich auf die bekannte Schlussform vom nächstniedrigern auf das nächsthöhere. Bey dieser Gelegenheit auch über die Identität gewisser Differenzialformeln in denen man die Ordnung der Differenziation, wie diejenige der Factoren bey Producten, verwechseln kann, z. B. daß $\frac{d^2 z}{dt du} = \frac{d^2 z}{du dt}$ u. dergl. sey.

IV. Derselbe. Ueber eine neue Gestalt der Gleichung für die Kettenlinie, und zwar für eine Chaînette uniformement péñente, deren Gleichung so wie sie gewöhnlich gegeben wird, eine sehr unbequeme Form habe. Vermitteltst der Betrachtungen die der Verf. hier angestellt hat, ergibt sich zugleich ein leichtes Verfahren, die Kettenlinie durch Hülfe einer logarithmischen Linie, und einer gleichseitigen Hyperbel zu construiren. VI. M. G. M. Raymond über die physisch-mathematischen Principien der Harmonie in der Musik. Es ist bekannt, daß wenn eine gespannte Saite einen gewissen Ton anspricht, sich außer diesem Haupttone zugleich noch immer andere Töne mit hören lassen, deren Verhältnisse zum Grundton 2:1; 3:1; 4:1; 5:1; u. s. w. in den ersten Gliedern die natürliche Zahlenreihe haben, und daß man auf diese Verhältnisse die ganze Theorie der Harmonie begründen zu können geglaubt hat. Chladni habe dagegen behauptet, daß die Töne, welche in tönenden Körpern einen gewissen Grundton begleiten, für keine Basis der Harmonie angenommen werden könnten. Der B. gibt dieß Hrn. Chladni im Allgemeinen zu. Da

jedoch die Erfahrung einmahl lehre, daß Töne gespannter Saiten, und solcher Blasinstrumente, welche neben einem Haupttone gleichfalls die angeführten Nebentöne hören lassen, dem Ohre die angenehmsten seyen, und dies Angenehme doch wohl nur in einem harmonischen Mitzlingen von Tönen, welche den Hauptton begleiten, seinen Grund haben könne, so bleibt der Verf. dennoch der Meinung, daß obige Verhältnisse zu einer Grundlage der Harmonie angewandt werden könnten, und daß sie gleichsam die von der Natur selbst vorgeschriebenen harmonische Töne bezeichnen. Tönende Körper, in denen die Verhältnisse der den Hauptton begleitenden Nebentöne, nicht die obigen seyen, dienen freylich zu keiner Grundlage der Harmonie, und darin ist der Verf. mit Chladni einverstanden. VII. **Bramp** über die Rotation eines Körpers um drey nicht rechtwinklicht auf einander stehende Achsen. VIII. **Sergonne** leichte und elementare Methode, Kreisfunctionen in eine unendliche Reihe von Factoren zu zerfallen. IX. **D. Encontre** Auflösung der Aufgabe, um einen Kreis ein Polygon von m Seiten zu beschreiben, dessen Winkelpuncte auf ebenso viel der Lage nach gegebene gerade Linien hinfallen. X. **J. Jüvin** Auflösung der Aufgabe, die allgemeinste Gleichung von Curven zu finden, welche die Eigenschaft haben, daß durch einen gewissen gegebenen Punct lauter gleiche Sehnen, von einer gegebenen Länge gezogen werden können, oder vielmehr daß alle Sehnen, welche die Richtung nach diesem Puncte haben, von gleicher Länge sind. XI. **Surmain de Missery** vollständige Analyse einer trigonometrischen Aufgabe, nämlich wenn die drey Winkel A, B, C und die gegenüber stehenden Seiten a, b, c eines Dreiecks gegeben sind, die Winkel A', B', C' und Seiten a', b', c' eines andern

Dreiecks zu finden, so daß $A' = A$, und die Quotienten $\frac{a'}{a} = \frac{b'}{b}$ einer gegebenen Zahl m gleich sind. Diese Aufgabe führt auf die nähere Erörterung einiger Umstände, welche bisher in der Elementargeometrie noch nicht hinlänglich auseinandergesetzt waren. XII. Beweis einiger Lehrsätze über abgekürzte Pyramiden, von einem Ungenannten. XIII. Lhuillier Beweis einiger Lehrsätze von Dreiecken, welche in oder um einen Kreis beschrieben worden sind. XIV. Kramp trigonometrische Auflösung sphärischer Vierecke, worin zwey rechte Winkel vorkommen, nebst Anwendungen auf die sphärische Astronomie. XV. Raymond lehrt die Zahlencoefficienten in der Gleichung für eine krumme Linie der zweyten Ordnung am bequemsten zu finden, wenn die Lage dieser krummen Linie gegen die Achsen der Coordinaten gegeben ist. XIV. Prof. Schuhmacher in Coppenhagen (jetzt Astronom der Sternwarte zu Mannheim) gibt die Auflösung der Aufgabe, zwischen den Schenkeln eines gegebenen Winkels, durch zwey willkürliche Parallelen, welche in diese Schenkel einschneiden, ein Trapezium zu construiren, so daß ein gegebener Punct sich in einer der Diagonalen des Trapeziums befinde. XVII. Analogien zwischen geradlinigten und sphärischen Dreiecken, von Lhuillier. XVIII. v. Stainville elementarer Beweis des Sages, daß bey gleichförmig beschleunigter Bewegung die Räume in dem Verhältniß der Quadrate der Zeiten bestehen. Der Verf. bestimmt zwey Grenzen, zwischen denen der durchlaufene Raum enthalten ist, und zeigt, wie sich diese Grenzen ohne Ende dem Quadrate der Zeit nähern. XIX. Untersuchung der Umstände, unter denen

eine nach der gegebenen Menge der Gleichungen für die unbekanntenen Größen, völlig bestimmt scheinende Aufgabe, dennoch unbestimmt ist, von *Suzremain de Miffery*. Der Verf. beschränkt sich nur auf Gleichungen vom ersten Grade, und auf einige Fälle aus der Trigonometrie. XX. Ein Tetraëdron in zwey gleiche Theile zu theilen, so daß die Durchschnittsfläche ein minimum werde, von einem Ungenannten. XXI. Ebenfalls von einem Ungenannten Auflösung der Aufgabe, durch zwey gegebene Punkte eine Curve zu ziehen, so daß der Bogen dieser Curve, zwischen den zwey Punkten, und der zugehörigen Sehne, einen gegebenen Flächenraum zwischen sich fasse. XXII. Von einem Ungenannten über eine besondere krumme Linie, welche durch die Winkelpunkte einer Reihe von Polygonen geht, welche nach einem gewissen Gesetze ineinander beschrieben werden. Begreiflich daß diese Curve zu den discontinues gehören muß, für deren einzelne Theile hier die nähern Bestimmungen gegeben werden. XXIII. *Hergonne* untersucht die Aufgabe, was für Ausdrücke statt der partiellen Differenzen $\frac{dz}{dx} = p$; $\frac{dz}{dy} = q$; $\frac{d^2z}{dx^2} = r$; $\frac{d^2z}{dx dy} = s$; $\frac{d^2z}{dy^2} = t$ gesetzt werden müssen, wenn einer gegebenen Gleichung zwischen ihnen ein Gnüge geleistet werden soll, und von der Voraussetzung daß z eine Function von x und y ist, zu einer andern übergegangen wird, daß x, y, z wieder Functionen von zwey andern variablen, von einander unabhängigen Größen u und v seyn sollen. XXIV. *Bramp* Untersuchungen über die periodischen Kettenbrüche. XXV. *Tedenat* lehrt, unter welchen Umständen die Summe der

Abstände eines Punctes von mehr andern, die mit ihm in einer Ebene liegen, ein Kleinstes wird. XXVI. De Mézières Elementarbetrachtungen über incommensurable Größen. XXVII. Tedenat Auflösung einer Aufgabe innerhalb eines gegebenen Winkels einen Punct zu finden, daß zwei gerade Linien von diesem Puncte bis zu den Schenkeln des Winkels hingezogen, mit einer dritten geraden Linie, welche von diesem Puncte, nach einem andern innerhalb jenes Winkels hinläuft, ein Kleinstes ausmachen, welche Aufgabe hier sogleich in Form einer practischen Anwendung auf die vortheilhafteste Leitung der Straßen vorgetragen ist. XXVIII. Einige Beweise des Lehrsatzes, daß eine gerade Linie, welche durch die Halbierungspuncte der beiden Diagonalen eines beliebigen Vierecks gezogen wird, auch durch den Durchschnittspunct der beiden geraden Linien gehe, welche die gegenüberstehenden Seiten des Vierecks halbiren. XXIX. Kramp, über eine vortheilhafte Eliminationsmethode bey Gleichungen von höhern Graden. — Wir übergehen hier einige Aufgaben, welche zur Géometrie descriptive gehören, und hier ohne Zeichnungen nicht deutlich ausgedrückt werden können, so wie auch noch einige andere, welche den Beschluß dieses Bandes ausmachen, und begnügen uns durch die angezeigten unser Urtheil über die Reichhaltigkeit dieser periodischen Schrift bestätigt zu haben.

Aus dem zwölften Bande (auf 324 Quartseiten) wollen wir nur einige der vorzüglichsten Abhandlungen ausheben, indem die Kürze unserer Blätter kein ausführlicheres Detail zuläßt. S. I. Gergonne Untersuchungen über die Bestimmung der Bahnen der Himmelskörper. Der Verf. wählt hier die Methode der Coordinaten in Bezug auf die Erdbahn, und zeigt, wie durch Hülfe von vier voll-

ständigen Beobachtungen, eines Weltkörpers, die aber nicht zu weit von einander entfernt seyn dürfen, die Coordinaten für jeden beobachteten Ort bestimmt, und dann hieraus nach den La Placischen Formeln, die Elemente der Bahn selbst abgeleitet werden können. Indessen gesteht der Verf. selbst, daß es ihm weniger um practische Anwendungen und Ablürzungen bey dieser Methode zu thun gewesen sey, als vielmehr um zu zeigen 1°. quelle influence exerce dans la solution du problème, la considération des lois du mouvement auquel l'observateur est assujetti; 2°. quel parti on peut tirer de la méthode des différences dans l'application de l'analyse; 3°. enfin, combien il importe de perfectionner l'art d'observer, puisque des observations plus exactes, en même temps, qu'elles conduisent à des résultats plus précis, permettent, dans la recherche de ces résultats, de substituer, à des tâtonnemens toujours incommodes et souvent très compliqués, des méthodes directes extrêmement simples. S. 45.

Lhuillier über einige maxima in der Lehre von den orthographischen Projectionen, bey welcher Gelegenheit einige interessante eben nicht sehr bekannte Lehrsätze aus der Polyhedrometrie hergebracht werden. S. 72. Derselben Bestimmung des centre des moyennes distances in einem sphärischen Dreyecke, welcher Punct, wie bekannt, in einem ebenen Dreyecke derjenige ist, wo zwey von ein paar Winkelpunten des Dreyecks nach den gegenüberstehenden Seiten gezogene Halbierungslinien sich durchschneiden. Bey den sphärischen Dreyecken hat sich dem Verfasser keine Auflösung durch Hülfe von bloßen Elementarsätzen dargebothen; daher er sie durch Hülfe der höhern Analysis entwickelt. Sie führt auf die Integration des Differenzials

190. St., den 27. Nov. 1813. 1899

$dz = \frac{dx}{a + b \cdot \sin x + c \cdot \cos x}$ welche er in einem Lehrsatze vorausschickt. Er habe dies Differenzial weder bey Eulern, noch andern ihm bekannten Schriftstellern vorgefunden. S. 133. Ferriot Analogien zwischen Dreiecken und Tetraedern. Mehrere merkwürdige eben nicht sehr bekannte Sätze. S. 144. Bret Untersuchungen über die Lagen der Hauptachsen von krummen Flächen der zweyten Ordnung. S. 170. Glaucergues Bestimmung der elliptischen Elemente der Bahn des Cometen 1811, welchen der Verf. mit dem vom J. 1301 für einerley hält. S. 197. Gergonne über das allgemeine Glied der Reihe von $(a + b + c \dots)^m$ welches der Verfasser auf einen kurzen und einfachen Wege zu finden lehrt. S. 208 Thom. La Vernède über denselben Gegenstand. Nirgends finden wir der hieher gehörigen Verdienste Hindenburgs auch nur mit einem Worte erwähnt. S. 237 Gergonne über die Bestimmung der Schiefe der Ecliptik und des Orts der Aequinoctialpuncte S. 248 Gergonne Auflösung eines hydrodynamischen Problems. Wasser läuft durch eine verticale Spalte aus einem prismatischen Gefäße V in ein zweytes V' und aus diesem ins Freye. Man sucht die Wasserhöhe in beiden Gefäßen für eine gegebene Zeit, und den Augenblick wenn das Wasser in V seine größte Höhe erreicht hat, und diese größte Wasserhöhe selbst. Es enthält auch dieser Band eine so große Menge interessanter Lehrsätze und Aufgaben, sowohl aus der Elementar- als höhern Geometrie, daß uns die Wahl schwer wird, noch mehreres anzuzeichnen. Wir hoffen, daß das Angeführte hinlänglich ist, den wissenschaftlichen Werth dieser Zeitschrift bemerkbar gemacht zu ha-

ben. Unter den mathematischen Werken, welche hin und wieder in dieser Schrift beurtheilt worden sind, finden wir auch die Philosophie des Mathématiques von *Hené Wronski*, an welcher der Transcendentalisme der Philosophie du Nord, und die ganz neue mathematische Sprache in der der Verf. bekannte Dinge sous l'influence despotique de la Scolastique du Nord vorgetragen habe, hauptsächlich getadelt wird.

Leipzig.

Köhler: Litteratur der Theologie hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts, von **C. J. L. Simon**, Dombiaconus in Meiseburg und Mitglied der ascetischen Gesellschaft in Zurich. 1813. 646 S. gr. Octav. Auch unter dem Titel: Fortsetzung von **J. A. Wölfels** Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeineren Bücher in allen Theilen der Theologie.

Wölfel hatte in seinem Werke, dessen vierte und letzte Auflage im J. 1800 erschien, sich auf die allgemeineren Bücher, die eine ganze Disciplin oder deren Haupttheile abhandeln, beschränkt, er hatte, mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, nur ganze Bücher angegeben, wo von einer Wissenschaft oder einem Haupttheile derselben die Rede ist, nicht aber auf solche Bücher verwiesen, wo von ihnen neben anderen Materien die Rede ist; er hatte eine wohl überlegte Auswahl getroffen und nur die besseren Bücher angeführt; er hatte nach möglichster Genauigkeit und Zuverlässigkeit gestrebt, Urtheile über den Werth und Inhalt der Bücher hatte er nur sehr wenige und im Vorbeygehn beygefügt. Hr. **Simon** setzt dieß Werk nicht nur der Zeit nach vom J. 1800 bis 1811 fort, sondern ergänzt es auch, und setzt ziemlich viele Bücher hinzu,

190. St., den 27. Nov. 1813. 1901

die nach seiner Meinung schon Mößelt hätte anführen sollen, er berichtiget es auch hie und da, er geht bey der Angabe der Bücher weit mehr ins Detail, und führt auch viele solche an, wo von der in Frage stehenden Materie neben anderen gehandelt wird; er ist nicht so strenge in der Auswahl, um so weniger, da er weit häufiger und ausführlicher, als sein Vorgänger, auch Urtheile über die Bücher hinzusetzt. Im Wesentlichen hat er Mößelts Ordnung befolgt, aber bedeutende Einschaltungen in dieselbe gemacht. Im Mößeltschen Werke hatte zwar die philosophische Religionslehre, nicht aber die philosophische Sittenlehre einen Platz erhalten, Simon weist auch der letztern ihre Stelle an: dort werden nur die Schriften über die systematische Theologie überhaupt angeführt, hier auch solche, welche von einzelnen dogmatischen und moralischen Lehren handeln. Mößelt hatte am Ende der systematischen Theologie und bey den Predigerwissenschaften fast nur zufällig und willkürlich einige ascetische Schriften angeführt; Simon fügt der systematischen Theologie eine starke und wohlgeordnete Litteratur allgemeiner und besonderer Erbauungsschriften von allen Gattungen und Formen bey. Mößelt hatte die sogenannten Predigerwissenschaften sehr kurz und etwas flüchtig abgethan; sie gingen nur von S. 641 — 672. Bey seinem Fortsetzer ist die Litteratur derselben sehr ausführlich von S. 419 — 600 abgehandelt. Die Fortsetzung zeichnet sich endlich auch dadurch aus, daß die Preise der Bücher, Aufschriften bey einzelnen Paragraphen, und zwey getrennte Register eines von den Sachen und ein anderes von den Schriftstellern hinzugesetzt worden sind. Der Verfasser hat wirklich allen nur ersinnlichen Fleiß bewiesen, alle Hülfsmittel zu Rathe gezogen, selbst

auch durch seinen Verleger Angaben eingezogen, wo die gedruckten Schriften von einander abweichen und ihn zweifelhaft ließen, einen hohen Grad bibliographischer Genauigkeit erreicht, und für practische Theologen und Prediger seinem Werke einen Werth gegeben, welcher dem Adffeltischen meistens fehlte. In Ansehung der Urtheile über die Bücher, werden ihm freylich die Leser nicht überall beystimmen, dieß versteht sich von selbst, und vollkommene Uebereinstimmung ist hier unmöglich. Der Rec. wird daher auch hier nicht anzeigen, wo er anders urtheilt, welches auch, besonders wenn er die Gründe seiner Abweichung angeben wollte, hier einen zu großen Raum einnehmen würde, aber gewünscht hätte er, daß die Urtheile des Verfassers überhaupt oft theils charakteristischer und bezeichnender, minder allgemein und gleichförmig, bey verschiedenen Büchern auch oft gedrängter ausgedrückt wären, theils aber, daß er bey Büchern, die er nicht selbst gelesen hatte, sich weniger auf die Urtheile critischer Blätter und litterarischer Zeitungen verlassen hätte. Obgleich hier selbst ein Rec. spricht, der sehr viel in mehreren Zeitungen recensirt hat, so hat er doch ein gut Gewissen und dabey das Wesen, den Gang und das Triebwerk des Recensirens in Deutschland lange beobachtet, er darf und kann also selbst hier darüber ein Wort sprechen, um so mehr da diese Blätter sich reiner erhalten haben; dieser Maßstab des Urtheils ist sehr verdächtig und zweydeutig und es nach und nach immer mehr geworden. Freylich, da nun einmahl geurtheilt werden sollte, so war bey Büchern, die dem Verf. nicht zur Hand waren, nichts anders übrig, als die Urtheile recensirender Blätter zu Hülfe zu nehmen, doch hätte der Uebelstand gemildert werden

190. St., den 27. Nov. 1813., 1903

können, wenn auch auf die oft sehr abweichenden und widersprechenden Urtheile solcher Blätter hingewiesen und auch wohl hic und da angezeigt worden wäre, aus welcher Recension ein Urtheil hergenommen worden ist. Wir wollen noch einige Zusätze und Berichtigungen zu einzelnen §§. angeben. §. 61. S. 63 wo die Schriften über die Zeit der Geburt Jesu, die bey Mösselt ganz fehlen, angeführt werden, hätten wenigstens eben so wohl, als die angeführten, folgende einen Platz verdient: *Bynæus* de natali I. C. Amstel. 1689. *Uhland* Diss. qua Christum anno ante aeram vulgarem 4. exeunte natum esse probatur. Tub. 1775. Wie §. 76. S. 78. *J. M. Schulzes* Ausgabe von *Antonins* Büchern an sich selbst unter die Schriften gezählt werden konnte, welche überhaupt zur Erläuterung der biblischen Bücher dienen, sehen wir nicht ein. §. 150. S. 172. steht *Priestleys* Vergleichung der Gesetze des Moses mit denen der Hinduer unter den Schriften, welche von Juden für ihren Glauben und wider das Christenthum aufgesetzt sind. §. 156. S. 174 fehlt bey den dogmatischen Lehrbüchern der Unitarier: *Summa universae theologiae christianae secundum Unitarios in usum auditorum theologiae concinnata et edita* Claudiopoli 1787. Unter den Lehrbüchern und Systemen der philosophischen Sittenlehre §. 189. S. 254 — 256 fängt der Verf. mit *Platners* Aphorismen 1776 an; er hätte aber, da er überhaupt und besonders hier Mösselten nicht nur fortsetzen, sondern ergänzen will, auch frühere anführen müssen; auch das Verzeichniß der neueren Schriften ist sehr unvollständig. Da wir hier mehr nachtragen müßten, als der Raum gestattet, so verweisen wir auf die

1904 G. g. X. 190. St., den 27. Nov. 1813.

Geschichte dieser Wissenschaft in Ständlins Neuem Lehrbuche der Moral Göt. 1813. S. 28 — 91 und in Ansehung der einzelnen moralischen Dogmen auf ebendasselbe. §. 232. S. 324 war neben Ständlins Abhandlungen über die Lamaische Religion in f. Magazine auch f. damit in Verbindung stehendes Programm: de religionis Lamai-cae cum christiana cognatione Geett. 1808. anzuführen. Für die Kirchengeschichte des 18ten Jahrh. §. 254. S. 342 sind noch zu bemerken: *A. Tpey* Geschiedenis der christelijke kerk in de achtien-de eeuw. Te Utrecht Deel XI. 1810. XII. 1812. In welchen Jahren die vorhergehenden Bände herausgekommen, können wir jetzt nicht auffinden. *P. J. von Luth*, Versuch einer Kirchengesch. des 18ten Jahrhunderts 2 Bde. Augsb. 1807. 1809. *Grégoire*: Histoire des sectes religieuses, qui depuis le commencement du siecle dernier jusqu'à l'époque actuelle sont nées, se sont modifiées, se sont éteintes dans les quatre parties du monde 2 Voll. Paris 1810. §. 296. sind unter den Schriften, welche die Geschichte der theologischen Wissenschaften abhandeln, auch *E. C. S. Schmid*s Grundsätze einer Geschichte der Theologie in f. Aufsätzen philos. und theol. Inhalts Jena 1802. angeführt, da sie doch zur Geschichte der Religionsphilosophie gehören. Billig enthalten wir uns Schriften nachzutragen, welche erst nach 1811 erschienen sind. Wir wünschen und versprechen diesem verdienstlichen Werke recht viele, die es lesen und fortgesetzt gebrauchen.

1905

—
Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 29. November 1813.

Wien.

Monumentum aeternae memoriae *Mariae Christinae*, Archiducis Austriae, a Ser. Coniuge *Alberto Saxone*, Duce Tesch. Viennae in Templo D. Augustini e marmore erectum, opera *Antonii Canovae*, Equit. Rom. MDCCCV. Carmen posthumum *J. Melchioris Nobilis a Birkenstock*. Accessit interpretatio germanica ad votum auctoris a familiari tentata. Vindobonae ex typographia Degeniana MDCCCXIII. 38 S. groß Fol. nebst sechs Kupfern, wovon das erste das Monument im Ganzen vorstellt; die fünf andern einzelne Theile desselben.

Es ist nur Eine Stimme der Kunstkenner, daß das Grabdenkmal der vortrefflichen Christina von Oesterreich, von ihrem Gemahle Albert ihr errichtet, zu dem Herrlichsten gehört, was in neuen Zeiten die Bildnerkunst in Marmor geleistet hat. Zu einer Pyramide von grauem Carrarischen Marmor geht ein Trauerzug. Wem er gilt, zeigt das am obern Theil der Pyramide in halb erhobener Arbeit hervorragende Brustbild der Abgeschiedenen, und die Aufschrift oberhalb der Gruft: Uxori

Y (8)

optimae Albertus an. Dem Brustbilde, von der in der Luft schwebenden Unsterblichkeit getragen, eilt ein geflügelter Genius mit einem Palmzweig entgegen. Zur Rechten schreiten Tugend und Mildthätigkeit, in einiger Entfernung von einander, jede mit ihrem Geleite, feyerlich und mit gesenktem Haupte über die mit einem Teppich leicht belegten Stufen dem Eingange der sich öffnenden Gruft zu. Die Tugend, eine höchst edle weibliche Gestalt, in faltenreichem Gewande, mit aufgelöseten Haaren, um welche sich eine Krone von goldnen Oehlzweigen windet, trägt in einer Urne die Asche der Abgeschiedenen; vor und hinter ihr zwey Fackelträgerinnen, wahre Ideale der Jungfräulichkeit, die ein über die Urne sich ziehendes Blumengehänge an den beiden Enden halten, durch welches die drei Figuren zu Einer Gruppe verbunden werden. Die Mildthätigkeit folgt der Tugend in einiger Entfernung, eine zweite Gottheit, von hohem Anstande im Anzuge und hoher Würde im Antlitz, versenkt in Schmerz und an ihrem rechten Arm einen blinden Greis führend, der mit einem Knotenstock in seiner Rechten seinen Tritt sichert. Zwischen beyden steht halb verdeckt ein erst wenige Jahre zählendes Mädchen, das seine Händchen wehklagend falter, zur Vollendung des Bildes der Mildthätigkeit der Vertrauerten gegen jedes Alter. Die drei Figuren bindet wieder eine Blumenkette zu Einem Ganzen. Zur Linken, ein Löwe, das Sinnbild der Seelenstärke der Abgeschiedenen; daneben eine höchst edle Gestalt, der geflügelte Genius des trauernden Albert, in Schmerz versenkt, zwar nackt, aber nach alter Krieger Sitte mit einem auf den Schenkel herabwallenden weiten Mantel. Sein rechter Arm stützt sich auf den Löwen, auf die Anstrengung hindeutend, mit welcher der Ueberlebende die Seelenstärke

der Vollendeten zur Ueberwindung des Schmerzes nachzuahmen sucht. Sein linker Arm fließt herab zum Schild mit dem königlichen Abkunftszeichen, über welchen, etwas erhöhter, der doppelte Adler Oesterreichs hervorragt; das gekrümmte rechte Knie verhüllt einen Theil des Polnischen Wapens. Ein Mausoleum, der Tochter Marien Theresiens und der Zärtlichkeit des vortrefflichen Alberts würdig!

Schon in Copie, in Zeichnung und Kupfer, macht sein Anblick tiefen Eindruck: was muß erst das Anschauen des Originals seyn! Dem grauen gegenüber hebt die Figuren schon der zu ihnen gebrauchte blendend weiße Marmor. Und sie selbst erst — die Zauberhand des Künstlers hat Leben in den todten Stein gebracht: Sehnsucht und Wehmuth sieht aus ihren Mienen; sie scheinen zu weinen, zu klagen, sich wankend der Gruft zu nähern. Wie in das Ganze, so hat auch in das Einzelne der Künstler hohe Vollendung gelegt; bey jeder neuen Betrachtung, so oft man sie auch wiederhohlen mag, wird man von neuen, vordem nicht bemerkten Schönheiten ergriffen. Es ist Canova's Meisterstück.

Hingerissen von seiner Vortrefflichkeit, griff Birkenstock, der Sänger Friedrichs II. und des edeln Palatins, obgleich jetzt von Jahren belastet, die sonst der Begeisterung nicht günstig sind, noch einmahl nach dem längst aufgehängten Saitenspiel, und sang die ganze große Composition, die Einfachheit ihrer Erfindung und die Unvergleichlichkeit ihrer Ausführung. Sie steht nun auch in Worten anschaulich da: ein zweytes Kunstwerk neben dem ersten. Es besteht in drey Theilen: einem Prolog, dem Hauptgedicht und einem Epilog. Der erste Theil schildert den Eindruck des Ganzen, der zweyte deutet seine einzelnen Theile, der dritte enthält die Absicht des Gesangs und

des Dichters Abschied an die Muse. Alle drei sind das Werk fortgehender Begeisterung; doch schwingt sie sich in dem Hauptgedicht am höchsten. Es ist voll herrlicher Stellen. Wir geben zur Probe nur eine; wie sich die Tugend der Brust nähert (S. 5):

En, quae cara sinu tutabitur ossa, cavernam,
 Ostiumque patens; intus caligo, tenebrae,
 Et gelidum et caecae longaeva silentia noctis.
 Quis calor insuetus, quis nam facer occupat artus
 Horror et ignoto quatit intima viscera motu!
 Altera lux oculis, alius circumfluit aether,
 Praesentemque Deam late halant omnia circum;
 Namque DEA est, gressu et toto venerabilis ore,
 VIRTUS, prima sacrae PIETATIS et iuclyta proles.
 Ut plenum aspicio manifesto numine vultum;
 Sponte cadit flexus poples, ut pronus adorem,
 Et pia thura feram: Tanta est venientis imago!
 Incedit Matriona, cui maturior aetas,
 Et qualem veteres sacrae effingere Vestam
 Mnemosynenque novem dominam matremque foro-
 rum.

Defluit in colla et teretes sine lege soluta
 Caesaries humeros, quam sola corona coerces
 Nexa auro et ramis baccisque virentis olivae,
 Imperturbatae nota facundissima mentis.
 Incedit tunica se rite ad membra plicanti
 Vincentique nives, quam longo firmate peplum,
 Et rutilans limbus solenni more recondunt.
 Sic venit insignis splendore ac divite cultu,
 Inque adytis versata diu, nunc magna sacerdos,
 Mandatrix operum, sacrique antistita templi.
 Ambit suave jubar cum majestate dolentem,
 Religiosa, sacro defixa in mortis honore,
 Per strata umbrosae procedit ad ostia cryptae,
 Lenta gradu, lugubre silens, meditansque superna,
 Atque, verecundos oculos demissa caputque
 Ipsa gerit, sanctos cineres quae continet, urnam,
 Reliquias, eheu! CHRISTINAE, heu! flebile munus!
 O quam parva capit mortalia quaelibet olla!
 Tortilibus flores urnam cinxere coronis,
 Tesseris supremi tetra de morte triumphi,
 Signa renascentis, veluti violaria, vitae.

191. St., den 29. Nov. 1813. 1909

Bei der Vergleichung des begeisterten Commentars kann die Frage entstehen, ob der ein Kunstwerk beschreibende Dichter den Gruppen Ideen leihen darf, die nicht in ihnen durch ein Symbol angedeutet sind? Im Verneinungsfall würde hier und da die Critik an unsers Dichters begeisterten Schilderungen Anstoß nehmen können. Um einige Beispiele aus der zweyten Gruppe der Mildthätigkeit zu geben: es wird der blinde Greis als *ipse sepulcrato flores sparurus ad aram* vorgestellt, obgleich kein Emblem auf die Handlung führt, die sonst sehr natürlich wäre. Derselbe Fall ist auch bey dem Kinde zwischen der Mildthätigkeit und dem Greise, dessen ganze Stellung das *invalidaque senis dat sustentacula cruris* nicht begünstigt. Die letzte Gruppe, Alberts geflügelten Genius, auf den Löwen hingelehnt, wollen wir nicht in Anspruch nehmen: die Stelle, welche sie einnimmt, dürfte nicht leer bleiben, wenn nicht das Ebenmaaß der Theile des Kunstwerks leiden sollte. Aber sollte wohl dieser Theil, der ohnehin nicht die Deutlichkeit und das Aussprechende der übrigen hat, *maxima pars operis, quae sacrum aenigma recludit, Phidiaeae supremus apex et terminus artis* heißen? Hat nicht das Brustbild mit der Inschrift das Räthsel gelöst? Und wäre die Mischung des Antiken und Modernen, jenes in den Figuren, dieses in den beygefügten Wapen, ästhetisch zu rechtfertigen? Doch wir sind auch eines andern Gebots der Muse eingedenk; die Critik soll nicht bey einem so seltenen Kunstwerk Mücken seihen.

Die beygefügte metrische Uebersetzung von Herrn Enzenberg, eifert dem Original recht glücklich nach. Bleibt sie auch in der bündigen Kürze hinter ihm zurück, so ist der Verf. durch das Verhältniß

der deutschen Sprache zu der lateinischen hinreichend entschuldiget; er ist dafür dem Genius seiner Muttersprache nicht nahe getreten, und hat sie nicht durch lateinisch-deutsche Wendungen unverständlich gemacht.

Für die Besitzer des Kupferstichs, den man von diesem Grabdenkmahl, von Peter Donato zu Rom 1805 gestochen, auf Imperialsfolio besitzt, und der allerdings vor dem verkleinernden bey diesem Gerichte Vorzüge hat, erinnern wir, daß sie doch diese Ausgabe, auch eines Kupfers wegen, zur Vollständigkeit des Ganzen besitzen müssen. Es ist das Kupfer, welches die erste Fackelträgerinn vorstellt. In dem großen Kupferstich konnte sie bloß im Rücken gezeigt werden. Das von ihr diesem Gedichte beygelegte besondere Kupfer zeigt sie auch in ihrer umgekehrten Vorderseite, mit ihrer schönen jungfräulichen Physiognomie.

Die französische Erklärung dieses Grabmonuments von Herrn van de Diverre (deutsch übers. Wien 1805) war uns nicht zur Hand, daß wir sie mit der Birkenstockischen hätten vergleichen können. Eine andere Schrift, die Spiegazione drammatica del Monumento della Reale Archiduchessa Christina, nelle tre lingue, italiana, francese e tedesca (Wien 1806. 4.), übergehen wir lieber ganz mit Stillschweigen. Das Nachwert will die Empfindungen der vorgestellten Personen in Gespräche bringen, in denen der Löwe und der Genius des Herzogs gar erbaulich mit einander concertiren.

Pisa

Presso Sebast. Niftri: *Replica* del Dre Francesco Tantini (Socio corrisp della Soc. Reale delle Sc. di Gottinga, d Soc med. d'emulaz. di Parigi, dell' Accad. Pistoiese di varia let-

191. St., den 29. Nov. 1813. 1911

teratura, Socio onorario dell' Accad. Ital., et Secret. del Comitato di Vaccinazione di Pisa;)
al Ragionamento del Sig. Dre Carlo Pucciardi,
intitolato (:) *Riforma dell' Innesto del Vajolo naturale*; 1812. (140 S. und 2 Tabellen) 8. —
Dem Schützpoekenimpfungs-Ausschuß, dessen Mitglied und Secretär Herr Tantini ist, hatte ein andres Mitglied desselben, Hr. Pucciardi, eine Druckschrift unter dem Titel: *Riforma dell' innesto del Vajolo naturale* (sopra la proposta Vaccina; Pisa 1811) übergeben, die mehrere ihm mitgetheilte oder ihm sonst bekannt gewordene Beobachtungen enthielt, welche die schützende Kraft der Kuhpocken zweifelhaft machen und zugleich beweisen sollten, daß die Vaccinirten, außer der Möglichkeit, noch einmal von den Menschenblattern angesteckt zu werden, sehr häufig noch andern bedeutenden Uebeln, als Folgen der Vaccination, ausgezehrt wären. — Die Impfcommission verwandte mehr als einen Monat auf die Untersuchung der vorgelegten Thatsachen, Abhörung der Zeugen u. s. w. Die Acten über diese Untersuchungen theilt hier (S. 14, 103) Hr. T. mit einer dem Aufsehen angemessenen Genauigkeit mit, welches die Schrift P's erregt zu haben scheint. Es erscheinen sogar berühmte Nahmen, als *Vacca Bertini* hieri u. a. vor den Schranken der Commission, und geben Zeugniß von ihrem Thun und Wissen. Das Resultat dieser Untersuchungen war (S. 105, 107): daß P. offenbar mit ungläublicher Nachlässigkeit und Leichtgläubigkeit zu Werke gegangen war und hernach dennoch über höchst wichtige Dinge mit unverantwortlicher Zuversichtlichkeit öffentlich entschieden hatte. — Hr. T. zeigt sich dabey sehr gewissenhaft, wohl unterrichtet und leidenschaftslos, so sehr ihn auch P's Betragen hätte reizen können. Sehr mit Recht tadelt er jedoch an diesem (S. 4, 5.)

1912 G. g. N. 191. St., den 29. Nov. 1813.

die öffentliche Herausgabe seiner vermeintlichen Beobachtungen und Bemerkungen (und das noch dazu in der Sprache des gemeinen Mannes!), und zeigt, daß P., als Mitglied der Impf-Commission, entweder seine Bemerkungen der Commission vor dem Druck hätte vorlegen oder seine Stelle als Mitglied hätte aufgeben müssen. — Als Schluß dieser Streitschrift folgt (S. 109) ein Brief von P. an den Unterpräfect von Pisa, in welchem jener seine Fehler gesteht; sich jedoch freut, daß dieselben eine glänzende Ausmittlung der Wahrheit veranlaßt hätten! — Nun läßt der Verf. (S. III - 140) aus Odier's Bibliothèque Britannique noch mehrere ähnliche und andere, über denselben Gegenstand, zu London, Edinburgh und Dublin gehaltene Unterhandlungen folgen, welche unsere Leser bereits aus den Quellen kennen. — Der Verf. klagt (S. 129), daß das in England (und in andern Ländern) versuchte Mittel, den gemeinen Mann durch unentgeltliche Impfung für die gute Sache zu gewinnen, auch in Italien ohne allen Erfolg versucht sey. Eine Erscheinung, die ganz in der Natur der Sache liegt! Rec. sah sogar, daß sehr arme Menschen bey ihren Kindern die Vaccination verweigerten, ungeachtet der baaren Belohnungen, die ihnen angeboten wurden. Dagegen sah er eben diese Menschen, auch vom Lande, haufenweise zu Privat-Impfärzten eilen, so bald ihnen angefragt war, daß ihre Kinder an einem bestimmten Tage (— wenn gleich unentgeltlich! —) unter öffentlicher Aufsicht geimpft werden sollten. Wer die Sinnesart des gemeinen Mannes kennt, dem kann diese Erscheinung nicht auffallen, und für einen guten Staatsmann leidet dieselbe in dieser und in vielen andern Hinsichten noch eine große Ausdehnung und reiche Anwendung. — Die beiden Tabellen enthalten noch einmal eine weitläufige Uebersicht der Resultate aus den mehrgenannten Zeugenverhören.

1913

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 2. December 1813.

Turin.

Der vierte Band der Mémoires de l'Académie Impériale des sciences, littérature et beaux arts de Turin (S. oben 1354. 1673), von den Jahren 1809 bis 1810, hat die schönen Künste und das, was man in Frankreich Litteratur nennt, zum Gegenstande.

Das Wort Litteratur hat also nun auch in Italien, unter der französischen Herrschaft die Bedeutung jenes bunten Mancherley erhalten, das nur durch seine Absonderung von den in Frankreich so genannten sciences exactes zu einer Art von Ganzem wird. Es bezeichnet auch in diesen Turiner Memoires erstlich, was zur schönen Litteratur gehört, dann, was sich auf die alte Litteratur bezieht, also auch alte Geographie, Mythologie u. s. w., desgleichen alle Arten von Sprachkenntnissen, ferner allerley historische Untersuchungen, und endlich ein Stückchen Popularphilosophie für das Leben. Wir wollen zuerst die Aufsätze hervorheben, die sich auf schöne Litteratur, Mythologie, Sprach-

3 (8)

gelehrsamkeit und Philosophie beziehen, also doch einigermaßen in die Berufssphäre eines und desselben Recensenten fallen. — Ueber das Zeitalter, in welchem der Sitz und die Verehrung der Mäusen von dem Berge Olymp nach dem Parnass, Pindus und Helicon verlegt worden, oder, von der wahren Epoche der Civilisation und der ersten literarischen Cultur des alten Griechenlands, italiänisch geschrieben (wie die meisten Abhandlungen dieses Bandes), von Jacopo Durandi. Mit lebhaftem Interesse wandte der Recens. sich zu dieser Abhandlung. Ueber die Anfänge einer so ausgezeichneten Cultur, wie die griechische war, kann man nicht genau genug unterrichtet seyn. Daß die Einführung des Apollo-Dienstes in einer neuen Verbindung mit der Verehrung der Mäusen, die man vorzugsweise griechische Nationalgöttinnen nennen möchte, eine Art von Epoche in der ältesten Culturgeschichte der Griechen macht, ist schon durch die neueren Untersuchungen einiger deutschen Gelehrten wahrscheinlich geworden. Mit der Geschichte der griechischen Mysterien-Religion scheinen die Veränderungen, die damals in dem griechischen Volksglauben vorgegangen seyn müssen, genau zusammen zu hängen. Es war, wie es scheint, ein Sieg einer gebildeteren, menschlicheren Priesterpartey über die rohere und geschmacklosere, die den ältesten Cultus, verbunden mit den ältesten bacchischen Mysterien, in derjenigen Gestalt beybehalten wollten, wie diese Religionslehren durch verworrene Traditionen aus Aegypten und Phönizien herüber gebracht waren. Aber über der Art, wie sich diese Veränderung in der alten griechischen Cultur und Religion ereignet haben mag, liegt ein dichtes Dunkel. Hr.

Durandi schränkt die Aufklärung, die er uns über diesen Gegenstand geben will, darauf ein, daß er zu zeigen sucht, der Olymp, auf welchem die Musen zuerst verehrt worden, sey nicht der bithynische, sondern der thracische gewesen, auf welchem auch Homer die Götter wohnen lasse; auf diesem thracischen Olymp sey der Musendienst entstanden, als das Göttersystem der Griechen echt national, den homerischen Dichtungen gemäß, zu werden angefangen habe; vom thracischen Olymp sey der Musendienst und die zu ihm gehörende Musenkunst der Poesie und Musik nach und nach in die Gegend des Parnassus bey Delphi eingerückt, habe sich da mit dem Apollo-Dienste, der früher eingeführt gewesen, vereinigt; nun erst sey der wahrsagende Orakelgott auch Dichtergott geworden; und diese merkwürdige Verbindung der Musenkunst mit der Religion, von welcher nachher in Griechenland alles ausging, sey als der Anfang der wahren Nationalcultur der Griechen zu betrachten. Eine gründliche Critik dieser Abhandlung müßte eine noch längere Abhandlung werden. Mit dem Verf. selbst zu disputiren, möchte ein wenig unbequem werden, da er fast jede Meinung der Gelehrten, die der seinigen in den Weg traten, nur aus der Unwissenheit dieser Gelehrten erklärt, auch wohl absurd nennt. Auch mit der Abhandlung unsers Heyne (im achten Bande der älteren Commentat. Soc. Gott.) über den Musendienst ist er gar nicht zufrieden; doch nennt er sie mit Achtung. Unsers Bedünkens muß die ganze Untersuchung, wenn sie einigermaßen gelingen soll, weit tiefer in die Geschichte des Ursprungs der griechischen Mythen eingreifen, damit fürs Erste nur klar werde, wie denn der Musendienst, der in so merkwürdiger

Beziehung auf die die griechische Nationalcultur gestanden zu haben scheint, zuerst nach dem barbarischen Thracien kam, wo irgend ein Orpheus an seiner Verbreitung Theil nahm. — Ueber die Ursachen des Verfalls der Litteratur, von Francesco Regis; italiänisch geschrieben. Ziemlich bekannte Wahrheiten, verständig wiederholt, aber noch weniger befriedigend, als in den Abhandlungen anderer Schriftsteller, die längst ungefähr dasselbe gesagt haben. Die Hauptursache des Verfalls der Litteratur — nehmlich der schönen, auf die der Verf. das Wort einschränkt, — wenn sie ihre glänzendste Höhe erreicht habe, sey immer die Ausartung des Geschmacks, und das Haschen nach dem Außerordentlichen, wo man des Natürlichen, Einfachen und Edeln müde zu werden anfängt. Mit Unrecht werse man die Schuld, warum die schöne Litteratur in unsern Tagen, bey den Italiänern und Franzosen nehmlich, gesunken sey, auf die überwiegende Vorliebe zu den mathematischen und physicalischen Studien. Es sey nicht einzusehen, warum diese ernstesten Studien nicht füglich neben den ästhetischen bestehen könnten. Das mag nun, unsers Bedünkens, im Allgemeinen wahr seyn; aber wenn es sich trifft, daß Physik und Mathematik eine Zeit lang Modestudien werden, so scheint doch die Natur der Sache mit sich zu bringen, daß dann die schöne Litteratur bey einer Nation weniger geachtet wird; und das alte Honos alit artes wird überall seine Anwendung finden. Mit Recht dringt der Verf. auf ein männliches Beharren bey dem classischen Style der Alten. Aber auch damit allein ist, unsers Erachtens, nur wenig geholfen. Bloße Nachahmung der Alten bringt die Litteratur nicht weiter.

Wo der menschliche Geist nichts Neues mehr hervorbringt, da sinkt, wenn auch nicht der Geschmack, doch die Wissenschaft und die Kunst. Wie nun das Neue mit den unveränderlichen Gesetzen des guten Geschmacks nach dem Vorbilde der alten Classifier in eine ungezwungene Uebereinstimmung treten soll, das ist die schwere Aufgabe, die nur das fortschreitende Genie lösen kann. — Betrachtungen über das persönliche Interesse, italiänisch geschrieben, von Hrn. Corte. Ganz im Geiste der bekannten Popularphilosophie, die es mit dem Menschen gut meint, aber auf tief eindringende Untersuchungen eben so wenig, als auf systematische Strenge, sich einläßt. Die Moral des Verfassers hat Eintheilungen, die dießseits der Alpen nicht gewöhnlich sind. Alle Tugend beruhe auf der Vereinigung einer gemäßigten und wohl geordneten Selbstliebe mit denjenigen Neigungen, durch die der Mensch bestimmt wird, sein eignes Interesse dem Wohl anderer, besonders dem allgemeinen Besten, nachzusetzen. Die Ausübung dieser Tugend sey die Gerechtigkeit, welche sowohl die Frömmigkeit, die vom Himmel stamme, als die Menschlichkeit, in sich schließe; und in diesen beiden Tugenden, der Frömmigkeit und der Menschlichkeit, seyen wieder alle übrigen Tugenden eingegriffen. Bemerkenswerth scheint uns dabei, daß eine solche, wenigstens zum Theil, religiöse Moral in einer italiänischen, französisch organisirten Academie der Wissenschaften unbedenklich sich vernehmen lassen darf. — Ueber den Character und das Studium der italiänischen und der französischen Sprache, französisch geschrieben von Modesto Parolotti. Darüber ließ sich freylich auf dreizehn Quartseiten nicht viel befriedigendes sagen.

Lobenswerth ist es, daß der Verf. darauf dringt, diese beiden Sprachen, die, wie er sagt, unter allen neueren den Wissenschaften und der Litteratur die wichtigsten Dienste geleistet haben, ja nicht zu vermischen, wohin das Bedürfniß, beider mächtig zu werden, in dem französisch gewordenen Theile von Italien leicht führen könne. Wirklich sey schon dasjenige Italiänisch, das man jetzt gewöhnlich spricht und schreibt, nicht mehr das rechte, das sich in der classischen Litteratur der Italiäner findet. Der gebildete Theil der Nation, der die Reinheit der Muttersprache aufrecht erhalten sollte, verfälsche sie durch französische Wörter und Wendungen. Läugnen lasse sich nicht, daß die französische Sprache, obgleich weit ärmer und weniger wohlklingend, als die italiänische, mehr, als diese, für die Bedürfnisse der Wissenschaften und überhaupt des kalten Verstandes, ausgebildet sey. Jene Klarheit und strenge Bestimmtheit, die selbst den Gebrauch der Metaphern in der französischen Sprache so sehr beschränkt, sey der italiänischen selbst in den schönsten Zeiten ihrer litterarischen Bildung nicht in diesem Grade eigen gewesen. Aus dem Geiste der Schriftsteller allein lasse sich diese Verschiedenheit der prosaischen Litteratur der Italiäner und der Franzosen nicht erklären. Die italiänische Sprache sey vom Anfange an mehr für die Poesie, als für die Wissenschaften, gebildet worden. Gleichwohl könne sie, ohne den ihr angekamnten Character zu verläugnen, ein treffliches Organ der Wissenschaft werden, und sey es bey den besten Schriftstellern schon wirklich. Nur müße man, um sie immer mehr zu vervollkommen, nicht sowohl die französische Prose, als die lateinische der alten Classiker, zum Muster nehmen;

denn diese habe der italiänischen immer zum Grunde gelegen. Wir bedauern, daß der Verf. diese treffenden Bemerkungen, die für die Italiäner ein wahres Wort zu seiner Zeit sind, nicht durch Beispiele erläutert hat, um sie gemeinnütziger zu machen. — Endlich auch ein kleines Gedicht, *Il fonte del Valerino*, von *Dicenzo Marengo*; eine artige Cantate, über die sich nichts weiter sagen läßt. — Der übrige Theil des Inhalts dieses Bandes wird nächstens angezeigt werden.

Nürnberg.

Bei Kiegel und Wiefner: *De doctrina hippocratica et browniana, uter se conjunctur et mutuo se explente tentamen*, auctore *D Joanne Nep. Ringseis*; edidit et praefatus est *Doctor Andreas Koischlaub*. 1813. 8. 167 Seiten.

Der Verfasser sucht in diesem Werkchen zu beweisen, daß die Lehrsätze der Hippocratischen Medizin mit denen der Brownischen übereinstimmen, und sich wechselsweise bestätigen. Der Begriff des Lebens sey bey beiden gleichbedeutend, und nur darin habe Brown gefehlt, daß er das Leben als einen erzwungenen Zustand ansehe. Die Lehre von der Krankheit, und dem allgemeinen krankhaften Zustande sey in beiden übereinstimmend. Nur sey Hippocrates in die einzelnen Momente des ganzen krankhaften Zustandes tiefer eingedrungen als Brown; letzterer hingegen habe das vorzüglichste Moment desselben nämlich die Erregbarkeit genauer hervorgehoben. Was die Entstehungsart der Krankheiten anbetrifft, so weiche Brown vom Hipp. darin vorzüglich ab, daß er die Einwirkung der Potenzen bloß als Reiz ansehe, und den qualitativen Einfluß vernachlässige; übrigens

1920 G. g. A. 192. St., den 2. Dec. 1813.

sucht der Verf. die Ideen beider, obgleich mit etwas Mühe, in Uebereinstimmung zu bringen. In der Bestimmung der Einwirkung einzelner Mittel wären beide unvollkommen und mangelhaft. Beide bringen auch nur zwey Curmethoden vor; nur darin weichen sie vorzüglich ab, daß Brown den Gebrauch der ausleerenden Mittel zu sehr einschränke, Hipp. hingegen sie freygebiger austheile.

Leiden.

Vey dū Mortier und Sohn: *Hugonis Grotii epistolae sex ineditae*, edente *Adr. Stoker*. 1809. 15 S. 8.

Der Herausgeber fand in einer Sammlung handschriftlicher Briefe von merkwürdigen Männern des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts gegen 200 von Hugo Grotius, die meisten in lateinischer, etliche in französischer, mehrere in holländischer Sprache. Die letztern sind größtentheils ungedruckt, aber von Brandt und Cattenburg, Grotius Lebensbeschreibern, bereits genügt; die französischen scheinen noch keinen Herausgeber gefunden zu haben, auch wohl keinen Abdruck zu verdienen; von den lateinischen fehlen sechs in der Bläuischen Sammlung, und sind in diesen wenigen Blättern nachgehohlet. Zwey sind an seinen Bruder, Wilhelm Grotius, aus seinem Löwesteinischen Gefängniß geschrieben; die andern, nach seiner Flucht, aus Paris, an den Siegelbewahrer Ali-grius, an Gerhard Johann Vossius, Christian Cassius und Johann Arnold Corvinus, an die in der gedruckten Sammlung bereits Briefe vorkommen. Der Inhalt macht sie zwar nicht wichtig; aber von einem großen Mann sind auch Kleinigkeiten schätzbar.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 4. December 1813.

Frankfurt am Main.

In der Andrä'schen Buchhandlung 1814. : Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom testamentarischen Erbrecht nach dem Code, Napoleon von Dr. Johann Ludwig Koch, Großherzoglich Frankfurtischen Oberschul- und Studienrath, Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der Carlsuniversität zu Aschaffenburg, der dasigen Juristenfacultät und des geistlichen Gerichts Assessor. Erster Theil IV. und 198 S. in Octav.

Unter der großen Zahl von Schriften, womit täglich die Litteratur des französischen Rechts mehr überladen als bereichert wird, zeichnet sich das vorliegende Werk sehr vortheilhaft aus. Es zeigt nicht nur von sorgfältigem Quellenstudium und fleißiger Benutzung der besseren Werke, sondern auch von eigner Urtheil des Verfassers, und empfiehlt sich durch seine wissenschaftliche Form. Die Lehre vom testamentarischen Erbrecht verdient, sowohl wegen ihrer Wichtigkeit, als wegen der

bedeutenden Abweichungen von dem früheren Rechte, in einem eignen Werke vollständig und gründlich beabachtet zu werden, und der Verf. hat diese Aufgabe im Ganzen befriedigend gelöst. Nach einer allgemeinen Einleitung zerfällt die Schrift in zwey Theile, wovon der erste die Lehre von Erwerbung des testamentarischen Erbrechts enthält, der zweyte aber von den rechtlichen Wirkungen des erworbenen test. Erbrechts handeln wird. Daß die Schenkungen von dem Plane ausgeschlossen bleiben, dieß scheint uns zu billigen zu seyn, indem die Verbindung dieser beiden verschiedenartigen Lehren, ob solche gleich in vielen Puncten übereinstreffen, nothwendig der Klarheit Eintrag thun muß. In der Ausführung hat der Verf. es sich angelegen seyn lassen, die einzelnen Vorschriften systematisch geordnet als ein Ganzes darzustellen und mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Principien des Erbschaftsrechts zu klären. Besondere Aufmerksamkeit hat er den Controversen gewidmet, welche er mit vielem Scharfsinn erörtert. So scheint uns z. B. der Art. 28-34. geführte Beweis, daß die dem anerkannten unehelichen Kindern angewiesene Erbportion kein Pflichtheil sey, sehr gelungen. Der erheblicste Grund für die entgegengesetzte Ansicht liegt in dem ihnen durch den Art. 761. verliehenen Ergänzungsrechte. Der Verf. zeigt indessen, daß sich dieses Recht, gleich allen übrigen Bestimmungen über die Succession der unehelichen Kinder, bloß und allein auf den Fall der Intestaterbfolge bezieht, mithin wegfällt, wenn die Eltern durch Schenkung oder Testament über ihre Vermögen verfügt haben.

Um dem Verfasser die Aufmerksamkeit zu beweisen, womit Rec. dessen Buch gelesen hat, mögen

hier folgende Bemerkungen Platz finden. Die harte Verordnung des Art. 908, wonach das anerkannte uneheliche Kind von seinen Eltern durch Schenkung oder Testament nicht mehr erhalten kann, als den ihm für den Fall der Intestaterbfolge angewiesenen Erbtheil, hat der Verf. zwar in Vergleichung mit den nicht anerkannten Kindern gerechtfertigt, nicht aber in Vergleichung mit Personen, welche dem Testator fremd sind. Man sage nicht der Testator solle durch jene Verordnung außer Stand gesetzt werden, dem anerkannten Kinde sein Vermögen zum Nachtheil seiner ehelichen Verwandten, zuzuwenden. Denn die letztern sind entweder Vorbehalts-erben oder nicht; in jenem Falle kann er ihnen ohnedieß den Vorbehalt nicht schmälern, wenn er auch wollte, in diesem Falle hingegen hat er völlige Dispositionsfreiheit, welche er also auch zu Gunsten seines anerkannten Kindes müßte gebrauchen können. — Ueber manche Gegenstände z. B. über die Gründe des Verbots, daß zwey oder mehrere Personen in dem nämlichen Aufsatze ihr Testament errichten (§. 105) und über die Eröffnung des letzten Willens eines Verschollenen, findet sich in der Schrift keine Auskunft. Die allgemeinen Eigenschaften der Testaments- und Notariats- Zeugen sind nicht ganz die nemlichen (§. 121), indem letztere außerdem auch noch in demselben Districte ihren Wohnsitz haben müssen. — Die bestrittene Frage: ob, wenn das widerrufende Testament der Form nach als Testament ungültig, jedoch als Notariat-Instrument gültig ist, dasselbe nicht noch als solches das frühere Testament widerrufe? bejaht der Verf. Hiernach würde also keins der beiden Testamente gelten und folglich gesetzliche Erbfolge eintreten. Daß aber dieß der

Testator nicht wollte, solches erklärte er deutlich genug, indem er zweymal testirte. Man muß also annehmen, daß er das erste Testament nur unter der Bedingung, daß das zweite gelten werde, widerrief, wonach also mit jener Bedingung auch der Widerruf wegfällt. — Der weitläufig geführte Beweis, daß ein im Auslande errichtetes eigenhändiges Testament weder hier, noch im Vaterlande des Testators (wenn diese Testamentsform hier nicht besonders anerkannt ist) gelte, scheint Rec. nicht gelungen. Der Verf. sieht das Recht, ein solches Testament zu errichten, als ein Privilegium und zwar als ein ganz persönliches Privilegium der Bürger desjenigen Staats an, worin der C. N. gilt, und geht von der Voraussetzung aus, daß dergleichen Testamente da, wo der C. N. nicht gilt, verboten seyen. Alle diese Voraussetzungen hält Rec. für ungegründet; der Raum dieser Blätter verbietet ihm jedoch solches auszuführen. — Die für Erläuterung und Ergänzung des C. N. so wichtigen Rechtsprüche der obersten Gerichtshöfe Frankreichs, deren bekannte Sammlungen nirgends angeführt sind, hätten fleißiger benutzt werden sollen. Rec., welcher der Erscheinung des zweiten Theiles mit Erwartung entgegen steht, wünscht, daß der würdige Verfasser diese Bemerkungen als einen Beweis seiner Achtung aufnehmen möge.

Stockholm.

Réflexions sur le Suicide. Par Mad. la Baronne de Staël Holstein. De l'imprimerie de Ch. Delén. 1813. 85 S. 8.

193. St., den 4. Dec. 1813. 1925

Eine vollständige Abhandlung über den Selbstmord darf man nicht hier erwarten; wohl aber moralische und psychologische Betrachtungen eines geist- und gefühlvollen, mit dem feinsten Beobachtungsvermögen begabten Frau. Uns scheint die Schrift eigentlich die Buße einer Jugendsünde, die öffentliche Abbitte für ein früher von der berühmten Verfasserinn dem Selbstmorde ertheiltes Lob. Die Note unten an der Seite 2, deutet es ganz an: "J'ai loué l'acte du Suicide dans mon ouvrage sur l'influence des passions, et je me suis toujours repentie depuis de cette parole inconfidérée. J'étais alors dans tout l'orgueil et la vivacité de la première jeunesse; mais à quoi servirait-il de vivre, si ce n'était dans l'espoir de s'améliorer?" Sehr merkwürdig und lobenswerth ist eine solche Absicht. Frau v. St. theilt ihre Betrachtungen in drey Abschnitte: I. Welches ist die Wirkung des Leidens auf die menschliche Seele? — II. Welche Gesetze schreibt uns die christliche Religion in Ansehung des Selbstmordes vor? — III. Worin besteht die höchste moralische Würde des Menschen hienieden? Im erstern werden die verschiedenen Wirkungen des Schmerzes, des Kummer, des Entbehrens mit Beredsamkeit und Wärme dargehan; das Leiden überhaupt als eine nothwendige Bedingung unseres jetzigen Daseyns, als ein Purificationsmittel der Seele, ja als ein Glück anerkannt, woraus die Pflicht erhellt, dasselbe zu ertragen, statt sich ihm zu entziehen. Doch soll man nicht die Leidenden, die das letzte ergreifen, mit Bitterkeit bekämpfen, noch sie der Feigheit beschuldigen. "Les personnes qui d'ordinaire

condamnent le Suicide, se sentant sur le terrain du devoir et de la raison, se servent souvent, pour soutenir leur opinion, de certaines formes méprisantes, qui peuvent blesser leurs adversaires on a eu tort de prétendre que le Suicide était un acte de lâcheté; cette assertion forcée n'a convaincu personne." Am verzeihlichsten ist der Selbstmord, wenn die bewegende Ursache ein tiefes Gefühl, durchaus aber von Eitelkeit frey ist, wie der Verlust eines einzig geliebten Gegenstandes, u. s. w. Der zweyte Abschnitt stellt, als Beispiele einer frommen Ergebung in den härtesten Leiden, Job, den Stifter unserer Religion, und Ludwig XVI. auf. Alsdann folgen noch einige philosophische Betrachtungen. Unterschied des Märtyrertods, überhaupt jeder edlen Aufopferung seines Lebens, und des Selbstmordes. "Le renoncement à soi-même a pour but de se consacrer à ses semblables: et le suicide, causé par le dégoût de la vie, n'est que le deuil sanglant du bonheur personnel." Im dritten Abschnitt wird derselbe Unterschied noch mehr entwickelt. Beispiele des Curtius, des Cato. In der Vergessenheit seiner selbst, in der Hingebung für das Wohl anderer, findet die Frau v. St. die wahre moralische Würde des Menschen, da sie Hohn dem Egoismus spricht. Man wird gern ihre eigene Worte vernehmen, und gewiß wird sie jeder verstehen: "Ce qui caractérise la véritable dignité morale de l'homme. c'est le Dévouement. Ce qu'on fait pour soi-même peut avoir une sorte de grandeur qui commande la surprise, mais l'admiration n'est due qu'au sacrifice de la personnalité, sous quelque forme

qu'elle se présente Le génie et le talent peuvent produire de grands effets sur cette terre, mais dès que leur action a pour but l'ambition personnelle de celui qui les possède, ils ne constituent plus la nature divine dans l'homme. Ils ne servent qu'à l'habileté, qu'à la prudence, qu'à toute ces qualités mondaines dont le type est dans les animaux, quoique le perfectionnement en appartienne à l'homme. . . . L'homme de génie qui se sert lui-même aux dépens de la race humaine, de quelques facultés éminentes qu'il soit doué, n'agit jamais que dans le sens de l'Egoïsme; &c."

Nun von dem Hange verschiedener Nationen zum Selbstmord. Ein schwedischer Prof. Namens Kobek, schrieb ein langes Werk über den Selbstmord, und mordete sich selbst nachher. Die häufigen Fälle der Art in England schreibt die Verfasserin den edelsten Gründen zu. Hohe Leidenschaftlichkeit des englischen Charakters, Heldenmuth, übertriebene Ehrliche, und Furcht vor der öffentlichen Meinung und vor jedem Tadel. Den bekanntesten Selbst- und Wechselfmord des Hrn. v. Kleist und seiner Freundin, im Jahre 1811, findet die Verfasserin auf keine Weise zu entschuldigen. Dabey kommt eine von ihr schon sonst erhobene Klage über die Deutschen vor, daß sie trefflich zur Speculation, zur That aber unfähig sind. Heute wird sie doch wohl anderer Meinung werden! — Den Beschluß des Werkchens macht ein Brief der unglücklichen Johanna Grey an Dr. Aylmers. Voran hingegen steht ein sehr schönes Zueignungsschreiben an den Helden des Nordens, den Kronprinzen von Schweden.

1928 G. g. N. 193. St., den 4. Dec. 1813:

Paris.

Von Debûre: Discours sur le premier voyage de Pierre le Grand, principalement en Hollande. Par Mr. J. de Meerman, Comte de l'Empire, et Sénateur. 1812. 79 S. 8.

Mit wesentlichen Umständen wird die Lebensgeschichte Peters des Großen in dieser Schrift nicht bereichert; aber die Aufnahme, welche die Gesandtschaft in Holland fand, unter der er sich, ob wohl bald genug erkannt, verbarg; die Anträge, welche sie den Generalstaaten machte und deren ausweichende Antworten darauf; besonders der Aufwand, den so vornehme Gäste der ans Sparen gewöhnten Republik kostete (es waren 200,000 Gulden) und einzelne chronologische Angaben, die Ankunft zu Amsterdam und im Haag, und die Abreise von da betreffend, sind aus archivalischen Acten genauer dargestellt, als in andern Schriften. Doch sind letztere in dieser Schrift lange nicht erschöpft. Herr Scheltema, Friedensrichter zu Saardam, wo Peter der Große an seinem Peter und Paul zimmerte, hat noch reichhaltigere Materialien zur genauen Schilderung dieser merkwürdigen Reise des großen Zaesr zusammengebracht, auf deren Verarbeitung jeder begierig seyn wird, der außerordentliche Menschen zu schätzen weiß.

Eben daselbst.

Nach der oben (S. 117) gegebenen umständlichen Anzeige von der zweyten Ausgabe der ersten Lieferung der Législation des Douanes de l'empire français, wird es genug seyn, anzumerken, daß auch die zweyte und letzte Lieferung mit der Jahrzahl 1813 auf 568 S. in 4. erschienen ist.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. Stück.

Den 4. December 1813.

Göttingen.

Von Wandenhoef und Kuprecht: Geschichte der Litteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten, von Johann Goufried Eichhorn. Dritter Band; zweite Abtheilung, von S. 720 = 1297. 1812. 8. (vergl. Jahrgang 1812. S. 1969).

Diese Abtheilung, in der die fremden Beyträge anfangen, beschreibt den Gang, welchen die Gelehrsamkeit in Dänemark, Schweden, Holland und unter den Osmanen genommen hat. Im skandinavischen Norden, Dänemark und Schweden, war das erste neue Licht, das in die Wissenschaften kam, ein Widerschein des Lichtes, das ihnen in Deutschland aufgegangen war; mit ihm nahm er zu und ab, besonders durch die Kriege, welche es daselbst verdunkelten. Erst in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts traten nach und nach die Skandinavier unter die litterarisch erleuchteten Völker von Europa ein.

Dänemark zögerte am längsten. Zwar ward schon 1660 das Aristokratenjoch, das lange Gutes

zurückgehalten hatte, zertrümmert; aber es dauerte noch ein volles halbes Jahrhundert bis sich eine Wirkung dieser Veränderung auf den Geist der dänischen Nation zeigte. Der Stifter derselben, Friedrich III, würde zwar alle bessere Kenntnisse, als ihr Liebhaber, mit Freuden thätig unterstützen haben, hätte es ihm die Erschöpfung seines Reichs erlaubt. Was ihm die Umstände versagten, das wollten seine nächsten Nachfolger, Christian V. und Friedrich IV. nicht, weil sie gegen alles Geistige, aus Mangel eines geistigen Organs, völlig gleichgültig waren, und Christian VI. lähmte sogar jede Geisteskraft durch den Pietismus, der sich durch sein Beispiel über sein ganzes Reich verbreitete. Doch fielen in seine Regierung Vorbereitungsanstalten, welche den nächsten Königen, Friedrich V. und Christian VII, es erleichterten, ihrem Volk zu einem Ehrenplatz unter den litterarisch-verdienten Nationen zu verhelfen. Vor allem hoben sich die Naturwissenschaften, für die Friedrich V. selbst vielen Sinn hatte, und neben ihnen die historischen. In- und Ausländer wirkten dabei mit, unter der Ermunterung der Grafen Moltke und Bernstorff. Der Geschmack, den die Nation an edlern Kenntnissen zeigte, begeisterte auch die Regierung unter Christian VII, das Fortschreiten darin mit seltener Freygebigkeit zu befördern. Auf königliche Kosten wurden zahlreiche gelehrte Reisen unternommen; kostbare Werke herausgegeben; die gelehrten Gesellschaften in ihren Unternehmungen unterstützt; gelehrte Institute aller Art, Bibliotheken, botanische Gärten, Museen, theils neu angelegt, theils erweitert und verbessert; die Universität und die gelehrten Schulen in manchem besser eingerichtet, und Schullehrer-

Seminarien angelegt. Sogar die Pressfreyheit ward den Schriftsteller in ihrem ganzen Umfange zweymahl (1770 und 1784) eingeräumt; aber die Ungebundenheit mancher Autoren zwang die Regierung, sie nach beiden Versuchen (1771, 1790 und 1799) wieder aufzuheben. Seit einem halben Jahrhunderte hat sich die dänische Nation um die meisten Zweige des menschlichen Wissens verdient gemacht, und sich eine Nationallitteratur gegeben.

In Schweden reformirte Carl X. Upsala und Åbo. Carl XI. begünstigte jede Gattung von Kenntnissen, die seiner errungenen unumschränkten Macht nicht im Wege war; daher er zwar die Freyheit der Presse einschränkte, aber auf die Cultur der Landessprache, das Studium der einheimischen Geschichte und der Alterthümer des Landes, auf eine geographische Vermessung seines Reichs drang. Die Folgen solcher Gesinnungen der Regierung konnten sich zwar unter der kriegerischen Regierung Carls XII. nicht zeigen; aber nach seinem Tode wurden sie unter der neuen aristokratisch-republicanischen Verfassung (von 1720 — 1772) sichtbar. Der Presszwang wurde wieder aufgehoben; dadurch und durch die neue Verfassung hatte das Talent ungehindert Spielraum, und zeigte sich in den ersten Staatsmännern, einem Tessin, Scheffer, Gyllenborg, Höpken und Rudenstjöld in glänzenden Beyspielen. Privatgelehrte traten in gelehrte Gesellschaften zusammen, und die Könige, durch ähnliche Beyspiele im westlichen Europa ermuntert, erhoben sie durch Bestätigungen zu königlichen Academien und Societäten, (wie (1741) die königl. Academie der Wissenschaften zu Stockholm, und (1766) die königl. litterarische Societät zu Upsala). Die Königin Luise Ulrike

stiftete 1753 eine eigene Academie für die schöne Litteratur (Geschichte und Alterthümer). 1763 trat eine patriotische Gesellschaft zur Verbesserung der schwedischen Landwirthschaft zusammen, die noch 1797 ein Muster für die finnländische Haushaltungsgesellschaft wurde. Die Universitäten strengten sich an, nicht hinter diesen gelehrten Vereinen in Verdiensten um die Wissenschaften zurückzubleiben; und so eigneten sich die Gelehrten des Reichs nach und nach nicht nur die Wissenschaften in der Vollkommenheit zu, die ihnen das Ausland gegeben hatte, sondern machten auch in manchen ihrer Theile Epoche, wie in der politischen Arithmetik, in der Landwirthschaft, der Mineralogie und allen Theilen der Naturgeschichte, den orientalischen Sprachen, der Länder- und Völkerkunde u. s. w., die Bearbeitung eines einheimischen Gesetzbuchs (1734), ihrer Landessprache aus der ältern und neuern Zeit und ihrer Landesgeschichte zu geschweigen. Gustav III, selbst ein Fürst von vieler Bildung, besonders von poetischen und rednerischen Talenten, hob, durch Beyspiel, Anstalten und Ermunterungen, die schönen Redekünste, nur leider! nicht national, sondern nach französischen Mustern, und zog die bessern Köpfe der Nation mehr zu ihnen als zu den ernstern Wissenschaften hin. Unter seinem Sohn, Gustav IV, wurden letztere gar für gefährlich angesehen, und durch Preßzwang und Censuren eingeschränkt, wodurch bey einer längern Regierung ein großer Rückfall in den Wissenschaften zu besorgen gewesen wäre. Seine einzige Stiftung ist die königliche Kriegsacademie, wozu er (1805) eine militärische Privatgesellschaft erhoben haben mag, weil er ihre Nützlichkeit für seine beständigen Kriege erkannt hat.

Die Niederlande waren, als Sitz ernstloser Thätigkeit für Schiffahrt, Handel und Manufacturen, schon im sechszehnten Jahrhundert für alles Geistige empfänglich; daher auch die Reformation gleich bey ihrer ersten Verkündigung leichten Eingang fand. Desto weniger wollten sie sich in ihrer Annahme von der spanischen Regierung beschränken lassen, und es begann ein Kampf für Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit, der zugleich, durch die Anstrengung, die er kostete, zur Erhebung des niederländischen Geistes diente. Zufällig gab er ihnen (1574) an Leiden eine neue Universität zum Bildungsorte, an dem die Wissenschaften durch eingebohrne und auswärts hergerufene Gelehrte herrlich aufblüheten, und der andere Provinzen zu ähnlichen Stiftungen zu Franeker, Groningen, Utrecht und Harderwyk reizte. Wie man sich zu Hause, im Felde und auf Meeren angriff, der Krieger gegen den spanischen Freiheitsfeind, der Kaufmann, Fabrikant und Seefahrer für Schiffahrt, Handlung und Manufacturen, so der Gelehrte und der Künstler für die Wissenschaften, und am Ende des großen Kampfes, beym Westphälischen Frieden (1648), besaßen die Niederlande schon eine Litteratur der schönen Kedenkünste, die ein Abdruck ihres eigenthümlichen Geistes war, große eigenthümliche Verdienste um die alte classische und morgenländische Sprachkunde, reiche Materialien für die einheimische ältere und neuere Geschichte, und die Welt- und Völkerkunde. Der große Vesal hatte Bahn in der Anatomie gebrochen; von Helmont die Gebrechen der bisherigen practischen Medicin aufgedeckt; Hugo Grotius der Rechtsgelehrsamkeit ein Natur- und Völkerrecht zur Unterlage, und der Theologie vortreff-

lichen Stoff zur Verarbeitung gegeben. Zacharias Jansen hatte (1590) für die Astronomie das Teleskop, sein Sohn für die Naturwissenschaften das Mikroskop, und Cornelius Drebbel dessen Zusammensetzung erfunden; die Plantinische Officin hatte zu Antwerpen (seit 1550), die Elzevirische zu Leiden (seit 1626), die Bläuische zu Amsterdam (seit 1628) musterhafte Ausgaben der alten Schriftsteller und letztere außer diesen noch verbesserte Charten und Globen geliefert.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts standen die vereinigten Niederlande in dem Zenith ihrer Macht. Als sie davon (seit 1654) unmerklich herabzusinken anfingen, blieben sie wenigstens noch eine Zeitlang in dem Ruhm der Selbstständigkeit in Wissenschaften und Kunst, in der Philosophie durch Spinoza, in den Naturwissenschaften durch Huygens und Hartsoeker, durch Swammerdam, Leeuwenhoeck und Kunsch, in der Kosmographie durch die vielen Reisenden, die ihre gemachten Entdeckungen in Reisebeschreibungen niederlegten. Die Nationalpoesie blühte durch Vondel, die Kunst durch Jacob van Kampen, den Erbauer des Amsterdamer Rathhauses, durch Rubens, van Dyk, Rembrand und andere Maler.

Nun trugen die Hugonotten ihren Kunstfleiß, ihre Philosophie und Geschichtskunde, ihre Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, ihren Geschmack, ihre Kritik und ihre Sprache nach den Niederlanden. Sie lernten zwar viel Nützliches von ihnen; doch war es auch, seitdem sie unter ihnen angesiedelt waren, um die Selbstständigkeit der niederländischen Litteratur in vielen Fächern geschehen. Die schönen Redekünste nahmen französische Art und Form an; der Vortrag in der Landessprache ward

fanfter und glätter, aber auch schwächer und geistloser; die Philologie warf ihre schwere Rüstung ab und begnügte sich entweder mit leichten oberflächlichen oder mit schwerfällig zusammengestoppelten Noten. Nur die Naturwissenschaften konnten von ihrem sichern und festen Gang der Beobachtung und Versuche durch Hülfe des Calculs nicht abgebracht werden, weil selbst die Naturkundiger des Mustervolks, der Franzosen, keinen andern giengen.

Die poetische Periode der Niederländer, deren herannahendes Ende sich schon in der knechtischen Nachahmung der Franzosen angekündigt hatte, war bald nach dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vorüber, und an die Stelle einer vorherrschenden Phantasie die Reife einer nach und nach entwickelten männlichen Denkkraft getreten. Desto beliebter waren nun die ernsthaften Forschungen über Sprachen, über die alten, die griechische, römische und die morgenländischen, zu denen Hemsterhuys und Schultens anführten, über die Landessprache, ihre Grammatik, ihre Politur und ihre Verfeinerung, wie sie Ten Kate, Hundecoper und Kluit anstellten, um der Prose die ihr noch fehlende classische Vollkommenheit zu geben; die Forschungen über die Natur und ihre Geheimnisse, zu denen Hermann Boerhave durch sein Beispiel einen neuen Anstoß gab, und der durch die großen Naturforscher, s' Gravesande, Musschenbroek, Zarenheit u. a. verstärkt wurde. Die Cabinet- und Museen mehrten sich, nicht nur bey öffentlichen Instituten, sondern auch bey Privatpersonen; eine Reihe naturhistorischer Prachtwerke wurde ans Licht gefördert; gelehrte Gesellschaften, deren Hauptzweck die Physik war, wurden in Menge ge-

stiftet, die Harlemer (1752), die Zeeländische (1769), der Rotterdamer (1769), die Utrechtsche (1772), die Leylersche (1778). Reichthum und die Ruhe eines 67 jährigen Friedens erlaubte den niederländischen Gelehrten, mit Bequemlichkeit den Studien ernsthafter Wissenschaften zu leben. Was sich durch langsame Ueberlegung zu Stande bringen ließ, das gelang; wozu aber Schwung und Wurf des Genies gehörte, das mißlang: des Gemüths der Nation hatte sich während der langen Entfernung alles Zwangs zu Anstrengungen bey so langem Frieden, bey dem sich ins Unermeßliche häufenden Reichthum und dessen ungestörtem Genuß eine gewisse Schlawheit bemächtigt.

Endlich wurden die Niederlande in ihrem Innersten erschüttert. Binnen 15 Jahren, von der Theilnahme an dem nordamerikanischen Freyheitskrieg (1780) bis auf die Besignahme des Landes von den Franzosen (1795) und die darauf folgenden Ereignisse, sahen sie ihre Verfassung, ihre Schifffahrt und ihren Handel, und dadurch ihren Wohlstand dahin schwinden. Bey dieser Umkehrung der Dinge erwachte auf einmahl die Nationalität wieder aus ihrem Schlaf. Man versuchte wieder, wie vormals in den Zeiten des Kampfs mit Spanien, zu singen, man trat in Dichtergesellschaften zu Leiden, zu Amsterdam, zu Rotterdam (1800) zusammen, und stellte die Nationalpoesie her; man versuchte Fesseln zu sprengen, und da die politischen zu fest saßen, so zertrümmerte man die kirchlichen, und schämte sich nun der theologischen Knechtschaft, in der man zwey Jahrhunderte gelegen hatte. Die deutsche Theologie ward größtentheils auch die niederländische.

Die Osmanische Litteratur fieng lange vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken an. Abgesehen von den Werken, von denen bloß Titel oder Namen der Verfasser übrig geblieben sind, so ist Ogusname, eine Geschichte der Ikonischen Seldschuken, verbunden mit einer Sammlung alter Sittensprüche von Saltukdede, dem Anführer der ersten türkischen Horde durch die Dobruzische Tataren, das älteste noch vorhandene Werk in türkischer Sprache. Osman und Orchan gründeten die ersten Collegien für Lehrer und Studierende, deren Beispiel Murad I. und Mohammed I. folgten. So begann also im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (besonders c. 1327) die litterarische Cultur der Osmanen, und gelangte innerhalb des Verlaufs von drey Jahrhunderten, bis zum Ende des sechszehnten (mit der politischen Größe zugleich) auf ihre höchste Höhe. Mohammed II. (außerordentlich in allem, was er begann) organisierte unter den Osmanischen Sultanen zuerst den öffentlichen Unterricht, und führte die Stufenfolge der Collegien und ihrer Professoren ein; sein Sohn Bajased II. setzte ihnen nach ihren Graden (so wie außerdem einem besondern Hofdichter und Hofgeschichtschreiber) feste fortgehende Besoldungen aus, und der große Soleiman, der Gesetzgeber, bildete aus diesen Stiftungen den Körper der Ulema, den Lehr- und eigentlich gelehrten Stand im Osmanischen Reiche. In ihm sind Professoren, Gesetzgelehrte (Juristen und Theologen), Priester, der gebildeteste und gelehrteste Theil der ganzen Nation, zusammengefaßt. Wer erst ins Geschäftsleben, ins Lager oder in Kanzleyen, übertreten ist, der hört der Regel nach auf, sich den Studien zu widmen, und die Wenigen, welche in

geistigen Beschäftigungen Erholung suchen, finden sie in der Poesie, der Geschichte ihrer Zeit, oder philologischen Untersuchungen, nicht in den Wissenschaften der Ulema. Die Hauptanstalten für jene gelehrte Studien, die vor Orchan's Zeit gestiftet worden, waren in den drey Residenzstädten, Brussa, Adrianopel und Constantinopel angelegt; außerdem hatten auch mehrere Städte in den Provinzen Schulen, Collegien und Bibliotheken. Doch übertraf in Ansehung der letztern Constantinopel jeden Sitz der osmanischen Kaiser: zu der ersten öffentlichen Bibliothek, die Mohammed II. zu Constantinopel gesammelt hatte, kamen im achtzehnten Jahrhundert noch dreizehn, so daß ihrer gegenwärtig vierzehn sind.

Zur Zeit des Anfangs der Osmanischen Litteratur hatte die Persische bereits ihren Zenith erreicht; an sie lehnte sich nun die Türkische bey ihrer Entwicklung an, und nahm nach der Zeit auch die Arabische noch zu Hülfe. Was beide Vorzügliches hatten, eigneten sich die Türken schon in ihren guten Jahrhunderten bis auf Weniges durch Uebersetzungen zu. Die Türkische Poesie ward schon unter Ilderim Bajased, noch mehr unter Murad II. durch die Persische geweckt. Ihr goldenes Zeitalter fiel in die wahre Blüthenzeit der Osmanischen Gelehrten, in die Regierung Mohammeds II.; unter Soleiman, dem Gesetzgeber, war sie so classisch, als sie je geworden ist, und sank nach ihm nieder. Die Prose hielt mit der Poesie fast gleichen Schritt; unter Soleiman II. hatte sie das Ziel ihrer Vortrefflichkeit erreicht. Als schon die Poesie still stand, strebte sie noch fortgehend noch nach größerer Ausbildung; aber nicht zu ihrem Vortheil: sie sank in eine geschmacklose Ueber-

Iadung mit fremdem Reichthum auf Kosten der ihr angeborenen Klarheit und Verständlichkeit: sie ward verbildet. Die ernsthaften Wissenschaften der Ulema's gründeten Mohammed II. und sein Sohn Bajasid II., deren Großwesire treulich mit dazu halfen; Selim I. brachte sie dem Thron um vieles näher, da er (was kein früherer Sultan gethan hatte) mit Dichtern und Gelehrten in vertrautem Umgang lebte; unter Suleiman II. traf der höchste Flor der Wissenschaften und Künste mit der größten politischen Macht der Osmanen zusammen. Nun ward der Conun name, eine Sammlung der von Suleiman neu gegebenen oder bestätigten Gesetze, von seinem Großwesire Lufti Pascha zusammengetragen, der noch jetzt die Grundlage der Osmanischen Staatsverwaltung ist. Die besten Köpfe wurden von ihm zum Glanz seiner Regierung genutzt: seine Großwesire, Musti, überhaupt alle seine Diener bey dem Civil- und Militärwesen, bey der Landarmee und Flotte, waren immer die ersten Männer ihres Faches. Er hinterließ große und prächtige Stiftungen, und Denkmähler seiner Regierung, die noch jetzt seine Größe verkündigen. Bis dahin standen die Sultane auch als Dichter und Gelehrte mit an der Spitze.

Von 1566 - 1640, von Selim II. bis Murad IV., hörten zwar die Sultane selbst auf, Gelehrte zu seyn; aber die ersten Würden des Reichs, die Stellen der Richter zu Brussa, Adrianopel und Constantinopel, die Heeresrichter von Anatoli und Rumili, und die Stelle des Musti waren immer mit den gelehrtesten Männern ihrer Zeit besetzt. Die Gesehswissenschaft des Islam, die von dem Imam der sieben ersten Jahrhunderte auf das sorgfältigste ausgearbeitet worden, hatte noch vor-

zügliche Uebersetzer, Commentatoren und Glossatoren, die Arzneykunde und Astronomie, die geschätztesten Theile der mathematischen und physischen Wissenschaften, weil sie zu den Stellen der Hofärzte und Hofastrologen den Weg bahnten, bearbeiteten berühmte Nahmen. Im Anfang dieses Zeitraums lebten die größten Geschichtschreiber und Dichter, wie Saadeddin und Abdalbaki († 1599); am Ende desselben Hatschi Chalfa, der größte Gelehrte der Osmanen, ausgezeichnet als Historiker und Geograph, einzig als encyclopädischer Bibliograph. Noch immer wurden öffentliche Collegien gestiftet und reichlich begabt. Gelehrte aller Provinzen des Reichs strömten nach Constantinopel, weil dort Gelehrte und Scheiche in hoher Achtung standen. So lange dauerte auch Macht und Ruhm der Osmanen.

Aber von 1640–1702, von Ibrahim bis Ahmed III., sank mit der Blüthe des Osmanischen Reichs auch die Blüthe der Wissenschaften. Was für sie geschah, wurde mehr des äußern Prunktes wegen, als aus Ueberzeugung vom Werth und wahren Nutzen derselben unternommen. Und als sie sich unter den auf einander folgenden Kuprili wieder etwas hoben, so war es doch nicht von Dauer, und kaum in einem Nachschein ihres vorigen Glanzes. Die schönen Redekünste wurden unglücklich geübt; die Hofhistoriographen schrieben bloß ihres besoldeten Amtes halber. Doch fanden in diesem Zeitraum durch Kriege, Renegaten und zahlreiche Gesandtschaften lateinische Bücher und europäische Kenntnisse den Weg nach Constantinopel.

Ihren Einfluß verstärkte die Einführung der Buchdruckerkunst daselbst. Mit der Einwirkung der

europäischen Cultur (von 1702 — 1774) erwachte auch wieder einiger Eifer für die Verbesserung der Nationalcultur; die Sultane setzten ihren Ehrgeiz darin, die Posten ihrer Staatssecretäre für die auswärtigen Angelegenheiten und ihre Botschafter mit gebildeten und gelehrten Männern zu besetzen; Ahmed III., Mustapha III., Mahmud und Osman III. stifteten in der Hauptstadt ein ganzes Duzend neuer Bibliotheken, um es nicht an Anstalten zur Nationalbildung fehlen zu lassen: das Uebersetzen aus dem Persischen und Arabischen fieng von neuem an, um die Werke nachzubohlen, welche in der frühern Zeit der Osmanischen Blüthe, des Umfangs und der Seltenheit wegen, zurückgeblieben waren; man strengte sich für Poesie und schöne Prose an: aber der einmahl entwichene bessere Geschmack war nicht zurückzurufen.

Mittlerweile war die unter Ahmed III. eingeführte Buchdruckerey eingegangen. Endlich machten allerley zufällige Umstände, besonders der hohe Preis, zu dem die Handschriften durch den Aufkauf für die vielen angelegten Bibliotheken gestiegen waren, ihre Wiederherstellung, selbst den mohamedanischen Gelehrten, wünschenswerth, welches auch unter Abdulhamid's Regierung geschah. Der Einfluß der Europäer stieg seitdem noch durch die Einrichtung von Ingenieur- und Bombardierschulen unter der Aufsicht oder Mitwirkung europäischer Officiere, durch die Uebersetzung wissenschaftlicher ausländischer Bücher, durch die Kriege und Bündnisse mit Oesterreich und Rußland, mit Frankreich und England, durch die Errichtung stehender Gesandtschaften, und die Bildung der ins Ausland geschickten Staats- und Geschäftsmänner.

Carlsruhe.

Magazin für theoretische und praktische Thierheilkunde und thierärztliche Polizey. Herausgegeben von Dr. S. J. Tenffel, Großherzoglich-Badischen Medicinal-Rathe und Hof-Arzte, erstem Lehrer der Thierheilkunde an der Veterinairschule, u. s. w. 1. Band 1. Heft 1811. 2. Heft 1812. 3. Heft 1813. Octav in C. F. Macklots Hofbuchhandlung.

Wenn es gleich für jeden Thierheilkünstler wahres Interesse haben muß, mit den neuern, in seiner Wissenschaft gemachten Beobachtungen und Erfahrungen bekannt zu werden, so ließen die bisherigen Zeiten in letzterer Hinsicht doch sehr vieles zu wünschen übrig, da sie nicht allein im Ganzen dem thierärztlichen Publicum an litterarischen Producten eine sehr precäre Ausbeute lieferten, sondern selbst nicht einmahl gestatteten, daß das Wenige was in fremden Ländern in zootherapeutischer Hinsicht gewonnen worden, zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Dazu kommt noch, daß die mehrsten Thierarzney-Institute Deutschlands mehr oder weniger durch die ununterbrochenen Kriege litten, und somit der ausgebreiteteren Bearbeitung der thierärztlichen Doctrin keinen Vorschub leisten konnten. Dem Mangel der Publicität ist größtentheils durch diese Zeitschrift abgeholfen; auch stimmt Rec. darin mit Hrn. L. überein, daß sie besonders dem practischen Thierarzt gut zu statten kommt, welcher dadurch von den Fortschritten seiner Kunst unterrichtet wird, ohne große Kosten aufwenden zu müssen, was ihm bey dem meist kärglichen Einkommen unmöglich ist.

Der große Werth dieser Zeitschrift, nicht allein für den Thierarzt, sondern auch für den gericht-

lichen Arzt und Wundarzt, für den Staatsbeamten und Deconomen wird aus einer kurzen Anzeige der bisher erschienenen drey Hefte von selbst hervorgehen. Sie enthalten: Abhandlungen über einzelne wichtige Thierkrankheiten, gründliche vorurtheilsfreye Beobachtungen der in die Sinne fallenden Erscheinungen bey Thierkrankheiten, Erzählungen merkwürdiger und seltener Krankheitsfälle, Nachrichten von ausgebrochenen Thierseuchen, merkwürdige Leichenöffnungen in so fern dieselben über die Ursache und den Sitz mancher Krankheiten Licht verbreiten können, Nachrichten über den Nutzen verschiedener Arzneymittel bey Thierkrankheiten, Beyträge zu einer genauern und gründlichern Bestimmung der Wirkung und Dosis mancher Arzneymittel bey den verschiedenen Thiergattungen, Bemerkungen über den Einfluß des Wassers, der Witterung und des Wohnorts auf die Entstehung und den Charakter der Thierkrankheiten, Vorschläge zur Verbesserung der Geburtshülfe bey Thieren, wichtige Entdeckungen in der Naturgeschichte der Hausthiere und Anwendung derselben auf Verhütung, Erkenntniß und Leitung der Thierkrankheiten, critische Anzeigen von allen im Gebiet der Thierheilkunde erschienenen neuen Schriften; practisch brauchbare Vorschläge zur Verbesserung der Viehzucht und Veredlung der Racen, Sammlung von Gesetzen und Verordnungen welche in und außer Deutschland in Bezug auf Thierheilkunde überhaupt, besonders aber in Rücksicht der Viehmängel erscheinen und erschienen sind; Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Thierarzney-Institute, Beförderungen, Ehrenbezeugungen, Todesfälle bekannter Thierärzte u. s. w.

1944 G. g. A. 194. St., den 4. Dec. 1813.

Nach diesen Bemerkungen wird sich gewiß jeder Freund der Thierheilkunde mit Rec. in dem Wunsche vereinigen, daß nicht allein diese gehaltvolle Zeitschrift fernerhin fortbestehen, sondern daß es auch dem Herausgeber gefallen möge, das Publikum öfter als einmahl jährlich mit einem Heft zu beschenken. Druck und Papier sind tadelfrey.

Quisburga und Essen.

Bei Bodeker und Kürzel: **Der Sonntag.** Eine Schrift für das Volk von **J. A. Krummacher.** Dritte verbesserte und vermehrte rechtmäßige Auflage. 1813. Octav. Auch unter dem Titel: **Festbüchlein.** Eine Schrift für das Volk von **z.** Erstes Bändchen u. s. w. VIII und 158 S. Dieß treffliche Büchlein ist schon so bekannt und in so vielen Schulen eingeführt, daß wir etwas unnützes thun würden, wollten wir es bekannt machen. Der Zweck dieses Festbüchleins, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen die Feste einzufloßen, und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln, ist mit so viel richtigem Urtheil und so zartem Gefühl erreicht worden, daß wir zur allgemeineren Verbreitung desselben, zumahl in dieser vervollkommeneten Gestalt, mit Freuden beitragen. Wie sehr dazu die schönen Compositionen mitwirken, welche Herr **A. Harder** den Liedern mit eben so viel edler Einfalt als Kunst gegeben habe, wird unsern Lesern, die Musik lieben, bekannt genug seyn. In manchen Gegenden des Vaterlandes, sagt der Herr Generalsup., der Verfasser dieses Werkchens, ertönen diese Lieder in den Thälern und auf den Höhen. Das schönste Lob, das ihnen zu Theile werden konnte.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 6. December 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 16. October verlas der Hofr. Zychsen eine Abhandlung de numis veterum Persarum comment. IV. qua inprimis Tetradrachma Arsacidarum recensentur, deren Zweck war, seine vor drey Jahren gelieferte Abhandlung, worin er zuerst die Arsaciden-Münzen mit Hülfe der Mionnetschen Abdrücke bestimmter zu ordnen versucht hatte, in Hinsicht der Tetradrachmen, deren Mionnet nur einige wenige gegeben hat, zu ergänzen, wozu die seitdem erschienene Iconographie grecque reichen Stoff darbot. Da H. Visconti in diesem herrlichen Werke auch die Parthischen Drachmen neu geordnet hat, meist übereinstimmig mit dem W., so nahm der W. um seinem Versuch die möglichste Vollendung zu geben, die ganze Untersuchung nochmals vor, indem er die Ansichten des H. Visconti mit den seinigen verglich, dessen Belehrungen dankbar benutzte, und bey Verschiedenheiten die Gründe für und wider

unpartheyisch und vollständig darlegte. Die Abhandlung besteht daher aus zwey Haupttheilen: I. Von den Drachmen der Parthischen Könige. Hier sind manche Bemerkungen nachgehohlet, die der Verf. in der erstern Abhandlung entweder geflissentlich übergieng, oder die er der Beobachtung des H. Visconti, der die Originale unter Augen hatte, verdankt. Die Abweichungen betreffen hauptsächlich die M. Phrahates II. dem H. V. fünf Arten von Münzen beylegt, wovon der Verf. die meisten Mithridat II. zuschreibt. Aber in denen, die beide Verf. einstimmig für Münzen des Phrahates halten, erkennt der Verf. jetzt mit Hrn. Wisc. an dem Helm des Königes ein Horn und am Rande Hirschfiguren, die auch, nach der Versicherung des Hrn. Hofr. Jacobs zu Gotha, auf den Mionnetschen Abdrücken sich erkennen lassen. Dem zwölften Arsaciden Phrah. III. legt der Verf. jetzt mehrere Münzen bey, die sich durch Verschiedenheit der Titel und zum ersten Mal vorkommende Monogramme auszeichnen. Die Marmichfaltigkeit der erstern erklärt sich durch die letztern, indem die Monogramme wahrscheinlich den Prägeort andeuten, obgleich die Erklärung jedes einzelnen Monogrammes unsicher seyn dürfte. Uebrigens scheint es jetzt den prunkenden Titeln der Arsaciden ohngefähr so gegangen zu seyn, wie den Monogrammen der deutschen Könige und Kaiser, die nach und nach so zusammengesetzt wurden, daß sie zu mühsam und beschwerlich wurden, daher man sie ganz abschaffte. So wurden bey den Arsaciden seit diesem Könige die Titel bis auf 4 reducirt, *εὐσεβῆς. δίκαιος. ἐπιφάν. Φιλάλλην.* die von nun an stehend werden. Bey der M. mit vorwärts sehendem Kopf wird es darauf anköm-

men, ob das verstümmelte Wort (ἐν)πατορος oder (αυτου)πατορος zu lesen sey; wäre ersteres die richtige Lesart, so würde der W. sie unbedenklich Phrah. III. beylegen. Die Drachmen die der W. zweifelnd Drodos II. zuschrieb, gehören gewiß diesem Könige, weil der nur auf diesen befindliche Anker, Symbol seiner Ansprüche auf das Reich der Seleuciden, nach H. Wisc. Bemerkung, nur für diesen König, der Syrien einige Jahre lang in Besiz hatte, paßt. Sie müssen also zwischen 51 und 39 vor Chr. geprägt seyn. Die Münzen mit dem Adler glaubt der W. noch dem Donones beylegen zu müssen, und findet dafür in der von H. W. zuerst bekannt gemachten M. mit dem Nahmen *ωνωνης* und einem ähnlichen Kopf und Monogramm eine neue Bestätigung. Bey der M. mit Gotarzes Nahmen prüfte der W. die von H. W. vorgeschlagene Erklärung, die viel empfehlendes hat, findet aber doch dagegen bedeutende Schwierigkeiten. Könnte man annehmen, daß das *ν* (von *vos* statt *νιος* nach H. W.) zu dem kaum leserslichen Nahmen *Αρσακου* gehöre, so würde die vom Verf. vorgeschlagene Lesart, *βασιλ. Αρσακου ος και καλουμενος Γοταρζης Αρταβανου*, keine Schwierigkeit haben. Die letzte Drachme, der man mit Wahrscheinlichkeit ihren Urheber anweisen kann, ist eine von Meherdat, mit vorwärts gekehrtem Gesicht, die zuerst von H. W. edirt ist. II. Die Tetradrachmen sind nach Bailant, Pellerin, Disconti u. a. zuverlässigen Quellen möglichst vollständig verzeichnet, und machen eine fast ununterbrochene Folge aus vom Drodos, dem 14ten Arsaciden bis auf den vorletzten, Bologes V. Von mehreren Königen sind 6, 8 und mehr Münzen dieser Art bekannt, die durch ihre

Folge und die darauf befindlichen Jahrzahlen die Folge und Zeitrechnung der letzten Parthischen Könige berichtigen. Es geht daraus hervor, daß fünf Vologese gewesen sind, von welchen der letzte gleichzeitig mit Artaban IV. dem letzten Arsaciden regierte. Bey den Münzen des Orodes findet der V. wahrscheinlicher, daß auch diese von einer griechischen Stadt, namentlich Seleucia, geprägt seyn, als von Orodes selbst nach der Einnahme von Antiochia. Der auf der einen M. befindliche Nahme des Monats Dastus, der mit unserm Junius zusammentrifft, scheint ihm die Vermuthung zu bestätigen, daß sie auf den Sieg über den Crassus, der gerade in diesen Monat fiel, als Denkmünze geprägt sey, wozu die Vorstellung des Königs, als Jupiter nicephorus, vollkommen paßt. Die Stadt Seleucia hatte ein besonderes Interesse dem Könige zu schmeicheln und sich um seine Gunst zu bewerben, da sie wenige Jahre vorher sich empört hatte. Der Beyfall den diese M. fand scheint die Bestätigung des Münzrechtes zur Folge gehabt zu haben, welches Seleucia bis auf die letzte Zeit der Dynastie übte. Nur werden die Münzen, seit Chosres zumal, immer schlechter an Gepräge und Gehalt, wovon der Grund in den unglücklichen Ereignissen die den Staat, und Seleucia insbesondere, in den Kriegen mit den Römern trafen, zu suchen ist. Andere griechische Städte mögen auch Münzen geprägt haben, aber die meisten Tetradrachmen scheinen doch von Seleucia, das die ersten prägte, zu seyn. Aus dieser Ansicht erklärt sich theils das Gepräge der Tetradrachmen, die Stadtfigur, die dem Könige eine Palme, einen Kranz u. überreicht, theils die diesen Münzen eigenthümlichen syromacedonischen Mo-

natsnamen, die sich anfangs auf die Begebenheit, wodurch die M. veranlaßt ward, einen Sieg, eine Thronbesteigung zc. bezogen, hernach aber beygehalten wurden, um die Zeit der Ausprägung anzudeuten. Von Phrahat IV. sind die meisten Vierdrachmenstücke vorhanden, die hier vollständig verzeichnet sind. In der seltenen M. die auf dem Revers den König mit dem Bogen hat, findet der W. nicht ein so entscheidendes Argument gegen die Annahme, daß diese Medaillen von griechischen Städten geprägt worden, da ja auch griechische Münzmeister den Typus der Drachmen einmahl zur Veränderung nachahmen konnten, so wie nachher der König zu Pferde vorkommt. Vielleicht ist gar diese M., die sich durch einen jugendlichen Kopf auszeichnet, nicht von Phrahates, sondern von seinem Sohn und Nachfolger Phrahataces. Von Bardanes finden sich bey Sessini mehrere Münzen, bey welchen jedoch, da die Abbildungen fehlen, ungewiß ist, ob sie ihm oder seinem Nebenbuhler Gotarzes gehören. Durch die Untersuchungen des H. Wisc. und die beigelegten schönen Abbildungen ist es entschieden, daß die von Sessini einem einzigen Könige beigelegten Münzen unter drey zu vertheilen sind, womit also die von ihm aufgestellte neue parthische Aere wegfällt. Es würde zweckwidrig seyn die Bemerkungen über die Münzen der folgenden Könige hier auszuziehen, worin die neuen Entdeckungen und Vermuthungen des H. Wisc. theils benutzt, theils geprüft werden; der Numismatiker wird die Abhandlung selbst lesen. Als Anhang handelt der W. noch von den Parthischen Kupfermünzen, wohin auch die mit einem Hirsch oder Pferde auf der Rehrseite gehören, und von der einzigen M. die H. Wisc. dem Mnascires,

einem Könige von Apolloniatis, beylegt. Wenn er hin und wieder von den Meinungen des berühmten Mannes abweicht, so glaubt er versichert seyn zu dürfen, daß gerade dieser am wenigsten darin eine Polemik und Rechtshaberey finden werde. Die Verdienste des H. Visconti um die alte Münzkunde sind zu entschieden, als daß Zweifel gegen einzelne Vermuthungen, aus bloßem Interesse für die Wissenschaft geäußert, ihnen etwas benehmen könnten. Zum Schluß noch etwas über die Parthische Zeitrechnung auf den Tetradrachmen. Der V. erläutert zuerst die von H. Visc. angezogene Stelle aus dem von Morelli edirten Fragment des Dio Cassius, und bemerkt, daß diese zwar nicht ganz entscheidend für die Annahme der Seleucidischen Zeitrechnung zu seyn scheine, daß aber doch die griechischen Städte im Parthischen Reiche höchst wahrscheinlich diese, und nicht die so genannte Chaldäische des Freyer befolgten, so wie es alle Syrer thaten. Bey der Reduction müsse man aber nicht 312 sondern 311 Jahre rechnen, weil der Anfang der Seleucidischen Aere 311 Jahre 3 Mon. vor Ehr. fällt. So rechnen auch die Syrer, und die von Eckhel für die Freyer'sche Aere angeführte Inschrift sey eben so zu verstehen. Nur wenn die drey ersten Monate des Syromacedonischen Jahres (Hyperberetäus, Dios, Apelläus) ausdrücklich genannt werden, sey 312 Jahre zu rechnen. Um die durch die Münzen berichtigte Königsfolge dem Historiker in einer bequemen Uebersicht darzulegen, ist ein chronologisches Verzeichniß der Arsaciden nach der dreyfachen Zeitrechnung, der Seleucidischen, Römischen und Christl. angehängt. Zwey Kupfertafeln werden getreue Abbildungen, meist von Tetradrachmen, enthalten.

Paris.

Bey Me'guignon, Marvis: *Mémoire sur l'usage de l'épiglotte dans la deglutition*; présenté a la premiere classe de l'institut le 22 Mars 1813. par M. Magendie D. Prof. d'Anat. et physiologie. 1813. Octav. 36 Seiten.

Um zu erfahren, ob der Kehldeckel bey dem Niederschlucken eine wichtige Rolle spiele, machte der Verfasser folgenden Versuch: Er zog an einem Hunde nach gemachter Wunde zwischen dem Zungenbein und dem Schildknorpel den Kehldeckel hervor, und schnitt ihn ab. Nach einigen Stunden fraß und soff das Thier ohne irgend eine Beschwerde; dem Verfasser fiel dieses auf. Er machte ein anderes Experiment. Er zog die Epiglottis durch eine ähnliche Wunde etwas hervor, und erblickte nun die Glottis, und ihre gleichzeitige Bewegung mit dem Athmen. Darauf goß er einen Löffel voll Wasser in den Rachen des Hundes, worauf gleich die Bewegung des Niederschluckens erfolgte, während sich bey dem Aufsteigen des Kehlkopfs die Glottis völlig schloß. Auch geschah das Gleiche, wenn er den Finger in den Pharynx brachte. Nun sah er ein, warum der erste Hund ohne Kehldeckel doch feste und flüssige Nahrungsmittel herabschlucken konnte. Um zu sehen, welche Nerven Einfluß auf die Bewegung der Glottis hätten, durchschnitt er beide rückkehrende Nerven, allein es geschah die gleiche Bewegung, woraus erhellt, daß letztere von den obern Nerven des Kehlkopfs abhängt. Nachdem auch diese zerschnitten waren, konnte das Thier nur mit Beschwerde, und nicht ohne Husten niederschlucken. Aus diesen Experimenten schließt er, daß der Kehldeckel für die Integrität der Deglutition nicht unumgänglich

1952 G. g. A. 195. St., den 6. Dec. 1813.

nothwendig sey, und daß bloß durch das genaue Verschließen der Glottis nichts in die Luftröhre falle. (Sollte aus diesen wenigen Experimenten ein solcher allgemeiner Schluß gefolgert werden, und die pathologische Anatomie nicht einige wichtige Einwürfe machen können?) — Angehängt ist noch ein Aufsatz über ein einfaches Verfahren, die Bilder zu bemerken, die sich im Grunde des Auges darstellen. Die gewöhnliche Zubereitungsart, indem man die Sclerotica und Aderhaut hinten wegnimmt, ohne die Netzhaut zu verletzen, ist schwierig, und mehrere widrige Umstände machen, daß der Versuch leicht mislingt. Die Augen von Kaninchen, Meer-
schweinchen, jungen Hunden, Katzen und Eulen schicken sich hierzu am besten. Da nämlich jene Häute an solchen Augen durchsichtiger sind, so darf man bloß die Muskeln und das Fell wegnehmen, und das Auge nach einem erleuchteten Gegenstande richten, so sieht man denselben sich gleich deutlich auf der Netzhaut abbilden. Man bedarf auch keines verfinsterten Zimmers, sondern der Versuch kann am hellen Tage vorgenommen werden. Allein, wenn der Gegenstand nicht recht erhellt ist, so erscheint auch hier das Bild wegen der dunklern Aderhaut nicht ganz deutlich, und mit den eigenthümlichen Farben. Deshalb sind die Augen der Albinos die besten, indem bey ihnen alle Hindernisse wegfallen.

Druckfehler = Anzeige.

Im 174. Stücke der diesjährigen gelehrten Anzeigen S. 1744 steht in der 6ten Zeile von oben das Wort "Verbrennen" statt Vorkommen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 9. December 1813.

Paris.

Bei Didot dem ältern: *Collection des vases Grecs de Mr. le Comte de Lamberg. Expliquée et publiée par Alexandre de la Borde. Erste Lieferung. 1813. Groß Folio.*

Herr de la Borde, bekannt durch seine prachtvolle mahlerische Reise durch Spanien, von der auch in unsern Blättern zu seiner Zeit die Rede gewesen ist, erscheint hier in einem andern Fache der Litteratur, als Antiquar. Er hat die Erklärung der griechischen Vasen im Besitz des H. Grafen v. Lamberg übernommen, von der die Erste Lieferung vor uns liegt, die, außer einer 14 Seiten langen Einleitung, 8 Kupferstiche enthält, welche aber, so wie einige Bignetten und Zierrathen, noch nicht alle erläutert worden sind. Die Wichtigkeit dieses Werkes fordert es, daß wir den Inhalt genau anzeigen, ohne jedoch die Anzeige durch Bemerkungen und Zweifel, die uns beym Durchlesen der Erklärungen aufgestoßen sind, zu weit auszudehnen. Nachdem der Verf. entwickelt hat, daß die griechischen Vasen

von Thonerde zu den wichtigsten Denkmählern des Alterthums gehören, daß sie dreißig Jahrhunderte in Gräbern verborgen, wohlerhalten zu uns emporsteigen, während colossale Monumente zertrümmert worden sind, fügt er die Bemerkung hinzu, daß ihre Zerbrechlichkeit und die Gefahr ihres gänzlichen Verlustes es nöthig mache, sie durch treue Kupferstiche zu vervielfältigen und zu verewigen. Die Eleganz ihrer Formen und die Malereien, welche sie dem Auge darbieten, geben dem Geschichtsforscher wie dem Antiquar einen reichen Stoff zu Untersuchungen, und wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß große griechische Meister ihren Pinsel zur Verzierung dieser Gefäße sollten geliehen haben, so glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir an ihnen die schönsten Skizzen und Nachbildungen berühmter Malereien griechischer Künstler erblicken, wie dies auch in neuern Zeiten mit den so gepriesenen Majolica-Gefäßen der Fall ist. Da die Vasengemälde so viele mythologische und mystische Gegenstände, von denen in den alten Schriftstellern, die auf uns gekommen sind, nichts erwähnt wird, enthalten, so haben sie schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen und die Federn eines Dempster, Gori, Montfaucon, Caylus, Passeri, Hancarville und anderer beschäftigt. Freylich wurden die Ansichten dieser Männer durch einige mißverständene Stellen des Plinius und Martialis irre geleitet, so daß sie diese Vasen für Arbeiten der Etrusker ausgaben, und auf die seltsamsten Deutungen verfielen; allein jetzt ist es außer allen Zweifel gesetzt, daß ihr Vaterland Großgriechenland, Sizilien und selbst das eigentliche Griechenland sind. (Ein alter Freund des Rec., und ein sehr gebildeter Kenner, der Hr. Major

von Schwarz; hat; in der Nähe von Athen große Schutthäufen entdeckt, die lauter Bruchstücke solcher Vasen enthielten.) Die verschiedenen Meinungen über den Inhalt der Vasengemälde werden von dem Verf. genau geprüft. Passeri glaubte in ihnen Hochzeitsfeierlichkeiten zu sehen; Hancarville verlor sich in Träumereien; Italinsky wählte Scenen aus der Geschichte der griechischen Republiken zu finden. Ein großes Verdienst um diesen verworrenen Zweig der Kunstgeschichte erwarben sich Winkelmann, Heyne, Visconti, Lanzi, Millin und vor allen Böttiger, der in seiner Archäologie der Malereyen S. 173 ff. diesen Gegenstand mit der umfassenden Gelehrsamkeit, die alle seine Werke auszeichnet, behandelt hat. Auch Hr. la Borde schließt sich an diese Männer an, und verspricht, seine Meinung mit der größten Unbefangenheit mitzutheilen . . . " nous nous permettrons, sagt er, d'exposer notre opinion avec franchise, et peut-être reussirons nous à porter quelque nouvelle lumière dans cette carrière obscure." Ihm zu Folge kann man die Vasen, was den Inhalt ihrer Malereyen betrifft, in zwey Classen theilen. Die erste enthält Vorstellungen aus den Mysterien, Spielen, gymnastischen Uebungen, Expiationen, Reinigungen und Bacchanalen der Alten, nebst allem was zum Cultus des Bacchus, der Proserpina, Ceres und des Vulkans gehört. Die zweyte umfaßt Scenen aus dem heroischen Zeitalter der Griechen, deren Deutung leichter ist.

Anziehend ist die Untersuchung über das Alter dieser Vasen, und über die verschiedenen Style, in welchen die Malereyen ausgeführt sind. Man hält die Vasen mit einem hellen Grunde und schwarzen Figuren für die ältesten. Einige haben einen

Schwarzen Grund und schwarze Figuren, aber mit einem lichten Schein umgeben, und diese sind äußerst selten. Auf diese folgen die Vasen mit schwarzem Grund und mit bunt gemahlten Figuren, und zuletzt die, mit roth-gelben Figuren auf einem schwarzen Grund, die von Seiten der Anordnung und Zeichnung unsere Bewunderung verdienen. Wir sind übrigens noch weit entfernt, das Alter der Vasen aus diesen Merkzeichen beurtheilen zu können. . . "les règles, que nous venons d'indiquer, pour classer les vases, sont loin d'être absolues." Das technische der Vasengemälde ist noch unbekannt; daß die Malerey aber sehr rapide (très rapidement) aufgetragen wurde, gehört zu den grundlosen Irrthümern, die einer dem andern nachgebeter hat. Man hat ja sogar behaupten wollen, daß die Vasen wie sie aus dem Ofen kamen, also glühend bemahlt worden wären! — Auf ein Verzeichniß der wichtigsten Werke, in denen man Abbildungen und Beschreibungen der Vasen antrifft, folgt eine Nachricht von den noch unedirten Sammlungen, des Hrn. Vivanti zu Neola, des H. Cochon und Alquier zu Paris, des Hrn. Hope zu London und der einzelnen Stücke in den Cabinettern zu Dresden, Wien u. s. w. Allein die reichste ist ohne Zweifel die des Hrn. Grafen von Lamberg, der mehrere Jahre hindurch Gesandter zu Neapel war, und zu gleicher Zeit mit dem Ritter Hamilton Nachgrabungen anstellen ließ, woben ihm ein gelehrter Abbate, Mazzola, hülfreiche Hand leistete. Von diesem Manne findet man auch (S. X.) einen Brief eingedrückt, der zwar manche scharfsinnige Beobachtungen, aber auch viele abenteuerliche und außerhalb den Gränzen des Wahrscheinlichen liegende

Ideen enthält. Das Wesentliche des Briefes ist folgendes: Man findet diese Vasen weder bey den Nachgrabungen zu Rom, noch auch zu Pompeii, Stabia und Herfulanum, sie müssen also weit älter als diese Städte, ja selbst noch vor der angeblichen Lebzeit Homers, also vor 3000 Jahren, verfertigt worden seyn. Aus den Nachgrabungen, die der Graf in den Jahren 1783 und 1784 anstellen ließ, ergiebt es sich, daß die Vasen tief und unter mehren Erdschichten verborgen liegen. Die oberste ungefähr 5 Palmen starke Erdschicht, besteht aus einem schwarzen, vegetabilischen und sehr fruchtbaren Boden; auf diesen folgt eine andre, zwey Palmen starke Schicht, von einer weißlichen Erde, welche die Landleute terra maschia nennen, und aus Sand und kleinen Bruchstücken gemengt, hart ist, und kein Wasser durchdringen läßt; auf diese kommt endlich die dritte Schicht, die drey Palmen tief und so wie die erste eine fruchtbare Erde ist. Unter dieser dritten nun liegen die Skelete von Vasen umgeben. Diese Schicht soll der Boden gewesen seyn, den die uralten Einwohner Großgriechenlands bewohnt, und in dem sie ihre Todten mit den Vasen beygesetzt haben. Die Schicht der terra maschia, die von einer allgemeinen Ueberschwemmung herrührt, und die oberste, die jetzt bebaut wird, sind spätern Ursprungs und lange nach den Zeiten der Ureinwohner angelegt, da Jahrhunderte dazu gehören sie zu bilden. Die Vasen sind also älter als Homer (oder richtiger, als die Säger eines gewissen Zeitraums, die man unter diesem collectiven Namen zusammen zu fassen pflegt); denn wenn auch manche Scenen die in den homerischen Gesängen vorkommen auf den Vasen erscheinen, so muß

man bedenken, daß die Sagen lange vor dem Homer existierten und nur von ihm erst verfeinert vorgetragen wurden. Aber man sieht auch auf den Vasen viele Vorstellungen, die weder von dem Homer, noch von andern Sängern beschrieben werden, wie z. B. der Kampf des Neptun mit dem Ephialtes, der ganz unerklärbar wäre, wenn nicht die Namen *Νοσειδων* und *Εφιαλτης* neben den Figuren ständen. (Apollodor I. 7. erwähnt einen Ephialtes unter den Söhnen des Neptun.) Den Schluß des Briefs machen allgemeine Bemerkungen über die Nachgrabungen zu Nola, Capua u. s. w. Wir müssen es den Geologen und andern Alterthumsforschern überlassen, die von dem Abbate Mazzola vorgetragene Hypothese zu prüfen, und bemerken nur, daß auch der Verf., was das hohe Alter der Vasen betrifft, mit ihm übereinstimmt, indem eben solche Vasen, wie die ausgegrabenen, auf den ältesten Münzen von Croton, Sybaris und Posidonia vorkommen sollen. Die Inschriften, die zuweilen an den Vasen sich befinden, sind rein griechisch, oft auch, wie die ältesten Inscriptionen von der rechten zur linken Hand. Die Sammlung des Grafen von Lamberg ist über 500 Vasen stark, unter denen die merkwürdigsten ausgewählt werden sollen. Die gerustete Manier (au lavis) die man zu ihrer Darstellung angewandt hat, paßt vortrefflich, wie die hier gelieferten Proben beweisen.

Auf die Einleitung folgt die Beschreibung der Vasen, denen eine Ansicht des Innern des Museums des Grafen Lamberg vorangeschickt ist. Die Vasen sind in mehreren Sälen aufgestellt, von denen einer hier abgebildet ist, der einen vortrefflichen Effect macht. Pl. II. Zwei Vasen in der-

Größe der Originale, um zwey verschiedene Epochen der Kunst recht anschaulich zu machen. Die erste Vase soll wegen ihrer einfachen Gestalt, des Styls und des Colorits ihrer Figuren, zu den ältesten Kunstwerken dieser Gattung gehören, aus der Kindheit der Kunst, oder wenigstens aus den Zeiten stammen, die ihrer Vervollkommnung vorhergingen. Allein wie will man in jener Ferne des Alterthums verschiedene Epochen und Style festsetzen können, wo alles nur durch lichte Nebel getrennt ist? Ehe der Verf. den Inhalt des Gemäldes erklärt, geht er gleich zur zweyten Vase über, deren Form zu den zierlichsten gehört, und deren Griffe reich geschmückt sind. Das Gemälde an derselben ist sehr einfach, nämlich ein sitzender Faun, der einem andern vor ihm stehenden einen Becher zum trinken anbietet. Ob dieß Gemälde mit dem von Pausanias (Attic. I. 20.) beschriebenen übereinkomme, wagen wir nicht zu entscheiden. Pl. III. Auf diesem Blatte sieht man die Hauptseite der Vase Nr. 1. Pl. I. II. Ein Heros steht auf einem Wagen, und hat seinen Wagenlenker zur Rechten. Einige Frauenzimmer, vielleicht Slavinnen, und ein Knabe gehen vor den Pferden her. Herr de la Borde glaubt den Memnon zu sehen, wie er den Trojanern zu Hülfe kommt, und führt manche Gründe an, um diese Deutung wahrscheinlich zu machen, vorzüglich eine Stelle des Pausanias (Phoc. X. 31.) der behauptet, daß Polygnot in der Lesche zu Delphi den Memnon mit einem großen Bart gemahlt, und um ihn kenntlich zu machen, ihm einen jungen Aethiopier zur Seite gesetzt habe. Unter den Personen, die den Wagen umgeben, findet sich auch ein

1960 G. g. A. 196. St., den 9. Dec. 1813.

Krieger, mit einem großen runden Schild und einem Helm, der aber nicht, wie der Verf. sagt, das Gesicht ganz bedeckt, sondern ein Visier nebst den zum Sehen nöthigen Oeffnungen hat. Auf der Rückseite der Vase ist dasselbe Sujet wiederholt, allein die Figuren sind unbewaffnet. Nach dem Verf. soll es vielleicht Memnons Ankunft zu Susa, so wie das vorhergehende seine Ankunft zu Troja vorstellen. Pl. IV. Nr. 3. 4. Diese zwey Vasen sind in Italien unter dem Nahmen *Campana*, wegen ihrer Glockenförmigen Gestalt, bekannt; die eine hat aufwärts, die andre niederwärts gebogene Griffe. Sie sind mit Myrthenzweigen und einem Mäander umkränzt, und sollen irgend eine Beziehung auf die ersten Einweihungen in die Mysterien haben. Pl. V. VI. Die Hauptseiten der vorhergehenden Vasen. Nr. 3. stellt ein würdevolles Frauenzimmer dar, das in der Mitte eines Gebäudes sitzt, wie eine aufgehängene Sache beweisen soll, in der wir aber keine Binde erkennen können. Sie hat einen Thyrsus in den Händen, und scheint mit ihrer Linken auf einem Tambourin zu ruhen. Vor und hinter ihr stehen zwey Faune, ebenfalls mit Thyrsusstäben, von denen der eine seine linke Schulter mit einer *Nebris* bedeckt hat, der andre aber eine *cista mytica* emporhält. Eine offene *cista* steht auf dem Boden. Die Erklärung dieses Vasengemählde ist noch nicht erschienen, so wie auch die von Pl. VII. und VIII. Irren wir nicht, so scheint das letzte Gemählde den Orestes und Pylades vorzustellen, wie der erstere seiner Schwester Elektra das Gefäß überreicht, das er für seinen Aschentrug ausgiebt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 11. December 1813.

Gießen.

Handbuch der christlichen Kirchengeschichte. Von D. Joh. Ernst Christian Schmid, Großherzogl. Hessischem geistl. Geheimen Rathe und Commandeur des Verdienst-Ordens, erstem Professor der Theologie zu Gießen. Fünfter Theil. 1813. S. 388 in Octav.

Durch zufällige Umstände ist dieses schätzbare, durch eigene Vorzüge sich auszeichnende Werk, zwar von uns nicht ungekannt und unbenutzt, aber doch bis jetzt unangezeigt in unsern Blättern geblieben. Bey dem engen Raume von diesen dürfen wir uns auch nicht wohl erlauben, die ausführliche Anzeige der vier ersten Bände jetzt noch nachzuholen; doch der eigenthümliche Geist des Werks und die besondere historische Manier des Verf. wovon wir vorzüglich Rechenschaft zu geben hätten, drücken sich schon im jedem einzelnen Bande kenntlich genug aus. Wir werden also unsere Leser auch schon bey diesem und bey den folgenden damit bekannt machen können; bey dem letzten Bande aber

wird sich wohl Gelegenheit geben, auch von der Anlage und von der Oeconomie des Werks einiges anzubringen.

In diesem vorliegenden fünften Bande ist die Geschichte des Zeitraums gegeben, der von dem Auftritt des H. Bonifaz, des Apostels der Deutschen, und von dem Anfang des Bilderstreits bis zu dem Regierungsantritt Gregors VII. verfloß. Dabey wird es auch hier jedem Leser zuerst als besondere zu der Manier des Verf. gehörige Eigenheit auffallen, daß er sich durchaus nur auf die Anführung der Quellen beschränkt; wer aber daraus schließen wollte, daß er keine andere Hülfsmittel benützt habe, würde sehr voreilig ungerecht von ihm urtheilen. Man erkennt zwar, wenigstens wer sich selbst schon mit historischen Forschungen beschäftigt hat, sehr leicht, daß sich der Verf. bey den seinigen davon gewöhnt hat, alles zuerst und unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen. Wenn ihm auch zufällig zuweilen eine historische Notiz zuerst nur durch den zweyten oder dritten Erzähler zugekommen seyn mag, so nimmt er sie doch nicht eher auf, oder trägt sie nicht eher in seinen eigenen Notizenschatz ein, bis er den ersten Erzähler oder das erste Document, das es enthält, ausfindig gemacht, und sie auch in der Gestalt, worin sie sich hier findet, kennen gelernt hat. Wenn sie ihm aber auch zuerst in dieser Gestalt bekannt wurde, so unterließ er deswegen nicht noch besonders nachzuforschen, wie sie von späteren Geschichtsforschern aufgefaßt, durch neuere historische Forschungen weiter aufgeklärt, und auch wohl berichtigt, und durch eine neuere historische Critik mehr beglaubigt, oder auch zweifelhaft gemacht worden sind. Aus dem Gebrauch den er davon machte, aus der Art,

womit er selbst die von ihm erzählten Thatsachen darstellte, ja oft schon aus einem einzelnen Wort das er in die Erzählung einmischte, deckt sich dieß dem Kenner unverkennbar auf; bey diesem also wird er gewiß nichts durch die Enthaltbarkeit verlieren, womit er alle Ostentation davon vermied; hingegen ließe sich leicht an mehreren besondern Proben zeigen, wie viele Vortheile überhaupt eine solche Methode des historischen Studiums und eine solche Manier der historischen Bearbeitung wie die von dem Verf. gewählte gewährt. Die Hauptvortheile davon möchte Rec. darin setzen, daß man dabey immer gewiß ist, der Wahrheit näher zu kommen und näher zu bleiben, als bey jeder andern Manier, und zugleich am wirksamsten gegen einseitige, ungerechte und in dem Geiste einer fremden Zeit ausgesprochene Urtheile dadurch verwahrt wird; dadurch aber werden die Inconvenienzen mehr als aufgewogen, welche allenfalls in einer andern Hinsicht aus einer solchen Enthaltbarkeit entspringen, und besonders aus einer bloß affectirten entspringen möchten, deren Mäße zuweilen auch die historische Unwissenheit vornehmen könnte. Er weiß daher auch in diesem Bande nicht leicht eine Stelle auszuzeichnen, wobey ihm eine unrichtige Total-Ansicht von einem Ereignisse, ein entstellter und in ein falsches Licht gesetzter Zeitumstand, oder auch nur ein übereiltes und unbilliges historisches Urtheil aufgefallen wäre, sondern wenn sich seine Critik in das besondere einlassen sollte, so würde er bloß zuweilen nach den Gründen fragen, die den Verf. zu der besondern Anordnung seines historischen Stoffes, und auch hin und wieder zu der Auswahl desjenigen, was er aufnahm, und was er überging oder unberührt

ließ, bestimmten. So ist, um nur wenige Beispiele zu geben, in der Geschichte der Fortschritte der päpstlichen Macht von dem Anfang des neunten Jahrhunderts an, zuerst S. 3 bemerkt, daß in dem alten römischen Kirchengebiet die päpstliche Macht schon zu fest gegründet gewesen sey, als daß noch bedeutende Veränderungen hätten erfolgen können, doch seyen bisweilen Fälle eingetreten, woben einzelne Bischöfe den päpstlichen Befehlen keine Folge geleistet hätten. Unter dem alten römischen Kirchengebiet ist dann hier wohl zunächst der besondere römische Metropolitens- oder auch Patriarchen-Sprengel verstanden. Wenn nun hier einzelne Bischöfe sich zuweilen gegen ihren Metropolitens auflehnten, so gehörte dieß nicht gerade in die Geschichte des Papstthums, und an sich war es wohl auch nichts sehr bemerkenswerthes, denn es war gewiß keine kirchliche Provinz, worin es nicht von Zeit zu Zeit vorkam. Aber bey der Erwähnung der Kämpfe, welche sie mit den Bischöfen von Ravenna und Manland bestehen mußten, hätte wenigstens mit einem Wort angedeutet werden mögen, ob dabey nicht auch eine Erweiterung ihres besondern Kirchengebietes, oder ob nur eine Anerkennung ihres Papst-Verhältnisses erkritten werden sollte? — Wenn S. 5 gesagt wird, daß man nicht genau wisse, durch welche Mittel Johann VIII. die merkwürdige Synode zu Ravenna, vom J. 877 zu Stande brachte, so verräth sich eben daraus die genauere Kenntniß des Werks von dieser Synode; warum gab er aber nicht wenigstens einen Wink über den damaligen politischen Zustand von Italien, der doch einiges aufgeklärt haben würde? — Sollte auch nicht über dasjenige, was Nicolaus I. in diesem Zeitraum für das päpst-

nliche Ansehen, besonders in Gallien, gewann, S. 17, selbst für ein historisches Handbuch zu wenig gesagt seyn? — S. 101 wird gesagt: “es sey eine andere Frage: wenn man angefangen habe, Mönche in den Clerus aufzunehmen? und eine andere: wann es gewöhnlich geworden sey, alle Mönche bloß wegen ihres Mönchsstandes als Kleriker zu betrachten?” Allerdings ist das eine von dem andern sehr verschieden; aber nach dem letzten mag man wohl nur selten gefragt haben, denn es kam eigentlich nie dazu, daß man alle Mönche bloß wegen ihres Mönchsstandes als Kleriker betrachtet hätte. — Sehr gern erkennt Rec. das Gewicht der Zweifel, welche S. 162 gegen die Echtheit der angeblichen Carolinischen Verordnung von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe in der Ansegisfischen Sammlung geäußert sind; und noch mehr ist es ihm aus der Seele geschrieben, was S. 181 über das gute wie über das böse bemerkt ist, zu dem die kirchlichen Buß- und Beicht-Anstalten benutzt werden konnten. Daß der jüngere Hincmar von Laon im J. 869 den ersten Versuch mit dem Interdict machte, dürfte doch S. 206 etwas zu positiv behauptet, und über den Wunder-Glauben und die Wunder-Legenden in den Lebensbeschreibungen der Heiligen dieses Zeitalters S. 233. 242. etwas gar zu milde geurtheilt seyn; um so mehr aber glaubt der Rec. bemerken zu müssen, daß in der Geschichte der theologischen Streitigkeiten dieser Periode die besondere Geschichte des leidigen Bistumsstreits mit musterhafter Billigkeit und Mäßigung, und doch dabey mit sehr sorgfältiger, überall den gelehrten Untersucher verrathender Genauigkeit S. 253 - 295 bearbeitet ist.

Leipzig.

Von J. C. G. Vogel: *Epicuri Physica et Meteorologica, duabus epistolis ejusdem comprehensa. Graeca ad fidem librorum scriptorum et editorum emendavit atque interpretatus est Io. Gottl. Schneider, Saxo.* 1813. Octav. XX num 128 S.

Je auffallender die Bemerkung ist, daß von dem Paar hundert Schriften des Epicur, trotz der großen Verehrung und außerordentlichen Anhänglichkeit seiner Schüler und Nachfolger, nur einige Briefe desselben erhalten sind, und daß die Quellen, aus welchen wir seine Philosophie gewinnen können, sehr kärglich fließen; um desto verdienstlicher ist die Bemühung des Gelehrten, zwey dieser an sich schätzbaren Reste eines vortrefflichen, wenn gleich oft verkannten, Philosophen des Alterthums, der viel gewirkt hat, von Critik und Sprachkunde geleitet so rein darzustellen, als möglich ist, so lange wir noch die Hayerschen Abschriften der Rollen von Herculanium entbehren müssen. Dieß Verdienst erwirbt sich Herr Prof. Schneider durch die Ausgabe zweyer Briefe, welche Diogenes Laertius im zehnten Buche S. 35 - 117. nach der Maijornischen Ausgabe aufbewahrt hat. Sie sind an seinen Schüler Herodotus und Pythokles gerichtet, von welchen Hr. Schneider nur etwas über Pythokles S. 98 anführt: das Nöthige hat in einigen Zeilen Fabricius in der Biblioth. gr. Vol. III. S. 604 und 610 der Harlesf. Ausg. Da außer Gassendi sich in neuern Zeiten keiner um die Phytologie nach Epicurs Grundsätzen wesentliche Verdienste erworben, und da dieselben vorzüglich in diesen beiden Briefen enthalten sind, so ist uns diese critische Bearbeitung sehr willkommen, welche

nicht leicht in bessere Hände kommen konnte. Die Briefe verdienten sie um so mehr, da Gassendi bey seiner großen Kenntniß der Sachen zu wenig griechisch verstand, und Meibom zu uncritisch und zu willkührlich verfuhr, obgleich sein critischer Apparat nicht zu verachten ist. Diesen benutzte Hr. S. und verglich die edit. princ. von Froben, die drey Stephanischen, die Ambrosische lateinische Uebersetzung, die eher das Wert in Druck erschien, aus einem Eodex verfertigt ist, die seltnen und von keinem Editor benutzte Ausgabe des Joh. Sambucus, Antwerpen 1566, die Rossischen commentationes laert., Eudæia u. a. Da die Genauigkeit, Einsicht und Gelehrsamkeit des Werks bekannt genug sind, so wird es hinreichen, wenn wir sagen, daß diese Briefe nun erst recht lesbar geworden sind. Und dieß war Hrn. S's Hauptzweck, als ihn die Bearbeitung der Theophrastischen Schriften, womit er sich beschäftigt, auf diese Epicurischen Briefe führte. Was Joachim Kühn in seinen Observationen zum Diogenes Laert sagte, es herrsche wenigstens im ersten Briefe eine absichtliche Verwirrung, würde er nun nicht mehr sagen können. Uebrigens ist die Critik bey einem Epicur in nicht geringer Verlegenheit, da so wenig von ihm vorhanden, folglich sein Sprachgebrauch ungewiß ist, und da er nach Cleomedes ausdrücklichem Zeugnisse, schlechtes Griechisch schrieb, und sich daher nicht selten solcher Ausdrücke bedienen mochte, welche sich in guten Schriftstellern gar nicht finden: daher der Einwurf, daß dieses oder jenes Wort, das in Epicurs Resten befremdet, sonst nicht vorkomme, unbedeutend erscheint. Selbst wenn die Analogie entgegen ist, haben die Handschriften bey Epicur mehr Gewicht, als bey andern Schriftstellern, die genauer verfahren.

1968 G. g. A. 197. St., den 11. Dec. 1813

Decens. ist auf mehr als eine Stelle gestoßen, wo es ihm schien, daß Hrn. S. diese Bemerkung nicht gegenwärtig gewesen sey, z. B. S. 35. (66) wo alle Handschriften für *παροσχορδοσι* stimmen, welcher Lesart, die in dem *παροσχορδοσι* bey Froben, Stephanus, Eudocia und Ambrosius eine Stütze hat, Hr. S. seine Conjectur *παροσπάρδοσι* vorzieht und in den Text aufnimmt. Die Vertheidigung der Echtheit dieser Briefe, welche Hr. Buhle in seiner Geschichte der Philos. I. S. 425, ohne Gründe anzuführen, angefochten hatte, ist hier wohl gerathen, aber zugleich ist von Hrn. S. erwiesen, daß der Compiler dieselben nicht ganz mitgetheilt habe. Das höchst uncritische Verfahren des seel. Nürnbergers, der in seiner Ausgabe des toten Buchs von Diogenes Laertius die Worte des Compilers, *sc.* weggelassen, wird mit Recht gerügt. Sehr schätzbar ist noch die Nachricht, die Hr. S. mittheilt S. VIII ff. von des in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters, besonders in der Geschichte des Streits der Scotisten und Occamisten sehr bekannten, von Brucker, Jöcher, Ledemann *sc.* nicht vergessenen, Walter Burleighs Werke *de vita et moribus philosophorum et poetarum*. Es ist um das Jahr 1350 geschrieben, und sehr nützlich zur Critik, besonders des Diogenes Laertius, dessen geschichtliche Sachen, Anekdoten, Einfälle, weniger die Philosophemata er anführt. Panzer hat die erste *sine loco et anno* nicht, wohl aber die vier andern angeführt. Der critische Werth leuchtet von selbst ein, und Burleigh steht also mit dem freylich mehr umfassenden Vincent von Beauvais (*Vinc. bellova-censis*) auf einer Linie.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. Stück.

Den 11. December 1813.

Göttingen.

Bei Wandenhoef und Ruprecht: Handbuch der Mineralogie von Joh. Friedrich Ludwig Hausmann, ordentl. Prof. der Phil. und Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1813. In drey Bänden. XVI und 1158 Seiten in klein Octav.

Nicht leicht ist wohl ein Schriftsteller mehr verpflichtet sich wegen Herausgabe eines Werks vor dem Publicum zu rechtfertigen, als in der jetzigen Zeit der Verfasser eines Hand- oder Lehrbuches der Mineralogie; denn die Anzahl der Bücher dieser Art ist neuerlich, zumahl in Deutschland, mit jeder Messe so vermehrt worden, daß man nicht ohne Grund befürchten muß, durch Herausgabe von einem neuen mineralogischen Handbuche entweder den Unwillen des Publicums zu erregen, oder die Aufmerksamkeit desselben nicht zu gewinnen. Diese Besorgniß ist um so gegründeter, da die Erfahrung in Deutschland gelehrt hat, daß das neueste Handbuch der Mineralogie von seinen Vor-

gängern, einige neue Nahmen und Beschreibungen etwa abgerechnet, im Wesentlichen eben nicht sehr verschieden zu seyn pflegt. Dessen ungeachtet hat sich in der letzteren Zeit in Deutschland das Bestreben, ein neues System und eine neue Methode in die Mineralogie einzuführen, durch mancherley dahin ab Zweckende Versuche deutlich genug ausgesprochen, welches zu beweisen scheint, daß man, bey aller Anhänglichkeit an die allgemein beliebte Schule, doch hie und da Unvollkommenheiten derselben fühlt und sich von diesen loszumachen wünscht. Die Mehrsten indessen von denen welche diesen Wunsch an den Tag legten, waren von der einmal angenommenen Lehre zu fest umstrickt, als daß sie große Fortschritte außer ihrem Bezirke hätten machen können; und die Wenigen welche Muth und Kraft genug besaßen jene Bande zu zerreißen und keinen Stein auf dem andern zu lassen, verloren sich entweder auf gefährlichen Irrwegen, oder wurden von der großen Uebermacht der Altgläubigen unterdrückt.

Die systematische Bearbeitung der Naturkunde im Allgemeinen und jedes einzelnen Zweiges derselben hat bekanntlich keinen andern Zweck, als zur möglichst vollständigen und richtigen Kenntniß der einzelnen Naturkörper so wie ihres Zusammenhanges zu führen, und ihre Uebersicht so wie das Auffassen derselben im Gedächtnisse zu erleichtern. Die systematische Methode kann aber nur dann diese Absicht erreichen, wenn sie sich auf eine richtige Ansicht und genaue Kunde von dem Wesen der Naturkörper gründet. So wie diese sich vervollkommenet, muß auch die systematische Methode fortschreiten. Man darf sich daher nicht wundern, daß die systematische Mineralogie erst von der Zeit

an bedeutende Fortschritte gemacht hat, als genauere Kenntnisse von der chemischen Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper, der Kunde ihrer äußeren Beschaffenheiten zu Hülfe kamen; welche Erfahrung allein schon hinreichen könnte, um das Uebrige der Ansicht derjenigen unter den neueren Mineralogen darzuthun, welche bey der systematischen Bearbeitung der Mineralogie nur das Aeußere der Mineralkörper berücksichtigen zu müssen glauben.

So wie Schweden durch den unsterblichen Linné das Mutterland der systematischen Zoologie und Botanik geworden ist, eben so hat sich auch ein schwedischer Mineralog — gleichzeitig mit jenem großen Systematiker — den größten Einfluß auf die nachherige systematische Bearbeitung der Mineralogie erworben. Wallerius und Cronstedt (— jener Professor der Chemie und Metallurgie zu Upsala, dieser königl. Schwed. Bergmeister —) traten beynabe gleichzeitig mit klassischen Mineralogien auf; aber ihre Werke offenbarten einen sehr verschiedenen Geist und eine abweichende Tendenz. Wallerius neigte sich zu der Methode hin, welche Linné mit so ausgezeichnet glücklichem Erfolge in der Zoologie und Botanik anwandte, und bearbeitete die Mineralogie, so weit als es die damaligen Kenntnisse möglich machten, wahrhaft wissenschaftlich, indem er auf die chemischen Beschaffenheiten sowohl als auf die Aeußeren Rücksicht nahm und genera und species scharf zu definiren suchte. Cronstedt hatte dagegen besonders den practischen Nutzen der Mineralogie für den Berg- und Hüttenmann vor Augen (— der doch übrigens auch von Wallerius nicht übersehen wurde —) und richtete seine Methode diesem gemäß ein, wobey

es weniger auf eine streng wissenschaftliche Form ankam. Die Cronstedt'sche Mineralogie fand in Deutschland so wie in anderen Ländern weit mehr Eingang als die von Wallerius, worüber man sich nicht wundern darf, da die ersten Gelehrten welche die Methode von Cronstedt auffaßten, weiter bearbeiteten und vervollkommeten, Bergmänner waren und auch unter Bergmännern ihr größtes Publicum fanden; dann aber auch, weil die Methode von Wallerius ein ungleich schärferes Studium erforderte, das tiefere, mühsamere Studium aber bey der größern Menge selten das beliebtere ist. Die Cronstedt'sche Methode wurde besonders in Deutschland weiter ausgebildet, und erhielt, vorzüglich durch die von dem berühmten Werner eingeführten, sehr genauen äußeren Beschreibungen einen gewissen Grad der Vollkommenheit, auf welchem sie sich lange unverändert erhalten hat. Je mehr Aufmerksamkeit die Mineralogen dem Aeußeren der Mineralkörper widmeten, um so weniger wurden von ihnen die chemischen Beschaffenheiten derselben beachtet. Das innige Verhältniß zwischen beiden wurde beynahе ganz übersehen, daher man auch nicht zur Erkenntniß der specifischen Differenz der Mineralkörper und eben darum nicht zu einem sicheren Anhalten bey der Classification gelangte. Unter solchen Umständen machte das System keine wesentlichen Fortschritte; die Bestimmung der Species blieb willkürlich und schwankend; und da man die verschiedenartigen Körper nur nach einem gewissen Schema beschrieb, aber sie so wenig als die aus ihnen gebildeten Gruppen mit Diagnosen versah, so wurde dadurch das Selbststudium der Mineralogie sehr erschwert und beynahе ganz auf die so genannte Autopsie zurückgeführt.

Mit dem *Traité de minéralogie* von Haüy, begann eine neue Epoche für die Wissenschaft. Das was Wallerius suchte, aber bey dem damaligen Zustande der mineralogischen und chemischen Kenntnisse unmöglich finden konnte, wurde von jenem trefflichen Forscher entdeckt: das Criterium nämlich für die spezifische Differenz der unorganisirten Naturkörper. Die genauesten und mühsamsten Untersuchungen über Crystallisation und crystallinische Structur, so wie die Würdigung des innigen Verhältnisses zwischen der Mischung und dem Aeußern, führten ihn zu dem wichtigen Erfahrungssatze, daß mit einem gewissen Mischungsverhältnisse, auch gewisse bestimmte, unwandelbaren mathematischen Gesetzen unterworfenen Crystallisations- und Structurbeschaffenheiten verknüpft sind; wodurch eine sichere Basis für die Bearbeitung der Mineralogie gewonnen wurde. Haüy stützte auf diesen Grund ein in den mehrsten Theilen herrliches Gebäude und verschönerte es durch die Wiedereinführung der seit Wallerius beynahe ganz vernachlässigten Definirung der Species. In Hinsicht der obersten Classificationsstufen machte er sich indessen nicht ganz vor der Cronstedt'schen Ansicht frey, die nicht auf das ganze Wesen der Substanzen, sondern nur auf den einen oder anderen Theil derselben Rücksicht nahm. — Bey unparteyischer, vorurtheilsfreyer Prüfung wird man einsehen müssen, daß durch ein solches System eine natürliche Zusammenordnung der Mineralkörper, welche die Verschiedenartigen nach den größten Summen der Aehnlichkeiten in gewissen Gruppen vereinigt, nicht wohl zu Stande gebracht werden kann. Ferner ist ein der Haüy'schen Methode oft gemachter Vorwurf nicht ganz

ungegründet, daß die nicht crystallisirten Fossilien auf Kosten der crystallisirten etwas stiefmütterlich behandelt sind, die, wenn sie sich gleich in unvollkommener Gestalt darstellen, doch darum nicht weniger die Aufmerksamkeit des Naturforschers verdienen. Auch muß man zugeben, daß in Ansehung der äußern Beschreibungen die Werner'sche Methode bedeutende Vorzüge vor der Haüy'schen besitzt; daß die Abänderungen, welche innerhalb der Gränzen einer Species vorkommen, durch die letztere nicht sorgfältig genug unterschieden werden, und daß in Ansehung der richtigen Unterscheidung der Species selbst, noch viel zu thun übrig ist, indem offenbar bey Einigen die natürlichen Gränzen verfehlt wurden.

Diesen Mängeln möglichst abzuhelfen, das Trefliche der Haüy'schen Lehre mit dem Guten der Werner'schen zu amalgamiren und eine systematische Methode zu begründen, welche den oben angedeuteten Zwecken vollkommener entspricht als die bisherigen, war die nicht geringe Aufgabe, welche der Verfasser des vorliegenden, zunächst zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen bestimmten Handbuchs zu lösen strebte. Es mag nun die Lösung noch so unvollkommen erfolgt seyn — welches zu beurtheilen, anderen Behörden zukommt — so werden doch wenigstens die der Arbeit zum Grunde liegenden Ideen ihren Werth behalten und die Herausgabe des Buches einigermaßen rechtfertigen. — Das innige Verhältniß zu ergründen, in welchem die inneren und äußeren Beschaffenheiten der unorganisirten Naturkörper zu einander stehen, muß das Hauptbestreben des denkenden Mineralogen seyn, dessen Absicht ist, nicht bey dem Scheine stehen zu bleiben, sondern in

das ganze Wesen der Mineralogie einzudringen. Sollte ihm dieses nun auch nicht vollständig gelingen, so darf er dadurch doch nicht abgechreckt werden, sich wenigstens der Wahrheit, so viel seine Kräfte vermögen, zu nähern. Der Verfasser des vorliegenden Handbuchs hat bey der Gründung seines Systems ganz besonders den Zweck vor Augen gehabt, den Einfluß des Chemischen auf das Aeußere der unorganisirten Naturkörper, in ein möglichst klares Licht zu stellen; oder, wenn ihm dieses nicht glückte, doch wenigstens den Weg zu bezeichnen, auf welchem man zur Erkenntniß desselben zu gelangen hoffen darf; ferner, die Gränze zu bezeichnen, wo jener Einfluß aufzuhören scheint, jenseit welcher nur noch die Wirkungen mechanischer Kräfte erkannt werden können. Um seine Absicht zu erreichen, glaubte er von da ausgehen zu müssen, wo sich der Einfluß des Chemischen auf das Aeußere am bestimmtesten ausdrückt, von der mineralogischen Species nämlich, wo die Natur selbst scharfe Gränzen gezogen hat. Bey der Auffuchung dieser Gränzen, bey der Bestimmung und Unterscheidung der Species verfolgte unser Verfasser zwar gewissenhaft den von Haüy bezeichneten Weg, aber er wagte es auf diesem weiter fortzuschreiten als sein großer Vorgänger. Er benutzte besonders die Erfahrung, daß gewisse Bestandtheile in sehr verschiedenem Verhältnisse mit anderen verbunden und zuweilen nur in sehr geringer Menge vorhanden, fähig sind dem Ganzen einen gewissen Haupttypus zu verleihen. Er machte die Beobachtung, daß, obgleich einer mineralogischen Species eine gewisse crystallinische Structur und ein bestimmten Gesetzen unterworfenen Crystallisationsystem eigen ist, doch keines-

weges immer sich jene Structur vollständig zeigt, oder bey allen einer Species untergeordneten Modificationen, sämmtliche zu jenem Crystallisations-systeme gehörige Formen vorkommen. Hierdurch wurde der Verfasser zu manchen Abweichungen von den Hauy'schen Bestimmungen der Species genöthigt; so daß manche Mineralkörper, die Hauy bisher für verschiedenartige ansprach, von ihm zu einer Species verbunden wurden. So war dieses und A. der Fall bey der Substanz (— durch welche Benennung unser Verfasser die mineralogische Species bezeichnet —) des Spießglanzes, Eisens Kieses, Bleykieses, Eisenoxydes, Zinkoxydes, Harsteins, Schisoliths, Tetraflastro, Amphigees, Heterotyps, Polytyps. Als die mineralogischen Species unterschieden waren, kam es darauf an, die Modificationen näher zu bestimmen, welche innerhalb der Gränzen derselben liegen; und von hier an mußte sich der Verfasser einen neuen Weg bahnen, ob er gleich auf diesem nicht selten mit seinen Vorgängern zusammen traf, welches ihm um so angenehmer seyn mußte, da er keinesweges das Neue der Neuheit wegen suchte. Es bot sich ihm sogleich die Bemerkung dar, daß innerhalb der Gränzen einer Species mancherley Abweichungen in Hinsicht der chemischen Constitution vorkommen, die, wenn sie gleich ganz unabhängig sind von dem Wesentlichen der Mischung, dennoch einen mehr und weniger auffallenden Einfluß auf das Äußere zeigen. Um auch diese Verhältnisse zwischen dem Chemischen und dem Äußeren darzustellen, wurden sie zur Abtheilung der Species oder Substanzen in gewisse Formationen benützt. Auf solche Weise konnte dasjenige, was durch die Vergrößerung mancher Species an der

Erkenntniß der Mannigfaltigkeit scheinbar verloren ging, reichlich wieder eingebracht werden. Mit diesen Formationen war zugleich die Gränze gefunden, jenseit welcher bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse, der Einfluß der Mischung auf die äußeren Beschaffenheiten nicht weiter zu verfolgen ist. Die Verschiedenheiten welche sich innerhalb der Gränzen der Formationen in Hinsicht des Außern noch darstellen, begründeten die Unterscheidung gewisser Abänderungen oder Varietäten. Auf solche Weise war die Mannigfaltigkeit in der unorganisirten Natur aufgefaßt. Und es kam nun nur noch darauf an, durch das System auch die Einfachheit anschaulich zu machen, welche in der unendlichen Mannigfaltigkeit herrscht. Zu diesem Zwecke mußte die große Menge der specifisch verschiedenen Körper nach den unter ihnen sich findenden Aehnlichkeiten, in verschiedene Gruppen vertheilt werden und bey dieser Vertheilung mußte das Hauptbestreben dahin gerichtet seyn, die möglichst größten Summen von Aehnlichkeiten aufzufinden und zu benutzen, wobey dann wieder sowohl die chemische Constitution als auch das Außere zu befragen war. Es kamen hierbey natürlicher Weise nur die wesentlichen Bestandtheile der Substanzen in Betracht; waren diese richtig bestimmt; so mußte sich die Classification leicht ergeben. Aber gerade in der Ansicht von den wesentlichen Theilen der Mischungen der unorganisirten Naturkörper liegt der Hauptgrund von dem Abweichenden der von unserem Verfasser gewählten Classification. Je nachdem sie anerkannt oder widerlegt wird, muß auch sein System sich behaupten oder fallen. Seine Ansicht ist den Chemikern nicht neu; nur war sie bisher nicht in die Mineralogie einge-

führt. Die Mineralogen würden aber ihre Brauchbarkeit nicht verläugnen können, sobald sich ergeben sollte, daß nur bey ihrer Anwendung eine Classification zu Stande zu bringen ist, welche die Mineralkörper nicht bloß nach den Aehnlichkeiten der Mischungen, sondern auch nach den größten Summen der Aehnlichkeiten in Aeußern gruppirt. Daß sich dieses wirklich so verhält, leuchtet am deutlichsten ein bey einer Vergleichung der bisherigen Classification der so genannten metallischen Substanzen mit der von unserem Verfasser mit denselben vorgenommenen Vertheilung. Wir können hier anführen, daß auch gerade diese so genannten metallischen Fossilien es sind, denen der Verfasser die erste Idee zu seinem Mineralsysteme verdankt.

Man nahm bisher, nach dem Vorgange von Cronstedt, ganz allgemein eine Classe der Metalle an, und brachte diese in eben so-viele Unterabtheilungen, als Metalle in der Natur vorkommen. Jede dieser Unterabtheilungen umfaßt alle die verschiedenen Mineralkörper, aus denen ein gewisses Metall in vorwaltender Quantität darzustellen ist. Man ordnete mithin diese Substanzen offenbar nach den aus ihnen zu erhaltenden Produkten, nicht aber nach dem natürlichen Zustande, in welchem sich dieselben in jenen befinden; und befolgte also eine aus einem technischen Gesichtspunkte entworfene Classification (— wofür schon Linné das Cronstedt'sche System erklärte, indem er es *système mere metallurgicum* nannte. —), aber keinesweges eine natürliche. Das gediegene Metall kam neben einem geschwefelten, dieses neben einem oxydirten und dieses neben einem Metallsalze zu stehen. Nun

wird doch wohl Niemand in Abrede sehn wollen, daß im Schwefelkies nicht das Eisen, sondern das Schwefeleisen, im Rotheisenstein nicht das reine Eisen, sondern das Eisenoryd, im Eisenblau nicht Eisen, sondern die Verbindung desselben oder vielmehr seines Oxydes mit der Phosphorsäure. Das Wesentliche der Substanz ist. Ferner wird man zugeben müssen, daß nach rein chemischer Ansicht das gediegene Eisen ungleich näher anderen gediegenen Metallen steht, als dem Eisentiese, dem Eisenoryde u. s. w.; daß der Eisenties mit anderen Schwefelmetallen ungleich größere Aehnlichkeit besitzt als mit den Eisensalzen u. s. w. Endlich aber ist auch der Beweis sehr leicht zu führen, daß die äußeren Verwandtschaften mit den chemischen gleichen Schritt halten, und daß mithin jene chemische Ansicht auch in die Mineralogie übertragen zu werden verdient, indem sie eine Classification möglich macht, die selbst in den obersten Stufen das innige Verhältniß zwischen der chemischen Constitution und dem Außern der unorganisirten Naturkörper in ein klares und richtiges Licht stellt. Man lege Jemanden, dessen Auge noch nicht durch vielfältigen Gebrauch eines Mineralsystems verwöhnt worden, eine Reihe von Fossilien vor, um sie nur nach äußeren Aehnlichkeiten zu ordnen; sollte ein solcher wohl Schwefelkies und Rotheisenstein, Kupferkies und Kupferroth, oder nicht vielmehr Schwefelkies und Kupferkies, Rotheisenstein und Kupferroth zusammenlegen? Sollte derselbe wohl auf die Idee kommen, gediegen Silber mit Rothgiltigerz, Amalgam mit Zinnober, gediegen Arsenik mit Realgar (sog. rothem Rauschgelb) zu vereinigen, oder nicht vielmehr gediegen Silber mit Amalgam und gediegen Arsenik, so wie Roth-

giltiger; mit Zinnober und Realgar? Das was nun hier bey den so genannten metallischen Substanzen in Hinsicht der Bildung natürlicher Gruppen ganz besonders einleuchten muß, bestätigt sich auch mehr und weniger bey den übrigen Abtheilungen der unorganisirten Naturkörper, so bald man sie nur mit einem uneingenommenen Blicke betrachtet. Wenn nun der Verfasser der vorliegenden Schrift, nach den eben entwickelten Gründen zwar der Meinung seyn zu dürfen glaubt, daß sein System eine feste, in der Natur selbst begründete Stütze habe, so gibt er doch gern zu, daß die Anwendung seiner Classifications-Grundsätze mit den Fortschritten der Chemie gar manche Modificationen in der Folge werde erleiden müssen. Als man die Erden noch als einfache Stoffe ansah, die Metalloryde aber bereits als zusammengesetzte Substanzen kannte, mußten beide Abtheilungen ganz abgefonderte Gruppen bilden, die aber nun, nachdem man auch die Erden als oxydirte Substanzen kennen gelernt hat, näher haben verbunden werden können. Die beiden Familien der Kiese und Blenden mußten für jetzt noch in einer Ordnung vereinigt bleiben; vielleicht lernt man aber bald eine wesentliche Verschiedenheit ihrer Mischung kennen, und darf sie alsdann zu selbstständigen Ordnungen erheben. Die große, für jetzt nur nach gewissen habituellen Verschiedenheiten provisorisch in Familien abgetheilte Unterordnungen der Erden, wird man vielleicht in der Folge, wenn über ihre Mischung ein helleres Licht verbreitet seyn wird, wahrscheinlich zweckmäßig in mehrere Reihen vertheilen können. Diese wohl sehr gewisse Aussicht kann aber dem Systeme unseres Verfassers nicht zum Vorwurfe gereichen;

denn jedes Natursystem muß sich in eben dem Maße verändern, in welchem die Kunde von den Naturkörpern, die es umfaßt, sich erweitert und vervollkommnet; und es wird dann doch haltbar genannt werden dürfen, wenn die Veränderungen des Gebäudes nur im An- und Ausbauen, nicht aber in jedesmahligem Aufreißen des Grundes bestehen. —

Was das Uebrige der Methode des Verfassers betrifft, so ist er bemühet gewesen, sie so viel wie möglich nach der bekannten, in der Zoologie und Botanik so sehr bewährten Linneischen Methode zu bilden, die unstreitig classisch bleiben wird, so lange eine systematische Naturkunde besteht. Ganz besondere Sorgfalt wurde daher von dem Verfasser auf die Diagnosen der Substanzen, Formationen und Varietäten verwandt. Wenn die Entwerfung derselben bey weitem der mühevollste Theil der ganzen Arbeit war, so ist er doch zugleich unstreitig derjenige, welcher die mehrsten Verbesserungen bedarf, aber auch am leichtesten nach und nach wird ausgebeffert werden können. Daß übrigens diese Diagnosen, welche bisher den deutschen Lehrbüchern der Mineralogie ganz entgingen, hoffentlich zur Erleichterung des Selbststudiums dieser edeln Wissenschaft beitragen werden, ist der schönste Lohn, den sich der Verfasser für seine Arbeit versprechen zu dürfen glaubt.

Weiter in den Inhalt des vorliegenden Buchs zu dringen, und z. B. die einzelnen Classen, Ordnungen, Unterordnungen u. s. w. anzugeben, oder diejenigen Mineralkörper zu bezeichnen, welche von dem Verfasser zuerst aufgeführt oder genauer bestimmt worden sind, verstattet der Raum dieser Blätter nicht. Genug, daß Referent die indivi-

duelle Ansicht des Verfassers von seiner Arbeit dem Publicum hier vorgelegt hat, die übrigens wohl in vielen Stücken verschieden von den Urtheilen seyn dürfte, die künftige Recensenten darüber fällen werden.

Koblenz.

Bei Pauli: Fünf medicinisch-gerichtliche Gutachten über einen erhängt gefundenen Knaben, in Hinsicht auf Mord oder Selbstmord; herausgegeben von P. Wegeler, der Medic. und Chirurg. Doctor, Prof. der Geburtshülfe, Médecin rapporteur u. s. w. mit 1 Kupf. 1812. Octav. 34 S.

Der Verfasser hatte den Auftrag erhalten, vier Gutachten über einen mit einem Taschentuch erhängt gefundenen jungen Menschen zu prüfen, und sein Urtheil zu fällen, ob das Individuum durch Selbstmord, oder durch fremde Gewaltthätigkeit sein Leben verloren habe. Das erste Gutachten ist von zwey Aerzten unterschrieben. Sie nahmen bloß eine äußere Beschauung vor, und erklärten, daß der Mensch sich selbst entleibt habe. Zwey Tage nachher mußten die obigen Aerzte, die Section vornehmen, und fällten ein gleiches Urtheil. (Das zweyte Gutachten). Allein bey der Section waren noch zwey andere Aerzte gegenwärtig, von denen ein jeder, ohne sich mit den erstern zu vereinigen, für sich ein Gutachten ausstellte. Der eine derselben, (das dritte Gutachten) beweiset, daß der Mensch durch fremde Gewalt ums Leben gekommen; und dann zum Schein aufgehängt sey. Er fügt sogar seinem Aufsatze eine Zeichnung bey, welche die Lage des Todten darstellt, und woraus hervorgehen soll, daß der Mensch sich in dieser Stellung nicht habe erdroffeln können. Allein die Zeichnung

ist nach einer Erzählung und aus der Phantase entworfen, indem dieser Arzt den Todten gar nicht in hängender Stellung gesehen hat. Der andere (das vierte Gutachten) sagt nur, der Unglückliche sey bloß an den Folgen der Erstickung gestorben, ohne die Ursache derselben anzugeben. Der Verfasser prüft und vergleicht diese Aufsätze mit einander, und zeigt aus Gründen klar und deutlich, daß der Mensch durch Selbstmord ums Leben gekommen sey.

Göttingen.

Von Heinrich Dieterich: *Denksprüche des Publius Syrus, und mehrerer Alten, metrisch übersetzt, und der goldne Dreyfuß, eine Erzählung von J. L. Schwarz, Präsident des K. W. Civiltribunals zu Duderstadt. 1813. Octav. 62 Seiten.*

Es hat den Rec. recht herzlich gefreuet, den schätzbaren Verfasser von *Abdim*, den er längst todt geglaubt hatte, wieder als Schriftsteller auftreten zu sehen. Dieß Werkchen widmet er zunächst seiner Gattinn in einer sehr gefühlvollen Vorrede, die eben sowohl den Verfasser ehret, als sie eine Deutsche Frau kennen lehrt, welche als Gattinn und Mutter das lebenswürdigste Muster darst. Lt: die als Gattinn durch ihre seltenen Vorzüge des Geistes und Herzens dem Gatten so manchen trüben Tag erheiterte, und manchen heitern Tag noch heller machte: die als Mutter sich so ganz der Bildung ihrer Kinder widmet, daß sie sogar das Studium der lateinischen Grammatik nicht scheut, um ihrem Sohne den ersten Unterricht in dieser Sprache geben zu können: und die als Freundin alles Guten und Schönen, geleitet durch eine höhere Ansicht vom Leben, ihren Geist noch täglich

1984 G. g. X. 198. St., den 11. Dec. 1813.

zu vervollkommen strebt, die mit Homer und Schiller, Plutarch und Herder eben so vertraut als mit ihrem Hamburgischen Kochbuche ist, und dabei ihren gereiften Geist und mannichfaltige Kenntnisse unter dem Schleyer holder Weiblichkeit so gut zu verbergen weiß, daß sie auch den ungebildetsten ihres Geschlechts damit nicht lästig fallen, oder ihr Vertrauen dadurch verlieren würde. Wir haben diese Worte der Vorrede (S. 4 f.) mit der herzlichsten Theilnahme am Glücke des Verfassers hergesetzt, und hoffen unsern Lesern durch diese Mittheilung um so weniger zu mißfallen, je erfreulicher diese Züge jeden Gefühlvollen ansprechen, und je unbefangener Rec. selbst ist, der mit dem Verf. nicht die entfernteste Verührung hat. Das Werkchen selbst ist sehr wacker gearbeitet: und zeigt eben so viel Geschmack als Gelehrsamkeit: auch ist der poetische Geist, der in der launigen Erzählung, der goldne Dreifuß, weht, sehr gefällig. Für die nicht gelehrten Leser ist das in der Vorrede über den Publius Syrus aus dem Macrobius hingearachte, und was über die die Mimen gesagt wird, hinreichend. Ob es ernsthafte Mimen gegeben, läßt sich schwerlich behaupten. Die Entstehung dieser Denksprüche läßt sich am wahrscheinlichsten aus dem Carnevas, woraus die weitere Ausführung im Dialoge den extemporisirenden Schauspielern überlassen blieb, herleiten und erklären. Solche Denksprüche leiteten den Dialog und Monolog, wie es scheint. 865 sind hier übersezt, und hier und da mit Noten begleitet, welche das richtige Urtheil des Uebersetzers bezeugen. Der goldne Dreifuß ist aus der Geschichte der sieben griechischen Weisen bekannt, und hat dem Rec. Vergnügen gemacht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 13. December 1813.

London und Stuttgart.

Von den Reisen des D. Buchanan, deren wir oben S. 1735 aus dem Asiatic annual Register erwähnt haben, ist bereits eine gedruckte Nachricht ausgegeben: Christian Researches in Asia. London 1811, die auch schon einen deutschen Uebersetzer gefunden hat: Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Litteratur in Asien von Claudius Buchanan, aus dem Englischen übersetzt von M. Christian Gottlieb Blumhardt, Pfarrer zu Burg am Kocher. Stuttgart bey J. F. Steinkopf. 1814. 420 Seiten in Octav.

Das Reich der Britten in Indien, das viele tausend eingeborne christliche Einwohner zählt, hat noch keine regelmäßige kirchliche Verfassung. Die dasigen Christen sind in den meisten Gegenden ohne Religionslehrer, ohne Kirchen, ohne gottesdienstliche Versammlungen, ohne Bibeln und andere Bücher, aus denen sie sich erbauen und ihre religiösen Kenntnisse im Andenken erhalten könnten. D. Buchanan, voll Eifer für die Ausbreitung des

Christenthums im östlichen Reiche der Britten, hat daher zweyerley Wünsche auf dem Herzen, den eines förmlichen kirchlichen Verfassung, und eines Reihe von Bibelübersetzungen in den in Indien gangbaren Sprachen. Die kirchliche Verfassung zum Besten der indischen Christen berührt er in dieser Schrift nur nebenher, weil er schon in einer andern, vor seiner Abreise aus Indien, auf Veranlassung des verstorbenen Bischofs von London, D. Proteus, abgefaßten Abhandlung, die Nothwendigkeit davon ausgeführt und Vorschläge dazu gethan hat. Jetzt fordert er England auf, den Einwohnern seines Reichs im Osten die Vortheile, die es von ihnen ziehe, durch Bibelübersetzungen und Bibelausgaben zu vergelten. Dadurch würde das Mutterland einem Bedürfniß der indischen Christen, die nach Unterricht und Erbauung schwächeten, abhelfen, und zugleich den heidnischen Landeseingebornen Schriften näher bringen, die ihnen durch ihren Inhalt die Gräuel ihres Heidenthums einleuchtend machen, die unglücklichen Schlachtopfer aus den Rädern des Juggernaut und den Mägen der Krokodile reißen, den Greis von dem gewaltsamen Tod im Ganges und die Witwe von dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes befreien könnten. Man brauche den Heiden das Christenthum nur näher zu bringen, um sie zu seiner Annahme zu bewegen: denn durch Zudringlichkeit und Gewalt soll niemand zu demselben bekehrt werden. Wer sollte die menschenfreundliche Absicht des Verf. nicht ehren, wenn man gleich nicht einsteht, wie das bloße Daseyn einer Bibelübersetzung in der Landessprache auf den großen Haufen, für den das Lesen ohnehin keinen Reiz hat; mehr als die bisherigen Vorstellungen der Missionäre, wirken, und von seinen, durch die

Erziehung angebildeten religiösen Vorurtheilen leichter heilen sollte? Das für und wider die Missionen ist schon so oft verhandelt worden, daß wir glauben mit Uebergehung dieses Themas uns bloß an den übrigen Inhalt dieser Schrift halten zu dürfen.

Die Betreibung neuer Bibelübersetzungen in den indischen Sprachen begann durch die Gelehrten im Fort William, von denen sich eine eigene Section im Jahre 1805 diesem Zwecke widmete. Sie hatte ihre Arbeit zwey Jahre mit Eifer fortgesetzt, als ihnen am 1. Januar 1807 ein Beschluß der Directoren befohl, zur Ersparung eines Theils der großen Kosten dieses Instituts, die Bibelübersetzungen und einige andere Arbeiten einzustellen. Die Gesellschaft mußte nun zwar die Betreibung ihrer Bibelunternehmung auf öffentliche Kosten aufgeben; aber statt es ganz aufzuheben, erweiterte sie vielmehr ihren Plan und dehnte ihn von Indien über ganz Asien aus. Sie hoffte die Kosten dazu durch Subscriptionen, durch den Bücherverkauf und vielleicht in Zukunft auch durch eine Unterstützung der Regierung zu decken. Ihre Hoffnung trug nicht. Was ein einziges Wort, von einem angesehenen Manne gesprochen, thun kann, zeigte sich (um ein Beyspiel zu geben), als der verstorbene Pastor Schwarz in einer Predigt am 1. Januar 1810 das Verlangen der Hindu nach Bibeln erwähnt hatte: in wenigen Tagen waren von den Einwohnern von Calcutta allein 1000 Pf. St. unterschrieben. Die Missionsgesellschaften in England ließen es auch nicht an Beyträgen fehlen: die Ausgaben der Londner Societät für das einzige Sinesische Fach betragen in Einem Jahre 500 Pf. St. Die Bibelnieberlage in Bengalen (von dem Prediger Brown gestiftet) verschließt schon von ihrem

Vorrath, von dem sie ein (auch hier abgedrucktes) Verzeichniß durch ganz Asien versendet hat, bey ihren billigen Preisen eine bedeutende Zahl von Exemplaren in die entferntesten Gegenden von Asien: Exemplare, die zum Verschenken von ihr verschrieben werden, gibt sie um den Preis, den ihr Druck und Papier kosten.

Um nun zur glücklichen Betreibung dieses Unternehmens die nöthigen Nachrichten vom Zustand des Christen- und Heidenthums in Indien zu sammeln, durchreisete der Verfasser die Halbinsel Indiens von Calcutta bis zum Cap Comorin in den letzten Jahren seines dastigen Aufenthaltes, und besuchte Ceylon dreyemahl, wobey es ihm um Kirchen und Büchersammlungen der katholischen, syrischen und protestantischen Christen, um die neuere Geschichte der östlichen Juden und um Bekanntschaften mit Männern, die zur Beförderung besserer Kenntnisse in ihrer Heimath, und zur Unterhaltung einer Correspondenz, die Bibelverbreitung betreffend, geschickt wären, besonders zu thun war. Was er auf dieser Reise erforscht und beobachtet hat, ist unter mancherley Aufschriften zerstreut, folglich nicht in der besten Ordnung, in dieser Schrift zu finden. Ein großer Theil des Mitgetheilten ist für den, der in Schriften über Ostindien belesen ist, keine Neuigkeit; manches weiß man schon vollkommener, wie z. B. das, was über die weißen und schwarzen Juden in Cochin mitgetheilt wird. Doch kommt auch manches Merkwürdige neue vor, wovon wir einiges auszeichnen wollen.

Die Syrischen Christen an der Küste, die sich dem Pabst unterworfen haben, sind hinreichend bekannt; von denen im innern Indien, welche keine päpstliche Oberherrschaft erkennen, hatte sich fast

alle Kunde verloren; selbst der Raja von Travancore zweifelte, ob sich solche Einwohner in seinem Gebiete fänden; that aber allen Vorschub zu dieser Nachforschung: doch erinnerte sich sein erster Minister (Dewan) der Sorriani in seinem Reiche. Der Verf. fand ganze Gemeinen syrischer Christen zu Tschinganoor, Kanniel, Cande-nad, Parodr (nicht weit von Cranganore) und zu Angamalee, und erhielt von ihnen mehrere schätzbare Manuscripte. Der letzte Ort erinnert an die alten ehernen Tafeln, die Rechte des Adels und andere von frühen Königen ertheilte Privilegien enthaltend, welche nach den Berichten der Portugiesen der syrische Bischof von Angamalee ins Castell zu Cochin gebracht haben soll. Der dasige brittische Statthalter, Adrian Moens hatte sie die vielen Jahre seines dasigen Aufenthalts (seit 1770) vergebens gesucht; weshalb man sie für verloren hielt. Durch die neuern Bemühungen des brittischen Residenten zu Travancore, des Oberst-Lieutenants Macauley sind sie endlich (1807) glücklich wieder gefunden und von ihm in amtliche Verwahrung genommen worden. Sie sind (mit den beiden vorgeblich noch ältern Tafeln der Juden zu Cochin, die wir aber, was dem Verf. unbekannt war, aus Büschings Magazin schon genauer kennen) von einem Kupferstecher auf eine Kupferplatte gestochen vom Verf. nach Europa gebracht worden, um sie allen gelehrten Gesellschaften in Asien und Europa in einem fac simile zur Erklärung vorlegen zu können. Sie machen mit den beiden Jüdischen Platten 14 Seiten aus. Gegenwärtig hat man sie auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge zu suchen, wo der Verf. alle seine litterarischen Funde niedergelegt hat. Der älteste der Zöglinge, welche das College des Forts William für die Sinesische

Litteratur gebildet hat, Josua Marshmann, hat schon den ersten Band der Werke des Confucius im Original mit einer Uebersetzung (auf 477 S. 4.) herausgegeben, dem noch vier andere gleich starke Bände folgen sollen. Lassar, ein in Sina geborner Armenier, der Lehrer des Sinesischen im Fort William, und Morrison in Canton arbeiten an einem Sinesischen N. T.; zu der Tamulischen Bibel der Dänischen, und der Bengalischen der Baptisten-Mission in England, werden nächstens Uebersetzungen in den übrigen Ostindischen Sprachen kommen: eine Hindostanische von Heinrich Martyn, eine Malabarische von Mar Dionysius, dem Bischof der Syrischen Christen in Travancore; eine in der Zelingasprache von Ananda Rayer, einem zum Christenthum übergetretenen Zelinga Brahmanen. An einem Gesellschaftsstück zu der schon gedruckten Ost-Malayischen Bibel, an einer im West-Malayischen Dialect arbeitet Th. Farret, Mitglied des Civildepartements der Ostindischen Compagnie. Unter der Begünstigung des Bischofs von Durham besorgt Heinrich Martyn, jetzt in Cambridge, einen neuen Abdruck der Arabischen Uebersetzung in den Polylotten, und Sabat, ein zum Christenthum übergetretener Araber, arbeitet eine neue in der Arabischen Vulgarsprache aus. Wenn gleich von allen diesen Unternehmungen kein Gewinn für Ersege und Kritik zu erwarten ist, so werden sie doch unsre Asiatische Sprachkunde erweitern.

Angehängt sind drey Predigten, in denen der wohlmeinende Buchanan seinen Landsleuten die Beförderung des Christenthums durch Bibelübersetzungen mit allem ihm möglichen Nachdruck ans Herz legt. Sein Vaterland soll die Kosten tragen. Was bisher die Subscriptionen für die mannigfachen Missionen gethan haben, ist ihm immer noch

zu wenig. Einmahl ruft er in seinem Buche aus:
 „England, England! wahrlich nicht deinem Wohls-
 „verhalten hast du es zu danken, daß die Vor-
 „sehung dir die Schätze Indiens verliehen.“

Magdeburg.

Bei W. Heinrichshofen: Methodik der deut-
 schen Styl-Übungen, für Lehrer an Gymnasien.
 Von Ludwig Schaaff, Conventual des Stifts
 und Klosters Unser Lieben Frauen zu Magdeburg.
 1812. XII und 106 Seiten in groß Octav.

Mit dieser Schrift hat der Verfasser eine sehr
 nützliche Anweisung geliefert, wie die deutschen
 Styl-Übungen in dem besten Zusammenhange
 angeordnet ein Mittel werden, die Entwicklung der
 Seelenkräfte zu begünstigen, und eine größere Voll-
 kommenheit des Vortrags zu befördern. Auch in
 den dem Schüler ertheilten Aufgaben zu Ausarbei-
 tungen muß ein wohl berechneter Plan herrschen,
 der vom leichteren zum schwereren fortschreitet, und
 auf die jedesmahligen materiellen und formellen
 Bedürfnisse genaue Rücksicht nimmt. Was hierbey
 zu beobachten ist, hat der Verf. in einer lichtvollen
 Uebersicht dargestellt, die auch dem erfahrenen Schul-
 lehrer angenehm seyn wird. Diese Methodik zer-
 fällt, nach einer vorausgeschickten Einleitung, in
 vier Abschnitte: I. Das Materiale der stylistischen
 Arbeiten; von dem Ideencreise; von dem Thema,
 Themata für die Anfänger, für die Geübteren,
 für die Geübtesten. II. Das Formale der stylisti-
 schen Arbeiten, Meditation, Disposition, Elocu-
 tion. Unter dieser Rubrik stehen nebst mehreren
 andern auch folgende Untertheile: Diction, Stre-
 ben nach Wohlklang im Periodenbau, Gebrauch
 der drey Schreibarten, Geschichtsstyl, Übungen
 in dichterischer Schreibart. III. Correctur der sty-

1992 G. g. M. 199. St., den 13. Dec. 1813.

listischen Arbeiten, schriftliche, mündliche Correctur. IV. Stylistische Hülfsmittel. Hierbey wird zulezt von der mündlichen Wohlredenheit, von den mannichfaltigen in zusammenhängenden Vortrag, und von den Declamir-Übungen gehandelt.

Marburg.

Dem hiesigen Verzeichnisse der Lectionen, die für das Winterhalbejahr von Michaelis 1813 bis Ostern 1814 angekündigt werden, geht eine wohlgeschriebene Prologus des Herrn Prof. Wagner vorher, welche drey Stellen römischer Dichter Tibull. II, 4, 53 f., Javen. I, 30 f., II, 149 f. beleuchtet. Bey der Tibullischen Stelle macht der Ausdruck *ita sub imperium* Schwierigkeit. Weder die Heynische noch die Vossische Erklärung gefällt ihm, und er will durch Juven. III, 30. wo *domina sub hasta* vorkommt, bewogen *hasta* supplirt wissen. Aber würde dann nicht *titulumque* schicklicher voranstehen müssen, da die Bekanntmachung, daß etwas verkauft werden solle, früher ist als der Gebrauch des Hammers bey Verkäufen? Gefälliger ist die Erklärung von Juven. I, 30 f. *de nobilitate comesa Quod superest* faßt er nicht wie Ruperti vom Vermögen, sondern von dem durch Delationen fast ganz aufgeriebenen adligen Stande zu Rom. In II, 159. versteht Hr. W. die Worte *Illuc, heu, miseri traducimus* nicht durch *risui exponimus*, sondern so: dahin ist es mit uns Unglücklichen gekommen; und hält 163 *et tamen* etc. für einen Einwurf, den der Dichter mit *Aspice* etc. beantwortet. Sehr gut. Nur würden wir für *et tamen* die kleine Aenderung *At tamen*, wie in Einwürfen üblich ist, vorschlagen.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 16. December 1813.

Heidelberg.

Ueber die Consumtions-Steuer, eine staats-
wirthschaftliche Abhandlung von Dr. Joh. Eschen-
mayer, ordentl. Prof. der Staatswirthschaft auf
der Universität zu Heidelberg, u. s. w. Bey Mohr
und Zimmer. 1813. XVI und 142 Seiten in klein
Octav.

Da bey gegenwärtiger Wiedergeburt von Deutsch-
land gerade die zweckmäßigste Einrichtung des
Steuerwesens das wichtigste Geschäft der Staats-
wirthschaft des Tages ist; so wird man uns eine
etwas umständlichere Anzeige der hier genannten
Schrift gewiß um so eher verzeihen, je mehr der
Geschäftsmann in dem jetzigen Drange der Um-
stände oft gendthiget ist, sein ganzes Studium der
Wissenschaft auf dergleichen Anzeigen der neuen
Schriften einzuschränken.

Unsere ältern Staatswirthe nahmen bey Anle-
gung der Steuern auf die Theorie gar keine Rück-
sicht; und wenn sie der Erfahrung folgten, so
studierten sie diese doch auch nicht ganz aus; son-
st (9)

dern entschieden sich immer nur nach der einen oder andern Erscheinung, die ihnen eben besonders auf-fiel; alle übrigen ließen sie aber unbeachtet. Die neuere französische Finanzgesetzgebung, der sich in diesen letzten Jahren der größte Theil von Deutsch-land hat fügen müssen, verachtete hingegen alle Erfahrung, und hielt sich einzig und allein an die Theorie — bis zur Pedanterie. Sollte es nun nicht endlich Zeit seyn, aus beiden Erkenntniß-Quellen zu schöpfen; beide zu Maßregeln, wovon jetzt unser Wohl oder Wehe mehr als je abhängt, zu benutzen? Nur wäre in dieser Hinsicht zu wün-schen, daß die Geschichte unserer vorigen Steuer-verfassung mit ihren Folgen auf das gemeine Wohl besser bearbeitet werden möchte, als es bis jetzt noch geschehen ist. Gewiß liegen Resultate darin, die keine Theorie auch nur ahnen kann; und die doch die kräftigsten Entscheidungsgründe für die neuen Maßregeln geben würden! Zu Belegung dieser Behauptung sey es uns verstattet, nur die einzige Erfahrung anzuführen, daß vorhin das F. C. von 62, 38 geogr. Quadratmeilen und etwa 200000 Menschen, das eigentlich keine Grund-sondern nur eine Consumtions-Steuer hatte, diese zu einem ganzen Drittheile allein aus seiner Haupt-stadt von höchstens 18000 Menschen bezahlte, und daß dabei gleichwohl Stadt und Land sich voll-kommen wohl befanden.

Doch wir kehren wiederum zu unserm Buche zurück. Der Verf. will die Consumtions-Steuer nicht nur nicht als Haupt- sondern sogar nicht einmahl als Neben-Steuer gelten lassen: 1. weil sie den gegebenen Staatsaufwand nicht sicher decke; 2. weil sie das gerechte Verhältniß zwischen dem Reichen und Armen nicht treffe; 3. weil sich der

Staats-Bürger ihr entziehen könne; da es ja in seiner Willkühr stehe, die damit belegten Artikel gar nicht, oder weniger zu brauchen; 4. weil sie den ärmsten Theil des Volks am meisten drücke: indem gerade die absoluten Bedürfnisse damit vor andern belegt werden müssen; 5. weil sie den Preis der Bedürfnisse erhöhe, und damit den Lebensgenuß verkümmere; 6. weil sie die National-Production (die Industrie) schwäche; 7. den Verkehr erschwere; 8. den größten Theil der Consumenten doppelt besteuere; 9. die Unsittlichkeit befördere; 10. die Staats-Finanz-Gesetzgebung zwingt, auf die Vergehen Strafen zu setzen, die mit ihrer Schwere in keinem Verhältnisse stehen, und endlich 11. weil sie die größten Erhebungskosten fordere.

Wenn wir diese Gründe näher erwägen, so scheinen uns aber doch die erstern acht gar nicht in Betrachtung zu kommen; die drey letzten hingegen sich in einem weit minder grellen Lichte zu zeigen, als das ist, worein sie hier gestellt sind. 1. In der Ausübung selbst läßt sich von den Consumtions-Steuern schon ein ziemlich richtiger Voranschlag machen. Wenn es hier der Platz verstattete, könnten wir davon leicht aus Rechnungen den Beweis führen: aber es bedarf dessen nicht einmahl; da wir unsere Leser nur daran zu erinnern brauchen, daß die Britten noch immer fortfahren, sogar Staats-Anleihen auf solche Steuern zu fundiren. Wäre die Behauptung aber auch wirklich gegründet, so könnte die Sache selbst doch keinen merklichen Nachtheil haben; da dergleichen Steuern nicht für die Ewigkeit angelegt werden; der Mehr-Ertrag derselben also der Nation immer wieder zu Gute gerechnet; der Weniger-Ertrag aber in dem folgenden Jahre durch Erhöhung derselben Artikel

oder durch Hinzufügung eines andern nach erfordert werden kann. 2. Keine Steuer kann zwischen den Armen und Reichen ein vollkommen gerechtes Verhältniß treffen; selbst die Grundsteuer kann es nicht. Wenn der Arme und Reiche von einerley Grundstücke jeder 1 Gr. steuern müssen; so steuert der Arme davon nach dem Verhältnisse, nach welchem die Gesamtzahl seiner Grundstücke geringer ist, als die des Reichen, ja immer mehr als dieser. Die Consumtions-Steuer steht in dieser Hinsicht also nicht hinter der Grundsteuer. 3. Auch läßt sich nicht sagen, daß die Entrichtung der Steuer so ganz in der Willkühr des Steuerpflichtigen stehe. Die ersten Bedürfnisse kann er sich ja nicht entziehen; und wer entzieht sich gern die Artikel des Luxus, denen die Neigung der Menschen und conventionelle Verhältnisse einen so unwiderstehlichen Reiz geben? 4. Wenn die Consumtions-Steuer auf den ersten Bedürfnissen liegt, so trifft sie freylich die Armen härter als die Reichen. Eben dieß wäre jedoch auch der Fall, wenn sie durch die Grundsteuer ersetzt werden sollte: da der Grundbesitzer sie doch auf das Product seines Grundes legen, solalich sie sich von dem Consumenten wieder ersetzen lassen müßte. 5. Der Preis der Producte wird dadurch also nicht mehr erhöht; der Lebensgenuß dadurch nicht mehr verkümmert als auch durch die Grundsteuer. 6. Sollte die Industrie oder 7. der Verkehr dadurch in dem einen oder andern Stücke wirklich geschwächt werden können; so bedürfte es ja nur bey diesen Stücken der Aufhebung der Steuer oder einer bessern Modification derselben, und das Uebel wäre gehoben. Die Consumtions-Steuer überhaupt würde dadurch nicht verwerflich. 8. Der Vorwurf, daß die Con-

sumptions-Steuer den größten Theil der Consumen-
 ten mehr als einfach besteuere, scheint un-
 gänzlich ungegründet. Vorausgesetzt, daß der Staat
 die Einnahme, die ihm die Consumptions-Steuer
 verschaffen soll, wirklich nicht entbehren könne;
 so würde ja nach Verwerfung der Consumptions-
 Steuer die Grundsteuer um den Ertrag derselben
 erhöht werden müssen, woraus denn die Erhöhung
 des Preises der Producte des Grundes von selbst
 folgte. Nun hätte also der Producent, so wie der
 Consument, die unterdrückte Consumptions-Steuer
 in der Grundsteuer mit zu bezahlen. Keiner wird
 folglich bey dieser Voraussetzung durch die Con-
 sumptions-Steuer neben der Grundsteuer mehr als
 einfach besteuert. 9. und 10. kann zwar das Straf-
 system, das von der Erhebung der Consumptions-
 Steuer nicht ganz getrennt bleiben darf, den väter-
 lichen Gesinnungen einer guten Regierung nicht
 entsprechen; aber eine recht zweckmäßige Bestim-
 mung der Steuer selbst, eine wohlüberlegte Orga-
 nisation der Erhebung, eine liberale Behandlung
 der Steuerpflichtigen mildert dieses nothwendige
 Uebel doch ungemein. 11. Was die Erhebungsk-
 osten der Consumptions-Steuer betrifft, so läßt
 sich zwar wohl nicht in Abrede stellen, daß sie
 unter 15 von 100 der Steuer nicht zu erhalten
 sind, wenn bey der Grundsteuer mit $7\frac{1}{2}$ von 100
 dazu ausgereicht werden kann; aber da der größte
 Theil davon an die niedern Bedienten geht, folg-
 lich sogleich wieder in den allgemeinsten Geldum-
 lauf kömmt; vieles davon auch denjenigen Staats-
 bürgern zufällt, denen sonst eine öffentliche Hülfe
 auf eine andere Art angedeihen müßte; so läßt
 sich doch auch dieser Umstand so hoch nicht an-
 rechnen.

Unserer Meinung nach hat also der Verf. sein Thema nicht erwiesen, sondern die Consumtions-Steuer verdient noch immer, wenigstens als eine Nebensteuer beybehalten zu werden — da, wo die Grundsteuer nicht jeden Steuerpflichtigen gehörig treffen kann, oder doch nicht so treffen kann, wie es dem Besten des Staats am gemähesten ist.

Antwerpen.

Hier ist bey *H. P. van der Hey* auf drey großen Blättern, welche zusammengeklebt werden müssen, erschienen: *Tableau chronologique des Peintres les plus célèbres, depuis la renaissance de l'art jusqu'à la fin du XVIII. Siècle, distribué par Ecoles et par Siècles.*

Der Verfasser dieser Tabellen, der sich nicht genannt hat, ist Herr *Schweighäuser*, Professor der alten Litteratur an der Universität zu Straßburg. Mit einer Bescheidenheit, die ihm wahrlich Ehre macht, sagt er am Schluß einer Bemerkung, daß er diese Arbeit lediglich zu seinem eignen Unterricht entworfen, und nur wenige Exemplare aus Gefälligkeit gegen seine Freunde vertheilt habe. Und dennoch kennt Recensent keine chronologische Tabelle, die eine so allgemeine und dennoch so richtige Uebersicht der Mahlerschulen gewährt, und durch deren Verbreitung der Herr Prof. sich den Dank aller Dilettanten erwerben würde. Durch gerade hinablaufende Linien sind die Jahrhunderte, vom vierzehnten bis zum achtzehnten, und durch querverlaufende die verschiedenen Schulen abgetheilt, doch so, daß in einzelnen Fächern zur linken Seite das characteristische einer

jeden Schule angegeben worden ist. Die Schulen folgen in dieser Ordnung: die Florentinische, Römische, Venezianische, Lombardische, Bolognesische, Deutsche, Flämmische, Holländische und Französische. Die Neapolitanische, Genuesische und Spanische werden nur als Nebenzweige anderer Hauptschulen angesehen; wenn wir aber, was die ersten beiden betrifft, dem Verfasser darin beypflichten, so ist dieß doch nicht mit der Spanischen der Fall, die ohne fremde Einwirkung emporgeblüht ist, und ihren ganz eigenthümlichen Character hat. Warum die Englische Schule, deren Daseyn doch nicht geleugnet werden kann, mit Stillschweigen übergangen ist, können wir uns nicht erklären. Daß bey einer Tabelle dieser Art leicht Druckfehler sich einschleichen, wodurch die Geburts- und Sterbejahre der Künstler falsch angegeben werden, ist unvermeidlich; auch wird man es verzeihlich finden, daß der Verfasser, der die Kunstgeschichte nur als Nebensache treibt, mit manchen neuen Entdeckungen unbekannt ist. So fängt er, um nur Eins zu bemerken, die uralte deutsche Schule mit dem Tomaso da Mutina an, obgleich erwiesen worden ist, daß er ein Italiäner war und der Stadt Treviso angehört. Die Quellen, deren er sich bedient hat, wenn man die holländischen Mahlerbiographien von van Mander, Houbraken, Weyermann und van Gool ausnimmt, sind auch nicht die lautersten; Panzi und andre neuere Schriftsteller scheint der Verfasser nicht zu kennen. Doch diese Mängel schaden dem Werth dieser Tabellen nicht, die, bey einer neuen Auflage berichtigt, jedem Liebhaber der Kunstgeschichte willkommen und nützlich seyn werden.

2000 G. g. N. 200. St., den 16. Dec. 1813.

Frankfurt am Main.

Gedichte von Elise Sommer, geb. Brandenburg; in der Herrmannschen Buchhandlung. 1813. XXXVIII und 304 Seiten, in klein Octav.

Schon 1806 ward eine erste Sammlung der poetischen Arbeiten der Frau Cabineträtthin Sommer gedruckt, und diese Erstgebohrnen ihrer sanften Phantasie verschafften ihr viele Freunde, machten ihr viele Ehre. Dasselbe wird gewiß auch diese neue Sammlung bewirken. Die edelsten Gefühle der weiblichen Seele, religiöse Beschauung der Natur, Achtung für hohe Verdienste und für Tugend, sprechen rein und zart, oft sogar erhaben, aus diesen Gedichten. Erst in einer sehr peinlichen Lage, worin die Erfüllung der dringenden Pflichten der geehrten Frau sehr sauer seyn mußte, und ihr Ruhe und Gesundheit raubte, entwickelte sich spät, sich selbst gleichsam unbewußt, ihr Talent zur Dichtkunst, und Klageböne waren die ersten, ihrer Laute entflohenen (wie man es aus der in der Vorrede enthaltenen Lebensgeschichte der Verfasserinn ersiehet). Daher eine zarte und liebenswürdige Melancholie der Hauptcharacter ihrer Dichtungen ist. Uebrigens, ganz mit der Bildung ihrer Söhne, nach dem Tode ihres Gemahls, beschäftigt, hält sich diese verehrungswürdige Frau jetzt hier auf, mit dem jüngsten davon, der seine Studien bey hiesiger Academie angefangen hat. Möge der Aufenthalt in unserm Musesitz dieser trefflichen Pflegerinn der vaterländischen Musen frömmen und gefallen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 18. December 1813.

Stuttgart und Tübingen.

Versuch eines Handbuchs der reinen Geographie als Grundlage zur höhern Militärgeographie, zum Gebrauch für Kriegsschulen und Officiere; von Ferd. Kunz, Prof. der Geographie an der Königl. Militärschule in Braunschweig. 1812. 308 Seiten in Octav.

Die Bestimmung des gegenwärtigen Buches ist auf dem Titel so genau angegeben, daß man darin nicht irren kann. Auch Geographie läßt sich aus sehr verschiednen Gesichtspuncten behandeln; in den frühern Werken ward die physische Geographie der politischen untergeordnet; die neuern Schriftsteller haben es zum Theil versucht die physische zur Hauptsache zu machen: ohne zu bedenken, daß für die gewöhnlichen practischen Bedürfnisse die politische die wichtigste ist. Es war daher auch nicht zu verwundern wenn solche Versuche nicht den Erfolg gehabt haben, den ihre Urheber sich davon versprachen. Ganz etwas anders ist es, sobald die Geographie für junge Militärs bearbeitet wird. Nun treten ganz andere Bedürfnisse ein; sie müssen vieles wissen,

J (9)

was andern entbehrlich ist; und manches was andern wichtig ist, kann es ihnen nicht seyn. Man braucht in dem gegenwärtigen Buche nur die Zuschrift an seine Zöglinge, die statt der Vorrede dient, zu lesen, um den denkenden Lehrer, und den Kenner seines Faches wahrzunehmen. Sie enthält eine kurze Recapitulation von dem, was er über das geographische Studium ausführlich gesagt hatte. Keine Geographie nennt der Verf. die allgemeine Beschreibung oder Darstellung der natürlichen Beschaffenheit der Erde; die in so fern sie auf militärische Zwecke angewandt wird, Militärgeographie, oder allgemeine Terrainkenntniß, wird. Mit Recht beschränkt Hr. K. aber seine Arbeit nur auf Europa. Die vorläufigen allgemeinen Kenntnisse werden in der Einleitung auseinander gesetzt; und zuletzt werden die litterarischen Hülfsmittel berührt. Mit Wahrheit kann der Verf. sagen, daß bisher noch kein brauchbares Handbuch der militärischen Geographie vorhanden ist, wenn gleich Versuche in der Geographie einzelner Länder in dieser Beziehung gemacht worden sind. Wir hätten hier eine Erwähnung der Schrift von H. Friedrich Schulz über die Continuität der Höhen, wegen der dazu gehörigen schönen kritischen Gebirgskarte von Europa, erwartet, da sie für seinen Zweck so wichtig ist; wir haben sie nachher nur einmahl gelegentlich angeführt gefunden. — Der Verf. geht nun zwar nach der Reihe die einzelnen Länder mehrerer Welttheile durch; aber nicht in der gewöhnlichen Ordnung, sondern aus dem militärischen Gesichtspunct betrachtet; und beginnt daher mit Helvetien, als dem Hauptgebirgslande. Nun folgen zunächst die Länder des südlichen und westlichen Europas, Italien, Spanien und Portugall, Frankreich, die Niederlande, England; dann die nörd-

lichen, Dänemark, Norwegen, Schweden, Europäisches Rußland, Preußen, Warschau und Galizien; hierauf die östlichen, Ungarn, Europäische Türken und Illyrien; und zuletzt Deutschland; mit Beyfügung der Nahmen welche ihnen in der physischen Geographie zukommen. Der Plan, den der Verf. bey jedem dieser Länder befolgt, ist der, daß er zunächst den physischen und den darauf sich gründenden militärischen Character bestimmt; in wie fern es feste Positionen darbietet; die Märsche erleichtert oder erschwert; den Gebrauch der Cavallerie erlaubt ic. Dann werden die Höhenzüge und die Abdachung genau angegeben, und die Höhen der einzelnen Hauptberge bemerkt. Sofort das davon abhängende Flußsystem. Es werden nicht nur die einzelnen Flüsse, die Wege ihres Laufs, sondern noch die Punkte bemerkt, von wo an sie schiffbar sind. (Der Verf. unterscheidet mit Recht die Ausdrücke Strom und Fluß; wir hätten nur gewünscht, daß er in dem Gebrauch sich selbst mehr gleich geblieben wäre, und den ersten Nahmen immer von Hauptflüssen gebraucht hätte. Könnten die Geographen darin übereinkommen, diesen Sprachgebrauch zu fixiren, so würde es ein wahrer Gewinn für die Geographie, besonders aber für ein zum Unterricht bestimmtes Handbuch wie das gegenwärtige, seyn.) Dann folgt die Angabe der Moräste, Seen und Ebenen. Bey einzelnen Ländern, wie bey Helvetien, werden auch die militärischen Engpässe (Défilées) bemerkt. Wenn dieß bey andern nicht geschehen konnte, (wie zweckmäßig es in einer Militärgeographie ist, fällt in die Augen,) so lag der Grund unstreitig in dem Mangel an Nachrichten darüber; welches wieder einen Beweis gibt, wie wenig für diese Wissenschaft durch Schriften (von Charten sprechen wir

nicht,) geschehen ist. Die Canäle, sowohl die fertigen, als die noch unvollendeten, werden sorgfältig aufgezählt, und der Gewinn für die innere Communication in militärischer Rücksicht bestimmt. (Bey Rußland vermiffen wir hier den Oginski Canal, zwischen dem Pripez und Niemen, der bereits 1804 beendigt wurde. Der Dwinacanal oder Catharinencanal wird vom Verf. als unvollendet angegeben. Es kann seyn, daß er durch die Zeiten stehen geblieben ist; sonst sollte er 1807 fertig seyn. Dem Verf. ist wohl bisher, so wenig wie dem Rec. trotz aller gegebenen Mühe, das Vergnügen zu Theil geworden, die große in Rußland erschiene Chartre der Wassercommunicationen zu Gesicht zu bekommen; sonst hätte er sie unter den Chartren gewiß mit aufgeführt.) Auf die Canäle folgt die Angabe der Festungen. Bey diesen Artikel ist der Verf. am ausführlichsten und genauesten; indem er nicht bloß die eigentlichen Festungen, sondern auch die Citadellen aufführt. Er unterscheidet sie auch im Range. (Ob auch nicht hier durch den sorgfältig beobachteten Gebrauch der Ausdrücke: Hauptfestung, Festung, fester Punct, mehr Richtigkeit in die militärische Geographie zu bringen wäre?) Diese Rubriken umfassen bey jedem Lande das eigentliche militärische. Wir hätten aber doch gewünscht, daß es dem Verf. auch beliebt hätte, die politisch: militärische Eintheilung der Länder in Militärdivisionen, oder Cantons, anzugeben; und wir bemerken dieß, da es ihm nicht schwer werden kann, bey einer neuen Auflage, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, dieß nachzuholen. Auf jene, dem Militär unmittelbar wichtige Kenntnisse, folgt dann auch bey jedem Lande ein Anhang von der politischen Geographie und Statistik, worin die Größe, Volksmenge, Ein-

theilung, Natur- und Kunstproducte; militärische Fabricate, Bildungsaustalten, und Organisation, dann aber die vornehmsten Städte, nach ihrem Range und ihrer Bevölkerung angegeben werden. Auch dieß alles sehr zweckmäßig! Denn so verhütete es der Verf., daß er in einer Militärgeographie nicht alles aufzunehmen brauchte, was in andern Geographien steht, und sein Buch zu sehr vergrößert und vertheuert haben würde. Dann zuletzt Angabe der militärischen Hülfsmittel, Bücher, (wobey wir doch genauere Angaben der Titel wünschten,) und der Charten.

Die Leser werden aus dieser Anzeige den Werth des gegenwärtigen Werks zu beurtheilen im Stande seyn. Das Hauptverdienst des Verf. ist, wie mir gleich zu Anfange andeuteten, daß er seinen Zweck so scharf ins Auge gefaßt, und im Auge behalten hat. Wir zweifeln nicht, daß außer den von uns gemachten Bemerkungen sich ihm bey einer neuen Ausgabe auch noch andere zu der Vervollkommnung darbieten werden, wie es nicht anders bey einer Arbeit seyn kann, durch die er gewissermaßen zuerst Bahn gebrochen hat.

Weimar.

Im Verlage des Industrie-Comtoirs: Ueber die Altar-Gemähde von Lucas Cranach in der Stadt-Kirche zu Weimar von *Heinrich Meyer*. 6 Seiten Text mit 2 Kupferstichen. 1813. gr. Folio.

Wir erfahren aus dieser Schrift, daß das vor-
treffliche Altar-Gemähde des Lucas Cranach in
der Stadt-Kirche zu Weimar, welches sonst be-
stäubt und im schlechtem Licht wenig beachtet war,
auf höchsten Befehl vom Altar gehoben, gereinigt,
an verschiedenen schadhafte Stellen ausgebessert,

und hernach ebenfalls wieder in der Kirche zweckmäßiger aufgestellt worden ist, damit Liebhaber der Kunst dessen ungehindert genießen möchten. Von den Lebensumständen des Lucas Cranach erzählt Hr. Prof. Meyer nur, daß er im J. 1472 (nach Andern im J. 1470) geboren worden ist, und bis zum J. 1553 gelebt hat; daß er von frühe an in Diensten der Sächsischen Kurfürsten gestanden, mit Friedrich dem Weisen nach Jerusalem gezogen, die besondere Gnade Friedrichs des Großmüthigen genossen, welchen er auch ins Gefängniß begleitete: endlich, daß er ein Bekenner von Luther's Lehre und dessen vertrauter Freund war. Das Hauptgemälde (Tab. I.) ist 11 Fuß 6 Zoll hoch und 9 Fuß 11 Zoll breit. Zwen Flügel oder Deckel von gleicher Höhe, halb so breit und auf beiden Seiten bemahlt, haben gleich dem eigentlichen Altarbilde, Figuren in Lebensgröße. Ueber die mystische Bedeutung des Gemäldes geht der Verf. weislich weg, indem sie wenig Reizendes hat; dagegen theilt er eine Beschreibung mit, die den Leser mehr unterhalten wird. Auf dem ersten Plane erblickt der Beschauer folgende Figuren: In der Mitte den Erlöser am Kreuz, zur linken Hand eben denselben, aus dem Grabe auferstanden, Tod und Teufel liegen bezwungen unter seinen Füßen; gegenüber zur Rechten steht Johannes der Täufer, welcher auf das Crucifix zeigt, und auf das Lamm unter dem Kreuze, das eine Fahne hält auf welcher die Worte *Ecce agnus dei. qui tollit peccata mundi* geschrieben sind. Neben Johannes hat Lucas Cranach sich selbst abgebildet; ein Strahl des versöhnenden Blutes Christi ergießt sich aus der Mitte des Gekreuzigten auf des Künstlers Haupt, und neben ihm, zu äußerst im Bilde, steht Dr. Luther in priesterlicher Kleidung, mit offenem Buche in der Hand,

auf dessen Blättern groß geschriebene biblische Stellen zu lesen sind, welche sich auf die Erlösung durch Christi Blut beziehen. In einiger Entfernung hinter dem Kreuze zerstreut sich, ungefähr Fuß hohe Figuren; Tod und Laster stoßen einen fliehenden nackten Mann in den Hellenpfuhl; Moses deutet auf die Tafel des Gesetzes, vier andere Männer stehen um ihn her. Fernerhin stellte der Künstler, mit nach Verhältniß kleineren Figuren, die Geschichte von der ehernen Schlange dar, und wenig weiter auch die Hirten, denen ein Engel Christi Geburt verkündet. Das Crucifix hat keine gemeine Formen, nur sind einige Glieder, z. B. die Arme, mager; überdem ist diese Figur an vielen Stellen beschädigt, und bereits in ältern Zeiten nachlässig ausgebessert worden. Die andere Figur des Heilandes ist edler und erhielt sich besser. Die Gebärde des Johannes hat etwas Gezwungenes; im übrigen ist diese Figur nur wenig beschädigt. Cranach und Luther sind unstreitig die verdienstlichsten Figuren im ganzen Bilde; Luther hat sehr viel Charakteristisches, und der Hr. Verf. wurde durch dieses Bildniß lebhaft an das berühmte Porträt vom Pabst Leo X. erinnert, das bekanntlich von Raphael herrührt. Cranachs Bildniß hat im Gewande einige schadhafte Stellen. Das Ganze ist mit dem Fleiße und der vorzüglichen Sorgfalt ausgeführt, die man an allen Werken jener Zeiten, gleichviel von welcher Nation und welcher Schule, wahrnimmt. Die zwey Flügel zu dem beschriebenen großen Altargemälde sind auf beiden Seiten bemahlt. Ihre innere, das ist die Hauptseite, (Taf. II.) stellt auf dem Einem, Bildnisse des Kurfürsten Johann Friedrich's und seine Gemahlinn Sibilla von Cleve, dar. Sie knien beide mit zusammengehaltenen Händen an

2908 G. g. A. 201. St., den 18. Dec. 1813.

einem Bestuhle. In ähnlicher Stellung erblickt man auf dem andern Flügel gegenüber drey Söhne des erwähnten Kurfürstlichen Paares; diese fünf Bildnisse haben ungemein viel Verdienst. Auf den äußern oder eigentlich den Rückseiten der erwähnten beiden Flügel bemerkt man eine Darstellung von der Himmelfarth unseres Herrn, und wie derselbe durch Johannes im Jordan getauft wird. Sie sind wahrscheinlich von einem gewissen Christoph Richter größtentheils übermahlt. Auf dem großen Hauptgemälde steht man unter Lucas Cranach's gewöhnlichen Zeichen die Jahrzahl 1555; dieselbe bedeutet indessen zuverlässig nicht, wann solches vom Künstler eben vollendet worden ist, sondern gibt die Zeit an, da es nebst den andern dazu gehörigen Stücken als Denkmahl in der Kirche aufgestellt wurde. Lucas Cranach war schon 1553 gestorben, und Luther noch wenige Jahre früher, 1546, dessen Bildniß aber ist mit großer Unmittelbarkeit und bis ins zarteste Detail gehendem Fleiß vollendet, man darf daher nicht zweifeln, solches sey wirklich nach der Natur auf die Tafel gemahlt worden. Was das Bild des Kurfürsten betrifft, so muß es erst nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, folglich nicht früher, als 1552 gemahlt seyn, weil die Narbe der Verwundung, welche derselbe in der Schlacht bey Mühlberg 1547 an der Wange erhalten, deutlich ausgedrückt ist. Die Entwicklung des allgemeinen Charakters der Kunst des Lucas Cranach mit beständiger Rücksicht auf die beschriebenen Bilder, leidet keinen Auszug, und muß bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. Stück.

Den 18. December 1813.

Göttingen.

Bei der allgemeinen Landesfreude feyerte auch die königliche Societät der Wissenschaften, mit dem frohesten Dankgefühl, am 20. November ihren Stiftungstag, jetzt den 62ten.

Die Vorlesung hielt Hr. Hofr. Blumenbach: Specimen archaeologiae telluris terrarumque imprimis Hannoveranarum alterum, von welcher in einem folgenden Stücke dieser Blätter Anzeige geschehen wird; und stattete hierauf als Secretär für die allgemeinen Societätsgeschäfte den gewöhnlichen Jahresbericht ab) aus welchen wir folgendes ansheben:

Das jährlich an Michaelis wechselnde Directorium war dießmahl von Hrn. Hofr. Tychsen aus der historischen Classe, auf Hrn. Hofr. Bouterweck in der Classe der alten Litteratur und Kunst übergegangen.

Von ihren auswärtigen Mitgliedern hat die Societät zwey berühmte und verdienstvolle Männer durch den Tod verloren; den Grafen Lagrange,

und den Bischof von Worcester: **Rich. Surd**, vor-
maligen Instructor Ihrer Königlichen Hoheiten,
des Prinzen Regenten und des Herzogs von York.

Zum Correspondenten ist noch im vorigen Jahre
ernannt: Herr **Benj. Constant de Rebecque** aus
Genf, der sich zu seinen gelehrten Forschungen,
namentlich über die Geschichte des Pantheismus,
zu wiederholten Malen geraume Zeit bey uns auf-
gehalten hat.

Vorlesungen haben seit dem vorjährigen Jahrstag
folgende Mitglieder gehalten: **Mayer**, super pola-
ritate luminis (— s. gel. Anz. 1812. S. 1977 —);
Gauß, theoria attractionis corporum sphaeroi-
dicorum ellipticorum homogeneorum, methodo
nova tractata (— gel. Anz. von diesem Jahre
S. 545 —); **Hausmann**, de relatione inter cor-
porum anorganicorum indoles chemicas atque
externas (— eben das. S. 705 —); **Eichhorn**,
de gemmis sculptis Hebraeorum (— S. 985 —);
Bouterweck, de iustitia fabulosa (— S. 1169 —);
Stromeyer, de Arragonite ejusque differentia
a Spatho calcareo rhomboidali chemica (— S.
1569 —); **Schrader**, monographiae generis
Verbasci S. l. (— S. 1769 —); **Tychsen**, de
numis veterum Persarum Comment. IV. (— S.
2025 —); und nun am Anniversarium **Blumen-
bach** die oben genannte Abhandlung.

Von andern der Societät von ihren Mitglie-
dern vorgelegten oder von auswärts an dieselbe
eingesandten Aufsätzen oder Sachen, müssen wir
außer dem was davon schon in diesen Blättern an-
gezeigt worden, noch folgende anführen: von Hrn.
Prof. **Gauß** observationes cometæ secundæ quem
vivimus anni, in observatorio Gottingensi factæ,
adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum

orbitarum parabolicarum; von der Kaiserl. Königl. Naturalienkabinetts-Direction zu Wien durch den K. K. Rath und Director Hrn. von Schreibers ein ansehnlicher Aerolith von dem Steintegen zu Stannern in Mähren; von Hrn. Pfarrer Scriba zu Schwickershausen im Oberfürstenthum Hessen, Vorschläge den Rübsaamen wider schädliche Insecten zu sichern, und in gebirgigen Gegenden das Abfließen der Aecker durch Regengüsse zu verhüten; von Hrn. Dr. Beyerle zu Mannheim Bemerkungen über eine ungewöhnliche Irritabilitätskrankheit bey dem Eintritt der Menstruationsepoche; und von Hrn. Forstcommissar Hosfeld, Lehrer an der Forst-academie zu Dreißigacker, über die wahre Beschaffenheit des Saturns und seines Ringes.

Nun zu den beiderley von der Königl. Societät für den dießjährigen November aufgegebenen Preisfragen. — Ueber das Schicksal der für den Hauptpreis von der historischen Classe bestimmten Aufgabe, einer Geschichte des Mysticismus in Deutschland, wird Herr Hofrath Eichhorn als beständiger Secretär der Classe im 203ten Stücke ausführliche Nachricht ertheilen. — Auf die für eben diesen Termin aufgegebenen öconomische Frage: Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsaamen (*Brassica napus silvestris* und *Brassica campestris*) auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern? ist gar keine Concurrenzschrift eingelaufen.

Noch sind die Aufgaben für die nächstkommenden Jahre anzuführen, und zwar zuerst die Hauptpreisfragen:

Auf den November des nächstkommenden Jahres ist von der Classe der alten Literatur und Kunst aufgegeben:

Res Vandalorum in Africa inde a Genserico ad Gilimerum saeculo V. et VI. quae constitutio regni, et causae modique rerum peruentium.

Das zur Beantwortung dieser Preisfrage schon im vorjährigen August eine, aber gegen die gesetzliche Vorschrift, deutsch abgefaßte Schrift, eingesandt worden, ist schon in diesen Blättern 1812. S. 2002. angezeigt.

Auf den November 1815 von der physischen Classe:

Desideratur accurata et observationibus sollicitè institutis suffulta notatio naturae, originis, propagatio:is et disseminationis eorum corpusculorum fungiformium, quae nominibus Aecidii, Uredinis et Pucciniae innotuerunt.

Equidem Societas neque systematicum eorum recensum, neque descriptionem novarum specierum adhuc forte praetervisarum cupit; verum ut maxime de his agatur, quae ut *Uredo segetum* (*Ustilago*, *Brand*) et *Uredo linearis* (*Rubigo*, *Rost*) etc. late subinde disseminantur, adeoque aliis plantarum generibus noxiae fiunt, quibus et nonnullas Aecidii et Pucciniae species frequentissime occurrentes adnumerare licet.

Praeterea autem investigandum: 1. Quomodo Aecidium, Uredo et Puccinia in plantis, quae ab his infestantur, oriuntur? 2. Num vere plantae sint sui generis parasiticae, numve potius pro morbois excrescentiis, ex mutationibus humorum in iis quae obsident vegetabilibus oriundis, habendae sint? Quo véro posito analogiam attendere oportet, quae ea de quibus agitur corpuscula et genuinos nonnullos fungos gasteromycos (*Liceas*, *Trichias* sessiles etc.) intercedit, tum ad con-

stantem sibi que semper similem quam ista servant figuram. Porro vero quaeritur: 3. Quanam sit maxime probabilis causa ortus eorum? 4. Quare quaedam vegetabilia v. c. cerealia toties Rubigine et Ustilagine simul corripiantur, alia vero alterutro saltem eorum, alia denique neutri obnoxiae videantur? 5. Num plures Ustilaginis species statuere liceat? 6. Num certis sub circumfrantiis sive Rubigo in Ustilaginem, sive contraria ratione haec in illam mutari possit? 7. Num utriusque pestis origo aut saltem lata propagatio caveri possit? Denique 8. quanam eo scopo remedia certo et explorato successu adhibere liceat?

Qui vero in eo argumento vires suas experiri volent simul rogantur ut ad evitandam confusionem, quae ex varia Germanicorum verborum Brand et Rost significatione verenda esset, potius Latinis quae diximus vocabulis technicis utantur; utque scriptis suis, quae Societati mittent, simul specimina eorum corpusculorum de quibus agent adungere velint.

Eine genaue, auf Beobachtungen sich gründende, Nachricht über die Natur, Entstehung, Fortpflanzung und Verbreitung derselben pilzartigen Gewächse, welche unter den Nahmen Accidium, Uredo und Puccinia bekannt sind.

Die Königl. Societät verlangt keine systematische Aufzählung derselben, noch viel weniger die Beschreibung neuer, etwa übersehener, Arten; sondern sie wünscht, daß man vorzüglich auf diejenigen Rücksicht nehme, welche, wie z. B. Uredo segetum (Brand), Uredo linearis (Rost) u., durch ihre große Verbreitung andern Gewächsen nachtheilig werden, so wie auf einige häufig vorkommende.

Kommende Accidien und Puccinien, und außerdem folgende Punkte zum Gegenstande der Untersuchung mache:

1. Wie erzeugen sich *Accidium*, *Uredo* und *Puccinia* bey den Gewächsen, die damit befallen sind? 2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse voran gegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen, und mithin als krankhafte Zustände, zu betrachten? Letzteres zugegeben, darf die große Analogie, die zwischen ihnen und einigen Staupilzen (*Licea*, *Trichiae sessiles* etc.) Statt findet, so wie ihre stets wiederkehrende unveränderliche Form nicht übersehen werden. 3. Was ist die wahrscheinlichste Ursache ihrer Entstehung? 4. Warum werden manche Gewächse, z. B. die Getreide, so häufig, und zwar mit Rost und Brand zugleich, andere aber mit Rost oder Brand, manche hingegen mit keinem von beiden, befallen? 5. Lassen sich mehrere Arten von Brand annehmen? 6. Kann, bey veränderten Umständen, Rost in Brand, oder dieser in jenen, übergehen? 7. Läßt sich die Erzeugung, sowohl des Brandes als des Rostes, ganz, oder wenigstens theilweise zu großer Ausbreitung, verhüten? 8. Welcher Mittel kann man sich hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge bedienen?

Bey der Vieldeutigkeit der Worte Brand und Rost werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, sich der angenommenen Lateinischen Namen zu bedienen; und von den verschiedenen Arten, deren in der Schrift Erwähnung geschehen wird, Proben beizulegen.

Und nun eine neue Aufgabe für den November 1816 von der mathematischen Classe:

Theoria physica pulveris pyrii magnis adhuc tenebris occulta est. Experimentis Cel. Ingenhouszii, Rumfordii aliorumque virorum adjuti, accuratius quidem jam novimus fluida illa elastica, quorum eruptioni subitaneae ex pulvere accenso, stupenda ejus vis adscribi debet, verum prorsus nos adhuc latet causa primaria hujus effectus, ex quonam scilicet fonte, accedente vel minutissima scintilla, tam subito erumpat ingens illa quantitas caloris, quae uno fere momento, quantumvis magnam portionem pulveris in vapores et fluida aëri-formia convertere valeat, et quidem eò ipso casu, quo pulvis spatium aliquod implet, contra omnem aditum aëris externi exacte munitum, quemadmodum constat experimentis quibusdam Cel. Rumfordii, aliisque jam diutius cognitis, quibus portio quaedam pulveris, undique bene clausa, per scintillam electricam, ex phiala Lugdunenſi transmissam, subter ipsam aquam accendi solet. Quaenam hic cogitari potest sufficiens quantitas gas oxygenii, per cujus decompositionem, ut in illis combustionibus, quae fiunt sub aditu aëris liberi, calor ille produci queat?

Cum vero quoque ex altera parte constat, pulverem pyrium neque flammam concipere, neque explosione consueta dissolvi posse sub recipiente ab omni aëre evacuato, omnino quaeritur, quid nihilominus forsan exigua illa portio aëris atmosphaerici, quae inter particulas sphaeroidicas pulveris in spatium quoddam inclusi adhuc remanet, ad subitaneam pulveris explosionem conferre possit, vel ex

quo alio fonte hactenus nondum satis explorato, profluat quantitas illa caloris, cui, tanquam causae primariae, effectus mirabiles pulveris pyrii adscribi debent.

Cum disquisitiones peculiare hunc in finem institutae haud dubie et ad ipsam theoriam caloris perficiendam multum conferant, optat Societas Regia Scientiarum ut ea, quae in explicationibus effectuum pulveris pyrii adhuc manca et obscura sint, novis experimentis in lucem protrahantur, et theoria quaedam hujus pulveris, nostris etiamnum cognitionibus super naturam caloris et fluidorum elasticorum, quantum fieri potest accommodata, phaenomenisque congruens exhibeatur.

Die physische Theorie des Schießpulvers ist bis jetzt noch immer sehr dunkel und räthselhaft. Zwar kennen wir jetzt nach Ingenhousens und Rumfords Versuchen genauer als ehemahls die elastischen Flüssigkeiten, deren plötzliche Entwicklung aus dem angezündeten Schießpulver, wie die erstaunliche Kraft desselben zuschreiben müssen; aber noch immer ist der Hauptumstand nicht gehörig erörtert, nämlich aus welcher Quelle auch durch das kleinste Nüßchen plötzlich die ungeheüere Menge von Wärme hervorbricht, welche fast in einem Augenblicke eine große Quantität Pulvers in Dämpfe und Gasarten zu verflüchtigen vermag, und zwar selbst in dem Falle, wenn das Pulver in einem genau verschlossenen, mithin vor allem Zutritte der äußern Luft verwahrten Raume sich befindet, wie aus einigen Versuchen Rumfords und aus andern, wo genau verschlossenes Schießpulver vermittelst des Funzens aus einer Leidner Flasche selbst unter

Wasser entzündet wird, hinlänglich bekante ist. Wo ist hier die erforderliche Menge von Sauerstoffgas, durch dessen Zerlegung, wie bey gewöhnlichen dem freyen Zutritte der Luft ausgesetzten Verbrennungsprocessen, eine so große Hitze erzeugt werden könnte?

Da aber auf der andern Seite auch wieder bekant ist, daß keine Entzündung und Verpuffung des Schießpulvers unter einem möglichst luftleeren Recipienten statt findet, so könnte man fragen, was die geringe zwischen den Körnern einer verschlossenen Quantität Pulvers gewöhnlich noch zurückbleibende Menge von atmosphärischer Luft, in so fern dieselbe Sauerstoffgas enthält, dennoch zur Entzündung des Pulvers beytragen dürfte, und wo überhaupt die Wärmequelle ihren Sitz hat, die bey den bewundernswürdigen Wirkungen des Schießpulvers eine so große, aber bis jetzt noch nicht hinlänglich beachtete, Rolle spielt.

Da nähere Versuche und Aufschlüsse über diesen Gegenstand unstreitig auch für die ganze Wärmelehre von höchstem Interesse sind, so wünscht die königliche Societät der Wissenschaften eine unsern gegenwärtigen Kenntnissen über die Natur der Wärme und der durch sie hervorgebrachten Gasförmigen Flüssigkeiten, möglichst angemessene und auf Versuche gegründete Theorie der Entzündung des Schießpulvers, mit gehöriger Rücksicht auf das Mangelhafte aller bisherigen Erklärungsarten, zu erhalten.

* * *

Der auf jede dieser Hauptaufgaben gesetzte Preis, beträgt funfzig Ducaten, und der Termin

wann die Schriften die dazu concurriren wollen, Postfrey eingesandt seyn müssen, ist der letzte September der bestimmten Jahre.

* * *
 Endlich die, eben so für die nächstfolgenden Jahre aufgegebenen, öconomischen Fragen:

Für den Julius des nächstkommenden Jahres wiederholt die königl. Societät nachstehende schon zweymahl aufgegebene Frage noch einmahl; aber mit Verdoppelung des dafür bestimmten Preises; dergestalt, daß, falls Eine genügende und alle andere überwiegende Schrift einkommt, der Verfasser derselben den doppelten Preis, also vier und zwanzig Ducaten erhalten soll. Falls hingegen zwey gleich gute einkommen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preis von zwölf Ducaten honoyirt werden wird.

Wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden?

Dahin gehört unter andern die Anhäufung ungeschickter Meister, welche den geschickteren den Verdienst rauben, und sie verdrängen;

die Belästigung der Armencassen durch die stets wachsende Zahl verarmerter Handwerker und ihrer Familien, auch durch die wandernden Gesellen;

ferner der Mangel der Sittenaufsicht über Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche bisher die Gilden geführt haben.

Versteht sich, daß die hier genannten Nachtheile nur beyspielsweise angeführt sind, und man die Prüfung derselben allgemeiner zu nehmen, und zu beachten hat, ob sie vorübergehender oder bleibender Natur sind, und ob deren Hinwegräumung

durch gewisse Mittel nicht andere und größere Nachteile herbeiführen könnte.

Besonders aber empfiehlt die Societät, daß man bey der Angabe dieser Mittel auf das, was eine längere Erfahrung in England und Holland, eine kürzere in Frankreich, gelehrt hat, Rücksicht nehme; und daß die verschiedenen Arten der Gewerbe, und das verschiedene Local, wo sie getrieben werden (— große, kleine, mittlere Orte, Städte oder plattes Land ic. —), bey der Beantwortung nicht aus der Acht gelassen werden mögen.

Für den November eben dieses J. 1814:
Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Arbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufgehören müßte, die daraus entstehende Verminderung des Glachsbaues und der Glachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

Für den Julius 1815:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Und jetzt eine neue für den November 1815:
Man verlange die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf Mästung des eßbaren vierfüßigen Haushaltungsviehes insbesondere.

Der für jede dieser Aufgaben bestimmte Preis ist von zwölf Ducaten.

Die Wettsschriften für die Juliusaufgaben müssen vor dem 1. Junius, und die für den November vor dem 1. October, Pöstkrey eingesandt seyn.

Osnabrück.

Der französische Kaiserstaat unter der Regierung des Kaisers Napoleon d. Gr. im Jahre 1812. Ein geographisch historisches Handbuch von N. S. L. Kastus, Consist. Präsident zu Osnabrück. 1813. Octav. Erste Abtheilung 560 S. zweite Abtheilung 250 S. Das gegenwärtige Handbuch ist hauptsächlich für die deutschen Departements des französischen Reichs berechnet; und wird sowohl Geschäftsmännern als auch andern gebildeten Personen ein angenehmes Geschenk seyn. Die erste Abtheilung enthält die Geographie. Der Verf. folgt hierbey der Ordnung der 130 Departements, und stellt diese nach dem Alphabet. Diese Anordnung hat den Vortheil, daß dadurch das Nachschlagen erleichtert wird. Bey jedem Departement werden zuerst die vormahligen Ländernahmen an-

geführt, aus denen es besteht. Die weitere Beschreibung geht nach den Arrondissements. In jedem, angefangen mit dem wo die Hauptstadt des Departements liegt, zuerst der Hauptort; demnächst die übrigen Städte, Flecken, und selbst Dörfer, wenn sie bedeutend sind. Bey jedem von diesen wird immer zuerst die Seelenzahl, und demnächst sowohl die statistischen oder auch historischen Merkwürdigkeiten angegeben. Das letzte besonders gibt der Lectur des Werks ein Interesse; denn der Verf. führt nicht bloß politische, sondern auch andere Denkwürdigkeiten an; so ist z. B. bey Colmar Pfeffer nicht vergessen. Die wohlgerathene und sorgfältige Beschreibung von Paris nimmt allein über einen Bogen ein. (Daß das National-Institut seine Sitzungen im Louvre hält, ist unsers Wissens eine Unrichtigkeit.) Bey den einzelnen Orten werden sowohl die Producte der Natur als der Industrie sorgfältig aufgezählt; auch Nachrichten über den Handel werden gegeben. Bey den Hanseatischen Departements ist der Verf. in ein größeres Detail gegangen, so daß alle Dörfer aufgezählt sind; was man nicht anders als sehr zweckmäßig finden wird. Als Anhang sind dann nach gleicher Einrichtung noch beygefügt die Nebeländer: das Fürstenthum Erfurt. Die Illyrischen Provinzen. Die Ionischen Inseln; die Stadt und das Gebiet von Danzig; und zuletzt die Außer-europäischen Besitzungen. Die zweyte Abtheilung ist überschrieben Frankreichs Geschichte. Zuerst ein kurzer Auszug aus der allgemeinen Geschichte. Dann aber: Geschichte der einzelnen Provinzen des französischen Kaiserstaats. Dieser Theil ist besonders sehr nützlich; da man hier die Data zusammengestellt trifft, welche man in der allgemeinen Geschichte von Frankreich theils zerstreut, theils

oft gar nicht bemerkt findet. Der Verf. legt hierbey, wie natürlich, die alten Provinzeintheilung zum Grunde; und handelt zuerst von denen des alten Frankreichs; und demnächst von den hinzugekommenen Ländern. Bey jeder der alten 17 Provinzen werden daher ihre Schicksale kurz angegeben; und besonders wie sie und wann sie zu Frankreich gekommen. So wird auch nach gleichem Plane bey den neu hinzugekommenen Ländern, Neufrankreich von dem Verf. genannt, verfahren, und zwar mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit. So findet man z. B. die Uebersicht der Herrschaft Jever und der Herrlichkeit Knipphausen so gut wie von Holland und Belgien. Uebrigens folgt dabey der Verf. der Ordnung der Länder zu denen diese Theile vormahls gehörten; nemlich 1. Avignon und Venaisin. 2. Die sämmtlichen Niederlande. 3. Theile von Deutschland. 4. Theile von der Schweiz. 5. Theile von Italien. Bey einer Arbeit dieser Art hängt außer der zweckmäßigen Anordnung der Werth von der Wahl und von dem Gebrauche der Quellen ab. Wir können versichern, daß der Verf. in beiden sorgfältig gewesen ist, und daher sein Werk als sehr brauchbar empfehlen. Die Verlagshandlung hätte wohl für etwas besseres Papier sorgen können.

Züllichau.

Ben Darnmann: Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunst. Herausgegeben von J. J. Kausch, Regierungs- und Medicinalrathe bey der königl. preussischen Siesinigischen Regierung von Schlessen. Erstes Bändchen mit 1 Kupfer. 1813. 250 Seiten in Octav.

Dieses Werk, welches in mehreren Bänden fortgesetzt werden soll, ist, wie der Verf. in der Vorrede

Bemerkt, aus einer Reihe von Sanitätsberichten hervorgegangen, die ihm vermöge seines Amtes zu Gebote stehen. Diese glückliche Lage hat er sehr gut benutzt, und manche brauchbare, zugleich oft wiederholte Beobachtung nicht mit Weitschweifigkeit dargelegt; wodurch der wahren Erfahrung ein großer Dienst geleistet ist. Rec. will die Hauptgegenstände kurz ausheben. Sehr merkwürdig ist ein Fall, eines für unheilbar erklärten Knochenfrases mit hectischem Fieber, bey welchem die Operation als einziger Ausweg erklärt, und der doch ohne dieselbe geheilt wurde; ein warnendes Beyspiel, nicht gleich mit dem Amputiren bey der Hand zu seyn. Die Ursache lag in einer zurück getriebenen Flora, und so wie der Ausschlag zum Vorschein kam, heilte der Knochen, und der Mensch konnte aufs neue in die militärische Laufbahn eintreten. In einem andern Fall wurde beynahe das ganze Schlüsselbein von freyen Stücken ausgestoßen, und völlig wieder erzeugt. — In einem andern Aufsatz gibt ein Arzt aus Cosel Rechenschaft von seinen Erfahrungen über den Gebrauch des Arseniks. An seinem Wohnorte sind die Wechselstieber endemisch. Er erreichte mit diesem Mittel fast nie den Zweck, das Fieber zu entfernen, nur so viel bewirkte es, daß der fixe Typus verändert wurde, worauf er durch andere Arzeneyen eine völlige Heilung herbeiführte. Nie schätzte dieses Mittel gegen Rückfälle. — Der Verf. erzählt einen Fall, wo von einem am Unterleibe leidenden Kranken durch abführende Mittel breite Häute, hohle Kanalsstücke von der Dicke eines dünnen Darms, und eigene Gewächse mit mancherley Ramificationen abgingen. Er hält diese für Erzeugnisse aus plastischer Lymphe, die aus unterdrückten Hämorrhoiden entstehen. — In einem andern Aufsatz spricht der Verf. über die Ursache und Maskirung rheu-

2024 G. g. N. 202. St., den 18. Dec. 1813.

matischer Krankheiten. Er sieht den rheumatisch-catarrhalischen Character in unsern Tagen als stehend an, der seine Herrschaft auch auf andere Krankheiten ausübe, woraus sowohl die acuten als chronischen verlarvten rheumatischen Krankheiten hervorgehen. Die nächste Ursache des Rheum. setzt er in die verminderte Entwicklung des Wärmestoffs im Verhältniß zu den Graden der äußern Temperatur. Daher fühle der Kranke Kälte des leidenden Theils, daher nützen Frictionen und die flüchtigen Mittel so viel, indem sie die Entwicklung des Wärmestoffs beschleunigen. Durch jene Ursache entstehe dann eine Stockung in der Exhalation, und die Folge sey Schmerz, den wir Rheum. nennen. Er verwirft demnach die erhöhte Sensibilität der Haut als nächste Ursache dieser Krankheit. Alle Krankheiten, die mit den atmosphärischen Einwirkungen sehr zusammenhängen, sieht der Verf. als verlarvte Rheum. an, wozu er sogar die Hypochondrie zählt. Da der Aufsatz nicht beendigt ist, so enthält sich Rec. einiger Bemerkungen. — Außerdem finden wir in diesem Werke noch einige belehrende Aufsätze über den Milzbrand und die Löserdürre des Hornviehes. Der Verf. ist überzeugt, daß das Todtschlagen des Viehes in letzter Krankheit, das einzige wirkfame Mittel sey, um diese Pest im Keime zu ersticken. — Endlich sind unter der Aufschrift, Miscellen, kleine Notizen angegeben, die der Verf. aus den ärztlichen Lieferungen gezogen hat, und die in diesen Blättern nicht weiter aus einander gesetzt werden können. Merkwürdig istes, daß gegen den obigen Aufsatz über den Gebrauch des Aeseniaks in diesen viele Fälle angeführt werden, welche den Nutzen des Mittels gegen Wechselfieber bestätigen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 20. December 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der
 Wissenschaften (am 20. November) zur Feyer ihres
 Stiftungstages ward von dem Secretär der histo-
 rischen und philologischen Classe, Herrn Hofrath
 Eichhorn, der Erfolg bekannt gemacht, den die
 von der historischen Classe für den November dieses
 Jahrs aufgestellte Preisfrage gehabt hatte. Sie
 forderte zu einer Geschichte des Mysticismus in
 Deutschland von Tauler bis zum Anfange des
 gegenwärtigen Zeitalters auf. Nur eine einzige
 Schrift ist darüber eingegangen, an der die Socie-
 tät mehrere befallswürdige Seiten zu rühmen das
 Vergnügen hatte. Sie ist mit Fleiß und Sach-
 kenntniß geschrieben. Die Materialien sind im Gan-
 zen gut geordnet und von dem Herrn Verf. durch-
 dacht, auch sind einige Abschnitte vorzüglich gut
 ausgearbeitet. Es ist daher zu bedauern, daß es
 ihm an Gelegenheit gefehlt hat, zu den echten
 Quellen einer Geschichte des Mysticismus, oder zu
 den Schriften der Mystiker selbst, zurückzugehen, bey
 deren Studium er philosophischen und historischen

Scharfsinn hätte erproben können, und daß er aus Mangel derselben gezwungen war, sich blos an die bisherigen Schriftsteller zu halten, wodurch es ihm unmöglich geworden ist, den Gegenstand in ein neues Licht zu stellen und unsere bisherige Kenntniß desselben zu erweitern und zu verbessern. Auch scheint er in der Geschichte der Theologie, welche hier mit der Geschichte der Philosophie zusammentraf, besser als in dieser bewandert zu seyn.

In der Einleitung ist der Begriff des Mysticismus zwar nicht mit philosophischer Genauigkeit aufgestellt; aber zweckmäßig wird darin der theosophische, vom naturphilosophischen oder chemischen, und dem moralischen unterschieden, welches dem Verf. im zweyten Abschnitt seiner Schrift gut zu statten kam. Die ältere Geschichte desselben ist ausführlicher, als die Aufgabe mit sich brachte, in der ersten Section vorgebracht; aber darin doch die Hauptsache vergessen worden, daß der eigentliche Mysticismus ursprünglich aus dem Orient in Europa eingewandert ist, und deswegen auch vor der alexandrinischen Periode keinen Eingang in die griechische Philosophie gefunden hat. Im zweyten Abschnitt, den spätern Mysticismus, die Hauptsache der Aufgabe, betreffend, wird von der Unterscheidung des dreysfachen Mysticismus guter Gebrauch gemacht; dagegen ist das Verhältniß des Mysticismus der mittlern Jahrhunderte zur Scholastik nicht ganz richtig angegeben. Im Ganzen wirkte zwar der kalte Distinctionsgeist der Scholastik dem Mysticismus entgegen; aber in der ältesten Scholastik fand auch der Neo-Platonismus, und durch ihn die älteste philosophirende europäische Mystik seine Stelle; und dieser zum Mysticismus sich neigende Theil der ältern Scholastik, auf den sich im Grunde der ganze Streit der Nominalisten und Realisten nachher be-

309, war es eigentlich, was seit Tauler's Zeit die philosophirende neuplatonische Mystik mit der christlichen bald in nähere, bald in entferntere Verbindung brachte. Mit dem dritten Abschnitt, bey der Einwanderung des Neo-Platonismus nach Deutschland und den theosophischen Mystikern wird die Abhandlung so interessant und befriedigend, als es bey den von dem Verf. gebrauchten Schriftstellern möglich war. Wie es gekommen, daß Luther's Kirchenreformation, die doch nach Aufklärung zielte, den Mysticismus in Deutschland eine Zeit lang mehr befördert als gehemmt hat, ist von dem Verf. gut gezeigt. Aber warum eine wilde Naturphilosophie, wie z. B. die des Paracelsus von der einen Seite, und von der andern die moralische Mystik, den Neo-Platonismus fast in Vergessenheit brachten, hätte eine genauere Entwicklung verdient. Der vierte Abschnitt ist reich an Notizen aus den dem Verf. zugänglichen Quellen; doch hätte noch gegen das Ende desselben in Beziehung auf den neuesten so genannten naturphilosophischen Mysticismus besonders gezeigt werden sollen, warum die Philosophie in Deutschland bis auf die neuesten Zeiten, allem Mysticismus entgegenwirkend, die Rechte des gesunden Verstandes zu behaupten suchte. Im letzten Abschnitt, über den Einfluß des Mysticismus auf die Litteratur der Deutschen und die Universitäten in Deutschland, um dessen historisch-geündliche Erörterung es der königl. Societät vorzüglich zu thun war, ist der Verf. am weitesten hinter ihren Wünschen zurückgeblieben; er selbst gesteht offenerzig, daß er sich vergeblich nach einem Wegweiser umgesehen habe, um etwas Specielles berichten zu können, und bleibt daher bey allgemeinen Betrachtungen stehen, die der Absicht der Preisaufgabe nicht Genüge thun.

So sehr daher auch die königl. Societät dem Fleiß, der Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verf. dieser Schrift Gerechtigkeit wiederfahren ließ, so sah sie sich doch nicht im Stande, ihr den ausgesetzten Preis zuzuerkennen. Der versiegelte Zettel der Abhandlung wurde daher nicht geöffnet, sondern auf der Stelle, noch in der Sitzung selbst, verbrannt.

Utrecht.

Bey Wild und Althcr: *Jo. Henrici Verschuurii Opuscula. in quibus de variis S. litterarum locis et argumentis exinde desumptis, critice et libere differitur. Edidit atque animadversiones adjecit Jo. Anthonius Lotz.* 1810. LV. u. 455 Octavf.

Die erste Hälfte dieser Sammlung ist für Deutschland, und, nach den neuen in Holland zur Herrschaft gekommenen theologischen Grundsätzen, gegenwärtig (wie wir glauben) auch für den größern Theil der theologischen Leser selbst in des Verf. Vaterland, ohne Werth. Eine kurze Uebersicht derselben wird dieses zeigen: 1) über 1 B. Mose 14, 18 — 20. Nach einer grammatischen Erklärung dieser Stelle, die nichts Eigenes hat, wird, (was schon oft geschehen ist) aus gesammelten Nachrichten des Alterthums (die aber doch noch eine critische Sichtung bedürften) erwiesen, daß der Monotheismus auch bey manchen andern Stämmen als den Abrahamiden zu finden gewesen sey. 2) Der darauf folgende Aufsatz giebt sich viele Mühe, darzuthun, daß in der Geschichte des Jonas auch nicht ein historisch-unwahrscheinlicher Zug zu finden, und jede Rettung des Inhalts der kleinen über ihn vorhandenen Schrift völlig überflüssig sey. 3) Eine Rede, über die Inspiration der hebräischen Propheten, ist nichts als Nachhall der ehemaligen dogmatischen Ideen über dieses Thema. 4) Eine an-

dere Rede, über die Nachteile, welche das Christenthum von der ängstlichen Nachahmung der Institute des Judenthums gehabt habe, enthält keine eigenthümliche Bemerkungen. 5) Die Abhandlung endlich über den Ursprung und die Ursachen des Götzendienstes unter den Israheliten ist des Gewöhnlichen voll.

Dieser Gehalt der Vershuirschen Abhandlungen ist nicht unerwartet. Der Verfasser, in der Philologie ein Schüler Schröder's und Kennep's, und Venema's, seines Oheims, in der Theologie, (geb. zu Neudorp in Ostfriesland 1725, von 1764 — 1797, wo er sein Amt aus Unzufriedenheit mit der politischen Umkehrung niederlegte, Professor zu Franeker, und auf seinem anmuthigen Landgut 1803 gest.) war aus seinen dissertat. philologico-exegeticis nur als grammatischer Kenner der orientalischen Sprachen, ohne Eigenthümlichkeit und freyen Schwung des Geistes bekannt: wie konnte von ihm über die oben berührten Materien etwas Scharfsinniges und Eigenthümliches erwartet werden? er war in der ältern ängstlichen Schule der niederländischen Theologen gebildet: wie konnte er anders als von den ältern dogmatischen Ideen überfließen?

Die zweyte Hälfte dieser Sammlung ist philologisch und critischen Inhalts; und in ihr verleugnet er die treffliche Schule nicht, aus der er hervorgegangen ist, ob man gleich auch hier Schröder's Originalität und das Leichtfertige vermisst, welches den von der Natur gebildeten Ausleger verräth. In den philologischen Abhandlungen theilt er vieles mit aus den hinterlassenen Papieren seines Oheims, Venema, über den Hoseas, Joel, Amos, Jonas und Micha, die er in seiner Muße auf seinem anmuthigen Landsitz zum Abdruck in Ordnung ge-

bracht hat, den aber kein Verleger übernehmen wollte.

Die Aufsätze folgen so auf einander: 6) Venema's vollständiger Commentar über Obadiah: eine ängstliche Sammlung dessen, was die Holländische Schule über einzelne Worte des Propheten geleistet hat. Indessen hat Schnurrer in Deutschland den Propheten erläutert, aus dessen Commentar auch Herr Voze manches in Anmerkungen beygebracht, bald vorgezogen, bald bestritten und verworfen hat, was auf den ersten Blick lehrt, daß Venema's Arbeit über ein Viertel Jahrhundert zu spät erschienen ist. Auf sie folgen 7) Verschuir's Anmerkungen über einzelne Stellen des Hoseas, Joel und Amos und 8) über zerstreute Stellen des A. T. Sie sind ganz in der Manier seiner frühern Dissertationen, die in aller Händen, auch oben schon geschildert sind, geschrieben. Den Beschluß machen 9) Venema's Conjecturen über das N. T., mit Bemerkungen und neuen Conjecturen von Verschuir begleitet.

Alle diese Abhandlungen sind von dem Herausgeber, Herrn Prof. Voze zu Franeker, mit Anmerkungen versehen. Sie zeigen von Belesenheit und reichen Kenntnissen, auch der ausländischen theologischen Litteratur, und enthalten meist Bestreitungen, seiner Autoren sowohl als der Schriftsteller, die er anführt, und einzelne eigene critische und exegetische Versuche. Ueber Manches möchte ihn wohl die Zeit eines andern belehren. In der critischen und exegetischen Behandlung einzelner Stellen kann es zwar nie völlige Uebereinstimmung geben, weil das zu verschieden ist, was sich jeder dabey hinzu- und hinwegdenkt: aber über gewisse allgemeine Grundsätze läßt sich übereinkommen, wohin wir wohl rechnen dürfen, daß die Critik nicht den Schriftsteller, sondern bloß die Mängel, welche Zeit

und Abschreiber in ihn gebracht haben, bessern soll. Dieses zugegeben, so fallen die meisten Conjecturen über das N. L. weg, mit welchen die Niderländischen Philologen freygebiger waren, als die Beschaffenheit der Bücher und ihres critischen Apparats zuzulassen scheint.

Paris.

Bey Panckoucke: *Dictionnaire des Sciences médicales, par une Societé de Médecins et de Chirurgiens.* Erster Band. 1312. Octav. 500 Seiten, A—Amp; zweyter Band 1812. 558 S. Amu—Ban; dritter Band 1812. 685 S. Ban—Can; vierter Band 1813. 572 S. Can—Cha; fünfter Band 1813. 544 S. Cha—Col; sechster Band 1813. 354 S. Col—Cor.

Auf dem Titel findet man eine Reihe achtungswerther Männer, als Alibert, Barbier, Boyer, Cuvier, Gall, Pinel, Richerand u. s. w., in allem 49 an der Zahl, welche sich zur Ausarbeitung vereinigt haben. Der Zuschnitt ist zu zwölf Bänden gemacht, allein der Umfang wird wohl viel größer werden, da die vorliegenden sechs Bände noch nicht den Buchstaben C erschöpft haben. Der Zweck dieses weitächtigen Werks besteht darin, das Wissenswürdige und Wahre, was in der Arzneywissenschaft und ihren Hülfswissenschaften und in der Chirurgie bisher entdeckt und bekannt geworden ist, auf einen Punct gleichsam zu concentriren; es soll der Stellvertreter aller übrigen in diesen Fächern herausgekommenen Schriften seyn, so daß man letztere entbehren könne. Deßhalb sind viele Artikel zu bald kleinern bald größern Abhandlungen zu 50-100 Seiten angewachsen: z. B. der Absceß, die Geburtshülfe, die Lust, die Nahrungsmittel, der Krebs u. s. w. Unter ihnen findet man sehr

2032 G. g. A. 203. St., den 20. Dec. 1813.

Lehrreiche Uebersichten. Einem jeden Bande sind einige Kupfer beygefügt, die zum Theil gut gestochen sind, allein oft Lächerlichkeiten darstellen. So findet man auf einem Kupfer im zweyten Bande die Abbildung einer lodern Charpie; auf einem andern eine Flasche mit vinaigre a 4 voleurs, oder mit eau de cologne, auch sogar eine Feder, womit man im Scheintode die Nase und den Schlund kitzeln soll. Die Artikel sind nach dem Alphabet geordnet, und am Ende eines jeden steht der Name des Verfassers, der gleichsam für die Richtigkeit desselben bürgt. Ueberdem ist jedem die nothwendigste Litteratur beygefügt, und auch fleißig auf ausländische Schriften Rücksicht genommen, nur sind die Titel leider oft durch häßliche Druckfehler entstellt. Viele Artikel hätten ganz wegbleiben können, weil sie diesem Wörterbuche nicht eigentlich zugehören, als: aphorismus, area, angulus, ardor, bibliographie. Auch unter dem Worte Archiater werden weitläufig alle Leibärzte der Könige von Frankreich vom Jahre 481 an aufgeführt, ein Artikel, der wohl schwerlich für Jemand Interesse hat.

Zu S. 1909. Die so vorzüglich gelungene und mit typographischer Pracht gedruckte metrische Uebersetzung der Birkenstockischen Schilderung des Grabdenkmahls, welches Se Königl. Hoheit der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner verewigten Gemahlinn errichtet hat, ist, wie wir von einem Freunde belehrt worden sind, von dem Herrn Praesidenten von Enzenberg, Inndösterreichischem Appellations-Präsidenten und Königl. Kaiserlichem wirklichem Geheimen Rathe, verfaßt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 23. December 1813.

Göttingen.

Die Jahreszeit, in welcher in diesem Jahre die Juno in der Georgsharfe mit der Sonne in Opposition kam, pflegt bey uns den astronomischen Beobachtungen nicht günstig zu seyn: nur eine einzige Beobachtung dieses Planeten konnte Prof. Gauß um diese Zeit erhalten:

1813. Nr. 3.	Ger. Aufst.	Abweich.
Novemb. 19. 9 ^h 46' 46"	60° 30' 35" 0	3° 5' 9" 3 Südl.

Obgleich der Planet dießmahl zugleich sehr nahe bey seinem Perihelium, und also in Rücksicht seiner Erleuchtung in der allervortheilhaftesten Lage war, hatte er doch kaum die 8. Größe.

Da auswärtige Beobachtungen gänzlich fehlen, und gegenwärtig von entferntern Sternwarten, falls der Planet noch sonst wo beobachtet seyn sollte, keine erwartet werden können, so mußte sich Prof. Gauß entschließen, die Berechnung der Opposition auf obige einzelne Beobachtung zu gründen; das Resultat ist folgendes:

M (9)

Achte Opposition der Juno.

1813 Novemb. 19. 18^h 11' 5'' N. 3. in Göttingen.

Wahre Länge 57° 33' 58'' 0

Geocentrische Breite 23 18 46,8 Südl.

Zum Behuf einer für die nächste Sichtbarkeitsperiode des Planeten zu berechnenden Ephemeride, welche an einem andern Orte mitgetheilt werden wird, leitete Prof. Gauß aus der fünften, sechsten, siebenten und achten Opposition neue elliptische Elemente ab.

Epoche der mittlern Länge 1810 im Meridian von Göttingen 95° 29' 56''

Tägliche tropische mittlere Bewegung 812'' 709

Tropische Umlaufszeit . . . 1594 Tage 16 Stund.

Länge des Perihelium (1810) . . . 53° 6' 40''

Länge des aufsteigenden Knotens (1810) 171 7 13

Eccentricitätswinkel 14 43 8

Neigung der Bahn 13 4 12

Logarithm der halben großen Ase 0,4267670

Die Vergleichung dieser Elemente mit denen, welche auf die vier ersten Oppositionen gegründet waren (s. St. 136. dieser Anz. von 1808), zeigt den starken Einfluß der fremden Störungen auch bey diesem Planeten sehr sichtbar, besonders auffallend ist der Unterschied der mittlern Bewegung: die frühern Oppositionen gaben die Umlaufszeit um 3 Tage 4 Stunden kleiner. Ohne die Störungen hätte dieser Unterschied keine halbe Stunde betragen können.

Leipzig.

Von J. F. Gleditsch: Handbuch der Geographie für Lehrer zur Vorbereitung und für Freunde

der Erdkunde, von Joh. Christ. Fr. GutsMuths. Zweyte Abtheilung, enthaltend die außereuropäischen Erdtheile nebst Register. 1813. 1134 Seiten in Octav.

Diese Erdbeschreibung von Asien, Africa, America und Australien ist mit so viel Fleiß und Kenntniß der Sache, mit so viel Bestimmtheit und Ordnung geschrieben, daß wir sie für eine Bereicherung der geographischen Litteratur anzusehen haben. Der Recensent spricht dieses Urtheil nach einer bey mehreren Gelegenheiten in den letzten Monaten angestellten Prüfung aus. Die Materialien sind zwar nicht immer unmittelbar aus den ersten Quellen gesammelt (wem sind auch alle die kostbaren, zum Theil seltenen Reisebeschreibungen, aus denen sie geschöpft werden müssen, zugänglich?); aber wo diese fehlten, doch aus Quellenähnlichen Schriftstellen, (wie bey Africa aus Bruns, bey America aus Ebeling), und wenn die genützten Schriftsteller des zweyten Rangs nicht von solchem Gehalte waren, so sind ihre Nachrichten desto bedächtiger erwogen, und zweifelnder aufgenommen. Beym Zusammenstellen ist der gedrängteste Vortrag und eine feste Ordnung beobachtet. Sie geht von der Lage des Landes aus, und bestimmt seine Gränzen (so weit es möglich war) nach den besten Karten und Angaben. Nun folgt die Volksmenge, mit dem häufigen Bekenntniß, daß ihre Bestimmung vielen Zweifeln unterworfen sey. Hierauf werden Boden, Gebirge, Abdachungen, Fruchtbarkeit, Anbau; dann Gewässer, Meere, Bufen, Flüsse beschrieben; darauf Clima, Producte, und die Landesbewohner; zuletzt Topographie, Provinzen und Städte. Den Landesbewohnern ist immer, wo nur Nachrichten aufzutreiben waren, ein besonderer Fleiß gewidmet und von ihnen Abstammung, Sprache, Körper- und Geistesbildung, Cha-

racter, Culturstufe, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Verfassung und Religion angegeben. Um in die mathematischen Bestimmungen Einheit und Gleichförmigkeit zu bringen, sind mühsame Reductionen vorgenommen worden; die Länge ist durchaus östlich von Ferro bestimmt; die Meilen sind in geographische verwandelt; der Meter ist in rheinländischen Fuß nach dem Verhältniß von 100 zu 318 übersetzt: wo sich keine solche Reductionen vornehmen ließen, ist es besonders angemerkt. Man kann in allem diesem mit dem Verfasser sehr zufrieden seyn. Nur das Register hätten wir etwas umständlicher gewünscht.

Bei einem Werke, das die neueste Geographie aufstellen will, kann die Frage seyn, ob auch Historisches in dasselbe aufgenommen werden soll? Bei Europa würden wir sie verneinend beantworten. Denn das ist ja der Unterschied zwischen der alten, mittlern und neuen (vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf das vorhergehende Menschenalter herabgeführten) Geographie und der neuesten, daß letztere sich von aller Geschichte unabhängig macht, und nichts als den gegenwärtigen natürlichen und bürgerlichen Zustand der Länder beschreibt. Und bei Europa kann man sich, bis auf wenige Ausnahmen, in diese enge Begrenzung halten. Nicht so bei den übrigen Erdtheilen. Wo wären jedermahl die Quellen zur Darstellung des gegenwärtigen Zustandes? Man muß nur gar zu oft zufrieden seyn, wenn man Nachrichten von dem nicht gar lange schon verfloßenen findet. Von manchen Ländern sind sie schon Jahrhunderte alt, wie von einem großen Theil von Africa, bei dem wir noch immer fast allein vom Nubischen Erdbeschreiber abhängen. Wir sind daher gar nicht gewillt, von dem Hrn. Verfasser eine neueste Geographie von den außereuropäischen Erdtheilen im eigentlichen

Sinne, die sich aller Geschichte enthält, zu fordern, oder ihn in Anspruch zu nehmen, daß er kurze historische Notizen von der Entdeckung Brunland's, Labrador's, Canada's, Newfoundland's, der Nord- und Westküste Columbia's, der Falklandsinseln, des Cap's und des Wechsels seiner Besitziger und bey einzelnen Städten und Gegenden frühere Merkwürdigkeiten beygebracht hat. Eher könnte man fragen, warum nicht auch mit einigen Worten der Entdeckung Sibirien's durch Anika Stroganow, und Kamtschatka's durch Wladimir Atlassow u. s. w. erwähnt worden? oder ob nicht eben so gut, wie der Gradmessung des Chalifen Al Mamun bey Mesopotamien gedacht worden, auch bey andern Städten und Gegenden ähnliche Merkwürdigkeiten, die sie auszeichneten, hätten mitgenommen werden sollen? z. B. bey Bagdad, daß der Chalife Al Mansur die Stadt erbaut, und im J. Ehr. 763 zum Sitz des Chalifats gemacht habe; oder bey Bassora, daß es zur Handelsniederlage vom Chalifen Omar A. H. 15 sey angelegt worden; bey Karna, daß die Portugiesen im 17ten Jahrhundert ein Handels-Comtoir mit dem nöthigen Personale daselbst unterhalten hätten, bey Hir, daß die Caravane von Aleppo bey diesem Orte über den Euphrat setzen, u. s. w. Wer sich aber je ähnlichen Arbeiten unterzogen hat, wird diese Ungleichheiten als eine fast unvermeidliche Folge der umfassenden Größe der Arbeit und der unermesslichen Menge von Notizen, die beyzubringen waren, entschuldigen. Der unverdroffenste Fleiß erliegt zuletzt unter der Last, und übersieht zuweilen etwas, was ihm sonst sehr nahe liegt. So hätte der Herr Verf. aus demselben Buch, aus welchem er die Breite von Bagdad bestimmt hat, nehmen können, daß Bagdad unter $43^{\circ} 16'$ Länge, Bassora unter $30^{\circ} 32'$ Breite,

und 46° Länge, Mosul unter 36° Breite, 30° 20' Länge, Mardin unter 36° 14' Breite, 37° 35' Länge u. s. f. liege

Doch, was die Hauptsache ist, der geographische Stoff dieses Werks ist nicht bloß fleißig gesammelt, sondern auch kritisch geprüft. Unter dem Sammeln hat der Verf. das Denken nicht verlernt, wovon man durch alle hier beschriebene Erdtheile Beweise in Menge antrifft. Wie oft hat er aus den zusammengestellten Variationen der Nachrichten über Länderfläche, die Zahl der Einwohner u. dergl. erwiesen, daß die von Schriftsteller auf Schriftsteller, oft mit wahrer Gedankenlosigkeit, übergebenen Angaben voll Widersprüche sind, und auf keinem sichern Grund beruhen. Wo die Quellen hinreichten, das Wahre oder Wahrscheinlichere zu bestimmen, ist es nie unterlassen worden; wo nicht, so ist der künftige Forscher auf das, was zu erforschen wäre, aufmerksam gemacht, wie bey dem Innern des Neger- und Kaiserlandes und dem südlichen Indianerland. Andernwärts läßt der Verf. auch Winke anderer Art einfließen, zum Beweis, daß er über seinen Stoff gedacht habe; Mosambik und Loanda in Angoia erklärt er (aus der Uebersicht der innern Beschaffenheit des Weges) für zu y vorzüglich günstige Standpuncte, in das Innere von Africa zu dringen u. s. w. Doch ein solcher Wink über das freye America ist fehl geworden, und wohl uns, Deutschen wenigstens, daß von unserm Vaterlande nicht mehr gilt, was er S. 969 sagt: „Der Genius der Freyheit flieht Europa, um in America einer Blume zu pflegen, die in Europa dahin welkt.“ Er ist durch die Anstrengungen unsrer für ihn begeisterten tapfern, edeln Jugend zu uns zurückgekehrt, und wird das ganze Füllhorn seines Segens über uns ergießen, so lange wir uns seiner würdig erzeigen.

Prag.

Gedruckt bey Hase: Balbin's liber curialis c. VI, von den verschiedenen Gerichtshöfen des Königreichs Böhmen. Uebersetzt und mit einem Commentar versehen von Joseph Grafen von Zuerberg, Oberst-Landrichter und Landrechtspräsidenten im Königreich Böhmen, der königl. Böhmischn und Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften Ehrenmitgliede. Erster Band. 1810. VI und 370 Seiten. Zweyter Band. 1812. 383 Seiten in Octav.

Für die Kenntniß der vormaligen Gerichtshörden, auch der Prozeßordnungen Böhmen's (vor Joseph II.) ein materialienreiches Werk eines durch sein Amt und seine Arbeiten in dem Fache dazu vorbereiteten Verfassers, in der Form eines Commentars zu Balbin, und in dieser Hinsicht und durch den mühsamen Fleiß im Zusammentragen von vielem Interesse. Die Verzeichnisse der sämtlichen Landhofmeister, Kammer- und Landrechtsbesitzer, der Burggrafen und Oberhoflehnrichter sind eine eben so mühsame als nützliche Arbeit. Nur zwey Wünsche sind uns dabey geblieben, daß auf den ersten Blick bemerkbar gemacht wäre, was Balbin's Darstellung und was Commentar sey? und wie sich die Institute allmählich entwickelt haben? Die ältern Burggrafen z. B. haben schwerlich ihr Amt in dem Umfange und in allen Verhältnissen wie die spätern besessen. Auch würde die Entwicklung, wie aus der Vermischung der deutschen Vorbilder mit den alten Gewohnheiten in dem wendisch gebliebenen Lande sich dieser Theil der Verfassung gebildet habe und beides neben einander fortläuft, wünschenswerth gewesen seyn, zumahl, wenn dazu noch auf den jedesmaligen Zustand der gleichen Institute in Deutschland Rück-

2040 G. g. N. 204. St., den 23. Dec. 1813.

sicht genommen worden wäre. Eine solche durchgeführte Vergleichung hätte schätzbare Resultate geben können.

Der zweite Theil, der sich ganz mit dem Oberlehngericht beschäftigt, hat für den Geschichtsforscher und Statistiker noch größere Wichtigkeit erhalten durch die Mittheilung eines *Registrum omagiorum ad castrum Wissegradense, oder liber rationum devolutorum, quo continentur bona ad Wissehrad a rege Wenceslao donata von 1406-1419 S. 5-97.* Merkwürdig genug, auch dadurch, daß die Geschichte König Wenzels kleine Aufhellungen daraus borgen kann. In den Notizen sind die jetzigen Namen der angeführten Orte und ihrer Besitzer nach Schaller's Topographie mühsam aufgesucht; auch hie und da Erläuterungen einzelner Ausdrücke gegeben, die man noch häufiger bey dieser schätzbaren Urkunde dankbar angenommen haben würde, da sie nur bey einer genauen Kenntniß der Verfassung Böhmens in jener Zeit, und besonders des Grundeigenthums und der verschiedenen Arten von Landwirthschaften ganz verständlich seyn kann. Sodann folgen Listen von Lehnen, welche bis 1620 in freyes Eigenthum verwandelt worden; dann der von 1620 an, mit vielen historischen, die Folge der Besitzer u. s. w. ausmittelnden Nachrichten; darauf der ohne förmliche Begünstigung befreiten und endlich der noch vorhandenen Lehne. Daß in diesen Verzeichnissen die Confiscationen nach 1620 eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Mit diesem aus einer Handschrift genommenen Verzeichniß hat man das zu vergleichen, welches in den Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen (Heft 6 und 11) abgedruckt steht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 24. December 1813.

Halle und Berlin.

In den Waifenhausbuchhandlungen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. Novum Testamentum Graece. Recognovit, atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit *Georg. Christ. Knappius*. Tomus I. complectens quatuor Evangelia. Tomus II. complectens Acta Ap., epistolas et Apocalypsin. Editio altera, auctior atque emendatior. 1813. L und 791 Seiten in Octav.

Was zu einer guten Handausgabe gehört, für den bloßen Liebhaber ein im Ganzen berichteter Text, für den jungen Ausleger einige gelehrte Zugaben, das war schon in der ersten Ausgabe des Knappischen Neuen Testaments geleistet. Zum Besten des Liebhabers waren alle die Lesarten, welche die allgemeine Stimme der Ausleger und Critiker gegen sich haben, aus dem Texte weggeschafft; zum Besten des angehenden Theologen der durch den mündlichen Unterricht seines Lehrers

zu einem richtigen critischen Urtheil gewöhnt werden soll, waren aus dem critischen Apparat die wichtigsten Varianten an dem untern Rande beigebracht. Es war auch für den, der Wink verstreht, der Variantenvorrath beurtheilt. Die Lesart am Rande, welche der im Texte stehenden an Werth gleich zu seyn schien, war mit einem Sternchen bezeichnet; wo dieses fehlte, war dadurch das Urtheil des geringern Werths über sie gesprochen. Wahrscheinlich eingeschobene Worte, zu deren Herauswerfen die vorhandenen critischen Anmerkungen dem Herausgeber nicht völlig hinzureichen schienen, waren in Klammern eingeschlossen; der wahrscheinliche Ursprung einer abweichenden Lesart war durch allerlei Mittel, durch Stellung der Worte, durch die Anführung eines Wortes mehr, als etwa zur Bezeichnung der Variante selbst nöthig war, durch ein Citat u. dergl. bemerkt gemacht. Auf Interpunction, Orthographie, Setzung der Spiritus und Accente, auf Inneres und Aeußeres, war ein sehr steter Fleiß gewendet worden. So kam die Knappliche Handausgabe zu Vorzügen vor der Bengelschen, die bis dahin allen Handausgaben vorgegangen war.

Diese Vorzüge behauptet die zweite Auflage derselben, die wir gegenwärtig anzeigen, in einem noch höhern Grade. Der Text ist nochmahls aufs genaueste, und zwar, wo es irgend nothwendig schien, mit nochmahlgiger Zuziehung des vollständigen, gegenwärtig vorhandenen critischen Apparats, durchgesehen, und häufiger in der Lesart, noch häufiger in der Orthographie abgeändert, wie es die reifer gewordenen Einsichten des Herausgebers mit sich brachten. Von verschiedenen Lesarten ist eine weit größere Zahl (gegen 300 mehr)

als in der ersten Ausgabe am Rande beigebracht, und mit critischen Winken begleitet; jede un-
 einer Merkwürdigkeit willen, auf welche beim Ver-
 rricht aufmerksam gemacht werden sollte. In-
 sonderheit ist ein noch größerer Fleiß auf die In-
 terpunction (nach Maßgabe alter Handschriften und
 des Sinnes), auf Setzung der Spiritus und Ac-
 cente, auf Theilung oder Aneinanderreihen zusam-
 anengesetzter Worte, auf die Wahl großer und
 kleiner Buchstaben, und auf die Correctheit des
 Drucks gewendet worden. In diesen letzten Punkten
 hatten selbst die besten critischen Ausgaben des
 N. L. in den neuesten Zeiten, noch viele Wünsche
 nach Gleichförmigkeit übrig gelassen. Aber solche
 Kleinigkeiten mit einer solchen strengen Gleichheit
 durchzuführen, wie der Verf. gethan hat, erfordert
 eine eigene Unverdroffenheit, und Mühe, die nur
 wenigen gegeben ist. Die künftigen Herausgeber
 des N. L., welche den Text dieser Handausgabe
 mit ihren Abänderungen in die Druckerey gehen
 wollen, werden nur in manigen einzelnen Stellen,
 wo auch der geduldigste Fleiß nicht alles auf ein-
 mahl leisten kann, nachzuhelfen haben, um auch
 in diese Kleinigkeiten die möglichste Gleichförmig-
 keit zu bringen. Auch die, statt der sonst gewöhn-
 lichen Marginalien, am untern Rande angebrach-
 ten Inhaltsanzeigen, sind einer genauen Revisi-
 on unterworfen, und besonders in den Briefen
 vielfach abgeändert worden. Am Ende sind (vor
 dem Verzeichniß der im N. L. citirten Stellen, des
 Alten, mit denen auch die erste Ausgabe sich schloß)
 die wichtigsten Versuche der Conjecturalcritik über
 einzelne schwierige Stellen hinzugekommen; nicht
 als ob ihnen der Herr Herausgeber einen großen
 Werth einräumte, sondern um den Lehrer zu ver-

anfassen; durch Sprach- und Sacherläuterungen die Schwierigkeiten zu heben, welche von diesen Conjecturen die letzte Ursache waren.

Die Critik des Verfassers verfährt sehr bedächtig. Was er statt des vulgären Textes aufgenommen hat, das ist höchstens an einzelnen, schwerlich an vielen Stellen anzusehen. Sie ist nichts weniger als kühn; auch dem mechanischen Gange nicht zugethan, welchen in den neuesten Zeiten das Recensenssystem eingeführt hat, und der in den Griechischen Ausgaben vorherrschend ist; vielleicht ist sie gar etwas zu schüchtern. Der Recensent wenigstens könnte sich nicht bloß auf die hier wirklich in den Text der Ausgabe aufgenommenen Lesarten beschränken, sondern würde letztere noch in einer bedenklichen Zahl von Stellen abändern, nicht eines Dogma's wegen, das er etwa begünstigen wollte, sondern hauptsächlich wegen der Wichtigkeit der Special-Critik des N. T.; wohl deren Wichtigkeit er überzeugt ist. Doch will er gern einräumen, daß in eine Handausgabe, zum Gebrauch der Menge, mehr das gehören mag, wofür die allgemeine Stimme entschieden hat. So stimmt auch das Urtheil des Recensenten über den relativen Werth einzelner nicht aufgenommener Lesarten mit dem des Herrn Herausgebers häufig nicht überein. Nach ihm hätte die Auslassung des *εὐαγγ* Matth. 5, 22. wohl so gut mit einem Sternchen bezeichnet werden können als *ἰσοδύναμον* Matth. 27, 16, 17; ja sie hat sogar einen exegetischen Grund für sich, der letzterer abgeht. Und wenn gleich *εὐαγγ* 1 Cor. 1, 22. nur wenige äußere Gründe für sich hat, so ist ein innerer Grund desto stärker, um dessentwillen es das Ehrenzeichen eines Sternchens zum wenigsten verdient hätte. Doch diese Verschic-

denheiten im Urtheil über einzelne Lesarten und Stellen, die nie wegfallen können und dürfen, gehören in keine solche Anzeige, die nur den Werth einer kritischen Ausgabe im Allgemeinen zu würdigen hat. Eher möchten wir zum Schluß noch wünschen, daß es der Raum dem Hrn. Herausgeber vergönnt hätte, einen Auszug des Wichtigsten aus dem vorhandenen Vorrath verschiedener Lesarten mitzutheilen; für den Lehrer und Zuhörer würde dieses bey Vorlesungen eine große Erleichterung gewesen seyn. Aber Zweck und Plan erlaubten dieses einmahl nicht.

Göttingen.

1. **Von Dieterich:** Ueber die jaraleptische Methode, oder practische Beobachtungen über die Wirksamkeit der Heilmittel bey deren Anwendung auf dem Wege der Hautabsorption in der Behandlung mehrerer Krankheiten des äußern und innern Organismus, und Beobachtungen über ein neues Heilmittel in der Behandlung der venerischen, und lymphatischen Krankheiten, von J. A. Chrestien, Dr. der Medicin an der Universität zu Montpellier. Aus dem Franz. 1813. 475 Seiten in Octav.

2. In diesem Werke, das zum drittenmahl sehr vermehrt erscheint, findet man eine Reihe genauer Beobachtungen, welche den Nutzen äußerlicher Einreibungen von Arzneien darlegen. Sie bestätigen zum Theil das, was Brera in seiner Anatripsologie schon bekannt gemacht hat. Zuerst gibt er Nachricht von der Wirkung des Camphers mit Speichel eingegeben. Die Behandlungsart erwies sich nützlich in den Krankheiten der Harnwege und Genitilien, bey Dysurie und Ischurie, in der Gangrän, in mancherley Fiebergattungen und im Rheumatis-

mus. Darin redet er beiläufig von der Wirkung eines eigenen Pflasters, dessen vielfache Composition er auch angibt. Dieses soll sich sehr hülfreich erweisen, um die üblen Folgen der Milch bey Wöchnerinnen und beyw Entwöhnen abzuwehren. Er nennt es Rostnugs-Pflaster. — Die Einreibungen des Opiums sind eben so wohlthätig, als der innere Gebrauch desselben, und gewähren den Vortheil, daß man es in größern Dosen beybringen kann, ohne die üblen Folgen zu bemerken, welche bey dem innern Gebrauch erscheinen. Durch das Einreiben können innerhalb 24 Stunden 40 bis 50 Gran ohne Nachtheil eingebracht werden. Er löset 12 Gran Opium in 1 Unze Brantewein auf, und gebraucht diese Auflösung bald filtrirt, bald nicht. Sehr häufig verband er diese Tinctur mit Campher. Er gibt nun eine Reihe von Krankheiten an, wo sich dieses Mittel nützlich zeigte, besonders viele Fälle von unterdrücktem Menstruation, Colik, Rheumatismus, unterdrücktem Harnabgang, und Wechselfieber. — Ferner erzählt er Fälle über die Anwendung der Coloquynthen in der Manie, wo er das Pulver mit Schweineschmalz verbunden einreiben ließ. (Diese Beobachtungen verdienen große Aufmerksamkeit.) — Anwendung des rothen Fingerhuts in der Wasserfucht. Er ließ mehrmahl des Tages 20 Gran Pulver in Speichel oder Magenlast eingewetzt einreiben, und verband sie mit Squilla. Noch wirksamer, und weniger umständlich schien die Tinctur zu seyn, welche aus 1 Unze von den Blättern und 8 Unzen Brantewein bereitet war. — Durch bloße Einreibungen der Chinatinctur, welche aus 2 Unzen China in 24 Unzen Alkohol infundirt, bestand, hob der Verfasser viele oft hartnäckige Wechselfieber; beson-

Ders ist diese Methode bey kleinen Kindern anwendbar. (Es ist schwer, in vielen Fällen zu bestimmen, wie die Einreibungen wirken, ob die eingeriebenen Stoffe unmittelbar in den Körper übergehen, oder ob durch den Reiz, welchen die Friction erzeugt, consensuell auf einen entfernten Theil ein gewirkt werde. Daß an die Haut angebrachte Stoffe wirklich eindringen, ist Thatsache, allein die andere Einwirkung darf auch nicht übersehen werden, und oft mag wohl der gute Erfolg aus beiden Ursachen hervorgehen.) — Angehängt, sind dieselben Werke Beobachtungen über ein neues Heilmittel bey der Behandlung venerischer und lymphatischer Krankheiten. Es sind Präparate aus Gold verfertigt, die der Verfasser gegen Syphilis eben so specifisch hält, als Quecksilber. Keine Jahreszeit, keine Complication widersteht sich der Anwendung dieses Mittels. Die Einreibungen macht er nach Clark's Methode, auch verordnet er es in Salben und Gurgelwasser. Wenn man nach den Beobachtungen urtheilen soll, die der Verfasser uns hofentlich mit Wahrheitsliebe gegeben hat, so wären diese Präparate Mittel, welche sich in den desperatsten Fällen nützlich erweisen. Die fernere Erfahrung muß ihre Brauchbarkeit bestätigen.

Leipzig.

Johann Friedrich Riemanns öconomische Schriften. Erster Band. Siegeleyen. Mit drey Kupfern. Auf VIII und 551 S. Zweyter Band: Teichbau. Auf IV und 444 S. Dritter Band: Wassergräben. Auf XXII und 434 S. Viertes Band. Fischereyen. Auf VIII und 268 S. Fünftter Band. Verwahrung der Gebäude gegen

1848 G. g. N. 285. St., den 24. Dec. 1813.

Diebe. Auf 262 S. Leipzig bey Gerhard Fleischer, dem jüngern in klein Octav.

Der Character dieser fünf Bände öconomischer oder vielmehr technologischer Schriften des Hrn. Riemanns ist: über die genannte Gegenstände das Bekannte selbst mit Anlegung der Handgriffe populär vorzutragen. Aber da dabey die Chemie fast zu sorgfältig umgangen ist; da der Vortrag doch nicht immer so verständlich ist, daß ihn der gemeine Arbeiter brauchen könnte; da keine einzige Lehre so vollständig vorgetragen ist, daß es auch nur zum Hausgebrauche genügt; so sehen wir gleichwohl nicht ab, was für einer Classe von Lesern hier eigentlich gedient seyn soll: zumahl der Gebildete einiger Theorie durchaus nicht entbehren kann, und der gemeine Arbeiter das, was er dem Vorarbeitenden mit einem Blicke absieht, nach einer schriftlichen Anweisung nur mit der größten Mühe machen lernt, ja wohl nicht einmal begreift.

Der erste Band von den Siegeleyen und der letzte von der Verwahrung der Gebäude gegen Diebe sind als Sammlungen des Bekannten noch an reichhaltigsten; der vierte von den Fischereyen dagegen am ärmsten. Unter Teichbau wird im zweenen Bande nur die Lehre von der Construction der Fischteiche verstanden; und in dem dritten Bande von den Wassergräben schränkt sich der Verfasser allein auf die Leitung des Wassers in Fällen, worin sich gar keine Schwierigkeiten finden, ein, ohne der Entwässerungs-Gräben, der Fortleitung des Wassers unter der Erde, die Abführung des Wassers von den Gebirgen bey Regengüssen auch nur mit einem Worte zu erwähnen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. Stück.

Den 24. December 1813.

Turin.

Vom vierten Bande der Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences, littérature et beaux-arts de Turin, pour les années 1809-1810 sind noch die Abhandlungen anzuzeigen übrig, welche die schönen Künste und die Geschichte betreffen (S. oben S. 1913). Zu den erstern gehört die Reflexion sur l'histoire de l'éponge de Protogene, par Mr. Pecheux p. 327. Die bekannte Legende von dem Mahler Protogenes, der auf seinem berühmten Bilde des Iahsus den Geifer am Maule seines Hundes nicht hervorbringen konnte, voll Verdruß seinen Schwamm nahm, ihn gegen das Gemälde und zwar zufällig an das Maul des Hundes warf, und dadurch den Effect bewirkte, an den er seine Kunst verschwendet hatte, ist der Stoff dieser Abhandlung, in der wir auch nicht einen neuen Gedanken gefunden haben. Ein ähnliches Hiförchen wird von dem Mahler Mealles mit seinem Pferde erzählt, das eben so wenig Glauben und Aufmerksamkeit verdient.

D (9)

S. 332. Recherches concernant l'anecdote de la ligne d'Apelle sur le tableau de Protogène. Von demselben Verfasser. Die Anekdote von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes, welche Plinius erzählt, und die zu so vielen sonderbaren Muthmaßungen, Erklärungen und Hypothesen Anlaß gegeben hat, wird hier von dem Verf. aufs neue untersucht, der sich an diejenigen anschließt, welche behaupten, daß das Ganze keine gerade, von einer andern durchschnittene Linie, sondern der gezeichnete Umriss einer Figur gewesen sey. Mit dieser Abhandlung stehen in Verbindung die S. 336 mitgetheilten: Osservazioni intorno alla interpretazione data dal Sig. Lorenzo Pechoux ad un luogo di Plinio di Gian Francesco Galeani Napione. In diesen Bemerkungen herrscht ein großer Aufwand von Gelehrsamkeit; der Verf. citirt alle Schriftsteller, welche die Stelle des Plinius behandelt haben, und glaubt in dem Ausdruck lineam ducere eine Profilzeichnung zu finden, im Gegensatz von lineam circumducere, was nur von einem Umriss gebraucht werden soll. Man vergleiche über die so oft bestrittene Stelle des Plinius Fiorillo's kleine Schriften, und Böttigers Ideen zu einer Archäologie der Malerern.

S. 502 — 719. Dissertazione critica sopra le scene stabili e mobili degli antichi, e sopra altri teatrali ornamenti del Sig. Giuseppe Franchi-Pont. Rec. ist lange nicht so angenehm überrascht worden, wie durch diese Abhandlung, von der er nur bedauert, daß er in unsern Anzeigen nur einen kurzen Auszug mittheilen kann. Herr Franchi-Pont hatte in seinen Alterthümern von Pollenza Gelegenheit gehabt, von den Ruinen eines alten Theaters zu reden, und die Bemerkung gemacht, daß oft die Scenen durch gemahlte

Bretter und Leinwand dargestellt wurden, daß man sie bey den verschiedenen Acten des Dramas veränderte, daß die Alten sowohl bewegliche als auch Seiten-Decorationen hatten, deren Vitruv, Virgil und Servius gedenken, und daß sie auch Vorhänge gebrauchten, weil *aulaeum* den Begriff eines Vorhanges bezeichnen soll. Weil diese Sätze Aufsehen erregten, und der Verf. gefragt wurde, wie er es beweisen könne, daß die Alten einen Vorhang in der Mitte der Schaubühnen gebraucht hätten, da sie der allgemeinen Meinung nach nur feststehende Scenen bauten, so unternahm er es, diesen Gegenstand ausführlich in fünf Paragraphen abzuhandeln, deren Inhalt folgender ist: §. 1. Von dem Ursprung des Theaters, der unbeweglichen Scenen und ihren Zierathen. Nachdem der Verf. den Ursprung der Theater bey den Griechen und Römern erzählt, und die verschiednen hölzernen von den Römern erbauten Theater beschrieben hat, zeigt er den Unterschied der Construction zwischen den Griechischen und Römischen, und bemerkt, daß das erste bleibende und von Marmor aufgeführte Theater in Rom von dem Pompejus errichtet wurde. Von der Construction des Theaters, dem Orchester und den Sitzen der Zuschauer. Es sind hier viele neue und scharfsinnige Bemerkungen, die aber keinen Auszug leiden, mitgetheilt. Von der fixen oder unbeweglichen Scene, oder von der dem Zuschauer gegenüber befindlichen Façade mit drey Eingängen. §. 2. Von den beweglichen Scenen an der Fronte. Die bleibende Scene wurde nach den Umständen mit beweglichen Scenen sowohl in der Fronte als auch an den Seiten des Prosceniums bedeckt. Vitruv (Lib. V. c. 7.) redet von beweglichen Scenen, und theilt sie überhaupt in drey Gattungen: "*genera autem*

scenarum sunt tria, unum quod dicitur tragicum, alterum comicum, tertium satyricum. Horum autem ornatus sunt inter se dissimiles disparique ratione.“ Diese merkwürdige Stelle beweiset, daß es nicht nur drey Gattungen von beweglichen Scenen gab, sondern auch, daß diese beweglichen Scenen, ohne ihr characteristisches zu verlieren, allerley Zierathen und Schmuck (ornatus) zuließen. Die unbeweglichen Scenen machten einen integranten Theil des Theaters aus, und gehörten zur Architectur; die beweglichen aber, die sich nach den Dramen richteten, wurden von den Malern nach Angabe der Decoratoren und unter der Aufsicht des Dichters ausgeführt. Vitruv gibt daher keine Regeln, nach welchen sie verfertigt werden müssen, und begnügt sich nur zu sagen, daß die Tragischen Scenen mit Säulen, mit Frontispizen, königlichem Schmuck ic., die Comischen mit Ansichten von Privathäusern, die der Satyrischen Dramen und Bucolischen Vorstellungen mit Höhlen, Gebirgen, Bäumen und Landschaften ausgestattet werden müssen. Mit vielem Scharfsinn sucht der Verf. aus einigen Stellen des Vitruvius, Plinius und Valerius Maximus zu beweisen, daß die beweglichen Scenen älter als die unbeweglichen sind, und daß die erstern selbst nach Einführung der letztern, sowohl in Griechenland als in Rom sich erhalten haben. Die Tragödien des Aeschylus, Sophocles und Euripides, die comischen Schauspiele des Aristophanes, Plautus und Terenz erheischen eine Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Scenen. Dadurch erhält auch die Erzählung, daß Agatharchus unter der Leitung des Aeschylus die Scenen gemahlt habe, mehr Licht; zumahl es lächerlich gewesen wäre, den gefesselten Prometheus auf eine Bühne zu bringen, deren

Scene irgend einen prächtigen Pallast mit einem prunkenden Peristyl dargeboten hätte. Den Untersuchungen des Verf. zu Folge, die sich übrigens auf die Stellen der Alten gründen, waren die zwey Theater des Curio, welche sich auf Achsen drehen und in ein Amphitheater verwandelt werden konnten, ohne feste Scenen, da hingegen die beweglichen augenblicklich verschwinden und den Platz für die Arena des Amphiteaters frey ließen. Die festen Scenen waren ein beständiger Schmuck des Gebäudes, die nur dann, wenn man Dramen aufführte, mit beweglichen Scenen decorirt wurden. Die Zeit, welche zwischen die verschiedenen Acte fiel, wurde angewandt, die Scenen zu verändern.

§. 3. Einwürfe und Antworten, die Stelle der *trigonos versatiles* betreffend. Die meisten Gelehrten, Baumeister und Antiquare sind der Meinung, daß die Ansicht der festen Scene niemahls bedeckt werden durfte, und daß die Veränderung der Scene nur in dem offenen Raum der drey Thüren, welche man in der Façade erblickte, vermittlest gewisser dreyseitiger Maschienen, auf denen die tragische, comische oder satyrische Vorstellung angebracht war, bewerkstelligt wurde. Diese Maschienen soll Vitruvius *trigonos versatiles* nennen, und Daniele Barbaro in seinem Commentar über jenen Schriftsteller war der erste, der ihnen diesen Platz anwies. Ihm folgten andere Gelehrte, und unter den Neuern Galiani, der jedoch geneigt war, die Veränderungen an eine andere Stelle zu setzen. Wenn wir aber bedenken, daß die drey Oeffnungen der festen Scenen zum Eingang auf die Bühne dienten, so durften sie nicht durch die abwechselnden Decorationen geschlossen werden, und welchen sonderbaren Effect würden Gebirge, Hanne und andere ländliche Ansichten in diesen Oeffnungen

eines prachtvollen Pallastes gemacht haben? Eine mißverständene Stelle in der Poetik des Aristoteles (cap. 5) dient zum Beweise, daß der architectonische Prospect auf jeden Fall mit beweglichen Scenen bedeckt wurde. Man vergleiche auch *Servius ad Georgic.* III. 24. §. 4. Von den Maschinen, Masken und andern auf dem Theater nöthigen Sachen, in Beziehung auf die beweglichen Scenen. Der Verf. führt hier mehrere Gründe an, welche den Gebrauch der beweglichen Scenen unwidersprechlich machen. Dahin gehören Maschinen, die fliegenden Figuren, Wagen, die Schatten, die aus der Unterwelt emporsteigen, Wolken, der Drachewagen der Medea u. s. w. Sehr gelehrt ist der Abschnitt von den Masken, von ihrer Gestalt und der großen Oeffnung des Mundes um den Ton zu verstärken, von ihrem Mißbrauch, und endlich von den Gefäßen die man in den Theatern hatte, um die Resonanz des Schalles zu erhöhen. Endlich §. 5. Von dem Vorhange, oder den Decken, welche statt der Scene in der Mitte dienten. Zuerst von dem großen Segel, das man ausspannte, um die Zuschauer auf den Sizen gegen die Sonne zu schützen, von den Kopfküssen, den purpurnen Tapeten, dem Aufwand mit frischen Blumen im Frühling, und dem Regen mit wohlriechendem Wasser im Sommer. Hierauf ein Beweis, daß man noch vor den Zeiten des Nero auf Leinwand mahlte, daß früher bewegliche Scenen gebraucht wurden, und daß das Wort *tabula* auch ein Gemählde auf Leinwand heißen kann, weil wir noch gegenwärtig *tavola d'altare* von jedem Altarblatte gebrauchen. Die Stelle des Plinius (XXXV. 7.) *Nero princeps iusserat colosseum se pingi CXX pedum in linteo. incognitum ad hoc opus*, soll nicht so zu verstehen seyn, als hätte man bis dahin noch

nicht aufleinwand gemahlt, sondern daß ein solcher Colosß ganz etwas unerhörtes gewesen sey. Endlich: von den gewirkten Tapeten, dem Aufbaum, dem Vorhange. 2c.

S. 721. Saggio di antiche gemme incise, co' relativi Articoli d'espozione del Sig. Abate Carlo Antonio Pullini. Auf einen Brief an den Hrn. Cesare Saluzzo, beständigen Secretair der kaiserl. Academie zu Turin, in welchem der Verf. seine Absicht ausspricht, seine Sammlung geschnittener Steine bekannt zu machen und zu erklären, auch den Nutzen der geschnittenen Steine zur Erklärung der Statuen, Reliefs und Münzen auseinanderzusetzen, folgen vier Kupferstiche mit Gemmen, und eine Beschreibung von 14 Steinen, unter welchen der Kopf der Isis (1), eine Phönische Venus (5), Agamemnon und Hippolochus (8) und Ulysses (10), die bedeutendsten sind.

S. 160 - 163. Prima parlata di Giuseppe Vernazza Freney nell' Accademia Imperiale di Torino — 18 di Marzo 1810. Eine Rede, in welcher der Verf. seinen Dank für die Ehre abstattet, wirkliches Mitglied der Academie, an die Stelle des Abbate Bigo geworden zu seyn.

S. 165 - 186. Dei Progressi e vicende dell' arte della danza o ballo di Emmanuele Bava San Paolo. Nachdem der Verf. die Geschichte der Tanzkunst bey den alten Völkern erzählt hat, geht er zu den Tänzen im Mittelalter über, und verweilt vorzüglich bey denen, welche die Geistlichen aufzuführen pflegten. Der Adel liebte kostbare Tänze, von denen noch handschriftliche Beschreibungen mit Miniaturen vorhanden seyn sollen. Der Menuet ist ein veredelter Nationaltanz der Franzosen in der Provinz Artois. Von den geistlichen Tänzen der Portugiesen, zu Ehren des heil.

Vorromäus, und den Maskenbällen, deren Erfinder Bergonzo Botta war, indem er bey der Vermählung des Galeazzo von Mailand mit Isabella von Aragon zuerst (1516) welche anordnete. Von den Länzen der Savojarden, mit einigen allgemeinen Reflexionen über das Wesen des Lanzes überhaupt.

S. 261 - 326. Dell Manoscritto de *Imitatione Christi* detto il Codice di Arona; e di alcuni altri codici dell' opera medesima. Dissertazione di Gian Francesco Galeani Napione. Eine sehr gelehrte, aber etwas verworren vorgetragene Abhandlung über ein Buch, das in der römischen Kirche noch immer in großem Ansehen steht. Die Frage, wer eigentlich der Verfasser desselben sey, hat sogar einen ganzen Congreß der gelehrtesten Männer beschäftigt, die im Jahr 1687 zu St. Germain de Prez zusammen kamen, und deren Gutachten gedruckt worden sind. Die Sache ist aber bis jetzt noch unentschieden, indem einige den Thomas von Kempton, andre den Johannes Gerson, noch andre einen gewissen Mönch Giovan Gersen, der ums Jahr 1247 in einem Kloster des heil. Stephan zu Vercelli gelebt haben soll, für den Verfasser des Buchs halten wollen. Der berühmte Codex von Arona (so genannt, weil er im J. 1726 von Arona nach Mailand kam) ist zur Entscheidung der streitigen Frage sehr wichtig, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach im J. 1387 geschrieben worden ist, und wird daher hier auf das ausführlichste mit diplomatischer Genauigkeit beschrieben. In diesem Codex heißt der Verfasser *Abbas de Gersen*, auch *de Gessen* und *Gesen*. Die Untersuchungen von Desbillons und Elias Dupin werden von dem Verf. genau geprüft, der jedoch am Ende gestehen muß, daß wir wohl nie aufs

Keine kommen worden, und daß Bodoni sehr klug gehandelt hat, indem er seine Prachtausgabe des *Imitatio I. Christi* (Parma, 1793. Fol.) keinem der genannten Schriftsteller zuschrieb.

S. 584 - 597. *Observations sur un Manuscrit du Romuleon, par Mr. Vernazza de Freney*. Es gibt ein Werk unter dem Titel *Romuleon*, das im funfzehnten Jahrhundert vielen Beyfall gefunden haben muß, weil es in so vielen Handschriften und Uebersetzungen sich erhalten hat, dessen Verfasser aber unbekannt ist. Es umfaßt eine römische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Kriege zwischen Severus und Maximianus. Einige Auszüge aus dem lateinischen Original hat Casaubonus in seinen Noten zu den SS. hist. August. bekannt gemacht. Nach Einigen ist es eine Arbeit des Benvenuto Rambaldo da Imola, von dem man auch ein liber Augustalis und einen Commentar über den Dante haben will; nach Andern soll Robertus de Porta aus Bologna der Verfasser seyn. Es ist zwischen 1361 und 1364 auf Befehl des Gomez Albornoz, eines Spaniers und Statthalters von Burgund geschrieben worden. Herr de Freney geht die ihm bekannt gewordene Manuscripte und Uebersetzungen bibliographisch durch, und verweilt am längsten bey dem prächtigen Codex zu Turin, der mit vortreflichen Miniaturen, wahrscheinlich von der Hand des Mabiusus geschmückt ist.

S. 603 - 627. *Delle prime edizioni e di un manoscritto delle memorie del Generale Montecuccoli &c. di Gian Francesco Galeani Napione*. Wenn sich auch die Kriegskunst seit dem Anfang des verfloffenen Jahrhunderts in allen ihren Theilen sehr verändert hat; so bleiben dennoch die Memoiren des tapfern Montecuccoli für den

Geschichtsforscher wichtig, und es ist zu bedauern; daß wir noch keine vollständige, nach seinen eigenen Handschriften besorgte Ausgabe besitzen, indem die ältern mangelhaft sind, die neueste, prachtvolle aber, welche Ugo Fascolo zu Mailand 1807 und 1808 besorgte, nur für reiche Liebhaber berechnet ist, und nur 170 Exemplare davon existiren. Herr Nazione ist im Besiz einer vollständigen Handschrift, die er zu einer neuen, wohlfeilen Ausgabe gern mittheilen will, und die, wie man aus den Proben S. 626 sieht, viele Lücken ausfüllen kann.

Wir gehen zu den Abhandlungen fort, welche Aufklärungen der Geschichte enthalten: I. *Della popolazione d'Italia in circa l'anno di Roma 526; dedotta dalla quantità di truppe fornite dai Romani e loro alleati, per la guerra Gallica Cisalpina;* di Jacopo Durandi. Eine Vertheidigung der bekannten Angabe von Polybius im zweyten Buche über die Zahl der damaligen Kriegsmacht in Italien zu 770,000 Mann, gegen Lume, der diese Zahl für übertrieben hielt. Der Verf. faßt den richtigen Gesichtspunct, daß dieß von der ganzen weiffähigen Mannschaft zu verstehen sey, und nach diesem Maßstabe das damalige Italien nur gegen 4 Millionen freye Einwohner enthalten haben würde. Es wäre also viel schwächer bevölkert gewesen, als jetzt; wogegen aber wiederum berechnet werden muß, daß das damalige Italien, da nicht bloß das Eisalpinische Gallien und Ligurien abgehen, sondern auch Bruttium bey Polybius nicht mitgerechnet ist, etwa nur zwey Fünftel des jetzigen Italiens betrage. — *Dei' origine del diritto regale della caccia, del medesimo.* Wie die Jagd — nicht etwa in den königlichen Forsten — sondern überhaupt, zu einem Regal geworden sey, wird aus der Entwicklung der Feu-

Dal Verfassung erklärt. — *Ricerche storiche intorno agli antichi terremoti del Piemonte*, di Francesco Galiani - Napione; veranlaßt durch ein Erdbeben im April 1808. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß Piemont sowohl im Alterthum, als im Mittelalter, viel weniger von Erdbeben gelitten hat, als man nach seiner Lage und Beschaffenheit erwarten möchte. Sie waren theils unbedeutend, theils sind die Nachrichten verdächtig. Das Erdbeben vom Jahre 1564 ist das einzige, welches bedeutenden Schaden anrichtete. Die Piemonteser sind dem Verf. Dank schuldig, daß er ihnen gezeigt hat, daß sie ruhig schlafen können. — *Delle antiche contese de' pastori di val di Tanaro e di val d' Arozia e di politici accidenti sopravvenuti di Jacopo Durandi*. Die Thäler des Tanaro und Arozia liegen in der Alpenkette, welche Genua und Piemont trennt. Die politischen Verhältnisse ihrer Bewohner, die meist Hirten sind, blieben daher immer streitig; und erhalten ein gewisses Interesse, da sie in die Geschichte jener Staaten eingreifen, um so mehr, da das Thal von Arozia der Bank von S. Georg gehörte. In dem letzten Theile der Abhandlung sammelt der Verf. die Nachrichten der Alten über die Ligurischen Hirten, und erklärt eine dort gefundene Grabschrift: *L. Paccio in aethera soluto adesso Tentates*, aus ihrer Mythologie, nach welcher Tentates einer ihrer Götter war, der mit Mercur verglichen wird; vermuthlich der Hermes psycho-pompos. — *Discorso sopra il soggiorno di Annibale a Capua di Francesco Regis*. Eigentlich eine Vertheidigung Hannibals, daß er nach dem Siege bey Cannae nicht auf Rom marschirte. — *Esame critico dal primo viaggio di Amerigo Vespucci al nuovo mondo di Gian Francesco Galeani Napione*.

Unter den Abhandlungen, welche der gegenwärtige Band enthält, ist diese die ausführlichste. Sie ward veranlaßt durch die Bemühungen einiger neueren Florentinischen Schriftsteller, welche dem großen Columbus die Ehre, der Entdecker des Continents der neuen Welt zu seyn, rauben, und sie auf ihren Landsmann übertragen wollten. Wenn gleich das Resultat dieser Untersuchung nur eine Bestätigung der frühern Meinung ist, so war es doch keineswegs überflüssig, eine Critik des Ganzen anzustellen. Der Verf. theilt sie in folgende Abschnitte; I. Die verschiedenen Reisen des Vespucci, und was die ältesten Toscanischen Schriftsteller darüber geschrieben haben. Die litterarischen Untersuchungen dieses Abschnittes betreffen hauptsächlich die Briefe, welche Vespucci selber an P. de Medici und Soderini schrieb. Die Schrift, welche Bandini in seinem Leben von Vespucci unter dem Titel *mundus novus* anführt, ist nichts anders, als der Brief an Lorenzo de Medici, in welchem Vespucci seine Reise nach Brasil 1501 erzählt. II. Von den ersten Ausgaben und Manuscripten der vier Schifffahrten des Vespucci, welche seine erste Reise enthalten. Die erste, seltene, Ausgabe ist vom Jahre 1507 zu Lorena; sie ward wieder gedruckt 1509 zu Straßburg, und dieser Abdruck, wofür ihn der Verf. aus eigener Ansicht erklärt, ist noch seltener, als das Original. Die erste bekannte Italiänische Ausgabe ist von 1510, und wahrscheinlich die, welche Bandini abdrucken ließ; die vierte in *Ornatus novus orbis* 1532 zu Paris. Ramusio in seiner *Raccolta* hat nur zwey Reisen abdrucken lassen. Ueber die vorhandenen Handschriften wurden dem Verf. von einigen Freunden Nachrichten mitgetheilt. III. Bemerkungen über die ersten Ausgaben der vier Schiffreisen von Vespucci.

Nicht Vespucci selber ließ sie drucken, sondern andere, uns jetzt nicht bekannte, Personen. Sie seyen von diesen sehr verändert und interpolirt. Besonders findet sich eine wichtige Variante in dem Datum der Abreise und der Rückkehr von der ersten Reise; von einem ganzen Jahre. In der Ausgabe von Lorena ist dieß Datum der Rückkehr der 14. October 1499; in der von Vandini der 18. October 1498. Dieß führt nun IV. zu Bemerkungen über die vorgebliche Entdeckung des Continents durch Vespucci. Der Verf. untersucht hier zuerst die innern Gründe, welche beweisen, daß nicht Er der erste Entdecker war. Unter diesen steht oben an, daß er nie darauf Anspruch gemacht hat: welches zu thun, er doch nach seiner ganzen Lage und seinen Verhältnissen nicht unterlassen haben würde. V. Die Zeugnisse älterer Schriftsteller sprechen alle für Columbus. Außer den Stellen anderer Schriftsteller führt der Verf. noch besonders die aus dem von Morelli bekannt gemachten Briefe von Columbus an Ferdinand und Isabella an; wo er Paria, den zuerst entdeckten Theil der Küste, unter seinen Entdeckungen aufzählt. VI. und VII. Prüfungen und Berichtigungen von ein paar Stellen von Münster in seiner Cosmographie; und dem Spanier Antonio Erera. Nach einer so genauen und ausführlichen Revision aller Gründe dürfen wir wohl sagen, daß der Gegenstand erschöpft ist. Die Ausführung könnte zuweilen kürzer seyn; ein anderes Lob wollen wir dem Verf. nicht vorenthalten, daß er, wenn gleich die Tendenz seines Auffages polemisch war, doch nie den Anstand verletzte: ein um so größeres Verdienst, da man ihn gereizt hatte. — *Memoria sopra Enrico Conte d'Asli e della Occidentale Liguria, e dipoi duca del Friuli, di Jacopo Durandi.* Die Untersuchung betrifft den

Grafen Heinrich von Friant unter Carl dem Großen und König Pipin von Italien. Die Kriege, die er mit den Avarn und Bulgaren führte, und die dadurch bewirkte Erweiterung der Grenzen des Reichs geben der Forschung ein Interesse. Von eben diesem fleißigen Gelehrten ist die letzte Abhandlung: *Schiarimento sopra la Carta del Piemonte antico e di Secoli mezzani*, die begreiflich keines Auszugs fähig ist. Angehängt sind noch Zusätze und Verbesserungen zu mehreren der obigen Aufsätze.

Leiden.

Wey Trap. Natuurlyke Historie van Holland, door *J. le Francq van Berkhey*. Negende Deel. Met noodege Afbeeldingen. 1811. 470 Seiten in Octav.

Mit diesem, das Ganze vollendenden Theile schließt der durch Alter und Verdienste ehrwürdige Verfasser seine Naturgeschichte von Holland; ein Werk, bey dem er mit eben so großen als mannigfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Eben derselbe Geist, eben der mühsame Fleiß und eben der bestimmte und deutliche Vortrag, wodurch die letztern Theile so sehr sich empfehlen, zeichnet auch gleich vortheilhaft den vor uns liegenden aus, der sich einzig und allein mit der Rindviehzucht in Holland beschäftigt, und alles enthält, was Sammlungen und die eigenen Beobachtungen eines langen Lebens dem Verfasser darboten.

Zuerst spricht der Verf. von den Wohnungen der Bauern, den Viehställen, Scheuren u. s. w. Der Bauer in Holland ist Ackermann oder Viehmann oder Gärtner oder Baumgärtner. Viehmann und Ackermann sind oft in einer Person vereinigt. Leute dieser Art nennt man Huislieden. Das zweyte Kapitel handelt vom Heu, den verschiedenen Gras-

arten und dem Unkraute. Die fünf folgenden Kapitel lehren die Bestellung des Bodens, das Heu machen, wie die Arten, es aufzubewahren. Jetzt erst folgt die Pflege, Behandlung und Benutzung des Rindviehs. Gleich vollständig und belehrend wird sowohl die Behandlung der Thiere auf den Weiden, wie in den Ställen, durch alle Perioden hindurch, vorgetragen. Vorzüglich gut ist dem Verf. die Beschreibung der Bereitung der Butter und der Käse gelungen. Höchst dürftig ist das letzte Kapitel, das dem Handel mit dem Rindvieh gewidmet ist. Aber in einem sehr bedeutenden Grade ist der Werth auch dieses Bandes durch die Abbildungen von Geräthschaften und Werkzeugen aller Art erhöht. Hier ist dem Leser kein Wunsch unbefriedigt gelassen. Mit innigem Vergnügen verweilt man beym Anblick dieser höchst mannigfaltigen Werkzeuge, die so viel zur Beförderung des Wohlstandes des eben so fleißigen und sparsamen, als redlichen Volkes beytragen. Schon beym flüchtigsten Ueberblick derselben zeigt sich der unennbare Unterschied zwischen Viehzucht und Viehzucht. Statistische Angaben, in Zahlen ausgedrückt, fanden wir nirgends: auch nicht eine Einzige. Bey einer der Operationen zum Käsemachen bedient man sich auch der Füße. Der Terelsche oder Schaafkäse gehört zu den vorzüglichern. S. 460. Er wird von Schaafmilch gemacht und auf eine ganz eigene Art behandelt, aus der man aber ein Geheimniß macht. Die grüne Farbe erhalten diese Käse door een attrekkel van wel gezuiverde schapenkeutels; und sowohl dadurch, als durch die besondere Behandlung derselben, erhalten sie den starken Geschmack.

S. 151 und ferner spricht der Hr. Verf. von den Feldmäusen und dem unglaublichen Schaden den sie auch in Holland anrichten. "Menschliche Mittel, sagt er, gibt es gegen diese Thiere nicht viele. Einige

2064 G. g. N. 206. St., den 24. Dec. 1813.

Landleute haben ihr Land, zur Vertilgung der Mäuse, unter Wasser gesetzt. Aber mit welchem Erfolg kann ich nicht angeben." Wir bedauern es sehr, daß wir über diesen, in so mancherley Hinsicht höchst wichtigen Punct, keinen Aufschluß bekommen haben.

Jena.

Ben Gelegenheit des Geburtstages vom Hrn. geh. Rathe von Voigt ließ Hr. Ernst Kästner, aus Weimar, im Nahmen der herzogl. Lateinischen Gesellschaft zu Jena glückwünschend *Animadversiones in quardam Lucani et Propertii loca* drucken, in Octav auf XII und 45 S. Im ersten Kapitel werden einige Stellen des Lucans, im zweyten Stellen aus Propertius Elegien critisch und exegetisch behandelt. Unstreitig ist die Gelegenheit trefflich gewählt und benutzt, einem so verehrungswürdigen Staatsmanne die verdiente Ehrerbietung und den würdigen Dank öffentlich darzubringen, und dabey einige Früchte der Arbeiten einer so nützlichen Gesellschaft, als die herzogl. Lateinische Gesellschaft ist, um welche sich der Hr. geh. Rath, wie um die ganze Universität Jena, bekanntlich verdient macht, überreichen zu lassen. Auch ist der Stoff sehr wohl gewählt, da er zwey Römische Schriftsteller betrifft, welche mit Recht in Ansehen stehen. Der Verfasser ist ein angehender Philologe, der die Vorrede von Leipzig aus, wo er im December 1812 studirte, datirt hat. Er zeigt Bescheidenheit: eine Tugend, die wir gern an jungen Gelehrten rühmen, viele Einsicht, und eine Latinität, die ihm Ehre macht. Zwar tragen diese Bemerkungen zur Aufhellung der Stellen selbst wenig bey: aber sie sind doch rühmlich für den Verf., der Lob und Aufmunterung verdient.

Göttingische
Gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 27. December 1813.

Göttingen.

Das Specimen archaeologiae telluris terrarumque imprimis Hannoveranarum alterum, welches Herr Hofr. Blumenbach der Königlichen Societät der Wissenschaften in der neulichen Versammlung an ihrem Stiftungstage (— s. oben S. 2009 —) vorlegte, ist die Folge des erstern das sich im XVIIten B. der Commentat. recentior. befindet. Unter andern war es eine Haupttendenz jenes frühern Versuchs, zu erweisen, daß so viele weiland tropische Thiere, deren fossile Reste jetzt in unsern nördlichen Zonen gegraben werden, nicht — wie doch noch neuerlich berühmte Geologen angenommen haben, durch eine Fluth aus Südindien hieher getrieben seyn können, sondern einst hier einheimisch gehauset haben müssen. Dieser Erweis erhält hier ein neues Gewicht durch den reichen Fund von fossilen Gebeinen einer kleinen Horde von Mammuththieren, die neuerlich zugleich mit denen von Löwen und Hyänen in unserer Nachbarschaft, in einem Diergellager zwischen Osterode und Herzberg am Vorharz, kaum eine Stunde

P (9)

Weges von dem Orte ausgegraben worden, wo man 50 Jahre vorher ebenfalls im aufgeschwemmten Lande die fossilen Reste einer präadamitischen Rhinocerosfamilie in ihrer Lagerstätte entdeckt hatte, die im II. Bande der ältern Commentarien der Königl. Societät von dem um das philosophische Studium der Petrefactenfunde sehr verdienten Zollmann beschrieben sind. Eine ausführlichere Anzeige der einzelnen Stücke von jenem neueren Fund wäre hier um so weniger an ihrer Stelle, da der Verfasser gleich bey der Entdeckung desselben eine vorläufige Nachricht davon in diesen Blättern gegeben hat (— gel. Anz. 1808, 88. St. —): nur so viel erwähnen wir, daß die fossile Hyäne an mächtiger Größe und an Form der Knochen der südafrikanischen gestreckten Gattung dieses Geschlechts (*Canis crocuta*) am nächsten kommt. Zur Vergleichung legte der Hr. Hofrath den frischen Schedel von dieser aus seiner Sammlung vor, der selbst wieder dem von einer alten Löwin, die er unlängst zergliedert hat, an Größe nichts nachgibt, aber doch nicht an die der fossilen Hyäne von Osterode reicht.

Auch zu den tropischen Geschöpfen, obschon ganz anderer Art, die aber ebenfalls in den Zeiten der präadamitischen Vorwelt in der Erdzone, die wir jetzt bewohnen, einheimisch gewesen seyn müssen, gehören so viele der fremdartigen Insecten in Bernstein, wovon der Verfasser die sprechendsten Belege aus seiner Sammlung vorzeigte; namentlich mancherley exotische Gattungen des Schabengeschlechts; nicht specifisch den jetzigen Indischen gleichend, aber doch manchen derselben auffallend ähnelnd; theils noch als Larven: die völlig verwandelten zum Theil wie in der regsamsten Lebendigkeit des Flugs ic.; eine

Vogar noch mit voller Frische ihrer natürlichen Farben. — Die eben so seltene als merkwürdige Frucht des Bernstein-Baums, wovon der Verfasser ebenfalls mehrere Exemplare vorlegte, die er der Güte des verdienstvollen Hrn. Medicinal-Raths Hagen zu Königsberg verdankt, hat neuerlich ein berühmter Botaniker der von *Phyllanthus emblica* ähnlich finden wollen, mit welcher sie aber kaum nur eine entfernte Vergleichung aushält. Vielmehr ähnelt sie der Fruchtkapsel des Ostindischen Baums, welcher das als köstliches Rauchwerk berühmte so genannte Aloëholz; (*Aloëxylum agallochum* LOUREIR.) liefert, und hiermit stimmt auch die Vergleichung mehrerer Stücke von jenem harzreichen Holze aus Cochinchina selbst mit mehreren von dem des Bernstein-Baumes, die noch mit diesem edlen Harze umflossen waren, überein. Versteht sich, daß auch hierbey durchaus nicht etwa von identischer Gleichheit, sondern bloß von unverkennbarer Analogie die Rede war.

Eben so nach Analogie Vergleichung mancher ausgezeichnet schönen Deutschen versteinerten Hölzer mit den Hölzern von tropischen *Monocotyledonen*, zumahl von Palmen und *Filicibus arboreis*; ferner der Stämme und colossalen Blätterabdrücke von solchen Riesen-Farnkräutern in Kohlenschiefer und Kohlensandstein, vorzüglichst aus den Englischen und Schottischen Steinkohlenwerken, ebenfalls verglichen mit analogen Urbildern, welche der Verf. von St. Helena und aus Ostindien besitzt. Hauptfächlich aber comparative Untersuchung der Fructificationen auf manchen jener Farnkrautschiefer, worunter sich die von Whitby in Yorkshire an Schärfe der Conservation auszeichnen. Und hierbey auch von einem der seltensten und schönsten, aber von manchen Dryctographen gar

seltsam mißgedeuteten, Petrefact, dem Mas-
denstein in Hornsteingefchieben des Plauischen
Grundes.

Nun zu der neuerlich oft pro und contra venti-
lirten Frage, ob die so genannten Dendr-
achate, auch wohl mitunter wirkliche Vegetabilien, Moos,
oder auch Theile von andern Gewächsen enthalten?
Der Verf. glaubt, nach genauer Untersuchung, sie
allerdings bejahen zu müssen. Er besitzt einige
solche Moosachate aus Island und Zefaterinburg,
die wohl sicherlich wirkliche Conferven zu enthalten
scheinen; und hat von einem vormahligen werthen
Zuhörer, dem Hrn. Dr. Liesching, aus der Cap-
stadt einen höchst merkwürdigen sehr erhaben (als
gontte de Suis) geschliffenen Chalcedon erhalten,
welchen einer der kleinen Javanischen Fürsten von
Bandong in den Priangerlanden als Amulet getra-
gen, und der ganz unverkennbar ein paar kleine,
an deutlichen Stielen seitwärts ansitzende, Fructi-
ficationen eines vor' der Hand freylich unbestimm-
baren Gewächses enthält, die doch in Form und
Lage ungefähr denen am Schwertel (*Sparganium
erectum*) ähneln.

Zu den besonders merkwürdigen, in diesem neuen
Specimen näher untersuchten, Petrefacten aus den
Hannoverschen Ehurlanden gehören unter andern
mehrere Arten von Seeililien, Schraubensteinen,
Seeigeln, Krebsen, Trilobiten zc. mancherley Co-
rallen bey Hannover und Celle, die fälschlich so
genannten versteinten Muscatnüsse im Bremischen
u. a. m. Auch bey Gelegenheit der einzelnen Am-
monshörner, die sich in eisenschüffigen Mergelnie-
ren am Heinberge finden, überhaupt Einiges von
diesem sonderbaren Vorkommen einzelner Petre-
facten aus beiden Reichern, Fische, Conchylien,
Farrnkrauter zc. in solchen Nieren oder Schwulen.

Paris.

Von den bey J. Klossermann daselbst herauskommenden Annales de Chemie haben wir noch die Anzeige der Bände 81, 82, 83, 84, 85 und 86 oder von Nr. 141 - 158 nachzuzuholen. — In Tome 81 gibt Vauquelin, dem wir schon so manche wichtige Aufschlüsse über die Mischung der animalischen Substanzen verdanken, S. 37 eine Analyse des Gehirns und der Nerven. Dieser zufolge besteht die Gehirnmasse in 100 Theilen ungefähr aus: 80,0 Wasser, 4,53 einer weißen fettigen Substanz, die krystallisationsfähig ist und auflöslich im Alkohol, 0,70 einer röthlich gefärbten fettigen Substanz, die wahrscheinlich nur durch einen Rückhalt von Osmazome von der erstern sich unterscheidet, 7,00 Eiweißstoff, dessen Existenz im Gehirn schon Fourcroy muthmaßte, 1,12 Osmazome, 1,50 Phosphor und 5,15 Schwefel, sauerlich-phosphorsaures Kali, phosphorsauren Kalk, phosphorsaure Tonerde und Spuren von Kochsalz. Das Rückenmark kommt in seiner Mischung mit dem Gehirn völlig überein, nur unterscheidet es sich von demselben durch einen größern Gehalt fettiger Substanz und daß in demselben weniger Eiweißstoff und Osmazome und Wasser vorkommt. In den Nerven hingegen, die ebenfalls aus denselben Substanzen, wie das Gehirn und Rückenmark zusammengesetzt sind, ist mehr Eiweißstoff enthalten und weniger fettige Substanz. Das Gehirn und die Nerven bieten uns demnach das erste Beyspiel einer animalischen Substanz dar, in deren Mischung der Phosphor in Substanz eingeht, denn die Versuche Fourcroys und Vauquelin's über die so genannte Milch der Fische sind nicht entscheidend genug, um in dieser Substanz auch das Vorhandenseyn des Phosphor zu beweisen. Das Osmazome von Thénard möchte wohl kein Stoff eige-

ner Art seyn, obgleich Vauquelin die Meinung Lénards über dasselbe theilt, sondern ein Gemisch aus einem milchsauren Salze und einer animalischen Substanz. — Derselbe Chemiker liefert S. 113 auch eine Analyse des Chylus vom Pferde. Vauquelin fand denselben zusammengesetzt 1) aus Eiweißstoff, welcher den vorwaltenden Bestandtheil davon ausmacht; 2) aus Faserstoff oder einer Substanz, welche mit diesem Stoffe in mehreren Eigenschaften übereinkommt; 3) aus einer fettigen Substanz, von welcher das milchartige Ansehen des Chylus herrührt, und welche ihren Eigenschaften nach der vom Verf. im Gehirn entdeckten Fettart verwandt ist, und 4) aus verschiedenen Salzen als salzsaurem, schwefelsaurem und kohlensaurem Kali, phosphorsaurem Kalk und oxydulirtem phosphorsaurem Eisen. — S. 304 theilt Vauquelin noch eine Analyse der Eierschaalen mit. Der Verf. unternahm diese Untersuchung in der Absicht um auszumitteln, ob die Eierschaalen Harnsäure enthielten, fand indessen auch nicht eine Spur davon in denselben. Außer kohlensaurem Kalk, welches den Hauptbestandtheil derselben ausmacht, kommt in ihnen noch etwas phosphorsaurer Kalk, Eisen und Zalkerde vor. Die Zalkerde ist darin wohl vorzugsweise mit Kohlensäure verbunden. Auch die Austerschaalen enthalten nach dem Verf. neben dem kohlensauren Kalk dieselben Substanzen. Die animalische Substanz, welche das Bindungsmittel bey den Eierschaalen ausmacht, ist schwefelführend. — S. 98 wird ein Auszug einer sehr interessanten Abhandlung Gay-Lussacs über die Capacität der Gasarten für die Wärme mitgetheilt. Aus den von dem Verf. nach der Crawford'schen Methode, mit atmosphärischer Luft, Sauerstoffgas, Wasserstoffgas, Stickgas und kohlensaurem Gas, angestellten Versuchen folgert derselbe, daß die genannten Gasarten und wahr-

cheinlich alle elastischen Flüssigkeiten bey gleichem Volumen und Druck gleiche Capacität für die Wärme haben. Ein Resultat, welches dem früher von dem W. erhaltenen, daß nämlich eine Gasart jedesmahl eine um so größere Capacität für die Wärme habe, je specifisch leichter dieselbe sey, vollkommen entspricht. — S. 109 Chénard über den Phosphor. Nach Th. soll der Phosphor auch durch wiederholte Destillation nicht gänzlich von einem Kohlengehalt zu befreien seyn. Ist dieser nur gering, so erscheint der Phosphor fast so durchsichtig und farblos als das Wasser. Den rothbraun gefärbten Rückstand, welchen man bey dem Verbrennen des Phosphors in der Luft erhält, sieht der Verf. mit Proust auch für eine Phosphorkohle an. Das Stickgas löset bey Phosphor nur in geringer Menge auf, ohne sein Volumen dadurch zu verändern. Sechs Litres dieses Gases nahmen nur 5 Centigrammes Phosphor auf. Das Phosphor-Stickgas wird durch Schütteln mit Quecksilber, wobey Phosphor-Quecksilber erzeugt wird, und auch durch Schütteln mit reinem (ob lufthaltigem?) Wasser zerlegt. Wegen langsamem Verbrennen des Phosphors wird jedesmahl etwas kohlen-saures Gas mit gebildet, dessen Volumen 0,02 bis 0,03 des Volumens der angewandten Luft beträgt. Daher man bey eudiometrischen Versuchen, um zu genauen Resultaten zu gelangen, dieses kohlen-saure Gas zuvörderst durch Kali absorbiren lassen muß, ehe man den Gasrückstand bestimmt. Bey der schnellen Verbrennung des Phosphors hingegen bildet sich kein kohlen-saures Gas. — S. 128. Chevreuil über das Campecheholz. Enthält insbesondere über den rothen Farbestoff dieses Holzes eine sehr gründliche Untersuchung. Ch. sieht denselben als einen eigenthümlichen nähern Pflanzenstoff an, und schlägt daher die Benennung *hematine* für denselben vor. — S. 198. Figuer Bemerkungen über die Darstellung

des Saignettfalzes und des phosphorsauren Natrons. — S. 258. Coq über die Gewinnung und Anwendung der Orseille. C. beschreibt darin das Verfahren, welches man in Auvergne zur Gewinnung dieses Farbmateri als, anwendet. Nach Ramond's Zeugniß benutzte man zur Gewinnung der Orseille in Auvergne nicht, wie man bisher allgemein behauptet hat, den Lichen parellus L., sondern die unter dem Nahmen Parelle in den dortigen Gegenden bekannte und zu dieser Fabrication angewandte Flechtenart ist, nach Ramond Variolaria oreina Achar. — Zuletzt theilt S. 317 Kobiquet mehrere Versuche über den Mineralkermes und Goldschwefel mit, aus welchen er folgern zu können glaubt, daß ersterer ein Hydrochlorure d'antimoine avec excès de base, und letzterer dagegen eine neutrale Verbindung des Schwefel-Wasserstoff mit Antimoniumoxyd sey. Zugleich ist der Verf. der Meinung, daß der Goldschwefel das Antimonium auf einer geringern Stufe der Oxydation als der Kermes enthalte, in welchem es mit 18,6 Sauerstoff auf 100 Metall verbunden ist. — Bey dieser Gelegenheit bemerken wir schließlich, daß mehrere in den vorhergehenden und zunächst folgenden Bänden dieser Annalen enthaltene Abhandlungen von Bouillon-La Grange und Vogel besonders abgedruckt und mit einem eignen Titel versehen in der Verlagshandlung dieser Annalen erschienen sind, als Bouillon La Grange und Vogel Essai analytique des Scammonées d'Alep et de Smyrne; Expériences sur le sucre; Analyse du Safran; ferner Vogel Observations sur le suc de Nerprun; Recherches sur le sucre liquide d'Amidon, et sur la transmutation des matières douces en sucre fermentescible; und de l'action de la lumière solaire sur le phosphore.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 30. December 1813.

Leipzig.

Platonis Phaedrus. Recensuit, Hermiae scholias e Cod. Monac. XI. suisque commentariis illustravit D. Frid. Astius, professor Landshutanus. Sumt. Eug. Benj. Schwiekert. MDCCCX, 398 Seiten in Octavo.

Der Herausgeber, der ein Jahr vorher das *Symposium* und den ersten *Alcibiades* mit kurzen meist kritischen Noten begleitet edirte, fügt dem *Phädrus* hinzu, aber ungleich reicher ausgestattet, denn niemand kann läugnen, daß der Herausgeber auf diesen Dialog großen Fleiß gewendet hat. Alles was in seinen Kräften stand, was er mit emsigen Eifer gesammelt, hat er hier geglaubt concentriren zu müssen. Dreyerley ist, wodurch die Ausgabe von der Händorfschen sich unterscheidet, durch mehrere Aenderungen des Textes, durch einen sehr reichhaltigen Commentar und die vollständig abgedruckten Scholien des Hermias. Für den Text sind der Cod. Monacens. und Hermias benutzt, und die meisten Aenderungen sind nicht sowohl Conjecturen, als andere aufgenommen.

D (9)

Lesarten. Mehreres der Art war schon in der Heindorfischen Ausgabe vorgeschlagen. Zu den lobenswerthen Verbesserungen gehören S. 238, a πολυμελής f. πολυμερής außer Stobäus durch Hermias bestätigt; S. 244, b das schon von Buttman vermuthete διοιοστικήν ebenfalls bestätigt durch Hermias; gleich darauf aus der Aldina und Bas. 2. mit Veränderung des α δη in ατε die Lesart: ατε παλαιῶν ἐν μηνιαίῳ ποδὸν ἐν τισι τῶν γενῶν ἢ μανίᾳ ἐγγενομένη, wie zum Theil auch Heindorf wollte. Auch hier bestätigt ἐν τισι τῶν γενῶν Hermias. S. 245, e ist das richtige γένεσιν hergestellt, welches außer Stobäus auch der Cod. Monac. und Hermias haben. Eben so S. 248, d die Lesart der zweiten Baseler und des Cod. Monac. Dasselbst erkennt das γεωργικός des Ficini auch Hermias. S. 253, c steht nun richtig διαπράξωται aus Cod. Monac. und Hermias, und das übrige wird vertheidigt. S. 249, c wird das Schleiermacherische μνήμη durch Hermias bekräftigt. Und so ließe sich noch mehreres der Art anführen. Zu den übrigen Verbesserungen gehört, daß überall εἰ hergestellt ist für η in den passiven Formen, und δολη f. δωη und ἐγγιγνώσκειν, ἀγαγγνώσκειν u. dergl. Ferner z. B. S. 236, d die Anordnung: Ὀμνυμι γὰρ σοι. Socrat. τίνα μέντοι; Phaedr. τίνα θεῶν ἢ, εἰ βούλει, τὴν πλατῆτανον ταυτηνί, daß Socrates mit der Frage einfällt und dann Phädrus fortfährt. S. 247 wird für das Heindorfische αἴαν passend ὅταν gemuthmaßt und alle Schwierigkeit gehoben. In der wunderlichen Definition von der Liebe S. 238, b werden die bestehenden Lesarten unsers Bedünkens mit Recht vertheidigt, da die Ironie nicht zu verstehen ist. Nur daß wir nicht so spitzfindige Gegenätze daselbst finden als der Herausgeber. Denn

das: "Von den ihr verwandten Begierden ver-
stärkt" kann nicht heißen von ihnen besiegt, zu-
mahl alles in der Stelle handelt von einer domi-
nirenden Begierde, der die andern insofern nur
dienen und Hilfe leisten können. Der zweite
Theil der Definition ist offenbar bloß deswegen
gesetzt, um die etymologische Erklärung des Wor-
tes *ἔρω*s dadurch zu begründen. Die Verse des
Stesichoros S. 243, b haben ursprünglich so ge-
lautet:

οὐκ ἔς' ἔτυμος ὁ λόγος οὗτος, οὐδ' ἔβας ἔν-
νηυσιν εὐσσελμοῖς ἀδ' ἴκω Πέργαμα Τροίας.

S. 234 c. müßte unbedingt das zum Theatet
von Heindorf vorgeschlagene *εἰ δέ τι σὺ ποιεῖς*
genommen werden. Denn was soll heißen: *si*
quid proponas. interroga. wie H. Ist die ge-
wöhnliche Lesart übersetzt? Und dann darf ja heute
niemand mehr zweifeln, daß *εἰ* bey den Attischen
Prosaisten den Coniunctiv constant verschmähzt.
S. 232 c schreibt der Herausgeber: *διόπερ καλ-
τάς πρὸς τοὺς ἄλλους τῶν ἐρωμένων συνουσίας*
ἀποτρέπουσι. Aber wer kann deutsch oder grie-
chisch oder lateinisch sagen: Von der Geliebten
abwehren den Umgang mit andern? Wir sehen
nicht wie es anders heißen könne als Heindorf
geschrieben hat. Und so ließe sich noch anderes
anführen. — Was den Commentar anlangt, so
verbreitet sich derselbe sowohl über das Philolo-
gische, die Lesarten, die Construction und Bedeu-
tung vieler Worte, als auch über die Gedanken
und den philosophischen Sinn. In den Sprach-
erklärungen, wo wir übrigens keineswegs den Fleiß
des Herausgebers verkennen, steht neben dem rich-
tigen auch mancherley sehr ungrammatisches. So
z. B. wenn *ἀλλὰ κενῆσαι* durch *ἀλλὰ ὡς κεν-
εῖται* erklärt wird, oder *ταυτὸν τοῦτο κενλημέ-*

von mit *κατά*, als wenn man sagen könnte *κα-
 κλησθαι κατά τι* für: einen Rahmen tragen. Da-
 hin gehört es, wenn die einfache Redensart *τὰ
 δένδρα οὐδέν με θέλει διδάσκειν* übersetzt wird:
significant nihil me docere (?); und weitläufig
 abgehandelt ist, daß *θέλειν* öfters *declarare* und
significare heiße. Die Redensart *τι δῆτα σπρέφῃ
 ἔχων* wird durch *cur ita te habes ut tergiverferis*
 übersetzt, denn daß *ἔχων* (nämlich das bloße reine
ἔχειν?) heiße: *se habere*, sey auch Kindern be-
 kannt. Und ferner wer kann sagen *οὕτως ἔχεις ὡς
 ἴ. ὅτι ληρεῖς*, was gleich darauf gebildet wird
 für *ληρεῖς ἔχων*. Auf ähnlichen Füßen steht die
 Erklärung der Stelle S. 238 und wenn *τῆς ἀσπί-
 δου ἀστυουούσης* heißen soll: *prout quaeque domi-
 natur*. Die Stelle muß anders construirt werden.
 Eben so wenig können wir die Bedeutungen gelten
 lassen, die dem *γάρ* beygelegt werden cap. 2;
 anderes ähnliches nicht zu erwähnen. Besonders
 ausführlich ist der Commentar in Erklärung der
 Gedanken und des philosophischen, wozu der Phä-
 dros so viel Stoff gibt. Sehr richtig ist z. B.
 die Ausführung, daß die berühmte Stelle von
 dem lieblichen Ort um jenen platanus ironisch zu
 fassen sey. Bey der Stelle in der vortrefflichen
 zweyten Rede des Socrates, wo von den drey
διάνομοις gehandelt wird, hätten vor allen Din-
 gen die Programme von Böckh angeführt werden
 müssen, welcher ja dieses zuerst und allein richtig
 auseinander gesetzt hat. Die *ὑπορχίνος ἀψίς* ist
 nicht *summus coeli vertex*, sondern die unterste
 Wölbung des eigentlich so genannten himmlischen
διάνομος, und ihr Gegentheil oben das *νώτον
 αὐράνου*. Ueber den Mythos von den zwey Rassen
 weißer und schwarzer Farbe würde der Heraus-
 geber genaueres gegeben haben, wenn er schon

gekannt hätte, was der gelehrte Creuzer Symbol. 2 Th: S: 449 beibringt. Was über die platonische Dialectik bey Gelegenheit der Stelle cap. 49 gesagt wird, ist zwar wohl vielleicht zur leichten Bekanntschaft hinreichend, und was zunächst die Stelle darbot, kann aber keinesweges eine genauere Idee geben, von dieser außerordentlich reichhaltigen Kunst; nicht einmahl die Grundvoraussetzung ist von dem Herausgeber berührt. Was übrigens Platon hier von der Dialectik sagt, ist wieder ein Beweis für die Schleiermachersche Anordnung. Denn es ist noch so wenig vollständig begründet, und deutet sogar nicht auf die mannigfaltigen Wendungen, in denen er später diese Kunst geübt, daß auch dadurch der Phädrus hinter die größeren Werke zurückgeworfen wird. — Im allgemeinen gilt noch von den Erklärungen des Herausgebers, daß sie häufig zu weiterschweifig und dann wieder öfters zu wenig bündig und klar sind, und den innern Gedankenzusammenhang keinesweges immer so scharf entwickeln als zu wünschen stände. Dabey stört es nicht wenig, daß so viele Ausdrücke der Schule eingemischt sind; *vita realis, vita idealis* u. s. w. kommt häufig vor, welches nicht bloß von Seiten des Stiles geschmacklos ist, sondern auch Unfreyheit des Geistes anzeigt; der sich nicht los machen kann von dem Formelwesen. Auch bemerkten wir ungern eine gewisse Hefigkeit gegen Schleiermacher, welcher Mann doch bis jetzt mehr als einer unter uns um den Platon sich verdient gemacht hat. —

Was endlich den Commentar des Hermias anlangt, so verdient der Herausgeber für den besorgten Abdruck desselben Dank. Neben vielem für uns unschmackhaftem, wohin die allegorischen Erklärungen gehören, selbst des platonischen Ein-

ganges, wo fast nichts sich selber bedeuten soll, kommt auch vieles brauchbare mancherley Art vor. So z. B. der echteste Ausdruck des berühmten Heraclitischen Satzes von den trocknen Seelen, welcher hier heißt: *αὐρὴ ἔνοη ψυχὴ σοφωτάτη* das trockne, reine, Licht ist die weiseste Seele. Der Herausgeber hat den Text gleich verbessert abdrucken lassen, dafür aber hinten die ursprünglichen Lesarten des Codex genau angegeben, auch sonst viele Erklärungen und Zurechtweisungen beigelegt. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht davon ausführlicher zu reden, und auf Einzelnes noch zu berichtigende einzugehen.

Stuttgart.

Bei J. F. Steinkopf: **Von den dunkeln Vorstellungen; ein Beytrag zu der Lehre von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß.** Nebst einem Anhang über die Frage: in wie fern die Klugheit eine Tugend sey? Von J. C. Schwab, Königl. Württembergischem Hofrathe; der Academie der Wissenschaften zu Petersburg und Berlin, und der Societät der Wissenschaften zu Harlem Mitgliede. 1813. 128 Seiten in Octav.

Die Lehre von den so genannten dunkeln Vorstellungen, welche zuerst Leibnitz in den *Nouveaux Essais sur l'Entendement humain* aufstellte, und seinen Dogmen über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß mit zum Grunde legte, ist zwar seitdem in vielen Theilen der Philosophie häufig berührt und angewendet, aber noch nirgends besonders und vollständig abgehandelt worden. Dieß bewog den, auch um die Aufklärung und Berichtigung mancher philosophischen Speculationen verdienten Verfasser die gegenwärtige ausführliche Untersuchung darüber anzustellen, welche in Rück-

sicht der vielen scharfsinnigen und gründlichen Betrachtungen, die darin mitgetheilt werden, einen Gewinn für die Philosophie ausmacht, und sich auch durch Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages empfiehlt.

Zuerst wird die Natur der dunkeln Vorstellungen angegeben. Hierauf folgen die Beweise ihrer Wirklichkeit, oder davon, daß es Empfindungen, Wissen der der Phantasie von sinnlichen Gegenständen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Begehrungen und Abneigungen in uns gebe, deren wir im Augenblicke ihres Vorhandenseyns uns nicht bewußt sind. Zuletzt sind noch die Gründe beleuchtet worden, womit Locke und Condillac die Annahme der dunkeln Vorstellungen bestritten haben. Was nun aber der Verfasser über die Wirklichkeit der verschiedenen Arten derselben beibringt, hat er zugleich durch eingestreute Bemerkungen für Psychologie, Moral, Aesthetik und für manche Speculation der theoretischen Philosophie fruchtbar gemacht. So ist z. B. in der Untersuchung über die dunkeln Begriffe und Urtheile die Leibnizische Lehre von den angeborenen Vorstellungen und Grundsätzen, mit der Kantischen von den Begriffen und Grundsätzen a priori verglichen, der Punct, worin beide eigentlich von einander abweichen, genau bestimmt, und der Anspruch, den jede auf Wahrheit machen kann, gewürdigt worden. Viele Annahmen in Ansehung des menschlichen Wissens können aus dem, was der Verf. hier evident dargethan hat, berichtigt werden.

Im Anhange wird gegen Kant dargethan, daß es auch eine Art von Klugheit gebe, die moralischen Werth hat, weil die Wahl brauchbarer Mittel zu einem guten Zwecke mit von einem freyen Gebrauche des Nachdenkens abhängig sey.

2080 G. g. N. 228. St., den 30. Dec. 1813.

Marburg.

In der neuen academischen Buchhandlung: Friedrich Wilhelm Strieder's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, von der Reformation bis 1806. 16ter Band. Herausgegeben von D. Ludwig Wachler. 564 S. 8. Noch ein Band, und diese verdienstliche Materialsammlung ist vollendet. Die Manier des Hrn. Verf. ist aus den frühern Bänden bekannt. Sie hat viel Anziehendes für den Inländer durch das überall befriedigte Familieninteresse, und bey der Menge verdienstvoller Gelehrten, die Hessen seit der Reformation aufgestellt hat, und bey der Genauigkeit, mit welcher der Verf. fast von jedem die Hauptmerkwürdigkeiten seines Lebens und das Verzeichniß seiner Schriften gegeben hat; ist sie für den in- und ausländischen Literatur von großer Brauchbarkeit, daß es für beide ein wahrer Verlust wäre, wenn der noch rückständige, bereits in der Handschrift vollendete, letzte Band aus Mangel an der nöthigen Unterstützung zur Deckung der Druckkosten (denn mehr wird nicht verlangt) ungedruckt bleiben müßte. Patrioten, Bibliothekare und wohlhabende Privatgelehrte werden seine Erscheinung gewiß bewirken: es ist ja nur von ein paar enggedruckten Alphabeten die Rede. Solche Specialgeschichten über die Gelehrten und Schriftsteller der wichtigsten deutschen Provinzen müssen dem Universalwerk vorausgehen, das einst eine genuathuende Geschichte von den Verdiensten der Deutschen um die Gelehrsamkeit enthalten soll: der umfassende Geist, der dem Universalgelehrten, der sie schreiben soll, noth ist, kann sich nicht mit biographischen und litterarischen Kleinigkeiten zerstreuen; er muß sie zu feinem Gebrauch schon allenthätigen vorfinden, um sich ganz dem esoterischen Theil seiner Arbeit hingeben zu können.

R e g i s t e r
über die
Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1813.

Erste Abtheilung.

R e g i s t e r
der
Werke und Aufsätze
deren Verfasser sich genannt haben, oder
bekannt geworden sind.

A.

Aesopus s. *Fabulae*.

d'Agincourt s. *Séroux d'Agincourt*.

G. Alley, on the hydrargyria (606).

Anm. Den Schlüssel zu den Abkürzungen der Vor-
nahmen findet man in *J. Etkard's* allgemeinem
Register zu den Götting. gelehrten Anzeigen von
1745 bis 1782. Th. 1. S. 439.

In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die
Schrift, hinter der sie stehen, nicht als ein ein-
zelnes Buch angezeigt, sondern in einem größern
Werke zu finden ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1813

by unknown author

Göttingen; 1813

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

- R. W. Ammon, s. G. F. Sebald.
 C. R. Andre, öconomische Neuigkeiten u. Verhandlungen, Sept. 1811 bis März 1813. 1793.
 d'Arcet, Analyse eines Mörfels von einem zu Rom gefundenen antiken Mosaik (231); über den großen Pottaschengehalt der Früchte der Roß-Castanie (542).
 Aristophanes, aus dessen Acharnern. Griechisch u. Deutsch. Mit einigen Scholien (Von Wolf) 1351.
 P. Assalini, nuovi Stromenti di Ostetricia 1705.
 — manuale di chirurgia P. I. 2. 1809.
 F. Ast, s. Plato.
 Astour, Bereitung flüssigen Zuckers aus Quitten (1048).
 d'Aubuisson, über das Vorkommen des Eisens oxydhydrats in der Natur (232).
 Joseph Graf von Auersperg, s. Balbin.

B.

- Babrius, s. Fabulae.
 E. K. C. Bach, epistola crit. in Tibullum, Pseudo-Tibullum et Propertium 1031.
 Bager, von einer verbesserten Geräthschaft, um den Phosphor darzustellen und in Stangen zu gießen (229).
 Balbin, liber curialis c. VI, von den verschiedenen Gerichtshöfen des Königr. Böhmen. Uebers. u. mit einem Commentar versehen von Joseph Grafen von Auersperg B. I. 2. 2039.
 I. Bpt. Balbis, horti acad. Taurinensis stirpium minus cognitarum fasc. I. (1678).
 Edw. Nath. Bancroft, an essay on the disease called yellow fever (646. 889).
 Bast, Beytr. zu den Epistolae Parisienses (36).
 Bateman, report of diseases treated at the public dispensary near Carey-Street (601).

- Ant. Bauer**, Lehrbuch des Napoleonischen Civilrechts. 2. Ausg. 2. 878 Darstellung der Erbfolges Classen nach Napoleons Gesetzbuche 1041; commentatio de singulari vi atque effectu possessionis rerum mobilium ad art. 2279 Cod. Nap. 1541.
- C. L. Bauer**, Liviana excerpta 680.
- Emm. Bave San Paolo**, dei progressi e vicende dell' arte della danza o ballo (2055).
- Jos. Bayer**, astronom. Beobachtungen und Bemerkungen (218).
- W. Glieb Becker**, Augusteum B. 3. H. 5. (H. 13.) 235.
- J. J. von Beck Calkoen**, über eine Methode die Zeit zu bestimmen (210).
- L. Bellardi**, Additamentum novi generis ad floram Pedemontano - Gallicam (1678).
- Bence et Cassas**, grandes vues pittoresques des principaux sites et monumens de la Grèce, de la Sicile et des sept collines de Rome, accompagnées d'une explication des monumens par C. P. Landon 513.
- Ca3. Ben David**, über die Religion der Ebräer vor Moses 1069.
- G. F. Benecke**, viro Prof. Philos. ordin. 385; über einen vorzüglich der Ältern Deutschen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes (1718).
- Benzenberg**, über das Höhenmessen vermittelst des Barometers (212); über den Einfluß der Dalton'schen Theorie auf das Höhenmessen und die Strahlenbrechung (218).
- J. C. Berard**, über das Mischungsverhältniß der alkalischen sauerklee-sauren Salze (230).
- I. le Francq van Berckhey**, natuurlyke Historie van Holland. D. 9. 2062.
- Lh. Bertholdt**, histor. crit. Einleitung in sämmtliche canonische und apocryph. Schriften des A. u. N. L. Lh. I. 2. 753.

- A. B. Berthollet**, über die Mischung des Ammoniafs (198).
- C. L. Berthollet**, über das Mischungsverhältniß verschiedener Neutral-Salze; über die zusammengekehrten inflammablen Gasarten (195); über die Orient. Bezoare (201); über die Veränderungen welche in der Luft durch die Respiration hervorgebracht werden (202); Versuche über die gegenseitige Vermischung verschiedener Gasarten (203); über die quantitativen Verhältnisse in welchen die Kohlenäure sich mit dem Kali und Natrium verbindet (204); über die durch Strö und Zusammendrückung der Körper erzeugte Wärme (206); Bericht über eine Abhandlung von Curandau (833).
- Bessel**, über den Saturn (212); Berechnung des Cometen von 1810 (212); Beobachtung des Cometen von 1811, Elemente seiner Bahn und Sternbedeckungen (214, 216); über die Bewegung des Doppelsterns 61 im Schwan etc. (218, 219).
- Beyerle**, Bemerkungen über eine ungewöhnliche Irritabilitäts Krankheit beym Eintritt der Menstruation: Epöche 201.
- Biagioli* s. *hædrus*
- C. Biddone**, Beschreibung einer neuen Bouffole (1356); über die Wärme der Sonne, verglichen mit der Wärme des Schattens (1357).
- H. M. Biederstedt**, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Nicolai-Kirche und Gemeinde zu Greifswald 71.
- J. A. Biener**, s. *Institutiones*.
- P. M. S. Bigot de Mirogues**, mémoire historique et physique sur les chutes des pierres, tombées sur la surface de la terre 1281.
- Biot** (u. **Chéhard**), vergleichende Analyse des Arragonits mit dem rhomboidalschen Kalkspath,

nebst Untersuchungen über die Strahlenbrechung beider Mineralien (196); über die in den Schwimmblasen der Fische enthaltene Luft. Nachtrag. (204); über die Hervorbringung des Schalles in dampfförmigen Flüssigkeiten (205); Versuche über die Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper (206).

I. Melch. Nob. a *Birkenstock*, 'carmen posthumum: Monumentum aeternae memoriae Mariae Christinae erectum opera Ant. Canovae. Accessit interpretatio germanica (auct. Com. ab Enzenberg) 1905.

Virtner, astronomische Beobachtungen (210).

J. Fr. Blesfig, Gedächtnisrede auf Frdreisen. Rede bey der Einweihung des Oberlinschen Monuments. Instructions du Directoire du Confession général de la Confession d'Augsbourg à Strasbourg 470.

J. J. Blumenbach, wird zum beständigen Secretär der physischen u. mathematischen Classe der Königl. Soc. der Wissensch. ernannt 225; specimen archaeologiae. telluris terrarumque imprimis Hannoveranarum alterum 2009. 2065. Jahresbericht über die merkwürdigsten Vorfälle in der Königl. Ges. der Wissenschaften von 1812 bis 1813. 2009.

Blumenwitz, von dem Gebrauch der eisenhaltigen Salzsäure gegen die Egelkrankheit der Schafe (1795).

C. Glieb. Blumhardt s. El. Buchanan.

K. W. Böckmann, Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper 741.

J. E. Bode, s. ähren. Jahrbuch. Astronomische Beobachtungen (211. 215).

Fd. Bodmann, Gesetzbuch der administrativen Polizey, Code de police administrative — 3 Theile 366.

- Fr. Jos. Bodmann, die Schweden zu Mainz 1393.
 von Boguslawski, Gedanken über die Oberfläche
 des Mondes (219).
 Bonelli, entomologische Bemerkungen (1676).
 Bonpland, s. Humboldt.
 Bonvoisin, vom gemeinen Titanschörl (1675).
 Al. de la Borde, s. Laborde.
 Ant. Gv. Borzarelli, Chemische Analyse der Tage-
 tes lucida (1678).
 Jos. Bossi-Amatis, geometrische Körpermessung
 (1358).
 Bottée et Riffault, traité de l'art de fabriquer
 la poudre à canon. 433.
 Boucher Desnoyer, s. Desnoyer.
 Boudet, Analyse der Wurzel von Eupatorium
 cannabin. L. (1047); (u. Rouyer), Be-
 schreibung des Verfahrens der Aegyptier den
 Indigo zu bereiten (1048); Geräthschaft zur
 Respiration der Aetherarten (1191).
 A. Boudeville, s. L. Langlès.
 P. Bouillon, s. Musée des antiques.
 Bourllon = Lagrange, Untersuchung der als
 Caffee-Surrogat empfohlenen Samen von Iris
 Pseudo-Acorus (834); (u. Vogel) Analyse
 des Safrans (836); über Bereitung des Trau-
 benzuckers (1008); (u. Vogel), Essai analy-
 tique des Scammonées d'Alep et de Smyrne;
 Expériences sur le sucre; Analyse du Safran
 (2072).
 Boullay, über eine neue Aetherart (541); über
 den narcotischen Stoff der Cocculuskörner (837);
 Beschreibung eines Trichters zur Darstellung
 des Phosphoräthers (1047).
 de Bournissac, über Darstellung des Trauben-
 Syrups (1048).
 J. Bouterwek, Lehrbuch der philosophischen Wis-
 senschaften, Th. I. 729; de iustitia fabulosa

- ad rationem tragoediarum Graecarum philo-
sophicam atque politicam pertinente 1169;
wird Director der kbnigl. Soc. der W. 2009.
Le *Bouvier*, s. *Lebouvier*.
- Bowditch, Beobachtungen des Cometen v. 1807
(211).
- A. *Boyle*, some remarks on the fever of Si-
cily (292).
- J. M. *Boylen*, Anthropologische Fragmente 1088.
- Braconnot, Untersuchung der grünen Wallnuß-
schalen (231); über die Natur der Schwämme
(543); Analyse der nux vomica (1188);
über die uva ursi (1189); über Scheidung
des Zuckers aus Honig (1190).
- Bran, s. *Kronos*.
- C. A. *Brandis*, commentationum eleaticarum
pars I. 1321
- G. G. *Bredow*, Beytrag zu den *Epistolae*
Parisienses (34).
- J. E. L. *Bredow*, Druckfehler statt J. E. L. *Wre-*
dow, s. J. E. L. *Wredow*
- M. *Brentano*, die Entstehung und der Schluß
des romantischen Schauspiels, die Gründung
Prags (728).
- Bret, Untersuchungen über die Lagen der Haupt-
achsen von krummen Flächen der zweyten Ord-
nung (1899).
- le *Breton*, s. *Lebreton*.
- K. Gl. *Bretschneider*, capita theologiae Iudaeo-
rum dogmaticae e Flavii Iosephi scriptis col-
lecta 1437.
- R. W. F. *Breyer*, Beyträge zur Geschichte des
dreißigjährigen Krieges 1021.
- K. *Brioschi*, s. *Effemeridi astron.* über den
Einfluß der Aenderungen der Temperatur auf
die Bewegungen des Pendels (950); Oppo-
sition des Saturns im Jahr 1811. (952).

- G. Brocchi*, memoria mineralogica sulla valle di Faſſa in Tirolo. 1625.
- Bröndſtedt*, Beyträge zu den *Epistolae Parisienses* (36).
- Brugnarelli*, Schwefelzinn als Mittel gegen den Bandwurm (1007).
- Brugnone*, über die wiederkauenden Thiere, und über die Ruminatio (1673).
- de Bruguiere*, War von Sorſum, macht der königl. Geſ. der Wiſſ. ein Geſchenk mit alten Münzen 1353.
- Cl. Buchanan*, neueſte Unterſuchungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Chriſtenthums und der bibliſchen Litteratur in Aſien, aus d. Engl. überſ. von C. Glieb Blumhardt 1985.
- Bucher*, das weiſe Benehmen redlicher Chriſtenthumſlehrer bey den in unſern Zeiten erſchienenen Schriften, die ſehr auffallende Meinungen und Behauptungen über Chriſtus und ſein geſtiftetes Gottesreich enthalten (1887).
- Amb. Buczinski*, obſervatt. de retroverſione uteri (366).
- Bugge*, astronom. Beobachtungen von 1809 u. 1810 (210).
- Buniva*, über die beiden ſogen. porcupine-men (1675).
- C. K. Bunſen*, de iure Athenienſium haereditario 1435.
- Burchhardt*, tables astronomiques publiées par le bureau des longitudes Tables de la lune. 388; Tafel zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit (876); Beobachtungen der Pallas 1754.
- Bürg*, astronom. Beobachtungen (210).
- J. Gſt. Büſching*, ſ. *J. H. von der Hagen*.

C.

- N. Cacciatore, Beobachtungen des Cometen von 1807 (216).
- C. L. Cadet, Analyse des semen lycopodii (1007); Zerätzung der pomade soluble (1048); über die pharmaceutische Nomenclatur (1189); über die inländischen Kaffee-Arten (1191); Geräthschaft mephitische Gasarten aus Brunnen und Gräben fortzuschaffen (1192).
- Calandrelli, Beobachtung über die jährliche Parallaxe von α Vener (213).
- de Caluso, über rationale Trigonometrie. (1357).
- Hjac. Carena, Beschreibung eines Werkzeuges die Neigung des Windes gegen die Horizontalfäche zu bestimmen (1358).
- Fr. Carlini, über den Grad der Converaenz der verschiedenen Reihen, welche die Ungleichheiten der Mondslänge darstellen. (949. 952; Sternbedeckungen (950); s. *Effemeridi* astron.
- Carnot, de l'instruction criminelle T 1 2. 1305.
- Cassas et Bence, grande-vues pittoresques des principaux sites et monumens de la Grèce etc. accompagnées d'une explication des monumens par C. P. Landon. 513
- H. Cassis, neue Auflösung von Campher u. Gummireffinen; Behandlung scrophulöser Geschwüre (601).
- Cazals, die Blätter von Olea Europaea als China-Surroaat (1008).
- Jim. de Ceif (u Charpentier) über den aus den Samen der Iris pseudo-acorus bereiteten Caffee (544).
- Aug. Cesaris, Beobachtungen zur Bestimmung der Solstitien von der Schiefe der Ecliptik in 1810. u. 1811. (949); über das periodische Schwanken der Gebäude (951); meteorologische Beobachtungen von 1809 (952).

- Chahan de Cirbied* s. *Matth. Erez.*
- Chaptal**, Bericht über eine Abhandlung von *Cusraudan* (833)
- Chardin**, *voyages en Perse*, nouv. éd. par L. Langlès 10 Vols 609.
- Charpentier** (u. *Emm. de Cers*), über den aus den Samen der *Iris pseudo-acorus* bereiteten Kaffee. (544); Analyse der trockenen Blumen des *Narcissus pseudo-narc.* (1047); über *Narcissus pseudo-narc.*, als Surrogat der *Specacuanha* (1189).
- Chevreul**, über die gärstoffartigen Substanzen (228); über die Einwirkung der Schwefelsäure auf Campher (229); über das Campecheholz (2071).
- I. Cheyne**, *cases of apoplexy and lethargy* (895).
- Helmene von Chezy**, Uebersetzungen oriental. Poesien (679).
- Colin Chisholm**, über die dem Gebrauch des Quecksilbers bezugemessenen Krankheiten (301).
- J. M. Chrestien**, über die jatroreptische Methode. Aus dem Franz. 2045.
- Th. Christie**, an account of the ravages committed in Ceylon by Small-Pox (606).
- M. T. Cicero**, *epistolae temporis ordine dispositae*, Rec. etc Ch. Godofr. Schutz, 6 Vol. 465.
- Bracy Clark**, *Dissertations on the foot of the horse and shoeing* P. 2. 225.
- J. Clarke**, Bericht von dem Krankenhaus zu Nottingham (292).
- Isol Clarke**, on bilious Colic and convulsions in early infancy (895).
- Element**, über *Jos Montgolfier's* Vorrichtung die Ausdünstung wässriger Theile zu beschleunigen (423); über die Verdunstung des Wassers durch heiße Luft (511); (u. *Desormes*), über das von *Leclaire* empfohlene Verfahren Adiper

- zum Gefrieren zu bringen (541); u. Desormes), über Mongolfier's Verfahren Bleiweiß zu bereiten (839).
- J. Cloud, über das Vorkommen des Palladiums mit Gold in Mexico (230).
- Cocq, über die Gewinnung und Anwendung der Orseille (2072).
- A. S. G. Coffinieres, le code Napoléon expliqué par les décisions suprêmes de la cour de cassation et du conseil d'état 1639.
- H. J. von Collin, sämtliche Werke. B. 1. 2. 376.
- Bj. Constant de Rebecque, wird Correspondent der königl. Gesells. der Wissensch. 2910.
- Adamant. Coray, *ἡ ἑλληνικὴ Βιβλιοθήκη*.
- Fr. Corbaux junior, essais métaphysiques et mathématiques sur le Hasard. T. I. 279.
- Cordier de Launey, théorie circonfphérique des deux genres de beau 305.
- Corte, Betrachtungen über das persönliche Interesse (1917).
- P. L. Coytier, recherches mathématiques. Mémoire I. 381.
- Kr. von Crell, Pyrrho und Philaethes. Aufl. 3. 1505.
- Em. Cruceus, antidiatribe; muscarium (903).
- Curaudau, über die organirte Salzsäure. Bericht über diese Abhandlung von Chaptal, Vauquelin u. Berthollet (833).
- Cuvier et Noel, rapport sur l'instruction publique dans les nouveaux départemens de la basse Allemagne 769.

D.

- Kr. Dahl, Beschreib. des Fürstenth. Korsch 1099.
- David, astronomische Beobachtungen (210).
- Decandolle, über die Neigung der Pflanzen zum Lichte (195); rapports sur deux voyages bo-

- taniques et agronomiques dans les dép. de l'Ouest et du Sud-Ouest; — dans les dép. du Sud-Est et de l'Est 921. 1121. 1233.
- Ant. Fr. *Delandine*, manuscrits de la Bibliothèque de Lyon 3 Vols 1089.
- Depping**, Mitarbeiter an den *Annales de Voyages* (872).
- Derfflinger**, astronomische Beobacht. (212. 218).
- Descotils**, über den Blenglanz (200).
- Desmortiers**, s. *Lebouvier*.
- Aug. Boucher Desnoyer**, zwei Kupferstiche nach Raphael und Leon. da Vinci 106. 107.
- Desormes**, über Jos. Montgolfier's Vorrichtung die Verdunstung wässriger Theile zu beschleunigen (423); (u. Element), über das von Leslie empfohlene Verfahren Körper zum Gefrieren zu bringen (541); (u. Element), über Montgolfier's Verfahren Weizen zu bereiten (839).
- Destouches**, Analyse einer dem Bernstein ähnlichen Substanz (1008; von einigen auffallenden durch das Einathmen von salzsaurem Gas veranlaßten Zufällen (1187); über die Beschaffenheit des Zinns aus der Spiegelbelegung (1189); über einen Apparat zur Erhaltung des Schwefeläthers (1191).
- Deyeux**, über das Ricinusöhl (220); über Gewinnung des Zuckers aus Runkelrüben (538).
- Diderot**, correspondance, s. de *Grimm*.
- Dobrowsky**, wie soll Nestors Chronik rein hergestellt werden (39).
- Döderlein**, über die Aufforderungen welche in unserm Zeitalter an den Geistlichen ergehen zum Fortschreiten in den Wissenschaften (1887).
- Matth. de Dombaste**, Verfahren die Crystallisation des Traubenzuckers zu beschleunigen (423); über die Zubereitung des inländ. Saleps (538)

- Börries L. Domeier**, s. J. Gabr. Domeier.
- J. Gabr. Domeier**, Topographie der Stadt Hardeggen und ihrer Umgebungen, berichtigt u. verm. von Bdr. L. Domeier 1400.
- J. W. Döring**, s. Livius.
- Draco Stratonice**, liber de metris poeticis. *Ioannis Tzetzae exegesis in Homeri Iliadem*. Primum ed. Godofr. Hermannus 1861.
- W. Drummond**, über die Größe, Bevölkerung u. den politischen Zustand der alten Stadt Herculanium (1595); über die Etymologie des Namens Herculanium; über einige bey den Ruinen des Herculani gefundene Inschriften; über verschiedene Ortsnahmen in Campania felix (1597); von den Stoffen auf welche die Alten schrieben (1601); von der herculanischen Handschr. περι των θεων (1602).
- Dschami**, Jusuf und Zuleicha übersetzt von Rosenzweig (673).
- Dubois = Ayme**, über einige Eigenschaften des Krümmungs Halbmessers (1358).
- Dubuc**, über den Zucker aus Äpfeln und Birnen. Nachtrag (539).
- Dujardin Saully**, Tarif chronologique des douanes de l'Empire français Ed. 7 47.; législation des douanes de l'Empire Français (Livr. I.) 117. Livr. 2. 1928.
- Dunker**, Titelblatt zu dem Voyage pittoresque de l'Oberland (2).
- C. H. Dupin**, developpements de géometrie 1737
- Dupont de Nemours**, s. Turgot. Mémoires sur la vie et les ouvrages de M. Turgot (321); sur l'éducation nationale des états-unis de l'Amérique (912).
- Duportal**, über die Gährung (232); über den von Chaptal im nouveau cours d'agriculture

- bearbeiteten Artikel Wein (423); über den gegenwärtigen Zustand der Franzbrantwein-Brennerey in Frankreich (539). — übersezt v. Hermsstädt (539); (u. Pelletier), über die von Chrestien empfohlenen Goldpräparate (540).
- Jac. Durandi, über das Zeitalter in welchem der Sitz und die Verehrung der Musen von dem Berge D'lymp nach dem Parnass, Pindus und Helicon verlegt worden (1914); della popolazione d'Italia in circa l'anno di Roma 526 (2058); dell' origine del diritto regale della caccia (2058); delle antiche contese de' pastori di val di Tanaro e di val d'Arozia (2059); memoria sopra Enrico Conte d'Alti e della Occidental Liguria, e dipoi duca del Friuli (2061); schiarimente sopra la carta del Piemonte antico e di secoli mezzani (2062).
- A. W. Duroi, Diff. specimen observationum de jure in re 145.

E.

- Ebers, Grammatik der Englischen Sprache, Aufl. 4. 384.
- H. Edmonstone, über die Lustseuche in Dacheite (299).
- Dan. Alex. Eichhorn, über die Wahl zwischen Naturalismus, Atheismus und Christenthum 9.
- J. Gfr. Eichhorn, wird zum beständigen Secretär der der historischen und der alten Litteratur gewidmeten Classe der künigl. Soc. der Wissensch. ernannt 225; antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum latinorum narrationibus contexta. 2 Voll. antiqua historia ex ipsis veter. scriptor. Graecorum narrationibus contexta 4 Voll. 369; über das Reich von Hira (676. 678); de gemmis sculptis Hebraeorum 745. 985; Einleitung in das Neue Testament B. 3.

- Hälfte 1; 1609; Geschichte der Litteratur B. 3. Abth. 2 1929.
- Ellis*, observations on the nature and cause of certain accidents which sometimes occur in battle and have been usually ascribed to the „Wind of a Ball“ (289).
- Emmert*, Analyse des Chylus vom Pferde (833).
- l'Encontre*, Auflösung der Aufgabe um einen Kreis ein Polygon von m Seiten zu beschreiben, dessen Winkelpuncte auf eben so viel der Lage nach gegebene gerade Linien hinfallen (1894).
- Graf von Enzenberg, Vorrede zu des Freyh. von Ulm Beleuchtung der Reise durch Oesterreich von Fr. Sartori (1540); f. Birkenstock.
- Epicurus*, Physica et Meteorologica duabus epistolis ejusdem comprehensa, ed. H. Glob Schneider 1966.
- Erb, Unechtheit des Pater familias uti legassit in den 12 Tafeln (1389)
- von Erdmann, über die Raäkolnifen (1064).
- Matth. Erez d'Edesse, details historiques de la première expédition des Chrétiens dans la Palestine sous l'Empereur Zimisce, trad. de l'Armenien en Français par F. Martin, avec des notes par Chahan de Cirbied 25.
- J. Sm. Ersch, Handbuch der deutschen Litteratur seit der Mitte des 18. Jahrh. B. 1. 1037.
- E. Polnc. J. Erleben, die böhmische Leinwandbleiche 1689.
- J. Eichenmayer, über die Consumtions-Steuer 1993
- K. Erter, Zeichnung eines Chinesischen Idols 361.
- Euripides*, supplices, recens. Godofr. Hermann 519; tragoediae ed. Aug. Seidler Vol. 1. Troades 527.
- J. L. Ewald, die Religionslehren der Bibel aus

dem Standpunct unserer geistigen Bedürfnisse
betrachtet B. 2. 1684.

S.

- Fabre*, traité complet sur la théorie et la pratique du nivellement 1637.
- Fabre d'Olivet*, les vers dorés de Pythagore expliqués et traduits pour la première fois en vers eumolpiques français 1821.
- J. E. Fabri*, kurzer Abriß der Geographie Aufst. 14. 248.
- Facius*, Collectaneen zur Griechischen und Röm. Alterthumskunde (Neue Ausg. der Miscellen) 472.
- Favard de Langlade*, traité des privilèges et hypothèques 1361.
- Ferdusi*, s. *Schah Nameh*.
- Ferguson*, on the mercurial treatment of dysentery (645).
- Ferrat*, Analyse der Blätter v. *Olea europ.* (1191).
- Ferriot*, Analogien zwischen Dreiecken und Tetraedern (1899).
- P. Ans. Feuerbach*, Betrachtungen über das Geschwornen-Gericht 1849.
- H. G. Fichte*, über die einzig mögliche Störung der academischen Freyheit 659.
- Figuiet*, Analyse der Bitterwasser v. *Ussat* (231); Entfärbung des Essigs durch thierische Kohle (541); Bereitung von Goldpräparaten (1047); über die Entfärbung des Essigs (1184); über die Darstellung des Seignettésalzes und des phosphorsauren Natrons (2071).
- Filhol*, s. *Galérie de Musée Napoléon*.
- F. Dm. Fiorillo* wird Prof. philof. ordin. 385.
- Fischer*, Nachricht von Dube's sehr vollkommenen Parallel Spiegeln (218).
- Flamant*, mémoire sur un bandage pour la fracture de la clavicule (1806).

- Staugergues**, Bestimmung der elliptischen Elemente der Bahn des Cometen 1811 1899).
Fleurbaey, le guide des jurés 1311
Matthi. Sturl, ältere Geschichte der Saline Reichenhall (1230).
P. L. F. Fontaine, s. Ch. Percier.
G. Sörsteman, Beiträge zur Geschichte der Geißlersecte (1391).
Fr. An die Souveräne der Rheinischen Conföderation. Ueber das denselben zugesprochene Recht ihren Staaten eigene Landes-Bischöfe zu geben 1195.
Ios. Franchi-Pont, dissertazione critica sopra le scene stabili e mobili degli antichi (2050).
Ios. Frank, acta instituti clinici Caesar. Vniversitat. Vlnensis. Annua 3-6. 561.
Friedländer, über die physische Erziehung (912).
Sac. J. vries, von deutscher Philosophie, Art und Kunst 1025; Neue Critik der Vernunft (1026).
Sritsch, astronomische Ortsbestimmungen (214).
J. Dm. Suß, s. *Lydus*.

G.

- I. Fr. Galeani-Napione**, osservazioni intorno alla interpretazione data dal Sig. Lorenzo Pêcheux ad un luogo di Plinio (2050); del manoscritto de Imitatione Christi detto il Codice di Arona etc. (2056); delle prime edizioni e di un manoscritto delle memorie del Generale Montecuccoli etc. (2057); ricerche storiche intorno agli antichi terremoti del Piemonte (2059); esame critico dal primo viaggio di Amerigo Vespucci al nuovo mondo (2059).
Galiani, Aufsätze desselben (1149).
Garneri, von ein paar Zwillingkindern, die in einem gemeinschaftlichen Schafhäutchen zur Welt kamen (1676).

Gauß, astronom. Beobachtungen u Bemerkungen (214); Beobachtungen und Elemente der Bahn des Cometen von 1811; und Zusatz zu seiner Theoria motus corp. coelest (214); verschiedene astronomische Nachrichten u. Berechnungen (217. 219); theoria attractionis corporum sphaeroidicorum ellipticorum homogeneorum methodo nova tractata 545; Nachricht v. zwey neuen astronomischen von Reichenbach verfertigten Instrumenten und Erstlinge der damit angestellten Beobachtungen 745; Beobachtungen der Pallas 1753; Beobachtungen der Juno 2033; observationes cometae secundae. 1813. 2910.

Gay-Lussac, über die Beziehung, welche zwischen der Drydation der Metalle und ihrer Sättigungs-Capacität durch Säuern statt findet 195); über die wechselseitige Verbindung der gasförmigen Substanzen (196); über den salpeterichten Dampf und die Anwendung des Salpetergases als endiometrisches Mittel (197); (u. Thénard), über die Metalle der Alkalien und die Zusammensetzung der Flußsäure, Boraxsäure und Salzsäure 199); (u. Thénard), über das Ammonium-Amalgam (229); über Davy's analytische Untersuchungen über die Natur des Schwefels u. Phosphors (229); (u. Thénard), Analyse mehrerer Salze mit Hülfe von hyperoxygenirt-salzfauerm Kali (230); über die Zersetzung einiger vegetabilischen u. animalischen Substanzen durch Feuer (231); über essigsaure Alaunerde (231); (u. Thénard), neue Untersuchungen über das Kalium u. Natronium (232); (u. Thénard), über die von Davy in Bezug ihrer Untersuchungen des Ammonium-Amalgams und der Alkali-Metalle gemachten Erinnerungen (232); über die Gährung (423);

über die Blausäure (538); über die Tripelsalze (538); über das Verhalten der Metalloxyde gegen die Hydrosulfures (541); über die Fällung des Silbers durch Kupfer (541); über die Eisenoxyde (836); über die Fällung der Metalle durch Schwefel-Wasserstoff (837); über die Dichtigkeit der Dämpfe verschiedener Liquida (838); über die Capacität der Gasarten für die Wärme (2070).

Auth. *Gazes*, *Λεξιων ελληνικων* 557.

M. F. Gehlen, Beiträge zur wissenschaftlichen Begründung der Glasmacherkunst (1230).

Genadius, colloquium. Textus turcicus restitutus cur. Hammer (673).

Mme de Genlis, examen critique de l'ouvrage intitulé: Biographie universelle 1460.

Gerboin (u. Zecht), Analyse der Mineralwasser zu Niederbronn (231).

J. D. Gergonne, s. *Annales de mathématiques*. Eigene Beiträge dazu (1891-1899).

Gerling, astronomische Berechnungen (214).

Gesenius, hebr. deutsches Handwörterbuch über die Schriften des A. T. Th. 2. 149.

Gessouin, über ein Grau-Spießglauzerz (538).

J. Gesterding, über die Schuldverbindlichkeit als Object des Pfandrechts 144.

P. L. Ginguène, histoire littéraire d'Italie T. 4. 107. T. 5. 187. T. 6. 1873. s. *Phaedrus*.

J. D. Goldhorn, s. *Considérations sur l'état actuel de l'instruction publique du clergé*.

W. Goodlad, case of inguinal aneurism (290).

Görenz, Progr. animadversiones crit. in quaedam Senecae Philos. loca 207.

Götschen, über die B. P. libertini intestati (1388).

Iac. Gräberg de Hemfö, leçons élémentaires de cosmographie, de géographie et de statistique 1263; saggio istorico sugli Scaldi 1404.

- Gregoire**, Geschichte der religiösen Secten des 18. Jahrh. übersetzt v. Tzschirner (1063. 1391).
- I. T. Gregson**, case in which a metacarpal bone was successfully removed (290).
- de Grimm et Diderot**, correspondance littéraire depuis 1770 jusqu'en 1782. 5 Vols 1145; — pendant une partie des années 1775, 1776 et pendant les années 1782 à 1790. Partie 3. et dernière 5 Vols. 1585.
- Glob C. Grimm**, de vi vocabuli *κρίσις* Rom VIII, 19. 1517.
- Jac. Grimm**, u. **W. R. Grimm**, die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrh. das Lied von Hildebrand u. Hadubrand u das Weissenbrunner Gebet 81; Alrdeutsche Wälder, B. 1. 1713.
- W. R. Grimm**, s. **Jac. Grimm**. Drey altschottische Lieder. Nebst einem Sendschreiben an Hrn. Gräter 1719.
- I. F. Gronovius**, diatribe in P. Papinii Statii Silvarum libros V. Nova editio ab ipso auctore correcte, interpolata, aucta. Accedunt Emerici *Crucei* antidiatribes, *Gronovii* elenchus antidiatribes et *Crucei* muscarium. Ed. et annotat. ad Ferd. *Handius* 2 Voll. 903.
- Hugo Grotius**, epistolae sex ineditae ed. Adr. *Stolker* 1920.
- Guillermont**, Apparat zur Erhaltung des Schwefeläthers (1191).
- F. Guizot**, annales de l'éducation 4 Vols. 911; de l'état des beaux arts en France, et du Salon de 1810. 1514.
- Madame Guizot**, Aufsätze in den annales de l'éducation (912).
- G. M. Gürthe**, über den Aëtrios Edelstein des Cæsius Plinius secundus 1708.
- J. E. F. Gutschmuths**, Handbuch der Geographie Abth. 2. 2035.

- 2 M. Guyton, über den innern Gebrauch der oxygenirten Salzsäure (230).
 Guyton Morveau, über verschiedene die Glasmacherkunst betreffende Gegenstände (229); über das Viatinerz von Sr. Domingo und über Pyrometrie (230); über die Plattirung des Kupfers (539); neue Erfahrungen über die heilsamen Wirkungen der oxygenirten Salzsäure in ansteckenden Krankheiten (539).

3.

3. An die Souveräne der rheinischen Conföderation über das Recht, ihren Staaten eigene Landes-Bischöffe u. zu geben 99.
Hachette, s. *Monge*.
 Th. Ch. *Haden*, observ. on the occurrence of small-pox after cow-pox (290).
 F. H. von der *Hagen*, u. F. G. B. *Büsching*, Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert 142.
 Iof. de *Hammer*, catalogus codicum Arabicorum, Persicorum, Turcicorum bibliothecae Palat. Vindobonensis 233. (677). üb. die Sternbilder d'Araber (676) s. *Boran*; extrait historique relatif à l'histoire des croisades (678); s. *Abu Taleb Khan*; über die Sprache *Thabaristan*; Verzeichniß sinn- u. schallverwandter persischer Wörter; über die Abstammung des Wortes *Homajun* (679); s. *Schah Nameh*, s. *Homajun Nameh*; s. *Genadius*.
 Hd *Sand*, s. F. *Gronovius*.
 C. L. *Sarding*, wird Prof. philol. ordin. 385.
 J. V. *Sarl*, vollständiges Handbuch der Kriegswissenschaft und Militär-Deconomie Th. I. 2. 481.

- C. F. Harles, über die Krankheiten des Pancreas 249.
- K. Bd. Hase, s. Lydus: Beytrag zu den *Epistolae Parisienses* (36).
- Hassenfrag, über die Desoxydation des Eisens durch Wasserstoffgas (229); über die Eisenoxydation (542).
- Abmed Hatif, mystische Oden, übers. von Johannann (674).
- I. F. L. Hatusmann, de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas 705; *Handbuch der Mineralogie* 3 Bde 1969.
- J. M. Hausmann, vereinfachtes Verfahren Baumwolle echt Türkischroth zu färben (423). Secht u. Gerboin), Analyse des Mineralwassers zu Niederbronn (231).
- Hrn. Hm. L. Heeren, Christian Gottlob Heyne biographisch dargestellt 1193.
- L. F. Heindorf, s. Plato.
- J. B. S. Hemmer, die Geschichte der schädlichen Blüthraupe des Frostschmetterlings 1632.
- Henry, über die Mittel der Führung des Traubenmostes vorzubeugen (424); über die Aufschlichtheit des Quecksilber-Sublimats in verschiedenen menstruis (1048).
- J. G. von Herder, der deutsche Nationalruhm, eine Epistel 839.
- Gfr. Hermann, s. Draco. s. Euripides.
- Herbstädt, s. Duportal.
- Hermias, scholia in Platonis Phaedrum, s. Plato.
- A. M. Héron de Villefosse, s. Villefosse.
- J. C. Hess, Nachtr. zu der Lebensbeschreibung Zwinglis. Aus dem Franz. nebst einem litt. hist. Anhang von H. Usteri (1390).
- W. Hey, practical observations in surgery Ed. 2. (644).

- R.** Zimly, wird Prorektor 969; Rede bey Anstiftung der Wüste des Königes von Westphalen 1106.
- A.** I. *Augant*, Discours qui a remporté le prix de l'académie de la Rochelle sur ces questions: Quel est le genre d'éducation le plus propre à former un administrateur etc. 993.
- W.** af *Hisinger*, Samling till en mineralogisk Geografi öfver Sverige 905.
- Hoeck**, sententiae Turcicae (679).
- I.** C. Comte de *Hoffmannsegg*, et H. F. *Link*, flore Portugaise Livr. 6. 7. 8. 9. 10. 1409. 1469.
- Q.** *Horatius Flaccus*, Carminum libri V. ed. C. *Vanderbourg*, — (les Odes d'Horace traduites en vers etc. par Ch. *Vanderbourg* T. I. 585. T. 2. 1697.
- W.** *Hofffeld*, niedere und höhere practische Stereometrie 182; über die wahre Beschaffenheit des Saturns und seines Ringes 2011.
- Howship**, some observations on intus-susception (291).
- M. H.** *Zudrwalter*, über die öffentlichen u. Privatrichter — Dräteten — in Athen und den Proceß vor denselben 1277.
- St.** *Hugo*, f. *Civilist. Magazin*. Vollständige Darstellung der Lehre vom titulus und dem sog. modus acquirendi (1386); über den Unterschied der vollbärtigen und halbbärtigen Seitenverwandtschaft von der einfachen und mehrfachen Bluts-Verwandtschaft überhaupt (1386); über die Art das C. j. zu citiren (1387); das Röm. System paßt noch besser zum Privatrechte der Alten als der Neuen (1387); über die Verbindung der Exegese mit andern Arten des civilistischen Unterrichts (1387); Vergleichung einiger civilistischen Kunstwörter bey den Alten u. bey den Neuen (1388).
- Al.** von *Zumboldt* u. *Provencal*, über die Re-

spiration der Fische (199); voyage. Partie I. Relation historique. Atlas pittoresque, Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique. Livr. 3. 4. 5. 970. Livr. 6. 7. 1106.

Zuth, astronom. Nachrichten 2c. (216).

J.

Jodler, Fragmente zur Erläuterung der Arab. Sternnahmen (676).

J.

A. L. W. Jacob, de oratione quae inscribitur pro M. Marcello Ciceroni vel abjudicanda vel adjudicanda. 1869.

Jacobs, über die Gräber des Memnon (1226).

Cataldo Jannelli, Ausgabe der Fabeln des Phädrus (245).

Op. J. Jasche, das wissenschaftlichste aus der Gebirgskunde 1289.

Josf. Javel, über Bereitung des Mercurius dulcis (1007).

Jouannin, s. Ahmed Haif.

Jurende, Mährischer Wanderer 1319.

Justinianus, s. Institutiones.

Jurep, über Schafzucht (1796).

J. Juvin, Aufösung einer mathematischen Aufgabe (1894).

K.

Kaiser, über den Unterschied zwischen Zeitgeist u. Zeitalter und die daraus hervorgehenden Aufforderungen an christlich protestantische Religionslehrer (1887); quid sit quod inter religionis doctorum officia refertur eosdem in literarum studiis ulterius progredi oportere (1887).

E. Kästner, animadvers. in quaedam Lucani et Propertii loca 2064.

J. J. Kausch, s. Memorabilien d. Heilkunde.

- Z** Zellie, Geschichte eines tödtlich sich endigenden Kaiserschnittes (290).
- B** Bern, Metamathematik 281.
- Kiefer**, anatomie comparée des conifères et des arbres verts 185. erh. den Preis von der Lyperschen Gesellschaft 186.
- Jul. von Klapproth**, Geschenk von Münzen, der Königl. Ges. der Wissensch. gemacht 153; Ehrenrettung Steph. Fourmonts (679)
- Jos. Klinkhard**, Beiträge zu Verbesserung der Defen. Nachträge 448.
- Blüber**, Nachr. von der Manheimer Sternwarte (211).
- E. U. F. Kluge**, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittels 785.
- G. E. Knapp**, s. Testamentum N.
- Knorre**, astronomische Beobachtungen (212).
- Koch**, tableau des révolutions de l'Europe. Nouv. éd. 4 Vols 1201.
- Koch**, astronomische Nachrichten (214); astronomische Beobachtungen (219).
- J. K. Koch**, Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom testamentarischen Erbrecht nach dem Code Napoléon Th. I. 1921.
- Koes**, Beitr. zu den *Epistolae Parisienses* (36).
- F. A. Köthe**, über Franz Volkmar Reinhardts Leben und Bildung 1185.
- Kramp**, mémoire sur la double refraction de la chaux carbonatée (1802); mém. sur le jaugeage des navires (1804); über die Rotation eines Körpers um drey nicht rechtwinklig auf einander stehende Achsen (1894); trigonometrische Auflösung sphärischer Vierecke, worin zwey rechte Winkel vorkommen (1895); Untersuchungen üb die periodischer Kettenbrüche (1896); über eine vortheilhafte Eliminations-Methode bey Gleichungen von höhern Graden (1897).

- I. Theoph. *Kreyffig*, Diss. de codicis membranacei Titi Livii Pat. historiarum libros olim complexi fragmento Norimbergae reperto 783; Ankündigung von Livii et Sallustii historiarum fragmenta de bellis a Sertorio ac Spartaco concitatis 784; symbol. ad Bielii thesaur. Part. 5. 1304; adumbratio notitiae literariae de Titi Livii Pat. historiar. libri XCI. fragmento 1407.
- E. Bröncke, Anleit. zur Regulirung der Steuern 1120.
- Krug, Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften 311; encyclopädisch = wissenschaftliche Literatur 9 Hefte (4 Hefte von Krug, 2 von Wrede, 1 von Meyer, 1 von Zacharia, 1 von Pölig) 312.
- F. A. Crummacher, der Sonntag 1944.
- E. Kruse, kurze Anzeigen und Erläuterungen über meinen Atlas zur Geschichte aller europäischen Länder und Staaten 1223.
- E. J. Kulenkamp, Beyträge zu der Lehre v. dem Verhältnisse der Rechtspflege zur Verwaltung nach der Verfassung Frankreichs und Westfalens Hest 1 1545.
- Kumpf, kritische Andeutungen 2c. Sartori's Reise betr. (1541).
- C. Thph. *Kunoel*, commentarius in libros N. T. historicos Vol. 2. 3. — (Evangelium Marci et Lucae — Ev. Iohannis: illustravit *Kunoel*) 273.
- Fd. Kunz, Verf. eines Handbuchs der reinen Geographie als Grundlage zur höhern Militär-Geographie 2001.
- W. *Kusterus*, s. *Xenophon*.
- A. G. *Kymell*, case of caries in the second cervical vertebra (291).

L.

- Al. de *Laborde*, voyage pittoresque et historique de l'Espagne T. 1. P. 1. 2. 129; collection des vases Grecs de Mr le Comte de *Lamberg* Livr. 1. 1953.
- de *Laboulavre Morillac*, Bericht über die von ihm erfundenen haltbaren Farben (540).
- Lacour*, s. *Vauthier*.
- Lacretelle le jeune*, histoire de France, pendant le 18 siècle T. 3. 4 5. 6. 569
- Lagrange*, über den Ursprung der Cometen (874).
Comte de *Lamberg* s. Al. de *Laborde*.
- Lamberti*, astron. Bemerkungen (218).
- C. P. *Landon*, s. *Cassas et Bence*.
- L. *Langlès*, monuments anciens et modernes de l'Hindoustan. Le dessin et la gravure par A. *Boudeville*. Livr. 1. 2. 3. 4. 1155. s. *Chardin*.
- G. H. von *Langsdorf*, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt B. 2. 689
- R. G. *Langsdorf*, arithmet. Abhandlungen 593.
- Laplace*, über die Bewegungen des Lichtes in durchsichtigen Mitteln (205); astronomische Strahlenbrechung (209); Beiträge zur Theorie der Methode der kleinsten Quadrate (873); über d. Mondsgleichung v. langer Periode (874).
- Lartigue*, üb Gewinnung reiner Essigsäure (1187).
- M. J. L. *Lasius*, der französische Kaiserstaat unter der Regierung des Kais. Napoleon des Großen im Jahr 1812. 2020.
- Laubert* (u. *Robert*), über verschiedene Arten der Chinarinde (1187); Mühle zum Zermahlen der China (1191).
- Laugier*, Analyse des Porphirs von Reichenbach (231); Analyse des gelben Harzes von *Xanthorhea hastilis* (424).
- Launay*, s. *Cordier de Launay*.

- Lauth*, mémoire sur les frères Lambert, vulgairement nommés hommes porc-épics (1804)
- Ioſ. *Lavallée*, ſ. *Galérie de Musée Napoléon*.
- Leblanc*, Münztabelle von Ludwig VI. biß Carl VII (525)
- Lebouvier Desmortiers*, examen des principaux ſyſtèmes ſur la nature du fluide électrique 1445.
- Io. *Lebreton*, notice des travaux de la claſſe des beaux arts de l'Institut Imp. de France pour l'année 1812. 357.
- Lemercier*, über Verderbniß der Blume der *Arnica montana* (1047).
- Al. *Lenoir*, musée des monumens Français. Recueil des Portraits. T. I. 1884.
- Leslie*, über ein neues Verfahren Körper zum Gefrieren zu bringen (541).
- Lhuillier*, Beweis einiger Lehrsätze von Dreiecken, welche in oder um einen Kreis beſchrieben worden ſind (1895); Analogien zwischen geradlinigen und ſphäriſchen Dreiecken (1895); über einige maxima in der Lehre von den orthograpbiſchen Projectionen (1898); Beſtimmung des centre des moyennes diſtances in einem ſphäriſchen Dreiecke (1898).
- Ulrich von Lichtenſtein, Frauendienſt. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet v. L. Tiedt 721.
- Prince de *Ligne*, nouveau recueil de lettres. Partie 1. 2. 885.
- W. A. Lindau, Darſtellungen aus der Geſchichte von Spanien B. 1. 1507.
- W. von Lindenaus, Nachricht von ſeinen Mercurſ Tafeln 1065; Beobachtungen der Pallas 1754.
- H. F. Liné, ſ. Graf Hoffmannſegg.
- Littrow, aſtronomiſche Nachrichten (210); Bemerkungen über Gauß theoria motus corpor. coel. (215).

- T. Livius**, opera omnia Vol. 6. ed. F. W. *Dosring*, 942.
- I. T. Lobstein**, mém. sur l'ossification des artères (1805).
- von Löhrr**, Uebersicht der das Privatrecht betreffenden Constitutionen der Röm. Kaiser von Theodosius II bis Justinian 1836.
- Loiseleur de Deslongchamps**, inländ. Euphorbien als Surrogat der Specacuanha (1047); die Blume von Narciss. Pseudo narc. als Fiebermittel (1048).
- Ant. Loze**, s. I. H. *Verschuir*.
- Sw. C. Lucae**, Diff. de facie humana cogitata anatom. physiologica 1783.
- F. v. Lupin**, geognostisch-mineralog. Bemerkungen auf Reisen in d. Schwäbische Allgäuer Gebirge (1230). von Lusek, von einem Eichhörnchen das kleine Wägel tödtete und verzehrte (1798).
- I. Lr. Lydus**, de magistratibus Keip. R. lib. 3. ed. I. Dm. *Fufs* praefatus est Car. Bened. *Hase* 1081.

M.

- M***** s. P. *Bouillon*.
- S. G. E. Maass**, Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten 505.
- Magendie**, mémoire sur l'usage de l'épiglotte dans la déglutition 1951.
- Malte-Brun**, s. *Annales des voyages*.
- Malus**, Beobachtungen das Licht betreff. (206); mémoire sur l'influence des formes des molécules de la lumière dans divers phénomènes d'optique (1804).
- Marcard**, s. F. A. von *Strombeck*.
- Marcel**, s. *Wollaston*.
- Marcel de Serres**, über das zu Mühlbach im

- Salzburgischen übliche Verfahren die Schwefel- und Kupferkiese zu benutzen (230).
- Vic. *Marengo*, il fonte del Valentino (1019).
- Ph. *Marhoinecke*, institutiones symbolicae 1270.
- Ep *Martin*, Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminal-Processus 633.
- F. *Martin*, s. Matth. *Erez*.
- Martini*, über Lintprand (1226).
- Martres*, über die Bereitung der reinen Phosphorsäure (229).
- Urb. *Massard*, Raphaels *h. Cäcilie* in Kupfer gestochen 106.
- Reichsfreyinn von *Matt*, Längen- und Breitenbestimmung einiger Orter im Oesterreichischen, nebst beobachteten Sternbedeckungen (213).
- Matthäus* von *Edeffa*, s. *Matth. Erez*.
- F. C. *Marthiae*, s. *Ovidius*.
- J. Andr. *Matthias*, Anleitung zur Erfindung u. Ausführung elementar-geometrischer Beweise und Aufösungen 511.
- M. *Meckel*, über die Aehnlichkeit zwischen den Genitalien u. dem Darm-Canale (115).
- J. F. *Meckel*, Beiträge zur vergleichenden Anatomie B. 1. H. 2. 65. B. 2. H. 1. 113. H. 2. 115.
- I. de *Meerman*, discours sur le premier voyage de Pierre le Grand 1928.
- J. C. F. *Meister*, über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursache der Sittenlehre bey ihrer Einstimmigkeit in Einzellehren derselben 1825.
- Melling*, voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore Livr. 8. 1273.
- Menander*, s. *Fabulae*.
- Mercier*, über den nachtheiligen Einfluß, welchen die Eyer u. Larven verschiedener Insecten auf die Arnica Blumen haben (539).

- Merrasse**, Anwendung der liquiden oxygenirten Salzsäure zum Räuchern (1008).
- Meyer**, encyclop. medicinische Literatur (312).
- Glob. W. Meyer**, s. Synodal: Reden über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Theologie (1887); gründliches, unbefangenes, fruchtbares Bibelstudium die Grundlage des Protestantismus (1887); Einführungs- und Kirchengewissensrede (1887).
- H. Meyer**, über die Altar: Gemäblde von Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar 2005.
- Iof. Micali**, l'Italia avanti il dominio dei Romani T. 3. 4. 929.
- Michaud**, histoire des croisades. Partie I. 553.
- Michelotti**, Versuche über den thierischen Leim (1677). s. Koffi.
- Rich. Millar**, disquisitions on the history of medicine P. I. (603).
- Mitouart**, Anwendung des Braunsteins zur Entfärbung des durch Schwefel verunreinigten Natrons (1190).
- Sp. W. Mitscherlich**, Progr. vom Einfluß der Wissenschaften auf die Jugend 969; pietas academiae Gottingensis in dedicanda Hieronymi Napoleonis imagine exhibita 1105; Rede bey dieser Veranlassung 1106.
- E. J. A. Rittermaier**, Einleitung in das Studium der Geschichte des Germanischen Rechts 1726.
- C. P. Molard**, s. Description des machines etc.
- Gasp. Monge**, géométrie descriptive. Nouv. ed. Avec un supplément par M. Hachette 1206.
- J. B. van Mons**, Grundsätze der Electricitätslehre 1755.
- Moretti**, über die bey der Destillation des Terpenthins anfangs übergehende Säure (1190); Analyse des Cortex St. Luciae (1191).

- Iol. *Moretti*, sulla scoperta del Solfato di Strontiana nei corpi marini petrificati 1743. de *Morogues*, s. *Bizot*.
Muck, über die gesteigerten Forderungen der Kön. Regierung an die protestantischen Prediger der bayerischen Monarchie (1887).
 I. *Muir*, history of a fever which prevailed in the suburbs of Paisley (291).
 Jos. Müller, Altrussische Geschichte nach Nestor 39.
 F. Münter, Geschenk von Münzen an die K. Ges. der Wissensch. gemacht 154; über die Antiochenische Schule (1062).
 James Murray, Behandlung einer diabetes (290)
Myconius, de vita et obitu Zwinglii (1390).

N.

- Nestor**, Russische Annalen, s. Jos. Müller, s. Dobrowsky.
Nicolai, astronomische Berechnungen (214)(219); Berechnungen der Opposition der Pallas 1755.
 Onuphr. *Niechwiedowicz*, observat. de rariore linguae vitio (566).
 A. Hm. Niemeyer Original-Stellen Griechischer und Röm. Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts 1326 vergl. S. 1544.
Nitzsch, de mortis a Iesu Christo appetitae recessitate morali Commentatio I. 2. 1800.
Noel, s. *Cuvier*.
 F. A. Nöpfelt, Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in allen Theilen der Theologie fortgesetzt von C. F. L. Simon 1900.
 Jos. Türnberger, Theorie des Infinitesimal-Calculs 685.

O.

- Oberkampf**, über verschiedene Verbindungen des Goldes (834).

- Olbers, über den Cometen v. 1795. (211); über den Cometen v. 1811. (214); über die beiden Cometen von 1811. und die Pallas (216).
Fabre d'Olivet, s. *Fabre d'Olivet*.
 Jobbo Oltmans, astronom. Nachrichten und Beobachtungen, geographische Ortsbestimmungen u. (217) (218).
Oppianus, *Cynegetica et Halientica*, cur. I. Glob. *Schneider* 1198.
 S. Casp. von Orelli, Bittorino von Feltre, oder die Annäherung zur idealen Pädagogik im 15. Jahrh. Bearb. nach de' Rosmini 37.
 Barn. Oriani, Beobachtungen von Zenith-Distanzen der Sonne und Fixsterne im Meridian (948) (951); Sternbedeckungen (950).
 F. H. Osiander, über den Selbstmord 529; latein. Epigramm (1072).
 S. F. Osiander, Bemerkungen über die französische Geburtshilfe 665.
 Adf. W. Otto, *monstrorum sex humanorum anatomica et physiologica disquisitio* 701.
 P. *Ovidius Naso*, *fastorum libri VI*, ed. F. C. *Matthiae* 1507.

P.

- Pansner, Nachrichten von einer trigonometrischen Vermessung des Finniſchen Meerbusens (213).
 Parmentier, über die Mittel der Gährung des Traubenmostes vorzubeugen (424); historische Bemerkungen über den Zucker (834); von einer zum Zermahlen und Zerschneiden der Medicamente dienenden Mühle (1048).
 Mod. Paroletti, über den Character und das Studium der italiänischen u. der französischen Sprache (1917).
 Comte de Pastoret, s. *Ordonnances des Rois de France. Des revenus publics en France*

- depuis le commencement de la troisième race jusqu' au règne de Louis XI (522).
- C. H. *Paufker*, de Horatio incredulo osore 1183.
- Paul, Einrichtung zum Filtriren der Wasser in den Mineralwasser-Fabriken (1188).
- Lr. *Pechoux*, reflexion sur l'histoire de l'éponge de Protogene (2049); recherches concernant l'anecdote de la ligne d'Apelle sur le tableau de Protogene (2050).
- Gabr. *Peignot*, essai sur l'histoire du parchemin et du velin 953.
- Pelletan, über die Art wie sich die salzsauern Dämpfe, welche sich in den Sodafabriken während der Zersetzung des Kochsalzes durch Schwefelsäure entwickeln, zurückhalten lassen (232).
- Pelletier (u. *Duportal*), über die von Chrestien empfohlenen Gold-Präparate (540); Analyse des Sponax (541); Analyse des Sdellium u. der Myrrhe (833); Analyse des Sagapenum (1191); Analyse der Asa foetida (1192).
- K. *Percier* et P. L. F. *Fontaine*, choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs Livr. 7. 8. 9 626; Livr. 10. 11. 1220; Livr. 12. et dernière 1790.
- Percy, über das Platinerg v St. Domingo (230).
- G. F. *Petersen*, über Wirthschaftsanschläge 625.
- Perri, Reise nach Spanien zum Ankauf von Merino-Schafen (1796).
- P. M. *Petronj*, s. *Phaedrus*.
- Jos. *Pegl*, über ein zur Gattung Stinkstein gehöri- ges Fossil (1230); über den glatten Weynß vom Rabenstein (1230).
- Pfaff, Versuche und Beobachtungen in Bezug auf Berthollets Verwandtschaftslehre (539).
- E. H. *Pfaff*, über Newtons Farbentheorie, Hn. v. Göthe Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben 761.

- J. W. Pfaff**, Ideen zur Perturbations-Rechnung (210); Andenken an den Halle'schen Cometen (217).
- Phaedrus**, fabulae novae. Nouvelles fables de Phèdre traduites en vers italiens par P. M. *Pétronj* et en prose française par M. *Biagioli*. Preced. d'une préface franç. par Mr. *Ginguené* 244.
- Rich. Phillips**, an experimental examination of the late edition of the pharmacopoeia London. (902).
- Pindarus**, carmina scholia habendis secundum curas C. G. Heyne denuo expressis 1680.
- Plana**, Untersuchungen über die Curve einer elastischen Platte (1359); über die Integration linearer Gleichungen mit partiellen Differenzen von der zweiten und dritten Ordnung (1359).
- Planche**, Vorschlag den Campher in einem größern Verhältniß mit dem Wasser mischbar zu machen (1003); Analyse der radix Columbo (1187); Geräthschaft die Magnesia zu calciniren (1195).
- G. J. Planck**, Grundriß der theologischen Encyclopädie 865.
- Ed. Plarner**, über wissenschaftliche Begründung und Behandlung der Antiquitäten, ins besondere der Römischen 68.
- Plato**, dialogi selecti, Vol. 1. 2. 3. 4. cura L. F. *Heindorf* 619; Phaedon s. F. A. *Wolf*; Phaedrus. Recensuit, *Hermiae* scholii e Cod. Monac. suisque commentariis illustravit F. *Ast*. 2073.
- Pluquet**, über Anwendung der Kohlen als Entfärbungsmittel (1190).
- Plutarchus**, vitae parall. ed. Adamant. *Coray*, T. 1. 2. 3. 4. 1761.
- F. Pohl**, s. Archiv der Deutschen Landwirtschaft. Der Wau (354); über den Kürzern oder

- längern. Wuchs des Kockens (354); der Mohnbau im Großen (355); neue vortheilhafte Art Klee zu bauen (355); Anleit. zum Kochen u. Braten im Dampfe (355); über die Schaf- u. Wollenwäsche (356); eine zweckmäßige Methode gute Schinken zu machen (356); Plan zu einem öconom. Lehr-Institute (357); die Wiesenzersetze zum Grasbau empfohlen; über Feldgräben und Wasserfurchen (357).
- S. J. L. Pöliz**, encyclop. histor. Literatur (312).
- D. Jul. Potr**, vier Fest-Programme 1113.
- Pottgießer**, über die Genauigkeit des Baumanischen Vertical-Kreises (213).
- Pouter**, schwefelichsaures Gas angewandt um das Ochsenblut gegen Fäulniß zu schützen (1192).
- Provencal u. Humboldt**, über die Respiration der Fische (199).
- K. Ant. Pullini**, saggio di antiche gemme incise (2055).
- Pythagore, les vers dorés expliqués et traduits, par Fabre d'Olivet 1821.*

R.

- L. Ramond**, mémoires sur la formule barométrique de la Mécanique céleste 1473.
- Jan. Lassen Rasmussen**, diss. de monte Caf. 1383.
- W. G. W. Raymond**, über die physisch mathematischen Principien der Harmonie in der Musik (1893); Auflösung einer analytischen Aufgabe (1895).
- Charles Comte de Rechberg**, les peuples de la Russie T. I. 649.
- H. Reeve**, on the treatment of Chorea S. Viti (301).
- Fr. Regis**, über die Ursachen des Verfalls der Literatur (1916); discorso sopra il soggiorno di Annibale a Capua (2059).

- Reichenbach, Verzeichniß der von ihm verfertigten Schwerzeuge 751.
- Reil, aus Wachs verfertigtes u. mit natürl. Farben dargestelltes Präparat des menschlichen Hirns 113.
- J. Alb. H. Reimarus, Darstellung der Unmöglichkeit bleibender körperlicher dritlicher Gedächtniseindrücke und eines materiellen Vorstellungsvermögens 154; Gedanken über die Weiteinrichtung (1507).
- R. Kb. Reinhold, Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften 425.
- Ant. Aug. Renouard, annales de l'imprimerie des Alde. Supplément 315.
- Reisat, wie man in den Begeßen den Terpenthin gewinnt (1190).
- Jer. D. Reufs, repertorium commentationum a Societatibus litterariis editarum T. 10 1513.
- H. Gl. Richter, medicinische und chirurgische Bemerkungen Tb. 2. 393.
- W. Mich. Richter, synopsis praxis medico-obstetriciae 49.
- J. F. Riemann, öconomische Schriften 5. Bände 2047.
- Riffault et Bottée, traité de l'art de fabriquer la poudre à canon 433.
- E. L. Ring, Denkmähler der Römmer im mittl. Frankreich 681.
- I. Nep Ringseis, de doctrina hippocratica et browniana inter se consentiente et mutuo se explente tentamen ed. et praefatus est Andr. Hoeschlaub 1919.
- J. W. Ritter, electriche Versuche an der Mimosa pudica (1231).
- Roard (u. Thenard), über die in den Färbereyen angewandten Weizmittel (231).

- Robert (u. Laubert), über verschiedene Arten der Chinariinde (1187).
- Archibald Robertson, Vergiftung von dem starken äußerlichen Gebrauche d. Sublimats (296).
- Robiquet, Analyse der Canthariden (424); Versuche über den Mineralfermes und Goldschwefel (2072).
- L. Rondonneau, Corps de droit français, civil, commercial et criminel. 3 Vols. 45.
- And. Roeschlaub, s. I. Nep. Ringsel.
- E. F. K. Rosenmüller, Scholia in V. T. Partis VII. prophetas minores continentis Vol. 2. 1441; Ausbreitung des Christenthums in Tunis (1064). s. v. Schnurrer.
- J. G. Rosenmüller, Darstellung des eigenthümlichen Lehrbegriffs der Unitarier in Siebenb. (1063).
- J. W. A. Rosenthal, wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuchs Frankreichs 1646; Frankreichs Gerichtsverfassung 1671.
- v. Rosenzweig, s. Dschami.
- J. J. Röbler, Vorrede zu Erleben's böhmischer Feinwandsbleiche (1689).
- R. de' Rosmini, s. J. Casp. von Oralli.
- Rossi, (u. Michelotti), Versuche über die Zerlegung des Wassers durch Hülfe der Voltaischen Säule (1355).
- J. Rossi, über den Scheintod (1675).
- Jos Rossi, über die Art und Ursache des Todes des Kronprinzen von Schweden Carl August. Mit einer Vorrede u. Anmerk. von Sm. Glieb Vogel 1001.
- S. Roth, über Thucydides und Tacitus 630.
- Rouffean, lettre sur les chevaux arabes (679).
- Rouyer, (u. Boudet), Bereitungsart des Indigo in Aegypten (1048).
- Hgn Rudhart Encyclopädie und Methodologie d. Rechtswissenschaft 776; Controversen im Code Napoleon, Abth. 1. 1482.

- J. N. Kugel**, Cosmocratie und Theocratie in ihrer wechselseitigen Verbindung 1561.
- Kuhl**, Wüste des Königs von Westphalen 1105.
- Kühs**, s. die Loda; Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums 1209.
- Kuhkopf**, Wort und Sachregister 1c. zu Eichhorns historia antiqua (380).
- S.
- C. G. S.** mémoire explicatif sur la Sphère Caucasiénne 914.
- S-r**, Vorschlag zur Verhinderung der Auswinterung des Winterkorns nach Klee (1797).
- §. Saalfeld**, allgemeine Colonial-Geschichte des neuern Europa. Abth. 1. In Ostindien. B. 4. Geschichte des holländ. Colonial-Wesens in Ostindien Th. 2. 89; Staatsrecht von Frankreich. B. 1. 473.
- Sacy**. s. *Silvestre de Sacy*.
- B. G. Sage**, Institutions de Physique T. 1. 2. 3. et Supplém. 251.
- Jac. Salat**, Erläuterung einiger Hauptpuncte der Philosophie 1745.
- Hugo Altgr. v. Salm**, Erfahrungen über Kalkbrennen (1799).
- de Saluces**, neues Verfahren den Salpeter aus den Salpetererden anzuziehen (1676).
- Sanclemente**, musei sanclementiani numismata selecta Libri IV. 825.
- Sandt**, Verbesserung d. Polhöhe von Niqa (218).
- San-Giorgio**, Verfahren das Zinn zu verkleinern ohne es zu oxydiren (1191).
- Fr. Sarrori**, neueste Reise durch Oesterreich ob u. unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnten und Steyermark, 3 Bde 1521.
- Lh. de Saussure**, Analyse des gaz oléiant (540).
- Joh. Ant. Sauer**, fundamenta iuris ecclesiastici Catholicorum P. IV. 205.

- von Savigny, über das Vaticanische Manuscript des Ulpian (1388).
- L. Schaaß, Methodik des historischen Unterrichts für Lehrer an Gymnasien 1214; Methodik der deutschen Styl-Übungen für Lehrer an Gymnasien 1991.
- Schäfer, s. *selectae e profanis scriptoribus Historiae*.
- Schaubach, de Indorum modo loca et motus planetarum definiendi 345.
- S. von Schiller, sämtliche Werke B. 1. 2. 3. 405; B. 4. 5. 6. 1678.
- S. G. F. Schläger, von der Sonntagsschule in Münden; von der höhern Mädchenschule das.; von der Industrieschule das.; Confirmations-Feier 1120.
- J. E. C. Schmidt, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte Th. 5. 1961.
- I. Glob Schneider, s. *Oppianus*; s. *Epicurus*; s. *Fabulae*.
- von Schnurrer, über die Maronitische Kirche übers. von Rosenmüller (1062).
- Schröder, einige Bemerkungen über Berichtigungen des Textes des C. j. (1389).
- H. Adf. Schradler, monographia generis *Verbasci* Sect. I. 1769.
- Fr. Paula Schrank, über die Weise wie sich Aufgusthieren bey ihren Bewegungen benehmen (1226); über die Sparsamkeit der Formen im Pflanzenreich und ihre Uebergänge (1228); über die Lebhaftigkeit einiger Pflanzen (1228).
- Mo. Schreiber, Anleitung den Rhein und die Mosel u. die Bäder des Launus zu bereisen 990.
- von Schreibers, überschickt im Nahmen der Kais. Königl. Naturalien-Cabinets Direction zu Wien, einen ansehnlichen Aerolith 2011.
- Schubert, verm. astronomische Nachrichten (220).

- Schumacher**, Auflösung einer geometrischen Aufgabe (1895).
- E. Schulze**, Gedichte 1889.
- Glob E Schulze**, Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts 409; Grundsätze der allgemeinen Logik. Ausg. 2. 421.
- S. Schumacher**, Beiträge zur Nosogenie und Nosologie der Ruhr 1785.
- Schuschief**, Erfahrungen über den Vortheil des Säugens der Kälber (1799).
- E. J. Gfr. Schüs**, f. Cicero.
- J. C. Schwab**, v. den dunkeln Vorstellungen 2078.
- Mart. von Schwartzner**, Statistik des Adnigr. Ungern Th. 2. 3. Ausg. 2. 841.
- S. L. Schwarz**, f. Publ. Syrus.
- Schweighäuser**, tableau chronologique des peintres les plus célèbres 1908.
- Scriba**, Vorschläge den Rübsaamen wider schädliche Insekten zu sichern und in gebirgigen Gegenden das Abfließen der Aecker durch Regengüsse zu verhüten 2047.
- G. J. Sebald**, die Geschichte des Pferdes, herausgegeben von K. W. Ammon B. 1. 1603.
- Gfr. Seebode**, f. C. Corn. Tacitus.
- Seegen**, über die Inschriften des Dschebel al Mocattab (367); Brief an Hrn von Hammer (677).
- Ghold Em. J. Seidel**, Ideen zu Weichtreben 392.
- Aug. Seidler**, f. Euripides
- Selim III.** Klageged nach seiner Absetzung (674).
- Séroux d'Agincourt**, histoire de l'art par les monumens depuis la decadence au IV Siecle Livr. 9. 1681.
- J. Fr. Servois**, über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten (1360).

- K. Fel. Seyffer**, super longitudine geographica speculae astron. R. quae Monachii est (1231).
- Silliman**, von einem Steinregen in Nordamerika (230).
- Silvestre de Sacy**, mémoire sur l'état actuel des Samaritains 403; s. Pend nameh.
- E. F. L. Simon**, s. J. U. Mößelt.
- James Smith**, Beurtheilung des Kuhpocken-Schorfs (602).
- Sniadecki**, Beobachtung der Juno und Vesta (212); astronomische Beobachtungen (216).
- Elise Sommer**, Gedichte 2000.
- S. Th. Sommerring**, über einen electrischen Telegraphen (1231).
- Sprengel**, in umbelliferarum genera quaedam animadversiones 313.
- la Bar. de Staël - Holstein**, reflexions sur le Suicide 1924.
- v. Stainville**, elementarer Beweis des Satzes, daß bey gleichförmig beschleunigter Bewegung die Räume in dem Verhältniß der Quadrate der Zeiten bestehen (1895).
- Ph. Alb. Stapfer**, Verf. des Textes zu dem Voyage pittoresque de l'Oberland (4); Urtheil desselben an der biographie universelle (5).
- K. F. Stäudlin**, neues Lehrbuch der Moral für Theologen 663; de theologia morali Scholasticorum 913; s. Archiv für Kirchengeschichte.
- Steindel**, Vorschläge und Gedanken über das Sinterenwesen (354).
- H. Kurt Stever**, Gedichte 959.
- K. Stewart**, a descriptive Catalogue of the Oriental library of the late Tippoo Sultan of Mysore 1553, 1633.
- And. Stolker**, s. Hugo Grotius.

- J. W. Strieder**, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte B. 16. Herausgegeben von L. Wachler 2080.
- J. K. von Strombeck**, Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus. Mit einer Vorrede von Marcard 961; Geschenk desselben an die Gemäldesammlung der Universität 1185.
- F. Stromeyer**, de arragonite eiusque differentia a spatho calcareo rhomboidali chemica 1569.
- K. Ch. G. Sturm**, über die Schafrulle 1149.
- Suremain de Missery**, Analyse einer trigonometrischen Aufgabe (1894); Untersuchung der Umstände, unter denen eine nach der gegebenen Menge der Gleichungen für die unbekanntem Größen völlig bestimmt scheinende Aufgaben, dennoch unbestimmt ist (1896).
- F. Syers**, a treatise on the management of infants (646).
- Publ. Syrus**, u. mehrerer Alten, Denksprüche, metrisch übersetzt, und der goldne Drehfuß, eine Erzählung von J. L. Schwarz 1983.

T.

- Nuñez de Taboada**, Dictionnaire Français-Espagnol et Espagnol-Français 351.
- C. Corn Tacitus**, Agricola, ed. Gfr. Seebode, acc. observatt. in aliquot Taciti loca specimen, quo novam editionem indicit auctor 1033; dialogus de oratoribus ed Gfr. Seebode 1401.
- Abu Taleb Chan**, persische Verse, übersetzt von Hammer (679).
- Fr. Tantini**, replica al ragionamento del Dr. Carlo Pucciardi intitolato Riforma dell' innesto del Vajolo naturale 1910.
- Tarry**, über unauslöschliche Tinte 2c. (230).

Tedenat, unter welchen Umständen die Summe der Abstände eines Punctes von mehr andern, die mit ihm in einer Ebene liegen ein Kleinstes wird (1897); Aufösung einer auf die vortheilhafteste Leitung der Straßen sich beziehenden Aufgabe (1897).

S. J. Teuffel, Magazin für theoretische u. practische Thierheilkunde und thierärztliche Polizey B. 1. H. 1. 2. 3. 1942.

Thenard, über die Einwirkung vegetabilischer Säuren (193); über die Verbindung der Säuren mit vegetabil. u. animal. Substanzen (194); (u. Vior), vergleichende Analyse des Arragonits mit dem rhomboidalischen Kalkspath, nebst Untersuchungen über die Strahlenbrechung beider Mineralien (196); (u. Gay=Lussac), über die Metalle der Alcalien, und die Zusammensetzung der Flußsäure, Boraxsäure u. Salzsäure (199); (u. Gay=Lussac), über das Ammonium-Amalgam (229); über Davys analyt. Untersuchungen über die Natur des Schwefels u. Phosphors (229); (u. Gay=Lussac), Analyse mehrerer Salze mit Hülfe von hyperoxygenirt salzfauerm Kali (230); (u. Koard), über die in der Färberey angewandten Weizmittel (231); (u. Gay=Lussac), über die von Davy in Bezug ihrer Untersuchungen des Ammonium-Amalgams und der Alkali-Metalle gemachten Erinnerungen (232); über den Phosphor (2071).

Th. F. Thibaut, Nachschrift zu K. Witte's Probeschrift (1072).

F. Thiersch, Tabellen, enthaltend eine Methode das griechische Paradigma einfacher und gründlich zu lehren. Aufl. 3. 920; griechische Grammatik des gemeinen und homerischen Dialects

- 939; griechische Grammatik des gemeinen Dialects zum Gebrauch für Anfänger 939.
- J. E. Thomas - la - Vernède, f. *Annales de mathématiques*. Eigene Beyträge dazu (1892—1899).
- L. Tieck, f. Ulrich von Lichtenstein.
- Tingey, Analyse der alcalischen Wasser zu Evian (1007).
- J. Ph. Trefurt, Commentar über den hannoverschen Landes - Catechismus B. I. 78.
- Triesnecker, astronomische Beobachtungen (210); (216).
- Trummer, de jure Atheniens. haereditario (1434).
- Mart. Tuomy, a treatise on the principal diseases of Dublin (603).
- Tupputi, über das Nickel (542).
- Turgot, oeuvres. 9 vols, (publ. par Dupont de Nemours) 321.
- Th. C. Tychsen, de numis veterum Persarum commentatio IV. 1945.
- I. Tzetzes, exegesis in Homeri Iliadem (864).
- H. G. Tzschirner, f. Archiv für Kirchengeschichte f. Gregoire.

U.

- v. Ulm, Beleuchtung der neuesten Reise durch Oesterreich etc. von F. Sarrori 1540.
- Th. Usteri, f. Z. C. Zsch.

V.

- A. P. I. de V..., nouvelles recherches sur l'origine et la destination des Pyramides d'Egypte 41.
- Lp. Vacca Berlinghieri, examen des opérations et des travaux de César au siège d'Alesia 1465.

C. Vanderbourg, s. *Soratus*.

Vasalli-Kandi, Geschichte der Academie zu Turin von 1805 bis 1811 (1354); meteorolog. Beobachtungen (1358).

I. P. Vaucher, mémoire sur la Sève d' Aout (1227).

Vauquelin, Analyse einer weißen fadenartigen, aus reiner Kieselerde bestehenden Substanz, welche in den Höhlen von Gußeisen, das an den Wänden der Hohlfen hängen geblieben war, vorkam (229); über das säuerliche phosphorsaure Kali (230); Tafel über den Gehalt an Schwefelsäure von 66° B. welchen Mischungen aus Wasser und dieser Säure bey verschiedenen Aerometergraden haben (424); Probe der Reinheit des Zinns (538); Analyse der Mineralwasser von Neris und Argentieres (538); über einige Goldpräparate (539); Bericht über eine Abhandlung von Curaudau (533); über die Menge Schwefel welche verschiedene Metalle auf trockenem Wege aufnehmen können (838); über den in dem Leinsamen enthaltenen Schleim (838); vergleichende Versuche über Zucker, Gummi und Milchzucker (1008); Analyse des Gehirns und der Nerven (2069); Analyse des Eynius vom Pferde (2070); Analyse der Eierschalen (2070).

Vauthier (et Lacour), monuments de Sculptures anciens et modernes Livr. I. XI. 1779.

S. Venturini, Geschichte der Spanisch-Portugiesischen Thronumkehr und des daraus entstandenen Krieges Th. I. 1258.

Vergne, Analyse der Mineralwasser zu St. Felix de Baguere (229).

Ios. Venazza de Freney, prima parlata (2055); observations sur un Manuscrit du Romuleon (2057).

- I. H. *Verschuir*, opuscula. Ed. etc. I. Ant. Lotze 2028.
- A. M. *Héron de Villefosse*, de la richesse minérale T. I. 1049.
- Virey*, über Alcornoque, die Rinde junger Korkeichen (1189); über die Farben der Arzneysubstanzen aus dem Pflanzenreiche als Anzeige ihrer Arzneykraft (1192).
- Visconti*, lettre à M. de Humboldt sur quelques monumens des peuples Américains (1112).
- Vogel*, über den Zustand des Quecksilbers in verschiedenen Mercurial-Präparaten (231); (und *Bouillon-Lagrange*), Analyse des Sarrans (836); über das Gefrieren des Wassers durch Verdunstung des Schwefeläthers (1190); Analyse einer Gicht-Concretion (1192); s. *Bouillon-Lagrange*. Observations sur le suc de Nerprun; recherches sur le sucre liquide d'Amidon et sur la transmutation des matières douces en sucre fermentescible; de l'action de la lumière solaire sur le phosphore (2072).
- Sm. *Glieb Vogel*, s. *Jos. Rossi*.

W.

- L. *Wächler*, Uebersicht der neuesten französischen Litteratur nach der Bibliographie de l'Empire Français Heft 1. 7. s. *J. W. Strieder*.
- Wachter*, astronom. Berechnungen (214. 219).
- Wagner*, Programm über 4 Stellen des Lacinus 832; Progr. Beleuchtung von drey Stellen römischer Dichter 1992.
- G. *Wahlenberg*, flora Lapponica 1649.
- C. J. W. *Wallroth*, Geschichte des Obstes der Alten H. I. 968
- R. *Walpole*, von Campanien überhaupt und besonders von Campania felix (1597); Paläon

- graphische Bemerkungen über die Herculianischen Manuscripte (1601); von der Kenntniß der Griechischen Sprache und dem Zustande der Mahlerey (1601); allerley Bemerkungen über einige Inschriften bey Herculannm (1603).
- Warden, Analyse von Aerolithen (230).
1. *Wardrop*, case of palsy cured by titillation (296).
- Watteroth, politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankzettel 1365
- Ant. C. Wedekind, Fabrikuch für die hanseatischen Departements 1299; chronologisches Handbuch der Welt und Völkergeschichte 1865.
- R. J. Wedekind, Geist der Zeit 1871
- P. Wegeler, fünf medicinisch gerichtliche Gutachten über einen erhängt gefundenen Knaben 1932.
- G. J. von Wehrs, neue öconomisch-technologische Entdeckungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts 1851.
- Weibel, Abbildungen von Schweizer Gegenden. (2).
- E. Weiß, von dem lebendigen Gott und wie der Mensch zu ihm gelange 1029.
- K. F. C. *Wench*, indicum corporis juris supplementum 1487.
- J. Mey von Wening, über das Verhältniß des Wesens zur Form in der Philosophie 362.
- von Weyeld, freymüthige Gedanken über die Verminderung der Criminal-Verbrechen 1279.
- F. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge Th. 2. 1313.
- K. *Witte*, conchoidis Nicomedaeae aequatio et indoles 1072
- F. A. Wolf, zu Platons Phädon 191; s. Aristophanes.
- H. Wolf, das Geschlecht der edlen Herren von Rosdorf 567.

- W. H. Wollaston, Schreiben an Marcet u. Antwort desf. über das Blutwasser der an diabetes mellitus leidenden Kranken (603).
- E. H. Wolke, Anleitung zur deutschen Gesamtsprache 1073
- J. E. Woltersdorf, commentatio vitam Mithridatis M. per annos digestam sistens 1433.
- W. Wood, on painful subcutaneous tubercle (299).
- Wrede, encyclop. mathematische — encyclop. physical. Literatur (312).
- J. E. F. Wredow, oekonomisch-technische Flora Mecklenburgs B. 2. 1807.
- Wurm, genauere Bestimmung der Lichtänderungsperiode des Sterns η Antinoi (211).
- Wurzer, Progr. chemische Untersuch. eines Nierensteins von einem Pferde 160.

X.

Xenophon, Oeconomicus. Ed. Guil. Kusterus 767.

Z.

- Z. Sal. Zacharia, encyclop. juristische Literatur (312); Handbuch des franz. Civilrechts. Aufl. 2 B. 1. 2 3 4. 1241.
- Z. W. H. Ziegenbein, Lehrbuch der christlichen Glaubens- und Tugendlehre für die gebildetere weibliche Jugend 1641.
- Z. G. R. Zimmermann, Vöbrand van Hamelveld (1064).

Zweyte Abtheilung.

Register

nahmenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger litterarischer Nachrichten in dem Jahre 1813.

A.

Annales de Chimie T. 73. 228; T. 74. 230; T. 75. 231; T. 76. 423; T. 77. 538; T. 78. 540; T. 79. 541; T. 80. 833; T. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 2069; — des Voyages publiées par *Malie-Brun*, Vol. I — 20; No. I — 60. 867.

Archiv der deutschen Landwirtschaft, herausgegeben von J. Pohl. B. 6. 7. 354; — für alte und neue Kirchengeschichte. herausgeb. von R. F. Stäudlin u. H. G. Tschirner. B. I. St. 1. 1061; St. 2. 1490; — für das catholische Kirchen- und Schulwesen, herausgeg. von einer Gesellschaft B. I. 2. 1841.

B.

Beleuchtung der neuesten Reise durch Oesterreich ob u. unter der Enns 2c. v. J. Sartori. f. v. Ulm.
Bemerkungen, erläuternde, zu der vortrefflichen Schrift: Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Conföderation, ausgesprochene Wünsche Carls, Erzbischoffs. *Metro-politen* 1194.

Bibel, die neutestamentliche, übers. 2c. von Ch. F. Preis, B. I. 2. nebst einer Abhandl. über die Vereinigung der christlichen Confessionen 88.

Bibliographie de l'Empire Français f. L. Wachler.

Biographie universelle. T. 1-6. 1449. T. 7. 1721.

Ελληνική Βιβλιοθήκη, T. 3. 4. 5. 6. ed. Adamant.

Coray, *Plutarchi vitae parall.* Vol. 1. 2. 3. 4. 1761.

Bulletin de Pharmacie T. 3. 1007. 1046. 1187.

C.

China, über die neuesten Schicksale des Christenthums daselbst (1064).

Communications relative to the *Datura Stramonium* as a cure or relief of Asthma (900).

Connoissance des tems pour l'an 1813. — pour l'an 1814. 873.

Considérations sur l'état actuel de l'instruction publique du clergé catholique en France et en Allemagne par un ancien Grand-Vicaire übersetzt von J. D. Goldhorn (1392).

D.

Denkschriften der kbn. Academie der Wissenschaft. zu München für die Jahre 1809 u. 1810. 1225.

Description des machines et procédés spécifiés dans les brevets d'inventions, de perfectionnement et d'importations, dont la durée est expirée. Publiée par C. P. Molard, T. I. 73.

Dictionnaire des Sciences médicales par une Société de Medecins et de Chirurgiens Vol. I. 2. 3. 4. 5. 6. 2031.

E.

Die Edda. Nebst einer Einleitung über Nordische Poesie u. Mythologie, u. einem Anhange über die historische Literatur der Isländer. Von F. Xùhs 449.

Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1812 calcolate da Fr. Carlini e Carlo Brioschi — per l'anno 1813. 945.

Epistolae Parisienses, in quibus de rebus variis quae ad studium antiquitatis pertinent, agitur, editae a G. G. Bredow 33.

Etat militaire du corps impérial de l'artillerie de France 596.

De l'étude des Hiéroglyphes. 2 Vols. 121.

Examen des nouvelles fables de Phèdre, 269.

S.

Fabulae Aesopicae e cod. Aug. nunc primum

editae cum fabulis *Babrii* choliambicis collectis omnibus et *Menandri* sententiis singularibus aliquot etiam ineditis. Recensuit et emendavit I. Glob *Schneider*. 957.

Sundgruben des Orients B. 2. St. 3. 4. 673.

G.

Galérie du Musée Napoléon, publiée par *Vilhol* et redigée par *Lavallée* T. 6. 881; T. 7. 1425.

Gasi Hassan Pafcia, s. *Gasi Hassan*.

Geschichte, kurze, der Schule zu Klosterbergen 432; — kurze, des durch Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn von 1608 bis 1740. (1391).

Gelerhrte Gesellschaften, zu München 1225; zu Turin 1354; zu Strassburg 1801.

Gesetzbuch, allgemeines bürgerliches, für die gesammten deutschen Erbländer der östreichischen Monarchie Th. 1. 2. 3. 161.

Göttingen, 1) *Idn* Gesellschaft der Wissenschaften. A) *Feierlichkeiten*: Feier des 62sten Stiftungstages 2009. B) *Bericht über die merkwürdigsten Vorfälle*: von 1812 bis 1813, von Blumenbach. C) *Das Directorium geht* von Trichsen auf Bouterwek über 2009. D) *Das beständige Secretariat der physischen und mathematischen Classen* wird Blumenbach, das beständige Secretariat der der Geschichte und der alten Literatur gewidmeten Classen Eichhorn übertragen 225 und die Direction der gelehrten Anzeigen Eichhorn 233. E) *Verzeichniß der verstorbenen und neu aufgenommenen Mitglieder* 2009. F) *Vorlesungen*: Uebersicht derselben im letzten Jahre 2010 — *Mayer*, super polaritate luminis *gel. Anzeig.* 1812. 1077. *Gauß*, theoria attractionis corporum sphaeroidicorum ellipticorum homogeneorum, methodo nova tractata 545. *Hausmann*, de relatione inter corporum naturalium anorganici-

corum indoles chemicas et externas 705. *Eichhorn* de gemmis scalptis Hebraeorum 745. 985. *Bouterwek*, de Iustitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam pertinentem 1169. *Stromezer*, de arragonite ejusque differentia a spatho calcareo rhomboidali chemica 1569. *Schrader*, monographia generis Verbasci Sect. I. 1769. *Tychsen*, de numis veterum Persarum commentatio IV. 1945. *Blumenbach*, specimen archaeologiae telluris terrarumque inprimis Hannoveranarum alterum 2009. 2065. G) Vorgelegt haben: *Bieser*, eine Abhandl. anatomie comparée des conifères et des arbres verts 185. *Sprengel*, in umbelliferarum genera quaedam animadversiones 313. *Schaubach*, eine Abhandl. de Indorum modo, loca et motus planetarum definiendi 345. *Erter*, eine Zeichnung eines Schinesischen Tools (361). *Gauß*, eine Nachricht von zwey neuen astronomischen Instrumenten, und Erstlinge der damit angestellten Beobachtungen 745. von *Lindenau*, eine Nachricht von seinen Mercurtafeln 1065. *Gauß*, observationes cometae secundi quem vivimus anni, in observatorio Göttingensi factae, adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum orbitarum parabolicarum 2010 von *Schreibers*, im Namen der Kais. Kdn. Naturalien Cabinet's, Direction zu Wien, einen ansehnlichen Aerolith von dem Steinregen zu Stranern in Mähren 2011. *Scriba*, Vorschläge den Rübsamen wider schädliche Insecten zu sichern, und in gebirgigen Gegenden das Abfließen der Uecker durch Regengüsse zu verhüten 2011. *Beyerle*, Bemerkungen über eine ungewöhnliche Irritabilitäts-Krankheit bey dem Eintritt der Menstruations-Epoche 2011. *Hofffeld*, eine Abhandl. über die

wahre Beschaffenheit des Saturns und seines Ringes 2011. H) Preisaufgaben: a) von der historischen Classe für 1813. Geschichte des Mysticismus in Deutschland, wird nicht befriedigend beantwortet 2025. b) von der Classe der alten Litteratur für 1814. Geschichte der Vandalen in Africa im 5 und 6. Jahrhundert 2012. c) von der physischen Classe für 1815. die Natur, Entstehung, Fortpflanzung u. Verbreitung derjenigen Pilzartigen Gewächse, welche unter den Nahmen *Aecidium*, *Uredo* und *Puccinia* bekannt sind 2012. d) von der mathematischen Classe für 1816. Theorie der Entzündung des Schießpulvers 2015. e) ökonomische für den Jul. 1813, wie können die Nachteile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden, wird nicht befriedigend beantwortet 1265. und von neuem aufgegeben für Jul 1814 1267. 2018. für November 1813, welches sind die sichersten Mittel den Rübsaaren auf den Weckern wider die schädlichen Insecten zu sichern 1269, wird nicht beantwortet 2011. für Jul. 1814, (f. 9 Zeilen vorher) für Nov. 1814, über den Niedersächsischen Linnenhandel 1269. 2019. für den Jul 1815, über die zweckmäßigsten Vorrichtungen in gebirgigen Gegenden das Abfließen der Wecker bey Regengüssen zu verhüten 1270. 2020. für den Nov. 1815, Theorie der Viehmästung 2020. I) Preischriften: Bemerkung über eine gegen die gesetzliche Vorschrift deutsch abgefaßte Schrift über die Geschichte der Vandalen in Africa 2012. K) Geschenke an die Kön. Gesells. der Wissenschaften: ein Geschenk von Münzen von Hrn. Hofr. von Klapproth 153 — von Hrn. Bisch. Münter 154. von Hrn. de Bruguiere Baron von Corsum, alte Münzen 1353.

Göttingen. 2) Universität: A) Academische Feierlichkeiten: Anwesenheit des Königs v Westphalen 649; Prorektoratswechsel Progr. von Mischerlich, über den Einfluß der Wissenschaften auf die Tugend 969; Ausstellung der Büste des Königes von Westphalen auf dem großen Bibliotheksaal 1105. B) Festprogramme. Weihn. 1812 v. Stäudlin 913; Pfingsten 1810, 1812, 1813, Ostern 1813, Auct. *Pott* 1113. C) Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 489; für den Winter 187 $\frac{1}{2}$ 1489. D) Nachricht von der mit der Universitäts-Bibliothek verbundenen Sammlung von Kupferstichen 105. E) erhält ein von Keil verfertigtes Präparat des menschlichen Hirns zum Geschenke 113; erhält einen Abguss der colossalen Büste des Königes von Westphalen zum Geschenk 353; eben diese Büste aus Marmor 1105; die Gemäldesammlung erh von Hrn. Baron v. Strombeck eine heil Jungfrau von Lucas Crauch zum Geschenk 1185.

S.

Agelschaden = Institut, von dem Ebtenschen (356).

Gasi Jaffan Pascia, gran ammiraglio del imp. Ottomano (678).

Herculanensia; or archeological and philological Dissertations containing a Manuscript found among the ruins of Herculaneum 1593.

Selectae e profanis scriptoribus Historiae cur. Schäfer 680

Somajun Namah, Geschichte I. übersetzt von Hammer (673).

Rich. Kurd, Bischof von Worcester, Anz. f. Todes (2010).

J.

Die Illyrischen Provinzen u. ihre Einwohner 1530.

Inflammation, observations on (290).

Inchrift, Griech. auf eine mimische Actrice (1768).

- Justiniani *Institutionum* libri IV. Recensuit et indicem editionum adiecit F. A. Biener 1345.
l'Italia avanti il dominio dei Romani s. Iof. Micali. J.
- Jahrbuch, Astronomisches, für das Jahr 1814. — für das Jahr 1815. herausgegeben von F. E. Bode 209.
- Jerusalem u. Hebron, Beschreibung von (676). *Journal medical and surgical* Vol. 8. Nr. 1. 2. 3. 289-601. 642. 889. B.
- Kirchen-Jahrbuch, Protestantisches, für das Königreich Bayern. Jahrgang 1. 1128.
- Koran, Proben einer Uebersetz von Hammer (677). Traduzione interlineare del libro *Kr fnu* (674).
- Kronos. Eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts, Jan. Febr 1813. (herausgegeben von Bran) 727. L.
- Graf Lagrange, Anz. s. Todes 2009. M.
- Maasß und Gewicht, das Französische, verglichen mit dem in verschiedenen Gegenden Deutschlands gebräuchlichen 1192.
- Magazin, civilistisches, herausgegeben von Hugo B 4. H. 2. 3 4 1385.
- Mémoires de physique et de Chimie de la Societé d'Arcueil*. T. 2. 193; — de l'académie Impér. des sciences, littérature et beaux arts de Turin 1354. 1673. 1913. 2049; — de la Societé des sciences, agriculture et arts de Strasbourg. Partie des sciences T. 1. 1801.
- Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwissenschaft, und Thierheilkunde, herausgegeben von F. J. Kausch B. 1. 2022.
- Monumentum aeternae memoriae Mariae Christinae erectum*. s. *Birkenstock*.
- Musée des antiques*, dessiné et gravé par P. Bouillon; avec des notes explicatives par

M*** Livr. 6. 220; Livr. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
1329.

N.

Numismata musei Sanclementiani s. *Sanclemente*.

O.

Ordonnances des Rois de France de la troisième race. Vol. 15. par M. le Comte de *Pastoret* 521.
Oesterreich, tabellarische Darstellung der Morigenzahl des Uckerlandes ic. (1798).

P.

Paris, Liste der im J. 1810 Gestorbenen (1048.)
Pend nameh, übers v. *Sylvestre de Sacy* (673).
Les Peuples de la Russie, s. *Rechberg*
Preisaufgaben, der Ges. der Wiss. zu Kopenhagen f. 1813. 591; der Societät der Wissensch. zu Paris 1417; der physical. Classe der Kdn. Baiern. Academie für 1813 und 1814. 21.

R.

Register, Asiatick annual Vol. 9. 10. 1729.
Report of the board of health on the yellow fever at Perth-Amboy (292).
Kochbüche Empfehlung derselben zur Dehlbenutzung (1798).

S.

Schah Nameh, Probe einer Uebersetzung v. *Zanmer* (674. 679).
Schuldenwesen, über das öffentliche 1665.
Sonnenuhr, welche die zwölfte Mittagestunde mittlerer Zeit anzeigt (213).
Stoß, über die Gesetze desselben vorzüglich in Anwendung auf den Stoßheber (1231).
Synodal Reden, gehalten von protestantischen Districts-Decanen im Kdniaar. Baiern, gesammelt und herausgeg. von *Glob W. Meyer* B. I. 1886.

T.

Tableau chronologique des peintres s. *Schweighäuser*.

Novum Testamentum Gr. Ed. G. C. Knapp T.
I. 2. Ed. 2. 2041.

Transactions of the medical Society of London
Vol. 1. P. 1. (644); — medico - chirurgial,
publ. by the med. chir. Society of London
Vol. 2. (644).

U.

Jesu Universalreligion, 1009.

V.

Verzeichniß der Brückmannischen Mineralien-
Sammlung (1712).

Voyage pittoresque de l'Oberland 1; — pittores-
que de Constantinople s. Melling.

W.

Weide, des Viehes in den Wäldern, Gründe da-
für (1797).

Willan Anz. s. Todes (602).

Wort, über das patriotische, welches D. S. zur
baldigen Wiederherstellung der cathol. Kirchen-
verfassung in den rheinischen Bundesstaaten
ausgesprochen hat 100

Wucher, über den öconomischen (1796).

Verbesserungen.

- S. 115. muß die unterste Zeile die oberste derselben Seite seyn.
S. 275. S. 2. v. u. l. Characteristische st. Critische.
S. 327. S. 9. l. Berkelon st. Berken.
S. 451. S. 2. v. u. l. diese st. diesen u. sie st. ihn.
S. 860. S. 19. u. 20. l. Verbindlichkeiten bekannt zu machen,
st Verbindlichkeiten zu machen.
— 889. S. 6. l. 648 st. 304.
— 566. S. 21. l. Wolfgang st. Waffgang.
— 1009 l. die Seitenzahl 1009 st 993.
— 1143 S. 3. l. nicht erleichtert noch verhütet st. erleichtert
und zugleich verhütet.
— 1744. S. 6. l. vorkommen st. verbrennen.
— 1807 S. 5. v. u. l. Wredow st. Wredow.
— 2048. S. 7. l. Theorie st. Chemie.
— — S. 32. l. der Abführung st. die Abführung.